This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

R. Pauli
F30.6
D-

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.

R. Pauli.

8 3016

Dn

Inhalt.

Erstes Heft.

Zum Jahresanfang. (Heinrich von Treitschke.) . . . . . Seite 1
Winckelmann. . . . . — 18
Tagebuchblätter aus Oberitalien. (W. Lang.) . . . . . — 39
Pater Abraham a Sancta Clara. (W. Scherer.) . . . . . — 62
Lord Byron in Griechenland. (K. Mendelssohn Bartholdy.) . . . . . — 99
Notiz. . . . . — 115

Zweites Heft.

Ueber Gotth. Ephr. Lessing. (W. Dilthey.) . . . . . — 117
Der Thronwechsel in England im Jahre 1837 und die Abtrennung Hannovers. (R. Pauli.) . . . . . — 162
Preußen und Schwaben. Ein Gespräch von David Friedrich Strauß. . . . — 186
Land und Leute in Oesterreich. (Dr. Samuel.) . . . . . — 200
Politische Correspondenz. . . . . — 223
Notizen. (Die Vollendung von Koberstein's Geschichte der deutschen Litteratur.) — 238

Drittes Heft.

Lorenz Stein. (Gustav Schmoller.) . . . . . — 245
Ueber Gotth. Ephr. Lessing. (Schluß.) (W. Dilthey.) . . . . . — 271
Die Reform des Civilprocesses. (F. Hinrichs.) . . . . . — 295
Zur Jugendgeschichte Beethoven's. (Otto Gumprecht.) . . . . . — 324
Politische Correspondenz. . . . . — 341
Notizen. . . . . — 356

Viertes Heft.

Montesquieu. (S. Brie.) . . . . . — 361
Die Sanitätspflege der Armee im Feldzuge von 1866. (Dr. Samuel.) . . — 379
Die Erhebung Siciliens im Jahre 1860. (O. Hartwig.) . . . . . — 413
Litteratur und Culturgeschichte. . . . . — 462
Politische Correspondenz. . . . . — 469
Notizen. (Dr. G. Rosen, Geschichte der Türkei.) . . . . . — 482

Fünftes Heft.

Leonardo da Vinci. (G. Droyſen.) . . . . . Seite 487
Die Entwickelung der europäiſchen Staatsterritorien und das Nationalitätsprincip. (A. Wagner.) . . . . . — 540
Die „unächten Erinnerungen an Möhler," oder der „Mythiker" und der Benedictiner. (Eine Erwiderung von D. F. Strauß.) . . . . . — 580
Luxemburg und ſeine Verbindung mit Deutſchland. (S. Brie.) . . . . . — 584
Politiſche Correſpondenz. . . . . — 602

Sechſtes Heft.

G. B. Niccolini. (W. Lang.) . . . . . — 615
Die Stellung der Hanſeſtädte zum Zollverein. (A. Lammers.) . . . . . — 652
Hannover ſeit der Einverleibung in Preußen. . . . . — 675
Die Niederlande und Preußen. (A. Anſchütz.) . . . . . — 696
Friedrich des Großen Wirthſchaftspolitik und die ſchwäbiſchen Colonien in Weſtpreußen. (W. Oncken.) . . . . . — 707
Die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes. (Heinrich von Treitſchke.) . . . — 717
Notiz. . . . . — 733

Zum Jahresanfang.

Das ſind die ſchlechteſten Menſchen nicht, die ſich nimmer genug thun können, und es ſind nicht die kleinſten Zeiten, die beharrlich über ihre eigene Kleinheit klagen. Wie oft, ſeit das unglückliche Wort „Genie“ die Köpfe unſerer Jugend bethörte, erklang in unſerer Dichtung der Weheruf über dieſe Welt der Epigonen; und auch nachdem wir endlich verlernt, die Dinge nur mit dem Auge des Künſtlers zu betrachten, iſt ſolche Klage keineswegs verſtummt. Und doch, um zu ſchweigen von den ſtillen Eroberungen unſerer Volkswirthſchaft, die Wohlſtand, Behagen und gute Sitte in immer weiteren Kreiſen verbreiten, wie viele Jahrzehnte der Geſchichte waren reicher an großen, ſchlechthin neuen politiſchen Schöpfungen, als dieſes jüngſte, das wir ſo gern eine Zeit der kleinen Menſchen ſchelten? Wir erlebten in Indien einen Kampf, der dort den endgiltigen Sieg der abendländiſchen über die orientaliſche Geſittung entſchied, und eben jetzt ſehen wir in dem ſiegreichen England die demokratiſchen Kräfte, welche ein unvergleichlicher Gewerbfleiß entbunden hat, langſam ſich rüſten zur Umgeſtaltung des alten ariſtokratiſchen Staatsbaues. Wir haben in Amerika den größten der modernen Bürgerkriege geſehen, der in ſeinem Kerne doch ein Kampf war um eine erhabene Idee; zum erſten Male in der neuen Geſchichte offenbarte ſich die Demokratie, die freie und geordnete, nicht durch den Schrecken geknechtete, Demokratie in ihrer kriegeriſchen Größe. Unterdeſſen ſchreitet die alte Welt mit raſchen Schritten jenem Zeitalter geſicherter Civiliſation entgegen, da die großen Culturvölker Herren ſein werden im eigenen Hauſe, und feindliche Heere ſeltener die geſicherten Grenzen des Nachbars überſchreiten werden. Wir ſahen Italien erwachen, und ſo unwiderſtehlich hat in dieſer nationalen Bewegung die Natur der Dinge, die Macht der Vernunft gewaltet, daß wir hoffen dürfen, ihre letzte, bedeutſamſte Scene werde unblutig verlaufen. Es iſt nicht unmöglich, daß die unbelehrbarſte der alten Mächte, das Papſtthum, dereinſt ſelber die Unhaltbarkeit ihrer weltlichen Herrſchaft eingeſtehen muß.

Von allen Wandlungen dieſer wechſelvollen Tage iſt jene, die auf unſerem Boden ſpielt, vielleicht die größte. Es iſt müßig, aufzuzählen, was einem Jeden, nun dies reiche Jahr im Sterben liegt, wieder ergreifend und erhebend vor die Seele tritt. Genug, wir haben durch einen ſieghaften Krieg, den menſchlichſten unſerer Geſchichte, unſere Unabhängigkeit erobert und im Norden eine Macht geſchaffen, wie ſie nicht mehr beſtand ſeit den Tagen unſerer Sachſenkaiſer; wir haben, glücklicher als die Italiener, all' dies erreicht mit reinen Händen. Nicht durch die Hülfe der Fremden, nicht durch die Preisgebung deutſchen Bodens erkauften wir den Sieg der nationalen Idee. Und während die Freunde der alten Unordnung ſich noch die Augen reiben und an den neuen nationalen Staat nicht glauben wollen, hat die ſtille Arbeit der regeren Geiſter den nationalen Gedanken bereits wieder ein Stück Weges zurücklegen laſſen. Unſer Volk hat leider nicht mit revolutionärem Entſchluß den Prager Frieden gebrochen, wie die Italiener den Frieden von Zürich. Trotzdem iſt jener Frieden bereits überwunden. Alle denkenden Patrioten begegnen ſich bereits in der Ueberzeugung: der neue Bund muß ſchon nach ſeiner erſten Anlage fähig ſein, den Süden in ſich aufzunehmen, zur rechten Stunde die Feſſeln jenes Friedensſchluſſes abzuſchütteln.

Wahrhaftig, eine ſo raſch wachſende Zeit verdiente wohl, daß ein anderer Ulrich von Hutten ihr zuriefe: „o Jahrhundert, es iſt eine Luſt zu leben!“ Solcher Zuruf wäre berechtigt, obwohl die großen Neubildungen dieſer Tage ſehr nüchtern und unſcheinbar auftreten. Häufig folgt in der Geſchichte ſtarker Umwälzungen auf eine Epoche voll genialer Entwürfe und heißer Leidenſchaften eine andere ruhigere Zeit, welche, belehrt durch die Mißerfolge der Vorgänger, ohne das Feuer der Jugend, mit ſtrengem Ernſt vollendet, was der erſte Anlauf nur halb erreichte. Jene nüchterne Convention, die den Oranier zum Throne berief, war der glücklichere Erbe des langen Parlaments; erſt der kalte Verſtand eines rechnenden Geſchlechts ſicherte dem engliſchen Volke die Güter verfaſſungsmäßiger Freiheit, welche das Genie und das Schwert der großen Puritaner nicht auf die Dauer zu wahren vermochte. Die kühnen Worte der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten werden noch lange die Jugend unſeres demokratiſchen Jahrhunderts begeiſtern; in Wahrheit begründet wurde die Republik des Weſtens erſt durch jene beſcheidene Verſammlung von Philadelphia, deren trockene, geheime Debatten den Staatenbund in einen Bundesſtaat verwandelten. Auch Italiens Geſchicke erfüllten ſich erſt, als auf die Schwärmer, welche zu dem Wahlſpruch l'Italia farà da se ſchwuren, ein Geſchlecht von Staatsmännern gefolgt war, das mit dem Gegebenen zu rechnen wußte. Aehnlich wird einſt dem Urtheile der Nachwelt die deutſche Bewegung von

1866 neben der Revolution von 1848 erscheinen. Zwar, Gott sei Dank, das Gleichniß hinkt ein wenig; denn eine gerechtere Zukunft wird weder so groß von den Männern des März, noch so klein von den Helden des vergangenen Jahres denken, wie unsere heutigen Demokraten. Doch allerdings, kein brausender Jubelruf der Massen wird unserem zweiten Parlamente entgegentönen, wie einst dem ersten, und nicht die alte Krönungsstadt am Maine, darin die Schatten von Kaiser und Reich noch umgehen, wird es empfangen, sondern das moderne Berlin. Aber die Erinnerungen, welche diese junge Stadt umschließt, sind die echtesten und schönsten unserer neueren politischen Geschichte; neben den Spuren einer stattlichen und noch immer lebendigen Vergangenheit regt sich hier eine kräftige, aussichtsvolle Gegenwart. Wir werden zufrieden sein, wenn die Verhandlungen des Parlaments ein ebenso modernes, realistisches Gepräge tragen wie die neue deutsche Hauptstadt. Nicht mit grenzenlosen, unbestimmten Hoffnungen auf eine Neugestaltung der Nation an Haupt und Gliedern eröffnet sich das zweite Parlament, wie einst das erste; ein ziemlich enger Kreis nüchterner Geschäftsfragen harrt der Erledigung, und eben diese feste Begrenzung der Aufgabe bürgt uns für die glückliche Lösung. Die politischen Kräfte für ein Verfassungswerk, das uns die Bahn zur Einheit Deutschlands erschließen soll, sind in reichem Maße vorhanden; es gilt nur, daß die Nation im Rathe dieselbe Gabe der Mannszucht und Selbstbeherrschung bewähre, wie das Volk in Waffen.

Wir Unitarier sehen einen guten Theil unserer Gedanken früher verwirklicht, als unsere kühnsten Träume zu hoffen wagten, wir sind darum verpflichtet, die tapfere Zuversicht auf den Fortgang unserer großen Sache uns nicht trüben zu lassen durch den Mißmuth über manche politischen Fehler der jüngsten Tage. An solchen Fehlern war die laufende Landtagssession nicht arm. Die Versöhnung der alten Opposition mit der Regierung ist keineswegs so vollständig, wie wir nach den großen Zugeständnissen der Thronrede hoffen durften. Noch immer gilt es als ein Zeichen der „Entschiedenheit," lieber mit den Polen, den geborenen Feinden unseres Volkes, und den Ultramontanen, den geschworenen Feinden unserer Einheit, zu stimmen, als mit den gemäßigten Liberalen. Noch immer spreizt sich jene rechthaberische Eitelkeit, welche in Deutschland das Privilegium genießt, sich Charakter zu nennen, und erzählt den lächelnden Hörern, welche wundervollen Siege der ungehemmte Fortschritt auf dem Schlachtfelde erfochten haben würde, möchte, könnte! Unter den zahlreichen Beschwerden, welche die Fortschrittspartei während der Budgetdebatte erhob, sind leider sehr viele wohl begründet; doch wenn wir sehen, mit welchem Jubel diese Angriffe auf das Ministerium Bismarck von den Feinden Preußens

in Oesterreich, Frankreich und Süddeutschland begrüßt werden, so erhebt sich die Frage, ob ein preußischer Volksvertreter heute wohl thut, dem Particularismus in die Hände zu arbeiten. Auch leichtfertiger politischer Dilettantismus regte sich oftmals. Ganz gewiß bildet das Steuerbewilligungsrecht das höchste der parlamentarischen Rechte, das wir einst erobern müssen, wenn unser Verfassungswerk sich vollenden soll; die Gründer der Verfassung haben es dem Landtage versagt und dadurch einen Conflict heraufbeschworen, den Dahlmann schon vor siebzehn Jahren kommen sah. Aber wie durften denkende Männer, erprobt im Wind und Wetter des Verfassungskampfes, ernstlich hoffen, dies fundamentale Recht beiläufig in die Verfassung hineinzuinterpretiren? Genug der Vorwürfe. Ein großes Ergebniß ist erzielt: zum ersten Male seit Jahren kommt ein rechtlich unanfechtbares Budget zu Stande. Auch für die Berathung des Budgets ist endlich die rechte Form, die wirksame Oeffentlichkeit, gefunden. Die Aufhebung der Wuchergesetze ist ein Zeugniß für die unhemmbare Macht des Fortschritts in unserer Gesellschaft; der Verlauf der Session bewies von Neuem, daß unser Liberalismus über eine achtungswerthe Fülle von Sachkenntniß und geschäftlicher Tüchtigkeit gebietet. Ein Landtag, der solche Früchte bringt, verdient mit allen seinen Fehlern eine ehrenvolle Stelle in unserer Verfassungsgeschichte.

Größere Ergebnisse haben wir von diesem Landtage nie erwartet, am Wenigsten eine gründliche Neubildung der Parteien. Auch die aus den gemäßigten Elementen der Fortschrittspartei hervorgegangene sogenannte nationale Partei begrüßen wir nur als ein Symptom der verbreiteten Erkenntniß, daß die alten Parteien sich nicht mehr unverändert halten lassen; eine in Wahrheit neue Partei mit positivem Programm vermögen wir in ihr nicht zu erkennen. Die Parole „Unterstützung der auswärtigen, Bekämpfung der inneren Politik der Regierung" enthält, schroff durchgeführt, unleugbar einen Widerspruch. Grade aus den Reihen dieser neuen Partei sind einige der heftigsten und leider auch einige der ungerechtesten Angriffe auf die Regierung hervorgegangen. Es war schmerzlich, aus dem Munde eines trefflichen Patrioten das gemeine Wort Heine's über die Einheit des Zuchthauses und der Peitsche zu hören — eine häßliche Reminiscenz aus jener unfruchtbarsten Zeit des deutschen Liberalismus, da man die ernsten Geschäfte der Politik in Feuilletonwitze verflüchtigte und den Patrioten um so höher schätzte, je schamloser er auf sein Vaterland schimpfte. Nicht in diesem Tone einer längst überwundenen Epoche sollten deutsche Männer heute, da ein gerechter Stolz auf unseren Staat das ganze Volk durchdringt, über unsere Zukunft reden!

Die neue Parteibildung, deren wir bedürfen, kann nicht erfolgen

innerhalb des preußiſchen Landtags; denn der Groll der Perſonen und Parteien und der Anblick vieler noch immer nicht abgeſtellter Verwaltungsmißbräuche aus der Zeit des budgetloſen Regiments trüben hier auch dem Unbefangenen leicht den freien Blick. Sie kann nur erfolgen unter den neuen Verhältniſſen und den neuen Männern des norddeutſchen Parlaments. Es ſcheint geboten, jede Selbſttäuſchung zu vermeiden und kalt zu prüfen, welche Erwartungen wir von dieſer Verſammlung hegen dürfen.

Zuvörderſt, die Macht des Parlaments wird rechtlich und thatſächlich eine beſchränkte ſein. Rechtlich, denn das Parlament iſt eine Verſammlung ad hoc, ihm fehlen die finanziellen Waffen einer regelmäßigen Volksvertretung. Außerdem hat der preußiſche Landtag dafür geſorgt, daß das Parlament nur berathende Befugniß haben wird; und wir können dieſe Vorſicht nicht mißbilligen, denn bei dem unſicheren Ausfalle der Wahlen iſt es allerdings möglich, daß die preußiſche Verfaſſung durch das Parlament untergraben, ein gewiſſer Beſitz unſicheren Hoffnungen geopfert werde. Thatſächlich wird die Macht des Parlaments beſchränkt durch die Gefahr, daß ein ernſthafter Conflict mit den Regierungen die Conſtituirung des norddeutſchen Bundes verhindere. Die preußiſche Regierung wird dem Parlamente einen mit den übrigen Cabinetten vereinbarten Entwurf vorlegen. Die Verſammlung mag daran Vieles und Wichtiges ändern; verwirft ſie aber die Grundlagen des Entwurfs, ſo wird, bei dem unzweifelhaften böſen Willen mehrerer unſerer getreuen Bundesgenoſſen, eine Einigung unabſehbar. Die Regierung von Mecklenburg und das ſouveräne Volk von Hamburg haben, nach dem Vorgange unſeres Abgeordnetenhauſes, das Wahlgeſetz für das Parlament bereits eigenmächtig abgeändert. An ſolchen unerfreulichen Vorzeichen läßt ſich ermeſſen, wie übermüthig der Particularismus der Cabinette und des Volkes aufjubeln wird, ſobald das Parlament ſich mit der Krone Preußen nicht verſtändigt. Dann würde ſich die unendliche Schwierigkeit eines parlamentariſchen Bundesſtaates unter monarchiſchen Staaten auf das Widerwärtigſte offenbaren und der norddeutſche Bund eine abſolutiſtiſche Spitze, einen Bundesrath ohne Parlament erhalten. Wer dieſen traurigſten und gewaltſamſten Ausgang vermeiden, wer den parlamentariſchen norddeutſchen Bund ehrlich will, der muß mindeſtens die Grundlagen des zwiſchen den Regierungen vereinbarten Entwurfs annehmen. Manchem unſerer liberalen Freunde wird dieſe bittere Wahrheit ſehr niederſchlagend klingen. Aber die jüngſte Phaſe unſerer Revolution iſt allein durch die Krone Preußen geſchaffen worden; wir halten es für ein unvermeidliches Ergebniß dieſer Sachlage, daß die Krone auch fernerhin die Führung der Bewegung behält. In dem alten deut-

schen Bunde war die Nation gar nicht vertreten, sie besaß nicht einmal ein wirksames Recht der Bitte; in dem neuen Bunde wird die Nation bereits bei der Gründung der Bundesgewalt zur Mitwirkung aufgerufen. Wir meinen, das sei ein großer, segensreicher Fortschritt auf der Bahn der Freiheit, und wir sehen keinen Grund zu beklagen, daß das Parlament nicht die — nach der Erfahrung aller Zeiten zweischneidigen — Befugnisse einer Constituante besitzen wird.

Das Gebot der Mäßigung ergiebt sich schon aus der Competenz des Parlaments und wird noch einleuchtender, wenn wir schonungslos prüfen, welche Aussichten der Liberalismus hat, selbst zur Regierung zu gelangen. An den Sturz der beiden berühmtesten Mitglieder des Cabinets denkt im Ernst kein Patriot. Einige andere Minister zu entfernen ist den parlamentarischen Kräften unter günstigeren Verhältnissen nicht gelungen; heute, nachdem das Cabinet durch große Erfolge gekräftigt worden, müssen wir uns darein finden, daß wir vorderhand nicht die Macht besitzen das Ministerium zu ändern. Glücklicherweise verbietet die Natur der Lage heute auch einer conservativen Regierung ein reactionäres Parteiregiment. Cavour, der gern sich rühmte der Revolution einen Damm entgegengeworfen zu haben, sang auf dem Sterbelager die Weise des ça ira vor sich hin, und wir meinen, der von den Radicalen verwünschte Mylord Camillo hatte ein Recht, den Kriegsgesang der Revolution auf seine Lippen zu nehmen. Graf Bismarck mußte in dem monarchischen Deutschland dem Radicalismus noch weit schroffer entgegentreten als Cavour in dem altrepublikanischen Italien; ein mächtiger revolutionärer Zug ist doch auch in der jüngsten Epoche der preußischen Politik unverkennbar. Es ist heute nicht mehr möglich, zugleich ein preußischer Patriot und ein Legitimist zu sein; die conservative Partei hat, als sie diese Regierung unterstützte, viele ihrer heiligsten Glaubenssätze über Bord werfen müssen. Auch verkünden die böhmischen Schlachtfelder gar zu laut, welche Ueberlegenheit einem Staate aus den modernen Mächten der entfesselten Volkswirthschaft und der freien geistigen Bildung erwächst; es wäre ein Selbstmord, wenn die Regierung auf den Beistand dieser Mächte fernerhin verzichten wollte. Sind wir dergestalt vor einem reactionären Parteiregimente sicher, so liegen andererseits keine Gründe vor, welche die Regierung zwängen, sich kurzweg zu einem liberalen Programme zu bekehren. Wir halten es für eine Selbsttäuschung, wenn die Fortschrittspartei versichert, einer liberalen Regierung werde die Einverleibung der neuen Provinzen leichter gelingen. Die Männer des Nationalvereins haben vor dem Kriege das Cabinet auf das Bitterste angefeindet, sie haben während der Krisis allein in Sachsen mit Ernst und Muth für die deutsche Sache gewirkt; in Hannover und

Hessen hielten sie sich zurück oder begnügten sich mit der Kundgebung einer kühlen Sympathie. Heute, seit die deutsche Frage praktisch geworden, ist der aus ernsten Patrioten und eitlen Phrasenhelden bunt gemischte Anhang der Herren v. Bennigsen und Micquel in alle Winde zerstoben; der Beistand dieser Männer, wie hoch wir ihn auch anschlagen, ist für die Regierung nicht mehr von entscheidender Bedeutung. Jene Schichten der Gesellschaft, welche der neuen Ordnung am heftigsten widerstreben — die hannoverschen Junker und Offiziere, die Pastoren und Bauern — zählen meist zur reactionären Partei und lassen sich durch ein liberales Cabinet ebensowenig gewinnen, wie einst der verstockte Preußenhaß der süddeutschen Radicalen durch das Ministerium Auerswald belehrt werden konnte. Aus alledem ergiebt sich, daß der Liberalismus vorderhand nicht hoffen kann, zur Herrschaft zu gelangen; aber ihm bleibt die Aussicht, durch feste und gewandte Unterstützung der deutschen Politik des Grafen Bismarck sich einige wichtige Zugeständnisse zu erobern.

In solcher Meinung werden wir bestärkt, wenn wir den wahrscheinlichen Ausfall der Wahlen in's Auge fassen. Das allgemeine, directe Stimmrecht ist in Deutschland, soviel wir wissen, erst zweimal erprobt worden, in Braunschweig und Schleswig-Holstein, beide Male mit nicht ungünstigem Erfolg. So vereinzelte Erfahrungen gewähren keinen sicheren Maßstab. Der Hochmuth der Gebildeten hat sich bisher nur wenig um die politische Gesinnung der Masse bekümmert, und da überdies allerorten der begreifliche Wunsch nach neuen, von dem Hasse der alten Parteikämpfe noch unberührten, Männern sich erhebt, so liegt der Erfolg des Experiments in tiefem Dunkel. Selbst in unserem besser gebildeten und minder von socialem Neide angefressenen Volke werden einige jener Erscheinungen nicht ausbleiben, welche Frankreich an dem suffrage universel erlebt. Da und dort mag in einem kleinen Staate ein Minister von gemäßigt-liberaler Richtung, ein Kenner des verwickelten Bundesrechts, siegreich aus der Wahlurne hervorgehen; doch im Allgemeinen wird die höhere geistige Bildung schwerlich zu der gebührenden Geltung gelangen, der gemäßigte Liberalismus hat bei allgemeinem Stimmrecht wenig Hoffnung auf große Erfolge. Dafür müssen andere sociale Mächte, welche die Masse beherrschen, sich in ihrer vollen Bedeutung zeigen: Glauben und Aberglauben, Gewohnheit und Dummheit, politische und wirthschaftliche Abhängigkeit.

Mithin läßt sich schon heute voraussehen, daß mindestens zwei Parteien in dem Parlamente sehr stark vertreten sein werden. Aus den ländlichen Bezirken der alten Provinzen werden viele conservative Abgeordnete erscheinen, darunter einige einsichtige Anhänger der deutschen Politik des

Cabinets, die Mehrzahl aber ſchlechtweg gouvernemental. Ihnen gegenüber werden ſich, wo nicht in der Form, ſo doch in der That, die Particulariſten zu einer geſchloſſenen Partei zuſammenſchaaren: Legitimiſten aus den neuen Provinzen, Ultramontane vom Rhein, mecklenburgiſche Junker, Verehrer des Rautenkranzes und des weißen polniſchen Adlers, dazu die Radicalen vom Schlage der Rheiniſchen Zeitung. Wir unterſchätzen keineswegs die Bedeutung dieſer gemiſchten Geſellſchaft. Der Particularismus erkennt mit dem ſicheren Inſtincte der Todesangſt, daß in dem Parlamente die Einheitsfrage, nicht die Freiheitsfrage zur Entſcheidung kommt, und kümmert ſich darum wenig um die mehr oder minder liberale Geſinnung ſeiner Genoſſen. In dem Einen, worauf es zunächſt ankommt, ſind die Herren einig: in dem böſen Willen, den norddeutſchen Bund zu ſchädigen, in dem Nein gegen jede heilſame Beſchränkung der Vollgewalt der kleinen Kronen.

Sollte dieſer ſichere politiſche Takt der Gegner nicht der dritten Gruppe, welche vorausſichtlich in dem Parlamente auftreten wird, den liberalen preußiſchen Patrioten jenen Weg weiſen, der für uns der einzig mögliche iſt? Die Verfaſſungsarbeit unſeres erſten Parlaments war ſchon darum hoffnungslos, weil in den Hallen von St. Paul das thörichte Feldgeſchrei: Freiheit — oder Ordnung! den einzig richtigen Parteiruf: Einheit — oder Zerriſſenheit! fortwährend übertönte. Jene Coalition der Demokraten und Oeſterreicher, welche die Reichsverfaſſung alſo vergiftete, daß ſie der Krone Preußen unannehmbar ward, trägt die ſchwerſte Schuld an dem Untergange des erſten Parlaments. Darf ein ſo jammervolles Schauſpiel politiſcher Unfähigkeit nach ſiebzehn Jahren herber Erfahrungen ſich wiederholen? Dem Particularismus gegenüber ſcheint uns die Pflicht der liberalen Preußen zweifellos. Sie müſſen mit den Conſervativen für die weſentlichen Punkte des Regierungsentwurfes ſtimmen, auf daß die Particulariſten mit überwältigender Mehrheit geſchlagen werden; denn ſtarke Majoritäten haben in einer berathenden Verſammlung, die vornehmlich auf ihr moraliſches Gewicht angewieſen iſt, beſonderen Werth. Sind die liberalen Preußen zahlreich vertreten — was wir wünſchen, aber nicht mit Sicherheit zu hoffen wagen — ſo haben ſie es in der Hand, ihre Bundesgenoſſenſchaft theuer zu verwerthen und wichtige liberale Zugeſtändniſſe zu erlangen. Sind ſie zu ſchwach, um als Partei etwas zu gelten, ſo erwarten wir von ihnen den tauſendſten Theil jener Hochherzigkeit, welche die erhabene Kinderſeele Garibaldi's unter die Unſterblichen erhebt; wir erwarten, daß ſie im Nothfalle auch für ſolche Beſtimmungen des Regierungsentwurfes ſtimmen, welche dem liberalen Programme nicht entſprechen: — auf daß nur der Anfang der

Einheit des Vaterlandes nicht zerstört werde. Durch eine solche streng-unitarische Haltung kann es gelingen, daß aus den gemäßigten Elementen der conservativen und der liberalen Partei eine neue lebensfähige Mittelpartei, eine freie und deshalb werthvolle Bundesgenossin der deutschen Politik des Cabinets, entstehe. In Posen sind bereits die Deutschen aller Farben zu einträchtigem Widerstande gegen die Polen zusammengetreten; mögen auch in den minder gefährdeten Provinzen die entschlossenen Anhänger der neuen deutschen Ordnung den verkappten Lobrednern der alten Fremdherrschaft die gleiche Thatkraft und Selbstverleugnung zeigen!

So viel wir bisher von dem Bundesverfassungsentwurfe kennen, werden besonnene Liberale sich leicht mit seinen wesentlichsten Bestimmungen befreunden. Die jüngste Nachricht, daß die Vertreter der kleinen Kronen mit einigem Schrecken Preußens weitgehende Forderungen vernommen haben, berechtigt die ernsten Freunde der Einheit zu guten Erwartungen. Wir heben einige Hauptpunkte hervor.

In dem Heerwesen kann die Einheit gar nicht radical genug durchgeführt werden; jede Zweideutigkeit ist hier vom Uebel. Der Fahneneid läßt sich nicht theilen. Ein Eid, zum Theile dem Oberfeldherrn, zum anderen Theile dem heimischen Dynasten geleistet, kann in manchen, zwar unwahrscheinlichen, doch keineswegs unmöglichen Fällen die Offiziere der kleinen Contingente in die peinlichste Gewissensbedrängniß stürzen. Schon allzu oft sind diese braven Soldaten durch die Schuld ihrer Höfe zum Kampfe gegen Deutschland und die eigene bessere Ueberzeugung geführt worden; die Nation ist ihnen schuldig, so schweres Unglück einmal für allemal zu verhindern. Dazu kommt die Rücksicht auf den möglichen Eintritt der süddeutschen Contingente in unser Heer. Nur wenn wir das norddeutsche Heer zu einem Körper von unzerstörbarer Festigkeit und Einheit herangebildet haben, nur dann können wir hoffen, einst auch die süddeutschen Truppen einzufügen, ohne daß, wie in Italien, der militärische Verband gelockert würde. Wir brauchen ein untheilbares Heer, das auch im Frieden unbedingt der Verfügung des Oberfeldherrn unterliegt; die Offiziere der kleinen Contingente müssen endlich heraus aus den Vetterschaften und Coterien der kleinen Residenzen, sie sollen in Mainz und Luxemburg, in Berlin und Danzig sich einleben in die größeren Verhältnisse der neuen Ordnung. Ueber die Nothwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht kann schwerlich mehr ein Zweifel bestehen. In wenigen Jahren werden die Vorurtheile der besitzenden Klassen gegen diese echt demokratische Institution verfliegen, und auch die Zeit ist nicht ferne, da jene Weise schwermüthiger Entsagung, welche heute noch die Kriegslieder unserer kleinen Conscribirtenheere durchzieht, verschwinden und ein fröhlicherer, hoff-

nungsvollerer Geiſt, würdig eines Volkes in Waffen, dieſe Truppen beſeelen wird.

Aehnliche Erwägungen gelten für die Diplomatie. Ein ſächſiſcher Geſandter, der heute noch in Paris antichambrirt, wird allerdings vorderhand mehr die Finanzen ſeines Staates, als die Sicherheit des norddeutſchen Bundes ſchädigen; die Abberufung des engliſchen Geſandten aus Dresden lehrt zur Genüge, daß die großen Mächte die Bedeutung der kleinen Kronen des Nordens richtig zu würdigen beginnen. Doch auch in dieſer Frage ſcheint uns die Ausſicht auf den Beitritt des Südens von entſcheidender Bedeutung: eine bayriſche Diplomatie neben der deutſchen würde dereinſt nicht ungefährlich ſein. Man muß im Süden wiſſen, daß die Glieder unſeres Bundes aus der Reihe der europäiſchen Mächte ausgeſchieden ſind.

Die handelspolitiſche Einheit läßt ſich nicht ſo raſch verwirklichen. Zwar über den Grundſatz iſt die große Mehrzahl einig. Alle Zolleinnahmen ſind der Bundeskaſſe zuzuweiſen, damit verſchwindet von ſelbſt der ſchwierige und mit unzweifelhafter Gerechtigkeit kaum zu löſende Streit über das praecipuum für die Küſtenländer. Der Norden muß ein volkswirthſchaftliches Ganzes bilden und die geſetzlichen Normen für ſeinen Verkehr ausſchließlich von der Bundesgewalt empfangen, was freilich eine Vereinfachung und Reviſion der gegenwärtigen Zollgeſetze vorausſetzt. Dann beſitzen wir die Kraft, die Staaten des Südens in die Wege einer liberalen Handelspolitik hineinzudrängen. Auf dieſem Gebiete werden wir bald genug erfahren, daß an der Niederelbe, der Warnow und Trave ein kaum minder zäher Particularismus wurzelt als am Neckar und Neſenbach. Die Hanſeſtädte, vornehmlich Hamburg, fürchten ſchwere Verluſte von dem Untergang ihrer Conſulate, ſie ſträuben ſich ihre altberühmte Flagge mit einer norddeutſchen Bundesflagge zu vertauſchen. Wir finden dieſen Widerſtand gänzlich unberechtigt. Jene Handelsvortheile, welche das Ausland bisher einer der acht deutſchen Flaggen gewährte, können auch der deutſchen Flagge nicht entgehen. Preußens Handelspolitik wird einen freieren Blick und friſcheren Eifer gewinnen, ſobald der Staat auch die Intereſſen unſerer beiden Welthandelsplätze zu wahren hat. Und iſt es denn für ein großes, ehrliebendes Volk ſo ganz gleichgiltig, ob ſeine Schifffahrt ihre Rechte der Gunſt der Fremden oder der eigenen Macht verdankt? Auch der Eintritt der Hanſeſtädte in unſere Zolllinie ſcheint auf die Dauer unausbleiblich. Bisher, in der Blüthezeit des Particularismus, konnte dieſe Frage niemals richtig geſtellt werden; man fragte ſtets: wird der Staat Hamburg, der Staat Bremen durch den Eintritt in den Zollverein gewinnen? Erſt in dem norddeutſchen Parlamente wird

man auch die Interessen der Niederlande von Elbe und Weser nach Gebühr erwägen, und diese leiden ernstlich unter der Erschwerung des Verkehres mit ihren natürlichen Märkten. Alle großen Welthandelsplätze, London und Liverpool, Havre und New-York, liegen innerhalb nationaler Zolllinien; das Beispiel der verunglückten Freihäfen Venedig und Triest kann denkende Kaufleute sicherlich nicht verlocken. Ist Hamburg erst wirklich ringsum von deutschen Zollschranken umgeben, so wird sich sehr bald in der Kaufmannschaft der Ruf erheben nach Beseitigung einer für alle Theile unheilvollen Ausnahmsstellung, und die Einsicht durchdringen, daß der nordische Zwischenhandel des Platzes auch ohne einen Freihafen gedeihen kann. Aber der Eintritt der Hansestädte in die deutsche Zolllinie kann erst erfolgen, wenn in jahrelanger Arbeit die gewaltigen Docks und Entrepots gebaut sind, deren der schwunghafte Hafenverkehr bedarf; schon deshalb müssen diese Plätze in den nächsten Jahren als Freihäfen behandelt werden.

So erweist sich die neue Ordnung nach allen Seiten hin als ein Provisorium. Vornehmlich tritt dies zu Tage bei den Bestimmungen über den Bundesrath. Die kleinen Kronen haben, so lange sie bestehen, gerechten Anspruch auf Theilnahme an der Bundesgewalt; und da ein Oberhaus von Fürsten und Mediatisirten erst im Verlaufe einer längeren bündischen Entwickelung möglich werden kann, ein Staatenhaus aber unter Bundesgenossen von so ganz ungleicher Macht sich von selbst verbietet, so erscheint ein Gesandtencongreß als der einzig mögliche Ausweg. Jedoch eine vernünftige Abstimmungsordnung für diese Behörde bleibt unfindbar. Es geht nicht an, daß der Bundesoberfeldherr durch seine Bundesgenossen majorisirt werde; und wieder, würde der führenden Macht die Mehrheit der Stimmen zugetheilt, so sinkt die Berathung zu einem Gaukelspiele herab. Auch hier gelangen wir zu der Einsicht, daß die staatliche Ordnung nicht allein in den Verfassungsformen enthalten ist; die überlegene Macht Preußens wird preußenfeindliche Mehrheiten zu verhindern wissen.

Noch schwieriger ist ein Urtheil über die Rechte des Parlaments. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Interessen der nationalen Einheit und des Parlamentarismus einander mehrfach widerstreiten. Wenn nicht der Bestand unseres Heeres dem Ränkespiele der kleinen Höfe immer von Neuem preisgegeben werden soll, so scheint es zweckmäßig, den Präsenzstand des Heeres durch Vertrag festzustellen, die Kosten desselben auf die Zolleinnahmen und bestimmte, für immer ausbedungene Matricularbeiträge anzuweisen. Doch offenbar, neben einer mit solchen Machtmitteln ausgerüsteten Bundesgewalt verschwände nahezu die Bedeutung des Par-

laments, das selbstverständlich an den Zöllen nur selten etwas ändern kann. Wir verkennen nicht den Ernst dieser Frage, wir wünschen lebhaft, daß unser Reichstag das wirksamste der parlamentarischen Rechte, das Recht der Steuerbewilligung, erhalte. Doch die Sicherheit des Bundes muß allem Anderen vorgehen; wir halten daher das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments nur dann für unbedenklich, wenn die kleinen Kronen so gänzlich der Macht entkleidet werden, daß sie Zerwürfnisse zwischen Parlament und Bundesrath nicht für ihre Sonderzwecke ausbeuten können.

Unter den übrigen Plänen der Regierung haben mehrere im liberalen Lager schwere Mißstimmung erregt. Gewöhnt an die patriarchalische Gemüthlichkeit der kleinen Staaten können die Deutschen sich ein Parlament ohne Diäten kaum vorstellen. Wir müssen endlich lernen, daß der Dienst des Vaterlandes ein Opfer und jede Partei verpflichtet ist, ihren hervorragenden Mitgliedern solches Opfer im Nothfalle zu ermöglichen. Die Beseitigung der Diäten bildet eines der wenigen möglichen Corrective gegen die Gefahren des allgemeinen Stimmrechtes, sie erschwert zum Mindesten die Erwählung ganz unwürdiger Demagogen. Unverkennbar steht ein unbesoldetes Parlament der Masse des Volkes anders, geachteter gegenüber als ein besoldetes. Wenn wir den reichdotirten gesetzgebenden Körper Frankreichs mit den unbesoldeten Unterhäusern von England und Italien vergleichen, so erscheint die landläufige Behauptung, die Entziehung der Diäten gefährde die Freiheit, sicherlich als sehr zweifelhaft; und Niemand wird behaupten wollen, daß Italien ein reicheres Land sei als Deutschland. — Dagegen würden wir es mißbilligen, wenn die Regierung wirklich, wie man sagt, die Beamten von dem Parlamente ausschließen wollte. Wir würdigen vollauf das Gewicht der Gründe, welche sich für diese Absicht anführen lassen. Das Parlament soll das Urtheil der nichtofficiellen Welt über den Gang der Regierung aussprechen. Eine wesentlich aus Beamten bestehende Regierungspartei entbehrt des moralischen Ansehens, eine von Beamten geleitete Opposition gefährdet die monarchische Ordnung. Aber bei der geringen Verbreitung ernsthafter politischer Bildung in Deutschland wäre ein Parlament ohne Beamte nahezu ein Parlament ohne Sachkenner. Höchstens läßt sich vorderhand die Ausschließung der subalternen Verwaltungsbeamten oder etwa eine Bestimmung wie jene des italienischen Statuts rechtfertigen, welche festsetzt, daß nur ein Bruchtheil des Hauses aus Beamten bestehen darf. Wichtiger denn all' dieses ist uns das Verhältniß des Parlaments zu dem preußischen Landtage. Wir halten fest an der Meinung, daß ein Nebeneinander zweier gesetzgebender Körper auf wesentlich demselben Staatsgebiete zu unerträglicher Reibung führen muß. Die Verschmelzung der beiden Körper zu

einem engeren und einem weiteren Reichsrathe bleibt unser Ziel; wie wir dahin gelangen können, das wird erst die Erfahrung der nächsten Monate lehren.

Man sieht, die Verfassung, der wir entgegengehen, ist überaus künstlich; Begeisterung wird sie nirgends erregen. Aber wir bauen auf die Naturkraft des Einheitstriebes, der in unserer Geschichte mit wundervoller Sicherheit gewaltet hat. Die gesammte politische Wirklichkeit, die uns bisher umgab, war particularistisch. Man schlage ein beliebiges Handbuch unseres Particularstaatsrechts auf und man wird regelmäßig finden, daß dem Verfasser die Welt an den schwarz-rothen oder weißgrünen Grenzpfählen aufhört, und das Verhältniß der Heimath zu dem deutschen Bunde nur wie eine unwillkommene Staatsservitut erscheint. Jetzt endlich wird eine nationale Staatsgewalt als eine greifbare Wirklichkeit auch dem Blödesten sich aufdrängen; sie wird rasch um sich greifen und den Einzelstaaten ihre Lebenskraft entziehen. Wer weiß, ob nicht unsere an Wundern reiche Geschichte auch das größte aller Wunder schauen wird? ob nicht deutsche Fürsten einst freiwillig das Wort zu Schanden machen: „man steigt vom Throne nieder wie in's Grab," und eine ehrenvolle Pairie einer entwürdigten Krone vorziehen? Doch mag die Zukunft Frieden oder Unfrieden in ihrem Schooße tragen, den Einheitsstaat wird sie uns bringen.

Diese Zuversicht wird uns nicht geschmälert durch einige ungünstige Nachrichten aus den neuen Provinzen. Aus einer bequemen Hütte in ein weites Haus überzusiedeln ist nicht behaglich. Der alte Zustand bot mindestens den einen Vortheil, daß, wo Jedermann sich kennt, auch der Gewaltthätige nicht schrankenlos schalten kann. Mißgriffe, hervorgegangen aus der Unkenntniß der Menschen und der Dinge, haben sicher nicht gefehlt; manche Parteihoffnung mag getäuscht, mancher zudringliche schlechte Gesell zu unverdienter Geltung gelangt sein. Das Parlament wird den neuen Provinzen Gelegenheit geben, ihre Klagen zu begründen. So viel wir sehen, schreitet die Verschmelzung langsam und sicher vorwärts. Daß in Nassau die Ultramontanen, in Hannover die Reactionäre uns widerstreben, ist ganz in der Ordnung. Und wenn in Schleswig-Holstein unter Männern von sehr verschiedenen Parteien eine particularistische Gesinnung herrscht, welche von den ungeheuren Ereignissen dieses Jahres nichts weiter bemerkt hat als die Abtretung des Amtes Ahrensbök, von allen Fragen der Zukunft nichts als die drohende Abstimmung in Nordschleswig, so erklärt sich diese unerfreuliche Erscheinung aus dem langen Sonderleben der Provinz. Doch ist auch hier die bessere Erkenntniß im Wachsen. Sobald ein besonnener Mann, wie jüngst Herr v. Stemann,

den Phrasen und unfruchtbaren Klagen den Rücken kehrt und mit dem kalten Blicke des Geschäftsmannes die Rechtspflege Preußens und der Herzogthümer vergleicht, so ergiebt sich alsbald, daß die Einführung der preußischen Institutionen dem Lande ein reiner Gewinn sein wird. Ernstliche Sorge erregen uns nur die Nachrichten aus Hessen. Sollte sich bestätigen, was uns bestimmt versichert wird, sollte die mit vollem Rechte von dem Volke verfluchte Partei der Nachthessen sich das Vertrauen des Cabinets erworben haben, so sehen wir böse Verwirrung voraus: Preußen würde an der Partei Bilmar's niemals einen zuverlässigen Bundesgenossen, an dem ernsten und tapferen Volke einen zähen Widersacher finden.

Den wunden Fleck des norddeutschen Bundes bildet nach wie vor das unglückliche Sachsen. Das Schauspiel legitimistischer Huldigungen inmitten großer nationaler Erfolge, das schon im Jahre 1815 den großen Sinn des Freiherrn v. Stein mit Zorn erfüllte, hat sich also wirklich nach einundfünfzig Jahren wiederholt; der unfähigste aller deutschen Landtage hat wirklich sein gespenstisches Dasein von Neuem begonnen! Wir sind die Thoren nicht, von kleinen Seelen zu erwarten, daß sie eine Versuchung bestehen werden, die einen Timoleon zu Falle bringen muß. Das Experiment der Doppelherrschaft kann und wird nicht gelingen. Wenn der sächsische Kriegsminister ein Hoch ausbringt auf König Wilhelm, den Vater der deutschen Soldaten, und der Ministerpräsident am selben Tage den Kriegszug unter Habsburgs Fahnen als einen sittlich und rechtlich nothwendigen Kampf feiert, so vermögen wir an den treuen Willen einer solchen Regierung nicht zu glauben; was uns vor ihr sichert, ist allein ihre Ohnmacht. Unterdessen wird der Kampf der Parteien von Tag zu Tag gehässiger, bitterer, unwahrer. Die Männer der Opposition fußen auf dem Rechtsboden des von der Regierung geschlossenen Bundes mit Preußen; die gouvernementale Partei bekämpft im Stillen das Werk der Regierung. Wie soll ein so verlogener Kampf enden? Welche Spuren wird er hinterlassen in dem Charakter eines Volkes, das unter einer langen Mißregierung schon allzuviel der Schmiegsamkeit gelernt hat und heute sich gewöhnt, die Faust in der Tasche, den preußischen Truppen ein freundliches Gesicht zu zeigen? Wir fürchten, Deutschland wird einst in dem langen Sündenregister der Franzosen auch noch die schwere Schuld verzeichnen müssen, daß Frankreichs Einmischung, indem sie die Krone der Wettiner rettete, einen ehrenwerthen deutschen Stamm von Grund aus entsittlicht hat.

Nicht ganz so hoffnungslos betritt der Süden das neue Jahr. Wohl brach auch während der jüngsten Monate der thörichte Stammeshaß gegen

den Norden mehrmals widerwärtig aus. In Schwaben wird der innere Unfrieden genährt durch eine radicale Agitation, die in dem Verlangen nach dem rechtmäßigen Wahlgesetze von 1849 eine willkommene Handhabe findet. Die Verblendung der Höfe von Stuttgart und München währt unbelehrbar fort. Der preußische Sieger schenkte diesen Kronen ein Glück, das selbst die gesegnete Zeit des Rheinbundes nicht brachte. Sie fühlen sich stolz als europäische Mächte, ihre Marken sind gesichert durch die schwäbische Jugendwehr, dies gemeinsame Schooßkind der Reaction und des Radicalismus, und die militärische Einheit des Südens beginnt damit, daß für jedes Contingent Waffen von besonderem, der Stammeseigenthümlichkeit entsprechendem Caliber angeschafft werden. Aber bedeutsamer als diese gehäuften Thorheiten scheint die tiefe, schwere Abspannung, welche sich nach der fieberischen Ueberreizung des Sommers der Gemüther bemächtigt hat. Möge das Glück dem Süden gestatten, diesen wohlthätigen Schlummer gründlich durchzukosten. Wenn dann das öffentliche Leben von Neuem erwacht, so wird der alte Haß, die alte Thorheit vergessen sein; das deutsche Blut wird sich regen und mit einiger Scham erkennen, daß die Absonderung von dem Norden im Grunde nichts Anderes bedeutet, als die Bevormundung des Südens durch den Norden. Und sollte den Cabinetten das warnende Beispiel des römischen Hofes nicht endlich die Augen öffnen? Die Curie von Rom sehnt sich heute nach jenem italienischen Bunde, der an ihrem Widerstande scheiterte, sie flucht dem Einheitsstaate, den ihr Trotz geschaffen hat! Solche Hoffnungen auf eine friedliche Vereinigung des gesammten Deutschlands sind keineswegs sicher, doch leere Träumereien sind sie nicht; das lehrt die musterhafte Haltung des badischen Hofes. Wir sagten vor einigen Monaten, an dem Verhältnisse des Berliner Cabinets zu dem Hofe von Carlsruhe werde sich erproben lassen, ob unsere Regierung fähig sei, sich über den Parteistandpunkt zu erheben. Uns scheint, die Prüfung ist bereits bestanden. Das Verhältniß der beiden Höfe läßt wenig zu wünschen übrig; noch ein Jahr, und der Eintritt Badens in den norddeutschen Bund wird nur noch die Bedeutung einer Formfrage haben. Für österreichische Ränke zum Mindesten ist in Carlsruhe keine Stätte mehr.

Die Agonie dieser gedemüthigten Großmacht ist schrecklicher, als weiland die Erniedrigung nach dem Schönbrunner Frieden, und giebt der Welt immer neue Räthsel auf. Der Glaube an die Fortdauer des Reichs ist in seinen Grundfesten erschüttert. Bayrische Patrioten sehen die Zeit nahen, da die Mark Oesterreich wieder heimfallen wird an das bayrische Herzogthum, dessen Setzling sie war. Eine zahlreiche Partei unter den Deutsch-Oesterreichern arbeitet offen für die Zertrümmerung

des Staates; bereits wird in dem Gemeinderathe der Hauptstadt die Frage laut, ob die Kaiserstadt nicht bald zur deutschen Provinzialstadt herabsinken werde. In Ungarn ist abermals, wie im Jahre 1861, eine Verbindung der Linken und der Mittelpartei eingetreten, und die Hoffnung auf einen Ausgleich tief gesunken. Unsere Jahrbücher gaben neulich einem geistreichen Deutschrussen das Wort, der den Untergang des Donaureichs als eine Nothwendigkeit ansieht. Wir können uns zu einer so schwarzsichtigen Meinung noch nicht entschließen. Wir sehen freilich nicht ab, wie ein Reich, das kaum seine eigenen Glieder zusammenzuhalten vermag, wieder in die orientalische Politik des größten seiner Staatsmänner einlenken soll, und wir wissen wohl, daß dieser Staat unter dem nationalen Gemeinwesen der Gegenwart eine Anomalie bildet. Aber auch die ethnographischen Naturverhältnisse des vielzungigen Reichs sind selber eine Anomalie, wie jene der Schweiz. Unser Staatensystem hat sich Gottlob noch zu keiner Zeit nach einer ausnahmslosen, einförmigen Regel gestaltet; und in Epochen reifer Cultur zählt eine Revolution so fürchterlicher Art, wie der Untergang einer Macht ersten Ranges, nicht zu den wahrscheinlichen Ereignissen. So lange noch irgend ein Grund zum Hoffen besteht, müssen wir festhalten an der Hoffnung, daß das Donaureich fortdauern und die abendländische Gesittung bewahrt bleiben wird vor der Ueberfluthung durch das russische Wesen, vor der Vernichtung des europäischen Gleichgewichts. Nur freilich ist es nimmermehr Preußens Aufgabe, hemmend und helfend einzugreifen in den Zersetzungsprozeß des Nachbarstaates. Auch eine andere Wahrheit wird man in Berlin in treuer Erinnerung behalten: innere Zerrüttung, welche jeden andern Hof zur Besonnenheit und Sammlung mahnt, übt auf die Hofburg regelmäßig den entgegengesetzten Einfluß aus; die habsburgische Herrschsucht flammt stets um so hochmüthiger auf, je dringender das Reich des Friedens bedarf. In einem solchen Augenblicke, da selbst der reformirende Ernst der beiden Stadions kaum genügen würde, den Bestand des Reiches zu sichern, beruft man den unglücklichen Spieler, den ideenlosen Faiseur der Mittelstaatspolitik an das Ruder. Herr v. Beust setzt die Welt täglich durch seine beneidenswerthe Unbefangenheit in Erstaunen. Er erklärt in den Zeitungen: „ich habe keine Schulden." Er reist nach Ungarn, um in wenigen Tagen, inmitten der geriebenen Staatsmänner dieses parlamentarischen Adels, die verworrenste Frage der österreichischen Politik zu ergründen. Er versichert gemüthlich, die Geschäfte der auswärtigen Politik könnten heute durch einen Hofrath besorgt werden; — und dies in einem Reiche, dessen gesammtes Leben immer in der auswärtigen Politik bestanden hat! Einen solchen Mann zu fürchten haben wir nie vermocht, ihm zu trauen wer-

den wir niemals lernen; und es scheint nicht undenkbar, daß seine kleinen Künste abermals an einem Mächtigeren den ersehnten Rückhalt finden.

Kein Zweifel, das neue Jahr beginnt nicht mit der Aussicht auf gesicherten Frieden. Wir denken noch immer groß von der weisen Mäßigung des Kaisers der Franzosen. Aber seine Verlegenheiten wachsen und wachsen: die Finanznoth steigt, der Clerus murrt über das preisgegebene Rom, und die Niederlage von Mexico bleibt dem ehrgeizigen Volke unvergessen. In solcher Lage kann der Kaiser leicht wider sein besseres Wissen zu einem thörichten Kriege fortgerissen werden, der zwei befreundete Völker auf ein Menschenalter entfremden würde. Die jüngste Heeresreform ist ersichtlich darauf berechnet, dem Kaiser sogleich eine stärkere Truppenzahl zur Verfügung zu stellen.

Doch Gottlob, die Zeit ist nicht mehr, da der Deutsche ängstlich ausspürte nach jedem Wölkchen am Himmel des Staatensystems. Mit dem Horte unserer allgemeinen Wehrpflicht, den uns keine andere Großmacht nachahmen kann, dürfen wir gelassen jedem Angriffe entgegensehen. Auch die Wege zum Neubau unseres Staates sind uns klar vorgezeichnet. Lebte heute ein Franklin, er könnte mit gleichem Rechte, wie einst in der Convention von Philadelphia, zu dem Präsidenten unseres Parlamentes sprechen: „es ist das Bild der aufsteigenden Sonne, das ich über Ihrem Sessel erblicke!“ —

23. December.

Heinrich von Treitschke.

Winckelmann.

(C. Justi: Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Band I. Winckelmann in Deutschland. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1866. S. XII u. 524.)

Geniale Menschen besitzen eine Anziehungskraft, eine Unerschöpflichkeit innerer und äußerer Beziehungen, vermöge der sie noch ein zweites Leben beinahe ausfüllen, fast den Stoff zu einer zweiten Existenz hergeben können. Sie erscheinen in der Geschichte wie mächtige, das verworrene Geräusch der geringeren Stimmen übertönende Klänge, die ein langnachhallendes Echo hervorrufen. Eine ihnen wahlverwandte, aber weniger selbständig schaffende, als nachbildende, receptive Intelligenz kann eine Arbeit, eine Erhebung, eine Freude darin finden, solchen Größeren auf Schritt und Tritt nachzugehen, den von Schicksal und Genius entworfenen, von Wille und Zufall theils geförderten, theils gestörten Plan ihres Lebens aufzusuchen; — wie der Wortgelehrte sein ganzes Leben an die Restitution eines alten Textes setzt. Der Mann, an den ein solches Liebeswerk gewandt wird, bleibt dann seiner Nation und der Nachwelt fast so lebendig, wie einst den Mitlebenden und Freunden. Und dieses Fortleben ist noch in ganz anderer Weise eine irdische Unsterblichkeit, als die, welche den Helden der Geschichte, den Dichtern in ihren Werken zu Theil wird. Betrachtet man diese, man möchte sagen, Conservirung eines menschlichen Daseins gegenüber der zerstörenden wegspülenden Zeit — der allmählich jedes Individuum dem Gesetz des Weltlaufs gemäß anheimfallen sollte: — so erscheint das Werk des Biographen wie eine geistige Einbalsamirung. Nur hat die authentische Biographie nichts vom Mumienaroma: jedes authentische Bild eines lebendigen Menschen bleibt (wofern überhaupt an diesen die Kosten einer solchen Einbalsamirung gehängt zu werden verdienen) ewig jung und lebensvoll. Man nehme Boswell's, des englischen Eckermann, Leben Samuel Johnson's. Die zopfigen, moralisirenden Romane des alten Doctors, selbst seine Dichterleben mit ihren subtil-pedantischen Kritiken und ihren pompösen, symmetrischen Perioden sind sammt seiner Tragödie Irene längst in die literar-historischen Museen zurückgeschoben worden; seine Persönlichkeit mit ihren kernhaft-barocken Manieren und whims, sein table-talk voll von John Bull's grobkörnigen Vorurtheilen, hartköpfiger Bigotterie und unverwüstlichem common sense — ist durch Boswell zu einer Nationalfigur geworden, die jedem Eng-

länder vertraut und werth ist, auch wohl werth bleiben wird, gesetzt auch von der früheren Ueberschätzung des „englischen Gottsched," wie ihn Varnhagen nennt, bliebe keine Spur mehr übrig.

Diese Betrachtungen hat uns der Anblick des vor Kurzem vollendeten ersten Bandes einer Biographie Winckelmann's eingegeben — eines Bandes von 524 Seiten, Winckelmann's Leben in Deutschland beschreibend, also den ebenso dürftig documentirten wie an schriftstellerischen Erzeugnissen armen Theil seines Lebens: — nur die kleine Abhandlung über die Nachahmung der alten Werke fällt an den Schluß desselben. Wer sich etwas mit dem Leben des Gründers unserer Archäologie beschäftigt hat, bei dem wird hier wohl die erste Frage sein, wie es der Verfasser angefangen hat, einen solchen Band mit diesem Theil der Geschichte Winckelmann's, den wir nur seine Vorgeschichte nennen möchten, auszufüllen. Die Behandlungsweise, welche ihn zu diesem quantitativen Resultat führte, erinnerte uns an die Hingabe, mit der James Boswell die Geschichte des Dr. Johnson sammelte. Diese Hingabe zeigt sich in der unverdrossenen Sorgfalt, mit der alle Spuren aufgesucht worden sind, die noch irgendwo von Winckelmann's Gang über die Erde übrig geblieben waren; mit der alle seine Beziehungen zur Geschichte der Wissenschaften, der Künste und der Cultur seiner Zeit verfolgt, alle seine Aeußerungen über die Fragen des Lebens und der Wissenschaft gesammelt, ja nicht blos was er irgend geschrieben, sondern auch was er gelesen hat, geprüft und verwerthet worden ist. Der Verfasser ist zwar weder geneigt, in Winckelmann's Charakter ein Ideal, noch in seinen Lehren den letzten Aufschluß über das Wesen der Kunst und der Schönheit zu finden, eine panegyrische Behandlung darf man nicht erwarten; es sind uns sogar hier und da (bei Gelegenheit seiner Apostasie Seite 329 ff.) sehr harte Urtheile aufgestoßen. Allein die Sympathie, ohne welche keine solche Biographie gelingen kann, verträgt sich sehr wohl mit Freiheit des Urtheils, und diese Sympathie ist hier in vollem Maaße vorhanden. Jeder, der überhaupt einer Gedenktafel im Tempel der Nachwelt werth ist, wird auch seinen echten, gediegenen Kern haben, auf diesem Grund kann viel Holz, Stroh, Stoppeln gebaut werden: hier ist dann Raum für moralische und scientifische Kritik: aber der Grundton der Behandlung muß der Ton der Sympathie und Verehrung sein. Gesetzt ein Schriftsteller entdeckte über der Arbeit, daß seine Gottheit ein thönerner Götze war, so müßte man ihm den Rath geben, sein Unternehmen fallen zu lassen.

Ein Gemälde freilich, wie das des Dr. Johnson, von Winckelmann zu liefern, dazu würde es jetzt natürlich viel zu spät sein, auch wenn unser Landsmann im Uebrigen für eine solche Behandlungsweise gemacht

wäre. Nur der Zeitgenoſſe, nur der langjährige Cumpan auf Spaziergängen und beim Glaſe bekommt die Farbentöpfe für ein ſolches Bild. Aber Winckelmann's Perſönlichkeit ſcheint nicht den Grad von Unmittelbarkeit gehabt zu haben, der z. B. einen Luther, einen Friedrich II. ſo populär machte. Faſt gar keine dicta, bonmots, Repartien des Mannes ſind von ſeinen Freunden feſtgehalten worden; keine Ana könnten von ihm geſchrieben werden; wir haben keine Vorſtellung davon, wie es ihm von der Lippe floß, wenn er in Rom ſeine artigen Soupers gab, und der vom Stoſch überſandte, unvermiſcht getrunkene Verdea ihm die Zunge löſte, oder wenn er ſchwärmeriſch verehrten jungen Freunden oder deutſchen Fürſten den Cicerone machte.

Allein wenn uns Winckelmann auch nur in den brieflichen Ergüſſen und in kunſtvoll angelegten und ausgearbeiteten Lehrſchriften zugänglich iſt: ſelbſt bei dieſer größeren Mittelbarkeit zeigt ſich uns doch ſeine Perſönlichkeit noch durchſichtig genug. Und es iſt eine Perſönlichkeit, in deren Zauberkreiſen man ſich gern und lange feſthalten läßt, es iſt eine Geſellſchaft, mit der man lange verkehren kann, ohne ſie überdrüſſig zu werden oder auszuſchöpfen. Sein dreißigjähriger Kampf mit Mangel jeder Art, aus dem er ungebrochen und unverdüſtert, mit voller Elaſticität der Geiſteskräfte, mit jugendlicher Genußfähigkeit hervorgeht; ſein Streben, Schauen, Lieben, Denken und Schreiben beſeelt von der Idee der Schönheit, die ihm durch nichts in ſeiner früheren Umgebung entgegengebracht wurde, die er nur aus der inneren Harmonie ſeiner Natur haben konnte; ſein leidenſchaftlicher Hang nach Freiheit in jedem Sinn — der politiſchen im Sinn der Alten, wo der Einzelne im Gemeinweſen aufgeht; der religiöſen, welche im Innerſten der Menſchenbruſt, im „Inſtinct," den „Finger Gottes" erkennt; der geſelligen im Gegenſatz zu jeglicher conventionellen Sklaverei einer verknöcherten Societät; der perſönlichen endlich, welche darin beſteht, ſeinem Genius zu leben; der freie Stil ſeiner Lebenskunſt, die nichts Menſchliches ſich fremd achtete; die köſtliche Einfalt, mit der er ſich jedem Eindruck, jeder Stimmung mit beweglichem Sinn überläßt, mit allen Uebertreibungen und Unbedingtheiten des erſten Impulſes, frei von Rollenſpielen und cant jeder Art; der Zauber der Sprache endlich: kann man ſich eine liebenswürdigere Geſellſchaft denken?

Daß trotzdem erſt jetzt eine Biographie Winckelmann's verſucht worden iſt, faſt hundert Jahre nach ſeinem Tode, dafür könnte man mancherlei Urſachen aufzählen. Aber ein ſehr einfacher Grund lag wohl darin, daß man in den Briefen, welche die Pietät ſeiner Freunde zur rechten Zeit gerettet hatte, bereits ein ebenſo lebensvolles und farbenreiches, wie treues und vielſeitiges Bild beſaß. Was ſeine Lebensereigniſſe, ſeine

persönlichen Beziehungen, ja seine Projecte und seine Lebensphilosophie betrifft, so dürfte sich anderswoher gar wenig Bedeutendes zu dem hier dargebotenen Maaße finden. Und wer zöge nicht dieses Material in seinem gediegenen Zustande der Verarbeitung nach einem biographischen Schema vor, der Versetzung mit den Zuthaten eines nachkommenden Erzählers! Indeß ist mit dem, wovon Winckelmann in seinen Briefen zu sprechen pflegte, der Inhalt seiner Existenz noch nicht erschöpft. Zufall und Verehrung haben uns von Denkmälern seiner Studien, von der frühsten Zeit an bis an's Ende seines Lebens, auffallend viel erhalten, mehr als ihm selbst vielleicht lieb gewesen sein würde.

Der Verfasser des vorliegenden Bandes hat sich das Recht, Winckelmann's Leben zu schreiben, zunächst dadurch erworben, daß er von handschriftlichen Quellen Alles aufzutreiben suchte, was sich noch irgend auftreiben ließ. Leider giebt er in diesem ersten Bande noch keine Beschreibung des von ihm Benutzten; doch dürfte Folgendes nahezu Alles enthalten, was ihm vorgelegen hat; — mannigfache Spuren von noch anderen Reliquien, die er nicht mit Erfolg in ihr jetziges Versteck verfolgen konnte, werden beispielsweise in der Vorrede und sonst gelegentlich namhaft gemacht. In erster Linie stehen die 20 Bände, welche aus Winckelmann's Hinterlassenschaft an den Cardinal Albani, dann an die Vaticanische Bibliothek und 1801 an die Nationalbibliothek zu Paris kamen. Hieran schließen sich zwei Bände, welche Winckelmann seinem Freunde Uden übergab, als er die Heimath verließ, und die durch Gurlitt der Stadtbibliothek zu Hamburg vermacht wurden. Darin ist u. A. ein Heft Briefconcepte aus den Jahren 1743 — 48 enthalten. Zwei Hefte haben sich in die Bibliothèque de l'école de médecine zu Montpellier verloren; das eine enthält die Vorarbeiten zum dritten Bande der Monumenti antichi inediti. Sonst enthalten diese Reste, mit Ausnahme der Manuscripte zweier gedruckten Werke, der „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst" und der „Monumenti" fast nur Adversarien und Excerpte aus Büchern der verschiedensten Fächer. Es sind Journale eines Polyhistors. Auf der Dresdener Bibliothek werden die Handschriften der Bünau'schen deutschen Geschichte aufbewahrt, an der Winckelmann, wie ganze Foliobände seiner Handschrift beweisen, so bedeutenden Antheil hatte. Die Originalsammlung der unvollständig und verstümmelt abgedruckten Briefe an die Schweizer liegt noch in Zürich; auf der Weimarischen Bibliothek wird ein von Vulpius ergänztes Exemplar der Sammlung der Briefe an Stosch aufbewahrt. Von zerstreuten unveröffentlichten Briefen Winckelmann's scheinen sich fast nur etwa dreißig an seinen Verleger Walther in Dresden aufgefunden zu haben, deren Inhalt bis auf Kleinig-

keiten keiner Mittheilung werth befunden worden ist. Das Dresdener Archiv gab nur Ausbeute für das Gemälde der Dresdener Umgebung, in der Winckelmann für die Kunst gewonnen wurde, wo er mit so überraschendem Erfolg seine ersten Lehrjahre machte.

Die Ausbeute, welche diese Quellen geliefert haben, liegt weniger in einer Umgestaltung des im Allgemeinen feststehenden Lebensbildes Winckelmann's durch einzelne eclatante Thatsachen, als in zahllosen Kleinigkeiten, welche an ihrem Orte der Darstellung Farbe und deutliche Linien geben, dem, was sonst nebelhafte Skizze bleiben mußte, feste Anschaulichkeit verleihen, und überhaupt den nervigen Geschmack historischer Wirklichkeit in die Erzählung bringen. Nur die Geschichte seiner Studien ist fast ganz neu. Vieles verdankt seine Erwähnung lediglich dem Umstand, daß es Winckelmann betrifft. Während bei anderen Biographien Neuerer die Schwierigkeit in der Auswahl gegenüber einer Ueberfülle des Materials lag, so galt es hier, Alles zu sammeln und aufzubewahren, was überhaupt zu bekommen war. Der Verfasser erinnert an die sibyllinischen Bücher, die im Preise stiegen, je mehr sie durch Verbrennung zusammenschmolzen; an Boileau's Ausspruch, daß Homer Alles, was er berühre, in Gold verwandle; an den „Zusammenhang des Reliquiencultus mit der Heroenverehrung," und daß „Reliquien weder dem Stoff noch der Form nach Werth zu haben brauchen, wenn sie nur authentisch seien." Bevor wir zur Charakteristik des Bandes im Ganzen und Großen übergehen, wollen wir einige dieser Details aus dem ersten Buch, welches Winckelmann's Aufenthalt in Preußen, seinem Vaterlande, behandelt, herausgreifen.

Der erste Impuls, den Winckelmann von Außen empfing, lag vielleicht in dem künstlerisch-alterthümlichen Anblick seiner Vaterstadt Stendal mit ihren stattlichen gothischen Kirchen und prächtigen Stadtthoren. Der Dom in Stendal war das Muster einer Reihe gothischer Bauwerke in der Altmark und Priegnitz. Es sind Backsteinbauten in einem Stile, dessen strenge Einfalt mehr an die Frühgothik, als an die Ueberladung und Zierlichkeit des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts erinnert. Möglich daß der Anblick des Verfalls, den Stendal damals bot, zusammen mit dem Anblick solcher Denkmäler, die in einem erloschenen Dialekt von einer größeren Vorzeit sprechen, „dem Gemüthe des Knaben frühzeitig die rückwärtsgewandte Richtung gab, welche den Alterthümler zu seinem einsamen Geschäfte hinzieht."

Die erste Nennung des Namens Winckelmann's (abgesehen vom Kirchenbuch) kommt vor bei Gelegenheit eines Schulactus, welchen der Rector zur Feier der Aufnahme der vertriebenen Salzburger in die preußischen Staaten veranstaltete. Hierbei disputirte Winckelmann selbander (ein

ſeltenes Zufallsſpiel im Leben des ſpäteren Convertiten!) über das anerſchaffene oder hinzugeſchenkte göttliche Ebenbild. Gewiß hatte der Schulmeiſter, welcher dieſe Disputation fabricirte, wenig Begriff von der feinen Bedeutung dieſes Dogmas für den confeſſionellen Gegenſatz, welche Baur ſo tiefſinnig nachgewieſen hat. Die Schule, in der Winckelmann die Sprachen und Geſchichten des Alterthums zuerſt aufgingen, befand ſich in dem hohen Chor der alten Franciscanerkirche. Sie lag zum Theil unter der Erde, war mit Steinplatten gepflaſtert und erhielt ihr Licht von ein paar gothiſchen Fenſtern der Südſeite. Auch ſonſt gingen Winkelmann's Anfänge aus dem Schooß der Kirche hervor, er lebte von den Geldern der Currende und des Chors, lange Jahre hindurch hat er auf den Straßen Choräle geſungen; ſelbſt die Orgel hat er geſpielt.

Nach dem Bilde, das uns von ſeinem alten Rector Tappert gemacht wird, kann er ſeine Neigung zur helleniſchen Sprache und Literatur kaum der Stendaler Schule verdankt haben. Dagegen zeigt die Schilderung des damaligen Conrectors Damm am kölniſchen Gymnaſium zu Berlin, des Lehrers Mendelsſohn's und Nicolai's im Griechiſchen, eine intereſſante Uebereinſtimmung mit Winckelmann's ſpäteren Tendenzen. Programme aus jener Zeit, in welchen er ſeine Wünſche und Klagen ausſchüttete, beweiſen, daß Damm die Griechen als Quellen alles Wiſſens und Geſchmacks bezeichnete, den unvergleichlichen Vorrang der griechiſchen Literatur vor der römiſchen behauptete, ja das „saeculum renascentis apud nos graecitatis“ prophezeite, gegen die ausſchließliche Herrſchaft des Lateiniſchen auf den Schulen eiferte, und ſelbſt der Bereicherung und Kräftigung der Mutterſprache durch Aufnahme neuer Worte aus dialektiſchen, hiſtoriſchen und anderen Quellen ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte.

Die Fußreiſe nach Hamburg zur Auction des Johann Albert Fabricius, bei der ſich unſer Schüler Reiſegeld und Kaufſumme für Claſſiker von Edelleuten und Pfarrern unterwegs erbettelte, kann er nicht von Berlin aus (1735—36) gemacht haben, da die Auction erſt im Februar 1738 begann. Der Verfaſſer vermuthet, daß er ſie von Salzwedel aus antrat, um ſich für den bevorſtehenden Univerſitätsaufenthalt mit Hülfsmitteln auszurüſten. Am 4. April 1738 hat ſich Winckelmann in das Univerſitätsalbum unter Schlitten's Prorectorat eingeſchrieben.

Man betrachtet gewöhnlich Winckelmann's Univerſitätsjahre in Halle und Jena als eine Wüſtenei. Indeß aus dem Gemälde des damaligen Halle, das durch die ſchwachen Fäden von Zeugniſſen über Collegienbeſuch und brieflichen Aeußerungen mit Winckelmann verknüpft wird, ſcheint hervorzugehen, daß dieſe beiden Jahre denn doch nicht ſo ohne allen Einfluß und Nutzen waren, wie Winckelmann ſelbſt ſpäter glaubte, wenn

er ſich in Rom erinnerte, daß ihm „die akademiſche Speiſe“ in dem trüben unſchönen Halle „zwiſchen den Zähnen hängen geblieben ſei.“

So war z. B. der einzige Zweig wiſſenſchaftlicher Theologie, der an der Saale gepflegt wurde, der orientaliſche; und Winckelmann blieb durch ſein ganzes Leben der Beſchäftigung mit dem Urtext des Alten Teſtaments treu; er begann noch in Rom das Arabiſche, „er ſchien dieſe (von den Pietiſten empfohlene) Gewohnheit hebräiſchen Bibelleſens als eine Art von frommem Werk zu betrachten, das ihm bei den früheren Freunden aus der alten Kirche die Anerkennung eines noch vorhandenen Antheils von chriſtlich-proteſtantiſcher Gottſeligkeit verſchaffen ſollte.“ Schon vor ſeiner Zeit ging das Sprüchwort, daß man aus Halle entweder als Atheiſt oder als Pietiſt zurückkomme; Winckelmann aber traf den Pietismus in der traurigſten Verkümmerung; damals bildeten ſich zu Siegmund Jacob Baumgarten's Füßen die ſpäteren Häupter des preußiſchen Rationalismus: auch Winckelmann galt ſeit der Zeit unter ſeinen Bekannten als decidirter Freigeiſt, beſonders wegen ſeiner Zweifel an der Unſterblichkeit. In ſeinen Urtheilen über Chriſtian Wolff und ſeine Schriften verräth ſich die tiefe Abneigung vor einer Modephiloſophie, von der er alles Intereſſe an den Humanitätsſtudien abſorbirt ſah; die Erinnerung an die Magiſter, welche 1738—40 wie Pilze aufſchoſſen, ſeit dieſe Philoſophie wieder am Hofe in Gunſt gekommen war und protegirt ward, ſpielt wohl mit herein, wenn er dieſe dickleibigen Syſteme „Kindereien“ nennt, „ohne große Mühe zuſammengeſchmiert.“ Die tiefere Bedeutung ſolcher Invectiven findet der Verfaſſer in der Anziehung Hamann'ſcher Aufforderungen, „den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abſtractionen zu läutern, durch den unſere Begriffe von den Dingen verſtümmelt werden.“ Der fleißige Beſuch der Vorträge des jüngeren Alexander Baumgarten giebt Gelegenheit zur Anknüpfung von Betrachtungen über dieſe vorübergehende Berührung des Erfinders der Kunſtgeſchichte mit dem Erfinder der Aeſthetik; des Verfaſſers eines der lesbarſten und geſchmackvollſten Bücher unſerer Proſa, und des Verfaſſers einer der dornigſten Machwerke philoſophiſchen Syſtemgeiſtes. Bedeutungsvoll, wie alle Anfänge, iſt dieſe Antipathie des Hiſtorikers, der nur aus lebendigen Anſchauungen allgemeine Sätze über die Kunſt aufſtellen wollte, gegen die Weltweiſen, welche die „Seuche der Kunſtſchreiberei“ ergriffen hat, und die ſich begnügen ſollten, in ihrem Zimmer geometriſche und metaphyſiſche Grillen auszuhecken. Die naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen bei dem Juriſten, Wolffianer und Phyſiker Gottfried Sell, dem Verfaſſer einer damals von Winckelmann bewunderten, in elegantem Latein und mit claſſiſcher Beleſenheit verfaßten Monographie über den Schiffs-

bohrwurm (Teredo navalis), begründete vielleicht die erste Neigung zur Naturwissenschaft, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Sie beförderte seine Befreiung vom Wissen der Worte und Formeln; sie weckte seine Richtung auf Erfahrung und Anschauung. Die Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig endlich am Schluß der Universitätsjahre warf ihn in die Bahn der Geschichte, deren Studien er mit der Aneignung der damals allein geforderten staatsrechtlichen Basis begann; ihr brachte er funfzehn Jahre hindurch wohl die größten Opfer des Fleißes. Das einzige philologische Colleg, welches er gehört hat, war eine Vorlesung des einzigen Vertreters der Humanitätsstudien in Halle, J. H. Schulze, über Alterthümer aus Münzen. Hier soll er denn zum ersten Male die alten Götter in Originaldenkmalen, wenn auch secundären, vor Augen gehabt haben. Sonst hatte Halle noch einen negativen, bei einem reformatorischen Mann nicht gering anzuschlagenden Nutzen: er lernte hier Geist, Sitten und Gefahren deutscher Zunftgelehrten aus der Nähe kennen und trug den Vorsatz mit davon, diesen Zöpfen niemals ähnlich zu werden. Fortan stehen bei ihm Gelehrte, „die wissen, was Andere gewußt haben," für die es „genug ist, Titel und Index von Büchern zu kennen," im Gegensatz zu „Leuten, die Empfindung haben und denken," seine eigenen Bücher sind für Leute, „die Nicht-Universitätskenntnisse haben."

Seine intimsten Freunde auf der Universität waren der spätere militärische Schriftsteller und Commensalis Friedrich's des Großen, der Oberst Quintus Icilius, und der spätere Schriftsteller über Musik, Fr. W. Marpurg, dessen abenteuerliche Jugendschicksale hier durch Ergänzung seines Namens in einem Briefe bekannt wurden.

Nach diesem Hallischen Biennium kam Winckelmann als Hauslehrer in das Grolmann'sche Haus zu Osterburg. Er fand hier eine feingebildete, mit modernen Sprachen und Dichtern vertraute Frau, einen französischen Sprach- und Mathematiklehrer und viel adlige Gesellschaft. Die aus Boysen's, des unmittelbaren Nachfolgers Winckelmann's, Autobiographie geschöpfte Beschreibung jenes Lebens macht es wahrscheinlich, daß Winckelmann durch diese Umgebung zu dem Plan eines ganz neuen Studiums angeregt wurde, das sich auf Medicin, Mathematik und neuere Sprachen erstrecken sollte. Auf der Universität Jena hörte er wirklich fast ausschließlich Georg Erhard Hamberger, nicht den Literator, wie man annimmt, sondern den letzten consequenten Vertreter der sogenannten intromathematischen Schule. Winckelmann war vorübergehend von dem mathematischen Geiste des Jahrhunderts ergriffen; mit der Anatomie und Physiologie beschäftigte er sich noch später so eingehend, daß er, wie ein Collectaneenheft beweist, die Abhandlungen der ersten Fachgelehrten benutzen konnte. Die Eindrücke, welche die frag-

mentarischen Versuche zurückließen, waren so günstiger Art, daß er noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Plane beschäftigt war, nach Vollendung seines archäologischen Lebenswerkes sich der Physik zuzuwenden.

Der Versuch nach Frankreich zu pilgern wird mit der akademischen Reise (nobilis et erudita peregrinatio, peregrinatio academica), im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert einem unumgänglichen Bestandtheil des akademischen Cursus, in Verbindung gebracht. Ihr Zweck war nicht, die Schlachtfelder Julius Cäsar's aufzusuchen, sondern, wie ein Briefconcept verräth (quibusvis me immisissem periculis ob hanc mihi dilectam linguam excolendam) und wie aus dem Zusammentreffen mit dem damaligen Erscheinen des griechischen Manuscriptenkatalogs der königlichen Bibliothek noch wahrscheinlicher wird, um in Paris griechische Handschriften zu studiren. Diese Reise fand so wenig von Halle aus statt (wie Genzmer erzählt), wie von Hadmersleben (—1742, wie Paalzow will), sondern von Jena aus. Im August 1741 überschritt unter dem Marschall von Belleisle den Rhein die französische Armee, vor der Winckelmann in Gelnhausen zurückwich.

Am reichsten an solchen Details des äußeren Lebens ist die Zeit seines Schulmärtyrthums, die fünf Jahre in Seehausen. Hier war längere Zeit sein Zögling und Hausgenosse, und noch viel länger sein schwärmerisch verehrter Freund Friedrich von Bülow, der Vater des bekannten Schriftstellers Heinrich von Bülow und des Siegers von Dennewitz. Die Stammbibliothek der Familie Bülow-Pliesckow zu Falkenberg stand zu Winckelmann's Verfügung. Wiederholt lud ihn Bülow später ein, alle Bande zu lösen und bei ihm zu leben; — einmal machte Winckelmann wirklich den Versuch, es war (wie ein bisher unbekannter Brief an Franke zeigt) während seiner Anstellung beim Grafen Bünau, Ende des Jahres 1750. Aber das monotone, jeder geistigen Anregung entbehrende, obwohl höchst comfortable Landleben zu Schönberg in der Altmark wurde Winckelmann bald unerträglich; er kehrte lieber zu seinem Herrendienst zurück. Aber kurz vor der Abreise nach Italien scheint er nicht abgeneigt, den Versuch zu wiederholen; und bis an's Ende schien es ihm das Ziel irdischen Glücks, im Schooße der Freundschaft, fern von Ehrsucht und Kriegsgeschrei, seine Tage zu beschließen.

Peinlich ist es, seinen Kampf mit dem Mangel an Hülfsmitteln in diesem barbarischen Lande im Einzelnen zu verfolgen; zahlreiche im Anhang abgedruckte lateinische Briefe zeigen auf erbarmungswürdige Weise, wie er bei den Dorfpastoren Steinhard und Papier um Bücher betteln muß — für Papier's Tochter Dorothea Friederike macht er ein Hochzeitscarmen —; wie er vergebens nach einer neuen Ausgabe des Sophokles seufzt, während er

ſich den Text ſeines alten durch Conjecturen lesbar zu machen ſucht; wie er den Mangel einer großen gebildeten Stadt zu erſetzen ſtrebt durch beſtändige Reiſen nach Leipzig, Magdeburg, Halle, und wie er dann in ſeine einſame Zelle hinter dem Chor von St. Peter und Paul und in die Nachbarſchaft ſeines Todfeindes Ehren Valentin Schnakenburg zurückkehrt; wie er bei allen Magiſtraten, Inſpectoren und einflußreichen Perſonen innerhalb und außerhalb der Provinz um Stellen anklopft.

So ſehr man indeß überzeugt ſein kann, daß im Leben und in der Geſchichte nichts an ſeinem Platze bedeutungslos, des Aufhebens unwerth iſt, unleugbar ſcheint doch, daß die meiſten dieſer Sachen ein ſchon anderwärtsher begründetes und vielleicht nur bei wenigen ſpeciellen Fachmännern vorhandenes Intereſſe an Winckelmann's Perſon vorausſetzen. Aber ſelbſt Archäologen würde die Ausführlichkeit dieſes Bandes wohl etwas zu groß ſein. Von Allem, was hier aus Winckelmann's Studien berichtet wird, gehört wenig in die Wiſſenſchaft der alten Sculptur; Vieles ſteht nur in mehr oder weniger entferntem, Mehreres in gar keinem Zuſammenhang mit der Kunſt des Phidias und Praxiteles. Viele werden mit uns geneigt ſein, dieſe dunkle Lebenshälfte Winckelmann's als eine bloße Vorgeſchichte zu betrachten, und ſich hierfür auf ſehr entſchiedene Ausſprüche Winckelmann's ſelbſt berufen. Nicht blos um den Genuß des Lebens glaubt er betrogen zu ſein in dem „Lande der Märtelei" —: „Ich habe mein Leben niemals genoſſen" —; auch die gelehrten Arbeiten, die dort ſeine Tage ausfüllten, waren zum größten Theil aufgezwungen, ohne Intereſſe getrieben, ſchließlich reſultatlos. An die Altmark erinnert er ſich nur, um über den „preußiſchen Despotismus" zu „ſchaudern," den er mehr als Andere gefühlt haben will; er nennt Halle das „Land der Blinden;" er fürchtet, daß ihm beim Mangel an Büchern die Gedanken im Kopf einfrieren; er beſchreibt ſich ſtets als begraben in die Tiefen des Schulſtaubs. Was für ein Zuſammenhang iſt zwiſchen der Geſchichte der Kunſt des Alterthums und zwiſchen der Reichshiſtorie deutſcher Univerſitäts- und Kronjuriſten; zwiſchen Laokoon, Apollo und Torſo von Belvedere und den Curioſitäten in Bayle's Dictionnaire? Winckelmann meint 1755, er habe in Sachſen erſt angefangen zu leben; aber er klagt auch wieder, daß in Dresden Niemand gelte, der nicht franzöſiſch plaudern könne und ein air habe; die Sachſen ſeien unter den Deutſchen die größten Affen der Franzoſen. Als er in Rom war, wollte er ſeine Lebensjahre, ein Spätkluger (ὀψιμαθής), erſt von Italien an rechnen.

Aber ein Menſch, deſſen Lebensevolutionen ſo grelle Gegenſätze beſchrieben, kann kaum ein unbefangener Richter über Werth und Unwerth früherer Durchgangspunkte ſeiner Entwicklung ſein. Eben dieſe trüben

Jahre müssen uns die Antwort liefern auf die biographisch psychologisch interessante Frage, die uns das Leben des Gründers der Archäologie vorlegt. Wie ist Winckelmann der geworden, als welcher er in seinen großen Werken, in Italien sich zeigte? Das ist die Cardinalfrage, der leitende Gesichtspunkt für die Darstellung der ersten Lebenshälfte Winckelmann's. Die Schöpfung der Geschichte der alten Kunst, deren Plan in der neueren Zeit wieder in seinem Kopfe auftauchte, und auch sofort in einer bis heute unerreichten classischen Originalität ausgeführt ward, die Erscheinung eines Charakters von antiker Sinnesweise, antiken Sitten und Lebensansichten, inmitten der Misère deutschen Gelehrtenlebens, antik in seinen Tugenden und in seinen Fehlern, und ebenso fremd den Vorzügen und Schwächen des Modernen; ein Schönheitssinn, so zart und lebhaft, sinnlich und platonisch schwungvoll; eine erstaunliche, in allen, auch in den sterilsten und abgelegensten Literaturtheilen, wo es nöthig war, gleichsam allgegenwärtige Belesenheit; eine kernige, gediegene, würdevolle Sprache endlich, die Wenige erreicht haben, obwohl er der ersten einer war, die lesbares Deutsch schrieben: wie ist das alles geworden?

Wer Winckelmann's Lebensumstände gar nicht kennte und nun errathen sollte, auf welchem Boden er erwachsen sei, der würde ihn vielleicht für den Zögling einer ausgezeichneten Hellenistenschule halten; erzogen in einer Metropole, wo das Zusammenströmen von Geistern und Bildungsmitteln aller Art die vielseitigste intellectuelle Regsamkeit, den leidenschaftlichsten Wetteifer wachrief; wo ein Kreis geistvoller Schriftsteller und Frauen den Jüngling frühe aufnahm, u. dgl. — die Wirklichkeit zeigte von dem Allen das Gegentheil: der griechische Unterricht fristete auf den Schulen nur des Neuen Testaments wegen noch ein kümmerliches Dasein; auf der Universität war diese Sprache „theurer als Gold;" seine besten Lehrer waren abgeschmackte Pedanten; bis zu seinem dreißigsten Jahre fehlte es ihm an den dürftigsten Exemplaren der ersten Schriftsteller des Alterthums. Während dieser Zeit, wo er in verfallenen Provinzialstädten einen, wie es schien, sieglosen Kampf kämpfte, war seine Welt die Welt der Bücher, seine Productivität das Anlegen biographischer Lexika, genealogischer und chronologischer Tabellen, Excerpte aus Commentatoren, Collectaneen der alten Literatur, ohne andere Zwecke als den eines Wissensdurstes ohne Maaß und Ziel, der in gleicher Weise das Bedeutendste und das blos Curiose umfaßte. Die Anfänge des Besseren in der deutschen Literatur, z. B. Lessing's, blieben ihm fremd; sein Umgang waren die Pfarrer und Schulmeister der Provinz; den bildenden Einfluß der Societät, der Conversation, des Umgangs geistig hochstehender Frauen hat er nie erfahren.

So ist denn Winckelmann freilich ein Beispiel, wie es wenige giebt, von

der Selbſtherrlichkeit des wahren Genies, von ſeiner Unabhängigkeit von Gunſt der Umſtände, von ſeiner Widerſtandskraft gegenüber herabziehenden, entmuthigenden, lähmenden Einflüſſen. In allen den Dingen (dieſer Faden wird uns am Ende für das Labyrinth der Studiengeſchichte Winckelmann's gegeben), in welchen er groß war — in der griechiſchen Literatur, der deutſchen Proſa, dem Sinn für plaſtiſche Schönheit — folgte er ſelbſtertheilten Impulſen, entbehrte jeglicher Ermunterung durch bedeutende Perſönlichkeiten, Hülfsmittel, materielle Ausſichten. Alle Dinge dagegen, die ihm Zeit, Geſchmack und Umſtände nach und nach aufgedrängt hatten — die Theologie, die juridiſche Reichshiſtorie, das Literatorenthum, die Polymathie wußte er zur rechten Zeit ſo rein abzuſchütteln, daß ſo zu ſagen kein Stäubchen aus dieſen düſteren, gothiſchen Gemächern an ihm haften blieb. Dies nennt der Verfaſſer „die Spontaneität des Genies."

Allein „alles Menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen." Es giebt auch in der geiſtigen Natur keine Sprünge; es giebt auch in der geiſtigen Welt keine Wunder, ſo wenig wie in der natürlichen. Der Biograph, welcher nicht alle conſtituirenden Beſtandtheile aufweiſen kann, aus welchen eine große Exiſtenz ſich auferbaut hat, geſteht damit doch nur das Unzureichende ſeines Materials, oder die Unzulänglichkeit ſeiner Forſchung; Phraſen, wie „Wunder des Geiſtes" können nur als ein asylum ignorantiae gelten.

Analyſirt man das, was Winkelmann zu ſeinem großen Werke mitbrachte, ſo wird man eine ſehr mannigfache Ausrüſtung gewahr; eine Reihe ſehr verſchiedener Kenntniſſe, Anſchauungen, Tendenzen trafen zuſammen, die der Verfaſſer mehr durch den dem Anſchein nach zufälligen Gang ſeines Lebens in ſich aufgenommen, als nach einem Plane ſich angeeignet hatte. Es war die lange Jahre mit Liebhaberei gepflegte Lecture griechiſcher Dichter, Philoſophen, Hiſtoriker; es war die Theilnahme an dem Kunſtenthuſiasmus der kurſächſiſchen Hauptſtadt; ferner die Studien der Geſchichte, und endlich die leidenſchaftliche Oppoſition gegen die Lebloſigkeit und Geſchmackloſigkeit damaliger Gelehrſamkeit.

Der erſte und älteſte Zug in der geiſtigen Phyſiognomie Winckelmann's iſt die Liebe zu griechiſcher Sprache; hier erwarb er ſich eine höchſt bedeutende Qualification für ſeinen Auslegerberuf, längſt ehe er von Kunſt eine Ahnung hatte. Die Provinz des Reichs der Schönheit, welche er bis zur Mitte des Lebenswegs allein kannte, war die Schönheit der Sprache, der poetiſchen Gemälde, des figürlichen Ausdrucks, der muſikaliſchen Malerei homeriſcher Verſe, der Sprache des wahren Gefühls. Und hierfür muß unſer Verfaſſer allerdings auf den Nachweis einer äußeren Anregung verzichten. Es war kaum nöthig, eine Skizze des allgemeinen Verfalls grie-

chiſcher Studien im ſiebzehnten Jahrhundert zu geben, ihres Zurücktretens gegen die lateiniſche Literatur bei den philologiſchen Koryphäen, der lächerlichen und ſchmählichen Verkennung griechiſcher Dichter bei den Klaſſen, welche ſich das Monopol des guten Geſchmacks anmaßten — der Pygmäenkämpfe der Perrault und Lamotte —, der banauſiſchen Vernachläſſigung des Griechiſchen in Deutſchland in Folge von Kaſtengeiſt und Brotſtudium. Winckelmann hatte ſich die helleniſchen Schriftſteller zu Lieblingen erkoren, längſt vor jeder Berührung mit einem nur mittelmäßigen Lehrer; als achtzehnjähriger Knabe ſuchte er um ihretwillen die kölniſche Schule auf. Die Erklärung dieſer Wahl, ſowie eines ſolchen Erfolgs bei ſolcher Erbärmlichkeit der Hülfsmittel und bei ſolcher Zerſtreuung kann alſo nur in einer Wahlverwandtſchaft ſeiner Natur mit helleniſchem Weſen zu ſuchen ſein, — wie ſie bei Thorwaldſen, Göthe, Schinkel wiederkehrte. In Winckelmann's Naturell bemerkt man dem griechiſchen Charakter verwandte Züge: den Sinn für Einfalt und Wahrheit der Natur, vielleicht ein Erbtheil ſeiner Heimath, das eine einſame Jugend erhielt; die lebhafte Sinnlichkeit bei dem Hang zu ruhiger Contemplation; den Schönheitsſinn, der auch im freundſchaftlichen Umgang ſich geltend machte; den feinen, beſonnenen Kopf in Sachen des Lebens und des Denkens, der ſich aber mit einem faſt ſchwärmeriſchen Idealismus vertrug. An den Griechen, die er zu ſeinen beſonderen Freunden wählte, feſſelte ihn die edle Einfalt in Erzählung und Schilderung, in den Accenten der Leidenſchaft und im Raiſonnement; in der Ilias ſtudirte er die Commentare der bildneriſchen Welt der Griechen, ehe er die marmornen Texte kannte; Herodot weckte die Sehnſucht nach Beſuch und Autopſie der Denkmale und Völker des Morgenlands; in Plato und Sophokles ahnte er das Geheimniß der Schönheit und ihrer Grundmerkmale, der Idealität und der „ſtillen Größe." Winckelmann's feinem Sinn öffneten ſich im Aeſchylos und Sophokles ſchon die Unterſchiede hohen und ſchönen Stils, längſt ehe er von einer erſten und zweiten attiſchen Schule eine Ahnung hatte. Dies Alles war ſeiner Zeit mit ihrem esprit, ihrem guten Geſchmack, ihrem rhetoriſchen Pathos vollkommen fremd; aber bei ihm mag es ſich ſchon bei der erſten leiſeſten Berührung mit den Fragmenten irgend welcher Chreſtomathie in dämmernder Ahnung geregt haben: es iſt ein Beiſpiel jener divinatio, vermöge deren der Knabe liebt, was er nicht verſteht, aber was den Inhalt ſeines ganzen Lebens machen wird.

Wenn Winckelmann dann von der Schönheit der Worte und der Dichtung zur Schönheit der Geſtalten überging, die breite Kluft überſprang, welche redende und bildende Künſte trennt, ſo verdankte er dies den Jahren, welche er in der Nähe und inmitten der Hauptſtadt Kurſachſens zubrachte. Keiner von denen, welche damals ſelbſt vorübergehend nach Dresden ka-

men, konnte ſich der herrſchenden Liebhaberei entziehen; dieſe aufregende Atmoſphäre, meint der Verfaſſer, war vielleicht nothwendig bei einem Gelehrten, der damals ſchon die Jahre erreicht hatte, „wo man zwar alte Jugendpläne vortrefflich auszuführen pflegt, aber auf neue Pläne und neue Intereſſen deſto ſchwerer eingeht.“ Hier wurde nicht blos ſein Auge der Schönheit der Formen und Geſtalten erſchloſſen: er glaubte ſogar (ganz wie Göthe in Rom), als ihm Zeichnenverſuche, Beſuche der Galerie, eifriges Verſchlingen der Kunſtliteratur der reichen Bünau'ſchen Bibliothek dieſes Wunderland öffnete, „Gott und die Natur hätten einen Maler, und einen großen Maler aus ihm machen wollen.“ Heinecke behauptet, er habe ſich um die Direction der Galerie beworben, er ſei von Brühl begünſtigt, aber von Kurfürſt Auguſt III. refuſirt worden. Er trat den Dresdener Kunſtmännern nahe; die reformatoriſchen, von Winckelmann gelehrig und begierig angeeigneten Ideen der Hagedorn, Oeſer, Lippert bilden den Mittelpunkt der ihnen in unſerm Buche gewidmeten biographiſchen Skizzen. Die ſächſiſche Kunſt hatte begonnen mit der Verpflanzung der äußerſten Ausläufer des Barockſtils der Franzoſen und Italiener: der Zwinger, die katholiſche Hofkirche, die Marmorſculpturen des großen Gartens, die Altarbilder und Wandmalereien der Stoffmaler vergegenwärtigen uns dieſen ſeltſamen Ausgangspunkt. Aber die Rückbewegung zum Einfachen, Schönen, Maaßvollen, Antiken regte ſich zu Winckelmann's Zeit überall. Die Aufzeigung dieſer Regungen des Beſſeren bildet den leitenden Geſichtspunkt eines ausführlichen Gemäldes des Dresdener Kunſtweſens, des erſten, das überhaupt verſucht iſt, unter den beiden Kurfürſten Auguſt, ſeiner Bauten, Bildwerke, Sammlungen, vorzüglich aber der Kunſtkenner und Kunſtliebhaber, ihrer Meinungen, Wünſche, Grillen. In dieſe Rückbewegung trat Winckelmann ſelbſt ein mit ſeiner erſten Schrift; ſie iſt die einzige, welche ein Glied iſt in der Entwickelung ſächſiſchen, deutſchen, modernen Kunſtlebens. Dieſe ſeine kecken „Reformationstheſen“ fanden ſolchen Beifall, daß er Dresden mit dem Entſchluſſe verließ, „aus dieſer Art von Wiſſenſchaft ſeine Hauptbeſchäftigung zu machen.“

Als Winckelmann nun nach Rom kam und ſich unter Meng's Führung in das Meer der dortigen Denkmäler verſenkte, da fand er für ſeine ſpät erwachte Liebe zur Kunſt eine lebhaft und enthuſiaſtiſch begrüßte Verbindung mit dem früheren Cultus der „atticae et ionicae charites.“ Doch wandte er ſich der eigentlichen archäologiſchen Hermeneutik, der Beleuchtung der Denkmäler aus Dichterſtellen und Antiquitäten, nach der eilig verfaßten Beſchreibung des ſtoſchiſchen Cabinets, erſt in ſeinen letzten Jahren zu, als er auf den Lorbeern ſeines Hauptlebenswerkes ausruhen durfte; die

„Monumenti“ waren mehr eine Nachlese seiner römischen Kunstforschungen. Der geniale Moment, der Höhepunkt seines Lebens, war die Idee, den Gesammtcomplex unserer Kenntnisse alter Kunst — der bisher in den Händen von Philologen, Antiquaren, ästhetischen Kritikern, selbst Philosophen zerstreut war: — die Notizen aus Pausanias und Plinius, die eigenen Anschauungen und Vergleichungen der Bildwerke römischer Paläste und Villen, die Theorie der Schönheit, dies mit Vorliebe gepflegte Schooßkind seines stets arbeitenden Gehirns, endlich die Beziehungen der Kunst zu dem physischen und geistigen Gesammtleben der Völker — in die Form einer geschichtlichen Erzählung zu bringen.

Erwägt man nun die Vielseitigkeit, die Beharrlichkeit, den Aufwand von Nachdenken, welchen Winckelmann 15 Jahre hindurch (1740—1755) dem Studium der Geschichte zuwandte, so liegt es sehr nahe anzunehmen, daß er sich hier die Neigung, die Geläufigkeit erwarb, jene mannigfachen Bestandtheile in diese ihm handlichste Form zu gießen. Es ist schon berührt worden, daß Winckelmann's Einweihung in dieses Gebiet noch in seine Universitätszeit fiel: der Kanzler Ludewig war nebst Gundling der erste gewesen, welcher das Studium der deutschen Reichsgeschichte vom staats- und ständerechtlichen Gesichtspunkt auf der Universität Halle zur Geltung gebracht, die bisher ausschließend herrschende alte Historie verdrängt hatte. Eine Reihe von Fragen aus der deutschen Kaisergeschichte, alphabetisch geordnete Sammlungen, Sentenzen alter Historiker zum classischen Schmuck der Darstellung, ein Auszug aus der gründlichen Kaisergeschichte des Helmstädter Professors Hahn u. a. geben uns eine Vorstellung, wie Winckelmann einige Jahre lang diese Bahn weiter verfolgte. Sein eifriges Studium der Werke des de Thou, des völkerrechtlichen und des historischen Werkes von Hugo Grotius, des Rapin und Daniel kannte man schon aus seinen Briefen; später hingegen scheint er aus Montesquieu, Bolingbroke, Voltaire neue Ideen von Geschichtsschreibung geschöpft zu haben. Seitdem betrachtet er die Arbeit an der Reichsgeschichte im Dienste des Grafen Bünau als lästige Helotenarbeit. Sechs Jahre seines Lebens hat er vornehmlich an der Geschichte der sächsischen Ottonen verloren. Seine Hülfe erstreckte sich von den Excerpten aus Diplomen und Chroniken bis auf die Darstellung. Bünau's Werk geht bekanntlich nur bis auf Konrad den Salier; erst nachher trat Winckelmann in dasselbe ein; die Veröffentlichung der späteren Kaiser, die mindestens bis auf Heinrich II. vollendet waren, wurde durch den siebenjährigen Krieg unterbrochen. Obwohl Winckelmann's Arbeit für die Wissenschaft verloren war, so darf man doch annehmen, daß er in diesem schwereren und noch später oft beseufzten Dienste mancherlei technische Fertigkeiten der Historiographie gelernt hat, von der Kritik der Quellen

bis zu Auswahl, Gruppirung und Stil. Es war ſeine erſte Uebung in ſchriftſtelleriſcher Productivität. Aber der Geiſt der „Geſchichte der Kunſt des Alterthums“ hat freilich mit den Quartanten der Bünau, Mascov, Glafey, Gundling wenig gemein; er ſtammt aus ganz anderen Quellen. Der Verfaſſer macht hierbei auf einen Aufſatz aufmerkſam, der merkwürdig iſt als eine Quinteſſenz der Ideen Winckelmann's von Geſchichte und Geſchichtsſchreibung am Ende ſeines langjährigen Studiums, überdies als Zeugniß ſeiner Beherrſchung einer Fülle entlegener Details und als Probe ſeines etwas nach franzöſiſchen Muſtern ſchmeckenden Stils im mündlichen Vortrag. Es ſind die „Gedanken vom mündlichen Vortrag der neueren allgemeinen Geſchichte,“ die er im Frühjahr 1755 zur Eröffnung einer Reihe hiſtoriſcher Vorträge vor einer Geſellſchaft in Dresden ausgearbeitet hatte. In der Lenkung des Nachdenkens auf die großen Kreisläufe des Steigens und Sinkens der Staaten, auf die Cauſalerklärung dieſer Kreisläufe mit Voranſtellung der phyſiſchen (klimatiſchen) Urſachen, in der Forderung der Hinzufügung der Culturgeſchichte — der Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte, des Handels und der Induſtrie — zu der herkömmlichen Beſchreibung der Kriege und Verträge, in den humanitariſchen Ideen, in der Bevorzugung der neueren Geſchichte, ſelbſt in der energiſchen Kürze ſeines ſentenzenhaften Stils erkennt man die eben angeführten modernen Vorbilder, ebenſo wie den ſpäteren Verfaſſer der Kunſtgeſchichte.

Winckelmann's Schriften wirkten nicht blos durch die Neuheit ihres Inhalts, durch die Anordnung des reichen hiſtoriſchen Materials, ſondern auch durch den Geiſt, in dem ſie geſchrieben ſind. Dieſe Schriften hatten für ihre Zeit etwas eminent Modernes; von dem Staub und Ballaſt, mit dem das deutſche Geiſtesleben, die deutſche Literatur ſich ſchleppte, waren ſie frei; von alle dem, welchem die Vorderſten im geiſtigen Wettlauf zuſtrebten, waren ſie ſchon voll. In Winckelmann's Lebensgeſchichte nun wird uns des Breiteren berichtet, wie er in eigener ſchmerzlicher Erfahrung mit dem ſchwerfälligen Hemmeiſen unſerer Bildung den Kampf beſtand, wie ſich frühe in ihm Verſtimmung, der Widerſtand gegen Alles befeſtigte, was er in der Heimath ſah, erduldete, mitmachte. Eine Prüfung ſeiner Leſefrüchte — der Schriftſteller die ihn am meiſten anziehen, der Sätze die er als der Aufbewahrung werth auswählt — zeigt eine faſt revolutionäre Stimmung, die für alle Sphären des Kunſtlebens ziemlich dieſelbe iſt. Er behauptete, ſo hören wir, den Druck, der auf ſeinem Vaterlande laſtete, mehr als Andere gefühlt zu haben: aber ein langertragener Druck reift ſtets die leidenſchaftlichſten Freunde der Freiheit. Als Jüngling hatte ſich Winckelmann in ſchweren inneren Kämpfen von

den Feſſeln orthodoxer Dogmatik freigemacht; merkwürdig iſt, wie ihm die proteſtantiſche Theologie — oder Hierarchie — in Vertretern der verſchiedenſten Richtungen mißtrauiſch, abſtoßend entgegengetreten war: in dem altlutheriſcher Löſcher, in den Pietiſten zu Halle und Kloſter Bergen, in dem „neumodiſchen" Jeruſalem, am ſchlimmſten in ſeinem fünfzigjährigen geiſtlichen Inſpector. Während er aber in ſeinen Aeußerungen über Religion ſtets Zurückhaltung beobachtete und ſich zu einem mäßig ſkeptiſchen Deismus bekannte, wurden ſeine politiſchen Ausfälle auf den Despotismus in römiſchen Briefen oft faſt jakobinerhaft, beſonders in einigen Stellen, die dem Publicum oder der Cenſur ſelbſt des vorigen Jahrhunderts zu ſtark waren. Mit ähnlicher Heftigkeit haßte er nur die Pedanterie, die Barbarei, den Zunftgeiſt, die Geſchmackloſigkeit damaliger Gelehrten: er wollte gar nicht, daß ſeine Bücher von deutſchen Profeſſoren geleſen würden. Schon als Knabe ſuchte er inſtinctartig eine Ergänzung des todten Wiſſens aus Büchern durch Reiſen; er pries die, welche Länder und Völker mit eigenen Augen ſtudirt haben; ſehr zahlreich ſind ſeine Auszüge aus Reiſewerken. Dieſe Richtung auf Betheiligung des ganzen Menſchen am Wiſſen zog ihn zur Naturwiſſenſchaft, wo er billigte, daß man nicht weiter gehe, „als das Auge ſieht und der Zirkel reicht," und machte ihn mißtrauiſch gegen die Syſteme; er warnt, „daß nichts mehr von der Natur entferne, als ein Lehrgebäude und eine ſtrenge Folge nach demſelben." Deshalb las und excerpirte er ſo fleißig die Eſſais des Montaigne, die uns einen lebhaften Eindruck mittheilen von der Krankhaftigkeit, welche das Uebermaaß der Ausbildung der geiſtigen Hälfte des Menſchen bei den Modernen erzeugt; von dem Schaden, den wir in uns anrichten, indem wir die untrügliche Stimme der Natur zu hören verlernen und an ihre Stelle den Dünkel eitler und eingebildeter Wiſſenſchaften des Geiſtes ſetzen; von der Zerſtörung der Friſche, Elaſticität, Freiheit unſeres Geiſtes durch Ueberfüllung deſſelben mit fremdem Stoff. Auch aus ſeiner Berührung mit der modernen Literatur von Paris und London (ſeine Auszüge beweiſen, wie gründlich er die Eſſayiſten, die Addiſon, Pope, La Rochefoucault, Shaftesbury durchgeleſen hat), auch aus dieſer Literatur der Societät ſchöpfte Winckelmann, wie der Verfaſſer vermuthet, die Tendenz, ſtatt für eine gelehrte Kaſte und in der Sprache dieſer Kaſte, lieber für die Nation, in der Mutterſprache zu ſchreiben.

In dieſen und anderen Beziehungen ſeiner Bildungsgeſchichte dürfte die Erklärung des inneren Reichthums, des culturgeſchichtlichen Werthes und des glänzenden Erfolges der Schriften dieſes Kunſtgelehrten zu ſuchen ſein. Nur weil ſich ſelten ſo mannichfaltige Elemente in Einem Kopfe begegneten, iſt Winckelmann eine ſo vereinzelte Erſcheinung geblieben, iſt

noch keiner gekommen, „dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen.“ —

Wir haben oben von der persönlichen Anziehungskraft gesprochen, die Winckelmann selbst mittelbar ausübt; seine Erscheinung hat aber nicht blos diesen persönlichen, sie hat auch einen allgemeinen, philosophischen Reiz. Winckelmann gehört in vollem Maaße zu den „representative men,“ wie Emerson einige in seiner Weise geschildert hat. „In ihm, sagt Göthe, war eine antike Natur, sofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, wieder erschienen.“ Deshalb ist es von Interesse das Verhältniß kennen zu lernen, das er sich zu den verschiedenen Potenzen des geistigen Lebens der neueren Zeit gegeben hat. Und hier ist denn der Verfasser, der Abrundung der Darstellung zu Liebe, hie und da von der chronologischen Erzählung abgegangen; er hat an gelegenen Stellen Alles gesammelt und geordnet, was von Winckelmann's Urtheilen und Aeußerungen über solche Dinge zu beschaffen war. Schon in diesem Bande wird die Reihenfolge der Ereignisse durch betrachtende Ruhepunkte unterbrochen: Winckelmann's Verhältniß zu einem auserwählten Kreis griechischer Lieblingsschriftsteller, zu Religion und Christenthum, zur Philosophie, zur Geschichte, zur Naturwissenschaft, zur Literatur des Auslands wird erörtert; von seinem Freundschaftscultus wird aus gedruckten und ungedruckten Briefen ein Bild gegeben. In diesen Abschnitten ist es denn, wo seine umfangreichen Collectaneenhefte ausgebeutet und verwerthet werden: — die historischen Studien und Entwürfe, Blumenlesen aus englischen und französischen Dichtern und Essayisten, ein italienisches Waste-book, ein Heft mit naturwissenschaftlich-medicinischer Abhandlung der Pariser und der Londoner Akademie, der große Quartband aus Bayle, Miscellaneen aus griechischen Classikern und aus den Annotationes variorum. Auch die Schilderungen aus der Gelehrten- und Literaturgeschichte der Zeit, die für Winckelmann's Bildungsgeschichte den Hintergrund abgeben sollen, sind mit Benutzung dieser Collectaneen gemacht worden.

Unter den gleichen Gesichtspunkt kann man die biographischen Episoden unseres Buches stellen. Es giebt manche Sterne geringerer Größe, die zwar nicht so viel verdienen, wie ein eigenes Denkmal, aber auch nicht so wenig, wie die mageren Daten und Zahlen biographischer Encyklopädien. Sie gruppiren sich am besten um ein großes Gestirn. An Friedrich's II. Denkmal zu Berlin, wo die Feldherrn und Gelehrten seiner Zeit am Piedestal ihre Statuen und Reliefs gefunden haben, ist Winckelmann unter die verwiesen, welche nur durch ihren Namen vertreten sind: in diesem Buche ragt er selbst als Protagonist hervor, den ein Chor verwandter Größen in engeren und weiteren Kreisen umsteht; er ist selbst

das große Schiff, welches eine Menge kleinerer Boote im Schlepptau hat. Biographische Episoden vom Umfang einiger Sätze bis zu dem eines Capitels schildern die Grundsätze und Ideen, die Wirksamkeit und den Charakter der Lehrer, Freunde, Schriftsteller, die auf Winckelmann mittelbar und unmittelbar Einfluß übten. Zuerst die beschränkten, treuen Jugendlehrer — Tappert, Damm, Scholle; dann die Professoren, welche die verschiedenen Facultäten der Universität Halle repräsentiren; sie sind schon genannt worden; am ausführlichsten aber werden diese Skizzen in Dresden. Hier machen wir Bekanntschaft mit Oeser, dem späteren Lehrer Göthe's, aus dessen Mittheilungen Winckelmann's erste Schrift hervorging; mit Lippert, dem Geistesverwandten des Kunsthistorikers durch seine zähe Energie des Charakters im Kampf mit der Armuth und durch seine leidenschaftliche, ausschließliche Neigung zu der Kunstwelt der Alten; mit Christ, diesem feinen Gelehrten, der, obwohl seine Berührung mit Winckelmann nur sehr flüchtig war, doch in dem Leben des Gründers der Archäologie nicht fehlen durfte, weil er ihm am nächsten gekommen war, zuerst die Griechenkunst auf's Katheder gebracht hatte, die jener zum Interesse aller Gebildeten machte; mit Heinecke, Winckelmann's bitterem Feind, der ihn bis lange nach seinem Tode mit Verdächtigungen seines Charakters wie seiner wissenschaftlichen Befähigung verfolgte, und der damals noch das Hauptwerkzeug Brühl'scher Kunstwissenschaft war; mit Hagedorn, dem liebenswürdigen Optimisten und Nachfolger Heinecke's in der Direction der sächsischen Kunstanstalten, dem Gründer der Dresdener Akademie, der, im Gegensatz zu der früheren Pflege der Kunst als eines Zweigs des Hofluxus, auf Begründung einer einheimischen Kunstschule, auf Verbindung der Kunst mit dem Gewerbe sein Absehen richtete. —

Die einzige Frucht dieser langen Lehrjahre, die noch in Deutschland reifte, waren die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" (1755). Auf das Drängen seiner Freunde griff er zur Feder, die Freunde gaben ihm sogar zum Theil den Inhalt: nie kam einem Autor der Erfolg so überraschend. Seitdem war es mit aller Zerstreuung und Zersplitterung vorbei; er hatte einen Anstoß bekommen, dem er bis an's Ende seines Lebens folgte.

Wie jede echte Größe in ihren ersten Manifestationen schon den Grundton des ganzen Stücks angiebt, schon hier sich selbst gleich ist, so enthielt auch die erste Schrift Winckelmann's den Keim aller Ideen seiner Zukunft. Er hatte mit richtigem Instinct des Schreibens sich enthalten, bis er sich selbst gefunden hatte.

Die alleinige Mustergültigkeit der alten Kunst ist der Grundgedanke der Schrift: alles Gute der Größten unter den neueren Malern und

Bildhauern, alle Hoffnungen einer noch größeren Zukunft werden durchaus auf die Nachahmung der griechiſchen Werke gegründet. Ebenſo ausgeprägt iſt die ausſchließliche Vorliebe für den plaſtiſchen Stil, die Gleichgültigkeit gegen Colorit und Helldunkel, gegen die Niederländer; die gänzliche Unberührtheit von den maleriſchen Herrlichkeiten der Dresdener Gallerie. Die zwei Grundſäulen ſeines Schönheitsbegriffs: die Idealität, gefaßt als Gattungstypus und als Abglanz eines Göttlichen, und die „edle Einfalt und ſtille Größe“ in Ausdruck und Action; die Herabſetzung römiſcher Kunſt und Dichtung gegen die helleniſche; die Andeutung eines Parallelismus der Entwickelung des Kunſtſtils mit den Epochen der Poeſie; die Verehrung Raphael's und der Zweifel an Michelangelo; die Ueberſchätzung der Allegorie und die ſpäter von ihm ſelbſt erfüllte Forderung eines Repertoriums der Allegorie; die Benutzung auch der untergeordneten Kunſtwerke bis auf Münzen und Gemmen zur Erklärung des Kunſtſtils, ſtatt zur Auskramung müßiger Gelehrſamkeit; endlich in den meiſterhaften Schilderungen des Laokoon und der Siſtiniſchen Madonna, ein Vorgeſchmack jener vielgeprieſenen Beſchreibungen der Kunſtgeſchichte, — dies Alles zeigt, daß Winckelmann vollkommen gereift für ſeine Miſſion nach Rom aufbrach.

Dieſe Schrift war alſo der Wendepunkt in ſeinem Leben. Welcher Umſchwung ging vor in ſeiner ganzen geiſtigen Exiſtenz, als der Hülfsarbeiter für hiſtoriſche und bibliothekariſche Unternehmungen, der excerpirende Polyhiſtor, ſich plötzlich, er wußte ſelbſt kaum wie, zum Schriftſteller, zum Lehrer ſeiner Zeitgenoſſen erhoben ſah! Als er aus ſeinem Dunkel zu einem der erſten Kenner Deutſchlands und bald Europas aufſtieg! Als er nach „Schuldienſt und Herrendienſt“ endlich die Freiheit fand; in den Süden, in das Land der Menſchlichkeit unter einen neuen Himmel, in die größte Umgebung der Welt verſetzt ward! Von dieſem ſonnigen Land und dem neuen, verjüngten Leben, das er hier begann, ſah er auf ſein früheres Leben zurück, wie der Geheilte eine alte Wunde, der Gefangene den Kerker betrachtet. Dort lag das abgeſtorbene, knechtiſche, öde, verknöcherte Leben, wie es ſeit dem dreißigjährigen Kriege Deutſchland überzogen hatte; hier beſaß er in ſeiner Weiſe alle die Dinge, denen die Geiſtesheroen des achtzehnten Jahrhunderts Deutſchland zuführen wollten.

Die „Religionsveränderung“ Winckelmann's war die äußerliche Kriſis, welche den Weg von der erſten zu der zweiten Lebenshälfte ebnete. Die ſeltſame Complication der Zuſtände und Umſtände, deren Reſultat ſie war, wird von dem Verfaſſer in folgenden Worten zuſammengefaßt. „In Dresden, in der Hauptſtadt eines reinproteſtantiſchen Volksſtamms, der die Wiege der Reformation war, reſidirt ein päpſtlicher Nuntius; denn ein ſächſiſcher Kurfürſt, das Haupt der evangeliſchen Stände des

Reichs, der Schirmherr des Proteſtantismus iſt katholiſch geworden, um eine polniſche Krone kaufen zu können. Dieſer Nuntius, im Leben und in der Religion ein vollkommener Weltling, cartet auf das Ableben des alten Papſtes, um Oberhaupt der Kirche zu werden; um ſeiner Bewerbung in Rom Nachdruck zu geben, wünſcht er mit einem Proſelyten zurückzukehren. Er gewinnt dieſen Proſelyten in einem durch's Schickſal mürbe gemachten deutſchen Gelehrten, einem Candidaten des evangeliſchen Predigtamts, der ſich ſehnte, die heidniſchen Alterthümer am Mittelpunkte der Künſte zu ſtudiren. Und ſo kam es, daß der künftige Ausleger griechiſcher Kunſt, für Viele einer der Propheten modernen Heidenthums, die Ausrüſtung zu dieſer Miſſion erlangte, indem er ſich dem damals ſchon erſchütterten und von den eignen Söhnen beſtürmten Inſtitut der römiſchen Kirche, in der elften Stunde gleichſam anſchloß."

Winckelmann war keineswegs irreligiös, — ſogar gewiſſe Formen altproteſtantiſcher Frömmigkeit bewahrte er bis an ſein Ende; gerade ſeine theuerſten Ideen von Freundſchaft, Schönheit, auch ſein Gefühl für die landſchaftliche Natur verbanden ſich mit der Ahnung des Göttlichen; in ſeinen letzten Jahren ſcheint auch die Hoffnung perſönlicher Unſterblichkeit bei ihm wiedergekehrt zu ſein. Aber er war confeſſionell zu indifferent und zu kosmopolitiſch, als daß die Trennung vom Proteſtantismus für ihn eine Verleugnung oder ein Schmerz hätte ſein können. Allerdings, wenn man auf das geringe Widerſtreben ſieht, mit dem er jenen Schritt that, für ſein ganzes Leben eine Heuchlerrolle übernahm, — denn er zögerte nur, weil er das Urtheil ſeiner Freunde fürchtete und weil er ſeinen Bekehrern mißtraute —: ſo bleibt ein moraliſcher Flecken auf ihm haften; er hatte ſich zu frühe üben müſſen in der „feinſten Nachgiebigkeit gegen die Schlechtigkeit der Menſchen und gegen den Druck der Umſtände" (Gervinus). Aber feſt ſteht, daß er ſeine Lebensbeſtimmung ohne dieſen Schritt nicht hätte erreichen können. Es ſei das Unglück ſeines Lebens geweſen, entſcheidet der Verfaſſer. „Es iſt tragiſch, wenn die Vorſehung dem Menſchen ein Ziel ſtellt, die Kraft und dann Trieb dazu giebt, und ihm ein Hinderniß in den Weg wirft, das nur durch eine Verletzung des Gewiſſens beſeitigt werden kann." —

Das iſt es, was wir ausführlicher, als es wohl ſonſt für dieſe Blätter Sitte iſt, aus dem vorliegenden Buche herausgeleſen und herausgeſchrieben haben, um unſere Leſer auf das Mahl hinzuweiſen, das ihnen hier geboten wird. Wir enthalten uns jeder weiteren Anpreiſung deſſelben. Denn wir müßten glauben, unſere Aufgabe ſchlecht erfüllt zu haben,

wenn es noch einer ſolchen für Leſer bedürfen ſollte, welche dem behandelten Gegenſtande überhaupt ein Intereſſe entgegen bringen. Möge der Verfaſſer, der, wie wir hören, eine Reiſe nach Italien angetreten hat, um die Spuren Winckelmann's auch hier an Ort und Stelle weiter zu verfolgen, uns recht bald mit dem zweiten und letzten Bande ſeines Werkes erfreuen. Dürfen wir aus dem Umſtande, daß derſelbe, wie S. VII berichtet wird, dieſen Band vom Februar bis Auguſt dieſes Jahres niedergeſchrieben hat, einen Schluß auch für die Vorarbeiten des zweiten Bandes ziehen, ſo könnte es ſich ja nur noch um die letzte Feile für das Ganze handeln, und wir würden unſeren Wunſch ſchneller erfüllt ſehen, als es ſonſt auf den erſten Blick wahrſcheinlich erſcheinen möchte.

Tagebuchblätter aus Oberitalien.

Oktober und November 1866.

Keine fröhlicheren und feſtlicheren Farben giebt es, als das Grün-Weiß-Roth der italieniſchen Tricolore. Wie das luſtig im Winde flattert! Wie der Canal grande verwandelt iſt, ſeit aus Fenſtern und Balkonen die langerſehnte Flagge weht! Wie der Campanile ſtolz nach allen vier Winden die Kunde trägt, daß der böſe Zauber von der lange verwunſchenen Stadt hinweggenommen iſt! Selbſt die engen Gaſſen haben nichts Unheimliches, Bedrückendes mehr, ſeitdem das ewig bewegliche, zitternde Farbendach ſich über ſie breitet, und am Abend erſt, wenn die tauſend Lichter und Lämpchen dazwiſchen ſchweben und tanzen, vollendet ſich der Eindruck des Märchenhaften. Wie Chriſttagsfreude flimmert es durch Plätze und Gaſſen, und ein Volk von Kindern tummelt ſich jubelnd durch einander und freut ſich der Geſchenke, die herrlicher ausgefallen ſind, als die kühnſte Phantaſie erträumte. Wer möchte mit Abſicht ſolche Fröhlichkeit ſtören wollen? Wer fühlte ſich nicht ſelbſt mit ergriffen beim Ausbruch einer Freude, die ſo nur einmal im Leben eines Volkes erſcheint und dann nicht wieder? Aber auch am feſtlichen Tag ſendet zuweilen der Himmel ein Zeichen, das zur Beſinnung zurückruft. Auch in der lauteſten Geſellſchaft fällt wohl, wie von ungefähr, ein ernſtes Wort, das nachdenklich ſtimmt. Und ſo iſt der Eindruck, wenn beim Gang durch die Straßen und bei der Fahrt durch die Kanäle das heitere Farbenmeer plötzlich

unterbrochen wird durch ein fremdartiges Zeichen. Was bedeutet das ernste Schwarz-Weiß, das da und dort unter die grün-weiß-rothen Fahnen sich eingedrängt hat, und schon durch den Contrast der Farbe das Auge zwiefach fesselt? Es ist ein Anblick, der uns deutsche Fremdlinge stolzer macht, der uns das Bewußtsein giebt, daß wir ein Recht haben, diese festlichen Tage mitzufeiern. Er stimmt uns ernst, wenn wir der Schlachtfelder Böhmens gedenken. Aber ernst mag er auch den Italiener stimmen, der mitten im Rausch seiner Begeisterung daran erinnert wird, daß er deutschen Waffen die Vertreibung der Tedeschi verdankt, daß seine Befreiung nicht auf den Hügeln von Somma Campagna, nicht auf den Fluthen der Adria erkämpft worden ist, sondern im Herzen von Böhmen.

Doch keinen Mißklang bringe in das Fest das ernste Zeichen. Als ein Zeugniß der Freundschaft, nicht der Mißgunst ist es aufgestellt, als Symbol des Bündnisses, das von den Kabineten geschlossen, von den Völkern ratificirt worden ist. Ohne Zweifel wäre der Ausdruck neidloser Anerkennung noch lauter und unbefangener, wenn man mit größerer Befriedigung auf die eigenen Leistungen zurückblicken könnte. Aber auch so ist herzliche Freude über das, was der Verbündete gethan. Das Wort Prussiano hatte schon lange keinen schlechten Klang in Italien; jetzt, wenn es ausgesprochen wird, leuchtet das Auge heller, der einfache Barcajuole wie der Habitué der Cafés drängt sich herzu, und dem freudigen Handschlag folgt eine Fluth von neugierigen Fragen. Dann ist immer Bismarck das zweite Wort. Bismarck und kein Ende. Sein Bild ist in den verschiedensten Größen und Kunstweisen an jedem Schaufenster zu sehen, und ich glaube, nächst dem König und Garibaldi ist er zur Zeit der populärste Name in Italien.

Daß die preußische Fahne nicht gar zu aufdringlich und verletzend auftrete, dafür ist gesorgt. In Verona sahen wir gar keine, und dies war zu wenig. In Padua war am ersten Tag der Befreiung die Rede davon, daß jedes Haus wie mit der italienischen, so auch mit der preußischen Fahne geschmückt sein solle; aber aus Rücksicht auf das italienische Heer nahm man davon Abstand. Hier in Venedig sieht man deren immerhin so viele, daß der Alliirte nicht vergessen ist, und man sieht sie nicht blos vom Palast des preußischen Consuls und den Häusern der hier wohnenden Preußen wehen. Im Anfang gab es freilich artige Mißverständnisse. Der Adler, der im schwarz-weißen Felde schwebt, hatte verdächtige Aehnlichkeit mit dem wohlbekannten österreichischen Vogel. Nicht Jeder besaß so viele heraldische Kenntnisse, um das einköpfige vom zweiköpfigen

Geflügel zu unterscheiden. In der Via Garibaldi, wie jetzt die breite durch das Schiffervierte zu den Giardini publici führende Straße getauft ist, hing eine große preußische Fahne fast bis zur Erde nieder. Vor uns gingen zwei Bürger, und wir bemerkten, wie der eine stutzte und auf den bedenklichen Vogel zeigte. Vom Andern aber rasch über seinen Irrthum aufgeklärt, rief er aus: la bandiera di Prussia! o sia beata questa bandiera! und küßte sie mit dem Ausdruck ehrfürchtiger Andacht.

In treffender Weise ist bisher im Ausland das unförmliche Gethier mit den zwei auseinanderstrebenden Köpfen das Symbol Deutschlands gewesen. Nun mag ihm der einköpfige Adler Symbol sein, daß künftig ein Kopf und ein Wille den deutschen Leib regiert und ihm Achtung zu verschaffen weiß.

In demselben Maße wie die Sympathien für Preußen gestiegen sind, hat Frankreich an Sympathien verloren. Der Franzose sucht außer dem Schmuck seines Consulargebäudes vergeblich irgend ein Zeichen, das an den Verbündeten von 1859 erinnerte.

Das preußische Bündniß, obwohl geschlossen zu einer Zeit, da der Conflict der constitutionellen Gewalten in Berlin seine Spitze erreicht hatte, war rasch populär. Die Gleichartigkeit der Interessen beider Völker war Allen verständlich. Zum erstenmal hatte man einen Alliirten, den man frei von eigennützigen Hintergedanken wußte; es war eine ehrliche Allianz, man empfand sie nicht als drückendes Gewicht, man fühlte sich gehoben durch den Gedanken, daß auf beiden Seiten derselbe Kampf um die höchsten nationalen Güter, ja um die Interessen der Civilisation geführt wurde. Daß Preußen mit den Mitteln eines absoluten Regiments in den Kampf trat, wurde in dem freien Italien um so richtiger verstanden, als man ja auch hier zur Suspension der constitutionellen Gewalten gezwungen war. Nur daß hier die Situation von vornherein klar, das Ziel Allen verständlich lag und so die Uebertragung der Vollgewalt an die Regierung ohne Mühe freiwillig zugestanden wurde. Sehr richtig bemerkte mir ein Italiener: Preußen und Italien waren beide in der ungünstigen Lage als constitutionelle Staaten eine active Politik zu treiben gegen zwei absolute Staaten wie Oesterreich und Frankreich. In diesen liegt die Entscheidung in wenigen Köpfen, in Einem Willen, dort beanspruchen die Volksvertreter eine Kontrole aller Schritte der Regierung, die doch, wenn sie erfolgreich sein sollen, bis zur hervortretenden Action Domäne und Geheimniß der Executive sein müssen. Nur unter dieser Bedingung kann die Diplomatie mit jenen beiden Mächten concurriren. Wenn also dort

die conſtitutionellen Formen nicht ebenſo beobachtet worden ſind, wie in Italien, ſo liegt die Schuld nicht blos an der preußiſchen Regierung, ſondern zum Theil auch an der preußiſchen Volksvertretung, die ſich nicht in die beſcheidenere Rolle gefunden hat, wie die italieniſche. Darin liegt die Rechtfertigung, welche die Politik Bismarck's bei den verſtändigen Italienern gefunden hat.

Der kritiſche Augenblick für die preußiſch-italieniſche Freundſchaft trat ein, als Franz Joſef Venetien an Napoleon verſchenkte. Die Verſuchung war ſtark, das Bündniß nun zu löſen und ſich dem alten Alliirten wieder zuzuwenden, der jetzt die Schlüſſel des Venetianiſchen in Händen hatte. Daß die Verſuchung abgewieſen wurde, iſt das Verdienſt Ricaſoli's, aber auch des italieniſchen Volkes, das nach kurzem Schwanken ſich für die Politik der Ehrlichkeit entſchied. Dabei wirkte wohl auch die Erwägung mit, daß man durch Fortſetzung des Krieges noch einige Revanche für Cuſtoza zu holen, und damit den üblen Rückwirkungen der Niederlage auf Heer und Bevölkerung zu begegnen, auch wohl durch Eroberungen in Tirol die Anſprüche beim Friedensſchluß ſteigern zu können hoffte. Aber das Durchſchlagende war doch das Bewußtſein der Pflicht, die mit Ehren erfüllt ſein wollte, die Scheu, abermals eine Provinz als napoleoniſches Geſchenk anzunehmen, die Hoffnung, dieſer drückenden Freundſchaft ledig zu werden. Von da an waren die Beziehungen der Höfe von Paris und Florenz wirklich geſpannt, und Italien hatte den Vortheil offen vorwärts gehen zu können, während es umgekehrt Frankreichs Intereſſe war jede Spur von Empfindlichkeit und Verſtimmung zu verbergen. Die Art, wie Italien ſich ſofort in den beſetzten Provinzen einrichtete, die Keckheit, mit welcher man vor vollzogener Uebergabe das Dekret über die Anordnung des Plebiscits veröffentlichte, die Formel ſelbſt, welche für die Volksabſtimmung gewählt wurde, endlich auch was von den in Paris geführten Unterhandlungen wegen Uebernahme eines Theils der römiſchen Schuld verlautet, ſind ebenſo viele Symptome für die Abſicht ſich von Frankreichs Leitung zu emancipiren. Die Verſtimmung gegen Frankreich ſteigerte ſich noch, als dieſes ſo unklug war, die Retroceſſion an Italien zu einem ernſthaften Staatsact aufblähen zu wollen. Schritt auf Schritt mußten die Prätenſionen des Generals Leboeuf zurückgewieſen werden. Die Italiener handelten von der beabſichtigten Feierlichkeit ſo viel herunter, daß nichts als eine einfache Formalität übrig blieb, die abſichtlich in den vier Wänden eines Gaſthofszimmers vorgenommen wurde, und von der Niemand etwas erfuhr, bis der Bericht davon Abends in den Zeitungen zu leſen war.

Die Begierde, mit welcher L. Napoleon die ihm vom Kaiſer von

Oeſterreich in die Hand gedrückte Vermittlerrolle ergriffen hatte, trug ihm nicht nur keinen Dank, ſondern vielmehr eine kleine Schlappe ein. Italien hatte zur Entſchädigung für ſeine militäriſchen Mißgeſchicke wenigſtens einen diplomatiſchen Triumph mehr zu verzeichnen. Und es gönnte ſich die Freude, ſeine Unabhängigkeit auch nach derjenigen Seite zu zeigen, der es dieſelbe in erſter Linie verdankte.

Unerſchöpflich ſind die Betrachtungen, zu welchen der Flaggenſchmuck der befreiten Lagunenſtadt reizt. Vergebens ſucht man die alten Farben und Embleme der Republik, vergebens eine Erinnerung an den einſtigen Glanz des ſouveränen meergebietenden Staats. Kein Kokettiren mit dem Ruhm einer tauſendjährigen Vergangenheit, wie ihn beredt die Tafeln Paolo's und Tintoretto's verkündigen, kein Pochen auf die einſtige Größe des ſelbſtändigen Gemeinweſens. Venedig will nichts ſein als ein Glied des Ganzen, eine Provinz des nationalen Reichs. Die Vergangenheit ſoll begraben ſein, dies iſt der Gedanke, der aus all den zahlreichen Beglückwünſchungsadreſſen ſpricht, die in dieſen Tagen zum Theil in ergreifenden Worten und in monumentalem Stil zwiſchen den Städten Venetiens und Turin, Florenz, Genua, Mailand und den anderen Schweſtern gewechſelt werden. Der Löwe von San Marco iſt todt, Niemand ſoll ihn wieder erwecken.

Durch eine lehrreiche Schule freilich iſt Venedig gegangen. Bei jedem Schritt ſtößt man auf das Andenken an ſeinen größten Bürger, vielleicht den größten politiſchen Charakter des modernen Italiens, Daniel Manin. Und nicht der ſtarre Republikaner und Autonomiſt iſt es, deſſen Name heut auf allen Lippen ſchwebt, ſondern jener zweite Manin, der ſich ſelbſt überwunden, der ſeine Ideale an der harten Wirklichkeit mit eigener Hand zerbrochen hat und Cavour's Gehilfe bei dem Werk der Einigung Italiens geworden iſt. Und wohl darf man in dieſen Tagen des Mannes gedenken, deſſen Entwickelung faſt typiſch geweſen iſt für das Reifen der nationalen Idee in Italien. Anfangs nur vom Pathos der Unabhängigkeit erfüllt, für ſeine Vaterſtadt auf die alte Form der Republik zurückgreifend, mißtrauiſch gegen Piemont, deſſen Vergrößerung ihm eher ein Hinderniß als der Weg zur Einheit Italiens zu ſein ſchien, voll Begeiſterung für den künftigen Nationalſtaat, der von der Conſtituirenden auf dem Capitol proklamirt werden ſollte, ſieht er ſich mit ſeinem Ideal durch den Gang der Dinge mehr und mehr in die Enge getrieben; die Nationalverſammlung überſtimmt ihn und votirt den Anſchluß an Piemont; er beugt ſich dem Willen des Volks, aber noch iſt er nicht überzeugt, wider

Willen fügt er sich in die neue Lage, als es durch Fehler von beiden Seiten bereits zu spät ist; und noch einmal entfaltet er die ganze Riesenkraft seines Geistes in der Vertheidigung und Regierung der sich selbst überlassenen Stadt, bis Hunger und Krankheit die Uebergabe erzwingen. Aber dann in der Stille des Exils, als er überdenkt, wie Alles so gekommen, als er im Zwist der Parteien die Ursache des Uebels erkennt und in jener falschen Idealität, die über die vorhandenen Mächte, selbst machtlos, sich hinwegsetzt, wie er die Möglichkeiten erwägt, die für die Rettung Italiens noch sich darbieten, da geht es ihm immer klarer auf, daß Italien bereits vorhanden ist in dem Staate Piemont; der Republikaner wird zum Monarchisten, der Autonomist zum Einheitsmann, er gründet mit Männern verschiedener Richtungen den Nationalverein, mit der ganzen Energie einer unter Stürmen erkämpften Ueberzeugung arbeitet er durch Wort und Rath an der Herstellung einer einzigen nationalen Partei, und er findet die glückliche Formel, welche die bisher auseinanderstrebenden Elemente sammelt unter dem Banner: Monarchie und Einheit!

Manin hat lange vor den Tagen der Erfüllung die Augen geschlossen. Aber sein Geist schwebt heute über der befreiten Vaterstadt, und was sie an ihm verbrochen, indem sie ihn im Exil darben ließ, mag sie seinem Andenken bezahlen, indem sie treu zu den Grundsätzen steht, die er als sein Vermächtniß Italien hinterließ.

Die österreichischen Offiziere machen kein Hehl daraus, mit welchen Gefühlen sie Venetien verlassen. Verona und Venedig mit Arad und Temesvar zu vertauschen, ist schon an sich kein Spaß. Aber es ist die siegreiche Armee, die der besiegten das Feld räumt, und der Abzug geschieht in Formen, welche das Ehrgefühl der Oesterreicher empfindlich verletzen.

Freilich, daß die Bevölkerung schon lange die Oesterreicher fühlen ließ, wie lästig sie ihr geworden seien, dies war nicht zu vermeiden, nachdem seit der Schenkung Venetiens an Napoleon bis zur endlichen Uebergabe an Italien fast vier Monate verflossen. Von dem Augenblick, da die Venetianer wußten, daß ihr Schicksal entschieden, regte sich eine begreifliche Ungeduld, es wurde lebendiger auf den Plätzen und in den Cafés, bald wagten sich die italienischen Farben hervor, in Vorstecknadeln, Halstüchern, in den Auslagen der Magazine. Das Volk drängte sich an den Schaufenstern, die Bildnisse des Königs, Garibaldi's, Cavour's, Manin's zu schauen. Die Bewegung war nicht mehr aufzuhalten, vollends als die Garibaldiner aus dem Felde heimkehrten, die nicht überall mit derjenigen Bescheidenheit auftraten, wie sie ihnen nach den Erfolgen ihres Feldzugs

vielleicht zugekommen wäre. So sahen sich die Oesterreicher, ohne es hindern zu können, umgeben von Demonstrationen, die sie sonst auf's Strengste zu ahnden hatten. In den letzten Tagen vollends sah das Auge nichts als Roth-Weiß-Grün und hörte das Ohr nichts als die Königs- und Garibaldihymnen. Ihre Autorität war nach kurzen vergeblichen Versuchen nicht mehr zu retten. Sie hatten den Dienst in den Städten an die rasch improvisirten Nationalgarden abtreten müssen, und am letzten Abend konnte man in Venedig das seltsame Schauspiel erleben, daß die kroatische Wache am Dogenpalast vor einem bereits in der Tricolore angestrichenen Schilderhaus stand. Es konnte nicht ausbleiben, daß es schließlich zu Neckereien, zu Ausschreitungen des immer kecker werdenden Pöbels kam. Aber es gereicht beiden Theilen zur Ehre, daß es in dieser gespannten Lage, die sich viele Wochen lang fortsetzte, nur einmal, in Verona, zu einem blutigen Conflict kam. Wie sehr auch diese Ausschreitung das Ehrgefühl des anständigen und offiziellen Italiens verletzte, bewies der zürnende Donner, den damals sofort Jupiter-Ricasoli rollen ließ, und über den freilich die verwöhnten Kinder der venetianischen Städte noch heute empfindlich genug betroffen sind.

So hatten es die Oesterreicher noch zuletzt deutlich zu empfinden, daß sie auf fremdem Boden standen, daß das Volk, unter dem sie Polizei hielten, sie haßte. Im Grunde hatten sie sich niemals darüber täuschen können. Sie waren die Verfehmten der Gesellschaft. Die anständigen Häuser, die Salons waren ihnen verschlossen. Wo sie speisten und den Kaffee nahmen, hielten die Italiener sich fern. Die Fenice war und blieb seit 1859 geschlossen trotz aller Anstrengungen Oesterreichs. Venedig trug Trauer; Abends auf dem Marcusplatz spielte die österreichische Militärmusik den leeren Wänden; wer über den Platz ging, drückte sich rasch vorüber, um kein Wohlgefallen an den Weisen der Barbaren zu verrathen. Die Einsichtigeren mochten längst fühlen, daß dieser Zustand, der überdies dem österreichischen Staat einen jährlichen Zuschuß von 200,000 Fl. in Silber kostete, einmal sein natürliches Ende finden müsse. Aber nun schmerzte es doch, die Wälle zu verlassen, die glorreich behauptet waren, die Festungswerke, die unbezwingbar eine ewige Herrschaft verhießen, die Kasernen, Spitäler und Arsenale, die noch in den letzten Jahren Millionen verschlungen hatten. Und nun der Abzug selbst, der einer unrühmlichen Flucht glich. Wir sind fortgeschlichen wie die Diebe in der Nacht, knirschte ein böhmischer Offizier. Und wirklich es war ein trauriger Anblick, als am Abend vor dem Einzug des Generals Medici in Verona die Oesterreicher die Hauptwache verließen und in Nacht und Nebel bei gießendem Regen über die Piazza Brà zogen, auf der sich kaum 50 Per-

senen eingefunden hatten, und zum letztenmal das „Gott erhalte Franz den Kaiser“ unheimlich an das Ohr der schweigenden Arena drang. Das war freilich am nächsten Abend ein anderes Leben auf demselben Platze, als der österreichische Adler durch das savoyische Kreuz verdeckt war, die Tricolore aus allen Fenstern wehte, die Häuser in einem Lichtmeer strahlten, Volk und Soldaten sich in den Armen lagen und der Ruf: Evviva l'Italia unita! nicht enden wollte! — Und so war es in Venedig. In einzelnen kleinen Abtheilungen hatten die Soldaten ihre Kasernen verlassen und waren auf den Bahnhof gebracht worden. Das geringste Aufsehen war vermieden, und eines Morgens erfuhr man, daß in der Frühe um 5 Uhr auch die Hauptwache an die Nationalgarde übergeben worden sei. Die Offiziere schämten sich, nicht daß sie das feindliche Land verlassen mußten, aber daß sie es in so würdeloser Form verlassen mußten.

Das österreichische Heer empfindet es am tiefsten, was es heißt Venetien aufgeben, und bittre Urtheile werden laut über eine Politik, die zu diesem Ende führte. Die italienische Armee war der besondere Stolz Oesterreichs gewesen, sie war die Elitetruppe, an sie knüpften sich die ruhmreichen Traditionen des österreichischen Generalstabs. Hier war das Uebungsfeld für die Talente, hier war Studium und Arbeit, die in den anderen Theilen der Armee vernachlässigt waren; eine Zeitlang in Italien gedient zu haben, galt für jeden Offizier als eine Auszeichnung. Jetzt ist, klagte einer derselben, der Krone das Juwel ausgebrochen. Die moralische Einbuße für die Armee scheint ihnen empfindlicher als der materielle Verlust für das Reich. Und der Illusion giebt sich keiner hin, als ob das jetzt Verlorene einst wieder gewonnen werden könne. Als die letzte Kaserne in Verona geräumt war, fand man auf einem Tisch von der Hand eines Corporals mit Kreide die Worte geschrieben: addio Italia, mai ci rivedremo!

Es giebt heute nur eine einzige Partei in Venetien. Auch der Garibaldiner ruft aus vollem Halse sein Viva il re! und steckt seine Tricolore mit dem blauen Band der savoyischen Hausfarbe aus. Man trifft wohl verschiedene Nuancen, aber es sind Nuancen mehr des Temperaments als der politischen Gesinnung. Die autonomistischen Republikaner sind an den Fingern abzuzählen, man hätte ihnen viel zu viel Ehre angethan, wenn man die Abstimmung auf die Alternative: selbständiger Staat oder Anschluß an das Königreich gestellt hätte; wollte sich ihre Stimme laut machen, sie würde erstickt unter dem allgemeinen Ruf: Evviva l'Italia unita! Kein Haus bleibt zurück, das nicht schon vor dem Plebiscit durch

Anheftung des savoyischen Wappens oder durch irgend einen patriotischen Anschlag die Zustimmung zum Anschluß an das Königreich erklärte. Alles trägt schon das Si, das am Tag des Plebiscits in die Urne geworfen wird, am Hute, und mit erstaunlicher Ausdauer Si, Si brüllend zieht mit Musik und Fahnen die Jugend durch die Straßen, um die Abstimmung zu anticipiren.

Es giebt eine einfache Formel, die alle politischen Gegensätze enthält, aber noch unausgesprochen sie friedlich im Schooße trägt und so das stillschweigende Compromiß aller Parteien ist: der König und Garibaldi! Garibaldi ist der einzige General, dessen Popularität unversehrt aus dem unglücklichen Feldzug hervorgegangen ist, und, wie es scheint, durch keine Schwäche, durch keine seiner zahlreichen Episteln erschüttert werden kann. Niemals hat wohl Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters einen schöneren Triumph gefeiert. Unwillkürlich bezaubert und reißt sie auch diejenigen hin, welche von der politischen und militärischen Begabung des Generals die mäßigste Meinung haben; seiner persönlichen Erscheinung vollends, dem blauen Auge und dem unbeschreiblich sympathischen Klang seiner Rede vermag Niemand zu widerstehen. Schon in dem Ton, mit welchem sein Name von Allen ausgesprochen wird, klingt die mystische Verehrung durch die ihn umgiebt. Durch seine außerordentliche Herrschaft über die Gemüther der Jugend ist er eine wirkliche Macht; die Regierung wird in allen Fällen genöthigt sein mit dieser Macht zu rechnen, aber sie weiß auch, daß seine Autorität ein wohlthätiger Zügel für die phantastisch aufbrausende Jugend ist, — noch wohlthätiger, wenn die Milde des Generals mit ebenso viel Festigkeit gepaart, wenn er so streng gegen Andere wäre, als er es gegen sich ist.

Die Popularität Garibaldi's reicht genau an diejenige des Königs, beide gehören untrennbar zu einander, die eine ist die Ergänzung der anderen. Mit eifersüchtiger Sorge wacht das Volk darüber, daß die Parität in keinem Stück verletzt werde. Wo ein Hoch auf den König angestimmt wird, ist man gewiß, daß sofort ein Evviva Garibaldi! folgt. Nie ist in einem Schaufenster das Bild des Königs ausgestellt, das nicht an seiner Seite im selben Format das Bild des Mannes im rothen Hemd hätte. Wo eine Büste Victor Emanuel's das Zimmer schmückt, ihr gegenüber steht die Büste Garibaldi's. Spielt eine Musikbande den Königsmarsch, das nächste Stück ist ganz sicher die Garibaldihymne, und so ist es bei offiziellen wie bei nichtoffiziellen Anlässen. Die Soldaten, die jetzt nach dem Friedensschluß dislocirt oder entlassen werden, und die man in allen Eisenbahnzügen trifft, erst singen sie den Königsmarsch, dann aber die Garibaldihymne oder die Camiscia rossa; so ist es ohne Ausnahme.

Die Geschichte wird einst die Palme in vorderster Reihe den Staatsmännern reichen. Aber im Andenken des Volks werden der Mann mit dem großen Schnurrbart und der Mann im rothen Hemd die bevorzugten Repräsentanten der Wiedergeburt Italiens bleiben. Der König und Garibaldi — das klingt freilich verständlicher und ergreifender als das Geschwätz der Doctrinäre von der Einheit und der Freiheit.

Wie es Vergnügen macht, ein Kind zu beobachten, das die ersten unbeholfenen Versuche zu gehen unternimmt, so freut es ein Volk zu sehen, das mit einemmal zur Freiheit erwacht ist, und nun im Gebrauch des ungewohnten Guts sich zu üben beginnt. Bis jetzt überwiegt freilich der Geschmack an den Demonstrationen weit noch den an der politischen Arbeit, und dies ist begreiflich.

Es war ein seltsam anziehendes Schauspiel, als eines Morgens Tausende von Bürgern auf dem Marcusplatz erschienen und um die Loggia des Campanile sich drängten, wo einige Herren im Frack damit beschäftigt waren unzählige Hefte an die Menge zu vertheilen. Die Hefte trugen die Aufschrift: Lo statuto del regno d'Italia. Das Municipium hatte durch Anschlag verkündigt, daß an zwei aufeinanderfolgenden Morgen Exemplare der piemontesischen, jetzt italienischen Verfassung unentgeltlich vertheilt würden, und das Volk hatte dem Aufruf mit Begierde entsprochen. Stundenlang sah man nun Jung und Alt, den Arbeiter und Barcajuolen wie den ehrsamen Bürger, in die Paragraphen einer monarchischen Repräsentativverfassung vertieft, wie sie jedenfalls etwas Nagelneues in der Lagunenstadt ist.

Es ist Zeit, daß die Venetianer sich mit ihren neuen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten bekannt machen. Sie haben demnächst die Gemeindewahlen und dann das wichtigste Recht des Bürgers, die Wahlen zum Parlament, vorzunehmen. Angesichts dieser bevorstehenden Operationen ist die Dutzendweise rasch emporgeschossene Presse in voller Thätigkeit und sind auch die ersten Versuche des politischen Vereinslebens hervorgetreten. In den größeren Städten haben sich patriotische Cirkel gebildet, in welchen die vorbereitenden Debatten geführt werden, und die auch auf dem Land für politische Aufklärung wirken wollen. Da es keine eigentlichen politischen Parteien giebt, sind es indeß fast nur untergeordnete Lokal- und Personalfragen, um welche die Debatten sich drehen. Bemerkenswerth ist nur jetzt schon die unverkennbare Reaction gegen das Element der Emigration. Diese hatte bis jetzt die politischen Ideen des Landes ausschließlich beherrscht. Jetzt rühren sich die lokalen Kräfte, die

bisher der Politik fremd geblieben, und verlangen gleichfalls auf die öffentliche Bühne zu treten. Allerdings befindet sich unter den vormals Ausgewanderten allerlei Volks, und nicht Alle sind vom Schlag der Paleocapa und Pasini, der Tecchio, Giustiniani und Arrivabene. Indessen läßt sich noch nicht beurtheilen, ob jenes Sich-Vordrängen der lokalen Kräfte wirklich ein erfreuliches Zeichen ist.

Im Allgemeinen ist die politische Stimmung conservativ. Nur in Padua besteht, aus zufälligen Gründen, der patriotische Verein aus Leuten einer vorgerückten Nuance, die sich rasch die Gunst des königlichen Kommissärs Pepoli zu erwerben wußten. Dieser Pepoli, den übrigens Niemand als ernsthafte politische Persönlichkeit betrachtet, hat, im Vorbeigehen gesagt, ein ziemlich strenges Regiment in Padua geführt, und wir erlebten davon eine sonderbare Probe. Wir suchten zwei Docenten an der Universität auf, der eine ein Oesterreicher, der andere ein junger Preuße, der erst im vorigen Winter anfing mit großem Beifall über Sanscrit zu lesen. Beide waren von Pepoli vertrieben, der eine um seiner österreichischen Gesinnung willen, der andere — als Berliner Fortschrittsmann, der sich eine lebhaftere Sprache über den Grafen Bismarck erlaubte, als dem italienischen Kommissär passend schien.

Sonst vertreten alle diese Vereine eine gemäßigte Richtung, wie dies überhaupt die natürliche Stimmung des Landes ist, das durch den Anschluß an das constitutionelle Königreich seine Freiheit erlangt hat. Die Parlamentswahlen werden zuversichtlich in gemäßigtem Sinn ausfallen. Für das Ministerium wäre es in hohem Grad erwünscht, wenn seine schwankende Mehrheit befestigt würde; für die Entwickelung des ganzen Reiches ist es von großer Bedeutung, daß das norditalienische Element, Kern und Nerv des Ganzen, eine so namhafte Verstärkung erhält. Mit Venetien tritt zu der Monarchie nicht blos eine reiche, sondern auch eine wohldisciplinirte Landschaft. Jetzt hört man es die Italiener unbedenklich anerkennen, daß das österreichische Regime denn doch nicht die schlimmste Schule gewesen ist. Unerträglich war freilich die politische Polizei und die Niederhaltung des öffentlichen Geistes, aber die Rechtspflege war gerecht und pünktlich, die Verwaltung geordnet, der Elementarunterricht besser als in den meisten Theilen Italiens. Bereits wird in italienischen Blättern die Hoffnung ausgesprochen, daß das Schulwesen nicht nach italienischem Muster umgeändert werden, sondern bestehende Einrichtungen vielmehr zum Muster für Italien dienen mögen.

Für die nächste Zukunft drängen freilich in der Stadt Venedig die materiellen Sorgen alles Andere in den Hintergrund. Die Königin der Meere ist arm, entsetzlich arm geworden. Die Handelsbewegung ist mit

jedem Jahr zurückgegangen, der Arbeiterbevölkerung versiegten die Quellen des Verdienstes, selbst der Fremdenzufluß ist seit sechs Jahren spärlicher geworden, und als in der letzten Zeit die Oesterreicher die Arbeiten am Arsenal einschränkten, ist eine förmliche Hungersnoth ausgebrochen. In diesen Tagen freilich verspricht sich der Venetianer goldene Berge, er sieht die Handelsflotten, mit den Schätzen des Orients beladen, wieder auf der Höhe des Lido erscheinen, die desolata Palmyra delle onde träumt von ihrer glänzenden Wiederauferstehung. Es wird gute Wege mit dieser Auferstehung haben, und es würde der hiesigen Presse wohl anstehen, wenn sie die Bilder der Zukunft minder verführerisch ausmalte. Die Regierung hat nicht gesäumt Kommissionen einzusetzen, welche die Handelsverhältnisse der Stadt und die Mittel eines neuen Aufschwungs studiren sollen, die Arbeiten im Arsenal sollen, sobald die Uebergabe vollendet, in umfassender Weise wieder aufgenommen werden, man will Venedig zu einem Kriegshafen ersten Ranges erheben, es ist die Rede von Gründung eines italienischen Lloyd, von Einrichtung eines direkten Dienstes zwischen Venedig und dem Orient — lauter Projekte, die gut gemeint sind aber schwerlich dazu verhelfen werden, den Vorsprung, den Triest, Genua und Marseille gewonnen, wieder einzuholen. Man wird sich die Ziele bescheidener stecken müssen. Weniger von großartigen Organisationen wird das Wohl der Stadt abhängen, als von der Activität ihrer eigenen Bürger. Der Staat soll nur die freie Luft schaffen, darin die Glieder sich naturgemäß bewegen können; es gilt vor Allem den Muth zur Arbeit, die selbständige Initiative, den Geist der Association zu wecken, und erfreulich ist es zu sehen, daß es an Bemühungen in diesem Sinn nicht fehlt. In allen Städten, wo die Italiener eingezogen sind, konnte man nach wenigen Tagen da und dort ein Haus mit einem neugemalten Schild bemerken, auf dem zu lesen stand: Volksbank, oder Ersparnißkasse, oder Associazione di mutuo soccorso. Dies sind kleine Anfänge, aber die zerrüttete Gesundheit des Reconvalescenten bedarf langsam wirkender Kräftigungsmittel und der Pflege im Kleinsten.

Der Unterschied der Stimmung, wenn man aus dem Venetianischen in die älteren Theile des Königreichs kommt, ist unverkennbar. Dort übertönt jetzt der Jubel jede andere Stimme, in vollen Zügen wird ein lang ersehntes Glück eingeschlürft, und die Zukunft selbst erscheint den Berauschten in goldenem Lichte. Aber nichts ist außerhalb der Städte Venetiens von Feststimmung zu spüren. Was im Kriege gewonnen ist wird gerne anerkannt, aber man vergißt nicht wie es gewonnen ist. Der Freude

über die Heimführung Venetiens haben alle Städte herzlichen Ausdruck gegeben, aber dies schien ihnen genug. Der offiziellen Aufforderung zu besonderen Festlichkeiten aus Anlaß der Annexion ist überall nur mäßig entsprochen worden. Man that gerade das Nothdürftigste. Viele Privaten weigerten sich geradezu an Dekorationen und Illuminationen sich zu betheiligen. Man ist der Feste überhaupt überdrüssig, eine ernste Auffassung der Lage herrscht vor, man ist verstimmt.

Schon beim Einzug der italienischen Truppen in Verona und Venedig fiel uns das ernste Aussehen wenigstens der höheren Offiziere auf. Freilich die Truppe war selbst hingerissen von dem Enthusiasmus, der ihr entgegengebracht wurde, und die schmucken Lieutenants fingen lustig mit ihren Säbelklingen die Kränze auf, die aus schönen Händen unablässig niederfielen. Aber unbeweglich und streng sahen die älteren Offiziere zu einer Ovation, wie sie sonst nur einem siegreichen Heere zu Theil wird. Auf ihren Mienen lag die Erinnerung an Custoza und Lissa. —

Der Gang des Krieges hat auf die Stimmung in Italien einen um so stärkeren Rückschlag üben müssen, je größer der Enthusiasmus vor dem Krieg und für den Krieg gewesen war. Dieser allgemeine begeisterte Wetteifer, dieses herausfordernde Selbstvertrauen war ja das gerade Gegentheil zu den Scenen gewesen, die in Deutschland dem Krieg vorausgingen. Und jetzt ist die Empfindung bei der Rückschau hier und dort wiederum nahezu das Gegentheil.

Lamarmora selbst hatte die größte Zuversicht auf die junge Armee kundgegeben. Jetzt richten sich die Vorwürfe in erster Linie auf seine Führung. Sein ganzer Kriegsplan, sagt man uns, war von Eifersucht auf Cialdini eingegeben, der längst mit seinem Freund Fanti einen wohldurchdachten Plan zur Umgehung der Festungen, anstatt zu ihrer Verennung ausgearbeitet hatte. Aber auch die Dispositionen der Schlacht selbst werden hart angegriffen. Lamarmora, heißt es, gab viel zu frühe die Schlacht verloren, als er schon um Mittag den König wegschickte; er machte keinen Gebrauch von seiner starken Ueberlegenheit und ließ ganze Armeecorps seitwärts stehen, während die Oesterreicher bis zum Abend ihre sämmtlichen verfügbaren Truppen verbraucht und keinen Mann mehr zur Verfolgung übrig hatten. Nur das diplomatische Geschick, das Lamarmora in Knüpfung des preußischen Bündnisses bewährte, findet allgemeine Anerkennung.

Das Kriegsunglück, die Zerstörung der Illusionen über die eigene Stärke ist der nächste Grund der vorhandenen Gedrücktheit. Aber im Lauf des Krieges waren zugleich schwere Mängel in vielen Verwaltungszweigen zu Tage getreten, überraschende Fälle von Unterschleifen wurden

bekannt, und das Schlimmste war, daß auch das norditalienische Element, sonst ungleich tüchtiger und disciplinirter, nicht makellos erfunden wurde. Es fielen Streiflichter auf die Verwaltung, die eine entsetzliche Unredlichkeit aufdeckten. Nun kommen zu diesen Erfahrungen noch die Sorgen, welche die Lage Siciliens bereitet. Es kommen dazu all' jene Momente der Unzufriedenheit, welche schon die letzten Kammersessionen so unerquicklich machten, die Zerfahrenheit der Parteien, der unsichere Gang der Regierung, die durch keine solide Mehrheit gestützt ist, das Schwanken in dem Verhalten des Staats zur Kirche, die Langsamkeit der inneren Reformen, von welchen das Interesse immer wieder durch die auswärtigen Aufgaben abgelenkt wird, vor Allem aber die peinliche Lage der Finanzen, die einer österreichischen Papierwirthschaft entgegenzutreiben droht. Schon vor dem Krieg wurde das Gesammtdeficit auf gegen 250 Mill. Francs berechnet. Dazu kommen dann die Mittel, welche der Krieg selbst verschlungen: das Abkommen mit der Bank und das Zwangsanlehen. Und jeder Tag beinahe scheint die finanziellen Anforderungen an die Regierung zu steigern. Kaum ist im Friedensschluß die Uebernahme des Monte Veneto geschehen, so wartet schon das Abkommen wegen Uebernahme der päpstlichen Schuld der Erledigung; kaum ist für Garibaldi großmüthig die Anleihe gedeckt, mit deren Hülfe er den Streich von Aspromonte unternahm, so kommen die Venetianer und verlangen die Uebertragung der Manin'schen Anleihen auf die öffentliche Schuld.

Solchen Anforderungen sind die gegenwärtigen Hülfsquellen des Königreiches nicht gewachsen. Die Steuerkraft des Volkes ist bereits stark angespannt, während das Resultat der Steuern weit nicht den angestellten Berechnungen entspricht. Wenigstens hat die neueingeführte Einkommensteuer ihren Zweck verfehlt, wegen der weitverbreiteten Unredlichkeit in den Steuerangaben. Derlei wird man mehr oder weniger überall finden, aber hier ist man doch von den alten Regierungen her mehr als anderswo gewöhnt, einen Betrug am Staat nicht als solchen zu empfinden. Eine verzweifelte Moral spricht aus dem Vers, den ich an einer Mauer in Bologna angeschrieben finde:

Se non paghi le tasse, è immorale,
Se paghi le tasse, mori nell' ospedale.

Es ist leicht zu erkennen, wie alle diese Uebelstände eine gemeinsame Quelle haben: das Königreich Italien leidet an zu schnellem Wachsthum. Nicht die Entwickelung, die Italien zum Einheitsstaat genommen hat, ist falsch, aber allzurasch sind die einzelnen Bestandtheile zur Einheit zusam-

mengeſchoſſen. Daraus läßt ſich natürlich Niemand ein Vorwurf machen. Die Ereigniſſe waren mächtiger als die Berechnungen der Staatsmänner. Die Idealität der Bewegung erzwang ihre Vollendung im Sturm. Unwiderſtehlich brach der nationale Drang die Dämme durch und ließ für die Bedenken der Nationalökonomen keinen Raum. Als Garibaldi mit einer handvoll Leute Sicilien und Neapel aufrollte, war das Schickſal Italiens entſchieden. Wie ein Traum erſcheint heute das wunderbare Wachsthum des Einheitsſtaats, aber mit Nüchternheit will jetzt die ſchwerere Arbeit angefaßt ſein, das Ganze dauernd zu verſchmelzen. Fröhlich ſind die Provinzen ſämmtlich herbeigeeilt, aber dem Feſttag der Vereinigung ſind ſchon da und dort bittre Nachwehen gefolgt, und ohne mit dem Gang der Geſchichte rechten zu wollen, wird man heut die Pläne der alten piemonteſiſchen Diplomatie verſtehen, vor Allem ein ſtarkes, homogenes norditalieniſches Königreich herzuſtellen, die Vollendung der nationalen Einheit einer ferneren Zukunft überlaſſend.

Die Frage der Einheit konnte, volkswirthſchaftlich betrachtet, einem verhängnißvollen Dilemma nicht ausweichen. Die Conſtituirung des Königreichs erforderte Mittel, wie ſie nur die entwickelten Hülfsquellen der Halbinſel bieten konnten, und dieſe konnten doch nur entfeſſelt werden unter einer aufgeklärten und nationalen Regierung, wie ſie durch den Einheitsſtaat möglich wurde. Die Bildung des Einheitsſtaats zehrte ſo im Voraus von den Kräften, die erſt in Folge des Einheitsſtaats entbunden wurden. Die ganze Schöpfung war eine Anleihe bei der Zukunft; erſt nachdem das Gebäude im Sturm unter Dach gebracht war, konnten die Fundamente ſolid ausgemauert werden. Während die Ausgaben in rapiden Proportionen anwuchſen, blieb die Steigerung der Einnahmen, die nur im Lauf der Zeit aus der allmählichen Verbeſſerung der Zuſtände erfließen kann, im Verhältniß weit zurück. Süditalien zumal, ökonomiſch höchſt unvollkommen entwickelt, war vorläufig ein freſſendes Capital, erſt die langſam reifenden Früchte der Unifikation können die Koſten der Unifikation wieder erſetzen. Inzwiſchen mußten alle Verſuche die Ordnung herzuſtellen, ſchon daran ſcheitern, daß immer wieder neue politiſche Aufgaben an die Regierung herantraten.

Aehnlich iſt es mit den moraliſchen Zuſtänden. Die Bildung des Königreichs ſtellte an die Bürger moraliſche Anforderungen, die doch erſt, die andauernde Wirkung einer freien und intelligenten Regierung vorausgeſetzt, ſich erfüllen laſſen. Die Vorbereitung für die nationale Wiedergeburt hat weſentlich in der Verbreitung politiſcher Leidenſchaften und Grundſätze beſtanden, aber die ſtaatsbürgerlichen Tugenden, welche der politiſchen Geſinnung erſt Kraft und Halt geben, ſind nicht ein Erzeugniß

der Begeisterung, sondern arbeitvoller Gewöhnung unter der Pflege eines verständigen Regiments. Erst als das Volk zur Theilnahme an der Regierung berufen wurde, ward recht sichtbar, wie viel noch zu seiner Erziehung fehlte. Aber mit der Erkenntniß des Uebels war es noch nicht beseitigt, und auch hier riefen die politischen Aufgaben von nachhaltigen Besserungsversuchen ab. Das Parlament hatte weder Zeit noch Lust mit den verschiedenen Unterrichtssystemen sich zu befassen, mit welchen die Minister nacheinander experimentirten, und erst wenn die unwiderstehliche Logik, die den Einigungsprozeß beherrscht, auch das römische Problem gelöst hat, wird es möglich sein all' dies mit ungetheilten Kräften nachzuholen.

Selbst die politische Verschmelzung ist noch nicht in dem Grade vollendet, wie es äußerlich den Anschein hat. Wohl ist Piemont in Italien aufgegangen, die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz hat die Emancipation vom Hegemoniestaat besiegelt, und auf Cavour und Rattazzi, die Piemontesen, sind sich nach einander Toscaner und Romagnolen an der Spitze der Geschäfte gefolgt. Dennoch wird noch auf lange Zeit das feste Gefüge des subalpinischen Staats Kern und Stärke des Reichs sein und in jeder Krisis wird man sich genöthigt sehen, den Anhalt wieder in derjenigen Provinz zu suchen, welche mit den Pflichten zugleich die Rechte auf die Führung sich erworben hat. Das sprechendste Beispiel war eben die Verlegung der Hauptstadt. Als in Folge dieser Maßregel das ganze Staatswesen erzitterte, mußte das Ruder in die starke Hand des piemontesischen Elements gelegt werden, an die Stelle des Ministeriums Minghetti-Peruzzi trat das Cabinet Lamarmora, und Piemontesen mußten den Vertrag vom 15. September durchführen, der gegen die Partikularinteressen Piemonts geschlossen war. So sind die piemontesischen Regimenter noch heute der Kern der italienischen Armee, und wenn man neuerdings wieder Klagen darüber vernimmt, wie die piemontesische „Clique" sich breit mache, wie fast alle höheren Staatsämter sich in Händen von Piemontesen befinden, so heißt dies vergessen, daß nur in Piemont, dem wirklichen Staat, Talente für den Staatsdienst sich bilden konnten, und erst eine längere Dauer der gegenwärtigen Ordnung die Unterschiede unter den Provinzen ausgleichen wird.

Es ist viel Unerfreuliches in den heutigen Zuständen; sie fordern die ganze Energie der Regierenden, die volle Hingebung der Nation heraus; und dennoch sind die vorhandenen Mißverhältnisse nicht im Stande, dem Schauspiel der Einigung Italiens, dieser glänzendsten Schöpfung der modernen Geschichte, etwas von seiner ergreifenden Größe zu nehmen. Das stolze Gefühl von dem unendlichen Fortschritt, den diese weltgeschichtliche

That bedeutet, ist doch immer mächtiger als Verstimmung über Einzelnes, wie es unzertrennlich ist von Uebergangsepochen. Niemand wird man treffen, der — bei schonungslosester Kritik der Gegenwart — die vergangenen Zustände wieder zurückwünschte oder eine andere politische Gestaltung Italiens für möglich hielte, und trotz aller Opfer bleibt die Einheit das höchste Pathos der ganzen Nation. Der energische Wille, der das Werk geschaffen, bürgt auch für dessen Erhaltung und Befestigung und nirgends wird man so verzweifelte Stimmen vernehmen, wie sie in Oesterreich jetzt an der Tagesordnung sind. Allerdings wird es dem geschicktesten Minister in den nächsten Jahren nicht möglich sein, das Gleichgewicht im Budget herzustellen. Die Ersparnisse haben ihre Grenze an den nothwendigen Produktivausgaben. Eine Entwaffnung in großem Maßstab wäre wohl in sofern möglich, als Italien zunächst nichts von auswärtigen Feinden zu befürchten hat und auch in künftigen Krisen schwerlich in erster Linie betheiligt sein wird. Dennoch ist das Beispiel aller anderen europäischen Staaten nicht eben ermuthigend für bedeutende Reductionen; und was die Hauptsache ist, in der Armee hat man selbst einen der wichtigsten moralischen Factoren zur Annäherung und Verschmelzung der Provinzen und zur Erziehung insbesondere der südländischen Bevölkerungen erkannt. So wird denn die Hauptaufgabe immer darin bestehen, die wirthschaftlichen Kräfte der Nation höher zu entwickeln, und dies wird nicht geschehen können ohne deren moralische und intellectuelle Hebung. Bedenkt man, was in der kurzen Zeit trotz der ungünstigen Verhältnisse schon geschehen ist, um ein zusammenhängendes Verkehrsnetz über Italien auszubreiten, um die Gesetzgebung zu verbessern, den Einfluß des Klerus einzudämmen, den Schulunterricht zu verbreiten, so muß man mindestens sagen: die Regierung ist auf dem besten Wege; und wenn einmal kein fremder Soldat mehr auf italienischer Erde steht, und Italien nur noch mit sich selbst zu thun hat, so hieße es an der Lebenskraft der Nation oder an der Macht der modernen Cultur verzweifeln, wenn man nicht zuversichtlich auf die Consolidirung des Nationalstaats hoffen dürfte.

Es ist eine komische Uebertreibung, wenn auch verzeihlich in diesen Tagen gesteigerten Selbstgefühls, inmitten der Feste zur Vollendung der Einheit, wenn ein kleines Provinzialblatt meint, Italien müsse nunmehr „an der Spitze der Civilisation marschiren.“ Aber es ist gewiß, das Gefühl, daß ihre Sache zugleich die Sache der Civilisation sei, ist in den Italienern außerordentlich lebendig, und eben hierauf gründet sich die Sympathie, welche die nationalen Bestrebungen Deutschlands bei ihnen

finden. Nicht nur um des augenblicklichen Vortheils willen ist ihnen die preußische Allianz erwünscht gewesen, sondern zugleich als ein Zeichen, daß beide Völker in der Begründung ihrer nationalen Einheit dieselbe Culturaufgabe zu erfüllen haben; ebendarum wird sie, auch wenn sie in dieser Form nicht wiederkehrt, doch bleibende Früchte tragen.

Der gebildete Italiener hat es längst gewußt, daß nicht jeder Deutsche ein verkappter Croat oder ein österreichischer Polizeispion ist. Und doch blieb ein Trennendes, ein begreifliches Mißtrauen zwischen beiden Völkern zurück. Aber wir empfinden so recht den Segen der deutschen Wissenschaft, wenn wir bemerken, wie auch in der Zeit, als man Deutschland noch als ein Hinterland des Kaiserstaats betrachten durfte, die Hervorbringungen deutschen Denkens und Wissens eine versöhnende Brücke schlugen und allmählich sich Achtung erzwangen. Seit der Gründung des Königreichs hat mit dem Studium überhaupt auch die Verbreitung deutscher Bücher zugenommen. Unsere bedeutendsten Werke werden übersetzt. Man erlernt unsere Sprache wenigstens so weit, um deutsche Bücher lesen zu können. Nicht wenige Offiziere sind unserer Sprache mächtig und studiren die preußischen kriegswissenschaftlichen Werke im Original. An den Universitäten ist seit 6 Jahren das Bestreben bemerklich, die französischen Traditionen zu verlassen und sowohl in der Methode der Wissenschaft, wie in den Einrichtungen sich an deutsche Muster anzuschließen.

Allein die freudige und herzliche Aufnahme, die jetzt der Deutsche zumal in gelehrten Kreisen in Italien findet, ist doch erst seit dem letzten Krieg möglich geworden. Es ist, als ob ein drückender Alp hinweggenommen sei, und mehr als einmal haben wir aus italienischem Mund die Freude darüber äußern hören, daß nun endlich die Barrièren zwischen beiden Völkern gefallen seien. Dann mußten wir mit anstoßen auf die Durchführung des von Bismarck unternommenen Werks, dann wurde die Einheit Deutschlands als Gewähr und Sicherung der Errungenschaften der Cultur gegenüber von Frankreich und von Rußland gefeiert, und einmal rief wohl der italienische Freund aus: Die Deutschen sind das erste Volk der Wissenschaft, sie werden einst auch das erste politische Volk sein! Erst im Ausland darf man es mit Stolz empfinden, wie sehr die Siege dieses Sommers die Achtung vor dem deutschen Namen gehoben haben.

Mit Stolz und doch wieder nicht ohne Beschämung. Man kennt wohl das Treffliche und Hervorragende, das sich bei uns findet, aber man kennt nicht das viele Kleine und Armselige, durch das es sich emporgearbeitet. Nur das Bedeutende reicht in seinen Wirkungen in die Ferne, und, der Folie des Gemeinen beraubt, erscheint es leicht in einem idealen Glanze. So ist es in der Wissenschaft, wie in der Politik. Man kennt

unſere Strauß und Baur, aber man weiß nichts von unſern Conſiſtorialräthen und General-Superintendenten, die heute noch die Kirche beherrſchen. Man kennt unſere großen Geſchichtſchreiber, aber man weiß nicht, wie ſchwer es uns noch wird, ſelbſt Geſchichte zu machen. Man folgt ungeduldig unſeren nationalen Beſtrebungen, aber man ahnt kaum den Widerſtand, den ſie nicht bei den Regierungen, ſondern im Volke ſelbſt finden; man ſieht in großen Zügen die Erfolge der preußiſchen Politik, man ſieht den deutſchen Staat der Zukunft, wie er durch den letzten Krieg entſchieden worden, ſchon fertig ſtehen, und kann nicht begreifen, wie ſelbſtgemachte Hinderniſſe fort und fort das Werk hemmen und gefährden. Der Italiener liebt es nicht, fremde Länder und Städte zu ſehen. Kämen die Freunde nach Stuttgart oder Frankfurt, ſie würden ſich wundern, wie viele „Patrioten" es giebt, die ſo wenig von der Geſchichte Italiens, ſo wenig aus unſerer eigenen Geſchichte gelernt haben.

„Gewiß, die preußiſchen Waffen haben uns Venetien erſtritten, aber Sie müſſen auch zugeben, daß es riskirt war, das Bündniß mit Bismarck zu ſchließen, und dies Verdienſt bleibt uns." Ich konnte nicht widerſprechen. Es war ja damals noch die Zeit, da nach der landläufigen Meinung ſelbſt bei uns Bismarck ein kecker, planloſer Abenteurer war, da man im Parlamentsvorſchlag einen ſcherzhaften Schachzug ſah, der nur die „Ironie" herausforderte, da halb Deutſchland wider den Friedensbrecher donnerte, und man Glück machte mit der Phraſe: Dieſem Miniſterium keinen Heller! Man muß geſtehen, die Italiener haben die Bedeutung der großen Epoche, auch für unſer Vaterland, früher und richtiger erkannt als das deutſche Volk ſelbſt. Ich erinnere mich wohl noch der trefflichen Artikel der Mailänder Perſeveranza, welche zu einer Zeit, da man bei uns noch für das Recht der Herzogthümer ſchwärmte, ausführte, wie der ſeit Jahrhunderten vorbereitete Entſcheidungskampf zwiſchen Oeſterreich und Preußen, zwiſchen einer verrotteten Vergangenheit und dem verjüngten Nationalſtaat, der Entſcheidungskampf um die deutſche Zukunft bevorſtehe, und wie ſie die Verblendung unſerer Liberalen beklagte, die kein Auge für die großen nationalen Momente dieſer Kriſis zu haben ſchienen — Ausführungen, die manchen Leitartikel unſerer damaligen liberalen Preſſe beſchämten.

Es war mir faſt eine Verlegenheit, als ich in Bologna wegen einer Adreſſe befragt wurde, welche die dortige „Unione liberale italiana" ſchon im Juni, alſo beim Beginn des Krieges, an den deutſchen Nationalverein gerichtet hatte, und auf die vergeblich bis jetzt eine Antwort erwartet

wurde. Ich mußte gestehen, daß ich mich selbst nur dunkel einer solchen Adresse erinnere. Im damaligen Wirrwarr der Meinungen ist sie kaum beachtet worden. Der warme Appell an die brüderlichen Gesinnungen eines nach verwandtem Ziel ringenden Volkes, die herzliche Aufforderung, durch eine Allianz der Geister die Allianz der Waffen zu sanctioniren, mußte ja damals in Deutschland als eine höchst bedenkliche Ueberschwänglichkeit erscheinen und der Nationalverein wäre wohl nicht wenig in Verlegenheit um eine Antwort gewesen. Zum Glück konnte ich berichten, daß die preußischen Fucili ad ago zugleich manchen Unrath von Vorurtheilen und Bedenklichkeiten hinweggefegt, und an dem Erfolg der Waffen zunächst in Preußen selbst, dann aber auch im übrigen Deutschland das Gefühl von den großen Interessen, die auf dem Spiel standen, sich aufgerichtet hatte. Der Eifer, mit dem man sich in dem Kreise, aus dem jene Adresse hervorging, um die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Deutschland bekümmert, setzt mich in Erstaunen, und in Zukunft darf man ja wohl hoffen, daß auf solche Grüße das Echo nicht ausbleiben wird. *)

Von solchen Kundgebungen der Sympathie zu einer dauernden politischen Allianz ist freilich ein weiter Schritt. Die Frage, welches die natürliche Allianz für Italien sei, die deutsche oder die französische, wird zur Zeit lebhaft erörtert. Sie ist in einer eigenen Flugschrift warm und eingehend zu Gunsten der deutschen Allianz beantwortet worden.**) Aber mit Recht wird nun darauf doch entgegnet, daß solche theoretische Erörterungen im Grund von wenig Werth seien. Eine Allianz kann nicht durch Sympathien oder allgemeine Betrachtungen motivirt werden, sie wird im concreten Fall durch das jeweilige Bedürfniß geschlossen, und von zwei selbständigen Völkern kann, zumal wenn des einen politische Organisation noch nicht vollendet ist, und die Zukunft eine Reihe verwickelter Krisen im Schooße birgt, nicht schlechthin behauptet werden, daß ihre Interessen stets zusammenfallen werden. Die Hauptsache ist, daß Italien den Werth der deutschen Allianz erprobt hat und die Mißverständnisse zwischen beiden Völkern beseitigt sind.

Die Italiener fühlen, daß sie mit der vollständigen Verdrängung Oesterreichs aus Italien die Mündigkeit erlangt haben. Sie sind eine selbständige europäische Macht, deren Allianz für die anderen Mächte

*) Wie man weiß, ist inzwischen im November eine sehr würdige Antwort des Hrn. v. Bennigsen nach Bologna erfolgt, die sofort durch die entsprechende Resolution der Unione liberale erwidert wurde.

**) Le alleanze d'Italia, del Dott. G. Ratti. Milano 1866.

künftig ebenso werthvoll ist, als sie selbst bisher auf fremde Bündnisse angewiesen waren. Diese günstige Lage erlaubt ihnen nach allen Seiten freundliche Beziehungen zu unterhalten, ohne sich nach irgend einer Seite ohne Noth zu engagiren. Dies ist die Ansicht, die ich in Mailand vorherrschend finde, ja sie hat hier Angesichts der lebhaften Hinneigungen zu Preußen zu einer Reaction im französischen Sinn geführt.

Mailand ist noch immer eines der wichtigsten politischen Centren Italiens, vielleicht das wichtigste. Es zeichnet sich durch lebhafte politische Thätigkeit, mehr noch durch einen nüchternen und sicheren politischen Tact aus. Trotz der österreichischen Herrschaft seit 1815 glaubt man hier noch die Nachwirkungen jener Zeit zu spüren, da Mailand als Hauptstadt des Königreichs Italien der wirkliche Mittelpunkt der politischen Hoffnungen und Bestrebungen Italiens war. Wo es Thätigkeit für gemeinnützige Einrichtungen, Opfer für patriotische Zwecke gilt, wird man die Mailänder Gesellschaft in vorderster Reihe finden. Nirgends sonst erscheint eine solche Anzahl großer politischer Blätter, die Perseveranza gehört zu den einflußreichsten Organen in Italien und ist das bestausgestattete von allen; der Politecnico ist neben der Nuova Antologia von Florenz und der Rivista Contemporanea von Turin die angesehenste Revue.

Seit dem Friedensschluß nun hat die Perseveranza eine bemerkenswerthe Schwenkung gemacht: sie predigt die Rückkehr zur französischen Freundschaft, welche die Italiener in diesem Sommer zu vergessen schienen oder gar geringzuschätzen. Unermüdlich ist sie, die kleinen Rücksichtslosigkeiten zu tadeln, die man sich Frankreich gegenüber erlaubt hat, sie macht dem Ministerium zum Vorwurf, daß es L. Napoleon ohne Noth reize, und läßt durchblicken, daß sie selbst Ricasoli opfern würde, wenn seine Persönlichkeit ein Hinderniß für die Pflege guter Beziehungen zu Frankreich wäre. Sie liebt es, bei jeder Gelegenheit an den Alliirten von 1859 zu erinnern, von dem Alliirten von 1866 spricht sie am liebsten gar nicht; thut sie es doch, so findet sie an der preußischen Allianz hauptsächlich dies zu loben, daß sie Italien dem älteren Alliirten nicht entfremdet habe.

Bedenklicher noch ist eine Abhandlung, die ich im Politecnico vom October d. J. finde. Sie führt schon den bedenklichen Titel: „die Rheinfrage und die Grenzen Frankreichs", und hat den Prof. Bart. Malfatti zum Verfasser. Es muß doch einen eigenen Eindruck machen, wenn drei Monate nach der Schlacht von Königgrätz eine italienische Feder kaltblütig einen Vorschlag zur Verkleinerung Preußens macht und es „herkömmliche Hartnäckigkeit" und „alte Eifersucht" nennt, wenn Deutschland nicht gutwillig Luxemburg, Saarlouis und Landau an Frankreich abtritt.

Kaum ist durch preußische Siege der Anspruch befriedigt, den Italien kraft des Nationalitätsprincips auf Venetien hatte, so soll das Nationalitätsprincip zum Nachtheil Preußens mit Hilfe Italiens verletzt werden. Denn der Verfasser steht nicht an zu erklären, daß im Fall über jener Forderung Frankreichs ein allgemeiner Krieg ausbräche, nicht zweifelhaft sein könne, auf welche Seite Italien zu treten habe, das, so lange die Rheinfrage nicht zu Gunsten Frankreichs, die Frage des Trentinischen nicht zu Gunsten Italiens gelöst seien, stets Frankreich zum natürlichen Verbündeten habe.

Ich will dem Verfasser kein Unrecht thun, dem ich auf einem andern erfreulicheren Gebiet begegnet bin, wo mich seine warme Anerkennung deutscher Wissenschaft freudig überraschte.*) Wirklich ist auch die Abhandlung im Politecnico keineswegs feindselig gegen Deutschland gemeint, die Eventualität der Einigung Deutschlands ist als ein Gewinn auch für Italien begrüßt, in manchen Abschnitten ist aus Gründen der Geographie wie der Nationalität geradezu gegen das Buch des Franzosen Lavallée polemisirt, das bekanntlich die ganze Rheingrenze reklamirt. Hr. Malfatti denkt ohne Zweifel billiger als viele seiner Landsleute. Die französische Literatur hat begreiflicherweise immer noch größeren Einfluß in Italien als die deutsche; zumal die politische Literatur ist man seit lange gewöhnt, von dort zu beziehen. So ist denn auch das Buch von Lavallée stark in Italien gelesen und verbreitet worden, und Viele sind von der Richtigkeit seiner Ausführungen überzeugt, die zugleich gute Freunde Deutschlands zu sein glauben. Insofern ist es immer noch ein Verdienst, wenn der Verfasser mit eingehenden Gründen die Ansprüche des Chauvinismus auf Trier, Köln und Speyer zurückweist und nur aus Gründen der Billigkeit und um des Friedens willen Frankreich den Vertheidigungsgürtel zuerkennen zu müssen glaubt, der jene drei Bollwerke einschließt. Es sollte aber nicht schwer sein, von dieser Stufe der Erkenntniß noch die weitere zu erklimmen, daß, wenn eine friedenbedrohende Rheinfrage existirt, sie nur durch den Ehrgeiz Frankreichs besteht, und endlich die höchste, daß wenn Deutschland, ohne Dank zu begehren, andern Völkern hilft zu dem Ihrigen zu gelangen, es seinerseits entschlossen ist, deutschen Boden für sich zu behalten.

*) Un capitolo di storia del Christianesimo primitivo secondo gli studj della Scuola di Tubinga. Memoria del Prof. Bart. Malfatti. Milano 1866. Ueber diese interessante Schrift ist in den „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz" (1. Dezember 1866) näherer Bericht erstattet.

Im Grunde ist es begreiflich, daß die Blicke der italienischen Politiker eben jetzt wieder nach Frankreich sich richten. Die venetianische Sache ist abgethan, die römische Frage geht mit schnellen Schritten ihrer entscheidenden Krisis entgegen. Hier kann das preußische Bündniß nichts nützen, wohl aber ist eine dauernde Lösung nur im Einverständniß mit Frankreich möglich. Dies ist in der That der Grund, warum die Perseveranza unter der Leitung des Prof. Ruggiero Bonghi, des Biographen Cavour's, der eben jetzt für ein Jahr die Leitung des Blattes übernommen hat, Alles hinweggeräumt wissen will, was einer Verständigung mit Frankreich im Wege steht.

In einem Moment tiefster Erwartung verlasse ich Italien. Das höchste Problem ist noch zu lösen, und Niemand weiß zu sagen, was nach dem verhängnißvollen Termin vom 10. Dezember geschehen wird. Und doch ist nie einem welthistorischen Ereigniß mit solcher Ruhe, mit solch kaltblütiger Sicherheit entgegengesehen worden. Was das Ende sein wird, Niemand ist darüber im Zweifel; wie es herbeigeführt wird, darüber macht man sich wenig Sorgen. Nur zweierlei steht fest: die Katastrophe darf keine gewaltsame sein, und Rom, der Wittwensitz des entweltlichten Papstthums, darf nicht die Hauptstadt des Königreichs Italien sein. Welche Entschlüsse der Papst selbst fassen wird, ist seine Sache. Ob er die Garantien annimmt, die ihm Italien für seine geistliche Herrschaft bietet, oder ob er durch die Flucht diese selbst gefährden will; ob er wirklich den Versuch anstellt, seine Herrschaft, so lang es geht, auf eigenen Füßen stehen zu lassen, oder ob er verzweifelnd an seiner Sache den Wanderstab ergreift, ob er den unvermeidlichen Uebergang durch eigenes Entgegenkommen erleichtern oder durch fatalistischen Trotz erschweren will, dies ist ihm anheimgegeben, mehr nicht. So oder so ist das Ende der weltlichen Herrschaft gewiß. Die Bewegung, die vor zwanzig Jahren Giovanni Mastai eingeleitet, kehrt vollendet zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Unvergeßlich werden die Daten dieses Jahres dem Gedächtniß sich einprägen diesseits und jenseits der Alpen. Der 10. Dezember findet mich längst wieder über den Bergen. Aber wenn ich einst wiederkehre, zählt Italien eine gigantische Ruine mehr, kein Papst-König regiert mehr in der ewigen Stadt, und die Tricolore weht vom Capitol —

Addio Italia, quando ci rivedremo?

W. Lang.

Pater Abraham a Sancta Clara.

Abraham a Sancta Clara von Th. G. v. Karajan. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn, 1867.

Es ist ein Sonntagmorgen des Frühjahres 1683. Wir befinden uns im Angesichte der grünen freundlichen Hügel, welche der Hauptstadt der Steiermark wie demüthige Clienten ihres Schloßberges die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen scheinen. Als gute Katholiken lenken wir unseren Schritt der nächsten Kirche zu.

Eine ungewöhnlich große, eine ungewöhnlich aufmerksame Versammlung scheint dem Worte des Predigers gespannt zu lauschen. Der kleine bescheidene Raum der Augustinerkirche hat lange nicht alle Herzudrängenden aufnehmen können, und viele Zurückgebliebene suchen nun vor den Eingängen abgerissene Sätze wenigstens zu erhaschen oder hoffen sich allmählich durch die Menge zu winden. Auf ihren Mienen pflanzt sich der Eindruck fort, den die Ausführungen des Predigers auf die Näherstehenden hervorbringen.

Zuweilen geht ein leises Murmeln des Beifalls durch die Versammlung, zuweilen hier und dort ein stilles Nicken des Einverständnisses, dann ein fast ängstliches Hinblicken und Hängen an seinen Lippen, als ob man im Voraus ablesen wollte, wo die Mündung des unbegreiflichen Seitenweges liege, den er wider Erwarten durch enge Gassen voll alten Geräths und bunten Gerümpels einschlägt. Jetzt beginnt dieser und jener zu ahnen, auf seinen Zügen erglänzt der Triumph des Eingeweihten. Die Spannung der Anderen steigert sich nur um so mehr. Da erfolgt plötzlich die Auflösung des immer verwickelter geschürzten Knotens — unaufhaltsam bricht schallendes Gelächter los, der Heiligkeit des Ortes ungeachtet. Aber gleich verfinstern sich die Gesichter wie reuevoll und erschrocken über die eigene Lustigkeit. Und schwere Sorge scheint sich auf Allen zu lagern.

Jetzt können wir auf die Kanzel hinsehen und verstehen den Redner.

Es ist ein schöner stattlicher Mann. Die hohe vorgedrängte Stirn, von den kurzen emporstarrenden Mönchshaaren umsäumt, die festgezogenen Linien der buschigen Brauen, die energisch ausladende Nase müssen einem Geiste gehören, in welchem die Kenntnisse, Gedanken und Worte wie eine wohlgeordnete, wohlausgerüstete Armee aufmarschirt stehen, jeder Gedanke ein Soldat, des dirigirenden Winkes gewärtig, in allen Bewegungen sicher

wie eine Maſchine. Die blitzenden Augen ſcheinen über die Verſammlung hinſchweifend zu ſagen: „Ich habe meine Truppen in eurem Rücken, auf euren Flanken, jedes Commando ſetzt ſie in Action, ich habe euch in meiner Gewalt, folgen müßt ihr, wohin ich will.“ Betrachten wir aber den breiten wohlgeformten Mund, über den die Naſe ſich faſt zu tief herabneigt, und Kinn und Wangen, die mit dem Hals viel zu allmählich und weichlich verfließen, ſo ſcheinen in dieſer Region jene uniformirten Gedanken ein buntes bewegtes Feſt voll behaglicher Heiterkeit zu feiern.

Die hohe über die Brüſtung geſtreckte Geſtalt deutet mit der aufgehobenen Rechten nach Südoſten. Er ſpricht von dem, was alle Herzen eben angſtvoll bewegt, von unheilverkündenden Zeichen und Wundern, die ſich am Himmel begeben; er ſchildert die drohende Gefahr, und donnert wie empört ſeinen Hörern zu: „Eure Sünden ſind daran Schuld, die Strafe Gottes kommt über euch.“

Sahen wir nicht kroatiſche Miliz auf den Straßen? Ihr iſt der Schutz der Steiermark anvertraut, die Söhne, Brüder, Vettern der Andächtigen ſtehen gegen die Türken im Felde. Unabſehbare Heerſäulen haben ſich unter Kara Muſtapha durch Ungarn gewälzt. Wie lange noch wird es währen, und die entſcheidende Schlacht iſt geſchlagen, die Reichshauptſtadt bedroht und an das chriſtliche Europa die Frage geſtellt, ob es dem Islam verfallen wolle. Alle Schreckniſſe des Krieges rumoren über der Verſammlung als unheimliche Geiſter in den Lüften, und tragen, aus den Erinnerungen der jüngſten weſtlichen Kämpfe hervortauchend, die Züge der Marſchälle Ludwig's XIV.

„Dieſe Zeit her, ſpricht der auf der Kanzel, hatte die Welt, abſonderlich unſer Europa, einen ſolchen harten Zuſtand, welchen ſo bald kein Medicus wenden kann. Allem Anſehen nach iſt es die Cholica, insgemein das Grimmen genannt, da es nichts thut als ſchneiden und ſtechen in deſſen Leib, indem kein Land faſt ohne Krieg iſt, kein Reich ohne feindliche Waffen. Von vielen Jahren her iſt das römiſch Reich ſchier römiſch Arm worden durch ſtäte Krieg. Von etlichen Jahren her iſt Niederland noch niederer worden durch lauter Krieg. Elſaß iſt ein Elendſaß worden durch lauter Krieg. Der Rheinſtrom iſt ein Peinſtrom worden durch lauter Krieg. Und andere Länder ſind in lauter Elender verkehrt worden durch lauter Krieg. Ungarn führt ein doppeltes Kreuz im Wappen, und bisher hat es viel tauſend Kreuz ausgeſtanden durch lauter Krieg.“

Doch wie iſt uns denn? Sind wir nicht aus der Grazer Kirche am Münzgraben und aus der Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens plötzlich in's Wiener Burgtheater des neunzehnten Jahrhunderts verſetzt? Würfeln hier nicht Graf Iſolan's Getreue? Scherzt dort nicht der

Holk'sche Jäger? Ist es nicht Beckmann, der in der Kutte des Kapuziners jene Rede hält?

„Und das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom."
„Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —"

In der That mag uns Schiller's poetische Copie helfen und einladen die Bekanntschaft des leibhaftigen Originals zu machen. Den Kapuziner in Wallenstein's Lager kennen wir lange, oft haben wir über seine burleske Strafpredigt gelacht und dem großen Komiker, der vor Kurzem die Bretter des Burgtheaters auf Nimmerwiedersehen verlassen, mit dem innigsten Vergnügen stürmischen Beifall zugejauchzt; aber den Prediger und Satiriker Pater Abraham a S. Clara kennen Wenige, und Viele, die ihn nicht kennen, glauben ihn mit Unrecht verachten zu dürfen.

Zwar die ältere Wiener Generation dieses Jahrhunderts stand ihm noch etwas näher: einzelne seiner Werke wurden neu aufgelegt, andere im Auszuge bearbeitet, Anthologien seiner „sinnreichen Gedanken und scherzhaften Einfälle" veranstaltet, allerlei Anekdoten über ihn im Umlaufe erhalten, sogar unmittelbar vor dem Jahre 48 (welches alles dies hinweggeschwemmt hat) eine Gesammtausgabe seiner Schriften begonnen. Aber der gerechten Würdigung und Beurtheilung des Paters selbst ist diese ununterbrochene Tradition seines Ruhmes wenig zu gute gekommen. Man behandelte ihn wie die tragische Muse den Clown. Der Clown hat kein Schicksal, keine Freunde, keine Familie, er wird nicht geboren, er stirbt nicht, er hat kein Alter: er existirt einfach zur Belustigung des Publikums und seine Bestimmung ist, diesem Zwecke möglichst vollkommen zu genügen, möglichst häufig herzliches Gelächter zu erregen.

Man lachte über Pater Abraham's Witze und schnurrige Geschichten, man entrichtete ihm den Zoll einer gewissen Bewunderung für die virtuose Handhabung seines Metiers: aber eine theilnahmsvolle Frage nach seinen Lebensschicksalen, nach seinen menschlichen Beziehungen zu Eltern, Verwandten und Heimath, nach seinem Bildungsgange, seiner Stellung zur Welt, seinen Leiden und Freuden glaubte man ihm nicht schuldig zu sein. Schon seine Zeitgenossen fühlten hierin nicht viel anders. Man wußte nicht einmal sein Alter genau als er starb. Die kurzen Biographien, die man ihm widmete, gaben nur das äußerlichste Gerüst. Kein Wunder, daß die Sage oder freie Erfindung mit einigen schönen Lappen wenigstens dies Gerüst behängen wollte. Da sollte er während der großen Pest 1679 mit Gefahr seines eigenen Lebens von Krankenbett zu Krankenbett der Pflicht des Seelsorgers obgelegen, während der Türkenbelagerung 1683 den Verwun-

beten und Sterbenden auf den Wällen Troſt zugeſprochen haben — wogegen wir jetzt erfahren, daß er zur Zeit der Peſt fünf Monate lang als Capellan des Landmarſchalls Grafen Hoyos im Landhaus abgeſperrt lebte, zur Zeit der Türkenbelagerung in Graz zu predigen hatte. Eine Charakteriſtik des Mannes zu verſuchen, ſeiner wahren Bedeutung eine ſorgfältigere Würdigung zu widmen, hat man ſich für überhoben gehalten. Und gleichwohl, ſo wenig auch z. B. ſeine Predigten dem Ideal der Kanzelberedtſamkeit entſprachen, ſo gerechtfertigt in gewiſſer Beziehung Leſſing's Urtheil war, ſie ſeien „allzu elend"; ſo richtig ſelbſt die überaus ſtrengen Sätze von Gervinus ſeine wirklichen Schwächen zum Theil trafen — der Pater Abraham, der Schillern als ein prächtiges Original erſchien, deſſen Witz für Geſtalten und Wörter, deſſen humoriſtiſches Dramatiſiren Jean Paul bewunderte, der Pater Abraham, deſſen Büchlein „Auf, auf, ihr Chriſten!" Goethe an Schiller mit den Worten ſchicken konnte: „Es iſt ein ſo reicher Schatz, der die höchſte Stimmung mit ſich führt," — dieſer Pater Abraham war es doch wohl werth, daß ihm einige Aufmerkſamkeit des Biographen und Litterarhiſtorikers in unſerer überallhin antheilsvollen Zeit geſchenkt wurde.

Was keinem anderen Schriftſteller des ausgehenden ſiebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts gelungen iſt, das hat Abraham a S. Clara vermocht. Was Lohenſtein nicht konnte, was Chriſtian Weiſe nicht konnte, was Gottſcheb nicht konnte, was Bodmer nicht konnte: das konnte dieſer Auguſtinermönch. Er allein wußte zu jener Zeit einzelnen ſeiner Schriften einen ſolchen Zug und Schwung zu verleihen, ſie mit einer ſolchen Kraft der Stimmung zu durchdringen, daß ihnen für uns Heutige noch anziehende und feſſelnde Gewalt beiwohnt. Abraham iſt intereſſanter und lesbarer als Sebaſtian Brant, als Murner, als Fiſchart, als Moſcheroſch, obgleich vielleicht alle dieſe Satiriker ihn an Höhe des Geiſtes und der Bildung weit überragen. Denn Abraham beſitzt das Geheimniß der modernen Sprache. Er beherrſcht die rhetoriſchen Mittel, mit denen auch auf der höchſten Bildungsſtufe die großen Wirkungen erzielt werden.

Goethe's und Schiller's Ausſprüche über Abraham enthalten keine Charakteriſtik und Würdigung. Aber das bezeugen ſie, daß der Mann ihnen noch ein anderes Intereſſe einflößte, als das blos litterarhiſtoriſche. Dieſes allein würde den Pater bei ihnen niemals in ein bedeutendes Licht gerückt haben. Aber das ſeltene formelle Talent forderte die Anerkennung, welche dem Schriftſteller Abraham die größten deutſchen Schriftſteller gezollt haben.

Trotz ſolcher Anerkennung konnte Abraham bisher noch nicht erlangen,

was doch manchem Unbedeutenderen neben ihm schon zu Theil wurde: eine Monographie. Diese Schuld der deutschen Litteraturwissenschaft hat Herr von Karajan jetzt abgetragen.

Herr von Karajan hat sich der mühseligen und schwierigen Aufgabe unterzogen, aus höchst entlegenen, höchst spärlich fließenden Quellen, aus Kirchenbüchern, Amtsacten, Klosterchroniken, aus den Ergebnissen einer langwierigen und ermüdenden genauen Lectüre der sämmtlichen Schriften Abraham's ein Lebens- und Charakterbild des Paters zu entwerfen. Wie im deutschen Märchen Todtengebein zusammengesucht wird zur Wiederbelebung, so hat es sich Herr von Karajan nicht verdrießen lassen, aus den verborgensten Winkeln die unscheinbarsten Knöchelchen Abraham's sorgfältig aufzulesen, zu säubern, zu ordnen und zur dauernden Belehrung aller Nachfolger gleichsam in einem Reliquienschreine auszustellen. Seine Schuld ist es nicht, wenn an der Gestalt nicht blos wie im Märchen das letzte Glied des kleinen Fingers fehlt, sondern auch mancher Hauptknochen vermißt wird, der ihr erst die volle Consistenz und den inneren Zusammenhang aller Theile verleihen könnte. Die lange Vernachlässigung rächt sich eben, keinen einzigen Brief von Abraham besitzen wir, die Archive der Klöster, an denen er wirkte, sind in alle Winde zerstreut. Wenn nicht ganz unerwartete Funde uns noch zu Gute kommen, so besitzen wir in Karajan's gründlichem und gelehrtem Buch Alles, was wir von biographischen Details über Abraham je erfahren werden.

Gerade über die für uns wichtigsten Punkte ergiebt die Ueberlieferung so viel wie nichts, und finden wir uns lediglich auf Vermuthungen angewiesen. Ueber Abraham's Reisen nach Rom, seine Gastpredigten, sein allmähliches Aufsteigen in die Ehrenstellen seines Ordens, über manche innere Erlebnisse seines Klosters, die eigenthümlichen finanziellen Beziehungen zum Hofe, die Eifersüchteleien der Ordensgenossen sind wir leidlich vollständig unterrichtet. Weit mehr als diese Dinge aber, die sich doch nicht zu einer allseitigen Anschauung des Privatlebens damaliger Klostergeistlicher verwerthen lassen, ziehen uns die Fragen an, welche die historische Betrachtung vor allen anderen aufzuwerfen hat: welchen Umständen verdankte Abraham's Begabung ihre eigenthümliche Entfaltung? welche Umstände machten ihn zum Geistlichen und zum Mönch? welche Umstände versetzten ihn auf den Schauplatz seiner Thätigkeit, der nicht der seiner Heimath ist? wie war eine solche Erscheinung wie Abraham zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland möglich?

In der letzten dieser Fragen liegt zugleich angedeutet, was uns von dem vorliegenden Buche scheidet.

Herr von Karajan lehnt eine kritische Würdigung der Werke Abra-

ham's ausdrücklich von sich ab, und läßt sich auf die Erörterung seiner historischen Bedeutung überall nicht ein. Wir haben kein Recht ihm aus dieser Selbstbeschränkung den geringsten Vorwurf zu machen. Aber sein Verhältniß zu dem Helden seines Werkes hat dadurch so sehr den Charakter reiner Pietät erhalten, daß die Stimmung, aus welcher es geschrieben scheint, derjenigen nur zum Theil entspricht, mit welcher wir uns gezwungen sehen Abraham zu betrachten.

Wenn die erste Empfindung ihm gegenüber die der Freude über seine originelle Beredtsamkeit ist, so stellt sich als zweite doch allemal Scham, Zorn und Trauer ein, welche im Wesentlichen darauf beruhen, daß Abraham in einem ganzen großen Geistesgebiete der einzige hervorragende Schriftsteller nach allen Richtungen hin, und daß der Ort seiner lebendigsten und eingreifendsten Wirksamkeit die Kanzel, der Beruf, dem er seine beste Thätigkeit zu weihen hatte, die Seelsorge war. Denken wir ihn lediglich als satirischen Schriftsteller und mit seinem besonderen Talente auf seine besondere Art denselben Zwecken dienend, für welche damals die Edelsten Deutschlands lebten: so würde es wenige Männer jener Zeit geben, auf denen unser Blick mit gleichem Wohlgefallen ruhte. So aber — wenn wir fragen: wie war eine solche Erscheinung wie Abraham zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland möglich? so heißt dies nichts anderes als: wie war es möglich, daß zu derselben Zeit, wo der Hof von Berlin einen Leibnitz und Pufendorf sah, das deutsche Geistesleben an dem Hofe von Wien durch den einzigen Abraham a S. Clara repräsentirt war? wie war es möglich, daß zu derselben Zeit, in welcher Spener dem Protestantismus Erneuerung und Läuterung brachte, in der katholischen Welt von Deutschland sich der begabteste Prediger zum Possenreißer erniedrigte, und das heilige Amt der sittlichen Volksbildung am besten zu verwalten meinte, indem er seine Strafreden an die Lachlust einer unterhaltungssüchtigen Hauptstadt adressirte?

Es lag nicht an einer Begrenztheit von Abraham's Talent. Wir werden sehen, daß dieses sich auf dem ernsten Gebiete ebenso reich und kräftig bewährte wie auf dem komischen.

Es lag nicht an einer Speculation Abraham's auf den Beifall der Menge. Wir werden ihn als redlichen und wahrhaften Charakter kennen lernen, dem nichts so verhaßt war wie Schmeichelei und Liebedienerei, und der niemals mit Bewußtsein zu verwerflichen Mitteln gegriffen hätte, um sich in die Gunst des Publikums zu setzen.

Es lag an etwas Anderem. Dem Talente Abraham's, sagt Jean Paul, schadete nichts als das Jahrhundert und ein dreifacher Ort: Deutschland, Wien und die Kanzel. „Das Jahrhundert und Deutschland" müssen wir

abziehen, aber „Wien und die Kanzel" wird sich uns bestätigen. Darin liegt es, daß Abraham's Bild in unserer Vorstellung schwankt zwischen einem strafenden Propheten und einem Hofnarren oder Hanswurst.

Auf allen Blättern der Abraham'schen Schriften quillt uns die Fülle von Wörtern und Wendungen entgegen, die ausschließlich dem österreichisch-bayrischen Dialekt angehören. Wir bewundern seine Vertrautheit mit dieser Mundart, er kennt ihre verborgensten Lieblichkeiten und dankt solcher Kenntniß einige seiner schlagendsten Wirkungen. Wir meinen daß nur ein Einheimischer sich die Volkssprache in so hohem Grade angeeignet haben, so souverän darin herrschen könnte. Dennoch war Abraham kein Bayer oder Oesterreicher. Er gehörte durch seine Geburt Schwaben an, Bayern nur durch die Abstammung des Vaters und seine Erziehung, Oesterreich durch den größten und besten Theil seines Lebens.

Abraham oder, um ihn mit seinem bürgerlichen Namen zu nennen, Hans Ulrich Megerlin kam in Kreenheinstetten, einem kleinen abgelegenen Dorfe des oberen weißen Jura, den 2. Juli 1644 zur Welt. Seine Familie war leibeigen, sein Vater Wirth und ein ziemlich wohlhabender, aber mit Kindern reich gesegneter Mann, der seine Heimath Wasserburg am Inn vermuthlich früh verlassen hatte.

Daß der kleine Uli „gar vielmals barfüßig unter denen Schweinen, Gänsen, Enten, Hühnern gestanden und sie gehütet oder ihnen sonst Compagnie geleistet," wie ein Zeitgenosse erzählt, war nur in der Ordnung. Unersättliche Lernbegierde in zartester Jugend, frühes Hervortreten ungewöhnlicher Begabung sagen ihm die alten kurzen Lebensbeschreibungen nach. Und ein rasch und leicht auffassender Kopf von starkem Gedächtniß — das bei Zeiten sich bemerkbar zu machen pflegt — muß er in der That gewesen sein. Daß er kaum auf die lateinische Schule geschickt, schon von den Zäunen herab seinen Mitschülern den Katechismus exponirt, brauchen wir darum, demselben alten Biographen noch nicht zu glauben.

Gleichwohl müssen wir das Treffende der Anekdote anerkennen. Rasch in sich aufnehmen, rasch von sich wiedergeben ist wirklich Abraham's Weise. Er eignet sich das Verschiedenartigste so unbesehen an. Es ist ein Repositorium für alle möglichen Kenntnisse, wie die Bücher einer Bibliothek langt er sie sich zum Gebrauch herunter und stellt sie wieder an ihren Ort: das Buch aber bleibt das gleiche, kein Buchstab darin verändert sich, kein Gedanke eines Gedanken wächst neu hinein.

Und noch ein anderer Grund läßt uns wünschen, jene wahrscheinliche und mögliche Erzählung möchte auch wirklich wahr sein. Es wäre uns

dann eine sehr früh hervorbrechende natürliche Anlage und Lust zur Predigt bezeugt. Seine spätere Standeswahl läge in den Neigungen seiner Kindheit schon vorangedeutet.

Die lateinische Schule, von der die Rede ist, war in Möskirch, zwei Stunden von Kreenheinstetten. Von hier kam er zwölf Jahre alt zu den Jesuiten nach Ingolstadt, dann im Herbst 1659 nach Salzburg, zu dessen Gymnasium und Universität damals mehrere dreißig Benedictinerklöster des oberen Deutschland ihre besten Kräfte stellten.

Wenn wir diese Kräfte nach den Früchten ihrer Wirksamkeit an unserem Abraham beurtheilen wollen, so können sie uns nicht eben sonderlichen Respect einflößen. Ein einziges genügt vollständig, um die Höhe der Bildung zu bemessen, welche dem gläubigen Jünger auf diesen Schulen mitgetheilt wurde: die Art und Weise wie Abraham von der Philosophie spricht.

Er ist kein Feind der Philosophie. Aber er ist ihr nur darum gewogen, weil er keine Ahnung hat von der Gefahr, welche dem Glauben durch sie drohen konnte. Und er hat keine Ahnung von dieser Gefahr, weil er — im Jahrhundert des Baco, Descartes, Spinoza, Locke, Leibnitz! — keine Ahnung hat von dem was Philosophie ist und was Philosophie will.

Er schreibt begeistert den Preis der Wissenschaft und in erster Linie den der Philosophie, weil sie, „wo mancher zuweilen hundert Griff versucht ein verwirrte Frag recht zu entörtern und gleichwol letztlich mit dem Verstand scheitert, alldort ohne Mühe besser als ein macedonischer Alexander solchen Knopf auflöst.“ Was sind aber das für Knöpfe, die „der Philosophus“ so geschickt aufzulösen versteht? Sieben tiefe Probleme werden uns beispielsweise vorgeführt mit dem Refrain: „Die Ursach weiß der Philosophus.“ Nämlich: warum ein satter Mensch leichter sei als ein nüchterner; warum einem verstorbenen Menschen Haar und Bart wachse; warum ein im Vollmond geschlagenes Holz dem Wurmstich unterworfen, ein im Neumond geschlagenes nicht; warum eine Pfanne mit Wasser über das Feuer gestellt unterwärts am Boden ganz kalt werde; warum ein Brunnen in der größten Sommerhitze kälter sei als mitten im Winter, „da der rauhe December allen Bäumen die Haare einpulvert;“ warum derjenige, der sich an Wein berauscht, in der Regel nach vorwärts, derjenige, der von Bier vollgetrunken, aber rücklings zu Boden falle; warum eine Rose an Wohlgeruch zunehme, wenn sie in der Nähe des Knoblauchs wachse. — Das nenn' ich mir doch einmal eine unschuldige Philosophie, der gesammten Orthodoxie zur Erneuerung hiermit bestens empfohlen. Sie mag demungeachtet mit unserem Abraham den Aristoteles verherrlichen

als „ein Licht der Weltweisen, einen Fürst der Weltweisen, eine Zierde der Weltweisen, ein solch ansehnliches Gemüthe."

Zu einer gewissen Niedrigkeit des geistigen Standpunkts war mithin Abraham durch seine Bildung wohl für immer verurtheilt. Doch aber blieb das freigegebene Feld noch immer groß genug, um eine bedeutende Individualität darauf zu entfalten.

Abraham war aus dem Volk hervorgegangen. Die starken, etwas ungeschlachten plebejischen Züge sind seiner ganzen Art stets aufgeprägt geblieben. Er ist durch kein Läuterungsfeuer gegangen, welches ihm die derben Auswüchse versengt hätte. Die heimischen Verhältnisse selbstverständlich, aber auch die Schulverhältnisse scheinen ihn an der freien Entfaltung seines eigensten Naturells nie gehindert zu haben. Dies Naturell muß aber von Anfang an die entscheidenden Züge getragen haben, die wir an dem Manne erkennen. Die Heiterkeit des Gemüthes, das Talent und die Freude zu Scherz und Spott, die Fähigkeit Andere lachen zu machen müssen schon damals in ihm vorhanden gewesen sein. Insofern glich der Knabe, der seines Vaters Schweinen Compagnie leistete, dem Augustinermönch, der Kaisern und Fürsten zu predigen hatte, so genau als nur ein kleiner Uli einem großen Ulrich-Abraham gleichen kann.

Der fröhliche Sinn und das satirische Vermögen kann nur genährt und gesteigert worden sein, als er aus dem stillen Winkel Schwabens in das zu jener Zeit belebte geräuschvolle Ingolstadt versetzt wurde, wo der Jesuitenzögling angehalten war die Fehler seiner Mitschüler zu erspioniren, wo unter jesuitischer Anleitung die Phantasie keineswegs verkümmerte; wo z. B. in jesuitischen Schauspielen man gewiß seiner bald erkannten Begabung die entsprechenden Rollen anvertraute.

Die äußere Cultivirung der heiteren Lebensrichtung war ihm dagegen vermuthlich sowohl in Ingolstadt wie in Salzburg versagt. Die Ungebundenheit des Studentenlebens begann erst nach dem strengen Zwange des Gymnasiums. Man trat an die Universität wie aus dem Gefängniß an das Licht der Freiheit. Um so sehnsüchtiger mochten die Schüler zu Ingolstadt und Salzburg auf die Herren Studenten blicken und manches lustige Lied heimlich erlauschen, an manchem lustigen Streich aus der Ferne ihr Vergnügen haben. Abraham's Werke sind voll von Beziehungen, die man für Reminiscenzen halten möchte, so lebendig treten sie auf.

„Qualis est vita auf der Welt,
Quae mihi semper wohlgefällt?
Ist es nicht das Studentenleben?
Ita vere, das ist's eben.
Studenten sind jucundi, bisweilen furibundi."

Lernte Abraham allmählich um sich schauen und beobachten, was in der Welt vorgeht, so scheint er bereits in Salzburg auch die Direction auf eine andere Art der Beobachtung, auf das gelehrte Sammeln und Aufhäufen von allerlei Wissenskram erhalten zu haben.

Unter seinen dortigen Lehrern war der bedeutendste der Pater Otto Aicher aus St. Veit in Niederbayern und um so einflußreicher, je näher sein eigenes Alter noch dem der Schüler stand. Dieser Aicher zeigte sich später als fruchtbarer Schriftsteller, unter anderem als Veranstalter von Blumenlesen, von Sammlungen schöner Stellen aus verschiedenen alten Schriftstellern. Er mag seine Zöglinge zu ähnlichen Arbeiten, zu gleicher Verwerthung ihrer Lectüre angehalten haben. Dann aber zweifeln wir nicht, daß Abraham schon damals in erster Linie auf Anekdoten, pointirte Geschichtchen und witzige Dicta aus war. Derselbe Aicher bekundete später Kenntniß vieler neuerer europäischer Literaturen. Er mag wenigstens außerhalb der Schule auch zur Beschäftigung damit angeregt haben. Und Abraham legte vielleicht den Grund zu seiner Belesenheit in weltlichen Autoren, besonders in Novellendichtern, gleichfalls schon damals.

Im Herbst 1662 verläßt Ulrich Megerlin das Gymnasium und Salzburg, noch in demselben Herbst 1662 setzt der Noviz Abraham a Sancta Clara in dem Kloster Maria Brunn bei Wien Augustiner Barfüßer-Ordens seine Studien fort.

Ist ihm der Entschluß schwer geworden? Hat er ihn freiwillig oder überredet oder gezwungen gefaßt? Kniet er wohl vor dem wunderthätigen goldenen Gnadenbild Mariä und betet um Ausdauer und frommen demüthigen Sinn? Oder sieht er erfreut die Scharen der Wallfahrer heranpilgern und malt sich im Geiste aus, wie er einst so große Versammlungen der Gläubigen und noch größere durch die Gewalt des Wortes hinreißen, ihre Gemüther gleichsam an seine Lippen binden würde? Oder schleicht er in Anwandlungen von Reue oder Zweifel, versenkt in Sehnsucht um das Weltleben, um fröhliche Genossen, durch die düsteren Gänge — da tritt er wohl in die Küche und spricht selbst trostbedürftig dem frommen Thomerl Trost zu, — dem er drei Decennien nachher einige Worte der Erinnerung weihte, dem alten kleinen Laienbruder, der über das Geschirr gebeugt steht und spült und murrt und spült — als er todt war, glaubte man ihn immer noch zu hören, wie er nächtlich wusch und die Schüsseln hinsetzte —? Doch was hilft es, sich dies alles vorzustellen? In das Dunkel einer Menschenseele dringt kein Blick, wenn sie selbst sich nicht eröffnet. Und wie Wenige besitzen den Schlüssel zu ihrer eigenen Brust. Vielleicht waren Abraham und alle seine Zeitgenossen sehr weit entfernt von dem sentimentalen Bedauern, das uns Heutige immer un-

willkürlich bei den Begriffen Mönch und Kloster anwandelt. Vielleicht sollten wir unseren Helden im Gegentheil beglückwünschen über die gebotene Gelegenheit so rasch seine Carrière beginnen zu können, so nahe schon der Kanzel, dem künftigen und vermuthlich ersehnten Schauplatz seiner Thaten, gerückt zu sein.

Auffallend bleibt doch immer die Eile, mit welcher der Achtzehnjährige, noch vor Vollendung seiner Studien, in den Orden trat, und gerne möchten wir wissen, ob nicht doch äußere Einflüsse ihn dazu bestimmten. Auffallend sind überdies die immer weiteren Distanzen, in denen er sich von seiner Heimath entfernt, mindestens müssen sie auf besonderen Gründen beruhen, über die uns bestimmte Nachrichten entgehen. Ausdrücklich erfahren wir nur, daß seine Aufnahme in's Kloster auf Recommandation des päpstlichen Nuntius Carlo Caraffa erfolgte. Aber auch das ist nicht wenig auffallend, daß wir den leibeigenen Wirthssohn von Kreenheinstetten so vornehmer Protection genießen sehen. Er kann freilich zu Ingolstadt und Salzburg vielfach in Berührung mit höher gestellten Geistlichen gekommen sein und sich ihnen durch seine glücklichen Fähigkeiten selbst empfohlen haben. Aber der Ordensname Abraham, den er wählte, leitet auf eine andere Vermuthung.

Als unser Abraham schon die Schwelle seines Predigerruhmes überschritten hatte, im Mai 1680, starb zu Altötting in Bayern ein anderer Abraham, jetzt ein alter blinder verfallener Mann, ehemals ein rüstiger Herr, der in der geistlichen Welt von Tirol, Oesterreich, Bayern, ja bis in die Schweiz hinein als musikalische Autorität eine große Rolle gespielt hatte. Er war ein kunstreicher Orgelspieler und tüchtiger Capellmeister, der in siebzehn Klöstern die Einführung oder Verbesserung der Kirchenmusik leitete und an die 2000 musikalische Compositionen hinterließ. Geadelt und zum Canonicus in dem berühmten Wallfahrtsorte Altötting erhoben, ließ er über 20,000 Gebetbüchlein deutsch und lateinisch drucken, speiste ganze Schaaren von Wallfahrern auf seine eigenen Kosten und erwies sich überhaupt so freigebig, daß er schließlich beinahe selbst in Noth gerieth.

Dieser Abraham war unseres Helden Vaterbruder und scheint die — für uns wenigstens unsichtbare — Hand gewesen zu sein, welche dem schwäbischen Wirthssohne die Schicksalsfäden schlang und seine Jugend, so wie wir sie kennen lernten, gestaltete. Ein alleinstehender Mann in guten Vermögensverhältnissen pflegt ja wohl aus der zahlreichen Familie naher Verwandten sich eines begabten Kindes anzunehmen und es wie sein eigenes in der Welt zu schützen und zu fördern. Hier kam noch ein besonderer Umstand hinzu: das Jahr der Uebersiedelung unseres Abraham von Ingolstadt nach Salzburg, d. h. von den Jesuiten zu den Benedic-

tinern, fällt mit dem Todesjahre seines Vaters zusammen. Dies war also wohl der Augenblick, in welchem der Oheim die Sorge für die Erziehung der Waise übernahm, und vermuthlich war er kein Freund der Gesellschaft Jesu.

Der alte Abraham stand zu dem österreichischen Hause in näherer Beziehung, indem er einer Erzherzogin seine erste Anstellung — in ihrer Capelle — verdankte, nachher der Hofmusik eines Erzherzogs angehörte, und auf diese Beziehungen hin hatte er von Ferdinand III. die Erhebung in den Adelstand erlangt: er suchte vielleicht auch den Neffen in die Nähe des kaiserlichen Hofes zu bringen und benutzte seine Verbindungen in Wien zu diesem Zwecke. Vielleicht drängte er ihn, seine Laufbahn möglichst früh zu beginnen: die strenge Disciplin des Barfüßer-Ordens wird er ihm nicht aufgezwungen haben: dem Neffen dagegen mochten die großen Beispiele alter Prediger der Bettlerorden dabei vorschweben, da nun einmal auf der Seite des Predigeramtes sein offenbarer Beruf lag.

Der Altöttinger Canonicus soll im Jahre 1660 vom Pabste zum Protonotarius apostolicus ernannt worden sein. Bei dieser Gelegenheit, wo nicht früher, mag er die Bekanntschaft des Nuntius gemacht und zwei Jahre später dessen Recommandation für seinen Neffen in Anspruch genommen haben. Der Neffe aber, vermuthen wir, gab seinem schuldigen Danke gegen den alten Canonicus dadurch den angemessenen Ausdruck, daß er beim Eintritte in die geistliche Gemeinschaft den Namen Abraham sich beilegte und so gleichsam des Oheims Schatten seinem künftigen Leben als unzertrennlichen Begleiter gesellte.

Nachdem Abraham die theologischen Studien absolvirt und den Doctorgrad erlangt, auch in Wien seine erste Messe gehalten, zeigte er sofort so bedeutende Anlagen zur öffentlichen Rede, daß er alsbald nach dem Augustinerkloster Maria Stern zu Taxa in Bayern als Feiertagsprediger abgeordnet wurde.

Taxa war ein stark besuchter Wallfahrtsort zwischen Augsburg und München, von einem schattenreichen Fichtenwäldchen umkränzt, an dem Flüßchen Glana gelegen. „Die überaus angenehme Gegend und von Natur wohlgeordnete Beschaffenheit des Orts wurde noch mehr geadelt durch die klaren Wasserquellen, welche durch hervordringende Brunnadern die kleinen Fischteichel daselbst mit unabsetzlichem Einfluß erfülleten.“ So beschreibt es Abraham selbst, der seinen persönlichen Beziehungen zu dem Orte in dem Wallfahrtsbüchlein „Gack, gack, gack, gack à Ga,“ worin viele erbauliche und alberne Wundergeschichten mit gläubiger und Glauben verlangender Miene vorgetragen werden, ein Denkmal gesetzt hat.

In diesem Eckchen Deutschlands also entfaltete zuerst jene Beredtsam-

keit ihre Schwingen, deren Ruhm bald die Donau auf und ab in Bayern und Oesterreich, in Steiermarck und Krain, in Böhmen und Mähren sich ausbreiten sollte.

Nur kurze Zeit blieb Abraham in Taxa. Seine hervorragende Begabung wurde auf den größeren Wirkungskreis von Wien zurückberufen, im Jahre 1668 oder 1669 etwa. Und mit einer Unterbrechung von sieben in Graz zugebrachten Jahren (1682—1689) hat er, in seinem Orden allmählich zum Prior, Provinzial und Definitor aufsteigend, hier unermüdlich und unter nie erkaltender Theilnahme des Publikums auf der Kanzel der Augustinerkirche an Sonn- und Feiertagen das Predigtamt bis zu seinem Tode, 1. December 1709, verwaltet.

Er war unbestritten der erste Prediger des katholischen Deutschlands. Von nah und fern suchte man ihn zu Gastpredigten zu gewinnen. Vor Allem in Wien und dessen Umgebung selbst gab es wenig hohe und vornehme Kanzeln, die er nicht gelegentlich betreten hätte. Bei der höchsten und vornehmsten von allen hatte er von Anfang an regelmäßige Verpflichtungen: die Augustinerkirche war Hofkirche. Und in äußerer Anerkennung dieses Verhältnisses wurde Abraham 1677 durch die Ernennung zum Hofprediger geehrt.

Es thut uns wohl zu sehen, welche Freimüthigkeit Abraham in dieser Stellung entwickelte. Und das Lob eines ehrenhaften, furchtlosen und durchaus wahren Charakters darf ihm Niemand vorenthalten. Es geschieht im Bewußtsein der eigenen Integrität, wenn er gegen seine geistlichen Standesgenossen loszieht, welche ihre Zungen in lauter Honig und Oel tauchen, und welche eines geistlichen Interesses halber mit der Wahrheit nicht heraus wollen. Und wenn er uns erzählt, es gebe gar wenig Prediger, welche sich unterstehen, gegen öffentliche ärgerliche Sünden und Laster zu reden, so bezeugt jedes Blatt seiner Werke, daß ihm nichts ferner als solche Scheu lag.

Wie bitter und rücksichtslos, nichts verhüllend, nichts entschuldigend, liest er den Geistlichen den Text, welche oft Noah's Zimmerleuten nicht unähnlich seien, die anderen die Arche bauten, sich selbst aber nicht retten konnten und mit den übrigen Menschen in der Sündfluth zu Grunde gingen. Mit den Eulen vergleicht er sie, welche das Oel nächtlicher Weile aus den Lampen schlürfen, und so von der Kirche erhalten werden, sonst aber nichts nützen. Es wäre unerhört und hätte vermuthlich Amtssuspension zur Folge, wenn ein heutiger Prediger sich auf solchem Mangel an Corpsgeist betreten ließe.

Was für Dinge sagt Abraham dem Adel in's Gesicht! Wie wirft er ihm seine Standesvorurtheile, seinen Ahnenstolz, seine Aufgeblasenheit

und Zehren von den Verdienſten der Vorfahren, ſeine rückſichtsloſe Ausſaugung und Bedrückung der Bauern vor, denen vor lauter Frohnarbeit kein Tag in der Woche mehr für ihre eigenen Geſchäfte bleibe. Ja, er geht ſo weit, zu einer Zeit, wo das Andenken Stephan Fadinger's und des oberöſterreichiſchen Bauernaufſtandes noch lebendig war, an das revolutionäre Lied zu erinnern: „Als Adam ackerte und Eva ſpann, wo war denn damals der Edelmann?“

In welchem Tone redet er vom Hofe! Bei Hofe komme die Redlichkeit wie der Palmeſel nur alljährlich einmal an's Licht. Bei Hofe ſei ſo viel Treue zu finden, als Speck in den Judenküchen. Bei Hofe gehe man mit verdienſtvollen Leuten um wie mit den Nußbäumen, in die bei der Ernte mit Prügeln hinein geworfen werde, zum Lohne, daß ſie Früchte tragen. Bei Hofe behandle man die Bedienſteten wie Limonien, die man hinter die Thür werfe, ſobald kein Saft mehr in ihnen. Bei Hofe bekleide man die Nackten — aber nur die Wahrheit, welche daſelbſt niemals bloß erſcheinen dürfe. Bei Hofe ſpeiſe man die Hungernden — aber nur mit Worten. Und ſo weiter, ein langes Sündenregiſter. Endlich: „Du wirſt bei Hofe ſehen, daß allda wenig Metall: aber viel Erz, viel Erzdiebe, Erzſchelme, Erzbetrüger ꝛc.“

Es ließen ſich noch viele ähnliche, ausgeführte, witzſprühende, zornfunkelnde Stellen mittheilen, worin die ganze Lügenhaftigkeit und Heuchelei des Hofgetriebes, die Unmöglichkeit, daß unabhängige Männlichkeit in dieſer Atmoſphäre ſich halten könne, ſchonungslos in unerſchöpflicher Fülle der Gleichniſſe beleuchtet wird. Mit wahrem Entzücken ſehen wir ihn über die Mächtigen der Erde unbarmherzig zu Gericht ſitzen, den Sohn des unglücklichſten, verachtetſten, mißhandeltſten, des ſeit Jahrhunderten zertretenen und geſchundenen Standes, den Leibeigenen von Kreenheinſtetten.

Abraham iſt mit Herz und Kopf, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, in jener Zeit des Buhlens um Hofgunſt, obwohl ihm die höchſten Kreiſe offen ſtanden, ſtets ein ganzer und echter Plebejer geblieben. In hochadeliger Geſellſchaft fühlte er ſich nicht wohl und bei Hofe fürchtete er auszugleiten auf dem Eiſe, das dort mitten im Sommer gefroren ſei.

Den Machiavell, der damals in Deutſchland ſehr in Mode ſtand, bewundert und zum Lebensführer gewählt wurde, nicht daß man ſeine Größe erkannt hätte, ſondern weil man einen Lehrmeiſter der Nichtsnutzigkeit an ihm zu haben glaubte, — den „klugen, ſpitzfindigen“ Machiavell verachtet unſer Abraham als einen Menſchen, von dem man nicht wiſſe, ob er mit all ſeinem Anhang mehr belachens- oder bemitleidenswürdig

sei.*) Hier steht Abraham ganz auf der Höhe der Zeit, als ein Mitstreiter in den Reihen der Guten und Ehrlichen gegen das System der Politik, welches der dreißigjährige Krieg gezeitigt hatte. Nichts war populärer damals und bei den satirischen Schriftstellern und den Pamphletisten ein beliebteres Thema als der Kampf gegen die „Staatsraison."

Im Drama trat Ratio Status — dieser „Teufels-Katechismus," diese „umgekehrten zehn Gebote" (inversus decalogus) — als ein Quacksalber auf, welcher die von Spaniern und Franzosen ausgeplünderte und an den Bettelstab gebrachte kranke und hinfällige Dame Deutschland erst vollends ruinirt. In der allegorischen Weise der Zeit wurde sie als eine Jungfrau dargestellt, vor welcher alle Großen und Mächtigen, alle Potentaten der Erde auf den Knieen liegen, sie aber hält eine Wage in der Hand, auf deren tiefer stehender Schale die Begierde nach Machterweiterung, auf der anderen hoch empor geschnellten das Recht sich befindet.

Abraham seinerseits äußert Zweifel, ob er im Himmel droben irgendwelche heilige Hof-Ministros und vornehme Hofräthe antreffen werde, — „weil bei dergleichen gar oft Ratio Status — ein Wunderthier ist dies — das Gewissen in die Schanz schlägt." Er führt Kaiphas als Vorgänger dieser Politiker ein, der bei der Verurtheilung Jesu gesagt habe: „Unschuld hin, Unschuld her, es ist besser, daß einer zu Grunde gehe als wir Alle." Ingrimmig fragt Abraham, ob denn Ratio Status von dem Gewissen, von dem Gebote Gottes und der Kirche emancipirt sei? Er befürchtet, es werde eine Zeit kommen, wo Ratio Status das eigene Reich zu Grunde richten und nicht, wie jene meinen, ein Grundstein desselben sein werde.

Aus einer gewissen Allgemeinheit der Polemik und Kritik darf, kann oder will indeß Abraham auf dem politischen Gebiete nicht heraustreten. Er sagt wohl den großen Herren im Allgemeinen, sie sollten sich doch endlich einmal die Brille auf die Nase setzen, und nicht immer durch die Finger sehen, mit der Justiz nicht so verfahren als mit einem Gewölbe von Spinngewebe, wo die größten Insecten durchbrechen und die Mücken hängen bleiben, sie sollten nicht dem Destillirkolben gleichen, der aus der Blume die letzten Tropfen herausfaugt. Er sagt den Obrigkeiten, daß sie einer Hospitalsuppe gleichen, auf der wenig Augen sind, den Beamten überhaupt, daß sie gar zu barmherzig seien, nicht in der Beherbergung eines Fremdlings, sondern des fremden Gutes; daß sie bei geringer Besoldung sich Accidentien verschaffen, indem sie ihr Amt treu verwalten,

*) Die Stelle, angeführt von Karajan, S. 126, ist übrigens entlehnt aus Balth. Schuppii Schriften (Hanau 1663) S. 421.

wie die Katze die Speisekammer. Er hebt an den zahlreichen Stellen, wo er die Macht des Geldes schildert, immer auch die zerrüttenden Wirkungen auf dem Gebiete der Justiz und Verwaltung hervor.

Aber directer Tadel einer Regierungsmaßregel, Bloßlegung der innersten Schäden des Staatswesens, in dem er lebte und wirkte, ging doch vermuthlich über das Maaß dessen hinaus, was er sich erlauben durfte. Es hätte sonst aus unmittelbarster Erfahrung hinweisen können auf die älteste und tiefste, die unaufhörlich eiternde Wunde des Habsburgischen Staates. Der österreichische Seckel war unter Leopold I. manchmal so leer, daß man die Couriere nicht bezahlen konnte, die man zu entsenden hatte. Man schätzte die Staatseinnahmen auf 12 Millionen Gulden: davon kam aber oft nicht die Hälfte in die Kasse. Die Defraudationen waren massenhaft, und die Leiter des Finanzwesens gaben dazu das Beispiel: im Jahre 1680 wurde der Hofkammer-Präsident Graf Sinzendorff wegen schlechter Verwaltung, Amtsvernachlässigung, Diebstahl, Meineid, Betrug seiner Aemter entsetzt und zu einem Schadenersatz von einer Million und 970,000 Gulden verurtheilt.

Auch Abraham's Kloster hatte unter der öffentlichen Finanzcalamität zu leiden. Von 1676—1690 konnte die Hofkammer (Finanzministerium) die den Augustinern schuldigen Beträge für Messen, Musik und andere im Interesse des Hofes geleistete geistliche Verrichtungen niemals vollständig ausbezahlen, so daß schließlich ein Schuldbetrag von 6674 Fl. aufgelaufen war. Und da „bei diesen beschwerlichen Zeiten" die Hofkammer die ganze Summe zu hoch fand, mußte sich das nicht sonderlich wohlhabende Kloster mit 5000 Fl. begnügen. Im Jahre 1704 wurde das Kloster gezwungen, seinen ganzen Kirchenschatz und all' sein Silber in das kaiserliche Münzhaus zum Einschmelzen abzuführen. Die jährliche Interessenzahlung dafür versprach man wenigstens.

Abraham wagte nur jene leise Andeutung über das wenige Metall, das bei Hofe zu finden sei.

Gleichzeitige Geschichtschreiber Leopold's sprechen ihre Verwunderung aus über die große Freiheit, welche die Reden des Hofpredigers genossen, und schlagen daraus natürlich Capital für den Ruhm ihres Helden, den sie den Großen nennen. Aber es widerspricht durchaus nicht der Natur dieses Monarchen, so weit wir sie kennen, daß es ihm Freude machte, wenn seine Räthe und Höflinge ein wenig mit der Brühe des Spotts übergossen wurden und seine eigene über die Satire erhabene Person an Superiorität gewann. Das kleine unscheinbare Männchen mit dem matten Blick und dem wankenden Gang, begabt mit einigen Tugenden des Privatmannes und keiner des Regenten, ruheliebend, bigott und vergnügungssüch-

tig, mißtraute Allen, die er zu höheren Aemtern berief, um so mehr, je weniger er Vertrauen zu sich selbst besaß. Nach Lobkowitz', seines ersten Ministers, Sturz (1674) bestand er darauf, wie Ludwig XIV. selbst sein erster Minister zu sein, obgleich seine Fähigkeiten, trotz dem Geschäftsverständniß, das man ihm nachrühmte, dazu lange nicht ausreichten und den eigentlichen Beherrschern von Oesterreich, dem spanischen Gesandten und den Jesuiten, dadurch die Zügel des Regiments erst recht fest in die Hände gedrückt wurden.

Außerdem besaß Abraham alle Eigenschaften, welche ihn dem Kaiser angenehm und sympathisch machen mußten. Leopold war unterhaltungssüchtig: Abraham unterhielt ihn. Leopold liebte die Komödie: Abraham hatte nichts dagegen und dachte günstig vom Berufe des Schauspiels. Leopold war ein Freund weitschichtiger Gelehrsamkeit: Abraham's Predigten und Schriften starrten davon. Leopold ließ sich ganz von den Jesuiten leiten, aus denen er seine Beichtväter wählte: Abraham bezeigt wiederholt seine Verehrung vor diesem Orden und preist dessen Verdienste um Jugenderziehung und Heidenbekehrung, Pascal's vernichtende Briefe waren für ihn nicht geschrieben. Leopold duldete in der Mehrzahl seiner Erbländer keine Niederlassung eines Protestanten, suchte in Schlesien und Niederösterreich die Ausrottung des Protestantismus mit den gewaltsamsten und verwerflichsten Mitteln durchzusetzen, ja man glaubte, er habe ein Gelübde gethan, falls ihm die ungarische Empörung zu dämpfen gelänge, Alle, die sich dem katholischen Glauben nicht bequemen würden, aus dem Lande zu vertreiben: Abraham, gleichfalls an seinem Theile bekehrungseifrig, vergaß sich bis zu den unwürdigsten Schmähungen gegen den Protestantismus und dem gemeinsten Geschimpfe gegen Luther, das nur er selbst noch überbietet durch die wüthendsten und sinnlosesten Beschuldigungen der Juden.

Abraham war ferner durchdrungen von großer persönlicher Verehrung gegen den Kaiser. Wir wahrhaftig können ihm darin nicht gleich fühlen, höchstens nachfühlen, wenn wir unparteiische Zeitgenossen die Verehrung theilen sehen. Wir wahrhaftig können Leopold's unerschütterlichen Gleichmuth, die imperturbabilità dell' animo nicht mit dem venezianischen Gesandten für eine große Tugend halten, uns graut vor dieser Leidenschaftslosigkeit, dieser Unfähigkeit des Hasses, die mit Grausamkeit, dieser Unfähigkeit der Liebe, die mit Gutmüthigkeit gepaart war. Wir wahrhaftig können eine Freigebigkeit nicht loben, die auf Kosten unbezahlter Gläubiger bewiesen wurde. Wir wahrhaftig können vor der Zartheit eines Gewissens keinen Respect empfinden, welches eben durch seine Zartheit den Jesuiten, den „Directoren der kaiserlichen Conscienz," die Handhabe bot,

um die Vertilgung der Ketzerei und die Zurückführung der verirrten Schäflein als eine unverletzliche Pflicht darzustellen.

Wir wahrhaftig können eine Frömmigkeit nicht bewundern, die zum Fanatismus ausartete, eine Rechtschaffenheit nicht, welche die durch den westfälischen Frieden den Schlesiern garantirte theilweise Gewissensfreiheit auf alle mögliche Weise und durch Eingriff in unzweifelhafte Privatrechte illusorisch machte, eine Gerechtigkeitsliebe nicht, welche Verbrechern die Strafflosigkeit gewährte, wofern sie zum Katholicismus übertraten. Und das ist leider die wahre Gestalt der sentimenti di religione, di giustizia e di probità, worauf nach dem venezianischen Gesandten alle Regierungsgrundsätze dieses Kaisers, als auf ihren Eckstein, gegründet waren. Leopold selbst ging mit dem Bewußtsein aus der Welt, dem er auf dem Todtenbette Worte lieh, stets für gute Verwaltung der Justiz gesorgt und Niemand Gerechtigkeit verweigert zu haben. Er starb mit einer Illusion. Zwar daß er allgemein zur Gerechtigkeit dringend ermahnte und so weit er selbst unmittelbar einzugreifen hatte, nach bestem Wissen Gerechtigkeit übte, kann derjenige vielleicht zugeben, der die Hinrichtungen von Eperies als die gerechte Strafe besiegter Rebellen zu vertheidigen wagt. Aber konnte eine Rechtspflege die Unparteilichkeit erreichen, deren unterste Instanz in den Händen von schlechtbezahlten und von der adligen Gutsherrschaft abhängigen Beamten lag? Konnte ein Civilproceß gedeihliche Resultate liefern, der den Advocaten jede Verschleppung und jede Aussaugung der Parteien gestattete, welche dann in der That mit System collegialisch betrieben wurde?

Indeß, ich komme darauf zurück, wer Leopold sah und sprach, wer die edlen Grundsätze hörte, die er äußerte, wer die Andacht beobachtete, mit der er täglich seinen drei Messen beiwohnte, wer die — sehr übertriebene — Gründlichkeit an sich erfuhr, mit der er die Audienzen abhielt: der mochte wohl geneigt werden, Vieles, was geschah und was er nicht billigte, keineswegs dem guten wohlmeinenden Monarchen zur Last zu legen, sondern Einiges beschönigend zu entschuldigen, Anderes auf die Räthe und die Organe des kaiserlichen Willens zu schieben. Unser Abraham befand sich ungefähr in diesem Falle. Denn klar sah er ohne Zweifel manche der Schäden, zu deren Beseitigung bei Hofe kaum der gute Wille vorhanden war.

Ich verweile so lange auf diesem Punkte, weil er in der österreichischen Geschichte von einer verhängnißvollen Wichtigkeit ist und zu der merkwürdigen Beobachtung Anlaß giebt, daß die Beurtheilung der Handlungen des Regenten vom 17. Jahrhundert bis in's 19. bei uns keine wesentliche Aenderung erfahren hat. Von wenigen Erscheinungen unserer

Geſchichte wendet ſich ein grabſinniges deutſches Gewiſſen mit widerwilligerer Abneigung, als von Kaiſer Franz. Gleichwohl leben noch heute zahlreiche Oeſterreicher, ſonſt von tadelloſem und feinem ſittlichen Empfinden, welche in dieſem verſchlagenen und hinterhaltigen Manne das Ideal eines gewiſſenhaften und gütigen Herrſchers verehren. In dieſer Region unſeres moraliſchen Bewußtſeins iſt der Umſchwung eingetreten, ſeit die Begriffe von Volksrechten und Verfaſſungen durch deren wiederholten Bruch geſchärft wurden. Nach einer anderen Richtung zeigt ſich die Wendung in größerer Allgemeinheit erſt ſeit den Erfahrungen des letzten Sommers. Erſt jetzt beginnt der Einzelne ſeine Urtheile über auswärtige, insbeſondere deutſche Politik von den traditionellen Maximen der Staatskanzlei mehr und mehr loszulöſen: nationale Empfindungen treten endlich hie und da an die Stelle der dynaſtiſchen.

Abraham läßt uns erkennen, daß auch in dieſer Beziehung der Oeſterreicher des ſiebzehnten Jahrhunderts dem Durchſchnittsbürger des neunzehnten glich.

Kühle Beobachter waren überzeugt, daß man auch unter Leopold denſelben Abſichten von Unterdrückung des deutſchen Reichs und ſeiner Freiheit nachhänge, welche Karl V. und Ferdinand II. auszuführen verſucht hatten. Und auf gar verſchiedenartige Phaſen der öſterreichiſchen Politik paßt vortrefflich, was der ſchwediſche Geſandte im März 1675 ſeinem Hofe berichtete: „Denn ob man wohl meinen ſollte, daß dieſes (jene erwähnten Abſichten) nichts als Viſionen und Chimären wären, womit die philoſophiſchen Politici ſich zu ergötzen pflegten, zumalen . . . dem Hauſe Oeſterreich die Flügel dergeſtalt beſchnitten zu ſein ſcheinen, . . . daß es über alle Maßen ſchwer, ja faſt unmöglich ſei, den jetzt gemeldeten Zweck zu erhalten: ſo haben jedoch die Miniſtri und Schmeichler dieſes Hauſes ſtarke Opinion und Hoffnung" — daß Gott der Herr die große Pietät und den Eifer der öſterreichiſchen Prinzen für die römiſch-katholiſche Religion und die Austilgung aller Rotten und Ketzereien endlich krönen und ihnen die Erreichung ihres Zieles gewähren werde.

Halten wir daneben nun Abraham's loyale Anpreiſung der kaiſerlichen Politik, „welche nicht aus Ehrſucht ihre Macht zu vermehren ſucht, ſondern blos die Ehre Gottes, den Nutzen der Kirche und des h. Römiſchen Reiches Wohlſtand zu befördern geneigt iſt": ſo ſehen wir den Bekämpfer der Staatsraiſon abermals blind, auch hier geblendet vom geiſtlichen Intereſſe und voll unbedingter Gläubigkeit in die edlen Abſichten ſeiner Regierung, gleichwohl ohne jede Servilität, nur wie ergriffen ohne ſein Wiſſen von einer unheilvollen erblichen Krankheit, welche ſehr trefflichen Männern auch heute den klaren Blick noch umſchleiert.

Sahen wir nach Allem unſern Abraham für Leopold bequem, geſinnungsverwandt, perſönlich anhänglich, politiſch loyal, ſo gab es trotz dieſer Bequemlichkeit, Geſinnungsverwandtſchaft, Anhänglichkeit, Loyalität für ſeine ſcharfe Beurtheilung der Verhältniſſe des Hofes und der Großen dieſer Erde eine ſchmale und ſehr leicht unverſehens überſchreitbare Grenze, an welche er ſchon dicht herangeſtreift ſein muß, wenn er z. B., wie wir ſahen, die undankbare Behandlung wahrer Verdienſte zu rügen wagte, welche dem Kaiſer doch ſelbſt zur Laſt fiel. Und daß er wirklich einmal die ihm gezogenen Schranken überſchritten, alſo vielleicht dem Kaiſer oder Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes zu nahe getreten, und dafür nicht ſtraflos ausgegangen ſei, deutet er ſelbſt an, indem er bemerkt, daß er ſich auf dem Hofpflaſter einmal eine Blaſe gegangen habe. Ja vielleicht war ſein ſiebenjähriger Aufenthalt in Graz eine Verbannung und ſollte des Hofpredigers Freimuth zur Beſchränkung auf unſchädlichere Gebiete nachdrücklich anweiſen.

Vergegenwärtigen wir uns Abraham's Perſönlichkeit, ſoweit ſie uns bisher klar geworden, und nehmen wir dazu noch einige andere deutlich hervortretende Züge, ſeinen Aberglauben, ſeinen Wunderglauben, ſeinen Hexenglauben: ſo erhalten wir das Bild eines Mannes, der zwar, was ſeinen Charakter anlangt, ohne erkennbaren Vorwurf daſteht, aber in geiſtiger Hinſicht, in Bezug auf Bildung und Höhe der ſittlichen und religiöſen Anſchauungen eine Stufe einnimmt, welche ſich über die des ganz gewöhnlichen beſchränkten Pfaffen nur in ſehr wenigen Punkten erhebt. Abraham iſt ein unermüdlicher und eifriger Bekämpfer aller menſchlichen Schwächen und Laſter, unbekümmert in welcher Schichte der Geſellſchaft er ſie antreffe. Hof und Adel, Geiſtliche und Beamte ſchont er ſo wenig wie Bürger und Bauern, Handwerker und Kaufleute. Den Soldaten hält er vor, ſie glaubten ihr Gewiſſen ſei privilegirt; aber er iſt doch wieder gerecht genug, in Anerkennung der unleugbaren Beſſerung dieſes Standes ſeit dem dreißigjährigen Kriege, dem noch herrſchenden Vorurtheile entgegenzutreten und zu verſichern, auch unter ihnen gebe es wackere Leute, auch die Soldaten hätten einen Platz im Himmel. Wo wir ungerechte Uebertreibung Abraham's vermuthen müſſen, dürfen wir ſeine perſönlichen Erfahrungen und ſeine Lebensſtellung als entſchuldigende Momente anführen. Wir können z. B. unmöglich glauben, daß die Frau zu Abraham's Zeit durchſchnittlich blos dieſes eitle, putzſüchtige, ſchwatzhafte, keifende, kokette und treuloſe Weſen, zu dem er ſie macht, geweſen ſei. Aber ſchon die wenigen Notizen, die wir über ſeine Mutter beſitzen, zeigen uns ein unverträgliches und zänkiſches Weib, die ſo häufig bei ihm wiederkehrenden Vorſtellungen unglücklicher Ehen ſtammen mithin ſchon aus der

trüben Erfahrung seiner eigenen Kindheit. Für die wo nicht sittliche, so doch ästhetische Besserung, die um ihn her bereits eintrat, die zunächst in übertriebenen Formen sich äußernde Verehrung und halbe Anbetung der Frauen hatte der Mönch keinen Sinn, er sah darin nur schimpfliche Schwäche und Selbsterniedrigung des Mannes. Sogar daß Frauen fremde Sprachen lernen, will er nicht dulden, während doch in dem Eindringen französischer Bildung damals allein das cultivirende Element lag.

Wenn Abraham so nach besten Kräften warnt und mahnt und straft und tadelt, so stellt er doch nirgends ein positives Lebensideal auf, das unmittelbare Geltung beanspruchte. Die sittlichen Ideale, welche er überhaupt vorführt, sind die katholischen Heiligen, abstracte Tugendmuster ohne Realität, der wahren Natur des Menschen möglichst entschieden entgegenhandelnd. Die idealen Gestalten der Zeit selbst, ein Leibnitz, ein Eugen von Savoyen, finden bei ihm keine Abspiegelung. Trotz allem gelehrten Kram, trotz aller zur Schau getragenen Vielwisserei und dem gelegentlichen Anpreisen der „Wissenschaft" steht er doch, wie wir sahen, viel zu niedrig, um etwa seinen Zuhörern das Bild eines ringenden gewaltigen Gelehrten zu entwerfen. Trotz dem begeisterten Aufruf gegen die Türken, trotz dem patriotischen Eifer gegen fremde Moden und Sitten, gelangt er nirgends zur Aufstellung eines Idealbildes vom deutschen Wesen oder auch nur zu einer kräftigen Manifestation nationalen Stolzes und des Gefühls nationaler Ehre und Größe.

Zum Glück tritt in Abraham's moralischen Anschauungen wenigstens die äußere Werkheiligkeit ziemlich in den Hintergrund. „Gott sieht nicht auf das, was der Mensch thut, sondern wie er es thut; er sieht auf den Kern und nicht auf die Schale oder Hülse; der Kern ist die Meinung, die Schale das Werk."

Sein eigentlich religiöses Empfinden dagegen ist ohne alle Verfeinerung, Veredlung und Innigkeit. Der Mysticismus des Mittelalters hatte sich aus der katholischen Welt nahezu vollständig zurückgezogen. Man kann nicht verlangen, daß Abraham wie jener Angelus Silesius hätte empfinden sollen. Aber er ist auch weit entfernt davon, zu empfinden, wie Friedrich Spee oder Jacob Balde.

So mischen sich überall in dem Menschen Abraham, in der geistigen Besonderheit Abraham die anziehenden und abstoßenden, die ungewöhnlichen und die gewöhnlichen Züge. Er ist ein völliges Kind seiner Zeit, seiner Confession, seines Standes, seines Staates. Mit ihrer ganzen Beschränktheit haben es diese vier ihm angethan. Er unterscheidet sich wenig von der durchschnittlichen geistigen Beschaffenheit eines Katholiken, eines

Geiſtlichen, eines Oeſterreichers vom Ende des 17. Jahrhunderts. Aber er ragt über die Meiſten hervor durch ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Wahrhaftigkeit und die unbeſtochene Redlichkeit ſeines ſittlichen Urtheils. Dabei allerdings kam ihm die Ausnahmeſtellung zu Statten, welche die Kutte des Bettelmönchs verleiht: denn die Beſitzloſigkeit ohne die Sorge für den täglichen Unterhalt muß einer privilegirten Exiſtenz gleich kommen. Gegen die Macht, die „alles ſchlägt, die allem trotzt, die alles treibt, die alles findet, die alles zermalmt und überwindet," gegen das Geld — war Abraham für ſeine Perſon gefeit.

Vierhundert Jahre vor Abraham, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts durchzog die Donaugelände predigend, lehrend, begeiſternd, unabſehbare Schaaren des Volkes mit ſeinem Worte fortreißend ein anderer Bettelmönch, der weitberühmte Berthold von Regensburg. Bei ihm daſſelbe Miſchungsverhältniß der geiſtigen Kräfte, wie bei Abraham. Auch ſeine Bildung höchſt untergeordnet, ſein theologiſches Wiſſen nur gewöhnlich, die zelotiſche Beſchränktheit, der Haß gegen die Ketzer in voller Blüthe. Aber welche Sprache! welche Beredtſamkeit! welche Anſchaulichkeit! welche feſt und ſicher ausgeführten Gleichniſſe voll Originalität! und welcher Geiſt des Ernſtes und der Herzlichkeit, der dies alles durchdringt und belebt!

So wird auch in Abraham der Theolog, der Gelehrte, ja der Menſch überhaupt weit überboten durch den Redner und Schriftſteller. Nur um dieſes willen haben wir uns mit jenem ſo lange beſchäftigt, ohne das ungemeine formelle Talent des Redners, das ihn zum Schriftſteller machte, kennten wir ſeinen Namen vielleicht bloß aus beiläufigen Aeußerungen der Zeitgenoſſen und hätten von dem eigentlichen Weſen des Mannes keine Ahnung.

Abraham der Redner und Abraham der Schriftſteller — das iſt ein und daſſelbe. Auch wenn er ſchreibt, ſteht er auf der Kanzel und hat ein großes Publikum Aug in Auge vor ſich. Und manche ſelbſt von ſeinen größeren Werken mögen auf wirklich gehaltenen Predigten zum Theil beruhen. Jedenfalls iſt die Predigt die einzige Kunſtform, in die man ſie faſſen kann. Daher die ungemeine Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Tons, die ſie alle auszeichnet und vermöge welcher ſie unſeren Anſprüchen an den Stil um ſo viel näher entgegenkommen, als viele andere.

Abraham iſt vielleicht unter allen Schriftſtellern des ausgehenden 17. Jahrhunderts derjenige, der uns den herrſchenden Geſchmack ſeiner Zeit am genießbarſten überliefert. Die unverſtändig weit ausholende Gelehrſamkeit iſt auch bei ihm da. Die endloſe Geſchichten- und Curio-

stätenkrämerei drängt sich sehr bemerkbar in seinen Schriften auf. An dem Schwulst und Bombast eines Lohenstein hat auch er sein reichlich gemessenes Theil. Wenn in seinen Naturschilderungen „der Erdboden von dem unbescheidenen Winter seines frostigen Arrests entlassen wird und hernach als ein reicher Handelsmann seine wunderschönen Waaren den Augen, Händen und Nasen feilbietet" oder im Winter „die Stauden mit Schneeflocken bedecket, als wollten sie dem Mai mit ihren Blüthen trotzen," „die Bäume wie ein siebzigjähriges altes Mütterchen mit weißen Haaren überwachsen" sind, wenn die Sonne, „dieser Fürst der Gestirne," der Nebel, dieser „tülpische Sohn der morastigen Erden" genannt wird: so zehrt Abraham von dem Capital des Marino und seiner italienischen und deutschen Nachahmer oder bildet neue Gleichnisse in ihrem Sinne aus.

Auf allen diesen Dingen beruht aber nicht der Kern und das Wesen seines Stiles.

Abraham hat mehr als irgend ein anderer deutscher Prosaiker die Fesselung der Aufmerksamkeit des Lesers zum obersten Princip seiner Schreibweise gemacht. Diesem einen Zwecke wird alles Uebrige untergeordnet. Um ihn zu erreichen, setzt Abraham alle nur erdenklichen Mittel in Bewegung. Er sucht Spannung zu erregen, indem er entweder von vornherein ein Programm aufstellt, dessen vollständige Durchführung der Leser oder Hörer dann erwartet, oder indem er umgekehrt an irgend einem entfernten Endpunkte sein Thema anfaßt und das Ganze nach und nach zum Vorschein kommen läßt. Ein einziger wenig complicirter Grundgedanke wird auf die verschiedenste Art gewendet, scheinbar verlassen manches mal, und immer darauf wieder ausdrücklich zurückgegriffen. Die Rede beginnt in der Regel mit einer Ueberraschung, und so jeder einzelne Abschnitt der Durchführung: der Hörer wird bis zum letzten Moment im Ungewissen darüber gelassen, auf welches Ziel der Redner zusteuere. Die Kunst der Steigerung versteht Abraham wie Wenige. Die Form der Frage beutet er auf jede nur mögliche Weise aus. Das äußerste und consequenteste Streben nach Abwechselung, die auf die höchste Spitze getriebene Anschaulichkeit der Darstellung charakterisiren seine Schriften in ihren kleinsten Theilen. Die höchst originellen und meist schlagenden Gleichnisse und Beispiele (um so schlagender oft, je mehr sie allzu roh und niedrig scheinen) ergießen sich in Strömen über jeden Punkt, welcher der Versinnlichung bedarf. Die deutliche und in die Augen fallende Zeichnung mit starken Strichen erstreckt sich herab bis auf das Specielste. Der Parallelismus thut häufig seine bindende Wirkung, so daß ganze Reihen von Sätzen in Ein System sich zusammenschließen, und die Aufmerksamkeit unaufhaltsam weiter eilt. Man athmet auf, wo das System zum Abschluß

gelangt, und jeder dieser Ruhepunkte vermehrt die Faßlichkeit, indem er ein Mittel übersichtlicher Gliederung abgiebt.

Erwägen wir die Methode von Abraham's Redekunst, so meinen wir wie zwei geheim fortwirkende Mächte die zweierlei Bildungseinflüsse seiner Jugend zu unterscheiden. Zwei Orden, sahen wir, theilten sich in seine Erziehung: die Jesuiten zu Ingolstadt und die Benedictiner zu Salzburg. Von den ersteren rühren die Reizmittel der Phantasie, von den letzteren die aus den entlegensten Winkeln zusammengeschleppte und gescharrte Gelehrsamkeit her.

Die Jesuiten befanden sich im Besitze aller der Mittel, welche die damalige ästhetische Bildung an die Hand gab, um die Sinne und Geister gefangen zu nehmen. Bei den Benedictinern fand das ehrenwerthe, aber höchst unfruchtbare Sammelsuriums-Wissen, an welchem die ganze Zeit krankte, bereitwillige und nicht immer prätentionslose Pflege. Hier wie dort fand man sich gedrängt, auch das classische Alterthum in seinen Kreis zu ziehen.

Eine beliebte Versinnlichungsweise Abrahamischer Predigten ist es, die alten Götter den christlichen Heiligen zu vergleichen, Vorgänge der Bibel durch griechische Mythen zu erläutern. Eben diese Zusammenstellung von Geschichten des alten oder neuen Testaments oder sonstigen christlichen Inhalts mit Erzählungen der heidnischen Sage, z. B. die Opferung Isaak's mit Andromeda's Befreiung durch Perseus, war die stehende Einrichtung der Comödien, mit denen die Jesuiten überall, wo sie größere Schulen besaßen, das Publikum an sich lockten. Alle Künste der Dekoration, alle Wunderwirkungen der Maschinerie, die Schmeichelei der Musik wurden aufgeboten, um die starker Reize bedürftigen Nerven der Epigonen des dreißigjährigen Krieges in Schwingung zu versetzen. Die geringeren Erregungsmittel der damaligen Schauspielkunst und Theaterdichtung wurden selbstverständlich nicht verschmäht.

In dieser war z. B. sehr gern gebraucht der Effekt des Echos, das etwa einen im Walde einsam Klagenden äfft oder tröstet. Abraham geht in der Verwendung des Echos so weit, daß er dessen vorgebliche Antworten sogar als Beweismittel zu seinen geistlichen Zwecken gebraucht. So etwa: „Wollen wir nicht das Echo fragen: was soll einst aus aller des Menschen Herrlichkeit werden? — Erden" giebt das Echo zurück. Oder: „Wie hat Luther ausgelegt die heilige Bibel? Echo: übel."

In den Jesuitenschulen wurden öffentliche Rede-Akte gehalten, wobei ein Gemälde mit allegorischen Figuren vorgewiesen und dessen theils ernste theils komische Deutung zum Gegenstande der Disputation gemacht wurde. Moralische Begriffe zu personificiren und diese Personen in ihrer gan-

zen äußeren Erscheinung wie ein Gemälde in allen Einzelheiten auszuführen und zu vergegenwärtigen, darin entwickelt Abraham große Virtuosität. Da nimmt z. B. die Sünde die Gestalt einer Megäre an, welche Zeuxis gemalt haben soll, der Kopf wie mit Schimmel überzogen, die Stirn wie ein Hackbrett mit Falten durchfurcht, „ein paar Wangen, welche Farb halber einem alten lebernen Feuerkübel glichen, beinebens aber ganz ungeformt und schlampend wie ein ausgepfiffener Dudelsack," „der Mund innen wie ein zerstörtes Troja, worinnen weniger Zähne als in einem Laubfrosch, außer daß vornher ein einziger Milchzahn stehen geblieben, welcher so groß, daß er sich über die Oberlippe erhob und schier mit seiner abgewetzten Spitze die Nase kitzelte" u. s. w.

Wie versteht es Abraham aber auch, Gemüths- und Seelenzustände zu versinnlichen, heftige Leidenschaften, wie sie den Menschen verwüsten und selbst sein Aeußeres umgestalten, zu schildern. Seine Schilderungen des Neidigen, des Schmeichlers, des Zornigen, des keifenden Weibes, der zänkischen Ehe, oftmals wiederkehrende und immer doch mit neuen Variationen versehene Themata, bilden wahre Prachtstücke, die man freilich mit Labruyères' Feinheit und scharfsichtiger Beobachtungsgabe zusammenhalten muß, um sie nicht zu überschätzen. Unzählige kleine Genrebildchen, unmittelbar der Wirklichkeit abgelauscht, sprudeln von dramatischem Leben. Und das ganze damalige Wien mit seiner Schaulust, Leichtlebigkeit und Vornehmthuerei stellt er uns lebendig vor die Seele.

Kurz, Abraham bewährt überall den schärfsten Blick für die Dinge der Außenwelt, die geschulteste Beobachtungsgabe des Sinnfälligen, den unerschöpflichsten Reichthum an passenden und verdeutlichenden Vergleichungen, die höchste und ungesuchteste Präcision des Ausdrucks. Ohne die unumschränkte Herrschaft über die Sprache und über den ganzen Umfang ihres Wortschatzes wäre eine Beredtsamkeit wie Abraham's gar nicht denkbar.

Goethe vergleicht einmal Lavater's „Pontius Pilatus" mit Abraham's Art: „denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will, er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen und sich der Masse anzunähern, die er an sich heranziehen will."

Die Stelle ist mehr auf Lavater gemünzt als auf Abraham. Dennoch paßt sie auch auf diesen beinah völlig. Die souveräne Verfügung über die Gesammtmacht des österreichischen Spracharsenals — denn der Schwabe verräth sich nur in wenigen Wörtern und Wendungen — ist eins von den Geheimnissen seiner Wirkung. Für jeden Begriff stehen ihm

im Moment sämmtliche Synonymen zu Gebote. Für Ein Wort schleudert er zehn heraus. In einen wahren Wirbelwind von bezeichnenden Ausdrücken hüllt er uns zuweilen.

Was freilich das Grammatische anlangt, so zeigt sich unglaubliche Rohheit und Unwissenheit. Das grammatische Bewußtsein der Oesterreicher war damals hinter dem schriftdeutschen Sprachgesetz doch noch viel weiter zurück als heutzutage. Und das wollen wir nicht loben. Aber das unbekümmerte Hineingreifen in den ganzen Vorrath mundartlicher Wörter war unter allen Umständen einfach ein Gebot der Nothwendigkeit, weil eine Quelle sonst unerreichbarer Effekte. Oder will sich jemand anheischig machen, den Abraham, ohne ihn zu verderben, in reines Schriftdeutsch zu übertragen? Alle Sprachgewaltigen zu allen Zeiten gehen von der innigsten Vertrautheit mit ihrem heimatlichen Volksdialekte aus.

Um indeß Abraham auch auf diesem Gebiete, dem Gebiete seiner eigensten Größe, nicht zu sehr zu bestaunen und über seine Zeitgenossen zu erheben, müssen wir uns erinnern, daß gegen Ende der Siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts der Magister Velthen nicht blos in die Posse, sondern sogar in die Tragödie die Improvisation einführte, und daß hierin, wie viel auch andere Momente zu diesem Schritte mitwirkten, doch ein Symptom ziemlich verbreiteter Redefähigkeit erkannt werden muß. Die Elite der damaligen Schauspieler traute sich zu, in freier Rede Alles zu übertreffen — an Wirksamkeit wenigstens — was die deutsche dramatische Literatur bis dahin geliefert hatte. Der Schwülstige par excellence, Lohenstein, übertrifft in den Reden, welche er den Helden seines ungenießbaren Romans Arminius in den Mund legt, stellenweise Alles, was er sonst geleistet, indem er sich darin sogar sparsam und maßvoll, menschlich und einfach zeigt. Darf es uns da wundern, wenn die Redekunst mit das Beste geliefert hat, was uns aus jener Zeit verblieben ist?

Man muß freilich beim Lesen zu überschlagen wissen, um dies Beste ohne Beimischung würdigen zu können. Allzu viel Wust schleppt Abraham mit, der ebenso der Belehrung wie der Unterhaltung seines Publikums dienen sollte. Ganze Allongeperrücken von Geschichten und Notizen stülpt er zur Rechtfertigung einzelnen Behauptungen und Lehrsätzen über, oft auch nur, um das eine Glied einer Vergleichung recht unaustilgbar dem Gedächtniß der Zuhörer einzuprägen. Um z. B. zänkische Weiber mit Glocken zu vergleichen, welche ohne Ursache zu klingen anfangen, werden eine langr Reihe solcher Glocken vorgeführt. Aber solche Glocken sind ja sicherlich eine große Merkwürdigkeit, und deßhalb war der curiositätensüchtigen Zeit trefflich gedient mit der Mittheilung. Weniger amüsant auch für sie mochte z. B. eine Zusammenstellung sämmtlicher gotteingegebener Träume der

Bibel gewesen sein. Aber stark verfehlt dürfte Abraham den Geschmack seines Publikums doch nur selten haben.

Das stärkste ist, wenn Belege zusammengesucht und über einander gethürmt werden für Dinge, die an sich gar kein Interesse bieten. Z. B. Aufzählung aller Heiligen, die an dem Todestage eines Mannes, dessen Leichenrede eben gehalten wird, gestorben sind. Oder geschichtsphilosophische Erläuterung des Pestjahres 1679 durch die Ereignisse der Jahre 79 sämmtlicher Jahrhunderte seit Christus. Dagegen ist, für uns zwar gleich unerträglich, aber doch im Geiste mittelalterlicher Theologie, wenn die Bedeutung der Zahl Drei zur Glorification der h. Dreifaltigkeit erläutert wird.

Die gelehrte Trödelbude, die sich Abraham, wie wir annahmen, in Salzburg unter benedictinischen Einflüssen errichtet hatte, füllte sich nach und nach bis oben voll mit derartigem Kehricht. Aber manches gute Stück von Novellen und Schwänken befand sich doch darunter. Hiemit die Predigten zu würzen, war verbreitete Sitte, unter Abraham's Vorgängern z. B. von dem Protestanten Balthasar Schupp häufig geübt, den man oft mit Abraham verglichen hat. Doch übertrifft ihn Abraham bei weitem an Witz, Gestaltungskraft und fortreißendem Fluß der Rede.

Abraham trug seine Geschichten sehr kurz und bündig vor, selten ohne originelle Züge, oft mit einer Lebendigkeit, welche auch längst Bekanntes aus der Bibel mit neuem Reiz zu versehen, ja durch spannenden Vortrag zu heben, durch eigene persönliche Theilnahme uns menschlich nahe zu rücken weiß. Z. B. die Erzählung von der Ambassada des göttlichen Couriers Gabriel bei Marien — wie er verdeutlichend sie nennt — unterbricht er, da Maria zaudernd einen Augenblick schweigt, mit der Anrede: „Warum, o seligste Jungfrau, lasset nicht von deinen corallinen Lippen das Fiat ergehen? Du siehst ja daß der heilige Engel, ein von Gott gesandter Botschafter, um solches inständig anhalte." In den Bericht über wichtige Entscheidungen versteht er eine ängstliche Spannung wie fast der Mithandelnden und Betheiligten hineinzulegen, so daß wir manchmal bei dem lästigen Geschichtenerzählen uns doch in etwas entschädigt finden.

Dieser Redner, von dessen Kunst die vorstehenden Bemerkungen nur ein höchst unvollkommenes Bild geben, griff nicht auch gleich, als er auf der Kanzel mächtig wurde, nach der Feder, um mit ihr die Einwirkungen des Worts zu unterstützen. Obwohl er oftmals seine Predigten aufgezeichnet zu haben scheint, so ließ er sie doch selten und nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten drucken. Und gehaltene Predigten zur Erinne-

rung für die Anwesenden, zur Kenntnißnahme für die Abwesenden in Druck zu geben ist doch noch immer etwas anderes als eigens für den Druck zu produciren. Worüber sollte er schreiben? Große geistige Fortschritte, die zur Mittheilung drängen, hat er nie gemacht, eine ungewöhnliche Masse von Kenntnissen die ihn zur Schriftstellerei wahrscheinlich ermuthigt hätten, war bei ihm nicht aufgehäuft, das satirische Talent hatte sich kaum schon kräftiger hervorgethan, das Leben kannte er vielleicht noch wenig: es bedurfte eines äußeren Anlasses, eines seelenbewegenden Erlebnisses, eines überwältigenden Herandrängens furchtbarer Naturmächte, von deren Druck sich der Geist zu lösen begehrte, während es zugleich die Erfüllung einer öffentlichen Pflicht galt und der Prediger in seiner Rolle blieb.

Dieses Ereigniß war die Pest, welche im Jahre 1679 drei lange Monate hindurch Wien verwüstete. Der schreckliche Feind war kaum gewichen, die zahlreichen Flüchtlinge kehrten zurück, befreit athmete Alles auf, aber nur zaghaft genoß man noch des neugeschenkten Lebens, als Abraham es unternahm, — weniger der allgemeinen Stimmung Ausdruck zu verleihen, als auf das Erlebte zurückzublicken und diese schmerzlichen Betrachtungen zur Kräftigung des sittlichen Bewußtseins zu verwerthen. Sein „Merks Wien! Das ist: des wütenden Tods umständige Beschreibung" u. s. w. sollte in erster Linie ein Erbauungsbuch sein.

Als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Oesterreich mit dem allgemeinen Wohlstand die Freude am Luxus, der übermüthigste Lebensgenuß, in den adelichen Kreisen das zartere Verhältniß zu den Frauen, die feinen gebildeten Formen der ritterlichen Galanterie ihren Einzug feierten, da hielt ein adelicher Mönch, der Bruder Heinrich von Melk, dieser weltfreudigen Gesellschaft, wie das versteinernde Haupt der Medusa, das Bild der Ewigkeit entgegen. Aus dem Contraste der mönchischen Welt- und Lebensanschauung mit dem irdischen Lusttaumel, der ihn selbst einst umwogt, entsprang diesem ersten deutschen Satiriker die negirende Gemüthsstimmung, die streng urtheilende Beobachtung, die ihn nur mit düsteren Farben das Gemälde seiner Zeit entwerfen ließ.

Jenem Heinrich gleich, unterstützt und selbst wie betäubt von der traurigen Vergangenheit, die eben noch schreckliche Gegenwart gewesen, ruft unser Abraham den Tod herbei, um die menschliche Herrlichkeit, um alle irdische Größe vor seinem Publicum in das Licht zu rücken, worin sie der Bettelmönch erblickt. Wie groß und ruhmreich ist geistliche Tugend, geistliche Entsagung! Wie herrlich ist die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit! Wie gepriesen ist Schönheit, ist Reichthum, wie beseligend Frieden der Ehe, wie hoch zu achten kriegerischer Muth und Tapferkeit! Vor dem Tode gilt das Alles nichts, der Tod hat vor nichts Respect. „So war ich

lebe, schwört der Tod, ich verstehe nicht lateinisch und weiß daher nicht, was Respect für ein Thier."

Voll angefüllt mit Erinnerungen an die Pest ist Abraham's Schrift, mit Erzählungen von rührender Pflichttreue, von aufopfernder Liebe, aber auch mit Schilderungen des Sterbens und der Todten, die bis zum Ekel wahr und anschaulich sind. Die Gestalt des Todes bildet er zu einer gleichsam menschlichen Persönlichkeit aus und steigert den Charakter kalt lächelnder und verachtungsvoller Ironie, den er ihm beilegt und bis in die äußersten Spitzen consequent durchführt, zu völlig dramatischer Lebendigkeit. Hierin hatte freilich die bildende Kunst mit ihren Todtentänzen ihm vorgearbeitet.

Durch große Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die zahlreichen Abwechslungen der Darstellung bei aller Einfachheit des Grundgedankens gehört dieses erste Werk Abraham's zu seinen besten und anziehendsten. Der Satiriker freilich kommt darin noch nicht zu vollem Athem. Denn wenn auch die eingebildeten Herrlichkeiten der Welt vor dem Tode zu Schanden werden sollen, so liegt es doch zugleich im Plane der Schrift, auch dem wirklich Großen und Schönen gegenüber des Todes unerbittliche Macht zu zeigen und dergestalt die Reflexion der Weltverachtung auf den Gipfel zu führen. So erscheint die spätere Einseitigkeit Abraham's hier bei weitem nicht durchgebrochen und wir finden ihn auch positiv und anerkennend. Die Schilderung der glänzenden Physiognomie Wiens vor dem Ueberfall der Pest ist warm, theilnehmend, fast ohne alle Herbigkeit. Um so ergreifender taucht mitten in der bunten Bewegung das bleiche, gespenstische Gerippe auf.

Abraham's zweite schwächere Schrift „Lösch Wien" (1680) ist auch durch die Pest angeregt und fordert die Wiener auf für ihre dem Tode zum Opfer gefallenen Freunde und Verwandten die Qualen des Fegfeuers, in denen sie schmachten, durch Andacht und Gebete zu löschen. Es fehlt nicht an Stellen von tiefem Gefühl, wo er z. B. die Kinder an ihre verlornen Eltern erinnert. „Herzallerliebste Kinder! erwägt doch ein wenig, woher ihr nach Gott euer täglich Brot genommen, wer euch von der Wiegen aus gespeist. Wer? Euere liebsten Eltern. Und das hat sie oft gekostet den Schweiß ihres Angesichts, und das haben sie zu wegen gebracht mit steten Sorgen und arbeitsamer Kümmerniß. Wer hat euch mehr Scherzel (Anschnitte des Brotes) geben, als euere allerliebsten Mütter, die mit euch so manchesmal durch viel tausend Bussel (Küsse) in eurer Kindheit gescherzt haben und euch so oft auf ihren Armen als auf lebendigen Wiegen getragen?"

Die dritte kleine Schrift „die große Todtenbruderschaft, das ist: ein

kurzer Entwurf des sterblichen Lebens" (ebenfalls 1680) behandelt das Thema vom Allbezwinger Tod, der nichts schont, noch einmal, aber weit roher und derber, pfäffischer, als „Merks Wien." Die eingelegten Poesien sind auf dem ernsten Gebiete ungefähr das, was die wenig jüngeren Wiener Hanswurstiaden auf dem komischen.

Ein neues großes Ereigniß der Zeit, die drohende Türkengefahr vor Wien, eine abermalige Gottesgeißel für die Sünden der Welt, wie schon die Pest es nach Abraham's Auffassung gewesen war, bewog ihn 1683 zur Abfassung des Werkchens „Auf, auf, ihr Christen! Das ist: eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blutegel," — worin Belehrungen über die türkische Geschichte, türkische Einrichtungen und Sitten mit Ermunterungen zum Kampfe, Aufforderungen zur Einigkeit und Ermahnungen zur Buße abwechseln. Das Geschichtenerzählen ist stärker in Blüthe als in den früheren Werkchen, die Absicht der Belehrung über den heranziehenden Feind und über alles Unheil, das er den Christen schon gebracht, wiegt vor. Aber ein großer Zug des Gottvertrauens und der Siegeshoffnung geht durch das Ganze, und wenn man sich des Paters gleichzeitige Predigten von demselben Geiste getragen denkt, so mag er befeuernd und erhebend genug gewirkt haben.

Alle bisher erwähnten Abraham'schen Bücher sind, wie wir sehen, Gelegenheitsschriften, durch das unmittelbare Bedürfniß des Momentes eingegeben. Nachdem Abraham so die schriftstellerische Bahn überhaupt betreten hatte, wagten sich dann auch andere literarische Projecte hervor. Von seinem Aufenthalte zu Taxa in Bayern her war vielfältiges Material von Legenden und Wundergeschichten, die sich an jenem Orte sollten begeben haben, bei ihm aufgehäuft. Daraus machte er jetzt — 1685 — jenes schon erwähnte Wallfahrtsbüchlein mit dem wunderlichen, dem Gackern einer Henne nachgebildeten Titel: welche Henne als Wunderthier bei der Gründung besagten Klosters eine einflußreiche Rolle gespielt hatte.

Schon aber beschäftigte unseren Helden ein umfangreicherer Plan. Sein satirischer Hang fand bisher nur beiläufige Befriedigung. Noch in dem Türkenbuch hatten nur einige Parallelen, die er zu Ungunsten der Christen mit den Türken ziehen konnte, ihm die erwünschte Gelegenheit geboten. Er wollte jetzt ein Werk schreiben, das in vorwiegend satirischer Absicht angelegt war. Es beschäftigte ihn zehn Jahre mindestens, umfaßt vier Quartbände und führt den Titel „Judas der Erzschelm," erschienen 1686—1695.

Die Lebensgeschichte des Verräthers Judas, als des Ausbunds sämmtlicher Laster, soll Gelegenheit geben, alle Sünden, welche Abraham in seiner Zeit beobachtet, zur Sprache zu bringen. Eine Reihe satirischer

Zeitpredigten sind also an jenem Faden, den die alte Apokryphen-Literatur lieferte, aufgereiht. Das war so weit ganz gut. Aber indem der Autor ein Capitel seines Textes stets als Grundlage eines Abschnittes — der einer Predigt gleichkommt — voranstellte: so bot dieser jedesmalige Text oft nicht blos ein, sondern mehrere Themata, und Themata nicht blos satirischer Art, an deren keinem jedoch Abraham vorübergehen wollte, ohne belehrende und erbauliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Hiedurch haben die Abschnitte, was bei Abraham sonst niemals fehlt, die Einheitlichkeit und die Consequenz der Durchführung verloren. Abraham muß diesen Uebelstand selbst gefühlt haben, denn er ist nie wieder zu so großen Compositionen zurückgekehrt. Alle seine späteren Werke, so weit ich sie kenne, sind Sammlungen von Predigten oder predigtartigen Aufsätzen, deren jede für sich abgeschlossen und manchmal durch nichts, als den Titel mit den anderen verbunden ist. Die Zahl dieser Werke ist sehr groß und noch aus seinem Nachlasse wurden fünf Quartbände veröffentlicht.

Ich kann mich auf nähere Charakteristiken hier nicht weiter einlassen. Einige der letzten Bücher sind nur erbaulicher Natur: an die Dinge der äußeren Welt, an das Leben und die Beschäftigungen der verschiedenen Stände werden Betrachtungen geknüpft, welche auf das Ewige und Himmlische hindeuten. Bei weitem die Mehrzahl aber läßt der Satire freien Lauf.

Im „Judas" zuerst zeigt der Abraham sein ganzes Gesicht, an den wir immer zunächst denken, wenn von Abraham a Sancta Clara die Rede ist: Abraham der Humorist. Auch im Judas finden sich ernste Stellen voll Schwung und Feuer, ja man kann sagen: in der Regel ist noch der tiefe Abscheu vor dem Laster der Grundton, der sich bei aller humoristischen Ausführung im Einzelnen dem Leser aus dem Ganzen aufdrängt. Aber wenn z. B. das Thema behandelt wird

Willst du heirathen, so besinn dich fein:
Sonst bekommst Essig anstatt des Wein —

und alle die verschiedenen Täuschungen, die einem begegnen können, geschildert werden mit dem Refrain „O hätte ich das gewußt!" — so verfällt Abraham schon ganz in die humoristische Virtuosenmanier, deren Effekt nothwendig mehr die Erheiterung, als die sittliche Besserung des Lesers oder Zuhörers sein muß. Dieselbe Manier, welche wir fast in allen Stücken seines Nachlasses finden. Dieselbe Manier, welche auf die Kanzel übertragen, ihm das nicht eben geistreiche Epigramm eintrug:

Erzvater Abraham! es lachet deine Sara,
Statt daß sie Gott dem Herrn aus wahrem Herzen dankt.
So lacht auch jedermann bei Abraham a Clara,
Wenn er ein' Predigt macht bei Augustinus Sanct.

Wenigstens beweisen diese Zeilen sowohl, daß im Publikum das Unpassende komisch wirkender Predigten gefühlt wurde, als auch daß man daran keineswegs gewöhnt war. Für uns aber ist die Bemerkung wichtig, daß eben jenes Factum, das uns an Abraham verletzt, jene Entwürdigung der Kanzel, die er sich zu schulden kommen lassen und die ein so trauriges Licht auf den damaligen Bildungszustand Wiens wirft, — daß diese Abraham'sche Extravaganz an ihm selbst etwas Neues, allmählich erst Gewordenes, daß sie keineswegs die ursprüngliche Quelle seines Rufes und seiner Beliebtheit, sondern nur ein Auswuchs an seinem Talente war, der seine besonderen Gründe gehabt haben muß, — ein Auswuchs allerdings, wie es scheint, der zuletzt alles Uebrige, die ganze Thätigkeit, die ganze Persönlichkeit des Mannes überwuchert hat.

Es möchten wenige Punkte in der Literaturgeschichte schwerer zu beurtheilen sein, als der: bei welchen Stellen eines beliebigen Buches oder einer beliebigen Rede die zeitgenössischen Leser oder Zuhörer nothwendig gelacht haben müssen. Schon die Menschen einer und derselben Zeit stimmen hierin nicht überein. Der norddeutsche Witz ist ein anderer als der süddeutsche, der süddeutsche reine Spaß ohne Witz wird in Norddeutschland in der Regel nicht verstanden. Es müßte möglich sein, daß ein Wiener von heute sich geistig in einen Wiener von circa 1700 verwandelte, um zu beurtheilen, bei welchen Wendungen einer damals gehaltenen Predigt er dem Lachreiz nicht hätte widerstehen können. Und auch dies gäbe nur ein unsicheres Resultat. Es kommt bei der komischen Wirkung sehr wesentlich auf die Art des Vortrags an, auf die Geberde, auf die Miene, mit der eine Wendung begleitet wird, auch darauf, ob der Vortragende sie in der Voraussetzung sagt, daß darüber gelacht werden würde. Endlich wird die Sammlung und Erhebung des Gemüthes, welche die Kirche gewähren soll, durch einzelne verstreute Wendungen, die bei diesem ein leises Lächeln erregen mögen, an jenem vielleicht abgleiten, entfernt nicht beeinträchtigt. Wir müßten also wissen, bei welchen Stellen blos gelächelt, bei welchen laut gelacht wurde, und worauf es beruhte, ob der Gesammteindruck einer Predigt komisch war.

Einen sicheren Maßstab giebt es dennoch. Es giebt gewisse Gelegenheiten, bei denen alle Menschen zu allen Zeiten nur ernst sein können, oder sich doch nur ernst geberden dürfen. Und es giebt gewisse Dinge, die bei allen Menschen zu allen Zeiten für verkehrt gelten müssen und die daher nur ein Narr oder wer Andere lachen machen will über die Lippen bringen wird.

Bei Trauerreden an der Bahre geliebter Verstorbener werden keine Possen gerissen. Wenn daher Abraham bei solchen Gelegenheiten Wort-

ſpiele anbringt, wunderliche Argumentationen aus Rückwärtsleſungen der Worte und Buchſtabenverſetzungen gebraucht, auch auf andere ſonderbare Sophismen, die wir nicht für ernſthaft halten könnten, Beweiſe baut, wenn er durch ganz unerwartete Schwenkungen des Ganges ſeiner Rede unmittelbar neben offenbar tief gefühlten und ergreifenden Stellen verblüfft — kurz wenn er uns Heutige zwingt, in Trauerreden über ihn zu lachen: ſo müſſen dieſelben Dinge zu ſeiner Zeit auf Niemanden dieſe Wirkung hervorgebracht haben, und geiſtreich war manches, was wir komiſch oder albern finden dürfen. Wenn er aber eine Auseinanderſetzung über die Abſcheulichkeit der Sünde und die Wirkung des Bußſacraments beginnt: „Allerlei Naſen! allerlei Naſen! Es giebt große Naſen, kleine Naſen, lange Naſen, kurze Naſen“ u. ſ. w. ſo konnte eine ſolche Tollheit nur in komiſcher Abſicht vorgebracht werden.

Lege ich nun dieſen Maßſtab an Abraham's Schriften, ſo darf ich in den früheren bis zum Judas faſt nur das Geiſtreiche und Pointirte anerkennen. Im Judas ſcheinen ſich die erſten humoriſtiſchen Anwandlungen hervorzuwagen. In den letzten Arbeiten und im Nachlaß (welcher zum Theil Concepte von wirklichen Kanzelreden enthalten dürfte) bewegen ſich ſchrankenlos und ungehemmt alle möglichen Poſſen auf offener Bühne. Gute Poſſen, witzige Poſſen, lächerliche Poſſen, poſſenhafte Poſſen auch für uns — aber doch immer Poſſen nicht als Gäſte, ſondern als einheimiſche berechtigte Bewohner der Kanzel der Hofkirche des heiligen Römiſchen Reichs!

Wir ſehen demnach eine Entwickelung in Abraham's Manier, in den Wirkungen, die er bei ſeinen Zuhörern hervorbringen will: vom Intereſſiren, Ueberraſchen, Blenden zuerſt zum Lächeln, dann zum Lachen.

Ein Jahr ehe der ſtändige Poſſenreißer der Hofkirche ſeine Bühne und das Leben verließ, war in Wien die erſte ſtändige Poſſenbühne von dem Manne eröffnet worden, der ſeinen Namen in der deutſchen Literaturgeſchichte durch die Erneuerung und Reform — des Hanswurſts verewigt hat, dem wir es in erſter Linie zu danken haben, daß zu einer Zeit, wo Deutſchland ſchon durch Leſſing's Minna von Barnhelm bewegt wurde, in Wien noch der Kampf um den Hanswurſt die Geiſter in Athem hielt. Der legitime Nachfolger und Erbe Abraham's a Sancta Clara war Joſeph Stranitzky. Der Verfaſſer des „Judas der Erzſchelm“ wurde abgelöſt durch den Verfaſſer der „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi.“

Woran lag das nun?

Die Vorausſetzung des berechneten Buhlens um Gunſt und Beifall durften wir ſchon längſt von Abraham zurückweiſen. Aber wir müſſen an zweierlei erinnern.

Einmal an den leider sehr regelmäßigen Entwickelungsgang des Virtuosenthums. Die Fertigkeit, auf welche der Erfolg sich vorzugsweise gründete, wird gesteigert, ausgebildet, übertrieben, so lange Steigerung, Ausbildung, Uebertreibung möglich ist — und zuletzt hat das Teufelshaar den Klee überwuchert und es wächst nicht Ein nahrhaftes Hälmchen mehr auf diesem Boden. Den Gefahren des Virtuosenthums unterliegt aber ein Prediger so gut wie ein Schauspieler, wie ein Concertgeber, wie ein Maler.

Zweitens müssen wir erinnern an den unbewußten Einfluß, welchen Stimmung und Geschmack des Publikums auf jeden ausüben, der in seiner Thätigkeit und Wirkung auf das Publikum angewiesen ist, wenn er nicht zu jenen Einsamen, Stolzen gehört, die über die Welt schreiten wie ein Löwe durch die Wüste. Beethoven war so einer und Michelangelo. Ein Prediger müßte vielleicht blind und taub sein, um ihnen gleich zu werden. Was kann ihn sonst retten bei langjährigem Verkehr, daß nicht die Wirkung, die er auf das Publikum ausübte, ihm vom Publikum zurückgegeben wird, daß nicht wie ein geistesmächtiger Mann seine ständigen Hörer sich ähnlich macht, diese Hörer umgekehrt wieder ihn assimiliren? Was kann ihn retten vor der täuschenden Selbstbeschwichtigung, wenn ja einmal ein Zweifel in ihm auftaucht, was kann unseren Abraham retten, wenn z. B. jenes Epigramm etwa geheime schlummernde Bedenken des eigenen Gewissens wieder wachruft, vor der beruhigenden Erwägung, daß ja nur die edelste Absicht ihn leite, daß die glühendste Liebe zum Guten und Rechten nur dieses Mittel als das sicherste gewählt habe, um sich selber Eingang zu verschaffen? Was kann ihn vor dieser Erwägung retten, vollends in einer Zeit, welche „Belehrung durch Unterhaltung" zur allgemeinen Devise ihres literarischen und künstlerischen Schaffens gemacht hat? Was kann ihn endlich davor retten, schaffend und wirkend in einer Welt von ganz bestimmt ausgeprägtem Charakter, daß nicht die verwandten Seiten seiner eigenen Natur zu unverhältnißmäßig hervorgetrieben werden, um das ursprüngliche Gleichgewicht seiner Seelenkräfte nicht zu stören?

Und es bestand eine unleugbare Verwandtschaft zwischen den humoristischen Anlagen dieses Schwaben und der ganzen durch Jahrhunderte unveränderlichen und immer mehr ausgebildeten Geschmacksrichtung des österreichischen und ganz besonders des Wiener Publikums. Insofern ist es richtig, daß Wien und der unmittelbare Contact mit seiner Bevölkerung, wie er durch die Kanzelthätigkeit gegeben war, für Abraham verhängnißvoll wurde. Und die Antwort auf unsere Frage nach der Möglichkeit einer Erscheinung wie Abraham zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts — liegt in dem Hinweis auf die Naturgesetze der geistigen Production und

Consumtion, auf die verhältnißmäßige Abhängigkeit der ersteren von der letzteren. Das Gesetz des Angebotes und der Nachfrage gilt nicht blos für das ökonomische Gebiet.

Die Betrachtung des Geschmackes, der Abraham umstrickte und in seine Dienste zwang, ist der letzte Schritt, der uns für die historische Motivirung der Abrahamischen Individualität noch übrig bleibt.

Esaias Pufendorf berichtet, die österreichischen Minister hätten ihren Herren schon von langer Hand weisgemacht, daß sie sich um Finanzsachen nicht bekümmern dürften, „sondern selbige Sorgen als die mit ihrer Dignität und Grandeur nicht convenabel und darzu sehr verdrießlich und schwer wären, denen so darüber bestellet, allerdings und absolute überlassen." Pufendorf's Beobachtungen wurden vom Hofe Leopold's I. gemacht. Wie es unter diesem Kaiser mit den österreichischen Finanzen stand, wurde oben schon berührt. Von demselben Leopold ist aber bekannt, daß ihm keine Ausgabe zu groß war, wo es galt seine Person zu verherrlichen und daß unter ihm Opern, Ballete und Hoffeste ungeheure Summen verschlangen.

Ich fühle mich versucht in jenem Berichte Pufendorf's, durch diese Thatsachen illustrirt, das ganze Wesen des deutschösterreichischen Stammcharakters, wie er im Wienerthum sich condensirt, angedeutet zu finden. Auch in der Wirthschaft zeigt sich der ganze Mensch, und das Verhältniß zu den ökonomischen Interessen ist die elementarste Form des Verhältnisses zu den großen Lebensinteressen überhaupt. Es sind stets dieselben geistigen Mächte, welche sie alle gleichmäßig bestimmen. Der Wohlstand ist nicht blos die unerläßliche Bedingung von Bildung, Freiheit, Sittlichkeit, sondern das Resultat eben der Wirkungen, welche Bildung, Freiheit, Sittlichkeit erzeugen.

Leopold I. ist typisch für das Oesterreicherthum, weil ihm der Sparsinn fehlt. Es scheint ihnen ein zu hartes Sorgen, die Mittel zum Genuß ruhig hinzulegen, wenn die Sinne seufzen nach Genuß. „Ihre Minister haben ihnen weisgemacht, daß selbige Sorgen mit ihrer Dignität und Grandeur nicht convenabel und darzu sehr verdrießlich und schwer." Die Minister sind die Sinne, nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht, betrügerische, habsüchtige Diener eines lässigen Herrn, der in aristokratischer Trägheit dem äußeren Schein persönlicher Geltung sein wahres Wohlbefinden aufopfert. Der Geist ist bequem und schlaff, die Sinne sind rührig und kräftig. Das Streben nach Behagen ist stark entwickelt und doch gelangt man nie zum vollen Behagen. Dies Schweben zwischen Genuß und Unbefriedigung, die daraus erfolgende Verquickung von gedankenloser Heiterkeit und kritisch gestimmter Herzenskälte — bei aller

Bereitwilligkeit zu plötzlichen Rührungen — macht das eigentliche Lebensgefühl des heutigen Wieners aus. Dieses aber ist nur die jüngste Erscheinungsform uralter Stimmungen und Gemüthsrichtungen, welche mit den ersten Manifestationen eines besonderen geistigen Lebens der südöstlichen Marken Deutschlands schon hervortreten.

Aneignung von Idealen, Leben nach Idealen, bekümmertes Ringen um Lösung sittlicher Probleme — das ist Arbeit des Geistes, die scheuen wir. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verherrlicht der Nordbayer Wolfram von Eschenbach die Ideale des Ritterthums, wirft der Elsässer Gottfried von Straßburg die sociale Frage auf, die Frage nach Liebe und Ehe, von welcher im innersten die Zeit bewegt wird. Auch in Oesterreich hat damals die Poesie nicht gefeiert, was uns heute das liebste Besitzthum aus jener Epoche ist, das Nibelungenlied, verdanken wir Oesterreich. Aber das Verdienst jener adelichen Sänger, welche die Nibelungenlieder neu behandelten, war nur ein formelles. Was die Sache anlangt, so hafteten sie nur treu an den alten Schätzen, welche Jahrhunderte gehütet hatten. Die geistige Fortschrittsbewegung vollzog sich außerhalb Oesterreichs, Oesterreich hatte keinen Theil daran.

Unsere Sinne dagegen rührig und habsüchtig. Die starken sinnlichen Reize verfangen und ihrer kann uns nie genug werden. Die mit stärkeren sinnlichen Reizen verbündete, an Gedanken nicht zu schwer tragende Poesie, die musikalische Poesie, die zugleich den Privat- und öffentlichen Interessen des Tages dient, die Lyrik, die Liebes- und politische Lyrik — giebt es unter allen altdeutschen Lyrikern der ersten Generation einen besseren Namen als Walther von der Vogelweide? unter allen Lyrikern der zweiten Generation einen einflußreicheren und größeren als den humoristischen Neidhart von Reuenthal, der in Bayern zwar geboren, doch schließlich in Oesterreich den Schauplatz seiner Späße und Liebesabenteuer fand? Und hier sind wir auch schon auf dem komischen Gebiete: auf Neidhart's Humor folgt die — nicht gedichtete, aber gelebte Fastnachtsposse des Ulrich von Lichtenstein. Und nehmen wir dazu den ersten deutschen Novellen- und Schwankdichter Stricker, jenen ersten deutschen Satiriker Heinrich von Melk: so ist unser Mischungsverhältniß der Geschmacksrichtungen vollständig angegeben.

Ich müßte allzu Bekanntes wiederholen, um nachzuweisen, wie uns dies Mischungsverhältniß durch alle Zeiten seither geblieben ist. Freilich die Kraft der Vertretung der einzelnen Richtungen war nicht dieselbe, nur die Richtungen waren gleich. Wir haben in neuerer Zeit unsere Schuld an dem Kunstleben der Nation hauptsächlich mit Musik abbezahlt. In dem Staate der Gesellschaft Jesu war nur frei was keine Gedanken pro-

ducirt. Auf dem Felde der redenden Künste dominirte der stärkste materielle Reiz: der Spaß.

Wir waren stets und sind mit einer größeren Dosis Lachlust begabt als andere Deutsche. Auch neben Ernst, Tiefe und Leidenschaft wohnt bei uns die heiterste Bereitwilligkeit zu Spott und Ironie, zu unerschöpflichem Erzählen und Anhören lächerlicher Geschichten und Schnurren, zum harmlosesten ungefälschten unerzogenen Spaß an sich. Der Spaß ist unser unzertrennlicher Begleiter im Glück, leider ein unzertrennlicherer Begleiter als unsere etwas zweifelhafte Gutmüthigkeit und die vollends mythische Bescheidenheit. Der Spaß ist unser treuster Freund im Unglück, leider ein treuerer Freund als das Bewußtsein unserer Pflicht, als der Glaube an uns selbst, als die Begeisterung für das Große, als der Trotz auf unser Recht und unsere Kraft.

So ist, so war Pater Abraham's Publicum. Der Punkt der entschiedenen Verwandtschaft, Abraham's komisches Talent, wurde der Ausgangspunkt der Infection, welche nach und nach sein ganzes Wesen ergriff und aus ihm das machte, als was wir ihn leider betrachten müssen, einen interessanten Fall in dem geschichtsphilosophischen Capitel: das Possenhafte als Krankheitsform des menschlichen Geistes.

Wien, 18. October 1866.

W. Scherer.

Lord Byron in Griechenland.

In der Kunſt liegen Alterthum und Neuzeit noch immer weit geſchieden. Unſer Jahrhundert hat nur wenig Künſtler hervorgebracht, über deren Werken der Hauch leichten müheloſen Schaffens ſchwebte, jene edle Einfalt und ſtille Größe, die das Kennzeichen des antiken Genius ſind. An Stelle natürlicher Urſprünglichkeit und unmittelbarer Hingebung iſt vielmehr ein berechnendes Spiel mit der eigenen Empfindung getreten; die freudige Helle der Anſchauung hat ſich in das trübe Dunkel der Reflexion verwandelt.

Während die ideale Anforderung an den Künſtler dahin geht, daß er Ruhe und Frieden in das Menſchenherz gieße, ſcheint das moderne Geſchlecht dem Bedürfniß der Aufregung und der Unruhe zu dienen. Wo ehemals Maß, wo Klarheit waltete, herrſcht die Leidenſchaft; und was der Individualismus gewinnt, hat die Kunſt verloren. Wie aber in Mitten der Stürme des Lebens mitunter ein Gedanke an den Frieden der Heimath und an das erſte Glück im elterlichen Hauſe auftaucht, ſo erwacht auch in mancher Bruſt eine Sehnſucht nach den Gütern der Antike, die dem heutigen Geſchlechte verloren gegangen ſind.

Freilich erſcheint es verwegen, das benennen zu wollen, was oft tief verborgen im menſchlichen Innern ſchlummert. Der Genius des neunzehnten Jahrhunderts hat die Sonne dienſtbar gemacht, daß ihre Strahlen die Züge des menſchlichen Geſichts fein und genau wieder geben; allein wer will ſich vermeſſen die geheimſten Regungen fremden Seelenlebens zu belauſchen und mit der Treue des Lichtbildes darzuſtellen? Wenn man nun vollends einem Mann begegnet, der es förmlich darauf abgeſehen hat, das Urtheil zu verwirren, der einen Jeden auffordert in das eigene Herz zu ſchauen, ſich aber ſelbſt als einen Raub entgegengeſetzter Stimmungen, als einen ſteten Widerſpruch offenbart, dann möchte man wohl daran verzweifeln die Löſung des pſychologiſchen Räthſels zu finden.

Selten hat ein Mann Bewunderung und Neugier in ſo hohem Grade auf ſich gelenkt, ſelten aber auch die Meinung Anderer ſo häufig irre geführt und ſo reichen Stoff zur Mythenbildung geboten, wie Lord Byron.

Noch zu ſeinen Lebzeiten wurde ſein Leben zur wunderbaren Sage, zu einer Verkettung erſtaunlicher geheimnißvoller Abenteuer; er ſelbſt gefiel ſich darin Erlebtes zur Dichtung umzugeſtalten, und ſo dem phantaſtiſchen Hang der Menge zu ſchmeicheln.

Gleichwohl darf der Hiſtoriker nicht verzagen den leitenden Faden zu den verſchlungenen Irrgängen dieſes räthſelhaften Charakters zu finden. Denn mag auch das Leben für den, deſſen Leben es iſt, mitunter dunkles Geheimniß bleiben, für Andere, für die Nachwelt muß es zum Lichte werden. Das iſt Streben und Stolz der hiſtoriſchen Kunſt. *)

Auch von Byron gilt die Wahrheit, daß der Menſch vor Allem „Sohn;" daß er das Reſultat der Erziehung, der Umgebungen iſt, welche ihm das Schickſal zu Theil werden läßt. Das Geſchlecht der Byron hat ſein Normannenblut nie verleugnet. Stolzer und hoher Sinn erbten ſich ebenſo vom Vater zum Sohn fort wie Luſt an Kampf und Gefahr, Trotz gegen die Außenwelt und feſſelloſe Leidenſchaft.

Byron's Eltern führten eine unglückliche Ehe; ſein Vater, der „tolle Jack" genannt, war Raufbold und Verſchwender, ſeine Mutter ein unſtetes und launiſches Weib. Byron ſelbſt gab ſchon in der Wiege Proben von der traditionellen Heftigkeit ſeines Geſchlechts.

Die Natur ſchien ſich darin zu gefallen ſeine Jugend in Gegenſätzen zu entwickeln; ſie hatte ihn äußerlich auf der einen Seite hoch begünſtigt, auf der anderen gekränkt; ſie hatte ihm einen bildſchön vollendeten Kopf, den Kopf eines Apollo, aber Füße eines Satyrs verliehen. Und ſchon in der Wiege flammten die Augen des Kindes voll Aerger, als man auf ſeine körperliche Entſtellung anſpielte, es ſchlug mit einer kleinen Peitſche nach denen, die es wegen ſeiner Lahmheit bemitleideten und rief ungeduldig:

„Sprechen Sie nicht davon!"

Während ſeines ganzen Lebens ſuchte Byron dieſe äußere Mißbildung ſorgfältigſt vor der Welt geheim zu halten, und erſt an der Bahre entdeckte ein zudringlicher Freund Trelawney, daß beide Füße mißgeſtaltet ſeien. Sein ſcharfer Sinn für das Lächerliche und für die Blößen Anderer machte ihn doppelt empfindlich für die eigenen Schwächen. Er er-

*) Obwohl ſeit Byron's Tode noch nicht funfzig Jahre verfloſſen ſind, iſt ſchon eine ganze Literatur über ihn emporgewachſen. Nur kurz mag hier an das erinnert werden, was in äſthetiſch-kritiſcher Beziehung von W. Müller, Macaulay, Villemain, H. Grimm und H. v. Treitſchke geleiſtet worden iſt. Unter den Biographien iſt neben Bulwer's kurzem Abriß das umfaſſende Buch von Eberty zu nennen. Für den, der auf die Quellen ſelbſt zurückgehen will, werden die Aufzeichnungen der Freunde Byron's: die Erinnerungen von Kennedy, de Salvo, Leigh Hunt, Medwin und Trelawney, die Unterhaltungen mit Lady Bleſſington maßgebend ſein. Daneben bewahrt das biographiſche Denkmal, das Th. Moore ſeinem verſtorbenen Freunde geſetzt hat, einen bleibenden Werth; wenn es auch die von Moore verbrannte Selbſtbiographie des Dichters nicht erſetzen kann. Das britiſche Muſeum enthält eine für den Biographen beſonders werthvolle durchſchoſſene Ausgabe des Moore'ſchen Werkes, in welche Mr. W. Watts alles auf Byron Bezügliche, was ihm in den Wurf kam, aufgenommen hat. Wir benutzen großen Theils die gewandte Ueberſetzung Gildemeiſter's.

zählt, daß es ihm einen unauslöschlich schmerzlichen Eindruck hinterließ, wenn die launische Mutter ihn erst um seiner schönen Augen willen herzte, und dann mit Widerwillen als einen „lahmen Balg" von sich stieß.

Aber tiefer noch senkte sich der Stachel des Grolles, als er die gleiche unverschuldete Zurücksetzung in Herzenssachen empfinden mußte, und da höchstens Mitleid fand, wo er Liebe gehofft hatte.

Das war die erste herbe Enttäuschung, die dem sechszehnjährigen Jüngling beschieden wurde, als er sich in ein reiches schönes Mädchen aus der Nachbarschaft, in die achtzehnjährige Mary Chaworth verliebte.

Er mußte nun täglich empfinden, daß ihm die Mittel fehlten, um zu gefallen, und die Gunst der schönen Nachbarin zu gewinnen. Er konnte wegen seines Fußes nicht tanzen; und sie tanzte gern; so saß er still und verdrossen in einem Winkel und kaute, wie das seine Gewohnheit war, am Taschentuch, während ein Anderer die Geliebte zum Tanz führte. Es ging ihm wie ein Schuß durch's Herz als er hörte, daß Miß Chaworth mit echt weiblicher Koketterie gegen einen ihrer Verehrer äußerte: „Sie denken doch nicht etwa: ich empfände irgend Etwas für den lahmen Jungen?"

Bald nachher verheirathete sich Miß Chaworth mit einem wohlhabenden Normalmenschen, der einen Geldbeutel an Stelle des Herzens hatte: Byron's Jugendtraum war zu Ende: doch die Erinnerung an unglückliche Liebe pflegt sich tief in's Menschenherz zu graben. Sie verließ auch Byron niemals ganz. Sie zuckte vor seiner Seele auf, als er vor dem Altar stand, sie begleitete ihn auf fernen Reisen und tauchte noch am Abend seines Lebens empor; kurz ehe sich das Grab über so viel Ruhm und Schmerzen schloß.

Denn so war einmal die Natur dieses Mannes: mehr angelegt zu trauern über das, was das Leben ihm versagt hatte, als sich mit dem zu trösten, was ihm verliehen ward.

„Es ist ein alter Satz, erprobt im Leben
Und viel beweint von Jedem der's erfährt:
Wenn Alles ist erlangt was wir erstreben,
So ist der dürft'ge Lohn den Preis nicht werth."

Diese Worte enthalten den Kern seines Charakters. Es fehlte ihm nicht an der Kraft, um Unglück mit äußerer Fassung zu tragen, wohl aber an sittlichem Halt, um den Schmerz der Existenz innerlich zu überwinden. Und wie hätte es anders sein, wie hätten diese Erziehung, diese Umgebung andere Früchte tragen können?

Ein Gedanke war dem von jeher Verwöhnten, dem stolzen Pair von England niemals nahe getreten: der Gedanke der Pflicht. Er schüt-

telte jede Fessel ab, selbst da, wo Zwang heilsam gewesen wäre. Ruhelos gab er sich entgegengesetzten Empfindungen hin, gefiel er sich darin „zugleich durchnäßt und verbrannt zu sein." Freude und Schmerz wurden ihm jedoch gleicher Weise zum Stachel; je kecker er in die Welt hinein lebte, als ob sie nur zur Befriedigung persönlicher Launen geschaffen sei, je weniger ließ sich die Stimme des Sittengesetzes unterdrücken, das tief in jeder Menschenbrust wurzelt. Er sollte nun erfahren, daß Ungebundenheit nicht frei macht. Und in seltenen Momenten gestand er es ja selbst ein: daß die subjektive Willkür denn doch einen Zaum, und daß die Freiheit, für die er schwärmte, in dem Pflichtgefühl eine Grundlage haben müsse.

„Mein Herz hat nie sich selber unterjocht,
Und das vergiftet mich"

seufzt Childe Harold. — Nicht als ob Byron dazu angethan gewesen wäre, um mit Thränen und Jammer Buße zu thun. Wenn er sich vor der höheren Macht, vor dem kategorischen Imperativ des Sittengesetzes beugte, so geschah es in seltsamen, fast barocken Formen. Er gehörte zu den ächt modernen Naturen, die schamroth werden, wenn man sie bei einer guten Handlung, bei einer Thräne des Mitleids oder bei einem Almosen überrascht, und die geneigt sind, jede Hingebung an das Gefühl rasch durch einen übermüthigen Streich zurück zu kaufen. Wie Byron stets außer sich gerieth, wenn man ihn wohlaussehend fand und seinen Stolz darein setzte „schmächtig und mager" zu erscheinen, so empfand er es auf ethischem Gebiete übel, wenn man annahm, daß er in seinen Gefühlen mit der Mehrzahl übereinstimme. Ging doch diese aristokratische Färbung seines Wesens so weit, daß er beim Tode der Mutter dem Leichenbegängniß nicht beiwohnte; mit einem Freund die gewohnte Uebung im Faustkampf abhielt, nur heißer, heftiger als sonst: des Nachts aber belauschte ihn die Dienerin, wie er heimlich an der Bahre saß und bitterlich weinte.

Wenn wir Lord Byron in diesem Sinn als den ächten Sohn des modernen Lebens auffassen, als den Vertreter eines bis in's Maßlose gesteigerten Individuallismus, der auch den leisesten Zwang zu Gunsten Anderer von sich weist, der im Fühlen wie im Denken für sich stehen will, kurz als den richtigen Ausdruck einer Zeit, deren Abgott die Laune ist, nicht die Pflicht: so erscheint auf den ersten Blick keine Periode seines vielbewegten Lebens unerklärlicher als die, in welcher er sich voll Opfermuth und Begeisterung der Sache eines für die Freiheit kämpfenden Volkes, der griechischen Nationalsache hingegeben hat.

Die Beziehungen Byron's zu Griechenland begannen schon früh.

Sein „Philhellenismus“ ging allerdings nicht in den regelrechten Bahnen, in welchen ſich die Bewunderung der Philologen und Schulmänner zu bewegen pflegt. Die Randbemerkungen, mit denen er auf der Schule in Harrow ſeine griechiſchen Lehrbücher zu verſehen pflegte, deuten darauf hin, daß die klaſſiſchen Studien nicht allzu tief bei ihm wurzelten. Auch ſpäterhin kannte er die Klaſſiker nur aus Ueberſetzungen; und es verſchlug ihm Nichts, gelegentlich ſelbſt einen Homer zu Gunſten ſeines erwählten Dichterfürſten Pope herabzuſetzen. Allein trotz ungenügender Vorbildung und mancher wunderlichen Urtheile beugte er ſich im Grund der Seele vor der Ruhe und Majeſtät der alten Dichtung. „Alles iſt in der Geſchichte der Poeſie vorübergerauſcht,“ ſagt Macaulay, „nur die beiden alten wunderbaren Gedichte ſind geblieben: Natur und Menſchenherz.“ Auch Byron mußte die Kunſt bewundernd anerkennen, mit welcher die Alten dieſen höchſten Vorwurf der Poeſie behandelt, und es verſtanden haben, den Conflikt zwiſchen Perſönlichem und Allgemeinem, zwiſchen Leidenſchaft und Geſetz harmoniſch zu löſen. In Mitten der haſtigen und getheilten Empfindungen, welche dem modernen Leben eignen, ward für den britiſchen Dichter das Bedürfniß eines Correctivs fühlbar; und es iſt kein Zufall, daß er ſich zu dem Lande hingezogen fühlte, wo einſt das Reich des Schönen, aber auch des Maßes geweſen war.

Im Sommer 1809 trieben ihn der Schmerz jener erſten getäuſchten Liebe und gekränkter Dichterehrgeiz dazu, ſeine Heimath zu verlaſſen und die Reiſe nach dem Oſten anzutreten, die er im Childe Harold poetiſch verklärt hat.

„Die beſte Mutter iſt und bleibt Natur,
Ihr Lächeln immer neu und immer lind.
O tränk' ich ſtets an ihrem Buſen nur
Ihr nie verwöhntes, nie verzognes Kind.“

Byron's Fahrt ging über Liſſabon, Cadix und Malta zunächſt nach Albanien. Die Wildheit der Landſchaft, die Naturkraft und Urſprünglichkeit des albaneſiſchen Volksſtammes zogen ihn lebhaft an. Er erſchien im Oktober 1809 zu Tepeleni am Hofe Ali Paſcha's, des in Tücke und Gewaltthat ergrauten Herrſchers von Albanien. Der Tyrann fand Wohlgefallen an dem kecken Franken, welcher das Wagſtück unternommen in die albaniſche Wildniß einzudringen. Er bewirthete ihn auf das Freundlichſte und ſorgte mit einer Art väterlicher Zärtlichkeit für ihn.

„Ali's erſte Frage,“ ſo berichtete Byron nach Hauſe, „war, weshalb ich in ſo jungem Alter die Heimath verlaſſe. Er äußerte, ich ſei ein Mann von Geburt, weil ich kleine Ohren, gelocktes Haar und kleine weiße Hände hätte; er erklärte ſich zufrieden mit meiner Erſcheinung und

meiner Toilette. Er bat mich ihn als Vater zu betrachten, so lange ich in der Türkei sei und bemerkte, er betrachte mich als seinen Sohn. In der That behandelte er mich wie ein Kind, sandte mir wohl zwanzigmal des Tages Sorbet und Mandeln, Früchte und Eingemachtes."

Wie wenig ahnte Ali, daß der Ruhm des jugendlichen Gastes einst ihn selbst, „den wiedererstandenen Pyrrhus von Epirus," wie ihn seine Schmeichler betitelten, überstrahlen sollte: und was weiterhin in wunderbarer Verschlingung der Lebensschicksale bedingt war: daß Byron einst für dieselbe Idee fallen würde, der Ali ganz wider seinen Willen dienen sollte, für die Freiheit Griechenlands. Freilich war auch Byron damals selbst weit entfernt davon Aehnliches vorauszusehen.

So nachsichtig er über den epirotischen Tyrannen urtheilte, der damals Griechenland beherrschte, „der mit blutiger Hand ein stürmisch Volk sich treu und hold erhielt," so wenig war er geneigt, sich durch gute Außenseiten oder historische Erinnerungen über die Schwächen der Griechen blenden zu lassen. Der Ton, in welchem er von ihnen redete, klang nichts weniger als respektvoll. Er gab seinem französischen Freunde Roque in Athen Recht, als derselbe sich dahin aussprach: C'est encore la même canaille qu'au temps de Themistoclès. Er verglich Griechenland in jenem vielbewunderten Gleichniß des Giaour mit einem Leichnam. Er bezeichnete die Griechen als unreif zur Freiheit und als so herunter gekommen, daß sie „ihre Wohlthäter selbst verleugneten, wie Hunde die nach der Hand schnappen, welche ihnen Brod reicht."

„Es müßten Hellas ächte Söhne trauern;
Was aber nützen Patrioten, die
Vom Kampfe plappern und im Frieden kauern?
Die zahmen Knecht', um Freiheit seufzen sie
Und beugen lächelnd vor dem Herrn das Knie."

Nur das weibliche Geschlecht war Byron ritterlich genug, von seinem Verdammungsurtheil auszunehmen. Die antike Schönheit der Griechinnen entzückte ihn. Hören wir die berühmten Verse an das Mädchen von Athen, so tritt uns die ganze Umgebung vor die Seele; Byron's Wohnung nahe dem Thurme der Winde am Fuße der Akropolis; wir sehen ihn dann selbst, wie er leuchtenden Auges nach den gegenüberliegenden Gemächern blickt, wo seine drei Grazien, die drei schlanken Töchter der Wirthin Theodora Makris, weilten, und ihm auch wohl „durch die leise sich hin und her bewegenden Blumen" vor dem Fenster hindurch freundlich zunicken.

„Mädchen von Athen Ade!
Denke meiner, wenn ich' geh';
Mag ich auch nach Stambul gehn,

Seel' und Herz bleibt in Athen.
Glaubſt Du, daß ich Dir entfloh:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ."

Gern glauben wir dem Dichter, daß ihm der Abſchied von dem „veilchenbekränzten" Athen ſchwer fiel.

Der erſte Eindruck, den ihm das griechiſche Leben gemacht hatte, vertiefte ſich aber noch durch die Reiſen, die er nun in's Innere des Landes unternahm. Denn in Griechenland iſt das Reiſen ein urſprünglicher friſcher Genuß. Stets zu Pferd auf ſteilem Klippenpfad oder im Bett der Gießbäche emporklimmen, des Nachts in rußigen fenſterloſen Chans oder unter freiem Himmel; Morgens und Abends im Meer: ſolch' Wildlingsleben ſagte dem Manne zu, dem von Jugend auf die Poeſie des Hochlandes erſchloſſen war. Am liebſten badete Byron an einſamer Stelle, ſetzte ſich dann auf einen Felſen, hoch über der See und blieb dort Stunden lang, indem er bald zum Horizont emporblickte, bald dem Wellenſchlag lauſchte, in jene Träume verſunken, aus deren Umriſſen ſich ſpäter Bilder der Dichtung entwickelten, die ſo feurig waren, wie der Himmel unter dem ſie entſtanden, die ſo friſch funkelten, wie der Morgenthau auf den Asphodelen. Byron ſah die Natur nie blos mit dem Auge der Phantaſie, ſondern er wußte eine tiefere Empfindung der Seele und Erinnerung damit zu vermählen, die Innerliches an das Aeußere knüpft.

„In Einſamkeit am Wenigſten allein,
Ahnt dann die Seel' unendlich Leben ſchon,
Wie eine Wahrheit, die dann Euer Sein
Reinglüht vom Ich: es iſt, als wär' ein Ton,
Die Seele der Muſik, zu Euch entflohn,
Damit Ihr ew'ge Harmonie empfindet.
Ein Zauber, welcher Erd' und Himmelsthron,
Cytheren's Gürtel gleich, in Schönheit bindet,
Und dem Geſpenſte Tod die ſtumpfe Waff' entwindet."

In der That waren jene Momente einſam ſinnender Naturbetrachtung bedeutungsvoll für den Dichter und den Mann. Es waren die Momente, wo ſich die Bitterkeit eines enttäuſchten Gemüths in ſtille Wehmuth löſte. Ein Herz, ſo glühend und liebebedürftig wie je Eines, kehrte, von der Geſellſchaft abgeſchloſſen, zur Natur zurück; und jenes Alles ausgleichende ſtille Weben und Weſen des großen Lebensorganismus befreite die Bruſt vom Druck der Leidenſchaft. „Wenn ich je eine Zeile geſchrieben, die es verdiente erhalten zu werden," äußerte er zu Trelawney, „ſo hat mich Griechenland dazu inſpirirt."

Ja, jenem Lande iſt ein unvergängliches Erbtheil beſchieden worden. Noch immer leuchten Meer und Himmel in alter Pracht; weithin glänzt

der Marmor am Pentelikon, der Hymettus bietet den Bienen seine duftende Nahrung, die Oelfrucht schwillt, als lächle Pallas noch, und die Platanen flüstern leise zu einander wie zu den Zeiten des Euripides. Die Natur trägt das alte Gewand; sie ist die ewig gleiche geblieben, während der stolzeste Bau der menschlichen Gesellschaft in Trümmer gesunken ist, kaum hier und da eine einsam ragende Säule von der verschwundenen Herrlichkeit des antiken Staates zeugt.

Vor solchen Gedanken kann die Kleinheit individueller Trauer nicht bestehen.

Als Byron Aegina, Megara, Korinth, all' die morschen Reste vergangener Pracht wie Gräber vor sich liegen sah, da mußte er unwillkürlich der ernsten Worte gedenken, mit denen einst, vor 1800 Jahren, Sulpicius von dieser Stätte aus den Schmerz Cicero's über den Tod der Tochter zu lautern suchte: „Ach wie härmen und quälen wir armen Sterblichen uns, wenn einmal einer unserer Freunde stirbt oder getödtet wird, deren Leben doch so kurz ist, während die Leichname so vieler berühmter Städte hier beisammen vor meinen Augen liegen."

Das war die Bedeutung, welche der erste griechische Aufenthalt für Byron's inneres Dasein hatte. Der moderne Individualismus begann zu ahnen, daß der Einzelne sich an das Loos des Irdischen: Entsagung gewöhnen muß. Gereifter, fertiger kehrte Byron in die Heimath zurück.

Die zwölf Jahre, die zwischen dem ersten und letzten Aufenthalt in Griechenland liegen, deuten die Entscheidung in den Geschicken dieses Lebens an. Sie hoben Byron auf den Gipfel des Ruhms, sie zeigten ihm aber auch, daß nur der ein Liebling der Götter sei, der in Freude wie Leid das Höchste erfahren.

Byron's Entwickelung war eine solche geworden, daß ein Zusammenstoß mit den Anschauungen seines Landes unvermeidlich wurde. Er sollte nun zu seinem eigenen Nachtheil entdecken, daß die Gesellschaft intoleranter gegen die Verirrungen des Genius zu sein pflegt, wie gegen die Sünden der Mittelmäßigkeit. Er beging den folgenschweren Fehler sich zu vermählen, obwohl er weder Neigung noch Anlage besaß, um im ehelichen Leben Befriedigung zu finden. „Sie ist so gut," äußerte er vor der Hochzeit über seine Braut, „daß ich wünsche: ich wäre besser." Aber die Prämisse traf nicht zu; und so fiel auch der Wunsch dahin. Lady Byron verließ ihren Gemahl, da sie dessen geniale Launen für Symptome von Irrsinn nahm, sie begab sich nach der Geburt einer Tochter zu ihren Eltern um nie zurückzukehren. Und nun nahm die Gesellschaft wie ein Mann Partei gegen Byron, sie stellte sich entschieden auf Seiten des schwächeren Theils.

Das englische Publikum schien die Gelegenheit dieses kläglichen häuslichen Streits benutzen zu wollen, um sich an dem Manne dafür zu rächen, daß es den Dichter in den Himmel erhoben hatte. Ein wildes „Steiniget ihn" hob sich aus dem Mund berufener und unberufener Tugendpächter.

Byron hatte die beschränkten Vorurtheile seiner Nation nie getheilt: „er war mehr Mensch, als Engländer, er hatte Seele." Er sah sein Vaterland etwa mit den Augen an, wie unser Schlosser. Die Macht der Ueberlieferung, welche die subjektive Willkür bändigt, erschien ihm nur als drückende Fessel für das Genie, die großartige Einseitigkeit des Volkes als hausbackene Nüchternheit und Krämersinn. „Die einzige Huldigung, die man in England der Tugend darbringt," pflegte er zu sagen, „ist Heuchelei." So hat er denn, unfähig die schwüle Luft der heimathlichen Gesellschaft länger zu ertragen, bald nachdem er seiner Gemahlin jenes ergreifende „Fahrwohl" zugerufen, den Wanderstab von Neuem ergriffen; er pilgerte die Ufer des Rheins entlang durch die Schweiz, bis ihm der Süden eine neue Heimath bot.

Als gelte es dem scheinheiligen Wesen der vornehmen Londoner Welt und ihrem socialen Bannstrahl Trotz zu bieten, stürzte er sich, während seines Venetianischen Aufenthalts, in einen Strudel regelloser Ausschweifungen. Es war die Periode, wo er am Tiefsten gesunken schien. „Ich sah ein," schrieb er den 6. April 1819 an Murray, „daß ich meine Lebensart ändern müsse: denn sie hatte mich zu einem welken Blatt gemacht, das sehr nahe daran war, vom Baume herab zu fallen."

In diese dunkle Lebenszeit fiel der Sonnenstrahl der Liebe. Aus dem wüsten Treiben, worin er zu versinken drohte, riß den Dichter der Einfluß edler und reiner Weiblichkeit. Denn das war eben das Widerspruchsvolle und doch unendlich Fesselnde dieses Charakters.

Byron, dem die „Lust ihren Becher gereicht, als Flaum sein Kinn kaum deckte," er, der alle süßen Sünden gekostet hatte, der im Don Juan allen Weibern einen Rosenmund wünschte, damit er sie alle auf einmal küssen könnte; er war doch, wie irgend Einer, fähig geblieben treue und wahre Liebe zu empfinden und zu bieten.

So knüpfte sich ein weihevolles tiefinniges Band zwischen dem Dichter und der achtzehnjährigen Gräfin Theresa Guikkioli. Auch sie war das Opfer einer Konvenienz-Heirath; sie hatte einem sechzigjährigen Wittwer, dem Grafen Guikkioli, die Hand reichen müssen, als sie eben das Kloster verlassen. Von dem ersten Moment der Begegnung, in einer Venetianischen Abendgesellschaft, als sie ihn gesehen und seine Stimme gehört hatte, fühlte sie sich zu ihm gezogen. Theresa war sich klar darüber, daß sie

den hochbegabten Mann aus den Netzen gemeiner Sinnlichkeit erlösen müsse. Was ihm bisher versagt worden war, ließ sie ihm zu Theil werden, sie verschönte, sie veredelte sein Dasein durch echte Liebe.

Noch jetzt verjüngt sich das Gesicht der fast Siebenzigjährigen; ihre Augen leuchten, wenn sie der seligsten Zeit ihres Lebens und Lord Byron's gedenkt, „der kein Mensch, der ein Gott gewesen sei." — Das Liebesglück der Beiden sollte freilich nur von kurzer Dauer sein, „ein Wetterleuchten in der Nacht." — Durch Theresa's Vater und Brüder ward Byron in die politische Bewegung hineingezogen, welche die südeuropäischen Völker zu Beginn der zwanziger Jahre ergriff. Von jeher hatte er den Drang empfunden, „Etwas mehr zu thun als Verse zu schreiben." Hier war ein würdiges Feld für seinen Feuereifer und seinen Ehrgeiz geboten.

Als Apostel der Freiheit unter den heißblütigen Völkern des Südens umherzuschweifen, sich für eine verloren geglaubte Sache zu opfern, das lockte den Dichter mehr, wie die nüchterne Wirksamkeit in der Heimath, wie der Streit über die Kornbills und über die Parlamentsreform, der in der politischen Arena Englands ausgefochten wurde. Von den öden löschpapierenen Reden des Parlaments wandte er sich mit Vorliebe zu den frischen Erscheinungen eines phantastischen Abenteuerlebens, welches die südlichen Revolutionen boten. Ohne wirkliches Mitglied des Karbonaribundes zu sein, wirkte er im Verein mit den Gamba's für die italienische Nationalsache gegen Oesterreich. Seine Wohnung in Ravenna war ein förmliches Zeughaus. Hunderte von Gewehren lagen zum Ausbruch des Kampfes bereit. Schränke und Schubladen waren mit Brieffschaften und Proklamationen des Geheimbundes gefüllt. Im Vollgefühl seiner Stellung als Pair von England bot er den österreichischen Polizeiagenten Trotz, und es gewährt ein eigenthümliches Interesse aus den 1848 in Lugano veröffentlichen Carte segrete, den Geheimberichten dieser Späher an den Fürsten Metternich, zu ersehen, wie sie sich über die Keckheit des edlen Lords entsetzten, ohne ihm ernstlich Etwas anhaben zu können. Byron wußte, daß man seine Briefe öffnete und unterschlug; so machte es ihm besonderes Vergnügen von Kaiser Franz und der heiligen Allianz im respektwidrigsten Ton zu reden; mitten in einem dieser Briefe mit großen Buchstaben zu schreiben: „Die österreichische Regierung Spitzbuben. Die österreichischen Postbeamten Hallunken." „Ich weiß, daß sie meine Briefe aufmachen und lesen, darum schreibe ich es eben."

Jedoch damals war es leichter den Schergen des Metternich'schen Willkürregiments in gerechter Aufwallung Hohn zu bieten, als der nationalen Sache zum Siege zu verhelfen. Die italienische Bewegung trug den Keim der Hoffnungslosigkeit in sich. Die Polizei war den Karbonaris

auf der Spur, die Grafen Gamba's wurden festgenommen und ausgewiesen, Byron mußte Ravenna verlassen, da seine eigene Freiheit bedroht wurde; er siedelte im Herbst 1821 nach Pisa, und als die Gamba's auch von dort vertrieben wurden, nach Genua über.

Der unglückliche Verlauf der italienischen Erhebung schmerzte ihn tief; durch den Tod seiner Tochter Allegra und seines Freundes Shelley sah er sich persönlich schwer getroffen; eine ernst resignirte Stimmung kam über ihn. In solchen Augenblicken ward es ein Trost für ihn, die Augen wieder nach dem Osten zu wenden, nach den Gegenden am „blauen Olymp," die er einst lieb gewonnen. Denn dort regte sich jetzt mächtig der Geist der Freiheit, an dessen Erwachen Byron selbst früher verzweifelte. Die Wiedergeburt Griechenlands war von der öffentlichen Meinung Europas mit Jubel begrüßt worden. Nur in England verhielt man sich lau; oder man suchte sich gar in eine künstliche Begeisterung für die Türken hineinzureden. Dem aus England Vertriebenen gewährte es aber eine besondere Genugthuung in der griechischen Sache den schroffsten Gegensatz zu der bisherigen Selbstsucht seiner Landsleute zu offenbaren. Im April 1823 besuchte ihn der Bevollmächtigte des philhellenischen Comités Blaquière; Byron zeigte sich bereit, auf dessen Vorschlag als Stellvertreter des Comités nach Griechenland zu gehen, und seine Kräfte der griechischen Sache zu widmen. Schwer genug fiel es ihm, sich von der Geliebten loszureißen; eine Ahnung weissagte ihm, daß es auf Nimmerwiedersehen sei. Er hatte sich aber mit dem Gedanken jung zu sterben vertraut gemacht. „Das Leben," wiederholte er oft, „ist wie der Wein, will man ihn rein genießen, so darf man ihn nicht bis zur Neige trinken." Am Abend, ehe er Genua verließ, fanden ihn seine Freunde ungewöhnlich still und ernst; „hier sitzen wir Alle beisammen," sagte er zu Lady Blessington, „aber wann und wo werden wir uns wiedersehen? ich habe eine Ahnung, daß ich aus Griechenland nicht heimkehren werde."

Doch diese trüben Gedanken hemmten Byron's Thatkraft nicht. Er raffte alles verfügbare Geld zusammen, miethete eine Brigg und ging in Begleitung von Theresa's Bruder, Trelawney, Dr. Bruno mit Dienerschaft, Waffen und Munition für 1000 Mann am 14. Juli 1823 unter Segel. Anfang August erreichte er Argostoli, die Hauptstadt von Cefalonia, und ließ von dort zunächst Erkundigungen über die Lage Griechenlands einziehen. Da er die Zustände Griechenlands von früher kannte, hatte er sich niemals Luftschlösser gebaut, wie die Enthusiasten, die von den Schulbänken nach der Heimath des Perikles und Leonidas eilten, um enttäuscht zurückzukommen, wenn sie auch nicht den Schatten jener großen Männer erblickt hatten. Denn freilich: sobald man sich nicht mehr durch

antiquarische Hallucinationen berücken ließ, und statt durch die bunte Brille klassischer Schwärmerei mit eigenen Augen sah, schrumpften die griechischen Dinge kläglich zusammen. Dann schien es, als ob die Tapferkeit, welche einst die Schlachten der europäischen Civilisation gewonnen hatte, nur noch bei Räubern und Piraten wohne. Es zeigte sich, daß das junge Geschlecht mit den guten auch die schlimmen Eigenschaften der Vorfahren überkommen habe; mit Streben, Wissensdurst und Geistesbeweglichkeit auch Neid, Ränkesucht und Unfähigkeit zu staatlicher Unterordnung. Die anfängliche Begeisterung drohte in Parteizwist zu ersticken. Die bürgerliche und die Militärpartei stritten unter einander mit gleicher Erbitterung, wie zuvor gegen die Türken. Byron's Sendboten stießen in Tripolitza auf den „alten" Klephtenhäuptling Kolokotronis, der ihnen erklärte: „er werde den Maurocordatos, wenn derselbe seine Ränke nicht lasse, auf einen Esel setzen und aus Morea herauspeitschen lassen."

In Mitten so unerquicklicher Zustände verlor Byron das kalte Blut und den Ueberblick nicht. Er neigte im Grund eher zu den Bürgerlichen, wie zu den Klephten, eher zu dem feinen europäisch gebildeten Maurocordatos wie zu dem rohen Kraftmenschen Kolokotronis. So trat er mit Maurocordatos in Briefwechsel; und da der Fürst auf die Wichtigkeit Mesolonghi's, des Schlüssels von Westhellas, hinwies, und ihn dringend aufforderte dorthin zu kommen, so beschloß er seinen Sitz zunächst nicht, wie Kolokotronis gewünscht, im Peloponnes, sondern in Westhellas aufzuschlagen.

Am Morgen des 5. Januar 1824 erschien er, dem Sturm und den Türken wie durch ein Wunder entgangen, auf der Rhede der Stadt. Man empfing ihn mit glänzenden Ehren. Die Griechen begrüßten ihn wie einen politischen Messias. „Wir haben auf dich geharrt," betheuerten sie, „wie die jungen Schwalben auf ihre Mutter." Man durfte sich freilich durch solche Betheuerungen nicht allzutief rühren lassen, und Byron wußte wohl, worauf sich jene Huldigungen gründeten, daß die Griechen Englands Geldmacht, die Summen seiner Anleihen hinter seinem Rücken sahen und sich die Taschen des „Milordo" unerschöpflich dachten. In wunderbarem Wechsel zeigte er mit einem Schlag, daß er den Dichter, den Idealisten abgestreift habe und Mann der Welt sein könne. Sein Alcibiadischer Charakter schien plötzlich eine neue Stählung zu erhalten, als er Wirken und Handeln für ein großes und bestimmtes Ziel erwählt hatte. In Griechenland, in diesem Wildlingsleben von Prüfungen und Entbehrungen sprang der praktische Hang des Engländers bei Byron wie ein frischer gesunder Quell empor. Von Anfang an war sein Sinn nur auf Mögliches und Erreichbares gerichtet. Er suchte die Kriegsführung zu einer mensch-

lichen zu machen, die Folter und das Morden der Gefangenen abzuschaffen. Er schrieb zu dem Ende selbst an den türkischen Befehlshaber Jussuf Pascha in Patras, und sandte ihm gefangene Türken zurück. Er suchte die widerstrebenden partikularistischen Elemente unter den Griechen zu einigen, indem er sich selbst erhaben über ihrem Parteihader hielt. Nach allen Seiten mahnte er zur Eintracht; wenn ein Grieche seinen Gegner bei ihm verleumden wollte, so führte er ihn gleich zu dem Verleumdeten und theilte demselben offen mit, was über ihn geredet war. Er nahm fünfhundert Sulioten, die aus ihrer Heimath vertrieben waren, in Sold und traf Anstalten, um als „Archistratege" mit dieser Leibgarde den Türken das wichtige Lepanto zu entreißen. Die Hülle des Childe Harold war abgestreift: Alles, was er angriff, verrieth einen Washington.

Byron's verständiges und sicheres Auftreten bildete einen erquickenden Gegensatz gegen die hastige Neuerungssucht der abendländischen Civilisatoren, welche Griechenland mit ihren Beglückungsprojekten heimsuchten. Obwohl selbst ein entschiedener Liberaler bestritt er gegen Oberst Stanhope die Nützlichkeit einer freien Presse bei völlig unentwickelten Kulturzuständen. Nur mit Ungeduld und Aerger sah er auf den Apparat verfrühter Bentham'scher Kulturwerkzeuge, womit das Londoner Comité Griechenland überschwemmte. Er belächelte den blinden Eifer jenes intelligenten Wortheldeu, der als sicheres Mittel, um der griechischen Sache zu nützen, eine Aenderung des griechischen Alphabets vorschlug. Keiner der fremden Philhellenen dachte so wahrhaft nutzbringend, keiner handelte so folgerichtig, wie er.

Aber gerade diese Kraft sollte gebrochen werden, an dem hochbegabten Mann sollte sich das Verhängniß vollziehen, als er im Begriff stand ein neues Leben zu beginnen. Seit er sich in Mesolonghi befand, stürmten von allen Seiten Aergernisse und Enttäuschungen auf ihn ein, die auch ein weniger fein besaitetes Gemüth erschüttern konnten.

Die Erstlingsausschreitungen der griechischen Freiheit machten sich in nächster Nähe fühlbar. Die Sulioten lebten mit den Bürgern in steter Fehde; sie verlangten auf Koloketronis' Anstiftung, daß jeder dritte Mann von ihnen Officier würde, sie ermordeten einen schwedischen Philhellenen, Saß, der sie zur Ordnung mahnte; und drangen tobend in Byron's Wohnung, bis vor sein Bett, um Solderhöhung zu heischen. Byron wies sie mit Würde zurück, entließ sie aus seinen Diensten und gab die Expedition gegen Lepanto auf. Allein die fortwährenden nervösen Aufregungen und das giftige Klima Mesolonghi's drohten ihn aufzureiben und seine ohnehin geschwächte Gesundheit zu untergraben. Am Morgen des 22. Januar 1824 trat er in das Empfangszimmer und sagte lächelnd zu den versammelten

Freunden: „Ihr klagtet neulich, daß ich nicht mehr dichte, heute ist mein Geburtstag und ich habe eben Etwas beendet, was besser ist als was ich gewöhnlich schreibe."

Zugleich reichte er ihnen jene berühmten Verse: „An meinem sechsunddreißigsten Geburtstag," die, wie Alles, was er gedichtet hat, mit der Persönlichkeit des Dichters auf's Innigste verwoben sind.

„Bedauerst deine Jugend du, wozu dann leben?
Hier winkt ein ehrenvoller Tod,
Drum säume nicht, dich hinzugeben,
Für besserer Tage Morgenroth."

Vielleicht giebt es kein Erzeugniß der Dichtkunst, dem die Umstände und Gefühle, unter denen es geschrieben, ein so ergreifendes Interesse leihen. Der sechsunddreißigste war Byron's letzter Geburtstag, es war sein Schwanenlied. Auf einem Spazierritt, den er am 7. April 1824 mit dem Grafen Gamba unternahm, wurde er, drei Meilen von der Stadt, durch eines jener wolkenbruchähnlichen Gewitter überrascht, wie sie zu dieser Jahreszeit in Griechenland häufig sind. Als sie gründlich durchnäßt und athemlos die Thore von Mesolonghi erreichten, weigerte sich Byron vom Pferde zu steigen und zu Fuß nach Haus zu gehen. Trotz Gamba's Abmahnung setzte er sich, erhitzt, wie er war, in ein Boot und ließ sich durch die Lagunen nach seiner Wohnung fahren. Hier wurde er zwei Stunden darauf von heftigen Fieberschauern ergriffen. Er sträubte sich noch einige Tage lang eigensinnig gegen den Aderlaß, den sein Arzt Bruno anordnete, und gab erst nach, als man damit drohte, daß Irrsinn eintreten könne, den er vor Allem fürchtete. Nun aber kam die Operation zu spät. Das Fieber ward heftiger als zuvor, es stellten sich Symptome von Gehirnentzündung ein, am 17. April war man in Mesolonghi schon auf das Schlimmste gefaßt.

Am Nachmittag des 18. verlor er die Besinnung; nur unzusammenhängende Aeußerungen kamen über seine Lippen, er sprach von seinen theuersten Angehörigen und von Griechenland.

„Griechenland," rief er, „dir habe ich gegeben, was ein Mensch zu geben im Stande ist: meine Mittel, meine Zeit, meine Gesundheit und nun auch mein Leben. Möge es dir gedeihen!"

Gegen 6 Uhr Abends sagte er zu dem treuen Diener, der weinend seine Hände hielt: „Jetzt will ich schlafen gehen," wandte sich um und versank in tiefen Schlummer. Noch einmal am Abend des 19. öffnete er die Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Es war sein letztes Lebenszeichen; das Herz, das so warm für alles Große und Schöne empfunden, schlug nicht mehr.

In Meſolonghi hatte man dem Ausgang der Krankheit mit lebhafter Spannung entgegen geſehen; am 18. April, dem Oſterſonntag, erſtarb der heilbringende Gruß: „Chriſtus iſt erſtanden" (*Χριστὸς ἀνέστη*) nur halb ausgeſprochen zwiſchen den Lippen jedes Griechen; ehe man ſich zur Wiederkehr des frohen Tages Glück wünſchte, fragte man ängſtlich: „Wie geht es Lord Byron?"

Beſtürzung und Trauer waren allgemein, als ſich die Todeskunde verbreitete; es bedurfte nicht erſt der officiellen Anordnungen von Seiten der Regierung, der 37 Trauerſchüſſe, der Schließung der Läden, der Geſchäftsruhe, um das Gefühl des Schmerzes in jeder Bruſt lebendig zu erhalten.

Denn wohl durfte man trauern um den 37jährigen Dahingeſchiedenen. Nicht um die Jahre, die er gelebt, ſondern um die reiche Zukunft, die vor ihm lag, wenn er fortfuhr, wie er in Meſolonghi begonnen. Sank er doch mitten in der Blüthe der Kraft dahin, als er im Begriff ſtand, die eigene dunkele Vergangenheit zu ſühnen. Aber das Gute, was ein unſterblicher Name ſchafft, endet nicht mit der Spanne menſchlichen Lebens. Die Trauer über den frühzeitigen Verluſt ſchwindet, wenn man bedenkt, daß es dem vielverworfenen und vielgefeierten Mann vergönnt war, auf würdige, zweckbewußte Art zu ſterben.

Beſchleicht uns doch der Tod bei der ernſthafteſten, wie bei der kleinſten Beſchäftigung, und es iſt ein feierlicher, erhebender Gedanke, daß er Byron in keinem leichten Moment überraſcht hat, ſondern, da er mit Bewußtſein Hab' und Leben für das höchſte Gut des Menſchen, für die Freiheit, hingab.

Nur gering ſchien der unmittelbare Erfolg, den er in Griechenland erlangte. Meſolonghi ſollte fallen und auf der Stätte, wo der Sänger ſtarb, der Halbmond noch einmal über dem Kreuz triumphiren. Doch Byron's Wirken und ſein Tod waren für die griechiſche Sache nicht verloren. Selbſt die ſtarre engliſche Selbſtſucht ſchmolz, da der Philhellenismus ein ſo edles Opfer gefordert hatte; über Byron's Bahre reichte der Brite dem Griechen hülfreich die Hand, und nur wenige Jahre verſtrichen, ſo entſchied der kühne Entſchluß eines britiſchen Seemanns den Tag von Navarin und die Befreiung Griechenlands.

Darum durfte Byron ſein Wirken wohl mit der Welle vergleichen, die ſich am Strande bricht und hinſtirbt, ehe die Fluth, die ſie herbeiführte, ihre volle Höhe erreicht.

„Und doch hab' ich gelebt und nicht vergebens.
Mag auch die Gluth aus Geiſt und Adern ſchwinden,

Zerbrech' in Qual die Form auch meines Lebens:
Etwas in mir trotzt selbst der Zeit, den Leiden
Und hält noch meinen Athem im Verscheiden,
Etwas das irdisch nicht, das sie nicht ahnen,
Wird gleich dem Nachhall längst verklungner Saiten
Den Geist besänftigend, den Weg sich bahnen
Und spät an Lieb' und Reu' versteinte Herzen mahnen."

Die stolze Prophezeihung sollte in Erfüllung gehen.

An dem Dichter des Childe Harold, jenes ruhelosen Wanderers, „der vor der eigenen dunklen Seele flieht," sollte die Lösung des großen irdischen Räthsels selbst vollzogen, es sollte ihm offenbar werden, daß einem Jeden hienieden Erlösung beschieden ist, wenn er nur strebend sich bemüht, und daß das wahre Glück des Lebens in dem Augenblick eintritt, wo sich das individuelle Streben zum Allgemeinen erweitert.

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

So konnte auch Byron, dieser Faust der modernen Gesellschaft, sagen, da er, fern von der Heimath, an der öden Küste Mesolonghi's, für die Freiheit einer mit ihren Unterdrückern ringenden Nation in's Grab sank.

Die Träume, die ihn einst umfingen, als er, einsam auf Felsen sitzend, dem Wellenschlag dieses blauen Meeres lauschte, waren nun glanzvolle Klarheit geworden. Er hatte nun begriffen, wie der Augenblick Werth und wie der flüchtige Wechsel unseres Daseins durch Wirken für Andere Dauer erhält. Was in der Kunst ungeklärter Gegensatz geblieben war, alte und neue Zeit, sie fanden hier im Leben Versöhnung. Denn Byron hatte gezeigt, daß das Beste aller Zeiten in seinem Busen lebe, und Selbstlosigkeit ward die Brücke, welche den modernen Weltschmerz und die antike Weltanschauung vereint.

K. Mendelssohn-Bartholdy.

Notiz.

Die große Politik hat alle anderen Fragen längere Zeit so in den Hintergrund gedrängt, daß auch in diesen Blättern manches Beachtenswerthe, von dem wir sonst gerne Notiz genommen hätten, unbesprochen blieb. Möge es uns erlaubt sein, wenigstens auf eine kleine Schrift aus den letzten Monaten zurückzukommen, die eine allgemeinere Beachtung wohl verdient. Wir meinen die Arbeit von Dr. Schwabe, dem Direktor des statistischen Büreaus für die Stadt Berlin, über die Förderung der Kunstindustrie in England und den Stand dieser Frage in Deutschland.

Die geistige und sittliche Bildung und Hebung der arbeitenden Klassen ist eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Aufgabe unserer Zeit. Die politische und sociale Erhaltung des Mittelstandes, die Lohnhöhe, unsere ganze sociale Zukunft hängt damit zusammen. Die künstlerische Bildung des Arbeiterstandes ist in dieser ganzen Bewegung wieder eines der wichtigsten Momente, nicht blos wegen der allgemeinen Rückwirkung der künstlerischen auf die Gesammtbildung und Hebung der arbeitenden Klassen, sondern speciell auch weil nirgends mehr als im Kunstgewerbe sich der mittlere und kleine Betrieb gegenüber der Massenfabrikation erhält, und weil es für die Erhaltung der kleineren Geschäfte kein wichtigeres Mittel giebt, als höhere technische und künstlerische Ausbildung. Von diesem Standpunkte aus sind die Studien Schwabe's sehr dankenswerth; sein Hauptaugenmerk richtet er auf England, das noch immer als Musterland wirthschaftlicher Entwickelung uns vorgehalten zu werden verdient. Er beschreibt das Kensington-Museum, das von Prinz Albert angeregt im Jahre 1852 gestiftet wurde und als staatliches Centralinstitut für Wissenschaft und industrielle Kunst seitdem Außerordentliches geleistet hat. Ebenso lehrreich ist aber die praktische ächt englische Art der Ausführung des Kunst- und Zeichenunterrichts d. h. specieller die Art, wie dieser Unterricht lokal verbreitet wurde durch das sachgemäße Zusammenwirken des Staats, des Centralinstituts, der Gemeinden und selbständiger Vereine. Von diesem Standpunkt aus ist das Buch zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag für die Lehre gesunder Wirthschaftspolizei, indem es an dem Beispiel des Kunstunterrichts die richtige Vermittlung von Staatshülfe und Selbsthülfe zeigt.

Nach einem Blicke auf die deutschen Bestrebungen im Gebiete der Kunstindustrie, die Schwabe übrigens wohl etwas unterschätzt, wenigstens in Bezug auf Süddeutschland wo die Leistungen sehr bedeutende sind, kommt der Verfasser auf die praktische Spitze seiner Arbeit, auf die Einrichtungen, die in Preu-

ßen und ſpeciell in Berlin zu treffen wären, und er hat gewiß Recht, wenn er zunächſt die Errichtung eines Centralinſtituts für die induſtrielle Kunſt in Berlin in Vorſchlag bringt.

Das Buch iſt Ihrer königl. Hoheit der Kronprinzeſſin gewidmet, welche daſſelbe auch veranlaßt zu haben ſcheint. Wünſchen wir, daß die hohe Frau auch künftig durch Ihr Intereſſe dieſe Sache unterſtütze, wie denn Ihr Einfluß gewiß ſtets ein ſegensreicher iſt, wenn er uns engliſche Ideen, engliſche Inſtitutionen bringt. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Ueber Gotth. Ephr. Lessing.

I.

Bei dem Klang der ersten Verse von Tasso und Iphigenie, bei dem Beginn des Wilhelm Meister ist uns, als träten wir durch ein prachtvolles Thor, hinter welchem wir von der Gegenwart und von ihren Kämpfen ganz abgeschlossen sind, und nunmehr eine derselben heterogene Welt sich aufthut, in der Kräfte unserer Seele in's Spiel gesetzt werden, welche sonst zu ruhen pflegen.

Lessing dagegen ist unseres Geschlechts. Wo Er den Faden von Ernst und Falk fallen ließ, oder vielmehr wo die Hand des Todes ihn abriß, inmitten der Untersuchung über die Einschränkungen unseres Wesens welche in der Natur aller gesellschaftlichen Verbindung der staatlichen wie der religiösen gegründet sind, und über die anderen welche in der wechselnden inneren Verfassung dieser Verbindungen beruhen, inmitten der anderen mit dieser verknüpften Untersuchung über den Zusammenhang der besonderen Gestaltungen staatlicher und religiöser Verbindungen mit den besonderen geographisch-historischen Bedingungen unter welchen sie sich bilden: da glauben wir diesen Faden wieder aufnehmen zu können. Ja uns dünkt, daß ein Mann seiner Art unter uns sich besser, weit besser befunden hätte, als in der engbrüstigen Epoche, in welcher er aufwuchs, eingeklemmt zwischen Klopstock's, Gellert's, Kramer's religiöse Empfindsamkeiten und die pedantischen Nachahmungen der großen Formen Corneille's welche unseren kleinbürgerlichen Dichtern schlecht auf den Leib paßten, eingeklemmt zwischen Gelehrtenhochmuth und Predigerhochmuth.

Und wer kann ein paar Seiten dieses schneidigen, nüchternen, männlichen Menschen lesen, ohne zu fühlen daß er so, ganz wie er war, unter uns leben, schreiben, handeln könnte, ja daß wir ihn brauchen? Was könnte uns heute ein Mann sein, welcher der ungeheuren Veränderung in unserer Anschauung vom Menschen und seiner gesellschaftlichen Natur und der hierdurch bedingten Umgestaltung unseres sittlichen Ideals einen so gewaltigen und direkten Ausdruck verliehe, als er seiner Zeit im Nathan und der Antigötze that, zum ersten Male wieder in Deutschland seit den

großen Jugendſchriften Luther's. Aber ehe ein ſolcher erſcheint — und ſicher, dieſe gährenden intellektuellen und moraliſchen Zuſtände werden ihn hervorbringen, gleichwie ſie ſeiner bedürfen: ſoll jeder Buchſtabe Leſſing's uns heilig ſein. Wir durchmuſtern was er zurückließ nicht mit dem neugierigen Auge des Forſchers, ſondern mit dem ängſtlichen Eifer eines Sohnes, welcher in der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters nach einem Geheimniß forſcht, das für ihn beſtimmt war, das nur der Vater in des Sohnes Abweſenheit Niemandem anvertraute, anvertrauen durfte. Wenn ſein Studium des Lebens, des vergangenen in Büchern, des gegenwärtigen unter Menſchen ihn auf Reſultate führte, die er damals nicht ausſprechen durfte: uns würde er ſie nicht vorenthalten haben; wir ſind die Erben ſeines Geheimniſſes.

Wenn dies ſo war, — wenn er wirklich ſeinen Zeitgenoſſen etwas vorenthielt, für immer oder auch daß der Tod ihm den Mund ſchloß, bevor er den Moment für gekommen erachtete, es auszuſprechen! — Dieſe Frage giebt der Durchmuſterung deſſen was er zurückließ einen Reiz, dem von Fragmenten eines verlorenen Ganzen vergleichbar. Wir ſind auf Ergänzung angewieſen.

Und in der That ſind gewichtige Gründe vorhanden, zu glauben daß er ſeine letzten, höchſten Lebensreſultate theils gar nicht, theils in halb verhüllenden Formen ſeinen Zeitgenoſſen vorlegte. Dieſen theologiſch eingeſchränkten, gedrückten Zeitgenoſſen gegenüber fühlte er ſich als ein Pädagog. Schiller und Göthe hatten dieſe Stellung nicht mehr. Ihm war ſie natürlich, denn er war der erſte Deutſche, welcher, von aller Tradition, aller Neigung wie aller Abneigung ihr gegenüber völlig befreit, ſich unmittelbar dem Leben gegenüber eine ſelbſtändige und poſitive Lebensanſicht bildete. Dies kann man ſelbſt von dem in ſeiner Weltanſicht ſo unvergleichlich originaleren Leibnitz noch nicht ſagen. Als Leſſing hierzu in ſeiner letzten Epoche fortſchritt, fühlt man förmlich es um ihn einſamer und einſamer werden; für dieſe Entdeckungsreiſe hatte er keinen Genoſſen wie einſt für ſeine äſthetiſchen Streifzüge, konnte er keinen haben. Wie er ſo ganz allein da ſtand, und nun den Kampf mit all' den Richtungen aufnahm, welche von der theologiſchen Tradition freundlich oder feindlich, für ihn gleichviel! ausgingen: mußte er dieſe iſolirte Stellung verdecken, vorübergehend ſich Bundesgenoſſen ſchaffen, langſam die Zeitgenoſſen zu ſich erheben. Dies war ſeine Stellung, und mit ihr erklärt ſich die Möglichkeit, daß weder was vorliegt ganz ſo ſeine Meinung iſt, noch in dieſem Vorliegenden die letzten Reſultate ſeines Lebens niedergelegt ſind.

So viel nahes, leidenſchaftliches Intereſſe unſererſeits, ſo viel Räth-

ſelhaftigkeit ſeinerſeits haftet an Leſſing's wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Giebt es überhaupt in der neueren Literaturgeſchichte Deutſchlands einen Stoff, welcher auf ſtrenge methodiſche Unterſuchung Anſpruch hat, ſo iſt es dieſer. Demgemäß liegt denn auch eine umfangreiche Literatur über dieſen Gegenſtand vor.

Als Leſſing ſo plötzlich, inmitten einer ſchöpferiſchen Thätigkeit von überſtrömendem Reichthum weggeriſſen ward, faßte zunächſt ſein älteſter, intimſter Freund, der vortreffliche Moſes Mendelsſohn, die Abſicht über ihn zu ſchreiben. Der Plan dieſer Schrift iſt uns in dem Leben Leſſing's von ſeinem Bruder erhalten. Nur ein der menſchlichen Natur Unkundiger wird gegenüber zwei Männern, welche ihre erſten literariſchen Feldzüge nebeneinander machten, welche die erſten unreifen Formen ihrer Theorien austauſchten, eine geſchichtliche Würdigung des einen, welcher dann mächtig voranſtrebte, durch den welcher zurückblieb, wo ihn der gewaltige Freund gelaſſen hatte, erwarten. Was aber ein ſolcher Genoſſe, und er allein ganz geben kann, iſt ein Detail von Einſicht in die intellektuelle und moraliſche Natur eines Genius bis hinab in die intellektuellen Manieren und moraliſchen Eigenheiten. Einige Grundzüge dieſer Art verdanken wir der Skizze Mendelsſohn's. So hebt er ſehr ſchön die bemerkenswerthe Sorgloſigkeit hervor, mit welcher dieſe reiche lebhaft voranſtrebende Natur Reſultate im Geſpräch hin warf. „Ein Exempel — ſagt hierbei Mendelsſohn — ſeine Gedanken vom Lachen und Weinen. Ich hatte die Abſicht nicht, zu plündern, ſondern war vielmehr einem unordentlichen Hauswirth zu vergleichen, der Sachen in Verwahrung nimmt, ohne Buch zu führen." So weit geht Leſſing, in Briefen an Mendelsſohn dieſe Theorie „meine oder vielmehr Ihre Theorie" zu nennen (12, 95). Wie ſorglos dann Nicolai Leſſing plünderte, iſt nicht zu ſagen. Aber wie wenig dieſer Art tritt in der Skizze hervor, und was noch merkwürdiger iſt, wie arm ſind die Ausführungen, welche in dem Capitel der Morgenſtunden über Leſſing und in der Schrift an die Freunde Leſſing's gegeben ſind. Man war mit Recht gründlich enttäuſcht. Nur das Verhältniß zwiſchen Leſſing und Mendelsſohn ſchließt ſich hier voll auf, in einer Weiſe welche dem letzteren die höchſte Ehre macht. Die ſich unterordnende Verehrung des Gleichaltrigen, Mitforſchenden hat etwas Rührendes. Er will nichts ſein als ein „Jünger des Propheten." So reizbar, bis zur Eiferſucht iſt dieſe Verehrung, dieſe Liebe, daß hieraus allein ſich erklärt, wie ihn ſchmerzte daß Leſſing Gedanken hegte die er ihm vorenthielt.

Aus dieſem ſelben älteren Berliner Kreis trat nun Leſſing's Bruder hervor, Karl Leſſing. 1793 — 1795, alſo ein Dutzend Jahre nach Leſſing's Tode, publicirte er in drei Bänden den literariſchen Nachlaß und

das Leben des Bruders. Das alles wimmelt von Unwiſſenheiten der gröbſten Art. Jede Seite darin würde Gotthold Ephraim zur Verzweiflung gebracht haben. Wenn die Xenien damals den Vers brachten:

Edler Schatten, du zürnſt? ja über den liebloſen Bruder,
Der mein modernd Gebein läſſet in Frieden nicht ruhn.

ſo würde Leſſing's Zorn, nach ſeiner Art zu denken, wohl kaum die Veröffentlichung irgend eines Blattes von ſeiner Hand betroffen haben — wer möchte Eines miſſen? — wohl aber das was ſein leichtfertiger Bruder über dieſe Blätter und über ihn ſchrieb. Indeſſen finden ſich gerade hier unter dem unnützeſten Berliner Raiſonnement einige werthvolle Notizen, die noch heute nicht ausgebeutet ſind.

Inzwiſchen trat dem alten Berlin, welchem Leſſing's Freunde angehört hatten, eine neue literariſche und wiſſenſchaftliche Schule gegenüber, und ſie mußte ſich der Autorität Leſſing's bemächtigen. Eben damals als das Leben Leſſing's von ſeinem Bruder erſchien, befand ſich Friedrich Schlegel in Berlin und ſeine jugendliche Keckheit fand höchſt natürlich, neben ſeinem Bruder auf dem kritiſchen Richterſtuhl Leſſing's ſich niederzulaſſen, der ſeit deſſen Tode frei war. Er erhob den erſten geiſtvollen Widerſpruch gegen die Auffaſſung Leſſing's, wie ſie die alte Berliner Schule nunmehr wiederholt, trotz Jacobi's Proteſt, dem Publikum aufgedrängt hatte. 1797, jener Biographie auf dem Fuße folgend, erſchien das Fragment über Leſſing von Friedrich Schlegel, welches dann in dem kritiſchen Muſterwerk beider Brüder, den Charakteriſtiken und Kritiken, wiederabgedruckt und mit einer ſeltſamen Ergänzung verſehen ward. 1804 ließ dann Friedrich Schlegel drei Bände „Leſſing's Gedanken und Meinungen" drucken welche eine ſchlecht maskirte Buchhändlerſpeculation ſind, trotzdem aber das Beſte enthalten was bis dahin über Leſſing geſagt worden iſt. Gegenüber der herrſchenden Anſicht, welche in Leſſing einen Mendelsſohn verwandten Gelegenheitsdenker ſah, fand er mit Recht in ihm einen Pädagogen zu dem ſyſtematiſchen Denken hin. Er fand, wir hätten keine deutſchen Schriften, welche beſſer geeignet ſeien dieſen Geiſt des Selbſtdenkens zu erregen und zu bilden als die Leſſing'ſchen. Und nun liegt die Bedeutung ſeiner Unterſuchung in dem Verſuch, dieſe erregende Kraft der Schriften Leſſing's in ihrer inneren Form aufzuzeigen. Ueber dieſe innere Form hatte Friedrich Schlegel damals viel gedacht: denn ſchon fünf Jahre lang hatten ihn platoniſche Unterſuchungen beſchäftigt.

Eine methodiſche hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung war in ſolchen Arbeiten noch gar nicht begonnen. Es iſt Danzel's Verdienſt, für das wiſſenſchaftliche Studium Leſſing's und ſeiner Zeit im erſten Band ſeiner Biographie Leſſing's (1850) die Grundlage gelegt zu haben. Dieſer Band

reicht leider nur bis 1764, aber er ist das bis heute unerreichte Muster literar-historischer Untersuchung eines intellektuellen Phänomens der modernen Zeit. Was würde der edle Danzel, welcher einige dreißig Jahre alt hinwegstarb, für Literaturgeschichte geworden sein! In Guhrauer's Fortsetzung (1853. 54) treten die Reste der Danzel'schen Studien — wie über den Laocoon, über die Philosophie Lessing's — bedeutsam hervor; Guhrauer selber, dem Kenner von Leibnitz, dem umfassenden Bücherkenner, fehlten dennoch die geistige Selbständigkeit und Klarheit Danzel's.

Lebhafte Discussionen, welche dieser umfassenden Biographie, die eine Zierde unserer Literaturgeschichte bleibt, voraufgingen und folgten, zeigten, welche Richtung das Interesse an Lessing genommen hatte: sie galten allesammt dem Denker. Guhrauer hatte sie 1841 durch seine Schrift: „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert" eröffnet. Diese Schrift veranlaßte Heinrich Ritter, den Geschichtschreiber der Philosophie, einen lange gehegten Plan, über Lessing's Philosophie zu schreiben, zur Ausführung zu bringen; seine Schrift über Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze erschien 1847 in den Göttinger Studien und in selbständiger Ausgabe. Danzel's Stellung zu dieser Frage liegt in seiner Recension Ritter's in der neuen Jenaer Literaturzeitung (1848 No. 172—174) und in dem was Guhrauer aus dem fertig geschriebenen Capitel über Lessing's Philosophie mittheilt, vor. Aus der Literatur, welche der Biographie folgte, tritt nur Eine methodische Untersuchung hervor: Hebler's Lessingstudien (1862), das Beste was außer dem ersten Bande Danzel's bisher überhaupt über Lessing geschrieben ist. Die meisterhafte Charakteristik von Gervinus natürlich nehme ich aus: sie hat einen Zweck der ihr gestattet, alle Detailuntersuchungen zu überspringen. Hebler's Schrift ist das einzige was ich für denjenigen, der die nun folgende Darstellung kritisch prüfen will, voraussetze. Was er mit der ihm eigenen ruhigen Gründlichkeit zur Evidenz gebracht hat, suche ich nicht zum zweiten Male zu beweisen. Solche Bücher dürfen nicht überflüssig werden. Ich wünsche für diesen Aufsatz nichts Besseres als das Verständniß Lessing's um eben einen solchen Schritt weitergefördert zu haben, als er gethan hat.

Denn es ist mir genau um dieselbe Frage zu thun, welche sich auch Hebler stellte. Unser Interesse haftet schließlich an dem Räthsel der höchsten Lebensresultate Lessing's. Aber der gerade Weg ist nicht immer der kürzeste zu einem Ziele hin. Wir müssen uns den ganzen Gang der wissenschaftlichen Forschungen Lessing's vergegenwärtigen, ja die Stellung welche sie in dem Zusammenhang seiner Wirksamkeit innerhalb der literarischen, dichterischen, intellektuellen Bewegung Deutschlands seit 1760 einnehmen.

Durch das Zeugniß der bedeutendſten Zeitgenoſſen, insbeſondere Göthe's, deſſen Aeußerungen geradezu bis heute den Kanon für die literar-hiſtoriſche Tragweite derjenigen Erſcheinungen bilden, die in ſeinen Geſichtskreis fielen, iſt es erhärtet, daß auf den ſtarken Schultern Leſſing's die Umgeſtaltung unſerer Literatur ruhte. Was in der vielzerſplitterten, raſtloſen, alle Intereſſen der Zeit umfaſſenden Thätigkeit des Mannes gab ihm dieſe Stellung?

Als er um die Mitte des Jahrhunderts die literariſchen Verhältniſſe um ſich zu beobachten begann, fand er im Vordergrund des geiſtigen Intereſſes die theologiſchen Kämpfe und die literariſchen Streitigkeiten zwiſchen Bodmer, Gotſcheb, Klopſtock, den lyriſchen Dichtern. Die den Gang unſerer Literatur beherrſchende Thatſache iſt, daß die Reformation in Deutſchland mit einer Energie des religiöſen Bewußtſeins aufgetreten war, wie in keinem anderen Lande; hieraus entſprang eine ganz einzige Herrſchaft des theologiſchen Intereſſes, und ſie ward auf lange hinaus erhalten durch die Abweſenheit all der anderen Motive, welche in England und Frankreich Elemente und Intereſſen der Aufklärung mitbeſtimmten. Hierdurch iſt der Charakter alles deſſen was naturwüchſig bei uns entſtand, beſtimmt, von den dogmatiſchen Compendien und dem Kirchenlied ab bis auf Haller's religiöſes Lehrgedicht und die Meſſiade Klopſtocks. Das größte literariſche Ereigniß um die Mitte des Jahrhunderts, die Meſſiade, charakteriſirt am beſten die klägliche Unreife dieſes deutſchen Denkens und Empfindens: ein Gymnaſiaſt faßte einen Plan und begann ein Gedicht, in welchem tüchtige und ernſthafte Männer den Ausdruck ihrer Welt- und Menſchenbetrachtung fanden. Wer wird die Thatſache der ungemeinen lyriſchen Energie Klopſtock's beſtreiten oder die Bedeutung derſelben herabſetzen wollen? Nur iſt die andere nicht minder bedeutſam, daß Niemand beinahe in der Anſchauungsweiſe und dem Gehalt des Gedichtes die unreife Jugendlichkeit unangenehm empfand, Niemand beinahe — als ein Jüngling der zugleich ſo entſchieden für Klopſtock's lyriſche Genialität eintrat — Leſſing. Dennoch war dieſe Grundrichtung unſerer Literatur, wie ſie in Klopſtock culminirte, in ihrem Recht gegenüber den gelehrten Experimenten der Leipziger Schule. Was ſollte unſerem von dem Weltleben und ſeinen großen bewegenden Affekten abgeſperrten Volke jene Kunſt der Renaiſſance, welche in Italien und Frankreich ihre feſten Züge erhalten hatte, eine Kunſt des Styls, der großen, feſtgegliederten, ſich geſetzmäßig entwickelnden Formen, was ſollten uns die Helden dieſer großen tragiſchen Kunſt, Römer, griechiſche Heroen, tragiſche Schickſale der Könige! Was unter Thränen an der Meſſiade ergriff, mit ruhigeren Empfindungen an Kleiſt's Frühling oder Hagedorn's zärtlichen Liedern, das war doch we-

nigſtens natürliche Poeſie: denn das war — wohl oder übel — unſere Natur.

In dieſe Zuſtände und ihre pedantiſche Abwickelung warf Leſſing eine ganz andere Geiſtesform hinein: er iſt das einzige norddeutſche Genie das in die Poeſie mit norddeutſcher Art zu empfinden mächtig eingriff, bis auf Heinrich von Kleiſt, welcher hierin recht eigentlich ſein Nachfolger iſt. Ein Naturell in welchem von dem erſten Hervortreten ab ein heller, ſcharfer Wille dominirt, der klar und heiter die Bewegungen der Welt um ſich auffaßt und ſich in ihr lebendigſtes Treiben einzumiſchen unwiderſtehlichen Trieb fühlt, dem Alles zur Handlung, zum Kampf, zum Tummelplatz lebhafter Bewegung wird, welches demgemäß von Anfang an in einem Styl erſcheint der einen bewegten, hellen, ſtreitenden Willen der Erkenntniß in den einzelnen Akten ſeiner Handlung zeigt, welches mit derſelben Naturnothwendigkeit von Anfang an ſich der Bühne wahlverwandt fühlt, dieſem idealen Spiegel des beweglichſten Lebens, zu allererſt daher der komiſchen Bühne, der Welt von Plautus, Terenz, Molière — dies Naturell iſt was Leſſing als ſeine ſeltene, glückliche, in unſerer beſchaulichen Nation und in der beſchaulichſten Epoche dieſer Nation beinahe unerhörte Mitgift in die Literatur wirft.

Es iſt der erbaulichſte Anblick, inmitten der damaligen deutſchen Literatur dieſe Natur ſich bewegen zu ſehen. Schon die nächſten norddeutſchen Kreiſe, in denen der Jüngling ſich findet, die Gleim und Ramler und die anderen Lyriker ſind ihm doch völlig heterogen. Er iſt unter ihnen wie unter einer Singvogelbrut ein junger Raubvogel, der weil es im Neſte ſo der Brauch iſt, ſeine Stimme zu kleinen Liedern übt, ſich aber dabei wenig behaglich fühlt und zuweilen die ſonderbarſten Gelüſte verſpürt, auf den einen oder anderen Sänger zuzufahren. Noch ſchärfer tritt die totale Verſchiedenheit ſeiner Natur hervor, wenn man ihn im Ganzen der damaligen Bewegung anſieht. So wunderbar fertig und geſchloſſen in ſich von vorn herein die geiſtige Form dieſer genialen Natur erſcheint, ſo taſtend, ſo experimentirend iſt das Verhältniß derſelben zu der Welt, auf welche ſie wirken ſoll. Denn ſeine knappe ſchneidige Weiſe hatte wenig Verſtändniß für die entliehene Grandezza Gotſched's, aber nicht viel mehr für Klopſtock's religiöſe Empfindſamkeit. Wenn Klopſtock mit ſeraphiſcher Inbrunſt bittet: „ach gieb ſie mir, Dir leicht zu geben, Gieb ſie dem bebenden bangen Herzen," ſo bemerkt der Jüngling kurz dazu: „was für eine Verwegenheit ſo ernſtlich um eine Frau zu bitten." Es waren Realismus, Geſundheit, Charakter, welche der Empfindungsweiſe und den Zuſtänden, wie ſie von Holſtein bis in die Schweiz beſtanden, keck gegenübertraten, aber in dieſer Stellung zunächſt iſolirt erſchienen.

Mit Spannung fragt man ſich, was eine ſolche Natur mit ihrem mächtigen Bedürfniß der Aktion inmitten dieſer Partheien thun wird, ja man fragt wie ihr inmitten der damaligen deutſchen Verhältniſſe Selbſterhaltung möglich ſein wird. Denn welche iſt, inmitten dieſer Verhältniſſe, Leſſing's Stellung?

Wenn man den Schriftſteller vom wiſſenſchaftlichen Forſcher als ſolchem unterſcheidet, ſo iſt ſein Charakterzug daß es ihm nicht ausſchließlich um den Fortſchritt der Wiſſenſchaften zu thun iſt, ſondern zugleich um Wirkung auf die Nation. Und zugleich erhält hiermit für den Schriftſteller der Styl eine hervorragende Bedeutung. Leſſing war vermöge der Form ſeines Geiſtes und vermöge ſeines Naturells ein geborener Schriftſteller, wie er ein geborener Dramatiker war. Ihm war von vorn herein natürlich die Wiſſenſchaft in Handlung zu ſetzen, ſeinen Ideen dramatiſche Wirkung zu geben. Er war ein ſo ſorgſamer Styliſt, daß ſich ſelbſt von den Briefen an ſeine Familie Concepte in ſeinem Nachlaß gefunden haben. Er war der erſte deutſche Schriftſteller in wahrem, vollem Sinn. Und unter der Macht dieſes Inſtinktes ergriff er, neunzehn Jahr alt, ohne Geld, ohne Verbindungen, dieſen Beruf ſeines Lebens.

Welchen Muth, welchen Charakter die Aufgabe erforderte, davon haben wir einen Maßſtab an ſeinen Zeitgenoſſen. Die ſtarke Bewegung hatte eine ganze Reihe junger Männer, zum erſten Mal in Deutſchland, literariſchen Beſchäftigungen in die Arme geworfen; aber wir ſehen ſie alle, wie Weiße, Engel, Moritz, Duſch, um die Mitte ihres Lebens, ſich in feſte Lebensſtellungen, zumeiſt an Lehranſtalten, retten. Die übrigen, zumal die lyriſchen Dichter, waren von vorn herein behagliche Exiſtenzen, welche in Lebensſtellungen, die ihrem inneren Beruf ganz heterogen waren, ihren Lieblingsneigungen gelegentlich nachgingen, oder ſie bezogen Hofpenſionen. Leſſing allein fügte ſich keiner Stellung, welche ihn daran hindern konnte, ſeinem inneren Beruf vollauf zu leben.

Dieſer ſein Charakter und die Natur der geſellſchaftlichen Elemente, auf welche er ſich als Schriftſteller ſtützen konnte, ſind die zureichenden Erklärungsgründe für die Unruhe, und den ergreifenden Mangel an Glück in dieſem großen Daſein. Auch er war von der Natur mit jener Heiterkeit, jenem „Himmel im Verſtande" ausgeſtattet, welche der unmittelbare Ausdruck einer jeden bedeutenden intellektuellen Kraft ſind. Aber die Art wie Alles brach, worauf er ſich ſtützen wollte, formirte ſeinen Charakter. Dieſe Hinfälligkeit war nicht ſein beſonderes Unglück: ſie war in der Sache ſelber begründet. Denn worauf konnte, durfte er ſich denn ſtützen?

Betrachten wir die geſellſchaftlichen Elemente, welche damals etwa

einen Schriftsteller in Deutschland tragen konnten, zu einer Zeit in welcher Voltaire eine fürstliche Stellung sich errungen hatte. Die althergebrachten Stätten deutscher Bildung waren die Universitäten und die Höfe. Die Universitäten vertraten die Gelehrtenüberlieferung, von welcher unsere Schriftsteller sich eben befreien wollten; daher haben Herder wie Lessing Universitätsprofessuren ausgeschlagen. Die Beziehung von Gelehrten und Dichtern zu Höfen, ohne die Basis einer Wirksamkeit in der Verwaltung, ist immer für dieselben schädlich gewesen, im besten Fall ein nothwendiges Uebel und für Lessing war sie ganz unmöglich, wie seine gelegentlichen Berührungen mit dem Braunschweigschen Hofe beweisen. Die socialen Elemente welche einem Schriftsteller als Stützpunkte übrig blieben, der sich von Universitäten und Höfen abwandte, waren noch unfertig.

Zunächst tritt die Existenz einer heranwachsenden Großstadt hervor. Berlin zählte etwa hunderttausend Einwohner und — was wichtiger war — der siebenjährige Krieg hatte dort einen öffentlichen Geist gebildet, der in freier Discussion politische und religiöse Fragen zu erörtern unternahm; damit trat zugleich eine bemerkenswerthe Neigung für Lektüre discutirender ernsthafter Schriften hervor. Die späteren Regierungsjahre Friedrich's erdrückten diesen sich kaum regenden Geist, soweit er nicht sich an der religiösen Discussion genügte. Ohne daß er eine regelmäßige Beschränkung politischer, finanzieller, nationalökonomischer Schriften hätte eintreten lassen: lag doch sein System schwer auf der Stadt und Niemand wagte offen zu schreiben, da der einsame Löwe in Sanssouci unberechenbar war in seinen Griffen. Lessing hat das mit einer durch persönliches Geschick überreizten Schärfe ausgesprochen. „Sagen Sie nur ja nichts — schreibt er Nicolai — von Ihrer Berlinischen Freiheit zu reden und zu denken. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben als Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt in Frankreich und England geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist." Ja Lessing konnte noch zwischen Berlin und Wien schwanken, literarisch dieselbe Erscheinung die wir politisch 1848 erlebten: so schwer erwuchs auch in den ersten Köpfen unserer Nation die Einsicht in die Bedingungen des öffentlichen Geistes und die Wirkung auf die Menschen. Trotzdem war der Gedanke an Wien auch unter Kaiser Joseph nur eine ganz flüchtige Illusion. Dagegen trug ihn der Geist von Ber-

lin und Preußen, mehr als er ſich ſelber bewußt war. Dem Idyll kleiner Höfe und der pedantiſchen Luft der Univerſitäten gegenüber ſtanden hier die Stimmungen, Intereſſen einer großen Stadt, der nüchterne Geiſt der Discuſſion und der Analyſe welcher einer ſolchen eigen iſt.

Demgemäß blieb von jenem Moment ab in welchem der theologiſche Student Univerſität, Studien, ſeine ganze vorgeſehene Zukunft verließ um in Berlin als Schriftſteller zu leben, bis zur vollen Reife ſeines Lebens welche die Literaturbriefe bezeichnen, Berlin der Haltpunkt ſeiner Exiſtenz. Dieſe Stadt bedingte den Verlauf ſeiner Bildungsjahre. Der Muth iſt bewundernswürdig mit dem er damals ganz auf eigne Hand, ohne alle Mittel, mit Schulden belaſtet, neunzehn Jahre alt nach Berlin ging; aber es war natürlich daß dieſer Entſchluß ihn auf eine Reihe von Jahren in unruhigen haſtigen Broderwerb warf; er fand eine Exiſtenz in der Tageskritik und gab für die Berliner Weiſe derſelben eigentlich zuerſt den Ton an. Mangel und ein immer wieder, in verſchiedenen Lebensepochen, ihn übermächtig inmitten ſeines haſtigen Schriftſtellerlebens ergreifendes Bedürfniß einſamer Arbeiten trieben ihn nur auf einige Zeit nach Wittenberg, wo er ſich zu ſeiner Rettung des Horaz ſammelte, und in dem Vademecum für Samuel Gottlob Lange jenen erſten Raubvogelgriff that, welcher das Entſetzen aller höflichen Leute hervorrief. Wie er dann 1752, dreiundzwanzig Jahre alt, nach Berlin zurückkehrte, trat er hier mit Moſes Mendelsſohn und Nicolai zuſammen, denen er im Montagsclub begegnete, und nun ward die ſogenannte Berliner Schule begründet. Danzel hat unwiderſprechlich nachgewieſen, daß Leſſing in dieſem Verhältniß von Anfang an der beſtimmende und leitende war. Aber immer noch blieben ſeine Experimente ſich ein Verhältniß zum Publikum zu ſchaffen flüchtig, von der Noth und dem Intereſſe des Augenblicks eingegeben, ohne weitertragende Berechnung. Auf der Oſtermeſſe 1755 erſchienen von ihm fünf Bände verſchiedenſten Inhalts. Inzwiſchen faßte er eben damals einen Entſchluß, welcher die Baſis ſeiner Exiſtenz und ſeiner Thätigkeit völlig ändern zu wollen ſchien.

Leſſing's Naturell machte ihn zum geborenen Dramatiker wie zum geborenen Schriftſteller. Er hatte ſoeben in einer ſiebenwöchentlichen völligen Abgeſchloſſenheit in einem Gartenhauſe zu Potsdam Miß Sara Sampſon vollendet, ſein erſtes dichteriſches Werk von wahrhaft mächtiger Wirkung. Ramler ſchrieb von Frankfurt wo das Stück zuerſt gegeben ward: „die Zuſchauer haben 3½ Stunden zugehört, geſeſſen wie Statuen und geweint.“ Leſſing ſelbſt war zugegen und für den ſechsundzwanzigjährigen Jüngling war dies wohl eine Stunde freudigen Selbſtgefühls, in welcher dieſe Seite ſeines Lebensberufs ihm im hellſten Lichte erſchien.

Für das Verhältniß eines Dichters zum Publikum war bis in unser Jahrhundert das Theater der natürliche Schwerpunkt. So unreif die deutschen Theaterzustände waren, so unternahm Lessing sofort den Versuch, gleichzeitig damals mit Weiße, ob sie seine dichterische Zukunft zu tragen im Stande seien. So lasen denn seine Freunde, die getreue Berliner Schule, eines Morgens mit Erstaunen, daß er Berlin verlassen habe und sich in Leipzig bei der Koch'schen Bühne befand. In seinem Kopf bewegten sich die verschiedensten Pläne von Tragödien und Komödien, wie später in dem Göthe's zur Zeit als er den Clavigo schrieb. Aber leider ist damals wie später eine Gestaltung des deutschen Theaters nach ihrem Sinne mißglückt. Erst Schiller konnte, wenigstens zum größten Theil, seine Wirksamkeit und seine äußere Existenz auf das Theater stellen und dasselbe dauernd mit seinem Geiste erfüllen. Zunächst, bevor Lessing noch zur Entfaltung seiner Pläne kam, trieb der siebenjährige Krieg die Koch'sche Truppe auseinander. Während also diese Richtung seiner Thätigkeit unterbrochen ward, um erst eine Reihe von Jahren danach wieder aufgenommen zu werden, schloß er die Zeiten der Berliner Schule, der Wirksamkeit durch Zeitschriften, durch literarische Kritik, im Bunde mit dem öffentlichen Geiste der Stadt, nunmehr ab durch die Berliner Literaturbriefe.

Schon ein Jahr zuvor hatte Sulzer vorgeschlagen, Lessing möge seine Existenz auf eine Zeitschrift gründen. Das war wenig in Lessing's Sinn. Wohl aber gab der Krieg die Stimmung zu einer durchgreifenden und rücksichtslosen Aktion in der Literatur. Und so gründete Lessing für kurze Zeit die Literaturbriefe. Nicolai erzählt ausdrücklich: „der damalige Krieg spannte Alles mit Enthusiasmus an," als Erklärungsgrund für das energische zusammengefaßte Vorgehen der Schule in dieser Zeitschrift. Lessing war dreißig Jahre alt als er 1759 dieselbe begann. In ihr erscheint er nunmehr seiner Stellung völlig gewiß. Während all' seine früheren Schriften der Vergessenheit anheim gefallen sind, beginnt mit dieser die Reihe jener Werke welche ihn zu dem unsrigen machen. Wenn Macaulay ihn den ersten Kritiker Europa's nennt, so nahm er jetzt, mit diesem Werke, seine Stellung ein. Die Wirkung war tiefer-regend und revolutionär. Es ist der glänzende Abschluß seiner ersten Lebensepoche. Ziehen wir also das erste Resultat unserer Untersuchung.

Während die ganze damalige Literatur, Klopstock und seine Freunde mit eingeschlossen, sich an die altbestehenden, aber die Bewegung streng einschränkenden gesellschaftlichen Elemente, Höfe und Universitäten anlehnten, während auch die selbständigsten unter ihnen, wie Klopstock, Haller, nur besonders begabte Repräsentanten der seit dem Pietismus Deutschland

beherrſchenden religiöſen Empfindſamkeit waren, und demgemäß unfähig dem deutſchen Geiſte ſeine Richtung zu geben: hat Leſſing, vermöge der originalen Energie des norddeutſchen Elements in ihm, getragen von dem öffentlichen Geiſte einer beginnenden Großſtadt und eines in Kämpfen werdenden Staates, ein geſundes Lebensgefühl mit genialer Macht zum Ausdruck gebracht. Eine Analyſe dieſes Lebensgefühls wäre eben ſo ſchwer als überflüſſig; Leſſing's ſpätere Weltanſicht iſt die Entfaltung deſſelben. Die geſellſchaftlichen Bedingungen und die literariſchen Partheien zerſtreuen ſeine Exiſtenz und äußere Wirkſamkeit durch ihre Ungunſt, und ſtählen und ſammeln zugleich durch dieſelbe ſeinen Charakter. Und zwar iſt, ſo lange er in dieſer kritiſchen Zerſtreuung iſt, Berlin die natürliche Baſis dieſer Thätigkeit, Nicolai und Mendelsſohn ſind ſeine natürlichen Genoſſen; der Culminationspunkt dieſer Thätigkeit ſind die Literaturbriefe.

Der genialſte Kritiker Deutſchlands wußte am beſten, daß ſich kritiſche Thätigkeit nicht in Permanenz erklären darf. Als ſeine Berliner Freunde den Ertrag ſeines mächtigen Auftretens behaglich einzuſammeln begannen, zog er ſich ganz von ihren kritiſchen Tribunalen zurück, ohnehin war ihm ihre kritiſche Klugheit, Schreibluſt und Alleswiſſerei über den Kopf gewachſen, beſonders Nicolai's als eines geborenen Berliners. In einer mehrjährigen Zurückgezogenheit von aller Schriftſtellerei bereitet er die zuſammenhängenden und wahrhaft poſitiven Einwirkungen vor, vermöge deren er nunmehr die aufgeregten Lebensgeiſter zu leiten unternimmt. Die zweite Epoche dieſes großen Daſeins beginnt.

Schon Fichte hat in ſeiner Schrift gegen Nicolai bemerkt, daß dies die Bedeutung ſeines Breslauer Aufenthaltes iſt. „Daß Leſſing in ſeiner frühen Jugend ſich in einer unbeſtimmten literariſchen Thätigkeit herumgeworfen, daß Alles ihm recht war, was nur ſeinen Geiſt beſchäftigte und übte, und daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verſtändiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Beſtimmung und Befeſtigung ſeines Geiſtes ſcheint in ſeinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während deſſen dieſer Geiſt, ohne literariſche Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeſchäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, ſich auf ſich ſelbſt beſann und in ſich ſelbſt Wurzel ſchlug. Von da an wurde ein raſtloſes Hinſtreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menſchlichen Wiſſen an ihm ſichtbar." Dem entſprechend ſchreibt Leſſing am 5. Auguſt 1764 nach einer Fieberkrankheit: „Alle Veränderungen unſeres Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden, die ernſtliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden, ich ſchmeichle mir,

daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrasset habe."

Nicht ganz siebzehn Jahre noch sollte er leben. Wie kurze Zeit für das was nun geschah! Zwei Epochen in dieser folgenden Thätigkeit grenzen sich klar ab. Er begründete zuerst die Form unserer deutschen Poesie durch seine Dichtungen, wie durch seine ästhetische Theorie, welche bis Kant's Kritik der Urtheilskraft erschien, alle ästhetische, literarisch-kritische Betrachtung bestimmte und die Produktion selber in wichtigen Punkten leitete. Er ging dann dazu über, vermöge einer noch tiefer greifenden Einwirkung, den Gehalt unseres geistigen Lebens von der theologischen Bevormundung zu befreien, und ihm einen selbständigen Anstoß von der größten Tragweite zu geben, unter dessen Einwirkung wir noch heute stehen.

Die praktische Bedeutung seiner ästhetischen Theorien für die Thatsache unserer classischen Literatur war ungeheuer. Sie waren eine Technik der Poesie, im wahren Verstande des Aristoteles, aber nicht, wie die aristotelische, entworfen um zu begreifen und zu genießen was vergangen war, sondern um die Zukunft zu leiten. Indessen steht weder dem Schreiber dieses der Sinn nach ästhetischen Untersuchungen, noch erwartet er von seinen Lesern ein solches Interesse. Er beschränkt sich demgemäß auf eine kurze Darstellung des historischen Zusammenhangs, in welchem diese Untersuchungen stehen, da er leider weder auf eine der Literaturgeschichten noch auf Zimmermann's Geschichte der Aesthetik verweisen kann, wegen der vielen Irrthümer und Lücken in diesen Büchern (vergl. z. B. Zimmermann 201, Hettner III. 2, 565).

Das Räthsel des Schönen und der Kunst ist durch drei ganz verschiedene Untersuchungsweisen in Deutschland der Erörterung unterworfen worden. Der aristotelische Gedanke einer Technik der Künste, d. h. einer Untersuchung der Mittel, vermöge deren sie die höchsten Wirkungen hervorrufen, herrschte bis Kant. Durch Kant trat die Verfassung des producirenden Genies selber in den Vordergrund; der tiefe Gedanke von einer besonderen Art des Genies die Welt aufzufassen ward durch ihn, Schiller, Fichte, die Romantiker und folgenden Philosophen fortgebildet und in seine historischen Consequenzen verfolgt. Das Studium der physiologischen Bedingungen hat dann den gegenwärtigen Arbeiten ein ganz neues Fundament gegeben.

Lessing's Entdeckungen sind die bleibenden Wahrheiten der ersten Untersuchungsweise. Vor seinem Geiste stand, als er den Laocoon begann, das Ganze einer die Kunst umfassenden Theorie. Eine Wiederherstellung derselben aus dem Laocoon und der Dramaturgie, zusammengenommen mit anderen Quellen, wäre leicht zu geben. Sie würde schon einen vor-

läufigen Beweis liefern, wie Leſſing nichts weniger als ein Gelegenheitsdenker war, ja wie ein großes Geheimniß ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkung darin liegt, daß ſeine ſcheinbar zufälligen und momentanen Aeußerungen einen feſten Hintergrund beſitzen.

Die Poetik des Ariſtoteles iſt das Fundament der Leſſing'ſchen Aeſthetik. Von dem Höhepunkt dieſer Aeſthetik, der Theorie des Tragiſchen, iſt dieſe Thatſache offen daliegend; ſie iſt aber eben ſo zweifellos in Betreff des allgemeinen Aufbaus dieſer Wiſſenſchaft wie er im Laocoon vorliegt.

Wie hatte Ariſtoteles, dieſer erſte große Denker, welcher die Kunſt der Unterſuchung unterwarf, dieſes Problem aufgefaßt? Er begründete eine Technik der dichteriſchen Produktion, ganz wie er eine ſolche des wiſſenſchaftlichen Beweiſes gegeben hatte. Eine ſolche gründet ſich auf die Unterſuchung der Mittel, vermöge deren die einzelnen Künſte wirken. Aus der Einſicht in die Natur dieſer Mittel folgen die Geſetze, unter welchen in einer jeden einzelnen Kunſt die höchſten Wirkungen erreicht werden können. Noch in den Trümmern der Poetik erkennen wir mit wie vollkommener Deutlichkeit Ariſtoteles ſich dieſe Aufgabe ſtellte. Aber wir ſind nicht mehr im Stande zu beſtimmen, in welchem Umfange er ſie gelöſt hat.

Hier traten nun neuere Arbeiten ein, engliſche beſonders, und Leſſing durfte an ihrer Hand weiter gehen. Ich begnüge mich, zwei Schriften hervorzuheben, von denen ich glaube daß er ihr Studium unmittelbar an das des Ariſtoteles anſchloß.

Der Dialog von Harris über die Kunſt, ſowie der andere über Muſik, Malerei und Dichtung waren vielgeleſen als Leſſing ſeinen Laocoon entwarf, wie ſie denn auch in dieſer Zeit zweimal in's Deutſche übertragen worden ſind. Es ſind ganz ariſtoteliſche Begriffe deren Harris ſich bedient, jenen Grundgedanken einer poetiſchen Technik in die einzelnen Künſte hineinzuführen. Es iſt als ob er den allgemeinen Theil der ariſtoteliſchen Kunſtlehre herzuſtellen beabſichtige. Als Grundproblem iſt ihm die Frage gegeben, welche denn die fundamentale Verſchiedenheit der Mittel ſei, durch welche die einzelnen Künſte wirken. Nun iſt der geſammten Kunſt gemeinſam, daß ſie ein Ganzes hinſtellt, welches aus Theilen beſteht. In dieſer Ordnung der Theile zum Ganzen entdecken wir die fundamentalen Unterſchiede. Wir unterſcheiden eine Ordnung der Theile neben einander im Raume, und eine Ordnung nach einander in der Zeit. Im erſten Falle erſcheint das Ganze als ein abgeſchloſſenes Werk, im zweiten als eine in der Zeit ablaufende Energie. Erörtern wir den erſten Fall. Die Ordnung der Dinge neben einander im Raume iſt das Mittel der bildenden Kunſt. Sie umfaßt Alles was die Geſichtswahrnehmung dar-

bietet, die Bewegung ausgenommen, welche das abgeſchloſſene Werk nicht darzuſtellen vermag: Dies iſt der Umkreis ihrer Mittel. Dagegen wird die Aufeinanderfolge in der Zeit von unſerem Gehör aufgefaßt; Muſik und Dichtung theilen ſich in dieſen zweiten Umkreis von Mitteln, wie ihn der Sinn des Gehörs darbietet. Inmitten dieſer Künſte erlangt nun aber die Dichtung eine eximirte Stellung, vermöge der Natur der menſchlichen Sprache, in welcher Töne in Vertretung von Vorſtellungen gebraucht werden. In den Umkreis jener Darſtellungsmittel tritt in ihr der geſammte Umkreis der menſchlichen Vorſtellungen. Und ſo faßt dieſer Umkreis die Kreiſe aller einzelnen Künſte in ſich.

So weit ging Harris in der Ausführung des ariſtoteliſchen Grundgedankens. Zu einer wirklichen Technik ging er nicht fort. Ja er hatte ſich eine Technik der Poeſie unmöglich gemacht durch die vage Beſtimmung ihres Umkreiſes, welche ganz mit der falſchen Praxis einer malenden und muſikaliſchen Poeſie in Einklang war. An dieſem ſchwachen Punkt von Harris ſetzte nun Mendelsſohn in ſeinen Betrachtungen über die Quellen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ein. Er unterſuchte den Unterſchied zwiſchen Tönen, als natürlichen Zeichen wie ſie Mittel der Muſik ſind, und ihrer willkührlichen Geltung, wie ſie die Grundlage der Sprache als des Mittels der Poeſie bildet. Und zugleich fand Mendelsſohn an den übrigen Punkten bereits Geſetze einer wahren Technik der Künſte. So leitete er bereits aus der Natur des Umkreiſes von Mitteln, wie ſie die bildende Kunſt beſitzt, die eigenthümliche Aufgabe derſelben ab, den Einen für ſie allein darſtellbaren Moment mit höchſtem künſtleriſchen Bedacht zu wählen.

Alſo das allgemeine Problem des Laocoon war ſchon entdeckt, ja die Grundconception war ſchon gefunden, auf welcher die Löſung deſſelben beruht: das Gebiet der bildenden Kunſt iſt das im Raume Geordnete, körperlich Sichtbare; das Gebiet der Poeſie iſt die Zeitfolge und das in ihr vermöge der Succeſſion von Tönen Gegebene. Es verhält ſich hier genau ſo, wie wir es bei Leſſing's theologiſchen Unterſuchungen wiederfinden werden. Die Unkunde des wirklichen Beſtandes von Unterſuchungen ſchiebt gerade den Unterbau der Theorie Leſſing's in den Vordergrund, den er nur übernahm. Was kommt nun aber Leſſing zu? Während Harris und Mendelsſohn aus der bisher entwickelten Conception ganz falſche Schlüſſe gezogen hatten, gründete er auf ſie die großen Stylgeſetze der bildenden Kunſt und der Dichtung und gab denſelben hierdurch erſt Fruchtbarkeit. So ward er der zweite Geſetzgeber der Künſte, insbeſondere der Poeſie, nach Ariſtoteles. Jene allbekannten Geſetze der bildenden Kunſt, wie das der Auswahl des fruchtbarſten Moments oder das

von den Grenzen der Schönheit, jene noch tiefer greifenden Stylgeſetze der Poeſie, wie das von der inneren Vollkommenheit als dem wahren Gegenſtande poetiſcher Darſtellung, das von der Auflöſung der Schönheit in Reiz als die in Bewegung gedachte Schönheit, das andere von ihrer Darſtellung in einer Handlung —: ſie alle haben auf die Phantaſie und das Verfahren der Künſtler und Dichter ſelber Einfluß erlangt. Insbeſondere waren für Göthe und Schiller die von Leſſing aufgeſtellten Geſetze der Dichtkunſt geradezu leitend. Die Art wie dieſe beiden in ihrer Lyrik und ihren epiſchen Schöpfungen alle ruhende Erſcheinung in den Zug der Bewegung und Handlung auflöſen, zuweilen mit den durchdachteſten Mitteln, entſpringt nicht allein dem Inſtinkt des Genies, ſondern der Einſicht und dem Studium, welche in dieſen Punkten Leſſing leitete.

Es giebt ein zweites Verdienſt dieſer genialen Schrift, welches weit über den Kreis von Kunſtſtudien hinausgreift. Laocoon iſt das große, erſte Beiſpiel analytiſcher Unterſuchungsweiſe auf dem Gebiet geiſtiger Phänomene in Deutſchland. Die Thatſache iſt höchſt merkwürdig, daß Leſſing ſelber, umgeben von lauter ſyſtematiſchen Deduktionen auf dieſem Gebiet, noch ſo wenig auf eine Billigung für dieſe neue Unterſuchungsweiſe zu hoffen wagte, daß er ſich ihretwegen in der Vorrede entſchuldigte. Für junge Köpfe giebt es auch heute kaum ein anregenderes Beiſpiel dieſer Methode, obwohl Kant und Wilhelm von Humboldt in viel größerem Styl, in weit umfaſſenderen Arbeiten, mit größerer wiſſenſchaftlicher Strenge die Methode gehandhabt haben. Man kann ſeine Fälle nicht glücklicher wählen, als Leſſing thut, wenn er vom Unterſchied des ſchreienden Laocoon bei Virgil, des unterdrückten Aufſchrei's deſſelben in der bildenden Kunſt ausgeht. Man kann nicht methodiſcher entgegenſtehende Inſtanzen und übereinſtimmende Fälle hinzubringen, als er es thut; er iſt unermüdlich in der Analyſe von Thatſachen, bis die erklärenden Stylgeſetze ganz geſichert erſcheinen. Und hier erſt, nunmehr nachdem induktiv die Geſetze gefunden ſind, giebt er, ganz wie die größten Beiſpiele der Naturforſchung das Verfahren vorſchreiben, eine umfaſſende erklärende Theorie, aus welcher deduktiv ſich das Verfahren der einzelnen Künſte ableiten läßt, um dann endlich dieſe Theorie in Uebereinſtimmung mit einer ganzen Reihe von noch gar nicht berückſichtigten Verfahrungsweiſen Homer's zu zeigen. Wie in einem unvergleichlich größeren Fall Newton's Nachfolger zeigten, daß ſeine Gravitationstheorie auch Ebbe und Fluth und die Störungen der Planetenbahnen erkläre, ſo zeigt Leſſing nachträglich, daß das geſammte inſtinktive Verfahren des homeriſchen Genius ſich aus den von ihm entdeckten, in der Natur der Poeſie gegründeten Stylgeſetzen erkläre.

Der Laocoon ward abgebrochen. Wir unterdrücken hier unſere Ver-

muthungen über den weiteren Plan. Jedenfalls kann die Stellung der Dramaturgie zu der Theorie der Poeſie keinem Zweifel unterliegen. Das Drama iſt der Höhepunkt der Poeſie im Geiſte Leſſing's. Schon Frühere haben bemerkt, wie Gervinus, der außerordentliche Kenner Leſſing's, irrt, wenn er dem Epos dieſe Stellung zuweiſt. Leſſing, dem das Weſen aller Poeſie Handlung war, entdeckte naturgemäß in der dramatiſchen Handlung die vollendete Poeſie. Vor dieſer männlichen, wahren Anſchauung traten all' die damals ſo üppig wuchernden Zwitterarten der Kunſt in's Dunkel zurück, welche durch Beſchreibung, Philoſophie oder muſikaliſchen Klang zu wirken ſuchten. Das Theater ward der Mittelpunkt unſerer Literatur. Handlung ward bis in die Lyrik hinab überall von Göthe und den ſeinen ſtürmiſch begehrt.

So beſtimmte die Dramaturgie die wahre Stellung des Drama. Sie faßte aber zugleich das Weſen deſſelben tiefer als vorher von irgend Jemandem theoretiſch geſchehen war. Wie man irrt, wenn man die Theorie des Laocoon für Leſſing's originale Schöpfung giebt, weil der hiſtoriſche Zuſammenhang hier von Leſſing abſichtlich verdeckt iſt, ſo irrt man andererſeits, wenn man die Theorie der Dramaturgie, darum weil hier die Autorität des Ariſtoteles überall ſichtlich, gleich einer Schutzwehr, vorgeſchoben iſt, wie eine commentirende Anwendung ariſtoteliſcher Sätze behandelt. Dieſe Dramaturgie iſt von einer viel tieferen Originalität als der Laocoon.

Das Weſen der Poeſie iſt Handlung; das Drama iſt die vollendete, vollendet vergegenwärtigte Handlung; die Form der Handlung iſt Einheit. Demgemäß bedarf das Drama die ſtrengſte Einheit der Handlung, aber dieſe allein; aus dieſem Formgeſetz des Drama ergeben ſich die Grenzen, innerhalb deren ein Wechſel von Zeit und Ort ſtattfinden darf: Einheit von Zeit und Ort ſind ſomit ſecundäre Forderungen der dramatiſchen Form. Die Wirkung dieſer Sätze war ungeheuer. Auch in ihnen waltete der Leſſing ſo eigene Genius der produktiven Kritik, aufbauend und zerſtörend zugleich; denn ſie befreiten von den falſchen Einheiten der Franzoſen, aber ſie erneuerten, inmitten formloſer dramatiſcher Experimente, das große Formgeſetz der Einheit der Handlung, welches Leſſing gegenüber der Jugend Göthe's feſt und hoch hielt und das dann Göthe und Schiller nach dem Tode des großen Vorgängers in ſeinem unantaſtbaren Rechte geſchützt haben.

Dieſes Formgeſetz ſpricht ſo zu ſagen nur die künſtleriſche Bedingung aus, unter welcher eine Handlung wirkt. Daß ſie eben wirkt, der Grad in welchem ſie der Wirkung fähig iſt: das hängt von dem Gehalt der

Handlung ab. Den höchſten Grad der Wirkung bringt die tragiſche Handlung hervor.

Gewiß hätten die meiſten Denker hier nun ein conſtruktives Verfahren verſucht, durch welches die höchſte Klaſſe von Wirkungen beſtimmt würde, die eine Handlung auf die menſchliche Natur zu üben im Stande iſt. Leſſing hielt auch hier ſtreng die Linie der induktiven Forſchung ein. Er unterſucht alle Klaſſen von Wirkungen, welche die dramatiſche Handlung thatſächlich hervorgebracht hat; ein unendliches Material ſteht ihm, als einem der gelehrteſten Kenner der dramatiſchen Literatur, welche je gelebt haben, zu Gebote; für die höchſte Klaſſe von Wirkungen, welche er auf dem ganzen Gebiet der dramatiſchen Literatur entdeckt — die tragiſchen — beſtimmt er durch eine wundervolle Reihe von Sätzen, auf welcher Natur der dramatiſchen Handlung ſie beruhen.

Es giebt ein Kennzeichen für die Schöpfungen des dramatiſchen Genies überhaupt: „die ſtrenge Folge in den Handlungen nach dem Geſichtspunkt der Cauſalität.“ Alſo die genial aufgefaßte Welt zeigt einen ſtrengen ausnahmeloſen Zuſammenhang der Motivation: ſie enthält nirgend die Freiheit. Und zwar macht das dramatiſche Genie dieſen nothwendigen Zuſammenhang vollkommen durchſichtig. „Wir müſſen bei jedem Schritt den der Poet ſeine Perſonen thun läßt, bekennen, wir würden ihn in dem nämlichen Grade der Leidenſchaft, bei der nämlichen Lage der Sache ſelbſt gethan haben.“ Das heißt doch: der Dichter ſoll die Motivation in der moraliſchen Welt nicht nur wahr auffaſſen, ſondern auch ſo darſtellen, daß ſie völlig durchſchaubar wird. Zwei Grundzüge im Charakter der Handlung machen dies möglich. Oder vielmehr es iſt derſelbe Charakter der Handlung, in zwei verſchiedenen Beziehungen zum Zuſchauer angeſehen, welcher hier hervortritt.

Iſolire ich die Wirkung der Handlung auf die bloße Intelligenz des Zuſchauers, ſo iſt der Charakter der tragiſchen Handlung jenes Ariſtoteliſche: „die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher als die Abſicht der Geſchichte.“ Gerade dieſes tiefſinnigen Wortes bemächtigt ſich Leſſing und erklärt es dahin: „Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was jeder Menſch unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde.“ Man kann nicht kühner reden in dieſer Beziehung. Der ganze Zuſammenhang, der von der allgemeinen menſchlichen Natur durch eine Reihe von Bedingungen hindurch bis zu einer einzelnen complicirten Handlung führt, ſoll uns zur Anſchauung kommen. Die Handlung der Tragödie ſoll alſo in die Sphäre des Allgemeinen und Nothwendigen, des Philoſophiſchen erhoben werden, und ſie kann es, indem hier das allgemeine Geſetz der menſchlichen Lei-

denſchaften ſich nur in einem beſonderen Falle ſpiegelt. Eine weittragende Ausſicht eröffnet ſich hier: die Tragödie ſoll uns nicht Leidenſchaften ohne Erklärung vorführen, welche ſchon in Flammen ſind, nicht Charaktere ohne Erklärung, welche ſchon fertig ſind. Eine Leidenſchaft ohne ihre Beweggründe bleibt uns fremdartig, auch in ihren erhabenſten Wirkungen nur betäubend; ein Charakter ohne ſeine Bedingungen bleibt uns räthſelhaft, auch in ſeiner höchſten Machtentfaltung ein erſtaunliches Phänomen. Die Tragödie ſoll uns in die Mitte der Bedingungen eines tragiſchen Charakters und in die Geneſis ſeiner Leidenſchaft verſetzen. Leſſing ſteht hier vor einer Reihe der wichtigſten Wahrheiten über das Verhältniß von Poeſie, Philoſophie und Geſchichte. Vielleicht wenn er heute mit ſeinem alten Intereſſe für die Dichtung wiedererſchiene, würde er dieſe vor Allem entwickeln, um ihrer praktiſchen Wirkung willen. Nichts hält unſere Poeſie mehr zurück, als die halbe Bildung der meiſten Poeten Ein großer Dichter muß auch ein großer Denker ſein. Wie Leſſing denn ſchon ſehr verächtlich von der Poeſie der jungen Leute ſprach, welche mit der Jugendeſelei zumeiſt vorübergeht, und wie er ſeinem Bruder vor Allem anrieth, Moral auf's gründlichſte zu ſtudiren, wolle er überhaupt ein erträgliches Stück ſchreiben. „Du haſt zu wenig Philoſophie," ſagt er ihm ein anderes Mal. Aeſchylus, Sophokles, Euripides, Racine, Schiller, jeder dramatiſche Dichter deſſen Bildungsgang wir kennen, beſtätigt dieſe Wahrheit. Indeß wer will ſie unſeren dramatiſchen Dichtern ſagen?

Aber der Charakter der tragiſchen Handlung erſcheint erſt ganz in ihrer Wirkung auf die Gemüthskräfte des Zuſchauers. Denn unſere Relation zu Charakteren, ihren Leidenſchaften und den aus ihnen fließenden Handlungen iſt niemals blos Vorſtellung, wir verſtehen nur was wir in uns nachgeſchehen laſſen. Dies iſt das fruchtbare Princip des Weltverſtandes, der geſchichtlichen Anſchauung, des dramatiſchen Schaffens und Verſtehens. Dieſes Princip führt weit über die glatte und abſtrakte ſpeculative Vorſtellung der künſtleriſchen Anſchauung hinaus. Auch die höchſten Wirkungen der Kunſt ruhen auf den Naturgeſetzen unſerer Affekte, nicht in einem abſtrakten Vermögen der Vorſtellungen und der Ideen. Dies iſt eine der tiefſten äſthetiſchen Einſichten Leſſing's.

Leſſing entband dieſe Einſicht aus dem Studium des Ariſtoteles. Es liegt hier eines der merkwürdigſten Beiſpiele für die Thatſache vor, welchen Vortheil in der Erklärung wahrhaft ſchwieriger Ideenzuſammenhänge des Alterthums der Mitforſchende vor dem Philologen voraus hat. „Die Tragödie — ſagt Ariſtoteles — iſt die Nachahmung einer Handlung von würdig bedeutendem Inhalt, durch handelnde Perſonen, nicht durch Erzählung, welche vermittelſt des Mitleids und der Furcht die

Reinigung derartiger Leidenſchaften hervorbringt.“ Alſo vermittelſt des Mitleids und der Furcht wirkt die Tragödie! Leſſing wußte, was Niemand vor ihm vermuthet hatte: Mitleid und Furcht ſind hier Ein Begriff; „dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.“ Und er fand zugleich die ſtrenge Begründung dieſer genialen Interpretation durch eine Stelle im zweiten Buch der ariſtoteliſchen Rhetorik. „Alles das — ſagt dort Ariſtoteles — iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem Anderen begegnet oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde, und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtände.“

Die ganze Tiefe des tragiſchen Mitleids ward durch dieſe Auslegung des großen Dichters aufgedeckt. Mitempfindung, Mitfreude und Mitleid, ein Miterzittern unſeres Inneren, wie eine zweite Saite mittönt, wo eine erſte ſtark angeſchlagen iſt: dieſes Urphänomen der menſchlichen Seele — denn jede Zurückführung deſſelben auf andere pſychologiſche Thatſachen halten wir für vorläufig verfehlt — iſt die elementare Thatſache auf welcher die Kunſt des tragiſchen Dichters beruht.

Indem Leſſing in dem Mitzittern der Affekte in dem Zuſchauer die elementare Thatſache erblickte auf welcher alle tragiſche Wirkung beruht, mußte er in der Handlung und den Charakteren ſelber die freie Bewegung der Leidenſchaften vertheidigen. Auch hier iſt ein Punkt, an welchem ſeine freie große Seele eine tief einſchneidende äſthetiſche Wahrheit ſah, indem ſie in das Geſetz ihrer ſelber blickte. Schon der Laocoon ſpricht überall aus, wie ihm der Stoicismus der römiſchen und franzöſiſchen Tragödie zuwider war. Das Stoiſche — ſagt er — iſt untheatraliſch. Unſer Mitleiden iſt allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der intereſſirende Gegenſtand äußert; Bewunderung iſt ein kalter Affekt. Wie mußten ſolche Worte wirken, inmitten der abſtrakten Moral jener Zeit, welcher jede Leidenſchaft Sünde war! Wie mußte das Wort des Philotas befreiend wirken, welches der Ausdruck des Leſſing eigenen Lebensgefühls war: „ich bin ein Menſch und weine und lache gern.“

Das Mittel deſſen ſich, um ſo die reine Empfindung von Mitleid und Furcht hervorzurufen, der Dichter bedient, angeſichts der ſich durchkreuzenden Mannichfaltigkeit der wirklichen Welt, iſt die dichteriſche Abſtraktion. Die Natur nach ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Ohne das Vermögen aus dieſer Mannichfaltigkeit abzuſondern und die Aufmerkſamkeit nach Gutdünken zu lenken, würde es für uns gar kein Leben geben. Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Sie zeigt

uns ihren Gegenſtand oder ihre Verbindung von Gegenſtänden ſo lauter und bündig, daß nichts in ihnen iſt, als was die Empfindung erregt, welche ſie erregen ſoll.

Ueberblicken wir die äſthetiſchen Entdeckungen Leſſing's, ſo erſcheint der ſchöpferiſche Grundgedanke derſelben von einer ungemeinen Simplicität. Und die Anſchauung dieſer großen Natur vereinfacht ſich noch einmal, indem wir den Zuſammenhang dieſes Grundgedankens mit ſeinen dichteriſchen Schöpfungen, und beider mit ſeinem geiſtigen Naturell erblicken. Aus dieſem erhob ſich ihm, gegenüber malender, muſikaliſcher, philoſophiſcher Poeſie, gegenüber gedrückter, ängſtlicher, jede Empfindung herabſtimmender theologiſcher Moral, gegenüber einem kalten, aus Tugenden des Anſtandes gebildeten dichteriſchen Ideal, die Grundconception: im Gegenſatz zu der bildenden Kunſt iſt das Weſen der Poeſie Handlung; dieſe Handlung ſtellt innere Vollkommenheit dar; dieſe innere Vollkommenheit oder der wahrhaft dichteriſche, weil wahrhaft menſchliche und wahre Charakter erſcheint in der freien Bewegung großer Leidenſchaften.

Demgemäß reformirte Leſſing die Aeſthetik, weil ſein freier Geiſt eine größere Anſchauung möglicher dichteriſcher Wirkungen in ſich, in den Alten, in Shakespeare fand als ſie ſeine Zeit kannte. Ein ſolcher Kopf mußte wohl Dichter und Kritiker zugleich ſein. Wenn er ablehnte ein dichteriſches Genie zu ſein, ſo ſprach ſich darin nur die Empfindung aus, daß keins ſeiner Werke die Anſchauung möglicher dichteriſcher Wirkungen die er in ſeiner großen Seele trug erreichte. Aber die irren ſehr, welche in Göthe's oder Schiller's Tragödie dieſe ſeine Anſchauung verwirklicht glauben. Noch iſt die Tragödie nicht in Deutſchland gedichtet in der ſein Ideal erfüllt wäre.

Hier erſcheint nun der Zuſammenhang ſeiner Dichtungen und ſeiner äſthetiſchen Entdeckungen mit ſeinen nunmehr folgenden theologiſchen und philoſophiſchen Forſchungen. Ein neues Lebensgefühl — wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt — trug ihn und rang in ſeinen Werken nach vollem Ausdruck. Seine vollſte zugleich und ſeine friedlichſte Verkörperung wird immer in der Dichtung ſein. Aber das deutſche Publikum jener Zeit war ſo vollgepropft von theoretiſchen Lebensanſichten, die auf wiſſenſchaftliche Syſteme und geltende Lehrermeinungen gegründet waren, Moral, Theologie, philoſophiſche Aufklärung waren ſo in jede Pore unſerer Nation gedrungen, daß dies neue Lebensgefühl, wenn es nicht wie in Klopſtock ſich mit allen wiſſenſchaftlichen Vorurtheilen vertragen und ſo in dumpfe Enge ſich abſperren laſſen wollte, ſich aus einander ſetzen mußte mit den wiſſenſchaftlichen Gründen der bis dahin herrſchenden Weltanſicht. Wie wahr dies iſt, zeigt die Thatſache, daß das höchſte dichteriſche Werk Leſſing's, der

Nathan, aus der Reife der wiſſenſchaftlichen Begriffe entſprang. Wer Minna von Barnhelm ſah, der empfand ſicher mit Entzücken, mit vollſtem Behagen die neue Zeit; wer Nathan las, der lernte ſie begreifen, lernte ihr Mitbürger zu ſein.

Von der Begründung der künſtleriſchen Form unſerer claſſiſchen Epoche durch Leſſing wenden wir uns zu der Begründung ihres Gehalts: von ſeiner erſten Lebenshälfte zu der zweiten.

Die ſittlichen Begriffe, die Lebensideale, die Weltanſicht welche er vorfand: Alles ſtand unter dem Einfluß der Theologie, der orthodoxen oder der aufgeklärten. Mußte er ſich nun mit der vorhandenen wiſſenſchaftlichen Reflexion auseinanderſetzen, um ſein Lebensideal im Andrang der abſtrakten Begriffe zu ſchützen und frei zu entwickeln: ſo konnte dies ganz gründlich und fundamental nur geſchehen, indem er ſich mit der geſammten Theologie auseinanderſetzte. Nur dadurch konnte er die Ueberzeugungen des Bürgerſtandes, die Begriffe der Gelehrten gründlich reformiren, die Nationalbildung ſelber leiten. Er bebte nicht vor dieſem Wagniß, vor der Grenzenloſigkeit dieſes Studiums zurück.

Leſſing's Jugendentwickelung unterſcheidet ſich von der Göthe's und Schiller's nicht am wenigſten durch ein ſtarkes theologiſches Intereſſe. Er wuchs in der Zeit auf, in welcher die ganze deutſche Bildung theologiſch war. Er ſelber ging von der Theologie aus und fand in ihr, wie ſie zwiſchen Geſchichte, Philologie und Philoſophie geſtellt iſt, einen combinatoriſchen Zug, wie er ſeinem Geiſte zuſagte. Daher einzelne gelehrte theologiſche Arbeiten ihn immer wieder beſchäftigten. Aber mehr noch: man mußte ſich damals mit ihr auseinanderſetzen über diejenigen Fragen welche für die Richtung unſeres Lebens ſelber entſcheidend ſind. Dieſe Auseinanderſetzung geſchah ſehr früh. Er ſelber hat ſich einmal darüber ausgeſprochen wie bald man mit den Studien fertig ſei, welche die Frage unſerer Beſtimmung betreffen. Als Merkzeichen dieſer Auseinanderſetzung ſind drei Aufſätze vorhanden. „Ueber die Herrnhuter," „das Chriſtenthum der Vernunft," „die Entſtehung der geoffenbarten Religion." Schon Guhrauer hat nachgewieſen, daß alle drei dieſer frühen Lebensepoche Leſſing's angehören. Hebler geht weiter; er ſucht ihre chronologiſche Folge aufzuzeigen und begründet auf dieſelbe einen Entwickelungsgang der religiöſen Forſchungen Leſſing's. So erwünſcht die Auffindung eines ſolchen wäre, finde ich doch Hebler's Gründe durchaus nicht überzeugend. So müſſen wir uns mit der Thatſache begnügen: Leſſing forſcht bald in den Myſterien des Chriſtenthums, um ihren Vernunftgehalt zu gewinnen; bald ſcheidet er die allgemeine Vernunftreligion von den verſchiedenen Zuſätzen, durch welche aus ihr poſitive Religionen

entſtehen; bald begnügt er ſich, einfach auf den praktiſchen Gehalt des Chriſtenthums zu verweiſen: hier von Leibnitz lernend, dort von der franzöſiſchen Aufklärung, da von dem Gemüthschriſtenthum angeregt, nirgend noch er ſelber.

Erſt in Breslau begann er Spinoza, Leibnitz, die Kirchenväter zu ſtudiren: eine neue Welt that ſich ihm auf. Die entſcheidende Thatſache war dieſe, daß unter dem Einfluß der beiden großen Denker des ſiebzehnten Jahrhunderts eine eigene poſitive Weltanſicht ſich in ihm auszubilden begann, welche der Weltanſicht der theologiſchen Aufklärung völlig heterogen war. Hiervon war die nächſte Folge, daß er in dem Streit zwiſchen Orthodoxie und Aufklärung eine ganz neue, eine ſeine Freunde mit Erſtaunen erfüllende Stellung einnahm. Er that das nicht auf Grund religiöſer Impulſe, ſondern ſeiner an Leibnitz und Spinoza entwickelten philoſophiſchen Einſichten. Leſſing iſt der erſte deutſche Kopf, welcher dem Schema der Welt im Geiſt der theologiſchen Aufklärung den Rücken kehrte; er iſt der erſte, der auf Grund hiervon wie nach ihm Schleiermacher, Schelling, Hegel ſich auf eine eigene, tiefere Weiſe mit dem Chriſtenthum auseinanderſetzte.

Vor dieſer Zeit ſeines Studiums der beiden genannten Denker finde ich keine Spur, daß er der Aufklärung neue Begriffe entgegengeſetzt hätte. Als daſſelbe ihn dann lehrte, gewiſſe tiefſinnige Anſchauungen des Chriſtenthums — wie er ſich ausdrückte — „wiederzuholen," nachdem er ſie gleich ſeinen Freunden verworfen hatte: war dies keineswegs ein vorübergehendes Liebäugeln mit der Orthodoxie, ſondern ein bleibendes, tieferes Verſtändniß der letzten Motive des chriſtlichen Dogma. Weil er ſeit jenen beiden Denkern der erſte war, welcher aus den tiefſten Beweggründen der menſchlichen Natur eine ſelbſtändige poſitive Weltanſicht ausbildete: darum verſtand er auch, als der erſte, die Motive des chriſtlichen Dogma, wie es ſich in einer ungeheuren Erſchütterung des menſchlichen Gemüthslebens ausgebildet hatte; weil Schleiermacher, Fichte, Schelling, Hegel Fortbildungen dieſer poſitiven Weltanſicht unternahmen, darum ſetzten ſie auch dies neue Verhältniß zum chriſtlichen Dogma fort.

Dies iſt die geſchichtliche Stellung Leſſing's, welche allein ſein Verhältniß zur Aufklärung und Orthodoxie erklärt. Schwarz bezeichnet daſſelbe nicht richtig, wenn er ſagt, „daß er für die Orthodoxie nur ein formelles Intereſſe hatte, ſich an dieſem großartigen Gebäude aus Einem Styl in ſeinem antiken Formſinn erfreute, daß er aber ihrem Inhalt völlig abgewandt war" (S. 41). Ja wenn er ſagt, Leſſing habe ſich „nur an die Form der Orthodoxie accommodirt:" ſo weiß ich gar nicht mehr, was das überhaupt ſagen will. Das Umgekehrte wäre etwa eben ſo richtig

oder auch unrichtig. Die poſitive Beziehung Leſſing's zur Orthodoxie geht davon aus, daß er vermöge ſeiner eigenen Weltanſicht die Motive ſolcher Lehren, wie die von den ewigen Höllenſtrafen, von der Dreieinigkeit, zu begreifen im Stande war. Das iſt doch wohl ein Verhältniß zum Inhalt des poſitiven Chriſtenthums. Dagegen wüßte ich wahrhaftig nicht, was dieſer große analytiſche Kopf an der ſyſtematiſchen Geſtalt der Orthodoxie gelernt hätte oder hätte lernen dürfen: gelegentlich, da ſein Bruder dies Syſtem als ein Flickwerk von Stümpern bezeichnet, weiſt er ihn auf den immenſen Scharfſinn hin, der hier thätig war, aber folgt hieraus daß ſein „antiker Formenſinn" zu dieſem Inbegriff falſcher Methodik ein Verhältniß hatte? Glücklicher Weiſe nicht. Es wäre dieſes großen methodiſchen Kopfs nicht würdig.

Leſſing alſo — ſagen wir — verſtand vermöge ſeiner eigenen Weltanſicht die Motive chriſtlicher Dogmen, welche die Aufklärung rundweg verworfen und durch andere erſetzt hatte. In dem aufgeklärten Syſtem des Chriſtenthums giebt es keine wichtigeren Ueberzeugungen als die Lehre von Gott und der Unſterblichkeit. Und zwar ſetzt daſſelbe in Betreff der erſteren an die Stelle des chriſtlichen Myſteriums von dem Dreieinigen den Begriff eines jenſeit der Welt befindlichen, dieſelbe von außen leitenden vollkommenſten Weſens. In Betreff der zweiten an die Stelle der von der Orthodoxie einſeitig aus dem Chriſtenthum der älteren Zeit hervorgehobenen Lehre von der Ewigkeit der Strafen die dem Chriſtenthum ebenfalls eigene von der Wiederbringung alles Willens zum Einklang mit dem ewigen Willen. In Bezug auf dieſe beiden Punkte ſtellte nun Leſſing gegen die einſtimmigen Urtheile der aufgeklärten Theologen ſeine einſame Stimme. Seine ernſte Ueberzeugung, den erſten Punkt betreffend, welche den Kern ſeiner Abhandlung gegen Eberhard ausmacht, ſpricht er brieflich ſo aus (12, 399): „ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nemlich davon: die Hölle welche Herr Eberhard nicht ewig haben will iſt gar nicht und die welche wirklich iſt, iſt ewig." Das iſt genau die Lehre, welche Herbart in ſeiner Theorie von dem nothwendigen zukünftigen Zuſtande der Seelen erneuert hat. Ueber den zweiten Punkt dürfen wir Leſſing's ernſte Ueberzeugung in dem berühmten §. 73 der Erziehung des Menſchengeſchlechts ſuchen, welchen ſpätere Denker für das tiefſte erklärt haben, was Leſſing geſchrieben habe. Er iſt in dem Aufſatz über den Streit zwiſchen Leibnitz und Wiſſowatius ſehr zurückhaltend; aber klar und einleuchtend iſt, daß die ſocinianiſche Lehre von Chriſto als einem Mittelweſen ihm als eine ſeichte Entſtellung erſcheint, welche in der Philoſophie wie in der Theologie auf halbem Wege ſtehen bleibt, ein wahres Muſter der neueſten theologiſchen Aufklärung. Dagegen kann ſeine

poſitive Ueberzeugung erſt aus der Erziehung des Menſchengeſchlechts ganz gewürdigt werden.

Die ganz neue Stellung welche Leſſing einnahm war nun wie jeder eigene Standpunkt ſehr vielſeitig. Von ſeinen praktiſchen Abſichten hing ab, welche Wendung er ihr geben wollte.

Die genannten beiden Schriften operiren von einer ganz gedeckten, für niemanden überſehbaren Stellung aus gegen die Aufklärung. Den Beweggrund dieſer Polemik hat er ſo klar ausgeſprochen als man wünſchen kann. Wir haben bemerkt wie er ſich zu einer ſelbſtändigen Weltanſicht erhoben hatte. Indem er an dieſe die der theologiſchen Aufklärung hielt, entdeckte er in der letzteren — er zuerſt — einen willkührlichen, vor dem ſtrengen Gedanken unhaltbaren Vertrag zwiſchen dem chriſtlichen Syſtem und der Philoſophie. Dieſer Vertrag verletzte ſowohl die Rechte des Denkens als die des Chriſtenthums. War die Orthodoxie ein offener Feind der Wiſſenſchaft geweſen, ſo drängte ſich hier ein heimlicher heran, welcher die Vernunft zu beſtechen verſuchte. Die Lage der Wiſſenſchaft ward hierdurch, verglichen mit ihrer Stellung zur Orthodoxie, nur verſchlechtert. „Mit der Orthodoxie war man, Gott ſei Dank, ziemlich zu Stande, man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande uns zu vernünftigen Chriſten zu machen zu höchſt unvernünftigen Philoſophen.“ — „Meines Nachbars Haus (die Orthodoxie) droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauſes“ (der Wiſſenſchaft) „ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen als meines eigenen“ (Brief vom 8. April 1773, vom 2. Februar 1774).

Dieſe erſte theologiſche Thätigkeit Leſſing's auf Grund ſeiner dargeſtellten neuen Stellung zum Chriſtenthum, enthielt in ſich eine große Wahrheit welche er beibehielt, und ein abſichtliches oder unabſichtliches Ueberſehen von Thatſachen, das er ſofort gut machte.

Die große Wahrheit war die von der nothwendigen Trennung der Theologie und Philoſophie. Der Ueberzeugungsgrund für religiöſe Wahrheiten iſt ein anderer als der für philoſophiſche Wahrheiten. Dieſe wichtige Einſicht wurde ihm an dem vernünftigen Chriſtenthum der Aufklärung deutlich, von dem er witzig bemerkte, daß man leider eigentlich von ihm weder wiſſe wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Chriſtenthum ſitze.

Die überſehene Thatſache war dieſe, daß das orthodoxe Syſtem mit

oder auch unrichtig. Die poſitive Beziehung Leſſing's zur Orthodoxie geht davon aus, daß er vermöge ſeiner eigenen Weltanſicht die Motive ſolcher Lehren, wie die von den ewigen Höllenſtrafen, von der Dreieinigkeit, zu begreifen im Stande war. Das iſt doch wohl ein Verhältniß zum Inhalt des poſitiven Chriſtenthums. Dagegen wüßte ich wahrhaftig nicht, was dieſer große analytiſche Kopf an der ſyſtematiſchen Geſtalt der Orthodoxie gelernt hätte oder hätte lernen dürfen: gelegentlich, da ſein Bruder dies Syſtem als ein Flickwerk von Stümpern bezeichnet, weiſt er ihn auf den immenſen Scharfſinn hin, der hier thätig war, aber folgt hieraus daß ſein „antiker Formenſinn" zu dieſem Inbegriff falſcher Methodik ein Verhältniß hatte? Glücklicher Weiſe nicht. Es wäre dieſes großen methodiſchen Kopfs nicht würdig.

Leſſing alſo — ſagen wir — verſtand vermöge ſeiner eigenen Weltanſicht die Motive chriſtlicher Dogmen, welche die Aufklärung rundweg verworfen und durch andere erſetzt hatte. In dem aufgeklärten Syſtem des Chriſtenthums giebt es keine wichtigeren Ueberzeugungen als die Lehre von Gott und der Unſterblichkeit. Und zwar ſetzt daſſelbe in Betreff der erſteren an die Stelle des chriſtlichen Myſteriums von dem Dreieinigen den Begriff eines jenſeit der Welt befindlichen, dieſelbe von außen leitenden vollkommenſten Weſens. In Betreff der zweiten an die Stelle der von der Orthodoxie einſeitig aus dem Chriſtenthum der älteren Zeit hervorgehobenen Lehre von der Ewigkeit der Strafen die dem Chriſtenthum ebenfalls eigene von der Wiederbringung alles Willens zum Einklang mit dem ewigen Willen. In Bezug auf dieſe beiden Punkte ſtellte nun Leſſing gegen die einſtimmigen Urtheile der aufgeklärten Theologen ſeine einſame Stimme. Seine ernſte Ueberzeugung, den erſten Punkt betreffend, welche den Kern ſeiner Abhandlung gegen Eberhard ausmacht, ſpricht er brieflich ſo aus (12, 399): „ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nemlich davon: die Hölle welche Herr Eberhard nicht ewig haben will iſt gar nicht und die welche wirklich iſt, iſt ewig." Das iſt genau die Lehre, welche Herbart in ſeiner Theorie von dem nothwendigen zukünftigen Zuſtande der Seelen erneuert hat. Ueber den zweiten Punkt dürfen wir Leſſing's ernſte Ueberzeugung in dem berühmten §. 73 der Erziehung des Menſchengeſchlechts ſuchen, welchen ſpätere Denker für das tiefſte erklärt haben, was Leſſing geſchrieben habe. Er iſt in dem Aufſatz über den Streit zwiſchen Leibnitz und Wiſſowatius ſehr zurückhaltend; aber klar und einleuchtend iſt, daß die ſocinianiſche Lehre von Chriſto als einem Mittelweſen ihm als eine ſeichte Entſtellung erſcheint, welche in der Philoſophie wie in der Theologie auf halbem Wege ſtehen bleibt, ein wahres Muſter der neueſten theologiſchen Aufklärung. Dagegen kann ſeine

poſitive Ueberzeugung erſt aus der Erziehung des Menſchengeſchlechts ganz gewürdigt werden.

Die ganz neue Stellung welche Leſſing einnahm war nun wie jeder eigene Standpunkt ſehr vielſeitig. Von ſeinen praktiſchen Abſichten hing ab, welche Wendung er ihr geben wollte.

Die genannten beiden Schriften operiren von einer ganz gedeckten, für niemanden überſehbaren Stellung aus gegen die Aufklärung. Den Beweggrund dieſer Polemik hat er ſo klar ausgeſprochen als man wünſchen kann. Wir haben bemerkt wie er ſich zu einer ſelbſtändigen Weltanſicht erhoben hatte. Indem er an dieſe die der theologiſchen Aufklärung hielt, entdeckte er in der letzteren — er zuerſt — einen willkührlichen, vor dem ſtrengen Gedanken unhaltbaren Vertrag zwiſchen dem chriſtlichen Syſtem und der Philoſophie. Dieſer Vertrag verletzte ſowohl die Rechte des Denkens als die des Chriſtenthums. War die Orthodoxie ein offener Feind der Wiſſenſchaft geweſen, ſo drängte ſich hier ein heimlicher heran, welcher die Vernunft zu beſtechen verſuchte. Die Lage der Wiſſenſchaft ward hierdurch, verglichen mit ihrer Stellung zur Orthodoxie, nur verſchlechtert. „Mit der Orthodoxie war man, Gott ſei Dank, ziemlich zu Stande, man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande uns zu vernünftigen Chriſten zu machen zu höchſt unvernünftigen Philoſophen.“ — „Meines Nachbars Haus (die Orthodoxie) droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauſes“ (der Wiſſenſchaft) „ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen als meines eigenen“ (Brief vom 8. April 1773, vom 2. Februar 1774).

Dieſe erſte theologiſche Thätigkeit Leſſing's auf Grund ſeiner dargeſtellten neuen Stellung zum Chriſtenthum, enthielt in ſich eine große Wahrheit welche er beibehielt, und ein abſichtliches oder unabſichtliches Ueberſehen von Thatſachen, das er ſofort gut machte.

Die große Wahrheit war die von der nothwendigen Trennung der Theologie und Philoſophie. Der Ueberzeugungsgrund für religiöſe Wahrheiten iſt ein anderer als der für philoſophiſche Wahrheiten. Dieſe wichtige Einſicht wurde ihm an dem vernünftigen Chriſtenthum der Aufklärung deutlich, von dem er witzig bemerkte, daß man leider eigentlich von ihm weder wiſſe wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Chriſtenthum ſitze.

Die überſehene Thatſache war dieſe, daß das orthodoxe Syſtem mit

der Philosophie allen Hauptproblemen des menschlichen Daseins und des Weltzusammenhanges gegenüber collidirt, daß demgemäß dies System niemals jenseits seiner Scheidewand die Wissenschaft frei operiren lassen kann. Entweder seine Begriffe sind die richtigen oder die der Wissenschaft. Religion, Christenthum stellen sich dem tieferen Studium in solcher Gestalt dar, daß die Wissenschaft frei neben ihnen schaltet, daß beide sich ergänzen; sie sind Lebensmächte welche einander bedürfen, einander stützen im Kampf gegen den Egoismus, den daraus folgenden Utilismus des innerlich unerzogenen Menschen, wie §. 79 §. 80 der Erziehung des Menschengeschlechts dies mit genialem Tiefblick begründet; aber die Orthodoxie und die Wissenschaft widersprechen sich ewig, ja sie kämpfen einen Kampf um ihr Dasein, nur eines von ihnen kann leben. Denn sie lösen dieselben Fragen durch einander unmittelbar und überall widersprechende Begriffe.

Ich sagte: er übersah diese Thatsache, absichtlich oder unabsichtlich. Genauer beleuchtet, scheint kaum ein Zweifel daß das erstere der Fall war. Er wollte mit gedecktem Rücken gegen die theologische Aufklärung kämpfen, es war eine erlaubte Klugheit sich nicht zwei Feinde zugleich zu schaffen. Und dieser Klugheit kam seine leidenschaftliche Abneigung gegen die seichte Aufklärung zu Hilfe, welche ihm diese eine Zeit lang als das größere Uebel erscheinen ließ gegenüber der Orthodoxie.

Wie lange diese Zeit dauerte, wann sie endete, können wir nicht sagen. Als Lessing die Fragmente des großen Werkes von Reimarus herausgab, gab er sich auch hier noch den Anschein, die Spitze seines Angriffes sei gegen die neumodischen Theologen gerichtet. Aber glaubte er ernstlich, daß dieser Anschein die Orthodoxie über die Thatsache täuschen werde, daß ihre Existenz selber, wie durch keinen früheren Angriff, bedroht sei? Sicher nicht. Trotzdem dachte er, als er die Fragmente publicirte, an einen Kampf mit der Orthodoxie doch höchstens wie an eine Folge die sich nicht vermeiden lassen würde. Ihn bewegte etwas ganz Anderes. Dieser scharfsinnigste Angriff der je gegen den ganzen Zusammenhang des Christenthums gemacht worden war, beschäftigte seinen eigenen Geist unablässig seitdem er ihn kennen gelernt hatte. Von seiner Veröffentlichung hoffte er eine mächtige Förderung der großen Streitfrage des Christenthums. So bestimmte ihn zu der Veröffentlichung, ganz seinen feierlichsten Versicherungen entsprechend, das reine Motiv der Wahrheit durch sie einen Dienst zu thun. Nicht darum war es ihm damals zu thun, die Orthodoxen über ihre Grenzen auf den Kampfplatz zu locken. Um die große Frage selber handelte es sich für ihn. Achteten aber die Vertheidiger des Kirchenglaubens die Grenzen freier wissenschaftlicher For-

ſchung nicht, ſo war er auch darauf durch Jahre lange einſame Studien gerüſtet.

Dies war wohl, ſoweit briefliche Mittheilungen erkennen laſſen, das wahre Motiv dieſer Herausgabe der Fragmente. Erwogen unter welchen perſönlichen Verhältniſſen er ihn that, erſcheint er als die ſchönſte und männlichſte Handlung in dieſem großen Leben. Er wußte daß ſein ganzes folgendes Leben unter den Wirkungen dieſer Handlung ſtehen würde, und er war darauf vorbereitet. Der Wille dieſer Herausgabe ſtand in ihm ſchon feſt, bevor er noch jene beiden Abhandlungen gegen die Aufklärung geſchrieben hatte. Er brachte die Schrift gleich als er nach Wolfenbüttel ging von Hamburg dorthin mit. Trotz Nikolais und Mendelsſohns Abrathen war er entſchloſſen ſie ganz in Berlin drucken zu laſſen. Auch als die Berliner Cenſur ihr vidi verweigerte, konnte das ſeinen feſten Willen nicht erſchüttern. Er benutzte die Cenſurfreiheit ſeines Amtes um wenigſtens die einzelnen Bruchſtücke an's Tageslicht zu bringen. So erſchien 1774 das erſte, ſehr gemäßigte Fragment, das unbeachtet blieb, dann 1777 jene Serie, in welcher ein Fragment die Unmöglichkeit einer Offenbarung die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten, behandelte, ein anderes die Unmöglichkeit daß die Bücher des A. Teſt. geſchrieben ſeien eine Religion zu offenbaren, ein drittes die Unglaubwürdigkeit der Auferſtehungsgeſchichte. Der Kampf um die wiſſenſchaftliche Haltbarkeit aller Grundlagen der Theologie war damit eröffnet: allen Parteien der bisherigen Theologie der Fehdehandſchuh hingeworfen.

Alſo ſoweit wir ſehen können gab die Ueberzeugung daß die große Frage des Chriſtenthums in freier Forſchung ausgetragen werden müſſe, Leſſing den feſten Entſchluß ein auf jede Gefahr den Angriff von Reimarus gegen das Chriſtenthum zu publiciren. Dieſer Satz bedarf einer Ergänzung. Leſſing war nicht ein Kopf unter der ſtaunenden Maſſe welche erwartete, welchem von beiden Ringern der Sieg zu Theil werden würde. Er war noch weniger, weit weniger ein heimlicher Anhänger von Reimarus, der zu Scheinkämpfen herausforderte gegen einen Unverwundbaren. Wir ſind im Stande nachzuweiſen, daß er als die Fragmente gedruckt wurden bereits in tiefem Studium dieſer Schrift, die ihn Jahre lang insgeheime beſchäftigt hatte, eine zuſammenhängende Anſchauung über Religion, Chriſtenthum, Kirche und Rechtgläubigkeit ausgebildet hatte, welche den Hintergrund ſeiner nunmehr folgenden Polemik bildete. Dieſe Thatſache iſt von Wichtigkeit, weil ſie beweiſt, daß die lange Polemik in welche er mit Götze verwickelt ward ihm allerdings, wie er das öfter ausſpricht, läſtig ſein mußte: er hatte Ernſteres und Größeres im Hinterhalt, und es war nicht ſeine Schuld wenn es im Hinterhalt blieb.

Wir ſind ferner im Stande nachzuweiſen, daß dieſe ſeine zuſammenhängende Anſicht allerdings mit der von Reimarus in ſcharfem Gegenſatze ſtand.

Die Schrift von Reimarus hat nichts zu thun mit den Begründungen eines aufgeklärten Chriſtenthums wie ſie damals den öffentlichen Geiſt beherrſchten, Leſſing aber als Halbwahrheiten ſo ſcharf abſtießen. Sie iſt gegen das Chriſtenthum und ſeine Geltung gerichtet, sans phrase.

Die Offenbarung iſt unglaubwürdig. Denn es iſt undenkbar daß die Gottheit auf dem Weg welchen dieſe Offenbarung nimmt, den Menſchen Wahrheiten hätte mittheilen wollen deren ſie zu ihrer Seligkeit bedürfen. Dieſer Weg iſt der einer Mittheilung an einzelne Menſchen. Wäre auch dieſe Mittheilung permanent, ſo hinge doch ihre Annahme an einer vorſichtigen Prüfung der Zeugen, deren Reſultat immer problematiſch ſein wird. Nun iſt aber dieſer Weg weiter der einer Mittheilung nur in gewiſſen Perioden. Hier würde ſelbſt aus der größten Sicherheit im Lauf der Zeiten nur Wahrſcheinlichkeit, weiter hinaus nur Sage. Und nun endlich findet ſich, daß, inmitten des Anſpruchs aller möglichen Nationen auf glaubwürdige Offenbarungen, Eine vorliegt, die von Einem Punkt aus ſich nur ſpärlich und in langen Friſten ausbreitet. Ein ſolcher Weg, gewählt anſtatt allgemeiner Mittheilung im Herzen aller Menſchen, widerſpricht der Güte, der Weisheit Gottes.

Die zweite Theſe: weder das alte noch das neue Teſtament tragen den Charakter der Offenbarung an ſich. Das Alte nicht: denn es enthielt nicht einmal die für Tugend und Beſeligung der Menſchen nothwendigſten Einſichten von einem zukünftigen Leben nnd ſeiner Vergeltung. Auch das Neue nicht: denn eine kritiſche Prüfung der Evangelien ergiebt das Reſultat daß Jeſus von Nazareth ſich in den Grenzen der jüdiſchen Religion für den Meſſias der Juden hielt, den Anbruch des meſſianiſchen Reichs unter ſeinem Königthum erwartete, in dieſem Sinne in Jeruſalem feierlich einzog, gegen die officiellen Machthaber öffentlich auftrat und in dieſem Kampf das Leben verlor; aus der anfänglichen Hoffnungsloſigkeit der Jünger erhob ſich dann ihre Lehre von dem leidenden geiſtlichen Erlöſer. Die Thatſache der Auferſtehung kann dieſer Auffaſſung gegenüber nicht geltend gemacht werden, weil noch Spuren vorhanden ſind daß es mit dieſer ſehr natürlich zugegangen.

Dies was Leſſing aus der Schrift von Reimarus veröffentlicht hat. Das Ganze hat Strauß ſpäter im Auszug zugänglich gemacht. Nun die Antitheſe Leſſing's wie ſie ſich im einſamen Studium des Werkes bildete.

Man verzeihe hier eine vorläufige kritiſche Bemerkung. Aber warum hat auch niemand von denen die viele Bogen für Leſſing's Theologie zur

Verfügung hatten hier die nöthige kritiſche Grundlage gegeben? Was wiſſen wir von Leſſing's bisherigen theologiſchen Vorbereitungen? Dieſe Studien, ſofern ſie eine ernſtliche Beſchäftigung mit den Kirchenvätern unnachläßlich fordern, fallen erſt in ſeine Breslauiſche Epoche. Der ſehr zuverläſſige Bericht Kloſe's (bei Karl Leſſing I, 246) ſagt: „in den langen Jahren ſeines Aufenthalts in Breslau fing er an mit theologiſchen Studien ſich zu befaſſen. Er machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Chriſten und that einem Freunde den Vorſchlag die Kirchenväter gemeinſchaftlich zu leſen." Karl Leſſing verlegt die Abhandlung über die Elpiſtiker in dieſe Zeit, er bemerkt bereits daß dieſelbe nicht nach 1764 entworfen ſein kann, weil Heumann's hier als eines Lebenden gedacht wird; zugleich ſpricht hierfür die Anekdote (Karl Leſſing I, 230) auf welche Weiſe er den guten Leuſchner auf der Breslauer Bibliothek in Verlegenheit brachte, gegen deſſen Schrift er früher geſchrieben. Ebenſo dürfen wir aber nach dem obigen Zeugniß, die Unterſuchung Leſſing's „von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion" in dieſe Breslauiſche Zeit ſetzt. Denn ſie iſt nichts anderes als die „große Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Chriſten." Hiermit ſtimmt, daß Leſſing ſeinen 1760 geſchriebenen Sophokles citirt und daß ihm noch derſelbe, bei einer ganz heterogenen Materie, in's Gedächtniß kam, ebenſo daß Juſtin ſehr eingehend benutzt iſt, von deſſen beſonderem Studium Kloſe Erwähnung thut. Demgemäß ſehen wir in dieſer Breslauer Zeit die Anlage weitläufiger Unterſuchungen über das älteſte Chriſtenthum, auf dem Grunde eines eingehenden Studiums der Kirchenväter. Die zweite Abhandlung hat die gleiche Tendenz mit jenen berühmten Capiteln Gibbons, welche mehr als ein Jahrzehnt ſpäter publicirt wurden und ganz England in Bewegung ſetzten: die Ausbreitung der chriſtlichen Kirche pragmatiſch zu erklären und damit der Ueberzeugung von einer übernatürlichen Macht im Chriſtenthum eine ihrer Hauptſtützen zu entziehn. Beide Abhandlungen beſchäftigen ſich eingehend mit der disciplina arcani, ein Problem das ſehr nahe bei dem ſpäteren der reguli fidei liegt. Das ging alles voraus, lange bevor Leſſing die Schrift von Reimarus in Hamburg erhielt. Nun regte dieſe ihn auf. Seit 1770 lebte er dann in der Wolfenbüttler Einſamkeit unter den Schätzen der ungeheuren Bibliothek und konnte alſo in Muße die alten Studien fortſetzen um die neuen nunmehr ſo viel tiefer greifenden Zweifel zu löſen. Eine Art von vorläufiger Revue ſeiner Reſultate haben wir in den ungemein merkwürdigen „Theſes aus der Kirchengeſchichte" mit denen keine bisherige Unterſuchung über Leſſing etwas zu beginnen wußte. Die eine Hälfte des In-

halts dieſer Schrift iſt ihr mit der neuen Hypotheſe über die Evangeliſten gemeinſam; die andere mit den berühmten Theſen in der „nothwendigen Antwort.“ Und zwar kann kein Zweifel darüber ſein, daß die Theſen ſchon vor Leſſing auf dem Schreibtiſch lagen als er die beiden genannten Schriften entwarf. An der „neuen Hypotheſe“ arbeitete er nun ſchon im December 1777 (12,497 vgl. 501); die nöthige Antwort iſt vom folgenden Jahr; alſo genügt nachzuweiſen, daß die Theſes älter ſind als die Hypotheſe. Und das können wir. Die Theorie der Theſen zeigt eine bemerkenswerthe Abweichung in der Annahme eines ganz kurzen Urevangeliums das nichts als eine Auslegung prophetiſcher Stellen geweſen war. Dieſe Annahme erinnert ſehr an gewiſſe Anſichten von Reimarus und zeigt die Leſſing'ſche Hypotheſe in ihrer Entſtehung. Auch die kunſtvolle Compoſition der „Hypotheſe,“ verglichen mit der einfachen hiſtoriſchen Zuſammenſtellung der Theſes, ſelbſt Differenzen wie die, daß in den Theſen das älteſte Evangelium mindeſtens 16 Jahre nach Chriſti Tod angeſetzt wird, in der neuen Hypotheſe aber, wohl auf Grund der hiſtoriſchen Notiz von der Abfaſſung des Matthäus vor der Miſſionsreiſe, mindeſtens 30 Jahre darnach, was dann an einer Stelle der ſpäteren Schriften feſtgehalten wird — das alles läßt an dem wahren hiſtoriſchen Verhältniß keinen Zweifel. Demgemäß war die hiſtoriſche Grundanſicht Leſſing's von der Entwickelung der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſo gut als fertig, bevor noch Angriffe ihn nöthigten in ihr einen Schutz gegen das Lutherthum zu ſuchen. Mit dem Anfang 1777 erſchienen die Fragmente. Gegen Ende dieſes Jahres geht dann die „neue Hypotheſe“ ihrer Vollendung entgegen. Die Angriffe von Schumann und Götze erſchienen erſt 1778. Im Juli dieſes Jahres 1778 veröffentlichte er dann den Inhalt der zweiten Hälfte der Theſen in der „nöthigen Antwort“ um ſich gegen die lutheriſche Orthodoxie zu ſchützen. Wir haben es alſo hier keineswegs mit einer ſophiſtiſchen Streitwendung zu thun; es war auch hier Leſſing ſehr ernſt mit dem was er ſagte. Eine tief überlegte aus unbefangenem hiſtoriſchem Studium entſprungene Theorie gab er hin wie einen Fechterſtreich, ja behandelte ſie in ſeinen eigenen Briefen ſo.

Nun endlich alſo das intereſſante Reſultat, die Antitheſe Leſſing's gegen Reimarus, wie ſie fertig war, bevor noch irgend ein Gegner ſich hatte vernehmen laſſen, irgend ein Angriff auf ihn eingewirkt hatte, irgend ein Schrei der Entrüſtung ihn hätte einſchüchtern können.

Dieſe Antitheſe iſt Vertheidigung zugleich und Angriff: Vertheidigung des Chriſtenthums, Angriff gegen die Geſtaltung welche daſſelbe im bisherigen Proteſtantismus erhalten hat. Es iſt durchaus keine rhetoriſche Wendung wenn er mehrmals, mit Leidenſchaft, den Genius Luther's für

ſich aufruft gegen die hiſtoriſche Geſtalt des Lutherthums. In der wahren Tiefe des proteſtantiſchen Geiſtes ſucht er ein neues Fundament des Proteſtantismus, ſo ſcharf, ſo offen und gerade daß die Aufklärungstheologie ſeiner Zeit davor erſchrak.

Für den Chriſten — ſo ſagt Leſſing — hat ſein Glaube eine unmittelbare Gewißheit welche durch keine Gründe verſtärkt, durch keine Gründe erſchüttert werden kann. „Was gehen den Chriſten der gelehrten Theologen Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt, was kümmert es ihn ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat?“ (10, 10). Verſtehen wie Leſſing recht? Es iſt der im Pietismus zuerſt durchgebildete Gedanke daß die Evidenz des Glaubens auf der inneren Erfahrung beruhe. Nur daß Leſſing der Grenzen dieſer Evidenz ſich genau bewußt iſt. Eine Erfahrung vermag nicht die Andere zu widerlegen, ſie treten frei nebeneinander. In dem Hintergedanken des Pietismus, das Beglückende in allen anderen, von den ſeinigen abweichenden Ueberzeugungen werde und müſſe ſich als eine Täuſchung erweiſen, und geſchehe es auch erſt in der Todesſtunde, überſteigt dieſer Ueberzeugungsgrund ſich ſelber und im Gemüthsleben bildet ſich eine anmaßende Willkür und Subjektivität, die anderen Gemüthszuſtänden gegenüber beleidigend oder lächerlich wird. Wo aber die innere Erfahrung ſich der Grenzen ihrer Evidenz bewußt iſt, da iſt ſie in ihrem Rechte. In dieſem Sinn hat Göthe, ganz übereinſtimmend mit Leſſing, in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele dieſes ewige Recht derſelben ausgeſprochen. „Ich kann — ſo läßt er ſich den Glauben äußern — von der Realität meines Glaubens überzeugt ſein. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im Praktiſchen ſo wirkſam erweiſt? Werden wir durch's Praktiſche doch unſeres Daſeins ſelbſt erſt recht gewiß.“ Es iſt wichtig zu erkennen, wie Leſſing ſich der Macht wie der Grenzen dieſer der inneren Erfahrung eigenen Evidenz ganz klar bewußt iſt. Er vertheidigt ſeinen Satz an mehreren Stellen gegen Götze, in dem er an die Einſchränkung deſſelben erinnert; dieſe Evidenz ſei dem Chriſtenthum übrig, wenn jede andere Art von Begründung verſagen ſollte; dann „bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten erlangt haben“ (10, 127); denn ein jeder von dieſen „fühle, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegriff beruhigt“ (10, 160). Zugleich aber deutet er auch die Macht dieſer rein ſubjektiven Evidenz, verglichen mit jeder Be-

gründung durch den Gedanken, an, wenn er ſagt, ein ſolcher „fühle wo andere ſich zu denken begnügen“ (10, 150). Unübertrefflich ſpricht Leſſing beides, die Begrenztheit wie die Gewalt dieſes Ueberzeugungsgrundes in dem Worte aus, daß unter ſeinem ſchützenden Schilde eben nur ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, Raum habe (10, 163).

Treten wir nun aus dieſem Kreis der ſubjektiven Evidenz heraus: giebt es für das Chriſtenthum eine andere? In den Collektaneen zur zur Literatur (11, 371) ſagt Leſſing: „Wider die vielen Werke welche in neuerer Zeit für die chriſtliche Religion herausgekommen, gilt es, daß ſie nicht allein ſehr ſchlecht beweiſen, was ſie beweiſen ſollen, ſondern auch dem Geiſte des Chriſtenthums ganz entgegengeſetzt ſind, als deſſen Wahrheit mehr empfunden ſein will, als anerkannt, mehr gefühlt als eingeſehen. Dieſes zu erhärten müßte man zeigen, daß die für die Religion geſchriebenen Werke der Kirchenväter nicht ſowohl Behauptungen derſelben als blos Vertheidigungen gegen die Heiden geweſen ſind. Sie ſuchten die Gründe gegen ſie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für ſie feſtzuſetzen.“ Alſo noch einmal die Frage: welchen Gebrauch kann die Begründung des Chriſtenthums von der wiſſenſchaftlichen Evidenz, der Evidenz des Gedankens machen? Für die Begründung — ſcheint die Antwort — keine; nur für die Abwehr wiſſenſchaftlicher Angriffe. Ganz in dieſem Sinn ſagt dann Leſſing bei der Publikation der Fragmente, an Vernunftwahrheiten Offenbarungswahrheiten anfügen, ſei nicht anders als die Chiromantie an die Mathematik anfügen: Chiromantie und Offenbarung „gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſätze;“ ihre Evidenz bleibt in alle Ewigkeit eine andere als die von Vernunftwahrheiten (10, 17). Ja da nunmehr weiter alle ſchriftliche Ueberlieferung innere Wahrheit nicht erſetzen kann (10, 10): ſo bleibt auch hier die ganz ſubjektive Evidenz der inneren Erfahrung der Ueberzeugungsgrund für das Chriſtenthum. Aber wie? Wir retten das perſönliche Chriſtenthum, doch wir laſſen Theologie, ja die Kirche, welche eines objektiven Ueberzeugungsgrundes zu bedürfen ſcheint im Stich! Ich zweifle keinen Augenblick daß Leſſing über die Unmöglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Evidenz für die Wahrheit des Chriſtenthums ſchon damals völlig im Reinen war. Wenn er der Vernunft offen hielt, eine Demonſtration vorzulegen, daß eine Offenbarung ſein könne, ſein müſſe, welche es ſei: ſo ſpielt dabei eine gutmüthige Ironie um ſeine Lippen. Ueber die Bedingungen einer Kirche in ſeinem Zeitalter ergab ſich ihm wohl auch ſpäter durchaus kein poſitives Reſultat, wenigſtens findet ſich keine Spur davon in Schriften oder Briefen; und wenn Gervinus ſagt, hätte Leſſing länger gelebt, hätte ſein Zeitalter für kirchliche Dinge Sinn gehabt, ſo würde er vielleicht dem

Proteſtantismus von populärer conſtitutiver Seite eine neue Entwickelung gegeben haben, ſo würde er uns durch Mittheilung einer Stelle verbinden, in welcher Leſſing irgend ein Intereſſe für die Bedingungen einer Kirchengründung im Zuſammenhang mit ſeiner Reform der Religionsanſchauungen zeigte. Nichts lag Leſſing ferner als das.

Alſo er hielt ſich auf der Linie der Vertheidigung. Seine Vertheidigung wollte nur das perſönliche Chriſtenthum ſchützen. Ein Angriff lag vor, welcher die Möglichkeit der Offenbarung überhaupt, die Möglichkeit daß das Judenthum, daß das Chriſtenthum eine ſolche enthielten verneinte. Dieſem Angriff gegenüber erſann er die Hypotheſe von der Erziehung des Menſchengeſchlechtes; auch ſie war in ihm fertig als er die Fragmente publicirte. Gott ſelber hatte nur die Wahl zwiſchen den Wegen die in der Ordnung der Welt Raum hatten; er wählte den beſten, nicht den unbedingt guten, einen Weg auf welchem die Wahrheit allmählich an alle kommt, freilich nur allmählich, nur durch eine Reihe von Entwickelungsſtufen, aber endlich doch an alle. Der Grundgedanke des Schluſſes der Erziehung welcher damals noch nicht publicirt war, der Gedanke daß jeder einzelne Menſch die Bahn zu durchlaufen habe, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelange, iſt die Löſung des Problems welches Reimarus aufgab, und das Leſſing hinreißend ausſprach: „Weh dem menſchlichen Geſchlecht wenn in dieſer Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluſt dieſer einzigen müſſen alle den bitterſten Antheil nehmen, weil jede von allen dieſe einzige hätte ſein können. Und welche Seligkeit iſt ſo überſchwänglich, die ein ſolcher Antheil nicht vergällen könnte?“ (10, 19) — die Offenbarung gelangt auch auf dem hiſtoriſch vorliegenden Weg an alle. Ebenſo löſen ſich die Zweifel gegen die Offenbarung im alten Teſtament durch den Gedanken eines göttlichen Erziehungsplanes, in welchem die Idee der Unſterblichkeit eine ſpätere Stelle hatte. Es löſen ſich die Zweifel gegen die Offenbarung des Chriſtenthums — wenn man das neue Teſtament als eine hiſtoriſche Quelle nimmt, nicht als ein inſpirirtes Ganze von Offenbarungen.

Denn dies iſt nun die nothwendige Ergänzung um Leſſing's Stellung ganz zu überſehen: die innere Wahrheit des Chriſtenthums iſt in der Erfahrung des Chriſten begründet; es iſt möglich ſie zu vertheidigen, zu retten den Angriffen der Wiſſenſchaft gegenüber; aber unter Einer Bedingung allein, man laſſe das orthodoxe Syſtem des Proteſtantismus fahren! man verzichte auf die Begründung des proteſtantiſchen Glaubens auf den Kanon, als auf ein inſpirirtes Ganze göttlicher Offenbarungen!

Hier liegt der Radicalismus der Leſſing'ſchen Theologie. Und an dieſem Punkt wirkte Leſſing unmittelbar auf die theologiſche Bewegung. Wie

das mit ſchnellwirkenden Ideen der Fall zu ſein pflegt, iſt er gerade hier getragen von einer Genoſſenſchaft Gleichſtrebender, unter welchen Michaelis und Semler hervorragen.

Semler wird immer der Ruhm bleiben der Reformator der proteſtantiſchen Theologie geworden zu ſein, indem er die Lehre vom Kanon, das Fundament des altproteſtantiſchen Lehrbegriffs, in jenen berühmten vier Bänden vom freien Gebrauch des Kanons vernichtete. Wer ſich eingehend mit ihm beſchäftigt hat, muß hingeriſſen werden durch dieſe geniale Spürkraft welche ſo wichtige Reſultate der neueſten Kritik ahnte. Welch ein Bild dieſe Männer! Michaelis, wie er als armer pietiſtiſcher Student im Halleſchen Waiſenhauſe von hiſtoriſchen und geographiſchen Studien ergriffen wird, wie er dann auf der bodlejaniſchen Bibliothek hebräiſche Vokale vergleicht nach dem Verzeichniß ſeines Vaters, ohne Ahnung von der lächerlichen Nichtigkeit dieſer Arbeit, und wie er zugleich in dieſer Weltſtadt endlich ſeine geographiſchen Intereſſen vollauf ſättigen darf, wie dann aus dieſen mächtigen Impulſen das „moſaiſche Recht" erwächſt. Und Semler dann, auch er ein armer pietiſtiſcher Theologe, den Baumgarten in ſeine ungeheure Bücherwühlerei hereinzieht, wie er bei dem Kanzler von Wolf mit Voltaire zu Tiſch ſitzt und erſtaunt von der Unterſcheidung von Theologie und Religion etwas vernimmt, ihm unvergeßlich, wie er in Baumgarten's Bibliothek lebt, an deſſen Nachrichten von einer Halleſchen Bibliothek (Baumgarten's eigner), an ſeiner Welthiſtorie ſich bildet, wie ſo die Meinungen jener engliſchen und franzöſiſchen Forſcher ſich ſeiner Seele bemächtigen, wie er nun das Chaos der theologiſchen Meinungen nach ſeinen neuen Geſichtspunkten durchwühlt, überall ganze Perſpektiven neuer Entdeckungen erblickt, ſo lange Baumgarten lebt ehrerbietig ſchweigt, dann endlich mit ſeinen Anſichten heraustritt, welche zuerſt im deutſchen Geiſt jenen hiſtoriſch-kritiſchen Zug wecken, der ſich dann auf allen Gebieten ſo mächtig erhob.

Was war das Reſultat Semler's? Die Lehre von dem Kanon als einer Einheit, als einem Ganzen, mit jenem Syſtem ihrer Affektionen d. h. ihrer göttlichen Eigenſchaften iſt ein Niederſchlag aus den langjährigen Streitigkeiten des Proteſtantismus mit der katholiſchen Kirche. Die nähere Unterſuchung zeigt vielmehr daß dieſe Schriften des Kanon lauter einzelne Mittel waren, bei den beſchränkten chriſtlichen Gemeinden einen damaligen Endzweck zu erreichen. Daraus ergiebt ſich, als Conſequenz für die geſchichtliche Theologie, die Aufgabe einer literar-hiſtoriſchen Unterſuchung dieſer Schriften, ihres Urſprungs, ihrer ſchriftſtelleriſchen Abſicht. Denn „dieſe Aufſätze ſind ſo ungleichen Inhalts als die Fähigkeiten der erſten Schule ungleich waren." Aus dem Localen und Temporellen müſſen ſie

begriffen werden; denn die moraliſche Welt iſt wie die phyſiſche in verſchiedne Klimate eingetheilt. Und ſo anticipirt denn Semler einen guten Theil der neueren Anſchauung von der Entſtehung des Kanons inmitten eines Parteikampfes, in welchem der Judaismus, als das geiſtige Klima unter welchem das Chriſtenthum entſtand, mit der urſprünglichen Faſſung des Chriſtenthums rang. Und hieran ſchließt ſich dann die andere Conſequenz für die dogmatiſche Theologie. Die Bibel enthält ihm nicht mehr die Wahrheit ſchlechthin; um dieſe zu gewinnen bedarf es einer Ausſcheidung des Localen und Temporellen in ihr. Wenn Bunſen neuerdings von einer Uebertragung der Bibel aus dem Semitiſchen in das Japhetitiſche geſprochen hat, ſo war das ganz in Semler's Anſchauung. Die Bibel iſt ganz durchdrungen von Judaismus. „Alle Meinungen welche Chriſtus Endzweck nicht betreffen und nicht eigentlich hindern, hat Chriſtus ſo wenig widerlegt als er eine Encyclopädie aller wahren Erkenntniß hat geben wollen."

So war als Leſſing auftrat bereits die Axt an die Wurzel gelegt von einer mächtigen Hand. Weder Strauß noch Schwarz würdigen dies thatſächliche Verhältniß. Jene unſterblichen Axiome Leſſing's ruhen ganz auf dem Fundament der Unterſuchungen Semler's; es iſt ſehr irrthümlich lauter damals neue Wahrheiten in ihnen zu finden; dieſe Wahrheiten bilden vielmehr den Punkt von welchem Leſſing weiterging. Ich ſtelle die Axiome zuſammen welche nur Reſultate Semler's ſind: „die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. Es iſt bloße Hypotheſe daß die Bibel in dieſem Mehreren gleich unfehlbar ſei. Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion. Auch war die Religion ehe eine Bibel war. Das Chriſtenthum war ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit ehe der erſte von ihnen ſchrieb und eine ſehr beträchtliche ehe der ganze Kanon zu Stande kam." Die einfachen Folgerungen aus dieſen Sätzen, ſowie die erkenntniß-theoretiſche Einſicht in die Natur von Geſchichtswahrheiten gehören Leſſing, und dieſe in den Axiomen allein.

Aber Leſſing hatte, um die bisherige Theorie vom Kanon ganz zu vernichten, um in die neuen Unterſuchungen mächtig einzugreifen, welche eine hiſtoriſch-kritiſche Theologie begründeten, eine Anſchauung von der älteſten Ueberlieferung des Chriſtenthums aus dem Studium der Kirchenväter entwickelt, die von der höchſten Originalität und zugleich von der höchſten Tragweite war. Die allerälteſte Form der Tradition iſt die der regula fidei; dieſe regula beherrſchte auch dann noch den Glauben als andere ſchriftliche Aufzeichnungen über das Chriſtenthum hervortraten; von dieſen war die älteſte das Evangelium der Nazaräner, aus dem ſich

dann unſere drei erſten Evangelien entwickelt haben. So jene Theſen aus der Kirchengeſchichte.

Wir überblicken nunmehr die Antitheſe Leſſing's gegen Reimarus, gegen jeden gründlichen, radicalen Angriff auf das Chriſtenthum der damals vorlag. Die Wahrheit des Chriſtenthums ruht für den Chriſten, mit einer ſubjektiven, aber unbedingten Evidenz, in ſeiner inneren Erfahrung. Dagegen iſt die ſtrenge Wiſſenſchaft im Stande jeden bisherigen Angriff welchen ſtrenge Wiſſenſchaft machte in ſeiner Nichtigkeit aufzuzeigen. Aber freilich unter der Bedingung daß dieſem Angriff die ganze Breite des Kanons als eines Inbegriffs göttlicher Offenbarung entzogen werde. Erſt nachdem das Chriſtenthum in einer regula fidei überliefert worden war, entſtanden die Evangelien, und zwar die drei erſten als freie, daher vielfach widerſprechende Bearbeitungen des Nazaränerevangeliums. Alſo kennt man, dieſem gemäß, den Kanon hiſtoriſch-kritiſch: ſo läßt ſich ſehr wohl ein Gang der Offenbarung als einer Erziehung des Menſchengeſchlechts vertheidigen, in welchem Judenthum und Chriſtenthum Stufen ſind.

Als Leſſing die Fragmente edirte, war dieſe Antitheſe gegen dieſelben ausgebildet, niedergeſchrieben, mit ſtrenger Gelehrſamkeit begründet. Nun begreift man wohl mit welcher Erwartung, ja mit welcher Ungeduld Leſſing nach den Kämpfern ausſah die zu ihm hinab auf den Plan ſteigen würden.

Götze kam, ein ziemlich angeſehener Theolog. Mit dem Jahr 1778 trat er gegen Leſſing auf. Dieſer verſuchte ihn vermittelſt der Axiome in den Kreis ſeiner ſcharfen Unterſuchungsreihen zu bannen. Umſonſt! Er ſollte eine Art von Kampf durch Mißverſtändniſſe, triviale Einwendungen die nichts widerlegen, Conſequenzen die nicht unvermeidlich ſind, Perſönlichkeiten die nicht zur Sache gehören, kennen lernen, welche ihrer Natur nach unbeſiegbar ſcheinen, weil man nirgend ſie feſtzuhalten im Stande iſt. Wer verargt Leſſing wenn er mit einer leidenſchaftlichen Ungeduld dieſen ergebnißloſen Kampf führte? Sein Genie allein war im Stande, dieſem Kampf, wie er nun nach der Natur des Gegners war, die höchſte Wirkung zu geben. Er erwartete den Mann welcher ihm Gelegenheit geben würde die Theorie des orthodoxen Syſtems durch ſeine neuen Entdeckungen zu bekämpfen; inzwiſchen warf er ſich auf den Charakter in welchem dies Syſtem ſeit Luther's Schülern ſchon vertheidigt worden war; ſein dramatiſches Genie ſchuf in Götze den Repräſentanten dieſes Charakters und völlig vertieft in dieſe Schöpfung, begann er mit Götze eine Komödie zu ſpielen, der Charakter des alten Syſtems und der Charakter der neuen Forſchung als Spieler und Gegenſpieler, die ihn hinriß, in den ſchmerzlichſten perſönlichen Verhältniſſen leidenſchaftlich beſchäftigte. Der Ge-

lehrte war wieder in den dramatiſchen Dichter aufgegangen, er bezeichnete dieſe Blätter geradezu als theatraliſche Arbeit (12, 501), und es war eine ganz natürliche Wendung als er dieſen Streit auf dem Theater ſelber in Nathan dem Weiſen abzuſchließen den Entſchluß faßte.

Denn Götze war in demſelben Augenblick verſtummt, in welchem Leſſing ihn bei einer Reihe von Sätzen feſtzuhalten unternahm, die ſeine Theorie von der Tradition hiſtoriſch-kritiſch begründeten. Das geſchah gegen Ausgang des Jahres 1778 welches im Kampf gegen Götze verlief; ſeit dem Auguſt hatte er an den Nathan zu denken begonnen, den 1. December erhielt ſein Bruder ſchon die erſte Sendung für den Druck. Im März 1779 als er eben mit der Ausarbeitung des fünften Aktes beſchäftigt war, erſchien die Streitſchrift Semler's gegen ihn, kam ihm ſofort in die Hand (12, 530 vgl. 524) und verſetzte ihn in eine ungeheure Aufregung. Im April 1779 ward dann auch die lange von ihm erwartete Streitſchrift Walch's ausgegeben. Wie er ſich ausdrückte: „endlich laſſen ſich doch die großen Wespen auch aus dem Loche ſchrecken."

So war der Nathan kaum vollendet als er ſich, ſchon mit ſehr ſchwankender Geſundheit, leidenſchaftlich erregt, in den Kampf mit den gelehrteſten Theologen ſeiner Zeit warf, und zwar unter allen Anzeichen der Freude, daß nun endlich die Sache ernſt werde. Die zweite fruchtbarere Epoche des theologiſchen Kampfes ſollte beginnen, mit würdigen Gegnern, um die Sache ſelber. Hier, am Schluß ſeines Lebens, iſt es nur der Ton ſeiner Briefe der uns Aufklärung giebt und — der Befund der Sektion. Vom Sommer 1779 bis zu dem 15. Februar 1781 an welchem er ſtarb, iſt von ihm nichts erſchienen als ein Bogen Fortſetzung von Ernſt und Falk, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, die ſchon vor dieſer Epoche entweder ganz oder faſt ganz fertig war, ein paar bibliothekariſche Beiträge. Dagegen war ſchon im Beginn 1778 die neue Hypotheſe ausgearbeitet worden, für deren Abſchluß es kaum noch einer großen Anſtrengung bedurfte. Und Leſſing der ſonſt ſo kurzweg von ſeinen Arbeiten redete war ſelber voll von ihr; „etwas Gründlicheres glaube ich in dieſer Art noch nicht geſchrieben zu haben und ich darf hinzuſetzen auch nichts Sinnreicheres." Dann im Sommer 1779 hatte er die Ausarbeitung der Briefe über die regula fidei als älteſte Geſtalt der formulirten Tradition begonnen; der wichtigſte Brief an Walch fand ſich in ſeinem Nachlaß ebenfalls ſo gut als fertig und iſt an Scharfſinn wie an Gelehrſamkeit eine eminente Arbeit. Dies Alles blieb liegen, gelehrte, epochemachende, mit der höchſten Anſtrengung des Geiſtes entworfene Arbeiten. Es kann kein Zweifel ſein daß ſich Leſſing, körperlich ganz zerrüttet, geiſtig tief verſtimmt, nicht im Stande fühlte ſie zu vollenden wie

er gern wollte, ſie gegen die Angriffe aufrecht zu erhalten die er erwarten mußte.

Ich weiß nichts Tragiſcheres in der intellektuellen Geſchichte als Leſſing, in der Enge von Wolfenbüttel, ganz einſam und ohne Genoſſen in allem was ihn bewegte, ſchon ſeit vielen Jahren, einen ungeheuren Kampf auf den Schultern und die Kraft dieſer Schultern verſagend — jedes Organ ſeines Körpers krank, die äußeren Verhältniſſe zerrüttet, überall gegen ihn das Mißtrauen der Leute die mit Gott in Frieden leben um nicht mit der Obrigkeit in Krieg zu gerathen — es iſt nicht die Tragödie der Vanini und Galilei, aber eine ächt bürgerliche deutſche Tragödie.

Wenden wir uns alſo zu den Reſten ſeiner Arbeiten über die Ueberlieferung des Chriſtenthums in der älteſten Zeit, nicht wie zu Abfällen ſeines Lebens die liegen blieben, ſondern als zu einem mächtigen Plan zu deſſen Vollendung ihm die Kraft verſagte.

Eine chronologiſche Notiz iſt auch hier unvermeidlich. In die Zeit nach dem Frühjahr 1779, und in Einen Plan, den er nach Vollendung des Nathan faßte, gehören: „Bibliolatrie“ — „von den Traditoren“ — „gegen Leß“ — „Briefe an Walch.“ — Und zwar war wohl eine Schrift über Bibliolatrie gegen Walch der erſte Plan; als dann der Stoff ſich häufte — oder wer weiß aus welchen anderen Urſachen? — war er Ende des Jahres zu der Form von Briefen entſchloſſen. Dieſen aber wollte er den Aufſatz über die Traditoren vorausſchicken. Ein Brief an Leß in jener Briefreihe war ebenfalls beabſichtigt. Eine Auseinanderſetzung mit Semler behielt er ſich dagegen für ſpäter vor. Die Anmerkung von Leſſing's Bruder, die Lachmann aufnahm, iſt, wie mehrere andere, ganz falſch: es handelte ſich natürlich in keinem Fall um eine Fortſetzung des Streits mit Götze, ſondern um eine Schrift gegen Walch. Daß die Schrift von den Traditoren in dieſe Zeit nach Ausbruch des Streites fällt, läßt ſich, einem etwaigen hartnäckigen Skeptiker gegenüber, aus der Beziehung der Anmerkung zu §. 1 auf Walch 189. 190 beweiſen.

Das erſte hiſtoriſch-kritiſche Reſultat Leſſing's iſt: der chriſtliche Glaube, in ſeinem weſentlichen Gehalt zuſammengefaßt, war als regula fidei, Glaubensregel, fixirt bevor noch ein Buch des neuen Teſtaments exiſtirte; ja ſie iſt, als die „Anordnung unter welcher die Gemeinden zuſammengebracht wurden“ älter als die Kirche; als dann die Schriften des neuen Teſtaments nach und nach erſchienen, waren ſie der Lektüre der Laien nur durch die Erlaubniß des Presbyters, der ſie in Verwahrung hatte, zugänglich, und wurden in ihrer Geltung ſelber nach ihrer Uebereinſtimmung mit der Glaubensregel beurtheilt; aber auch als die bibli-

ſchen Schriften recipirt waren, erwies man weder die chriſtliche Religion aus ihnen noch ließ man ſie auch nur als authentiſchen Commentar der regula fidei gelten. Dies war die Stellung der Bibel in der Tradition der Glaubenslehre für die ganze Epoche der conſtituirenden vier erſten Jahrhunderte. Die kanoniſchen Schriften waren nicht die Quelle, ſondern nur die älteſten Belege der Glaubenslehre. Demgemäß iſt die regula fidei der Fels auf welchem die Kirche Chriſti erbaut worden, nicht die Schrift, nicht Petrus und deſſen Nachfolger.

Die Folgerung iſt offenbar: ſowohl die katholiſche als die proteſtantiſche Kirche ſtützen die Glaubenslehre auf eine falſche Autorität. Semler umkreiſt in ſeinem „freien Gebrauch des Kanons“ dieſe Folgerung mit Scheindiſtinktionen; aber auch ſeine Schrift hat kein anderes Reſultat. Die bibliſchen Schriften ſind Gelegenheitsſchriften, welche keineswegs alle für alle Bildungskreiſe Quelle des Glaubens ſein können (ſo in der Vorrede des erſten Bandes); ihre Kanonicität war nichts als eine Feſtſetzung der Cleriker, wonach dieſe und keine anderen Bücher zum Vorleſen und zum verbindlichen Unterricht gebraucht werden durften (Bd. I S. 12).

Alſo mit Semler theilt Leſſing den Satz daß die neuteſtamentlichen Schriften in den erſten Jahrhunderten nicht in ſolcher Autorität ſtanden, daß die Glaubenslehre aus ihnen geſchöpft und begründet werden mußte. Andererſeits, und dies muß wohl beachtet werden, ſeine Theorie daß dieſe Glaubenslehre von den Apoſteln, ja vielleicht von Chriſtus her in Form einer Glaubensregel überliefert worden ſei, fand er in jeder gründlichen katholiſchen Kirchengeſchichte ausgeführt, man vergleiche etwa die dreizehnte Diſſertation des Natalis Alexander über die Probleme des erſten Jahrhunderts.

So war in den Theſen der nöthigen Antwort von 1778 gar nichts Leſſing Eigenes. Ja man durfte ihm verdenken daß er eine Theorie erneuert hatte, in ihrem alten unhaltbaren Umfang erneuert, welche Basnage und andere proteſtantiſche Forſcher mit einleuchtenden Gründen widerlegt hatten. Dort hätte er ſchon die jetzt anerkannte Vermuthung finden können, daß dieſe Glaubensformel erſt den Kämpfen des zweiten Jahrhunderts angehörte, wie denn die Spuren derſelben in den pſeudoignatianiſchen Briefen am meiſten inſtruktiv ſind. Noch mehr vielleicht durfte man ihm verdenken daß er die Fragen, ob dieſe Glaubensregel fixirt geweſen ſei bis auf das Wort, zu welcher Zeit, welchen Umfang ſie damals gehabt, in einem ihm ſonſt ganz fremden Halbdunkel gelaſſen hatte.

Man durfte ihm das verdenken. Obwohl zu ſeiner Zeit noch niemand die einfache Wahrheit in dieſer Frage ſah. Die Kirche der älteſten Jahrhunderte hielt nicht eine Glaubensregel zuſammen, nicht ein Kanon, über-

haupt keine geſchriebene Lehre, ſondern die apoſtoliſche Tradition, die Autorität der Apoſtel, der Apoſtelſchüler, dann der Cleriker, welche an ihre Stelle traten — die Ordnung der Gemeinden alſo und keine Lehre.

Die Bedeutung der Theorie Leſſing's liegt in ihrem negativen Theil, und ſo zu ſagen in der allgemeinen Richtung des poſitiven. Die Kirche der erſten Jahrhunderte iſt nicht auf die Schrift gegründet; ſie iſt auf Tradition gegründet. Daher läßt ſich die Bedeutung dieſer Theorie auch erſt ganz überſehen in der vortrefflichen Kritik der Walch'ſchen Sammlung all der Stellen, durch welche die proteſtantiſche Dogmatik die Autorität des Kanons in den erſten Jahrhunderten geſchichtlich zu beweiſen ſich im Stande glaubte. Wir würden fürchten die Geduld unſerer Leſer zu ermüden, wenn wir auf Leſſing's geniale Behandlung einzelner Stellen eingingen. Er erſcheint kritiſch-philologiſch Walch durchaus ſuperior und hat wenigſtens den Gebrauch, welchen Walch von dieſen Beweisſtellen machte, gänzlich zurückgewieſen. Nur dies, weil man es zu einem Angriff auf Leſſing benutzt hat: wenn Lücke Leſſing wie einen Dilettanten behandeln zu dürfen glaubt, und ſich in dieſem Verfahren darauf ſtützt, daß derſelbe ſobald Walch's Schrift erſchienen ſelbſt zu einer Begrenzung ſeiner Behauptung von der Geltung der Schrift in den erſten vier Jahrhunderten auf ihre Geltung bis zum nicäniſchen Concil genöthigt worden ſei: ſo überſieht vielmehr er, daß Leſſing von vorn herein, bevor Walch's Schrift erſchien, ſeine Behauptung in dieſen Grenzen gedacht hatte: denn er bemerkt ſchon 1778 (10, 247) ausdrücklich daß die Arianer dieſe Geltung des Kanons in die Kirche eingeführt hätten.

Wir kommen zum zweiten hiſtoriſch-kritiſchen Reſultate Leſſing's, ſeiner Hypotheſe über die Evangelien. Der geniale Kritiker ſelber hat ſie für ſeine gründlichſte bedeutendſte hiſtoriſch-kritiſche Arbeit erklärt. Auch Strauß ſagt: „zwei Bogen welche die fruchtbaren Keime aller ſpäteren Forſchungen über dieſen Gegenſtand enthalten.“ Leſſing war der erſte welcher den wahren Ausgangspunkt für alle kritiſche Evangelienforſchung zu nutzen verſtand: das merkwürdige Verhältniß der drei erſten Evangelien zu einander welchem gemäß ſie denſelben Stoff, oft mit denſelben Worten, aber mitten in dem wörtlich Gleichlautenden dann wieder mit vielen bedeutenden und unbedeutenden Abweichungen in der Erzählung des Faktiſchen, in einer ganz verſchiedenen Ordnung erzählen. Er zog einen Schluß, auf welchen alle kritiſchen Verſuche in anderer Richtung immer wieder zurückgeführt haben: alle drei Evangelien benutzen eine frühere Faſſung des Stoffs. Und er machte dann die tiefgreifende richtige Entdeckung daß dieſe früheſte Faſſung in einem nahen Verhältniß zu dem noch zur Zeit des Hieronymus vorhandenen häretiſchen Evangelium der Ebioniten ſtehe.

In der weiteren Ausbildung dieſer Hypotheſe iſt Einiges problematiſch, Anderes bedarf der Ergänzung. Jede nähere Einſicht in die Parteiverhältniſſe, unter denen ſich die Evangelien bildeten, hat beſtätigt daß die älteſte Faſſung des evangeliſchen Stoffs einer Anſchauungsweiſe angehörte, welche die Kirche ſehr bald darauf als Ebionitismus verdammte, daß alſo dieſe Faſſung dem ebionitiſchen Evangelium naheſtand von dem wir ja — man vergleiche nur Credner — Fragmente genug beſitzen. Aber dieſe erſte Faſſung unterlag, bis zum ebionitiſchen Evangelium, wie es Hieronymus vor ſich hatte, manchen Umgeſtaltungen, wir haben alſo auch in dieſem nicht das einfache Urevangelium wie Leſſing annahm. Dann bedarf Leſſing's Anſicht über die Art wie dieſes Urevangelium ſich zu unſeren Evangelien geſtaltete der Ergänzung. Er hatte noch keine Einſicht in das Walten der mündlichen Tradition welche in der Evangelienbildung thätig war; noch keine Einſicht in die Einwirkung der Parteigegenſätze auf dieſelbe; endlich dachte er ſich auch die Aufzeichnungen nicht mannichfaltig genug: die Fülle des erregteſten Lebens in dieſen chriſtlichen Gemeinden war ihm noch nicht anſchaulich genug, daher er den Vorgang der Evangelienbildung zu einfach conſtruirte. Aus dieſem Mangel entſprangen dann entſchiedene Irrthümer in der Ausbildung der Hypotheſe. Wenn er Matthäus für den erſten Ueberſetzer dieſes Urevangeliums hielt: ſo machte er dabei aus der Nachricht des Papias ohne Nöthigung etwas völlig anderes als ſie beſagt. Wenn er in der Vorrede des Lucasevangeliums anſtatt verſchiedenartiger Aufzeichnungen wie ſie da erwähnt ſind ſein Urevangelium als Quelle angegeben fand, ja den Titel deſſelben „Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge“ mitgetheilt: ſo that er hier der Sprache Gewalt an, ebenſo ohne Nöthigung.

Trotz alledem — wie genial, wie epochemachend der Griff im Ganzen und Großen war, wie wenig ihm vorzuwerfen, daß er nicht ſchon ſah was ſo viel ſpäter entdeckt wurde: das veranſchaulicht am beſten der erſte welcher ſeine Hypotheſe fortbildete und in das Detail der gelehrten Theologie einführte, Eichhorn, welcher 1794 zuerſt mit ſeiner Theorie vom Urevangelium hervortrat. Dieſer hat die Anſchauung der Evangelienbildung von Leſſing angenommen und unternimmt nun, ſo viel Bearbeitungen des Urevangeliums zu conſtruiren, daß Uebereinſtimmungen und Abweichungen der Evangelien untereinander begreiflich werden: die Geſchichte der Evangelienentſtehung ward damit zum Rechenexempel, dieſe Evangelienbildung ſelber zu einer eintönigen Fabrikation nach derſelben Schablone. Man kann ſagen daß der eminente Scharfſinn Eichhorn's durch dieſe Ausführung die Mängel der Leſſing'ſchen Vorausſetzungen über Evangelienbildung auf-

deckte. So ward eine Theorie die auf Leſſing's Hypotheſe gegründet war zum Knotenpunkt der geſammten ſynoptiſchen Kritik, durch ihren wahren methodiſchen Ausgangspunkt wie durch ihre Einſeitigkeit. Und zugleich darf man ſagen daß Leſſing ſelber ſchon über dieſe Einſeitigkeit hinaus gewieſen hatte. Er mit ſeinem genialen Takt würde dieſe Mängel, einer ſolchen Ausführung gegenüber, ſofort eingeſehen haben; ja er hat Andeutungen über eine mündliche Tradition, welche ſchon Herder gegenüber Eichhorn's apoſtoliſcher Kanzlei geltend machte. Erſt Gieſeler hat 1818 dieſe mündliche Ueberlieferung in die Anſchauung der Evangelienbildung wirklich eingeführt; aber hätte nicht Leſſing bei ſeiner Unterſuchung der von „dem Evangelium" handelnden Stellen, welche Walch für die vorhandenen Evangelien irrthümlich in Anſpruch nahm, ſeine Glaubensregel zu ſehr im Sinne gehabt, ſo würde er die Bedeutung der mündlichen Tradition für die Evangelienbildung hier ſchon begriffen haben.

Begründete Leſſing ſolchergeſtalt die Kritik der drei erſten Evangelien, ſo durchblickt er zugleich die Bedeutung des Johannesevangeliums im Gegenſatz zu den drei erſten für die Entwickelung der chriſtlichen Kirche. Die kritiſche Analyſe deſſelben in Bezug auf ſeine Entſtehung begann freilich erſt 1820 in Bretſchneider's Probabilien. Die Einwirkung der Evangelien auf die Entwickelung der Kirche, ihr inneres Verhältniß, ihre verſchiedene Abſicht hat Leſſing bereits in kühnen aber ganz wahren Grundlinien hingeſtellt.

Andere Unterſuchungen noch haben ihn, wie ſein Nachlaß zeigte, beſchäftigt. Schon jene Anſicht über die epochemachende Stellung der Arianer in der Geſchichte des Kanon zeigt ihn mit dieſer mächtigſten Sekte des chriſtlichen Alterthums beſchäftigt; andere Bruchſtücke treten hinzu. Ebenſo ſolche über die Offenbarung Johannis.

Alles Fragmente, begonnene Unterſuchungen! Niemand kann erwarten daß der Mann welcher über ihnen hinwegſtarb eine abgeſchloſſene wiſſenſchaftliche Anſicht vom Chriſtenthum hatte. Leſſing iſt der erſte Religionsforſcher in großem Stil, der in Deutſchland hervortrat. Denn er zuerſt vereinigte hier die beiden Bedingungen dieſes Studiums, hiſtoriſche und philoſophiſche Forſchung. Aber er begann nur. Er war wie ein Belagerer, den ſchon während er die erſten Schanzgräben nach allen Regeln der Kunſt, mit allen Mitteln des Genies zieht, eine tückiſche Kugel trifft.

Ein anderes ſind dieſe Forſchungen, ein anderes die letzten perſönlichen Anſchauungen, in welchen der Forſcher lebte während er arbeitete. Als Leſſing die Fragmente 1777 veröffentlichte, eröffnete er den Kampf um die Geltung des Chriſtenthums ſelber. Er für ſich dachte ſich nur als Wärtel bei demſelben. Er ſchied die Sicherheit des Chriſtenthums

in der Tiefe des Gemüths wie eine Welt für ſich von den Aufgaben wiſſenſchaftlicher Discuſſion und Forſchung ab. Er beſtimmte was gegenüber dem Angriff fallen gelaſſen werden müßte, die alte Theorie des Kanon, damit dieſer Kanon nicht das Chriſtenthum ſelber in ſeine Niederlagen verwickele. Er deutete einen Weg an das Chriſtenthum zu retten. Die Gegner kamen, ſie griffen ihn ſelber an, ſie wollten ſchlechterdings von dem Chriſtenthum nichts wiſſen welches nach Zerſtörung der Autorität des Kanon übrig blieb. Er begann nunmehr, um hier eine ſtrenge wiſſenſchaftliche Grundlage zu ſchaffen, die älteſte Tradition des Chriſtenthums hiſtoriſch zu durchforſchen, worüber er dann ſtarb. Demgemäß iſt ſeine Anſchauung vom wahren Weſen des Chriſtenthums nicht zu voller Reife der hiſtoriſchen Einſicht gelangt. Nur wenn man dies nach den angegebenen Gründen begreift, kann man ſich in ſeinen Aeußerungen über dieſen Punkt zurechtfinden.

In der Hypotheſe über die Evangeliſten ſagt er vom Johannes: „nur ſein Evangelium gab der chriſtlichen Religion ihre wahre Conſiſtenz; nur ſeinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die chriſtliche Religion, allen Anfällen ungeachtet, in dieſer Conſiſtenz noch fortdauert und vermuthlich ſo lange fortdauern wird als es Menſchen giebt, die eines Mittlers zwiſchen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das iſt, ewig.“ Alſo hier wird der Glaube an die Unvergänglichkeit des Chriſtenthums, ganz wie ſpäter in dem Schleiermacher'ſchen Kreis auf das Bedürfniß eines Mittlers für alle Zeiten gegründet. Dieſe Anſchauung iſt offenbar in dem Fragment: die Religion Chriſti (1780) und in den betreffenden Parthien der Erziehung des Menſchengeſchlechts die ebenfalls erſt 1780 abgeſchloſſen wurde ganz aufgegeben. Hier wird ausgegangen von dem Unterſchied zwiſchen dem Chriſtenthum inſofern es Lehre Chriſti iſt und dem Chriſtenthum als einer Lehre von Chriſto, alſo dem Chriſtenthum ſofern Chriſtus ſein Urheber und ſofern er ſein Gegenſtand iſt. Und zwar iſt nach dem Fragment die Lehre Chriſti mit den klarſten und deutlichſten Worten gegeben, ſeine Perſon ein Problem; dem entſprechend iſt nach der „Erziehung“ dieſe Lehre Chriſti das älteſte Chriſtenthum, die Lehren, die mit Chriſti beſonderer Würde zuſammenhängen, ſind ein Zuſatz „deſſen Wahrheit weniger einleuchtend, deſſen Nutzen weniger erheblich war,“ und der dann angeſichts des neuen Evangeliums verſchwinden muß. Die Unterſcheidung des Evangeliums und des neuen Teſtaments Johannis greift hier ferner ein, um Leſſing's Anſchauung ſo weit ſie gediehen war, zu erhellen.

Wir faſſen dieſelbe nunmehr zuſammen. Das ächte Chriſtenthum iſt das älteſte. Der Inhalt dieſes älteſten Chriſtenthums iſt „die Rei-

nigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein anderes Leben zu empfehlen." Dieſer Zuſatz macht das unterſcheidende Weſen der Religion Chriſti aus, wenn man die Religionen mit einander vergleicht. Alſo die Frage in welcher das „Teſtament Johannis" endigt, ob wir ein Recht haben eine Liebe chriſtlich zu nennen welche auf keine chriſtliche Glaubenslehre gegründet ſei, iſt durchaus nicht ſchlechtweg von Leſſing bejaht worden. Dieſe älteſte Religion Chriſti mußte nun wohl den Zeitgenoſſen als eine bloße jüdiſche Sekte erſcheinen, und ſie wäre der Gefahr ausgeſetzt geweſen, ſo in der Fluth des jüdiſchen Sektenweſens wieder zu verſinken, wäre nicht die Anſchauung des Evangeliums Johannis hervorgetreten, welche die Perſon des Stifters zum Gegenſtand der Religion machte und Chriſtus als einem höheren Weſen ein Mittleramt zwiſchen Gott und dem Menſchen gab. Hierdurch erhielt das Chriſtenthum Conſiſtenz, ward eine ſelbſtändige unabhängige Religion neben dem Judenthum. Hiermit erhob ſich ein Kreis von Dogmen, welcher dann, im Gegenſatz zur Religion Chriſti, die chriſtliche Religion bildet, die Leſſing in der nöthigen Antwort (S. 240) als den „Inbegriff der Glaubenslehren beſtimmt welche in den Symbolis der erſten vier Jahrhunderte vorhanden ſind." Unter dieſen Glaubenslehren hebt er die Lehre von der Dreieinigkeit, der Erbſünde, der Genugthuung des Sohnes hervor. Und es iſt ein tiefſinniger ihm ganz eigener Gedanke wie er die hiſtoriſche Bedeutung dieſer chriſtlichen Religion, man verſtehe wohl, nur dieſe, gegenüber der Aufklärung vertheidigt. Die höchſte Reinheit des Herzens welche das Gute um ſeiner ſelbſt willen thut entſpringt erſt aus der höchſten Aufklärung. Demgemäß iſt das menſchliche Herz auf niederen Stufen der Vernunftentwickelung ſelbſtſüchtig. In dieſer Zeit der Vernunftentwickelung bedarf der menſchliche Geiſt, um nicht einem öden Materialismus zu verfallen, ſolche dogmatiſche Blöcke wie die bezeichneten Lehren ſind, ſie zu formen. Dieſe chriſtliche Religion war alſo nothwendig, hiſtoriſch nothwendig, um eine Zeit herbeizuführen in welcher ſie überflüſſig wäre.

Kann ein Zweifel ſein wo der unfertige Punkt in Leſſing's Anſchauung vom Weſen des Chriſtenthums lag? In der hiſtoriſchen Analyſe deſſen was er als die Religion Chriſti bezeichnet, was ihm das ächte, allein gültige Chriſtenthum iſt. Es iſt wunderbar wie er hier vor der Frage ſtand, welche für den inneren Gegenſatz in der Auffaſſung des Chriſtenthums, in der Stellung zu ihm auch in den letzten Jahrzehnten entſcheidend geweſen iſt. Die Religion Chriſti verkündigt ein Himmelreich, eine jenſeitige Seligkeit. Gut, auch Leſſing iſt von einer Fortdauer der Seele überzeugt, ſo feſt man von unbeweisbaren Wahrheiten überzeugt ſein kann; keineswegs iſt er der Anſicht von Strauß welcher dieſer Anſchauung

des Chriſtenthums gegenüber bemerkt, daß nur die religiöſe Vorſtellung, ihrer Unvollkommenheit gemäß, die Aufhebung der Unvollkommenheit in welche das Daſein vieler einzelner Menſchen unwiderruflich hinabgedrückt iſt, für dieſe Individuen von der Zukunft erwarte, anſtatt eben nur für das menſchliche Geſchlecht (Leben Jeſu, Umarbeitung, S. 205). Aber das ſteht Leſſing andererſeits ganz feſt: eine Sittlichkeit, welche dieſes künftige Leben zu ihrem Beweggrund hat, iſt noch unvollkommen. Dieſer große ächt religiöſe Gedanke arbeitet von Spinoza und Pascal ab bis auf Schleiermacher in allen bedeutenden ſittlichen Naturen. Und ſo wird unſer Verhältniß zur Religion Chriſti ein anderes ſein, je nachdem wir in Chriſti innerer Verfaſſung die Fortdauer als einen Beweggrund entdecken oder als eine ihn überall gleich ſeligen Engeln umſpielende verſöhnende Hoffnung. Vor dieſer Frage ſtand Leſſing ſtill. Seine Kritik der Quellen war lange nicht zu der Feinheit gediehen hier eine zweifelloſe Antwort zu geſtatten. Iſt es die unſere? Wer wagt, nicht etwa ſeinen Glauben hier allein auszuſprechen, nein eine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung ſtreng zu begründen?

Dieſe Lücke in ſeiner Anſicht wird alſo überall in ihren Conſequenzen zu ſpüren ſein. Aber auch ſo, auch ohne daß die hiſtoriſche Unterſuchung zu einem Abſchluß gediehen war, drängte es ihn, ein „Glaubensbekenntniß" abzuſchließen welches ſeine letzten Ueberzeugungen auseinanderſetze mit dem religiöſen Glauben. Dieſe Ueberzeugungen, wurzelnd in der Tiefe ſeines modernen Lebensgefühls, wie ſie ſtrebten ſich frei zu Gedanken zu geſtalten, hatten ihn genöthigt eine Auseinanderſetzung mit der Theologie zu unternehmen; ſie hatten ihn gezwungen ſich von der Autorität der theologiſchen Orthodoxie wie von der noch mehr peinigenden der theologiſchen Aufklärung zu befreien; nun galt es endlich inmitten ihrer dem großen Reſultat all dieſer Forſchungen und Kämpfe ſeinen Platz zu geben. Nicht mehr den alten Scheidekünſtler, der Theologie und Wiſſenſchaft auseinanderhält, haben wir hier nunmehr vor uns, ſondern den religiöſen Forſcher welcher dieſen gewaltigen Erſcheinungen ihre Stellung in dem Univerſum der moraliſchen Welt anweiſt. Vor dem Höhepunkt ſeiner Forſchungen ſtehen wir, vor ſeinem Teſtament an uns.

Unſer Geſichtskreis muß ſich über das Ganze der moraliſchen Welt erweitern, wollen wir hier ihm folgen. Denn dies iſt der Horizont unter welchen, am Abſchluß ſeines Lebens, für Leſſing auch die Religionen, auch das Chriſtenthum fallen. Ernſt und Falk überſchauen ihn, für die Erziehung des Menſchengeſchlechts bildet er den Hintergrund — die Werke Leſſing's von 1779 und 1780. W. Dilthey.

Der Thronwechsel in England im Jahre 1837 und die Abtrennung Hannovers.

Bis Neujahr 1837 erfreute sich Wilhelm IV., obwohl bereits ein Greis von 72 Jahren und mitunter von asthmatischen und gichtischen Beschwerden geplagt, einer robusten Gesundheit. Die einfachen, regelmäßigen Neigungen des alten Seemanns, dem das Hofleben als solches wenig, um so mehr aber der behagliche Aufenthalt an den Dünen von Brighton zusagte, mochten wesentlich dazu beigetragen haben. Die Tories hatten ihm nie verziehen, daß er als König so lebhaft und ehrlich auf die Reform einging; schadenfroh sahen sie ihn dann vor den Folgen derselben zurückbeben und mit dem Experiment eines conservativen Cabinets scheitern, das als sein eigenstes Werk betrachtet werden konnte. Seitdem enthielt er sich aller selbständigen Einmischung in die Parteiverhältnisse. Ohne Lord Melbourne zu grollen, suchte er doch nicht nach näherer, innerlicherer Verbindung mit ihm oder einem anderen seiner Collegen. Er ließ die Dinge gehen, die er nicht mehr ändern konnte, und vollzog nur mit größter Pünktlichkeit und fast immer auch mit heiterer Miene die amtlichen Pflichten, die ihn und die Minister zusammenführten.

Schon früh im Januar hieß es, der König werde dieses Mal ganz gegen seine Gewohnheit das Parlament nicht selbst eröffnen. Als Grund wurde weniger das Unwohlsein bezeichnet, das in Gestalt einer Influenza den ganzen Hof befallen hatte, sondern der Unwille des Fürsten über das ministerielle Programm. Gut unterrichtete Personen freilich erfuhren, daß nicht allein der Entwurf der Thronrede in einer Stunde durchberathen worden, sondern daß der König unbedenklich fünf Peersernennungen seine Zustimmung ertheilt hatte, denen nach dem Plane des Premiers immer mehr folgen sollten, um langsam die alte compacte Majorität des Oberhauses zu entwurzeln. Nur in der That aus Vorsorge für das Befinden des Fürsten hatte statt seiner der Lord Kanzler am 31. das Parlament eröffnen müssen. Nichtsdestoweniger fuhr der König im März allwöchentlich zur Stadt um, in St. James Levée zu halten, bis am 10. April der Tod einer geliebten Tochter sein Gemüth und die bereits schwankende Gesundheit ernstlich erschütterte. Lady de l'Isle war die älteste der zehn Kinder, je fünf Töchter und Söhne, die ihm Mrs. Jordan, einst eine reizende Schauspielerin, und dann das Weib des treuherzigen Prinzen, soweit Gesetz und Sitte es gestatteten, geboren hatte. Das Vaterherz, dem

auch die Königin Adelheid niemals etwas in den Weg gelegt, fand sich überaus schwer in den Verlust. Dennoch erschien er am 27. zur angesagten Cour in St. James, am 28. bei Eröffnung der Gemäldeausstellung. Noch hielt man das Leiden für eine Wiederkehr des sogenannten Heufiebers, das sich früher um diese Jahreszeit zu melden pflegte; allein das Aussehen deutete bereits auf raschere Auflösung hin, als ihn an den Empfangstagen des 17. und des 18. Mai die glänzende Gesellschaft kümmerlich dasitzend erblickte, statt wie bisher die Huldigungen aufrecht entgegen zu nehmen. Indeß konnte er auch vor Athemnoth kaum noch die große Schloßtreppe in Windsor erklimmen, so beging er doch in frohem, sachverständigem Gespräche den Jahrestag der Seeschlacht von La Hogue. Zum Sonntag dem 21. hoffte er der Wiedereröffnung der restaurirten Kapelle im St. James Palaste beizuwohnen, allein Tags zuvor stellten sich heftigere Anfälle ein und nöthigten ihn fortan seine Gemächer zu hüten. Der Leibarzt Sir Henry Halford rieth wohl noch zur Uebersiedelung nach Brighton, aber der König selber wünschte der laufenden Arbeiten wegen der Hauptstadt näher in Windsor zu verbleiben, wo er fast täglich, auch wenn er dabei schon im Rollstuhl erscheinen mußte, noch Lord Melbourne empfangen und selbst Ministerrath halten konnte. Unendlich leid that es ihm, daß er schon zu unbehilflich war, um, was er seit vielen Jahren nicht versäumt, bei dem Feste der Schüler von Eton den Bootfahrten zuzusehen oder zu den fashionablen Wettrennen nach Ascot zu fahren. Als die Königin, die er genöthigt hatte ihn zu vertreten, von den Rennen heimkehrte, fand sie ihn schlechter als zuvor; am 9. Juni konnte er nur mit Mühe die Feder halten, die ihm Sir Henry Taylor zum Unterzeichnen darreichte. Das erste Bulletin von diesem Datum lautete, ohne eigentlich Besorgniß zu erregen, doch ernst genug; dann hob sich noch einmal das Befinden, so daß selbst die Aerzte Hoffnung schöpften. Vom 12. an aber verkündete die Gazette wieder regelmäßig, wie die Nacht zurückgelegt worden; nach einigen Tagen ließ sich nicht verschweigen, daß die Kräfte rasch zu sinken begannen und das Athmen zu einer wahren Pein geworden war.

Der hohe Kranke, bei klarem Sinn und über seinen Zustand vollkommen unterrichtet, wünschte von Herzen zum Besten seiner jugendlichen Nachfolgerin noch eine Frist länger leben zu dürfen. Doch mit frommer Ergebung fügte er sich in Gottes Willen. Er sorgte dafür, so lange es noch Zeit war, sein Haus, den Staat zu bestellen. Am 13. empfing er den hannöverischen Gesandten; am 14. hatte er ein Gespräch unter vier Augen mit seinem Bruder Cumberland. Täglich noch wurde die königliche Unterschrift ertheilt, das letzte Mal zur Begnadigung eines zum Tode

verurtheilten Verbrechers. Als er am Sonntag dem 18. aus den Händen des Erzbischofs von Canterbury, dessen trostreiche Anwesenheit ihm sichtlich wohlthat, das heilige Abendmahl empfangen, nahm er bereits Abschied, bestand aber darauf, daß der Herzog von Wellington das alljährlich von ihm veranstaltete Waterloo-Banquet nicht aussetze. Dann noch einmal eine kurze Pause nach unerträglichen Qualen, noch einmal zärtlicher Abschied von der Familie, ein gläubiges Wort an den Prälaten; endlich, bald nach 2 Uhr Morgens am 20. Juni, hatte die Seele ausgerungen.

Ein Fürst, der den besten Theil seines Lebens sich aus Lust und Liebe einem wirklichen Beruf gewidmet, der die Welt unter ihren mannigfachen Erscheinungen gesehen hatte, der lange Zeit ohne directe Aussicht auf den Thron, mit spärlichem Einkommen, von Eltern und Geschwistern fast hintan gesetzt worden war, der sich ein häusliches Glück bereitet hatte, über dessen exceptionelle Grundlagen selbst die trugsittsame vornehme Gesellschaft der Heimath mit Wohlgefallen hinweg sah, durfte mit seinen schlichten Anlagen und biederem Sinn die Tugenden des Privatmanns, des Vaters und des Gatten entwickeln, die besonders im Vergleich zu seinem Vorgänger den grellsten Contrast boten. Schon bejahrt, entschloß er sich 1818, dem Throne näher gerückt, zu der standesmäßigen Heirath mit der Schwester des Herzogs Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen. Mußten sie auch nach dem frühen Ableben zweier Kinder auf einen Leibes- und Kronerben verzichten, so lebten doch beide in gegenseitiger Zuneigung still und zufrieden, für Hof und Volk das Musterbild eines wackeren Ehepaars. Die Königin bewies den Fitzclarences, der zahlreichen Nachkommenschaft der Schauspielerin, das gleiche Wohlwollen wie Wilhelm IV. selber; als deutsche Prinzessin hat sie sich wohl gehütet, auch wenn das Publikum ihr die absolutistischesten Gelüste zutraute, ihre Stimme in ernsten politischen Geschäften geltend zu machen. Am Kranken- und Sterbelager des Gemahls wirkte sie als Pflegerin mit einer Selbstaufopferung, welche allgemeine Bewunderung hervorrief und der edlen, wohlthätigen Frau bis an ihr Lebensende die Liebe von Hoch und Niedrig zusicherte. Durch sie vor Allem blieb noch über den Tod hinaus die milde, gutherzige Art im Gedächtniß, die den Gemahl als Privatmann so liebenswürdig machte.

Politisch angelegt dagegen war Wilhelm IV. niemals gewesen; es fehlte ihm durchaus an Beständigkeit des Charakters und solider Bildung, um große, feste Grundsätze zu fassen. Zum Glück ohne die Hartköpfigkeit des Vaters und eines jüngeren Bruders, nicht an Leib und Seele versunken wie Georg IV., blieb er doch als Prinz und Monarch immerdar schwankend in seinen Ansichten. Gedankenlos und wohlwollend schenkte er

gar leicht Anderen sein Vertrauen, um sich von ihnen bestimmen zu lassen. Die Tories behaupteten wohl, er habe durch die wahnsinnige Parlamentsauflösung im Jahre 1831 über das Schicksal der englischen Verfassung entschieden, indem er gar nicht begriffen, wohin die Erweiterung des Stimmrechts bis auf die Haushalter zu 10 Pfd. Sterl. führen werde; unter der aufdämmernden Erkenntniß erst gegen das Ende seines Lebens habe er schwer für die Einwilligung in die Reformbill büßen müssen. Indeß so leicht hatten es denn doch Lord Grey und seine Partei nicht durchweg mit dem Könige, dessen Gewissen und Verstand sicherlich im Spiel waren, als er sich dem ihm abverlangten massenhaften Peersschub widersetzte. Unter den Wechselfällen des Reformkampfes mußte er allerdings erleben, daß ihn, der für Popularität wahrlich nicht unempfänglich war, das Volk einmal einen König nannte, wie er seit Alfred's Tagen nicht da gewesen, ein ander Mal ihn öffentlich und thätlich beschimpfte. Das Mißtrauen gegen sich selber wurde dadurch eher bestärkt als gehoben, so daß auch die entschlossenste, aber allerdings voreilige und irrige That Wilhelm's IV., die plötzliche Entlassung Lord Melbourne's im Herbst 1834, schwerlich in letztem Grunde von ihm selber ausging. Nur waren es keine conservativen Staatsmänner oder gar die Königin Adelhaid, denen er eine unerlaubte Einwirkung auf seine Entscheidung gestattet hatte, vielleicht eher die Fitzclarences, die in aristokratische Häuser verheirathet und voll Besorgniß vor weiteren Schritten auf der abschüssigen Bahn, wie vermuthet wurde, das Ohr des Vaters mißbrauchten. Er war nicht der Mann weder der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, noch leichtsinnig die Reste monarchischer Autorität daran zu geben; im Gegentheil das Land und alle seine Parteien konnten sich glücklich schätzen in beweglichen, außerordentlichen Zeitläuften einen biederen, ehrlichen Fürsten, der am Wenigsten an sich selber dachte, die Krone tragen zu sehen. Daher denn auch sofort nach seinem Tode einstimmige Lobsprüche von beiden Seiten.

Als am Donnerstag dem 22. die erste Botschaft der jungen Königin den Schmerz über den Hintritt ihres Oheims aussprach, widmeten ihm Ober- und Unterhaus, ehe man in Voraussicht einer Neuwahl die erforderlichen Geschäfte aufnahm, einen würdigen Nachruf. Lord Melbourne, der das Glück hatte die erste Adresse an die neue Fürstin zu beantragen, er selber nie der Liebling des entschlafenen Monarchen und bis zuletzt doch auch vor ihm stets auf seiner Hut, nannte ihn überaus billig, aufrichtig, unparteiisch, stets bereit anzuhören, zu prüfen und zu erwägen, was ihm selbst im Widerspruch mit seinen innigsten Ueberzeugungen unterbreitet wurde. Der Herzog von Wellington — denn jede abweichende Auffassung schwieg in dieser Stunde — stimmte freudig in das Lob ein und erinnerte

daran, daß er als Minister einst den Herzog von Clarence von seinem liebsten und wegen des Einkommens kaum entbehrlichen Posten habe entfernen müssen, dafür aber von dem Könige keine andere Entgeltung als lauter Güte, Herablassung und Gunstbezeigung zu erfahren gehabt habe. Earl Grey vor Allen fühlte sich berufen, die Reinheit, Geduld und Pflichttreue zu bezeugen, womit Wilhelm IV., im wahren Sinne des Wortes ein „König Patriot," sich nur dem Heil des Landes gewidmet habe. Und Brougham endlich, der sich weniger an die Persönlichkeit hielt, bezeichnete die kurze siebenjährige Regierung, die Frieden nach Außen und Ruhe im Innern bewahrt, die sich zu einer zeitgemäßen, weisen Gesetzabänderung entschlossen habe, als ganz besonders ruhmreich. Bei den Gemeinen rühmte Russell in ähnlicher Weise die unvergleichliche Gradheit, mit welcher der verstorbene König seinen Ministern, auch wenn er nicht mit ihnen übereinstimmte, wenn er sie allein verantwortlich machen mußte, den amtlichen Verkehr ungemein erleichtert hatte, die christliche Standhaftigkeit in schweren Leiden, die ihn seine hohe Pflicht bis zum letzten Augenblicke nicht vergessen ließ. Freimüthig erkannte Sir Robert Peel es an, daß kein anderer Fürst so sehr die Liebe und den Dank der Nation verdient habe, da er frei von jedem Hange zu eitler Zerstreuung und völlig selbstvergessen stets nur darauf bedacht gewesen, treu und wirksam dem Staate zu dienen. Von Herzen stimmte das Volk in das einmüthige Urtheil der hervorragendsten Vertreter beider Richtungen ein; die extremen Parteien hatten den guten Tact ihre abweichende Meinung für sich zu behalten.

Nachdem die Leiche im Waterloo-Saal auf dem Paradebette gelegen, wurde sie an dem heißen Morgen des 8. Juli mit dem üblichen Gepränge in der Gruft zu Windsor beigesetzt. Von der Familie befanden sich nur der Herzog von Sussex als Bruder, als Neffe Prinz Georg von Cambridge, die deutschen Anverwandten von Meiningen, Leiningen und Hessen-Philippsthal im Zuge. Als nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie die hohen Hofbeamten ihre Stäbe zerbrachen, schloß der Herold den Abschiedsgruß an Wilhelm IV., den letzten Descendenten der Kurfürstin Sophie in directer männlicher Linie, welcher König von Großbritannien und Irland und zugleich König von Hannover, Herzog von Braunschweig und Lüneburg gewesen, mit einem God save the Queen!

Selten genug war doch auch in der tausendjährigen Geschichte dieses eine eigenthümliche Succession gestattenden Reichs der Fall eingetreten, daß ein Weib den Thron bestieg. Noch nie zuvor fiel er dem Mädchen zu, das eben in frischer Knospe sich zur Rose entfaltete.

Am 24. Mai 1819 geboren, hatte die Prinzessin Alexandrina Victoria ihre Kindheit fast im Verborgenen, knapp gehalten und längere Zeit

ohne ſichere Ausſicht auf die Nachfolge verbracht. Nur wenige Monate alt hatte ſie plötzlich ihren Vater, den Herzog von Kent, verloren, nachdem er durchnäßt heimkehrend ohne das Schuhzeug zu wechſeln die Kleine noch auf ſein Knie geſetzt. Die Mutter, eine Schweſter Leopold's von Sachſen-Coburg, führte wegen der von ihrem Gemahl hinterlaſſenen Schulden, namentlich ſo lange noch der ältere Bruder deſſelben, der Herzog von Clarence, auf Leibeserben hoffen durfte, meiſt im Schloſſe von Kenſington, wo einſt Wilhelm III. geſtorben, ein ſtilles, zurückgezogenes Leben. Stets unter ihren Augen, von vernünftigen Grundſätzen geleitet, war die Prinzeſſin aufgewachſen. Geſund an Leib und Seele mußte ſie ſich gegen Wind und Wetter abhärten, regelmäßig früh auf ſein, wodurch die ſchätzbare Eigenſchaft der Pünktlichkeit genährt, mit ihrem Taſchengelde haushalten, wodurch der Grund zur Sparſamkeit im Großen gelegt wurde. Die ganze Erziehung, nicht eben geiſtig hoch, aber um ſo feſter und ſicherer, zielte eher auf eine beſcheidene Exiſtenz als auf den höchſten Beruf im Lande. Der mütterlichen Vorſicht, welche beide Eventualitäten im Auge behielt, ſollte das Land einmal die große Segnung verdanken, daß reine, unbefleckte Tugenden, die echteſte Zierde von Haus und Familie, aller Welt zum Muſter auch wieder den Hof beherrſchten, der, ſeitdem die Welfendynaſtie nach England gekommen, bald ſchamlos offen, bald unter dem heuchleriſchen Scheine landläufiger Reſpectabilität in wüſter Unſitte und Verſchwendung den ſogenannten guten Ton angegeben hatte.

Schon bald nach dem Regierungsantritte Wilhelm's IV. richteten ſich die Blicke auf das ſtille Leben von Mutter und Tochter, zumal bei ihren Ausflügen nach Tunbridge Wells und der Inſel Wight, oder wenn ſie, wie im Herbſt 1832, eine größere Rundreiſe unternahmen, um die Naturſchönheiten der Waliſer Berge und die mittelalterlichen Reize der altehrwürdigen Univerſität Oxford zu genießen. König und Königin waren ſtets voll Zärtlichkeit für die kleine Nichte, deren Geburtstag das kinderloſe Ehepaar mit Vorliebe bei ſich in Windſor feiern ließ. Dennoch trübten frühzeitig Wolken aus verſchiedener Richtung das gute Verhältniß zwiſchen den beiden Höfen. Das Publikum hatte ſchon bei Gelegenheit der Krönung im September 1831 eine Entfremdung bemerkt, ohne auf eine andere Urſache zu rathen, als daß denn doch die Thronfolge Victoria's in beträchtlicher Ferne ſtand. Noch zu Anfang des Jahres 1835 lief mit großer Beſtimmtheit in vornehmen Kreiſen das Gerücht um, daß Königin Adelheid noch einmal Ausſicht auf Nachkommenſchaft habe. Es erwies ſich als eine Erfindung, nicht frei von politiſchen Hintergedanken, gleich wie etwas ſpäter die heftige Erregung für und wider die Orange Logen durch widerſtreitende Hoffnungen und Befürchtungen wegen der

Succession wach gehalten wurde. Gegen den Gedanken, das königliche Scepter demnächst in der Hand eines Weibes völlig zersplittern zu sehen, sträubte sich der tief verletzte Ingrimm der Tories, während nach populärer Anschauung ihrem verwegensten Haupte, dem gründlich verhaßten Herzoge von Cumberland, das alleräußerste Wagniß, ein Gewaltstreich zu Gunsten männlicher, seiner eigenen Nachfolge, und damit eine Gefährdung aller liberalen Errungenschaften zugetraut wurde.

An alledem indeß hätte das grenzenlose Wohlwollen Wilhelm's IV. keinen Anstoß genommen. Die Gründe zu einer Spannung zwischen Windsor und Kensington entsprangen vielmehr aus der Lage und Eigenart der Herzogin von Kent, die mit leidenschaftlicher Mutterliebe und starker Eifersucht die ganze Hut und Versorgung so wie das sonnenklare Anrecht ihrer Tochter überwachte. In auffälliger Weise vermied sie selber jede herzliche Beziehung zum königlichen Hofe; nur sie als Mutter bestimmte im Juli 1835 über den Termin der Confirmation. Um dieselbe Zeit hieß es, sie suche den von dem Königspaare gehegten Plan einer Verlobung ihrer Tochter mit einem gleichalterigen Vetter, dem Prinzen Georg von Cambridge, zu kreuzen. In diesem wie in dem nächst folgenden Herbste kam wiederholt der König der Belgier nach England, der Schwiegersohn Louis Philipp's, eingeweiht in alle möglichen Entwürfe der hohen Politik, vor Allem auch in der Absicht seiner Schwester aus ihren pecuniären Verlegenheiten und das Lebensglück der Nichte fördern zu helfen. Von zahlreichen Bewerbern um die Hand der letzteren, dem Herzoge von Nemours, dem Sohne des Prinzen von Oranien, dem ältesten und jüngeren Sohne des Herzogs Ernst von Coburg, und selbst dem regierenden Herzoge von Braunschweig war die Rede. Als Coburger und Leiningen, Neffen und Sohn der Herzogin von Kent, im Mai 1836 zum Besuch eintrafen und den Geburtstag der siebenzehnjährigen Prinzessin mitfeierten, wollte das Publikum, das einmüthig auf eine Wahl nach freier Neigung bestand, bemerken, daß einige der Fürstensöhne an höchster Stelle geflissentlich gegen andere Bewerber zurückgesetzt würden. Die mißlichen Beziehungen der Herzogin zum Hofe in Windsor waren durchaus nicht Geheimniß.

Außerdem aber suchte ihr Bruder, König Leopold, den nachtheiligen Einfluß eines bei ihr sehr in Gnaden stehenden ehrgeizigen Mannes zu neutralisiren, des Herrn Conroy, der einst Adjutant des Herzogs von Kent gewesen und seither als Cabinetsrath die keineswegs günstigen Finanzen des kleinen Hofs von Kensington verwaltete. Statt das Deficit zu decken, hatte Conroy es nur anwachsen lassen; statt Frieden und Eintracht mit dem Königshause zu nähren, arbeitete er vorzüglich auf das Gegentheil hin und spielte eigennützig und schnöde mit dem Vertrauen seiner Herrin

und der Zukunft der Prinzessin. Kein Wunder, wenn der König der Belgier, der außerdem das laue Verhältniß zum Tuilerienhofe wieder erwärmen wollte, da ihm sowohl die Entfernung Conroy's als eine glückliche Vermittlung in der Brautwerbung mißlang, in Windsor eine höchst frostige Aufnahme fand. Statt daß die Spannung gehoben wurde, steigerte sie sich vielmehr, je näher der Termin der Großjährigkeit Victoria's heranrückte. Mit Unwillen vernahm die Mutter, daß, wie bereit auch Lord Melbourne sich zeigte, König Wilhelm doch keine Erwähnung des nahenden Zeitpunkts in die Thronrede vom 31. Januar 1837 einfließen ließ, und daß er sich weigerte schon jetzt die Apanage und einen eigenen Hofstaat für die junge Thronerbin festzustellen. Als Haupt des Hauses hatte er unleugbar das Recht sich in Uebereinstimmung mit zutreffenden Präcedenzfällen die oberste Entscheidung zu wahren, mochten die eigenwilligen Gedanken der Herzogin auch noch so gut gemeint sein. Da sich nun aber seit Anfang des Jahres allerlei Speculationen an die Gesundheit des Königs hingen, so griffen auch die Zeitungen in ihrer Weise die Sache auf. Bei dem Gerücht, Lord Durham solle von seinem diplomatischen Posten (St. Petersburg) zurückberufen werden, um an die Spitze der Hofhaltung Victoria's zu treten, buhlte die Times in versteckten Ausfällen auf die Herzogin und Mr. Conroy um die Gunst des Monarchen, der allein über die Einsetzung in einen vollständigen Haushalt so wie über die Wahl eines Hofmarschalls und gar eines Gemahls den Ausschlag zu geben habe, während das Morning Chronicle sich mit großer Lebhaftigkeit der entgegengesetzten Meinung annahm. Auf dem vorletzten, von Wilhelm IV. in Person gehaltenen Drawing Room am 18. Mai erschienen jedoch Mutter und Tochter, und der mit allgemeiner Aufmerksamkeit erwartete Geburtstag dieser wurde auf besonderen Befehl des bereits schwer erkrankten Königs durch einen festlichen Ball in St. James begangen. Hier konnten die Majestäten natürlich nicht erscheinen; auch hatte sich die Prinzessin Augusta, des Königs unverheirathete Schwester, bereits entfernt, als spät Abends erst die beiden Damen unter den Tanzenden eintrafen. Den ganzen Tag über (24. Mai) hatte man indeß die Wagen in langen Reihen zur Gratulation nach Kensington hinausfahren sehen. Auch wurde es bekannt, daß die Herzogin bei dieser Gelegenheit die Ansprache des Lord Mayors mit einer Auslassung über die eigene Haltung, seit sie in das Land gekommen, und über die bei der Erziehung der Prinzessin befolgten Grundsätze, gleichsam mit einem Rechenschaftsbericht an das britische Volk beantwortet habe, der von einem der noch überlebenden Söhne Georg's III., dem liberalen Herzoge von Sussex, eingegeben sein sollte. Es hieß, daß wegen dieser Worte die hochconservativ gesinnte Oberhof-

meisterin, die Herzogin von Northumberland, ihre Stelle aufgegeben habe, da nach der erwartungsvollen allgemeinen Ansicht der überaus freisinnige Beginn einer neuen Regierung in Aussicht stünde.

Kein Mensch aber hatte thatsächlich die leiseste Ahnung von dem, was werden sollte; denn während die Einen wissen wollten, die Prinzessin werde das Whigministerium bewahren, versicherten Andere das Gegentheil, da sie von jeher ohne Unterschied auch mit den Tories verkehrt hatte. Treffend, aber unendlich taktlos richtete die Times am 16. Juni ihren nicht verlangten Rath an Victoria, sie möge sich, da sie nun volljährig geworden, von dem Einfluß der Mutter emancipiren und allein ihrem eigenen Urtheil folgen. Es war dies um so unverständiger, als sich der alte König fast noch in seinen allerletzten Stunden ehrlich mit einer Lösung der Ausstattungsfrage quälte und wahrscheinlich nur über das eine Bedenken, Conroy wolle sich als Cabinetssecretär und intimer Rath der jungen Fürstin unentbehrlich machen, nicht mehr hinweg kam. Wilhelm IV. starb, ohne die Vorsorge für seine Nachfolgerin weder in privater noch öffentlicher Beziehung abgeschlossen zu haben.

Gleich nach dem letzten Athemzuge, im Morgengrauen des 20. Juni, eines Dienstags, verließen drei Kutschen mit dem Erzbischof von Canterbury, dem Oberkammerherrn Marquis von Conyngham, und dem Leibarzt, Sir Henry Halford Windsor; schon um fünf Uhr rollten sie durch die Pforten von Kensington, wo Alles wach war. In den hellen Strahlen der Sommersonne hatten jene Herren die Ehre der Jungfrau den ersten Gruß als ihrer Königin darzubringen. Um neun Uhr folgte ihnen Lord Melbourne zu einer halbstündigen Audienz; zwei Stunden später trafen die anwesenden Mitglieder des Geheimen Raths ein, die Minister und Peers, die beiden Erzbischöfe, der Lord Mayor, vor Allen die beiden Oheime Cumberland und Sussex. Ersterer, nunmehr Se. Majestät der König von Hannover, hatte sich in der Eile von Lord Lyndhurst in dessen Wagen mitnehmen lassen. Nachdem die junge Königin, bleich, aber gefaßt, die Mutter zur Seite, in dem Salon des Palais an der Spitze der Tafel Platz genommen hatte, leisteten die Versammelten nach der Rangordnung den vorgeschriebenen Treueid; die Liste der Namensunterschriften wurde von Ernst August Rex eröffnet. Alsdann hielt Victoria, ehe sie die von ihr verlangten Eide ablegte, eine Ansprache, für die natürlich die Minister Sorge getragen, durch die sie zum ersten Mal ihre Unterthanen mit ihrer glockenhellen Stimme entzückte. Sie redete von der schweren Verantwortung, die durch das Ableben des Souveräns auf sie gewälzt worden, eines Fürsten, „dessen beständige Achtung vor den Rechten und Freiheiten der Unterthanen, dessen Wunsch, die Gesetze und Institutionen

des Reichs zu verbessern, seinem Namen allgemeine Verehrung erworben haben." Nächst der göttlichen Vorsehung hoffte sie in der Reinheit ihrer Absichten, in dem Eifer für das öffentliche Wohl die Stütze und die Hilfsmittel zu finden, die dem reiferen Alter und längerer Erfahrung zu Gebote stehen. In zierlicher Wendung an ihre Erziehung in England, an die zärtliche Sorge der geliebten Mutter erinnernd, erklärte sie, wie sie von Jugend auf die Verfassung ihrer Heimath habe achten und lieben gelernt. Die Declaration, sofort durch die Presse verbreitet, machte überall den tiefsten, freudigsten Eindruck; sie ließ auch nicht den geringsten Zweifel über Beibehaltung des Systems und seiner verantwortlichen Vertreter aufkommen. Für die Königin aber war dies ein angreifender Tag, denn auch nachdem jene unerläßlichen, Herz und Gemüth ergreifenden Akte vollzogen worden, erschienen noch zahlreiche Deputationen und vornehme Würdenträger, um Huldigungen darzubringen und gnädige Befehle entgegen zu nehmen. Kein Wunder, daß, als am nächsten Tage der Anordnung des Geheimen Raths gemäß die Proclamation der neuen Herrschaft von St. James aus durch die Herolde verkündet wurde, Victoria, die sich pünktlich zehn Uhr dorthin begeben hatte, schlicht in schwarzer Seide, die weiße Halskrause mit Flor besetzt, den kleinen Hut leicht auf dem blonden Haar, im offnen Fenster stehend, der entzückten Menge recht abgespannt und bleich erschien. Allein, zwischen Melbourne und Lansdowne stehend, während die übrigen Fenster von den Großen des Reichs besetzt waren, faßte sie bald Freude an dem lauten Jubel ringsumher, an dem sich aus einem gegenüberliegenden Hause in auffallender Weise Niemand lebhafter betheiligte als Daniel O'Connell. Die Thränen, die man sie weinen sah, waren die der Freude, der Dankbarkeit und des Vertrauens. Und letzteres brachte ihr in der That, nicht nur in dieser überschwänglichen Stunde, ihr Voll in reicher Fülle entgegen.

Daß die Königin heirathen und eine glückliche Mutter werden, daß mit ihr eine neue segensreiche Dynastie anheben werde, lag nicht so weit ab von der Wahrscheinlichkeit. Aber daß das einfache Mädchen an Weisheit und Verstand, an Kraft und Macht einer Elisabeth gleich komme, daß fortan die Parteiung wie der Streit zwischen Lords und Gemeinen ein Ende und jede Besserung in Staat und Gesellschaft freien Lauf haben werde, das waren irrationale Hoffnungen, die nicht nur aus einer völligen Verkennung der Personen und der längst geltenden Principien der repräsentativen Staatsverfassung entsprangen, sondern die für den Augenblick nur bei dem blinden Entzücken über eine so ungewöhnliche Erscheinung, wie sie ein zartes weibliches Geschöpf an der Spitze der mündigsten Nation Europas bot, möglich waren. Nichts destoweniger übte diese sinn-

lose Vergötterung gerade jetzt eine unverkennbare Wirkung auf die höchst problematische, vielfach verfahrene Lage der Staatsgewalt.

Das Whigministerium, wegen seiner völligen Ohnmacht von den politischen Gegnern mit Hohn und Verachtung tractirt und auch dem Volke, da es bisher nicht einen wesentlichen Artikel seines Programms durchzuführen vermochte, immer gleichgiltiger, war wie durch einen unschätzbaren Glücksfall in seiner Existenz gerettet worden. Denn, als ob es sich von selbst verstünde, nahm man aus dem Protokoll jener feierlichen Sitzung zu Kensington die Notiz hin, daß Lord Melbourne die von ihm überlieferten Staatssiegel unverzüglich von der Fürstin zurückerhalten habe. Wohl regte sich die herbste Opposition, als in Folge der königlichen Botschaft vom 22., welche die bevorstehende Auflösung des Parlaments verkündete, Lord Lyndhurst im Oberhause seine heftigen Beschuldigungen gegen die Regierung erneuerte, der von zahlreichen Gesetzentwürfen nicht ein einziger glücken wollte. Er schalt die Minister machtlos bei Lords und Gemeinen, unfähige Diener der Krone, die bei allen denkenden Leuten jede Achtung verscherzt hätten. Ihre Freunde hätten nur noch Mitleid, die Feinde des Landes Nichts als Geringschätzung und Spott für sie übrig. Der einzige Strahl des Trostes und der Hoffnung für die Zukunft gehe von der jugendlichen Herrin aus, deren erstes Auftreten bereits die Zuversicht gewähre, daß der so schnöde mitgespielten protestantischen Staatsverfassung keine ernstliche Gefahr drohen werde. Die gewünschte Adresse passirte doch nur in kläglicher Weise, da auch Brougham die Gelegenheit ergriff, um seinen Tadel wenigstens über das condemnirte Unterhaus anzubringen. Dort bei den Gemeinen hatte Sir Robert Peel sich weise aller Ausfälle enthalten und gleich am 22. seiner Charakteristik des entschlafenen Monarchen in warmen Worten eine Schilderung des Eindrucks folgen lassen, den Victoria's Erscheinen unter den Mitgliedern des Geheimen Raths auf ihn gemacht hatte. Er fand in ihr Etwas, „das keine Kunst nachahmen, kein Unterricht lehren könnte, ein Benehmen, das nur von einer hohen und edlen Natur eingegeben würde." Weder an diesem, noch an dem folgenden Abende, als Russell bei der Verhandlung über die Adresse das Verbleiben der Administration und die Auswahl der Bills zu rechtfertigen suchte, die noch vor dem Aufbruch abgemacht werden sollten, glaubte er sich befugt dagegen Einsprache zu erheben. Er überließ es Lord Stanley vor hastiger Aufnahme der Reformthätigkeit in demokratischer Richtung zu warnen, Roebuck das Gouvernement zu dem Gegentheil anzuspornen, wenn es mit einem neuen Parlament nur sechs Monate auskommen wollte. Im Grunde achtete man hier so wenig wie draußen Angesichts des vollzogenen Thronwechsels ernstlich auf die Be-

deutung, welche der Fortbestand des Ministeriums nach allen Seiten haben mußte.

Eines jener Gesetze, das in den nächsten Tagen durchberathen und ohne erheblichen Widerstand genehmigt wurde, betraf den Fall, daß der Thron abermals plötzlich erledigt werden könnte. Eine Regentschaftsordnung, die Personen, die sie bilden, die Befugnisse, mit denen sie betraut werden sollten, mußten festgestellt werden, mit besonderer Rücksicht auf das Eintreffen des legitimen Erben, dem alsdann die Krone nicht entgehen konnte, der aber eben jetzt am 24. Juni als König von Hannover das Land verlassen hatte. Indeß galt es nur jene Eventualität, von deren Eintritt das Land glücklicherweise verschont bleiben sollte, staatsrechtlich zu würdigen, während gleichzeitig in der That mit wirklich auffallender Indifferenz von Seiten der Briten ein Band zerriß, das ehedem hohe politische Bedeutung gehabt hatte. Unter welterschütternden Ereignissen, um den protestantischen Glauben und die nationalen Freiheiten zu retten, war einst im Jahre 1714 der Herr des kleinen deutschen Kurfürstenthums mit Rücksicht auf sein Erbrecht zum Träger der großbritannischen Krone erkoren worden; ohne Sang und Klang verließ jetzt derjenige seiner Nachkommen das Inselreich, der nach der männlichen Erbfolgeordnung das inzwischen zu einem Königthum erhobene Reichsland zu beherrschen berufen war. Zwischen Georg I. und Ernst August lagen fünf Vierteljahrhunderte, in denen dem Parlamentarismus gegenüber die Geltung des persönlichen Königthums, trotz den in einigen Mitgliedern der Dynastie wieder auflebenden Reminiscenzen, fast bis auf Nichts zusammengeschwunden war, die hannöverische Politik aber, der Zwerg neben dem Riesen, gelegentlich noch immer, wie der große Lord Chatham zu sagen pflegte, der britischen auf die Schultern zu steigen suchte. Wenn nun von keiner Seite, auch nicht einmal in der Presse, ein Wort des Bedauerns über die Trennung laut wurde, so lag das vorzüglich doch in der Unmöglichkeit, daß Hannover auch nur ähnlich wie die überseeischen Colonien in die Interessen Englands hätte hineinwachsen können. Mochten einst die Politik des Grafen Münster und die Huld des Prinzen Regenten noch so luftige Entwürfe zu einem welfischen Großstaate genährt haben, mochten Junker und Beamte im nordwestlichen Deutschland den Engländer affectiren, selbst die maritime und handelspolitische Connexion hatte für diesen niemals, weder vor noch nach Begründung des Zollvereins, einen bestimmenden Reiz. Das Ende der Personalunion wurde im Gegentheil aus der steigenden Abneigung gegen jede Festlandspolitik als ein nationales Glück betrachtet.

Dazu kam nun überdies der gewaltige Haß wider den Erben des Stammlands der Dynastie, der von lange her und wegen seiner jüngsten

verwegenen, reformfeindlichen Anschläge erst recht als ein den nationalen Freiheiten durchaus gefährlicher Charakter galt. Mit allgemeiner Genugthuung und mit dem ausgesprochenen Wunsche ihn nie wieder zu besitzen sah man den Herzog von Cumberland das Reich verlassen. Mochte er an den Deutschen mit den volksfeindlichen Grundsätzen des absolutistischen Hochtory experimentiren, und in die Souveränetät Hannovers jene Illusionen übertragen, die, da sie eher an die Stuarts als an die welthistorische Aufgabe des eigenen Hauses erinnerten, den Keim des Verderbens in sich trugen, es bestand die gerechte Hoffnung, daß mit Victoria eine neue, nationale Dynastie anheben werde. Daß Ernst August freilich als König so bald schon die schlimmsten in ihn gesetzten Befürchtungen rechtfertigen würde, hatten denn auch seine wenigen Verehrer nicht vermuthet. Als er fast auf der Stelle die von Wilhelm IV. im Jahre 1833 eingeführte Verfassung aufhob und bald hinterdrein sein Attentat gegen die sieben Göttinger verübte, da wurde selbst Lord Londonderry von einem gelinden Grauen ergriffen; und alle Versuche des Königs, den Gesinnungsgenossen von der Tory Partei den Feldzug gegen den Radicalismus, wie er es nannte, als segensreich zu schildern, mußten nur dahin wirken auch diese Verbindung zu lösen. In seiner Person führte er dem britischen Reiche zu Gemüthe, welch unschätzbarer Segen es war, daß hüben ein Weib, jenseits aber nur der Mann den Thron besteigen durfte.

Mittlerweile waren Aller Augen auf die junge Königin gerichtet. Mit Entzücken sah das Volk sie täglich im offenen Wagen durch den Park fahren, ihre Mutter, ihren Stiefbruder, den Fürsten von Leiningen, oder die deutsche Gouvernante, die Baronin Lehzen, neben sich. Wenige Tage nach der Bestattung Wilhelm's IV., am 13. Juli, verlegte sie zur Befriedigung des Publikums und um den Residenzen der Minister, dem Mittelpunkt der Gesellschaft, näher zu sein, ihren Wohnsitz von dem entfernteren Kensington nach Buckingham Palace, das einst von Georg IV. nicht eben geschmackvoll ausgebaut, erst kürzlich fertig und von Wilhelm IV. für seine Gemahlin bestimmt worden war. Auch daß so bald in Betreff des Cabinetssecretärs ein günstiges Arrangement getroffen werden konnte, wurde fast auf allen Seiten mit großer Befriedigung aufgenommen. Vielfach nämlich stand der Glaube fest, daß Conroy, der das Vertrauen der Herzogin von Kent so lange gemißbraucht hatte, die Verlängerung der Unmündigkeit und die Einsetzung einer Regentschaft gern gesehen haben würde, um sich selber nicht nur zur wichtigsten Person bei Hofe, sondern vielleicht gar zum Peer und zum Minister aufzuschwingen. Unter der Mitwirkung des Barons von Stockmar, des gewiegten Freundes König Leopold's, schon vormals des guten Genius des Hauses Coburg, und durch häufige Besuche

an dem kleinen Hofe von Kenſington tief eingeweiht in die Sorgen, welche bei der Thronfolge zu überwinden waren, gelang es, dem ehrgeizigen Manne vermittelſt des Baronettitels und eines hohen Jahrgehalts eine goldene Brücke der Entſagung zu bauen, und ohne Stockmar, der als Ausländer doch unmöglich geweſen wäre, oder einen Anderen mit der einflußreichen Stellung zu betrauen, welche Oberſt Taylor ſo lange bekleidet hatte, die Königin in unmittelbaren Verkehr mit den verantwortlichen Räthen der Krone zu ſetzen.

Für Niemand war das von höherem Werth als für den Premierminiſter und für das von ihm vertretene, eben jetzt an einem loſen Faden hängende Syſtem. Von Natur unparteiiſch, der am wenigſten Radicale unter allen Geſinnungsgenoſſen, ein Epicuräer aus Geſchmack und Urtheil, flößte Lord Melbourne im perſönlichen Verkehr durchaus Vertrauen ein oder verſtand es ſelbſt ſeiner affectirten Blaſirtheit zum Trotz bei Jedermann leicht zu erwerben. Schon in den erſten Wochen bildete ſich im täglichen Umgange zwiſchen ihm und der jugendlichen Fürſtin ein Verhältniß heran, das man eher das des Vaters oder Vormundes zu einem unerfahrenen Mündel als des Miniſters zu ſeiner Herrin hätte nennen können, und welches bei dem Phlegma und der Bonhommie des erſteren auf keiner Seite ernſtliches Mißtrauen zu erwecken im Stande war. Seinen verſöhnlichen und friedfertigen Verſicherungen wurde vielmehr in dem ſo hoch wichtigen Moment des Thronwechſels ſowohl von den fremden Mächten, als von den gemäßigten Schichten politiſcher Gegner voller Glaube geſchenkt. Jene erkannten, daß der britiſchen Regierung Alles daran liegen müſſe, ungeſtört durch auswärtige Verwicklungen, die mannigfach abgeſchnittene Bahn zu den inneren Reformen wieder zu finden; und dieſe, namentlich der greiſe Herzog von Wellington, fühlten ſich durch den Fortgang Cumberland's, der ſich niemals maßvollen Rathſchlägen hatte fügen wollen, und nunmehr als Souverän eines fremden Staates an der Spitze einer extremen Partei im Lande eine überaus ungehörige Erſcheinung geweſen wäre, wie von dem Drucke eines Alps befreit. Die durch ſo viele Tollheiten der Ultras faſt unheilbar geſteigerten Schwierigkeiten des Oberhauſes, die üblen Ausſichten der geſammten Ariſtokratie nicht allein ließen ſich wieder beſſer an, ſondern die namentlich Irlands wegen in ewiger Gährung erhaltenen Differenzen deuteten wie von ſelbſt auf einen Vergleich hin, wenn, was jetzt eher möglich ſchien, die weniger hitzigen Elemente unter Tories und Whigs zu einer Annäherung die Hand böten.

Solche Tendenzen kamen denn auch ſchon vor dem Ablauf der Sitzungsperiode zum Vorſchein. Noch erübrigte die Aufgabe die Finanzanſchläge

für das laufende Jahr festzustellen, was einige Monate früher schon wegen der damals herrschenden nicht unbedeutenden Handelskrisis auf manche Hindernisse gestoßen sein würde, jetzt aber, nachdem zumal in den letzten Wochen das allgemeine Vertrauen sich wieder gehoben hatte, und die Vorräthe der Bank ergänzt worden waren, ohne besondere Schwierigkeit geschehen konnte. Die Leichtigkeit, mit welcher der Schatzkanzler Spring Rice denn auch sein Budget durchbrachte, ließ erkennen, welcher Umschwung zu Gunsten der Regierung mit dem Wechsel an höchster Stelle fast augenblicklich auch in den Lebensnerven des Verkehrs eingetreten war. Sodann ging aus weiteren Berathungen über die Vorlagen der seit 1833 wegen Vereinfachung und Milderung des Strafrechts arbeitenden Commission, anknüpfend an das, was einst von Romilly und Macintosh war erstrebt worden, zugleich aber auch als erfreuliche Illustration der neuen Aera ein Gesetz hervor, durch welches die Todesstrafe unter einunddreißig Fällen bei einundzwanzig abgeschafft wurde. Der Wunsch sie selbst beim Morde mit vorgefaßter Absicht aufzuheben, ein Ausdruck der unvermeidlichen Reaction gegen die bisherige Uebertreibung, blieb völlig vereinzelt. Endlich fand eine Bill, welche die überaus verclausulirte Testamentsvollstreckung erleichtern sollte, den Beifall beider Häuser, während eine andere zur Unterdrückung der Schuldhaft wegen Mangels an Zeit nur noch das Unterhaus durchlaufen konnte.

Auf den 17. Juli nämlich war die Vertagung des Parlaments angesetzt und unerhört der Zudrang zu dem interimistischen und wenig geräumigen Sitzungssaale der Lords, denn wer nur konnte wollte Zeuge sein, wie die durch Alter und Geschlecht so überaus fesselnde Erscheinung der Fürstin sich bei diesem ersten öffentlichen Akt ausnehmen werde. Kopf an Kopf wogte das Volk auf der Durchfahrt vom Park nach Westminster. Noch niemals hatte ein solcher Damenflor sich jedes Winkels in den Räumen der Lords bemächtigt; die Herzogin von Kent und die Fürstin von Leiningen hockten neben dem Kanzler auf dem Wollsack, und Schulter an Schulter standen zu den Füßen des Throns, unter anderen vornehmen Fremden der Herzog von Meiningen, der Fürst von Leiningen und der Prinz von Hessen. Mit reizender Anmuth in ihrer stolzen Gewandung, durch welche die zierliche Gestalt eher gehoben als erdrückt wurde, und völlig unbefangen nahm Victoria über ihnen allen Platz und las, nachdem der Sprecher vor ihr auf den Knien kurz Bericht erstattet und der Liebe und Treue eines freien und loyalen Volks Ausdruck geliehen hatte, so klar und deutlich, daß alle Hörer bezaubert waren, ihre erste Thronrede. Sie handelte in einfachen Sätzen von der Trauer um den Vorgänger, von dem festen Willen die protestantische Religion so wie

die Freiheiten aller Klaſſen ihrer Unterthanen zu ſchirmen. Den Frieden, wie er jetzt herrſche, mit allen Mächten zu erhalten, werde ihre beſtändige Sorge ſein. Nach einer gebührenden Anerkennung der jüngſt erledigten parlamentariſchen Arbeiten hieß es dann: „Ich beſteige den Thron mit dem tiefen Gefühl der mir auferlegten Verantwortlichkeit; aber ich ſtütze mich auf das Bewußtſein meiner eigenen lauteren Abſichten und auf den Schutz des Allmächtigen Gottes. Es ſoll meine Sorge ſein unſere bürgerlichen und kirchlichen Inſtitutionen zu kräftigen durch discrete Verbeſſerung, wo ſie erforderlich iſt, und Alles, ſo weit in meiner Gewalt, zu thun um Erbitterung und Zwietracht zu legen. Mit dieſen Grundſätzen werde ich mich bei allen Gelegenheiten auf die Weisheit des Parlaments und die Liebe meines Volkes verlaſſen, welche die wahre Stütze für die Würde der Krone bilden und der Verfaſſung Beſtand gewähren.“ Gleich nach dem Schluſſe wurde auch die Auflöſung des Parlaments verkündigt.

Brachten ſchon das graziöſe Aeußere und der bloße Ton der Souveränin ein allgemeines Entzücken hervor, wie es in England, das auf dieſe Dinge ſtets hohe Stücke gehalten, lange nicht erlebt worden, ſo verfehlten auch die aus dem Munde der königlichen Jungfrau vernommenen klug berechneten Worte ihre Wirkung nicht. Peel, dem von Herzen an einer baldigen Ausgleichung der die Parteien gleich ſehr erbitternden und neutraliſirenden Fragen, an Wiederherſtellung der ſo lange geſtörten Harmonie gelegen war, erklärte ſich freimüthig mit der Thronrede einverſtanden. Er that dies ganz beſonders Angeſichts der durch die neueſten Poſten bekannt gewordenen Handlungsweiſe des Königs von Hannover. Unmittelbar, nur wenige Augenblicke vor dem Eintreffen Victoria's in Weſtminſter, war wegen des Staatsſtreichs vom 5. Juli im Unterhauſe ein Antrag angekündigt worden, der, voll Entrüſtung über das jüngſte Regentſchaftsgeſetz hinweg, die Forderung enthielt, daß kein fremder Fürſt in den Staaten der Königin jemals irgend eine Jurisdiction, Autorität oder Nachfolgerecht beanſpruchen, und daß letzteres, falls die Königin unbeerbt ſtürbe, auf den Prinzen Georg von Cambridge übertragen werden ſollte. Männer wie Peel und Wellington konnten ſich unmöglich die Gefahr verhehlen, der, wenn dieſe Ausſicht ſich verwirkliche, die britiſche Staatsordnung ausgeſetzt ſein würde. Sogar Peers wie Londonderry und Lyndhurſt hatten ſich auf gemäßigte Verſicherungen des Herzogs von Cumberland verlaſſen zu dürfen geglaubt und hielten ſich daher geradezu für betrogen, ſchon weil die verhängnißvolle Proclamation ſich keck auf das göttliche Recht berief, kraft deſſen doch vor mehr als hundert Jahren die engliſche Krone am Allerwenigſten dem Hauſe Hannover übertragen worden war. Wenn nun gar ſeine Geſinnungsgenoſſen den trotzigen Potentaten erbittert

zur Rede stellten für den unklugen Stoß, den er der eigenen Partei versetzte, so war es den Gegnern am Wenigsten zu verdenken, daß sie auf der Stelle nach Auswegen suchten, um seiner auf immer überhoben zu sein. Mit richtigem Instinct erinnerte sich die Nation des Lieblingsgedankens des entschlafenen Monarchen; eine Vermählung der Königin mit ihrem Vetter von Cambridge wäre nach dem Vorgange Mary Stuart's und Wilhelm's III. im höchsten Grade populär gewesen, da wie damals die den Tories verschriebene Anna jetzt die reactionären Cumberlands zurückgedrängt worden wären. Zum Glück wurde indeß Nichts überstürzt. Für Parlamentsbeschlüsse waren die Nachrichten aus Hannover, wie sehr auch die Gemüther von ihnen ergriffen wurden, doch zu spät eingetroffen. Die Werbung um die Hand der Königin wurde zwar von vielen ausländischen Prinzen — man sprach von einem preußischen, von Württemberg und Holstein-Glücksburg — eifrig fortgesetzt; allein nach weisem Rath und eigenem Geschmack, vorzüglich aber auch um sich zunächst mit den Pflichten ihres erhabenen Amtes gründlich bekannt zu machen, durfte Victoria in frischer, lebensvoller Jugend sich die freie Wahl noch auf eine gute Weile vorbehalten. Sodann aber war es klugen Staatsmännern jeder Richtung durchaus willkommen, daß die Blicke des Publikums von einem doch nur im Hintergrunde der Geschicke schlummernden Dilemma auf die wieder in Fluß gerathende Staatsthätigkeit abgelenkt wurden.

Das Ministerium war in einer Periode ziemlich allgemeiner Stagnation vor dem Tode an völliger Erschöpfung gerettet worden. Wohl setzten die Radicalen, nachdem es deren Ergebenheit gründlich verscherzt hatte, hier und da ihre Erwartung sogar in die Tories, die sich stellten, als ob sie durch Anerkennung der bisherigen Reformen als vollendeter Thatsachen sich einfach und bequem in den Regierungsämtern niederlassen könnten, um den Schutz von Staat und Kirche in ihre Hand zu nehmen. Jedoch auch die Whigs, von dem alten, ihnen unbekehrbar mißtrauenden Hofe erlöst, fühlten sich nicht minder frei den Fortschrittlern gegenüber, denen sie nur, um jenem Hemmniß zu begegnen, weit mehr hatten zusichern müssen, als sich mit ihren aristokratischen Connexionen vertrug. War auch die Jungfrau, als deren verantwortliche Räthe sie jetzt schalten durften, weder Whig noch Tory, so war sie doch im Ganzen im Einklang mit den liberalen Meinungen herangewachsen, durch deren Vorwalten trotz allen Lähmungen der letzten Jahre die Reformpartei sich behauptet hatte. In seiner ganzen bisherigen Zusammensetzung verblieb das Ministerium; es gewann auch sofort an Haltung und Kraft, seitdem Lord Melbourne die junge Fürstin in alle geschäftliche Routine ihres Amtes einzuführen und täglich Stunden lang als Lehrmeister nicht nur den Inhalt der mannig-

faltigſten Documente zu erläutern hatte, die zur Unterſchrift vorlagen, ſondern die Königin bequem anleiten konnte, nach ſeinem Sinne zu regieren. Dieſer ungeheure Vortheil gab ſich vorzüglich bei den allgemeinen Wahlen kund, mit denen ſofort nach der Auflöſung begonnen wurde.

Wo nur immer möglich wurde von miniſterieller Seite die Gewogenheit der Königin ausgebeutet, wie lächerlich es auch klang, wenn ſich gereifte Staatsmänner auf die Neigungen und das Urtheil eines achtzehnjährigen Mädchens beriefen. Ein Brief Lord John Ruſſell's an den Vicekönig von Irland, worin dieſem auf Befehl Ihrer Majeſtät die volle Anerkennung für ſeine bisherige Haltung und die wärmſten Wünſche für weitere Erfolge auf der Bahn völliger politiſcher Gleichberechtigung ausgeſprochen wurden, erregte in dieſer Beziehung beſondere Aufmerkſamkeit. Allein auch die Tories gaben in ihren Organen und von den Huſtings den Gegnern ihre zuverſichtlichen Behauptungen zurück, indem ſie ſpöttiſch und nicht ohne Grund verſicherten, die Königin habe willenlos das Cabinet ihres Oheims übernommen, wie ſie es vorgefunden. Daß indeß die Mehrzahl der Wähler, von einer aufrichtigen und wachſenden Anhänglichkeit für die anziehende Perſönlichkeit der Souveränin ergriffen, ſich eher der erſteren Anſicht zuneigten, ließ ſich ſchwer verkennen; und wenn noch etwas zur Verſtärkung des Feldgeſchreies gefehlt hätte, ſo lieh der Abſcheu vor den Thaten Cumberland's die Handhabe. Trotzdem zeigte das Ergebniß, wie es bis AnfangAuguſt zu Stande kam, einige nennenswerthe Wandlungen, die zwar in der relativen Parteiſtellung keine ſonderliche Aenderung bedeuteten, aber dem Miniſterium doch eben ſo wenig einen erfreulichen Blick in die Zukunft eröffneten. Im Allgemeinen ließ ſich ſagen, daß die Extreme von rechts und links, weil ſie unfruchtbar geblieben, verworfen, und daß die Chancen zu einer Verbindung der maßvolleren Elemente günſtiger wurden. Vielen war es ganz einerlei, ob Melbourne oder Peel an der Spitze ſtünde. Aber während das den radicalen Stürmern geſchenkte Vertrauen ſichtlich nachließ, gewannen doch die conſervativen Reihen eben ſo ſehr. Roebuck, Ewart und Oberſt Thompſon hatten ihre Sitze eingebüßt, der alte Burdett, nunmehr völlig Convertit des Torythums, mußte in Wiltſhire ein Unterkommen ſuchen; Joſeph Hume ſogar, in Middleſex geſchlagen, empfing von O'Connell's Gnaden die Vertretung der Stadt Kildare, und die City brachte ihren Grote nur noch mit ſechs Stimmen Majorität gegen einen Tory-Candidaten durch. In den engliſchen Grafſchaften dagegen, wo die Unzufriedenheit mit dem neuen Armengeſetz noch immer anhielt, gingen dem Miniſterium nicht weniger als dreiundzwanzig Sitze verloren, die indeß durch einigen Zuwachs in Schottland und namentlich in Irland, wenn dies überhaupt noch einen Zuwachs bedeutete, wieder

aufgewogen wurden. Man zählte 136 neue Mitglieder für England, 12 für Schottland und 23 für Irland, das allerdings einige protestantische und ruhige Leute mehr gewählt hatte. Auch schmeichelte man sich, daß Grundbesitz und Talent wieder besser berücksichtigt worden, obgleich es den Radicalen an letzterem keineswegs, wohl aber bei der starken individuellen Sucht ihrer hervorragenden Größen an jeder durchgreifenden Parteidisciplin gefehlt hatte. Ohne eigentlich numerisch zu gewinnen, hatte die ministerielle Seite durch das für sie so bedeutsame Experiment doch an Qualität eingebüßt.

Nach den im Ganzen wenig tumultuarisch und höchstens nur in Irland mit der alten Agitationslust meist unter dem Rufe: die Königin und Gerechtigkeit für Irland! betriebenen Wahlen blieb Zeit genug zu Calculationen über das Resultat. Durch Meetings und Zweckessen suchten die Tories in verschiedenen Gegenden sich den Schein beizulegen, als ob sie sich nur zu einem siegreichen Angriff zu erheben brauchten; mit Hilfe einer öffentlichen Subscription gedachten sie eine Anzahl der irischen Wahlen als nichtig zu bestreiten. Mehr als je aber jammerten ihre heftigsten Partisanen über die Apathie Peel's und Wellington's, die ohne brennende Sehnsucht nach den Lasten der Regierung auch gar Nichts zur Versöhnung innerhalb der Partei thaten. Und doch rettete die Spaltung unter den Conservativen, so dachte jetzt selbst Lord Londonderry, ihre verächtlichen Gegner. Wie hätten da die Whigs, die sich schon früher nicht entblödeten rechts und links betteln zu gehen, jetzt, wo sie einige der zweifelhaftesten Plänkler der rücksichtslosen Reformtaktik losgeworden, nicht um so vertrauensvoller auf Peel, den Mann der gemäßigten Mitte, blicken sollen, durch dessen Duldung allein sie sich des Schimmers politischer Macht erfreuten. Ein Pamphlet, das bald nach dem Abschluß der Wahlen erschien und trotz späterer Ableugnung nur aus einem Regierungsamt geflossen sein konnte, zielte denn auch wesentlich auf eine Combination sämmtlicher Liberalen, wie sie sich auch heißen mochten. Durch die Versicherung, an keiner der brennenden Fragen rühren zu wollen, suchte sich das Ministerium bei den verschiedensten Schattirungen einzuschmeicheln und einen Einfluß beizulegen, den es gar nicht besaß. „Alle Parteien," hieß es dort, „die für das Ballot, für Erweiterung des Stimmrechts, für Abschaffung der Kirchensteuer, für eine groß angelegte Volkserziehung, für Appropriation des Kirchenguts und Municipalreform in Irland und endlich für eine demokratischere Verfassung in Canada, als gegenwärtig dort besteht, thätig sind, sollten eine wie die andere die neue Session mit der Ueberzeugung antreten, daß alle und jede dieser Aufgaben einer einzigen nachstehen, nämlich Lord Melbourne's Cabinet als den großen Förderer zukünftigen

Fortschritts von jeder Art gegenwärtiger Hemmnisse frei zu erhalten." Plumper, schamloser konnte das Ziel der Wünsche kaum ausgesprochen werden, und schwerlich wäre man so dreist gewesen, wenn wieder nicht der unvergleichliche Rückhalt bei Hofe, der so leicht gewonnen worden, dazu ermuthigt hätte.

Während des Sommers durfte die jugendliche Königin anscheinend mehr in Ruhe von ihrer erhabenen Stellung aus die eigene Lage überblicken und sich selber darin einleben. Der Jahreszeit entsprechend war sie nun weniger der Augenstolz der Hauptstadt, deren entzückte Massen sie bei jeder Ausfahrt, bei jedem Ritt zu Pferde, den sie so sehr liebte, umdrängt hatten. Sie residirte nun in Windsor, von der Burg ihrer Ahnen aus die köstlichen Reize des Landes genießend, aber wie dem Kreise ihrer Gespielen auch den Einwirkungen eines großen Theils der vornehmen Gesellschaft und selbst ihrer Mutter immer mehr entrückt. In diesen politisch stillen Monaten vorzüglich durfte sich Lord Melbourne als Mentor seines königlichen Mündels einnisten. Und er, der alte Cyniker, fand nicht nur aufrichtiges Gefallen an der Aufgabe, das reine, wahrheitsliebende Geschöpf zu diesem hohen Berufe anzuleiten; bei aller seiner Sorglosigkeit verstand er eine solche Gelegenheit auch auszubeuten und wurde dabei von seinem noch glänzenderen Collegen Palmerston nach Kräften unterstützt. Während sie und ihre Freunde oft Wochen lang in Windsor verweilten, beklagten sich die Tories laut und unwillig, daß sie so wenig zu Hofe gebeten würden. Die geistreichen Whigs hatten nun einmal den steifen, stolzen Herren der anderen Seite einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen. Auch der König der Belgier, der Oheim, von jeher den Whigs befreundet, hielt sich wieder nicht von ungefähr in England auf. Sein Gesandte, M. van de Weyer, hatte leichteren Zutritt als irgend ein anderes Mitglied des diplomatischen Corps und galt damals schon als Ministre de famille. Daß König Leopold die früher unter Schwierigkeiten betriebenen Geschäfte nun viel leichter abwickeln konnte, daß zwischen ihm und den Ministern auch von einem zukünftigen Prinzen-Gemahl, von den allgemeinen Grundlinien der Staatslenkung die Rede war, wer möchte es bezweifeln. Der Königin Wunsch, für's Erste unvermählt zu bleiben, konnte denen, die das gegenwärtige System behaupten wollten, nur willkommen sein. In diese Tage fiel auch, worauf so Manches ankam und was im Interesse der Familiencoterie zugleich geschickt und unvorsichtig ausgebeutet wurde, die Organisation des königlichen Hofstaats. Die Herren durften bleiben, wie sie schon Wilhelm IV. octroyirt worden waren, aber ein reicher Damenflor aus den ersten Whighäusern, mit der Herzogin von Sutherland und der Marquise von Lansdowne an der Spitze,

umgab wie ein Mauerkranz Victoria. Nicht als ob diese selbst nicht bei der Auswahl dem eigenen Geschmack hätte folgen dürfen; sondern der Uebelstand lag darin, daß augenscheinlich bei der Rundschau nach dem weiblichen Personal die Torygesellschaft kaum vorgelassen wurde, und ferner, daß Melbourne gelegentlichen Mißgriffen im Interesse seiner unerfahrenen Herrin nicht nur nicht vorbeugte, sondern höchst unzart bei dem überaus argwöhnischen und reizbaren Publikum zu sehr nachtheiligen Gerüchten Veranlassung gab. Ein falscher Verdacht gegen den Ruf der Lady Flora Hastings, den man aufkommen ließ, hatte bald hernach unter den Garde-Officieren und vornehmen Tagedieben geradezu skandalsüchtige Verleumdungen zur Folge. Das wäre niemals möglich gewesen, wenn die Minister ihren Vortheil nicht leichtfertig mißbraucht und überhaupt den Grundsatz der Parteisonderung nicht in das Boudoir einer Souveränin übertragen hätten, wohin er gar nicht gehörte, und wo er ihnen statt zu nützen, gar leicht den größten Schaden stiften konnte.

Früher als gewöhnlich brach dieses Mal die Zeit der Arbeit und der politischen Debatte an. Sie wurde eingeleitet durch ein Fest, das an vielen Merkzeichen die Welt erkennen ließ, wie stark monarchisch trotz allen Fortschritten und Umwandlungen der Selbstverwaltung in diesem Lande die Volksstimmung geblieben war. Als Victoria am 9. November nach der Gildhalle bei dem Lord-Mayor zu Gaste fuhr, war für ganz London ein Feiertag, der ohne den geringsten Mißton und unter den lautesten Ausbrüchen eines loyalen Enthusiasmus verlief. Ganz anders als vor acht Jahren, wo ein ähnlicher Aufzug aus Angst vor feindseligen Auftritten abbestellt werden mußte, jauchzte jetzt das Volk selbst dem Herzoge von Wellington und dem Erzbischof von Canterbury zu. Alle Arten städtischer Reform verhinderten nicht, daß die Citybehörden in unverändert mittelalterlicher Cavalcade bei Templebar harrten und der Lord-Mayor, das Schwert in der Hand, knieend seiner Herrin die Schlüssel überreichte. Und sie selber dann, nicht ein alternder Herr auf gichtischen Beinen, sondern das junge Weib mit dem von frischer, blühender Gesundheit strahlenden Antlitz, im schönsten Schmucke angethan, welch einziges Bild an der Spitze der Tafel, die für einen Tag die düsteren Räume des Stadthauses in einen Feenpalast verwandelte. Hatte etwa ein Zauber den Traum zur Wirklichkeit gemacht? Durfte man in Wahrheit hoffen, daß, wie ehedem vor der königlichen Elisabeth, die finsteren Geister des Glaubenskampfes sich verkriechen mußten, in diesen allerneuesten Tagen mit Victoria nun auch die Aengste und Sorgen einer gewaltigen, Staat und Gesellschaft durchdringenden Zersetzung überstanden sein würden?

Nur wenige Tage noch, und die Königin trat, nachdem die Mitglieder eingeschworen, abermals vor die dicht versammelten Stände ihres Reichs. Die Thronrede vom 20. November lautete in manchen Punkten doch schon viel bestimmter, als die allgemeinen Worte, mit denen das aufgelöste Parlament war entlassen worden. Trotz der Freundschaft mit den fremden Mächten wurde die Fortdauer des Bürgerkriegs in Spanien beklagt und noch einmal auf die Quadrupel-Allianz vertröstet. Der Zustand von Nieder-Canada erforderte ernstliche Fürsorge. Als nächste, vorzügliche Aufgabe aber bot sich eine neue Civil-Liste, die, nachdem einmal von der Krone auf ihre erblichen Revenuen verzichtet worden, doch auch nur nach den strengsten ökonomischen Grundsätzen geordnet werden konnte, welche in allen Zweigen der öffentlichen Ausgaben herrschen sollten. Die Aufnahme der zahlreichen Reform-Arbeiten wurde nur im Allgemeinen anempfohlen mit einziger Ausnahme der für Irland noch immer nicht durchgebrachten Armengesetze, Stadtrechte und Zehntablösung. Zum Schluß endlich versicherte die Fürstin von Neuem dem ersten unter ihrer Herrschaft gewählten Parlament, daß sie bei ihrer Jugend nächst Gott ihr volles Vertrauen in die herzliche Mitwirkung und Liebe ihres ganzen Volks setze.

Die Adresse der Lords wurde fast ohne Discussion angenommen, da sie in ungewöhnlicher Weise von einem königlichen Prinzen, dem alten Herzoge von Sussex, beantragt wurde, und Wellington, dem er für seine Geneigtheit zur Hebung der Differenzen wegen Irlands mitzuwirken, so wie für seine Billigung der neuen Armengesetze dankte, warm, aber farblos erwiderte. Es ließ sich herausfühlen, daß die Ruhe unter den Tories theils aus besonnener Resignation entsprang, theils aus der berechtigten Zuversicht, daß, wenn die lebhafte Zuneigung der Nation zur Krone keine trügerische war, nothwendig auch der conservative Geist erstarken und alsdann ihre Zeit da sein werde. Viel leidenschaftlicher gebehrdeten sich die Radicalen gleich wegen der Adresse der Gemeinen, da das ministerielle Programm, absichtlich unbestimmt gehalten, wie einst das Sir Robert Peel's, sich stelle, als ob man mit ihnen gar nicht mehr zu rechnen habe. Um sich nun im Gegentheil recht bemerklich zu machen, beantragte Wakley, Abgeordneter für Finsbury, als Amendement drei Resolutionen zu Gunsten weiterer Ausdehnung des Stimmrechts, des Ballot und der Beseitigung siebenjähriger Parlamente. Nach einander fielen seine Freunde, jeder mit einem Lieblingsthema ein: Molesworth erklärte die Reformbill als völlig gescheitert, da sie der Wahlcorruption nur neue Nahrung gegeben; Hume fragte im Hinblick auf weitere Ersparnisse, ob sie ausgeführt werden sollte oder nicht; und Grote, der Ehrenwertheste, fand, daß

sie augenscheinlich immer mehr Peel in die Hände arbeite, ein Ergebniß, dem er sich willig unterwerfen würde, falls das Volk unbehindert, und zwar durch das von ihm angepriesene Universalmittel der geheimen Abstimmung, entschieden hätte. Nachdem Lord John Russell die Thronrede gerade wegen ihrer Vorsicht belobt und, wie sehr auch die Fortdauer der Bestechungen zu bedauern, die Forderung weiterer Parlamentsreform als Repeal der Acte vom Jahre 1832 mit einem entschiedenen Nein zurückgewiesen hatte, nachdem Sir Robert sich sehr befriedigt geäußert, daß jene denn doch nicht, wie sie geprahlt, das Ministerium nach Gutdünken drücken und kneten könnten, unterlag Wakley in wahrhaft kläglicher Weise mit 20 gegen 509. Sofort aber griffen Andere die im Ton schroffe Absage Russell's auf und verhießen ihm, von dem Geschmetter ihrer Preßorgane unterstützt, dasselbe Loos, das Wellington zu seinem Verderben vor acht Jahren so trotzig herausgefordert hatte. Wegen der Beschuldigung, daß er seinen Principien und seiner Partei untreu geworden, in Harnisch gebracht, erhob sich endlich der Minister zu einer tapferen Antwort, die ihm von Freund und Feind, von rechts und links lauten Beifall erwarb und die Adresse unverstümmelt rasch an ihr Ziel befördern half.

Bei den Berathungen über die Civilliste, zu denen am 23. der Finanzminister seine Vorlagen machte, erschienen jedoch die Parteien bald wieder in einer anderen Gliederung. Spring Rice selber warf am 8. December die Frage auf, ob die von der Krone ertheilten Pensionen in der Weise wie bisher unter Wilhelm IV. fortgeführt werden könnten, und befriedigte die Radicalen, die sich lange schon mit diesem populären Gegenstande zu schaffen machten, höchlich durch den Vorschlag, statt der 75,000 Pfd. Sterl., wie sie dem Vorgänger aus den consolidirten Fonds angewiesen worden, der Königin nur 1200 Pfd. Sterl. jährlich als feste Summe für neue Gnadenbewilligungen auszusetzen. Das brachte nun aber die Conservativen auf die Beine, die wie Lord Stanley die Regierung einer feigen Inconsequenz gegen ihre eigene Gesetzgebung vom Jahre 1831, wie Peel einer schreienden Ungerechtigkeit gegen die von früher her übernommenen Pensionäre ziehen. Ueber einen Gegenantrag des letzteren kam es zur Probe, und das Haus gab seine Entscheidung für den Schatzkanzler mit 295 gegen 233, also mit 62 Stimmen Majorität, die, wenn sie einen der irischen Gegenstände betroffen hätten, in der That von hoher Bedeutung für die Regierung gewesen wären. Erst als der Ausschuß seinen Bericht vorlegte, bei der dritten Lesung am 19. December, während man eine Erhöhung des Einkommens der Herzogin von Kent von 22,000 auf 30,000 Pfd. Sterl. unangefochten passiren ließ, suchte Hume die Civilliste selber noch um 50,000 zu beschneiden, und Grote einen beson-

deren Penſionsfonds, als in keiner Weiſe, wie ſo häufig behauptet wurde, der Förderung von Kunſt und Wiſſenſchaft zuträglich, ganz zu beſeitigen. Trotz allen Einwendungen von radicaler oder Tory-Seite indeß hatte der miniſterielle Plan vollſtändigen Erfolg. Victoria erhielt 385,000 Pfd. Sterl. des Jahres, gegen die 510,000 Wilhelm's anſcheinend viel weniger, aber der Staat hatte dafür gar Manches auf ſich genommen, was bisher noch von der Krone beſtritten werden mußte, wie denn auch die Normirung der Penſionsliſte durchaus mit dem Syſtem in Einklang war, das nach Beſeitigung faſt aller eigenen Revenuen die Krone einfach dotirte, ſie aber von jeder Beſoldung von Staatsbeamten befreite.

Im Oberhauſe, wo es außerdem nur einige erregte Converſationen über die Lage Irlands oder über Nationalerziehung gab, erregte bei dieſer Frage ein Zwiſchenfall einiges Aufſehen. Seit zwei Jahren hatte Lord Brougham merkwürdig wenig von ſich reden gemacht, und es ſchien auch jetzt, als ob er ſich immer mehr abſentiren wolle, wie etwa die Hochtories, die es in vornehmer Reſignation gar nicht der Mühe werth hielten, zu einer Frühſeſſion ihre Landſitze im Norden und Weſten zu verlaſſen. Daß König Wilhelm's Abneigung gegen Brougham nicht der einzige Grund ſeines Ausſchluſſes vom Cabinet von 1835 geweſen, konnte jetzt doch keiner Seele mehr zweifelhaft ſein. Unerwartet, aber geſchickt, ergriff er, nachdem er ſie bis dahin bald geſtreichelt, bald leicht gezüchtigt hatte, nunmehr die erſte Gelegenheit, um die ehemaligen Collegen fühlen zu laſſen, wie ſehr er ihnen grolle, weil ſie ſeine großen Talente verſchmäht und ſeinen Eigenſinn gefürchtet hatten. In geiſtreichen Worten, voll Witz und Spott, die es an tönenden Declamationen über das nationale Glück, eine ſo viel verſprechende Königin zu haben, aber auch an Ausfällen gegen das Haus der Gemeinen nicht fehlen ließen, warf er ſich beinah zum Wächter des öffentlichen Säckels auf und wünſchte, wonach auch ſchon einzelne Radicale ſich erkundigt hatten, Auskunft über die Erträge der Herzogthümer Lancaſter und Cornwall, von denen als eigenthümliche Anomalie jene der Krone und dieſe, falls einer vorhanden, dem Prinzen von Wales verblieben waren. Ueber die Verwaltung, deren Koſten beinah Alles verſchlangen, ſchwebte tiefes Dunkel; um ſo größer die Tactloſigkeit Brougham's, es zerreißen zu wollen, als Tories und Whigs einverſtanden waren, jene Revenuen nicht nur wie bisher der Krone zu reſerviren, ſondern aus ihrem tiefen Verfall wieder vortheilhaft zu machen. Lord Brougham führte daher nur leere Hiebe in die Luft. Am 23. December erſchien in vollem Staat die Königin, um, ohne ein Wort zu ſprechen, aber dem Herkommen gemäß durch gnädige Verbeugung die Annahme der Civilliſte zu beſtätigen und gleichzeitig die Sitzungen, in denen noch kein anderes

Gesetz zum Abschluß gekommen war, zu vertagen. Schon aber mußte der Termin, der ursprünglich auf Anfang Februar 1838 festgestanden, kürzer gefaßt werden, weil, ehe man nur zum Feste auseinanderging, Nachrichten über den Ausbruch sehr ernstlicher Unruhen in Canada eingetroffen waren, nicht gerade überraschend für Viele, aber doch schleunige Vorkehrung von Seiten der Staatsgewalt erheischend.

Damit hatten die sonnigen Tage, die Flitterwochen, welche der Thronwechsel der Regierung gebracht, ein Ende, fortan lernte auch die Königin widrige Witterung und Sturm kennen.

R. Pauli.

Preußen und Schwaben.

Ein Gespräch von David Friedrich Strauß.

Er. Hast du das neueste Heft der Deutschen Vierteljahrsschrift schon gesehen? *)

Ich. Nein. Steht etwas Interessantes darin?

Er. Für dich auf jeden Fall; denn es betrifft dich selbst.

Ich. Wirklich?

Er. Dein Name prangt schon in der Ueberschrift: Strauß und der Gothaismus, heißt der Artikel.

Ich. Viel Ehre.

Er. Der Verfasser nennt dich den ersten Gothaer, nicht nur deines engeren Vaterlands, sondern von ganz Deutschland.

Ich. Wär' ich's heute noch, möchte er mich nächstens den letzten Gothaer nennen.

Er. Und das ist nicht der einzige hohe Titel, den er dir giebt. Du bist ihm außerdem das Musterbild eines deutschen Gelehrten, der Heros der geistigen Klarheit, der gründlichste Kritiker in Europa ....

Ich. Hör' auf, ich bitte dich. Diese Art zu loben ist mir wohlbekannt. Man hebt in die Höhe, was man um so kräftiger an den Boden werfen will.

Er. Du vermutheſt nicht unrecht. Denn der erste europäische Kri-

*) Deutsche Vierteljahrsschrift, 1866. Viertes Heft, zweite Abtheilung. Darin der Aufsatz: Strauß und der Gothaismus (*). S. 205—236.

tiker ist dem Verfasser zugleich der ärgste Supranaturalist; das Musterbild eines deutschen Gelehrten das Muster eines Pedanten; und der Heros der geistigen Klarheit bleibt bei der pietistischen Halbheit stehen.

Ich. Davon wäre besonders das Letztere seltsam genug; doch da er den Gothaismus neben mich in den Titel setzt, was versteht er denn darunter? Der Schuh ist nachgerade etwas ausgetreten.

Er. Wenn man von Gothaerthum rede, sagt er, meine man gewöhnlich eine pedantische, vom Leben und seinen Verhältnissen absehende Professorenweisheit.

Ich. Das ist ein Urtheil über den Gothaismus, keine Definition; was der Inhalt dieser angeblichen Professorenweisheit sein soll, erfahren wir damit nicht.

Er. Das tadelt der Verfasser selbst.

Ich. Gut; und welche bessere Definition setzt er an die Stelle?

Er. Ich habe keine finden können. Uebrigens stellt er Gothaer und „Nationalvereinler" als die theoretische und die praktische Fraction derselben Richtung hin, und weiterhin diese Richtung mit der großdeutschen in Gegensatz.

Ich. Das gäbe also diejenige Doctrin, welche als das Ziel der deutschen Politik die Vereinigung der außerösterreichischen Staaten Deutschlands zu einem Bundesstaat unter preußischer Führung hinstellt. In dieser Beziehung sagte ich vorhin, man werde bald vom letzten statt vom ersten Gothaer zu sprechen haben.

Er. Wie so?

Ich. Weil die Dinge bereits über den Bundesstaat hinaus auf dem halben Wege zum Einheitsstaat begriffen sind. Doch gleichviel; gegen meinen Gothaismus in jenem Sinne was bringt der Verfasser des Artikels vor?

Er. Gegen jenen unmittelbar nichts, überhaupt will er kein politisches Examen mit dir anstellen; nach dieser Seite seist du bereits in der Allgemeinen Zeitung von einem tüchtigen Gegner unter das Messer genommen worden, und der Verfasser (der am Ende jener tüchtige Gegner selbst sein könnte) gesteht, daß er diese Operation nicht hätte durchmachen mögen.

Ich. Wär' es eine körperliche gewesen, ich auch nicht; doch nicht, weil das Messer so scharf, sondern weil es so stumpf, der Operateur aber ein gewöhnlicher Barbiergeselle war.

Er. Nun also unser Verfasser will nicht unmittelbar den Politiker, sondern den Gelehrten, den Theologen und Kritiker in dir vornehmen, und da macht er sich anheischig, zu zeigen, wie deine Politik mit deinen

wissenschaftlichen Grundsätzen und kritischen Bestrebungen im grellsten Widerspruch stehe.

Ich. Das wäre!

Er. Schon der Stimmung nach fallest du als Politiker ganz aus deiner sonstigen Rolle. Du, der Mann der absoluten Objectivität, der kühle, abgemessene Gelehrte, sollst, wie der Verfasser von Bekannten von dir gehört haben will, im politischen Disput, wenn einer deinen preußischen Meinungen hartnäckig Widerpart hält, mit Händen und Füßen um dich schlagen.

Ich. Da bleibe mir also nur zehn Schritt vom Leibe.

Er. Hat gute Wege. Aber so sei es, fährt der Artikel fort. Diese Helden des Gedankens seien im praktischen Leben meistens die ärgsten Philister; sie theilen nicht die kräftigen Instincte des Volks, wollen nicht „in Lieb' und Haß die Flügel regen" ...

Ich. Nun, wer mit Händen und Füßen um sich schlägt, der hätte, sollt' ich meinen, des kräftigen Volksinstincts genug, und regte wenigstens im Haß gehörig die Flügel.

Er. Freilich. Doch höre weiter. Sondern, sagt der Verfasser, ihr wollet, daß sich Alles recht glatt und sauber, nach einem vorgezeichneten Riß, verlaufen solle.

Ich. Ein sauberer, glatter Verlauf, dächte ich, wäre der Weg durch das Risico des Kriegs, über so viele blutige Schlachtfelder, eben nicht.

Er. Du warst ja auch lange genug gegen den Krieg.

Ich. Wie alle Welt, die nicht so genau wie die preußische Regierung in das Machtverhältniß der kriegführenden Staaten eingeweiht war. Nur weil ich am Erfolg zweifelte, den ich auch durch die innere Politik Preußens gefährdet glaubte, sprach ich Anfangs gegen den Krieg; mit seinem Zwecke, Oesterreich für Deutschland unschädlich zu machen, war ich zum Voraus einverstanden.

Er. Was der Verfasser eigentlich sagen will, ist, daß ihr Gedankenmänner, um nicht von der erregten Volkskraft in euren Cirkeln gestört zu werden, des Schutzes der äußeren Gewalt zu bedürfen meinet; so komme es, daß du, der Vertreter der abstracten geistigen Freiheit, in der Politik ein Anhänger der strictен Auctorität und des militärischen Commandos geworden seist.

Ich. Wo sie hingehören, bin ich's allerdings.

Er. Indeß das sind nur Plänkeleien; der Verfasser des Artikels geht tiefer. Er unternimmt es, dich, wie jener Schwabe den Türken, ganz zu spalten, vom Helm bis auf den Sattelknopf.

Ich. Immer zu!

Er. In der Wiſſenſchaft, ſagt er, in der theologiſchen und philoſophiſchen Kritik, ſeiſt du vorausſetzungslos, Anhänger der Immanenz, löſeſt alles Poſitive auf: in der Politik umgekehrt halteſt du ſtarr am Poſitiven feſt, ſeiſt Dogmatiker, Supranaturaliſt wie nur einer. Er wirft dir höhniſch wie eine grobe Inconſequenz vor, daß du zu der politiſchen Anſicht, die du verfechteſt, nicht auf vorausſetzungsloſem Wege gekommen ſeiſt. Und dieſer Widerſpruch, dieſe Unfähigkeit, die in der Wiſſenſchaft befolgten Grundſätze im Leben feſtzuhalten, rühre eben daher, daß du Gothaer, d. h. einſeitiger, unpraktiſcher Stubengelehrter ſeiſt.

Ich. Alſo wer dem Kaiſer giebt, was des Kaiſers, Gott was Gottes iſt, der wäre Hierarch?

Er. Wie meinſt du das?

Ich. Wer der Wiſſenſchaft giebt, was ihr, und dem Leben, was ihm gebührt, der wäre ein gelehrter Pedant? Ich dächte umgekehrt: wenn ich die Vorausſetzungsloſigkeit, die ich auf dem Gebiete der theologiſchen Kritik proclamirt habe, auf den Boden der Politik übertragen, wenn ich hier nicht vom Gegebenen ausgehen, in der Durchführung deſſen, was ich für erſprießlich halte, oder in der Beurtheilung deſſen, was Andere thun, nicht die thatſächlichen Umſtände und Möglichkeiten in Rechnung nehmen wollte, gerade dann zeigte ich mich als den einſeitigen Stubengelehrten, wozu der Verfaſſer mich ſtempeln möchte.

Er. Aber, nimm's nicht übel, lieber Alter, hat er denn ſo Unrecht, wenn er ſagt, daß die Studirſtube dein König- und Himmelreich, wenn er an der Hand biographiſcher Notizen nachweiſt, wie du, bei aller poetiſch-ſpeculativen Anlage, die er dir nicht abſpricht, doch von jeher ein Mann des Gedankens und dem wirklichen Leben abgewendet geweſen ſeiſt?

Ich. Mag ſein. Spinoza war ein noch abgeſchloſſenerer Studirſtubenmenſch als ich, und hat doch einen politiſchen Tractat geſchrieben, der auch von Praktikern nicht zu verachten iſt.

Er. Gut, daß uns Niemand zuhört; ſonſt würde es heißen, du trageſt kein Bedenken, dich Spinoza an die Seite zu ſetzen: wie es vor Jahren einmal hieß, du liebeſt es, dich mit Leſſing zu vergleichen.

Ich. Das brachte, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, ein nachmaliger Hofprediger auf, als ich irgendwo geſchrieben hatte, das Verfahren gewiſſer Gegner gegen mich erinnere mich an Leſſing und die ſeinigen. Was ich aber andeuten wollte durch meine Heranziehung Spinoza's, iſt nur dies, daß einer, der aus ſeiner Studirſtube nicht herauskommt, darum doch möglicherweiſe richtigere politiſche Anſichten haben kann als ein anderer, der ſich auf allen Turn- und Schützenfeſten, in allen Volks- und Klubverſammlungen herumtreibt.

Er. Doch ist der Austausch der Ansichten, die Kenntnißnahme von den herrschenden Stimmungen für den Politiker sehr viel werth, wie sie nur bei solchen Gelegenheiten möglich ist.

Ich. Ich will diese Gelegenheiten nicht gering schätzen, obwohl sie in unseren Tagen durch die Zeitungsberichte eher als in früheren Zeiten sich ersetzen lassen, und obwohl ich die praktische Uebung im Staats- oder Gemeindedienst höher anschlage. Ja, wem nicht von Hause aus politischer Sinn und Tact innewohnt, dem benebelt das Geschrei und die Leidenschaft solcher Versammlungen leicht den Kopf, oder nimmt ihm doch den Muth, seine bessere Meinung gegen eine übermächtige Stimmung der Massen geltend zu machen.

Er. Der Politiker vom Fache ...

Ich. Für einen solchen hab' ich mich niemals ausgegeben. Dazu fehlen mir die Studien, wie die praktische Betheiligung an Staatsgeschäften; denn daß ich 1848 ein Vierteljahr in der würtembergischen Ständekammer gesessen, will ich nicht rechnen. Ich habe mich daher in der Politik immer nur als Laien betrachtet, und mich nie öffentlich darüber ausgesprochen, als im Drange solcher Krisen, wo man auch dem Laien gestattet, seines Herzens Meinung laut werden zu lassen. Und da traue ich mir in der That einigen politischen Instinct zu, und glaube, einen gesunderen Sinn für das was Noth thut, wo die Dinge hinauswollen, bewiesen zu haben, als ich an gar manchen von jenen Männern des Versammlungs- und Zeitungslärms habe bemerken können. Diesem gesunden Sinne — wir sind ja unter uns — glaube ich es zu verdanken, daß ich schon im Jahre 1848 für die preußische Spitze war, und mich daran so wenig im vorigen Jahr durch die Obertribunalsbeschlüsse, als früher durch die Romantik Friedrich Wilhelm's IV. habe irre machen lassen.

Er. Nein, mein Freund, wo du deine Vorliebe für Preußen her hast, das weiß der Verfasser des Artikels besser.

Ich. Nämlich?

Er. Du bist für Preußen eingenommen, weil du für Berlin eingenommen bist, und für Berlin bist du eingenommen, weil du einmal für Hegel und Schleiermacher eingenommen warst.

Ich. Nun, das gesteh' ich!

Er. Höre nur. Jeder von uns, sagt der Verfasser, hat seine heiligen Orte, bei denen seine Phantasie mit besonderer Pietät und Sentimentalität verweilt, und diese Sentimentalität bleibt, wenn auch der unmittelbare Respect vor den historischen Erinnerungen, die sich an diese Orte knüpfen, längst geschwunden ist. Zu Jerusalem, Athen, Rom ist im

neunzehnten Jahrhundert für Gelehrte Berlin gekommen. Der Sand, auf welchem Hegel und Schleiermacher lehrten, ist nicht minder geweiht, als die Platanengänge Athens, oder die Oelgärten Jerusalems. Nun hat zwar Strauß, fährt der Artikel fort, nicht blos das Schleiermacher'sche, sondern in der That auch das Hegel'sche System aufgelöst. Damit aber ist ihm der Respect vor der Geschichte der philosophischen Theologie und ihren heiligen Stätten nicht geschwunden, und die vornehmste dieser Stätten, nämlich eben Berlin, verschlingt bei ihm mit ihrer Heiligkeit alles Profane so sehr, daß sie ihm zum Mittelpunkt aller Dinge wird, gegen welchen das Uebrige nur eine vorübergehende und untergeordnete Bedeutung hat.

Ich. Nun, und was sagst du zu dieser Deduction meiner schwarzweißen Politik?

Er. Es fiel mir dabei eine Stelle desselben Aufsatzes ein, wo der Verfasser von einer anderen Erscheinung sagt: „Man hat sich in der letzten Zeit viele Mühe gegeben, dieselbe zu erklären, und hat dabei das confuseste Zeug zu Tage gebracht." Allein der Mann will nun einmal durchaus nicht glauben, daß es mit deinem Preußenthum natürlich zugegangen sei.

Ich. Und warum denn nicht?

Er. „Ich gehe davon aus," sagt er, „daß in Deutschland und in der ganzen Welt kein Mensch lebt, der das preußische Wesen, den preußischen Staat nach der Seite der Intelligenz und Wissenschaft einer so vernichtenden Kritik unterworfen hätte, wie dies Strauß von Anfang seiner literarischen Thätigkeit an zu thun niemals aufgehört hat. Was wir in dieser Beziehung von anderer Seite haben, von Mirabeau und Mauvillon bis auf Varnhagen von Ense, ist oberflächlich und ephemer in Vergleichung mit den gründlichen Strauß'schen Leistungen."

Ich. Halt' ein! mir wird angst und bang bei dem seltsamen Lobe, das ich gar nicht auf mich zu beziehen weiß. Wo sollt' ich denn eine solche Kritik des preußischen Wesens gegeben haben? Doch nicht in der kleinen Flugschrift über den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren? Mit einem leichtbeschwingten Pfeil erobert man doch Troja nicht.

Er. Nein, diese Flugschrift stellt der Verfasser ganz an ihren rechten Ort, indem er sie als historisch eingekleidete politische Satire, wie etwa die lettres Persannes von Montesquieu, bezeichnet.

Ich. Aber sonst rede ich ja in meinen Schriften, die politischen Gespräche der letzten Jahre abgerechnet, kaum jemals von dem preußischen Staate. Wo wäre denn also jene gründliche Kritik, von welcher dein Verfasser spricht?

Er. Es soll auch, räumt er wenigstens vorläufig ein, nur eine indirekte gewesen sein. Der Zweck deiner Schriften sei von Anfang an gewesen, den ganzen Stand der Theologie und Philosophie als einen ungesunden und heuchlerischen nachzuweisen, und dadurch einer freieren und ehrlicheren geistigen Bewegung Bahn zu machen.

Ich. Ganz recht, ganz schön. Wie aber weiter?

Er. Da nun Preußen nicht nur der Staat des Protestantismus, sondern auch der Staat der Intelligenz und Wissenschaft sein wolle, und da man, je höher man seine deutsche Mission anschlage, um so mehr behaupten müsse, daß nur in diesem Staate Theologie und Philosophie so haben werden können, wie du sie angetroffen, so müsse man auch sagen, daß du mit deiner philosophisch-theologischen Kritik zugleich den preußischen Staat nach seiner geistigen Seite getroffen habest. Thatsächlich auf jeden Fall, meint der Verfasser; aber er für sich glaubt auch, daß du wenigstens anfänglich deine Kritik mit dem bestimmten Bewußtsein geübt habest, damit die Sache des freien deutschen, speciell süddeutschen Geistes gegen die Trugstücke eines alle Wahrheit und Ehrlichkeit untergrabenden Byzantinismus zu führen.

Ich. Gegen Trug und Lüge, gegen einen staatskirchlichen Byzantinismus, wenn man will, kämpfte ich in meinen theologisch-kritischen Werken allerdings; aber dieses Verderben dem preußischen Staate ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in die Schuhe zu schieben, hätte ich kein Recht gehabt. Die Philosophie und Theologie, die ich bekämpfte, war ja auf süd- wie norddeutschen Universitäten, in Tübingen so gut wie in Berlin oder Halle, am Ruder. Die Theologen, die ich in meinem Leben Jesu besonders bestritt, lebten in Kiel und Heidelberg; die Gegner, gegen die ich meine Streitschriften richtete, saßen in Stuttgart und Tübingen, nicht in Berlin.

Er. Aber ist denn nicht ein ganz besonderer Gegenstand deiner Kritik Schleiermacher und sein theologisches System gewesen?

Ich. In der Dogmatik und einigen späteren Schriften allerdings, und Schleiermacher lehrte zwar in Berlin, war aber mit dem preußischen Staate, wie er damals regiert wurde, tief zerfallen.

Er. Das macht nichts; in dem Mann und seinem System erblickt der Verfasser das Gegenbild des preußischen Staates selber.

Ich. Wie das?

Er. Hast du nicht — in dem Aufsatz wenigstens spielt das Bild als ein von dir gebrauchtes eine große Rolle — die Schleiermacher'sche Theologie einmal „mit einer Wurstmacherei verglichen, wo altes abgestan-

denes Fleiſch mit friſchem Speck zu einem abſchreckenden, Rülpſen erregenden Teig zuſammengeknetet wird?"

Ich. Davon kommt für's Erſte das ungeſittete Rülpſen ganz auf Rechnung deines Artikelſchreibers; ich hatte, mit einem anſtändigeren Leſſing'ſchen Ausdruck, die fragliche Miſchung nur aufſtoßend genannt. Dann aber würde ich es mir niemals verziehen haben, für etwas ſo Feines und in ſeiner Art Bewundernswerthes, wie das theologiſche Syſtem Schleiermacher's iſt, ein ſo grobes, niedriges Bild zu gebrauchen. In der Stelle meiner Dogmatik, deren ſich der Verfaſſer ſehr ungenau erinnerte, war mir die Schleiermacher'ſche Theologie nur einer der Beſtandtheile jener widrigen Miſchung, nämlich der Speck; mithin habe ich nicht ſie mit dieſer Miſchung verglichen, wie überhaupt die ganze Vergleichung nicht auf ſie gemünzt war. Sondern mit ausdrücklicher Unterſcheidung von dem feineren Verfahren des großen Theologen ſagte ich, manche andere und zum Theil nicht unberühmte Dogmatiken gleichen — das Bild ſei nicht unedler als die Sache — einer Wurſtmaſſe, in der die orthodoxe Kirchenlehre das Fleiſch, Schleiermacher'ſche Theologie den Speck, und Hegel'ſche Philoſopheme das Gewürz vorſtellen. Damit meinte ich damals vor Allem das Syſtem der chriſtlichen Lehre von Nitzſch; was ſeitdem an dogmatiſchen Werken erſchienen iſt, hat größtentheils gewetteifert, meinem Worte die umfaſſendſte Anwendbarkeit zu ſichern.

Er. Dem ſei wie ihm wolle: dieſem ekeln Gemiſch, meint der Verfaſſer, gleiche der preußiſche Staat auf ein Haar. Dieſer Staat ſei freilich der Staat des Proteſtantismus, der Intelligenz und Wiſſenſchaft, aber er ſcheine es nur darum zu ſein, um Religion und Wiſſenſchaft um ſo frivoler corrumpiren zu können; er ſei der Staat des Liberalismus, der bureaukratiſchen Praxis, aber zugleich auch der theokratiſche, feudale, ſoldatiſche Staat, und eben in dieſer Doppelſeitigkeit noch viel unverbeſſerlicher als die einfache Reaction. Da du nun auf theologiſchem Gebiete eine Miſchung dieſer Art ſo gründlich zerſetzt habeſt, ſo ſei es unverzeihlich, daß du ſie auf politiſchen gelten laſſeſt, ja in Schutz nehmeſt.

Ich. Ich dächte, von meinem Romantiker an, ſo oft ich auf den preußiſchen Staat zu reden kam, hätte ich jedesmal für die Ausſcheidung der ariſtokratiſchen und feudalen Elemente, für Weitergehen auf dem Wege des Liberalismus mich ausgeſprochen.

Er. Das verkennt dein Beurtheiler nicht. Vielmehr bezeugt er dir, du habeſt bisher an dem Bismarck'ſchen Preußen Manches auszuſetzen gefunden, und von deſſen „rechtswidrigem Despotismus" (ſo drückt er ſich aus) „auf das Preußen, wie es ſein ſollte," Berufung eingelegt. Damit jedoch machſt du in ſeinen Augen deinen Handel nur ſchlimmer. „Das

Preußen an sich," von dem du einmal sagtest, die Deutschen sollten es von seinem dermaligen Zustande unterscheiden lernen, wird in seinem, mit confusen Erinnerungen philosophisch-theologischer Studien angefüllten Kopfe zum Kantischen „Ding an sich," und damit glaubt er, einen weiteren Widerspruch zwischen deiner Politik und deiner Theologie entdeckt zu haben. Das Ding an sich zu zerstören, sei der Kern deines wissenschaftlichen Strebens gewesen ...

Ich. Das gute Ding an sich hat vor mir immer gute Ruhe gehabt; es fiel gar nicht in den Kreis meiner theologischen Kritik, und ich wüßte mich keiner Stelle in meinen Schriften zu entsinnen, wo ich anders als höchstens ganz beiläufig davon gesprochen hätte.

Er. Und nun habest du, der unbarmherzige Verfolger des philosophischen Dings an sich, dir ein Preußen an sich construirt! Sofort schraubt dich der durchtriebene Mann mit deinen eigensten Wendungen. „Sie wollen preußisches Obst essen, Herr Doctor?" fragt er dich. „Märkische Erdäpfel, wenn Sie diese unter das Obst rechnen wollen, oder pommersche Nüsse können Sie wohl bekommen; aber die Quintessenz von diesem allem, den süßen preußischen Apfelschnitz, der schon candirt am Baume hinge, hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben."

Ich. Witzig sein zu wollen, müßten gewisse Leute sich ebenso verbieten, wie schlechte Reiter, ihr Pferd courbettiren zu lassen, weil sie dabei unfehlbar zu Falle kommen. Die Fragen, die der Verfasser des Artikels hier nachäfft, machte ich in meiner Dogmatik an Göschel und andere Hegelianer der rechten Seite, die in der Construction ihres Christus von dem Begriff der menschlichen Gattung ausgingen und behaupteten, diese müsse, außer und über ihrer Collectivexistenz in den sich ergänzenden menschlichen Individuen, noch eine absolute Existenz als schlechthin vollkommenes Gattungsindividuum (Christus) haben. Was hat damit meine Unterscheidung zwischen Preußen an sich und seinen jeweiligen Zuständen zu thun? Was kann damit anders gemeint sein, als die Anlage, die Bestimmung, die innere Triebkraft des preußischen Staates, die ihm behülflich sein werde, seine dermaligen Schäden zu heilen, seine Mängel zu verbessern? Wenn diese Unterscheidung Scholasticismus und Supranaturalismus ist, so wünschte ich weder meinem Sohn einen Erzieher, noch meinem Vaterland einen politischen Lenker, der nicht Supranaturalist und Scholastiker wäre.

Er. Aber im Hinblick auf dieses Ding an sich, das erträumte, ideale Preußen, übersiehest du die Widersprüche der Wirklichkeit mit deinem vorgefaßten Begriff; ja du wissest dieselben durch eine Harmonistik, nicht

beſſerer Art als die von dir in ihrer Blöße hingeſtellte theologiſche, zu beſchönigen.

Ich. Zum Beiſpiel?

Er. Zum Beiſpiel die äußere Politik Preußens widerſpreche durchaus ſeinem deutſchen Berufe.

Ich. Natürlich wie dieſen der Verfaſſer ſich denkt. Aber der Beweis?

Er. Sei Preußens Verfahren gegen die Elbherzogthümer, in denen es das Selbſtbeſtimmungsrecht des deutſchen Volkes niedertrete.

Ich. Nicht das Selbſtbeſtimmungsrecht des deutſchen Volkes tritt Preußen dort nieder, ſondern das eines einzelnen deutſchen Stammes ordnet es dem Rechte des deutſchen Volkes unter.

Er. Preußen iſt nicht das deutſche Volk, würde hier dein Gegner ſagen.

Ich. Aber ſein berechtigter Stimmführer.

Er. In eigener Vollmacht, erwidert man dir, alſo nicht durch Recht, ſondern durch Gewalt, mittelſt eines unſeligen Bruderkriegs.

Ich. Bravo! Seit in Folge von Oeſterreichs Haltung in der letzten Kriſis die Phraſe von den „deutſchen Brüdern in Oeſterreich" nachgerade ſchal geworden iſt, ſind nun die beiden Schlagworte von dem „unſeligen Bruderkrieg" und dem „Sieg der Gewalt über das Recht" obligat geworden.

Er. Findeſt du ſie wirklich ſo ganz grundlos?

Ich. Unſelig iſt an und für ſich jeder Krieg, auch ohne ein Bruderkrieg zu ſein; wie umgekehrt, wenn er Zwecke und Folgen hat wie dieſer letzte, ſelbſt ein Bruderkrieg ſegensreich zu nennen iſt. Was aber das Recht betrifft, ich meine das Staatsrecht innerhalb einer Nation, ſo wird dieſes durch das politiſche Bedürfniß der Nation beſtimmt. Was der Nation dazu verhilft, ſich ſelbſt als ſolche zu entwickeln, ſich einheitlich und kräftig zuſammen zu faſſen und anderen Nationen achtunggebietend gegenüber zu ſtellen, darauf hat ſie ein Recht; was ihre Kraft ſchwächt, ihre Glieder unterbindet, das iſt Unrecht, und wenn es durch noch ſo viele Verträge beſiegelt wäre. Dieſer Art war — das leugnet im Grunde Niemand mehr — die bisherige Verfaſſung von Deutſchland. Derjenige deutſche Staat oder Staatsmann, der dies einſah und ſich die Kraft zutrauen durfte, dieſem Zuſtand ein Ende zu machen und einen beſſeren an die Stelle zu ſetzen, die getrennten deutſchen Stämme und Staaten zu ſtrafferer Einheit zuſammen zu faſſen, der hatte meines Erachtens auch das Recht, falls die übrigen nicht gutwillig die Hand dazu boten, es mit Gewalt durchzuſetzen.

Er. Dein Kritiker freilich sieht in diesem Vorgehen Preußens nur unersättliche Eroberungssucht, und glaubt Deutschland in Gefahr, in einem starren Einheits- und Militärstaate die Fülle seines mannichfachen Nationallebens einzubüßen. In dem berechtigten Kampf hingegen, meint er, der Würtemberger, sei seiner Heimath eine wichtige Rolle zugetheilt. Würtemberg, sagt er, sei wohl derjenige deutsche Staat, welcher der nivellirenden Uniformirung Deutschlands am hartnäckigsten widerstrebe. Und das nicht aus Eigensinn und Willkür, sondern in Folge einer Mission. Je mehr man sich dort den historischen Beruf beilege, die alten politischen und Bildungstraditionen, die alte deutsche Freiheit, zu bewahren, desto schärfer müsse man den Gegensatz gegen eine Macht auffassen, die sich berufen glaube, alles das zu zerstören.

Ich. Deutsche Freiheit! Polnische Freiheit! Von der war sie die Zwillingsschwester, und wenig fehlte, so hätte sie uns auch zu einem ähnlichen Ausgang geführt. Ich begreife nicht, wie ein vernünftiger und anständiger Mensch in Deutschland von dieser deutschen Freiheit als von etwas, das zu erhalten oder zurück zu wünschen wäre, reden kann. Das Gespenst einer Uniformirung aber, die Deutschland von Preußen aus drohen solle, halte ich eben — für ein Gespenst, d. h. für einen Popanz, zurecht geflickt, um den Leuten bange zu machen. Die Rheinlande sind doch jetzt ein halbes Jahrhundert preußisch: was haben sie denn von ihrer Eigenthümlichkeit eingebüßt? Ist der Cölner von dem Berliner, die Volksart am Rhein von der an der Spree nicht noch immer ebenso verschieden wie vor funfzig Jahren? Ja, man möchte selbst wünschen, manche Eigenthümlichkeit der neu zugewachsenen Provinz hätte sich seitdem etwas mehr abgeschliffen, oder wäre weniger geschont worden, da ja unter Anderem auch der überwiegende Einfluß einer ultramontanen Geistlichkeit zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört. So mögen auch die Würtemberger guten Muthes sein. Wenn sie morgen preußisch würden — und keinem deutschen Stamme wäre das gesünder — so würden sie doch immer Schwaben bleiben, sie würden in hundert Jahren noch ihren Dialekt und ihre Kneipen haben, von welchen letzteren ich, wie du weißt, keineswegs so ungünstig wie Professor Pauli denke.

Er. Aber schwerlich von deinem Würtemberg so hoch, wie der Mann der Vierteljahrsschrift. Zwar die materielle Macht des kleinen Königreichs schlägt er selbst nicht hoch an. Aber das, was von ungebrochenem deutschen Geist und unabhängigem Selbstgefühl noch übrig sei, das, meint er, habe sich in jenem Lande concentrirt; und die Behauptung, hier stehe der preußischen noch eine ebenbürtige, ja ihr überlegene, geistige Macht gegenüber, hält er für keine Vermessenheit.

Ich. Ich auch nicht; nur für eine Lächerlichkeit. Denn hier handelt es ſich ja offenbar nicht um die mancherlei Talente und Tugenden, deren der Würtemberger nicht mit Unrecht ſich rühmen mag, obwohl er ſich dieſelben viel zu ausſchließlich zuſchreibt, ſondern von der politiſchen Fähigkeit; und hierin haben ſich in der jetzigen Kriſis die Schwaben gerade als den letzten unter allen deutſchen Stämmen gezeigt.

Er. Dieſes Urtheil würden deine Landsleute dir ſehr übel nehmen, wenn ſie davon wüßten. Sie würden dich für einen Entarteten, einen Abtrünnigen halten; was dein Gegner in der Vierteljahrsſchrift doch noch nicht thut. Er ſagt nur, dein Freund Viſcher repräſentire die ſchwäbiſche Geiſtesart vollſtändiger und treuer als du, in dem einſeitig nur die kritiſche Begabung und Neigung des Stammes ſich darſtelle.

Ich. Gut, daß er Viſcher herbeizieht; der kann ihm am beſten ſagen, oder hat es vielmehr längſt geſagt, wie einſeitig ein ſolches Urtheil über ſeinen Freund iſt.

Er. Daß ihr beide noch Freunde ſeid, ſcheint der Verfaſſer kaum für möglich zu halten. Euren politiſchen Programmen nach, meint er, müßtet ihr das Tiſchtuch zwiſchen euch entzwei geſchnitten haben.

Ich. Auf was für Tiſchtüchern jener Mann mit ſeinen Freunden ſpeiſt, weiß ich nicht; das zwiſchen Viſcher und mir iſt aus dem gemeinſamen Geſpinnſt unſerer Mütter ſo dauerhaft gewoben, daß wir's nicht zerſchneiden könnten, ſelbſt wenn wir wollten. Oder, geſetzt, es ſähe jeder von uns beiden das politiſche Streben des anderen als eine Schwachheit an, ſo ſind unſere beiderſeitigen Stärken ſo feſt ineinandergefugt, daß uns die Schwächen gewiß nicht trennen ſollen. Im Streit aber werden wir es ſtets wie Glaukos und Diomedes halten, daß wir mit unſeren Lanzen uns im Getümmel vermeiden.

Er. Nun, weder euch beide, noch die deutſchen Brüder in Nord und Süd will der Verfaſſer entzweien, vielmehr durch Aufdeckung des Gegenſatzes den künftigen Frieden vorbereiten. Vorerſt jedoch werde das Beſte ſein, wenn jeder Theil den anderen gewähren laſſe, und dazu wäre der geeignetſte Weg die Conſtituirung eines ſüddeutſchen Bundes, an welche, ſo oft auch ſchon davon die Rede geweſen, doch immer Niemand die Hand anlegen wolle.

Ich. Die Gründe liegen auf der Hand.

Er. Und in dieſem Bunde, meint er, „wäre Würtemberg in jeder Hinſicht berufen, den Mittelpunkt zu bilden."

Ich. Da haben wir bereits den Grund, warum aus der Sache nichts wird noch werden kann. Denn genau daſſelbe würde der Bayer, genau daſſelbe der Badener von ſeinem Staate ſagen. „In jeder Hinſicht,"

versichert unser Mann, komme Würtemberg die erste Stelle in einem süddeutschen Bunde zu. Also auch in Hinsicht der Macht und Größe? Da hätte doch unstreitig Bayern die erste Stelle. Würtemberg also nur etwa in Hinsicht der Intelligenz und zähen Hartnäckigkeit. Aber der größeren politischen Intelligenz und Gewandtheit ist sich der Badener bewußt: und so entstände nothwendig ein Streit um die Hegemonie. Unausbleiblich würde es mit der friedlich-politischen Einigung gerade so gehen, wie im letzten Krieg mit der militärischen. Das eben ist das Schöne an diesem übriggebliebenen Bruchstück mittelstaatlichen Wesens, nachdem es durch das Ausscheiden Oesterreichs sich selbst überlassen ist, daß es sich zu keiner politischen Gestaltung, die nur einige Dauer verspräche, zusammenfassen kann.

Er. Sehr pessimistisch gedacht!

Ich. Bei einer Sache wie dieser Südbund, der auf demselben auswärtigen Thron, wie früher der Rheinbund, ausgedacht worden, ist der Pessimismus ganz am Platze. Je eher diese Reste des alten Unwesens vollends in ihrer Uneinigkeit und Unfähigkeit zusammenbrechen, desto eher ist zu hoffen, daß die Bevölkerungen zum gutwilligen Anschluß an den norddeutschen Kern eines erneuerten Vaterlands reif werden.

Er. Aber auch dieser Kern ist ja noch lange nicht fest in sich gestaltet. Noch ehe das norddeutsche Parlament gewählt ist, droht zwischen seiner Befugniß und der Competenz des preußischen Abgeordnetenhauses eine bedenkliche Verwickelung.

Ich. Das liegt in der Natur der Sache und wird hoffentlich nur ein Ferment zu weiterer Entwickelung sein. Ein Bundesstaat, in welchem das Eine Preußen zu seinen sogenannten Bundesgenossen an Umfang und Gewicht sich etwa so verhält, wie der Jupiter zu seinen Trabanten, ist nur dem Namen nach ein Bundesstaat. Nur um so besser jedoch, daß wir über das Unding eines solchen Bundesstaats, mit monarchischer Spitze über monarchischen Einzelstaaten — ein Ungedanke, der uns alle eine Zeit lang äffte — daß wir hierüber thatsächlich hinaus, auf dem besten Wege zum deutschen Einheitsstaate sind, der, wie er allein die Macht nach außen sicherstellen kann, so auch der Entfaltung staatsbürgerlicher Freiheit den rechten Boden erst geben wird.

Er. Wenn's nur auch wahr wird mit der Freiheit. Vorerst deutet für die nächste Zukunft Alles eher auf eine Aera des Militärdespotismus hin.

Ich. Bis das begonnene Werk der Neugestaltung Deutschlands vollendet ist, kann Preußen das Schwert nicht aus der Hand legen, und es hat ganz Recht, wenn es die militärische Organisation der neuerworbenen Länder als die wichtigste Angelegenheit betreibt. Ueberhaupt, ein wenig

Dictatur ist in solchen Uebergangszeiten unerläßlich; und glücklich, daß diese Dictatur in einer so kräftigen und geschickten Hand wie die des Grafen Bismarck liegt.

Er. So erkennst du jetzt den preußischen Ministerpräsidenten als einen Staatsmann an?

Ich. Als einen der größten, die Deutschland jemals gehabt hat, und der ihm durch eine seltene Gunst des Geschicks gerade zu der Zeit, da es ihn am nöthigsten brauchte, zu Theil geworden ist. Mit der Revolution von unten war es 1848 und 49 mißlungen, und mußte es, falls man den Versuch wiederholen wollte, bei dem Mangel an politischer Einsicht und der Zerfahrenheit der öffentlichen Meinung in Deutschland voraussichtlich wieder mißlingen: so wagte Graf Bismarck den Versuch, die unerträglich gewordenen Zustände von oben herab umzukehren. Zu diesem Zwecke hat er sich lange Zeit tiefer noch als der alte Brutus zu verstellen gehabt, wie dieser dem Gespött, so dem Haß und Abscheu Trotz geboten, indem er die großen Pläne seiner äußeren Politik hinter den Gewaltmaßregeln seines Regiments im Inneren versteckte. Seitdem er mit der ersteren hervorgetreten ist, hat sich seine gehässige innere Politik nur als Mittel für die äußere enthüllt: er mußte sich ein starkes, schlagfertiges Heer schaffen, und mußte sich in dem Vertrauen seines Königs festsetzen. Ob zu diesen beiden Zwecken alle die Maßregeln erforderlich waren, durch welche der Graf bis zum Ausbruch des Krieges sein Walten im Innern verhaßt gemacht hat, will und kann ich nicht entscheiden; genug, daß er seitdem gezeigt hat, wie er dem „Luxus einer liberalen Regierung," so weit derselbe ihm nicht an der Durchführung seiner politischen Zwecke hinderlich zu werden droht, nicht schlechthin entgegen ist.

Er. Ein bedenkliches Wort bleibt es immer, dieses Bismarck'sche von dem Luxus einer liberalen Regierung.

Ich. Bezeichnend für seinen Urheber ist es auf jeden Fall. Daß ein Staat, so lange er in dem Sinne, wie eben jetzt der preußische, unfertig ist, seine Macht und innere Einheit auf Kosten der Freiheit verstärken muß, kann nur ein Gefühlspolitiker bestreiten. Auf der anderen Seite jedoch wird ein Staat auch wieder niemals fertig, und die Freiheit so lange niederhalten wollen, hieße sie bis zu den griechischen Kalenden vertagen. Als Luxus aber kann sie nur dem erscheinen, dem die Macht nach außen der höchste Staatszweck ist; und gesetzt selbst, sie wäre ein Luxus, so ist auf einer gewissen Culturstufe der Luxus sowohl ein unabweisbares Ergebniß, als ein unentbehrlicher Hebel weiteren Gedeihens.

Land und Leute in Oesterreich.

Aus dem Feldzug von 1866. *)

„In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.
Aus Trägheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in Allen."

Mit diesen Worten begrüßte Grillparzer 1848 Radetzky als Sieger im ersten italienischen Freiheitskampfe. Achtzehn Jahre sind verflossen, überall sind die Wirren des Jahres 1848 überwunden, aber das Wort, daß Oesterreich nur in seinem Lager zu Hause ist, hat sich von Neuem in seiner verhängnißvollen Wahrheit bewährt. Und verhängnißvoller denn je; denn als 1866 das Lager in sieben Tagen zersprengt worden, da zeigte sich nirgends, bei keinem Volke Oesterreichs der Wille, die Entschlossenheit, die Kraft einer allgemeinen Erhebung, um dem Sieger den Sieg streitig zu machen. Die Apathie des Reiches machte den raschen Frieden nothwendig.

Der Nikolsburger Frieden hat die deutsche Frage beantwortet, doch noch nicht gelöst. Unfertig ist das preußische Reich deutscher Nation, — und Königgrätz gilt nicht als Oesterreichs letztes Wort. Dem Hause Habsburg-Lothringen wird nie der Wille zur Intervention fehlen, und selten der Vorwand. Wird es die Macht dazu besitzen?

Zum dritten Mal seit kurzer Zeit wird Oesterreichs Neugestaltung angekündigt und mit Pomp in Scene gesetzt. Unterschätzen wir nichts, Staatskunst vermag viel. Die Spitzen des Beamtenthums sind rasch gewechselt, neue Bahnen in der äußeren Politik leicht betreten. Auch bessere Gesetze können gemacht, ihre Ausführung fähigeren Händen anvertraut werden. Allerdings ist es schwer, dem ganzen Staatsbeamtenthum eine neue Seele einzuhauchen. War es in seiner Masse träge, in Routine verkommen, zur Unselbständigkeit erzogen, allem lebendigen Treiben feind, so wird das Neue von solchen Freunden des Alten wenig begriffen, noch weniger geliebt, am wenigsten ausgeführt werden. Diese Klippe ist eine große, aber für eine energische Staatsleitung nicht unüberwindliche. Rech-

*) Der Herr Verfasser machte als Stabsarzt im ersten Armeecorps den böhmischen Feldzug mit. A. d. Red.

nen wir also immerhin darauf, daß viele, sehr viele der Schäden im Staats- und Heerwesen, welche diese jähe Niederlage verschuldet, in längerer oder kürzerer Frist, nach Fehlern und Mißgriffen gebessert, und daß andere Leistungen vorbereitet werden. Doch eines vermag die beste Staatskunst nicht, Land und Leute rasch zu wandeln. Im Volksleben geht die Saat spät auf und Generationen können erst die Früchte ernten, welche die Gegenwart gesät. Kontinuität, Erbschaft bleibt der Segen der guten wie der Fluch der schlimmen Regierungskunst, durch welche nur zu oft die beste Nachfolge Unglück leiden muß. Für jede Gegenwart sind Land und Leute Material, das der Staat formen, nicht aber rasch umformen kann. Oesterreichs Verfall, wie die Frage seiner Wiedergeburt ruht daher in letzter Instanz auf der Frage von „Land und Leuten in Oesterreich."

Als ein großes, wohl arrondirtes, breit sich hinstreckendes und unter glücklichen Zonen gelegenes Reich, so stellt sich Oesterreichs Bild vor unseren Blicken dar. Allbekannt ist die Fruchtbarkeit des Bodens, auf dem nicht nur alle Produkte des gemäßigten Klimas in üppigster Fülle gedeihen, sondern auch schon vielfache Spuren der südlicheren Vegetation anzutreffen sind. In ihrem Schooße birgt die Erde die schönsten und werthvollsten Schätze, nicht nur die glänzenden, Gold und Silber, auch Kohle und Eisen, die Hebel der modernen Industrie, sind in unschätzbarer Menge vorhanden. Weltberühmt ist die Fülle von Naturschönheiten. Wer am Spätnachmittage des 3. Juli 1866 auf der Anhöhe von Chlum gestanden, dem hat sich der Kontrast zwischen der Schönheit des Landes und der Furchtbarkeit des Krieges, der es heimsuchte, für immer in die Seele gegeben. Rings um uns brennende Dörfer, verwüstete Fluren, dicht neben uns jener berüchtigte Hohlweg von Chlum, von dessen Grausen Alle zu erzählen wissen, die ihn gesehen, und jeder Entsetzlicheres, — und ein unwillkürlicher flüchtiger Blick von diesen Schrecken des Krieges weg in die Weite zeigte die blühendsten Gegenden, die fruchtbarsten Felder, der Menschen Arbeit und des Himmels Segen und in der Mitte der herrlichen Landschaft die Thürme und Mauern von Königgrätz.

„Doch nicht das Land hat den Menschen, sondern der Mensch hat das Land," ist ein altgriechisches sinnreiches Sprichwort. Nicht die freien Gaben der Natur, sondern deren Beherrschung durch des Menschen Geist und Fleiß ist die Quelle des Nationalreichthums. Ohne diese ist die reichste Natur bald erschöpft, durch sie schafft die kärgste Erstaunliches. In Oesterreich ist die Kultur, d. h. die Herrschaft des Menschen über die Natur, erheblich zurückgeblieben, das beweisen die allgemeinsten statistischen Resultate. Oesterreich, nächst Rußland das größte in Mitteleuropa gelegene Reich, mit noch immer 11,300 Quadratmeilen

zählt auf diesen nur 32 Mill. Einwohner, während Frankreich auf 9800 Quadratmeilen 37 Mill., der norddeutsche Bund fast 30 Mill. auf nur 7500 Quadratmeilen ernährt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist also in Oesterreich noch nicht 3000, in Norddeutschland fast 4000 Einwohner auf die Quadratmeile. Und dies Gesammtresultat findet seine Begründung in jedem einzelnen der Faktoren, die zu seiner Bildung beitragen, vor Allem in der Bodenbenutzung. Während in Preußen — wir sprechen hier überall nur vom alten Preußen — der Wald noch durchaus hinreichend ¼ des Gesammtareals beträgt, hat Oesterreich gegenwärtig noch fast ebenso viel Wald als Ackerland — gegen 60 Mill. Morgen und noch gegen 30 Mill. Morgen Weiden. Demnach gleicht an Ausdehnung die Bodenfläche, welche als Acker benutzt wird, jener, welche die Waldungen einnehmen, und ⅐ der produktiven, mehr als ⅛ der gesammten Fläche ist Weideland; doch das Schlimmste ist, selbst der bebaute Boden bringt nicht die Hälfte, ja kaum ⅓ der Erzeugnisse, welche er bei rationeller Benutzung zu liefern im Stande wäre, und trotz der kolossalen Weideflächen deckt die Viehzucht noch nicht ganz den einheimischen Bedarf, da der Import noch immer größer als der Export ist. Diese außerordentlich geringe Agrikulturleistung eines Landes, welches seiner natürlichen Anlage nach ein großes Proviantmagazin von Mitteleuropa sein müßte, findet ihren nächsten Grund in den Besitzverhältnissen. Durchstreiften wir das Land von Dorf zu Dorf kreuz und quer, so machte die Physiognomie der Dörfer einen fremdartigen unerfreulichen Eindruck auf uns. Die böhmischen Dörfer, die wir sahen, bestanden meist aus geraden, ununterbrochenen, an der Landstraße gelegenen Häuserreihen, von grauem Anstrich mit schmalen niedrigen Fenstern. Es fehlte jenen Dörfern ganz und gar der Dorfcharakter, an den wir gewöhnt sind, die isolirte Lage der einzelnen Grundstücke, die Unterbrechung der Häuser durch Bäume, Gärten und Wiesen, die verschiedene Farbe der Häuser und Scheunen, die rothen fernhin sichtbaren Dächer. In der gedrängten Bauart hätten sie sich nicht wesentlich von den kleinen Städten unterschieden, gingen ihnen nicht alle Zeichen einer fortgeschrittenen Kultur völlig ab, und gäbe ihnen nicht das ewige einerlei Grau einen besonders düstern Anstrich. „Die böhmischen Dörfer sind keine Idylle," das war immer unser Stoßseufzer, der phantasievollste Poet und der begeistertste Freund der Natur würde dies Landleben für kein Paradies ansehen. Am meisten aber vermißten wir jene Landschlösser und Herrensitze, die mit unserem Landleben so innig verwebt sind. Zahlreiche Schlösser trafen wir in kleinen und Mittelstädten, auf dem Lande, inmitten der Dörfer aber, von Jagdschlössern abgesehen, außerordentlich wenige. Und diese Bauart der Dörfer ist ein Spiegelbild

der ländlichen Besitzverhältnisse. Es fehlt Oesterreich durchaus nicht an freien Bauern in großer Zahl. Durch Beschluß des österreichischen Reichstages vom 7. Septbr. 1848 (Kudlich's Antrag) sind „die Bauern Oesterreichs frei von allen Unterthänigkeitsverhältnissen, allen dem unterthänigen Grunde anklebenden Lasten, allen aus dem grundherrlichen Obereigenthum herrührenden Leistungen." Aber wenn auch an diesem Gesetze keine Reaktion mehr zu rütteln wagte, so sind die Nachwehen der alten Zustände noch nicht überwunden, und zur richtigen Ausnutzung des freien Bodens würde eine Intelligenz gehören, die beim österreichischen Bauer nicht zu finden ist. Und nichts, gar nichts geschieht, um den Besitz in seinen Händen zu sichern, ihm borgt kein landwirthschaftliches Kreditinstitut, und ist er in momentaner Noth, sei es auch nur wegen Steuerzahlung, so bleibt ihm nur die Verpfändung seines Gutes übrig, der bei seiner materiellen und geistigen Hilflosigkeit nur allzuoft dann der Verkauf folgen muß.

Doch der Krebsschaden der österreichischen Landwirthschaft besteht in dem Mangel des Mittelbesitzes. Während es als ausgemacht gelten kann, daß eine Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern, wobei die mittleren vorherrschen, das volkswirthschaftlich heilsamste Verhältniß ist, wird das Verhältniß in Oesterreich zwischen Groß-, Mittel- und Kleinbesitz angegeben = 1 : 7 : 90, also die Mittelgüter sind in einer relativ außerordentlich geringen Zahl vorhanden. Jene Rittergüter von 1000 bis 3000 Morgen, parzellirter Großgrundbesitz oder großer Mittelbesitz, wie man ihn nennen will, die in Norddeutschland so häufig sind, sind in Oesterreich selten, und damit fehlt der österreichischen Landwirthschaft der feste Kern. Diese Rittergüter, die der Besitzer selbst noch bewirthschaften kann, sind durch die Kombination von Intelligenz, Fleiß und Kapital, die auf sie verwendet werden, die durchschnittlich ertragsfähigsten, sie sind die Muster der Landwirthschaft. Statt derselben ist in Oesterreich jener kolossale Großgrundbesitz zu Hause, die wahre Latifundienbildung, welche ohne Vermittlung eines rationellen Pachtsystems ein Unsegen für die landwirthschaftliche Kultur ist. Der Großadel besitzt einen großen Theil des Grund und Bodens, einzelne wie die Esterhazy's 93 Quadratmeilen mit 60 Mill. Werth, die Schwarzenberg's 50 Quadratmeilen mit einer jährlichen Staatssteuer von einer Million. 1455 Fideicommisse nehmen 7 % des ganzen Bodens in Anspruch; dazu kommen Staatsdomänen von über 10 Mill. Morgen, im Werth von 246 Mill., endlich die vielberufenen Kirchengüter, über deren Größe keine offiziellen Angaben gemacht werden, deren Werth aber von der katholischen Kirchenzeitung selbst — zu hoch also sicher nicht — auf 366 Mill. Fl. geschätzt wird. In all' diesen

Händen bleibt dieser ganze Besitz weit unter seiner Ertragsfähigkeit, die Wirthschaft liegt in den Händen von Beamten, fast ohne Aufsicht und sehr selten unter geeigneter sachverständiger Leitung des Besitzers. So ist denn von den österreichischen Staatsdomänen angegeben, daß diese 10 Mill. Morgen, 246 Mill. Gulden werth, jährlich 3½ Mill. Gulden bringen. Als allgemeingiltig wird gesagt, daß die bestbewirthschafteten Domänen in Oesterreich je nach der Kulturstufe 3—5 % bringen, in einem Lande, in welchem die Darlehen 6—9 % kosten. Große weite Güterkomplexe können direkt und unmittelbar vom Besitzer nie mit der Intensität und dem Erfolge bewirthschaftet werden, als solche, die das Auge des Herrn noch übersehen kann. Der österreichische „Kavalier" ist aber wohl Großgrundbesitzer, aber kein Landwirth. Er hält es für unter seiner Würde, die Landwirthschaft als seinen Beruf anzusehen, zu dem er sich vorzubereiten, den er zu studiren, und den er mit jener Sorgfalt auszuüben hat, mit dem Beruf und Pflicht im Leben überhaupt zu erfüllen sind. Eine erhabene Berufslosigkeit als Götter dieser Erde gilt ihnen als Ideal des Lebens, höchstens daß sie noch Kaiser und Reich das Opfer bringen, die ersten Civil- und Militärstellen anzunehmen, selbstverständlich nachdem sie die niederen mit Windeseile durchflogen. Aber Landwirthschaft treiben, Voranschläge machen oder mindestens prüfen, melioriren, drainiren, Guano beschaffen, ist tief, tief unter ihrer Würde, und nicht blos nach ihrer eigenen, sondern zum Theil noch nach der Volksanschauung. Ein Glück, daß in Ungarn der Boden theilweise selbst ohne Dünger die reichlichsten Ernten giebt, daß die Natur auch ohne Pflege so viel leistet, mit den Gütern würde es sonst noch viel schlimmer stehen, als es bei dem Mangel rationeller Bewirthschaftung gegenwärtig der Fall ist. Der Kavalier lebt meist in Wien, im Sommer wohl auch auf einem der Schlösser der Städte, die zu seiner Grafschaft gehören, aber in jedem Jahre am liebsten auf einem andern, auf kurze Zeit in großer Gesellschaft auch einmal auf einem Jagdschloß, Geld beschafft der Intendant oder Administrator, später der Bankier, dann werden Einkünfte verpfändet, dann beruft der Kaiser selbst noch einen Verwaltungsrath zusammen, zuletzt bricht der offene Konkurs aus. So erging es den Esterhazy's, von denen der Volkswitz schon lange gesagt hat: „die Esterhazy's stehen unter dem Sequester oder sind auf dem Wege dazu," und an der Wiener Börse werden die Papiere der hohen österreichischen Aristokratie, die Salm-, Palfy-, Waldstein-, Windischgrätz-Loose, viel gehandelt, aber billig bezahlt. Natürlich, unerschöpflich ist ja kein Brunnen und die allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätze über Haushalt, Sparsamkeit und Thätigkeit beherrschen das Leben der Kavaliere, wie das aller anderen Erdensöhne.

Der „kleine Herr" in Norddeutschland mit seinen geringeren Mitteln und großen Ansprüchen fühlt sehr scharf die Nöthigung der Selbsterhaltung, er ist und wird Landwirth von Beruf, auch aus Liebe und Neigung. Der „kleine Herr" wohnt auf dem Lande, das Land ist seine Heimath, er gewinnt durch Hülfe und Beispiel Intelligenz und Reichthum, Macht und Einfluß auf die gesammte ländliche Bevölkerung. Ein auch in die Staatsverhältnisse tief einschneidender Unterschied zwischen großem und kleinem Herrn, „Kavalier und Junker."

Während in Oesterreich durch die unselige Kavalierswirthschaft schließlich der reichste Besitzer verarmt, der Beamte reich wird, das Gut in die Hand des Gläubigers übergeht, — was hat doch die englische Aristokratie aus ähnlichen Besitzverhältnissen zu schaffen gewußt! Ein wohl durchdachtes Pachtsystem hat die scheinbar widersprechendsten Interessen vereinigt. Der hohe Adel, noch gegenwärtig wie seit Jahrhunderten, Herr des Grund und Bodens, genießt in dem immer anwachsenden Pachtschilling dessen immer mehr wachsenden Werth. Die Blüthe des Gutes ist der beiderseitige Vortheil. Mehr noch Herkommen und nobler Sinn, gespornt durch die Freiheit der Presse, als der Wortlaut der Pachtverträge, beherrscht thatsächlich diese Verhältnisse und fügt sie den wechselnden Bedürfnissen ein. Durch Selbstbewirthschaftung eines kleinen Bruchtheils seiner Besitzungen als Musterfarmen erhält sich der hohe Adel an der Spitze aller landwirthschaftlichen Interessen als Sachverständiger, Führer und Leiter, als Repräsentant und bester Kenner der englischen Landwirthschaft. Die Gesammtheit dieser Umstände hat es möglich und erträglich gemacht, daß der englische Bauernstand gar nicht mehr existirt, daß überall der Pächter an seine Stelle getreten, daß trotzdem die englische Landwirthschaft als die beste in der Welt gilt, und daß die Pächter — meist ehrliche und treue Anhänger der Landlords sind. Diese ländlichen Besitzverhältnisse sind das Fundament der materiellen und politischen Größe der englischen Aristokratie, deren Macht sich nicht sowohl durch das Oberhaus erhält, sondern durch die Wahlen zum Unterhause immer von Neuem manifestirt. Wäre das Unterhaus dem Oberhause nicht im Wesentlichen thatsächlich gleichartig, der Konflikt wäre unausbleiblich. Die Harmonie der ländlichen Interessen ist die Basis der englischen Verfassung.

Doch die österreichische Landwirthschaft krankt nicht blos an diesen Besitzverhältnissen, auch die Ausbildung der Kommunikationsmittel ist in weiten Strecken des Reiches eine sehr unvollkommene; beginnt man doch in dem getreidereichen Ungarn erst neuerdings Landes- und Bezirksstraßen anzulegen. Dazu die Geldkalamität. Billige Hypotheken sind natürlich in einem Lande nicht zu haben, in welchem der Staat als Schuldner die

höchsten Zinsen giebt, ebenso schwer sind Güter gegen baar zu verkaufen; haben doch die Staatsgüter, aus Mangel an geeigneten Käufern, trotz vortheilhafter Anerbietungen noch nicht zu Geld gemacht werden können. Und wen sollten solche staatliche und wirthschaftliche Zustände mit dieser ländlichen Bevölkerung von auswärts anlocken? So geht denn die Landwirthschaft von Tag zu Tag immer mehr zurück, der wichtigste Nahrungszweig für $^2/_3$ der ganzen Bevölkerung. Dieselben Schäden drücken auf die Industrie. Die zurückgebliebene Kultur der Volksmassen, die Mangelhaftigkeit des Kommunikationsnetzes, das Fehlen des Baarkapitals erklären die Protektionsbedürftigkeit; die Thatsache, daß die größten Fabrikanlagen auf den Gütern der Aristokratie sich befinden, trägt nicht wenig dazu bei, daß der Protektionsruf nicht ungehört verschallt. Es ist eine Kette von Uebeln, ein jedes wieder Ursache und Wirkung, an denen die Volkswirthschaft darnieder liegt, schwer heilbar, weil die österreichische Staatswirthschaft dieser Uebel schlimmstes ist.

Doch aus noch schlimmeren wirthschaftlichen Zuständen kann ein Volk sich emporarbeiten, zumal bei solchem natürlichen Reichthum, wenn es Jugendfrische, Arbeitsamkeit, Vertrauen zu sich selbst besitzt. Doch es giebt kein österreichisches Volk und statt des Selbstvertrauens ist in diesem Lande ein tiefes gegenseitiges Mißtrauen der Nationalitäten und einzelner Stämme unter einander und ein allseitiges gegen die Regierung die Lebensluft, die das Reich athmet. Seit vier Jahrhunderten ist Böhmen und Mähren im Besitze der habsburgischen Dynastie. Ein Kurfürstenthum des deutschen Reiches, fast mitten in Deutschland gelegen, hatte es wie alle früheren Ostmarken einen großen Theil slavischer Bevölkerung. Auch die Mark Brandenburg, auch Schlesien sind erst durch das deutsche Schwert erobert, dann durch deutsche Arbeit germanisirt worden, und ganz neue Acquisitionen wie Westpreußen und Posen gehen sichtbar und unaufhaltsam demselben Schicksale entgegen. Wie steht es mit dem deutschen Besitze der Habsburger, dem Rechtstitel überhaupt eine deutsche Macht zu sein? In Böhmen kommen auf 1,800,000 Deutsche gegen 3 Mill. Czechen, in Mähren auf $^1/_2$ Mill. Deutsche 1,300,000 Czechen, das österreichische Schlesien hat eben so viele Slaven als Deutsche, Steiermark und Kärnthen zum dritten Theil Slovaken, Krain und das Küstenland überhaupt nur wenig Deutsche. Im allergetreusten Tyrol sitzen neben 500,000 Deutschen in Welschtyrol eine kompakte Masse von 300,000 Italienern, mit den 200,000 des Küstenlandes geeignet, die italienische Frage noch offen zu halten. Nur das Erzherzogthum und das kleine Salzburg sind echt deutsch zu nennen, in dem ganzen ehemaligen deutschen Bundeslande sind unter 13 Mill. Einwohner kaum 7 Mill.

Deutſche. Nirgends auf deutſchem Boden iſt das deutſche Element ſo zurückgeblieben, als in Deutſch-Oeſterreich, eine zweifelloſe Thatſache, trotz ununterbrochener Verbindung mit Deutſchland. Wie kam es, daß die Habsburger die klarliegende und überall ſonſt erfüllte Aufgabe friedlicher Germaniſirung ſo völlig verfehlten? Weil ſie ſelbſt durch großen, der Maſſe nach überwiegenden, außerdeutſchen Beſitz, dann durch die Verbindung mit Rom und Spanien einen univerſalen Charakter annahmen. Die deutſche Kaiſerkrone hat an dieſer aus Beſitz und Familienneigung hervorgehenden Tradition auch nicht das Geringſte geändert und konnte es nicht thun. Deutſchland war für die Habsburger nur das Piedeſtal ihrer Macht. Dem Herrn von Belgien, von Mailand, von Ungarn und Siebenbürgen konnten die nationalen Zuſtände in Deutſch-Oeſterreich nicht als eine Anomalie erſcheinen. Wohl enthüllte der ſiebenjährige Krieg die Schwäche des koloſſalen Reiches, doch blieben die Germaniſirungsverſuche der Kaiſerin Maria Thereſia auf ziemlich naiver Stufe. Daß ſie dem Grafen Nadasdy im Hofzirkel mit eigener Hand den Schnurrbart abraſirte, hatte allerdings den Fall anderer Schnurrbärte zur Folge, und die Verſchenkung deutſcher Bibeln an ungariſche Edeldamen veranlaßte wohl dieſe, deutſch zu lernen, konnte zur Germaniſirung Ungarns aber wenig thun. Erſt Kaiſer Joſeph II. hatte ein wirkliches Regierungsprogramm zur Unirung und Germaniſirung des Reiches, — leider aber, des ganzen Reiches. „Alle Provinzen der Monarchie ſollen ein Ganzes ausmachen und in allen die Kräfte des Volkes auf ein gemeinſames Ziel, Oeſterreichs Macht, gerichtet ſein.“ „Wie viele Vortheile dem allgemeinen Beſten erwachſen, wenn nur eine einzige Sprache in der Monarchie gebraucht wird und in dieſer allein alle Geſchäfte beſorgt werden; wie dadurch alle Theile der Monarchie feſter unter einander verbunden und die Einwohner durch ein ſtärkeres Band der Bruderliebe verknüpft werden, wird Jedermann leicht einſehen und durch das Beiſpiel der Franzoſen, Engländer und Ruſſen davon überzeugt werden.“ So wurde überall auch in Ungarn die deutſche Sprache, „deren ſich die Regierung bereits in allen militäriſchen und politiſchen Geſchäften bedient,“ als Amtesſprache eingeführt und raſcher Vollzug angeordnet. Doch in Ueberſchätzung der wirklichen Macht des Abſolutismus in Europa griff der Kaiſer zu Vieles auf einmal an, nationale, ſociale, religiöſe Reformen, führte dabei noch auswärtige Kriege, — und erlag. Ein lehrreiches Beiſpiel. Das Gute zu wollen und die geeigneten Wege nicht zu verfolgen, die dahin führen, bringt Verbitterung und wenig Frucht, und Kaiſer Joſeph hat es erfahren, daß Dummheit und Vorurtheil Mächte in der Politik ſind, mit denen gerechnet werden muß. An den alten Sitten brach ſich zuerſt die Macht des Kaiſers. Die

Begräbnißordnung vom 23. April 1784 — ein Produkt seiner wenig überlegenden Reformwuth — welche das Verscharren der Todten in leinenen Säcken und ihre Bedeckung mit ungelöschtem Kalk befahl, mußte schon vor Jahresfrist widerrufen werden. Den einmal in den Völkern rege gewordenen Widerstandsgeist wußten Adel und Klerus, tief verletzt wie sie durch seine Reformen waren, geschickt zu benutzen, und gezwungen durch die Empörungen vieler seiner Länder, verbittert „über des Volkes Undankbarkeit," mußte er am Ende seines Lebens mit einem Federzuge die Bemühungen einer zehnjährigen rastlosen Arbeit fast völlig vernichten. Und doch weilt der Oesterreicher, und er nicht allein, gern bei seinem Bilde. War er doch der Einzige fast aus diesem deutschen Bourbonengeschlecht, der die traurigen Traditionen seines Hauses in Kirche und Staat weit, weit von sich geworfen, der Einzige, auf dessen Spuren noch gegenwärtig alles Gute und Lebensfrische, was im Reiche sich vorfindet, fast ausschließlich sich zurückführen läßt; und hat nicht seine Hast ihren tieferen Grund in dem Bewußtsein dieses Alleinstehens? Wohl hätte der dreißigjährige Friede, den Oesterreich seit 1815 genoß, zur Germanisirung der Stammlande benutzt werden können, wenn die Metternich'sche Staatskunst es überhaupt auf Heilung von Krankheiten, und nicht auf Vertuschung von Symptomen abgesehen hätte. Unter der gemeinsamen Polizeidecke zeigten sich nur leise nationale Regungen, als unschuldiges Spielzeug wurden sie angesehen; wie im Jahre 1848 die Decke fiel, da zeigte der Prager Czechenaufstand die Stärke der antideutschen Bewegung auf altdeutschem Boden.

Die Zustände, die wir in Böhmen und Mähren antrafen, waren traurig. Wohl sind einzelne Striche, zumal die Grenzstreifen an der schlesischen, sächsischen, bayerschen Grenze, deutsch, auch findet sich überall in den Städten eine größere oder geringere Anzahl Deutscher, aber die Mitte des Landes ist von Czechen bewohnt, ihnen gehört die Hauptstadt Prag, ihnen die Masse der Landbewohner. Das czechische Element ist im ununterbrochenen Vorwärtsschreiten und mit der Majorität von $^3/_5$ gegen $^2/_5$ im Landtage sucht es seine Herrschaft nach allen Richtungen weiter auszudehnen. Der Kampf beginnt bei den primitiven Formen des menschlichen Zusammenlebens und setzt sich in alle Sphären fort und leider geht nicht das Ziel auf gegenseitige Toleranz, sondern auf exklusive Herrschaft. Die Czechen sehen sich als die Eingeborenen an und nennen sich deshalb auch ausschließlich Böhmen, die Deutschen gelten ihnen als Eindringlinge; die Letzteren berufen sich auf das historische Recht, wie es seit Jahrhunderten sich gestaltet, die Ersteren auf ihre Zahl. Jeder Theil will die Schule als Beherrscherin der Zukunft, und eine große Zahl ur-

ſprünglich deutſcher Schulen iſt ſlaviſirt oder geht dieſem Schickſal entgegen. Der Bauer iſt gegen alles Deutſche fanatiſirt, was ihm widerlich iſt, erhält das Prädikat deutſch; ſo nennt er die Ratte die deutſche Maus, die Kröte einen deutſchen Krebs, die Diſtel die deutſche Roſe. Mag früher vielfach gefehlt worden ſein, indem aus büreaukratiſcher Bequemlichkeit dem Czechen ſeine Sprache vor Gericht vorenthalten wurde, jetzt möchte bei jeder Gemeindevertretung in der Mitte eines ſonſt deutſchen Kollegiums jeder Czeche allein ſeine Sprache reden. Auf dem böhmiſch-mähriſchen Landtage iſt dies erhabene Ziel ſchon glücklich erreicht, in derſelben Diskuſſion ſpricht der Deutſche deutſch, der Czeche czechiſch. Wiederum glaubt ein deutſchgeſinnter Bürgermeiſter einen Triumph zu feiern, wenn er die kaiſerlichen Kriegsmanifeſte nur in deutſcher Sprache anheften läßt, die ihm überſandten czechiſchen Exemplare in ſein Pult einſchließt. Eine beſonders ſchlimme Färbung erfährt dieſer nationale Kampf dadurch, daß er gleichzeitig ein ſocialer iſt; die große Mehrzahl der wohlhabenden und gebildeten Klaſſen gehört der „deutſchen Partei“ an, die meiſten Großkaufleute, Fabrikanten, Advokaten, Aerzte, höheren Beamten; ſlaviſch iſt die Maſſe, geführt von einer entſchiedenen Minorität der Beſitzenden. Denn die Abſtammung entſcheidet durchaus nicht allein über dieſe nationale Parteiſtellung, deutſche Namen in nicht geringer Zahl finden ſich unter der czechiſchen Partei; und manche unausſprechliche ſlaviſche erregen durch ihren Abfall den doppelten Haß ihrer Stammesgenoſſen. Dieſe Verquickung der ſocialen und nationalen Gegenſätze mit perſönlichen aller Art hat eine gegenſeitige Verbitterung großgezogen, von der man ſich ſchwer eine Vorſtellung machen kann, und die Deutſchen ſehen die durch die öſterreichiſchen Noten im Beginne des Jahres 1866 berühmt gewordenen Kravalle als die Vorläufer ernſter ſocial-nationaler Bewegungen an. Wie die Czechen in Böhmen, wo ſie rings von Deutſchen umgeben ſind, und nur durch die ſchmale und auch keineswegs ſichere Verbindungsbrücke, Mähren, mit anderen Slaven zuſammenhängen, in dem Zeitalter großer Staatenbildungen Träume von Selbſtändigkeit verfolgen können, wäre unbegreiflich, lebte in dieſem Volke nicht überhaupt eine glühende Phantaſie und Leidenſchaftlichkeit und gäbe ihnen nicht der Kaiſerſtaat durch die Verbindung mit anderen Slaven eine Bedeutung und einen Rückhalt, die ſie iſolirt natürlich nicht hätten. Zwar verſtehen ſich Nord- und Südſlaven ſo wenig unter einander, daß ſie unter einander deutſch ſprechen müſſen, um ſich nur gegen das Deutſchthum zu verſtändigen, zwar iſt der Aufruf des czechiſchen Dichters Kollár an die Slovaken, nur czechiſch zu ſchreiben, unerfüllt geblieben, trotz ſeiner klaſſiſchen Motivirung, in der es unter Anderem heißt: „Virgil, Catull, Plinius und Livius wa-

ren auch Slaven (Wenden) und schrieben dennoch in lateinischer Sprache, der unter Plattdeutschen geborene Goethe bequemte sich zum Hochdeutschen," also müßten die Slovaken czechisch schreiben; aber über all' dies geht die gemeinsame Abneigung gegen die Deutschen und das Bewußtsein der Slaven, zusammen im Kaiserstaat die relative Majorität (14½ Mill. gegen 8 Mill. Deutsche, 5 Mill. Magyaren) unter allen Volksstämmen zu haben. Dies Gefühl allein giebt ihnen Kraft; vom österreichischen Kaiserstaat losgelöst, würden Böhmen und Mähren in nicht langer Frist germanisirt sein, Steiermark, Kärnthen und Krain würden nicht mehr Schwierigkeit machen.

In Wien mag man der Illusion leben, in einem Kulturstaate, und in einem deutschen Staate sich zu befinden. Wer von uns, sei es als Feinde wie wir, sei es als Freunde wie die Sachsen, mit dieser slavischen Landbevölkerung in nähere Beziehung getreten, hatte das Gefühl nicht, in einem modernen Staat zu leben, vom deutschen Staate gar nicht zu reden. Nicht, daß wir verschiedene Sprachen hörten, gab uns dies Bewußtsein, sondern daß diese Menschen mit ihren verschiedenen Sprachen sich gegenseitig so glühend haßten, daß der Bauer in einer hartnäckigen Verstocktheit und in einem Fanatismus gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache befangen ist, daß er bei seiner geistigen Beschränktheit ein reines Werkzeug und ein sehr gefährliches in den Händen seiner Führer sein muß. So hatten wir Alle dasselbe unheimliche Gefühl, Freunde wie Feinde, dessen sich Wenige wohl erwehrt haben; hier ist der Kampf der Elemente noch nicht überwunden, den der Staat hinter sich haben muß, will er mehr als eine dem Augenblick genügende Polizeianstalt sein. Die Kur in den böhmischen Dörfern wäre für die hartköpfigen Schwaben und andere Freunde Oesterreichs eine sehr heilsame, sie würden die Fundamente kennen lernen, auf denen ihr Fels und ihre Hoffnung, das deutsche Oesterreich, steht. Auch in Wien scheint diese Gefahr unterschätzt zu werden, je mehr sie steigt, desto mehr wird und muß sich die Stellung der Deutschen zum Hause Oesterreich ändern.

Weltbekannt sind die ungarischen Wirren. Die 5 Mill. Magyaren beanspruchen das historische Recht des Königreichs Ungarn, d. h. die Herrschaft über circa 11 Mill., aus Szeklern, Slovaken, Ruthenen, Wallachen und 200,000 Sachsen in Siebenbürgen bestehend. Unter den einzelnen Stämmen haben die Magyaren die relative Majorität, sie haben das alte Recht, die politische Tradition, den Adel, Intelligenz und Beweglichkeit für sich, aber wo die Slaven kompakter sind, wird ihnen die Wiederherstellung ihrer Oberherrschaft auf die Dauer kaum gelingen. Damit für jede kaum gelöste Frage eine neue auftrete, sperren sich die Ruthenen in Galizien

und der Bukowina (2,300,000 Einwohner) gegen das neue drohende polniſche Uebergewicht (1,800,000).

Das öſterreichiſche Heer konnte bei ſolchen nationalen Differenzen als ein völlig ebenbürtiges kaum in jenen alten Kriegszeiten erſcheinen, wo die Maſſen Maſchinen, der Einzelne noch nichts war. Die mit der Intelligenz der Völker fortſchreitende Kriegskunſt hat aber das Individuum wieder zur Geltung gebracht. Die leichten Vortruppen ſollen ſich an des Feindes Ferſe heften, das Terrain in Wald und Bergen aufklären und als Fühlhörner der Armee in gegenſeitiger Verbindung unter ſich und mit dem Gros der Avantgarde bleiben. Wir haben Mittheilungen ſächſiſcher Offiziere darüber, wie bald man es aufgeben mußte, ſich nach den Ausſagen der leichten Kavallerie, bald ungariſche Huſaren, bald Kroaten, dann polniſche Uhlanen, zu orientiren. Hier genügt nicht das Verſtändniß einzelner Worte, hier ſollen Beobachtungen treu wiedergegeben, genau verſtanden und auf dieſes Verſtändniß neue Inſtruktionen ertheilt werden; welche Fülle von Mißverſtändniſſen, Fehlern und Aergerniſſen müſſen aus gegenſeitigem Nichtverſtehen oder Halbverſtehen hervorgehen. Gleiches gilt von den Vorpoſten, von den Ordonnanzen ꝛc. Wie muß das Tirailleurgefecht in Haus und Wald und Feld, welches auf das Verſtändniß jedes halben Wortes, jedes Winkes des Vorgeſetzten gradezu berechnet iſt, unter ſolchen Umſtänden leiden. Doch das Alles ſind kleine Mißſtände gegenüber dem großen Gebrechen, daß die Seele des Heeres, der lebendige Zuſammenhang zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, die Einheit an Haupt und Gliedern durch ſolche nationale Verſchiedenheiten im innerſten Weſen gebrochen iſt. Der Hauptmann ſoll ſeine Kompagnie kennen, für ſie ſorgen und in dieſer treuen unabläſſigen Sorgfalt für Verpflegung, Wohnung, Bekleidung, Aufführung, Haltung, kurz für das ganze Leben ſeiner Kompagnie eine liebgewonnene Pflicht finden; fühlt dies der Soldat, dann bildet ſich ein Verhältniß gegenſeitiger Treue und Zuneigung aus, welches die Disciplin veredelt und einen Kitt giebt, den auch das Unglück ſo leicht nicht löſt. Einer ſolchen Truppe kann man die größten Anſtrengungen und Strapazen zumuthen, ſie iſt leicht anzufeuern, zu beleben, aufzuklären, durch Rede und Beiſpiel zu Heldenthaten zu entflammen. Der Soldat muß ſich eins fühlen mit ſeinem Führer, dann wird das Unmögliche möglich. Aber wenn der Offizier ſich durch einen Unteroffizier als Dolmetſcher mit ſeinen Soldaten verſtändigen muß oder wenn er froh iſt, ein paar Phraſen in der Sprache ſeines Regiments erlernt zu haben, da kann keine rechte Spannkraft in der Armee ſein und dieſe wird durch die beſte Disciplin nicht erſetzt. Wohl exiſtirt eine Ordre in der öſterreichiſchen Armee, wonach jeder Offi-

zier binnen Jahresfrist die Sprache seines Regimentes erlernt haben soll; aber da es sich nicht um allgemeine Kultursprachen dabei handelt, die jeder gern und darum leicht lernt, sondern um magyarisch, wallachisch und die zahlreichen slavischen Dialekte, und da die Disposition über das Offizierkorps doch auch nicht ausschließlich nach Sprachkenntniß getroffen werden kann, so ist dieser Befehl auf dem Papier stehen geblieben. Nicht Benedek, noch das Zündnadelgewehr, noch der Nebel von Chlum, sondern der nationale Mischmasch der kaiserlichen Armee, gegenüber einer Nationalarmee voll Muth und Spannkraft, Energie und Intelligenz unter ausgezeichneter Führung, hat solche Niederlage und solche Flucht verschuldet. Und bei dieser Flucht mußte der österreichische Train seiner Armee besonders verhängnißvoll werden. Nirgends kann die Masse der Fuhrleute zu den unzählbaren, für die Armeebedürfnisse nothwendigen Fahrzeugen aus wohldisciplinirten Trainfahrern bestehen, immer werden noch andere in großer Zahl gebraucht und halb oder ganz widerwillig mitgenommen. Wer einen nächtlichen Rückzug gesehen hat, selbst einen völlig unverfolgten, der kann sich eine Vorstellung machen, wie es im Rücken einer geschlagenen Armee aussehen muß. Wie schwer beweglich ist unter den günstigsten Verhältnissen ein solcher Train, selbst der wohldisciplinirte, auf engen Straßen. Da fahren die Fahrzeuge aus Unvorsichtigkeit in einander, bald bricht ein Rad oder eine Axe, es bildet sich im Hohlwege eine unlösbare Wagenburg, und die meilenlange Kolonne muß Stunden lang halten; nun gar ein Train mit dieser Sprachkonfusion und aus solchen rohen Völkerschaften. Es sah fürchterlich in der österreichischen Armee nach Königgrätz aus, aber eine Verfolgung wie nach Waterloo, darüber herrschte in den nächsten Tagen nur eine Stimme, hätte die völlige Selbstzerstörung dieser Armee zur Folge haben müssen, die Rohheit ihrer elementaren Kräfte hätte ihr Grab gegraben, und ihr eigener Train wäre ihnen gefährlicher geworden, als unsere Kavallerie. Zu alledem berücksichtige man, daß das Mißtrauen, die Abneigung, der Haß, welche zwischen den verschiedenen Nationalitäten wuchern, mit dem Anziehen des Soldatenrocks nicht aus der Seele der Menschen schwinden, und man wird gerechten Zweifel hegen, ob einer so zusammengesetzten Armee die allgemeine Wehrpflicht viel frommen wird, aber keinen darüber, daß der Eintritt mitten in diese Reihen dem Gebildeten fast unüberwindliche Opfer auferlegt. Die österreichische Armee muß die Gebrechen des Reiches wiederspiegeln, und da erscheinen ihre Siege fast überraschender als ihre Niederlagen, unter sonst gleichen Verhältnissen. Auch der Bürger kann sich nicht eins fühlen mit einem solchen Heere. Oft hatten wir Gelegenheit nach Abschluß des Waffenstillstandes dies zu beobachten. Bekanntlich —

doch es verdient bekannter zu werden, als es ist — bestand die letzte Fürsorge und die — einzige der kaiserlichen Beamten vor ihrer Flucht vor uns, in der Mahnung, Frauen und Kinder vor den Preußen zu retten. Frauen und Kinder zu flüchten vor der preußischen Armee des Jahres 1866! Man darf nicht zürnen. Zu naiv ist diese österreichische Auffassung der Gefahren einer feindlichen Invasion und zu unfreiwillig das Selbstbekenntniß, das daraus hervorleuchtet. Diesen guten Rath fanden wir wohl in einigen Dörfern und kleinen Städten an der Grenze ausgeführt, doch Prag und Brünn dürsteten nicht nach dem Ruhme Moskaus und der Graf Laszansky ist kein Rostopschin, mit einem Wort, wo wir hinkamen, waren wir vielleicht theure Gäste, aber wahrlich keine furchtbaren. Als die Choleraepidemie in unserem Heere zu wüthen begann, hatte ich Gelegenheit, eine große Zahl von Quartieren zu sehen, mit denen unsere Soldaten sich begnügten; oft fragte ich mich, welcher siegreiche Soldat außer unserem sich solche Spelunken und Böden bieten lassen würde in Feindesland, wo andere bessere Räume noch positiv vorhanden waren; ein gutmüthiger edler Kern liegt fürwahr in der Masse unseres Volkes furchtlosen Herzens und bescheidenen Sinnes. So kam es denn, daß den Bürgern der bereits okkupirten Städte der Eintritt des Waffenstillstandes durchaus nicht so willkommen war, als man glauben sollte; „jetzt hätte schon der Krieg noch fortdauern können," meinte mein Wirth, „auf ein paar Wochen länger wäre es jetzt nicht mehr angekommen, aber Ihren Leuten wird's sehr lieb sein, die haben ja gar sehr nach Weib und Kind gejammert." „Deshalb haben sie auch so rasch und glücklich dem Kriege ein Ende gemacht," erwiderte ich, „aber wie? Ihr selbst freut Euch nicht?" „Nein," sagte er, „wenn 10,000 von unseren Soldaten wieder in einer Schlacht drauf gegangen wären, das ist bei uns nicht so schlimm, denn sehen Sie, wer sind denn unsere Soldaten? Das hätte man schon noch riskiren sollen." — Solche Aeußerungen konnten wir öfter hören; nicht sehr edel, diese Kriegslust ohne allgemeine Kriegspflicht, aber offenherzig und unter österreichischen Zuständen durch Manches entschuldbar.

Einen Staat giebt es in Europa, der ebenso wenig wie Oesterreich je ein Nationalstaat werden kann, und in dem dennoch keine nationale Frage je aufgetaucht ist, zum Beweise dafür, daß nicht Abstammung und Sprache allein, sondern auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Einheit des politischen Bewußtseins ein Volk zu bilden vermag. Es giebt ein Schweizervolk, das sich durch gleiche politische Anschauungsweise, durch gleiche Interessen und Bedürfnisse, durch gemeinsame Erinnerungen und Schicksale, durch Liebe zum Vaterlande, zu Freiheit und Unabhängigkeit fest zusammengekittet hat, und dennoch aus drei Nationalitäten und drei

hervorragenden Kulturnationen besteht. Freiheit und Bildung können auch nationale Dissonanzen lösen und eine Harmonie der Interessen herstellen, wo die Gleichheit des Ursprunges und der Sprache fehlt. Als in Oesterreich die nationalen Wirren des Jahres 1848 den offenen Abgrund gezeigt, und die Reorganisation des Reiches erfolgen sollte, da wurde freilich die Nothwendigkeit gefühlt, sich auch außer der Armee feste Stützen zu schaffen, — es bleibt ewig charakteristisch für Oesterreich, wo die Stütze gesucht wurde. Am 18. August 1855 wurde das Konkordat geschlossen, und durch dasselbe, wie Alexander Bach, der Schöpfer desselben, sich ausdrückte, „für die künftige sittliche Entwickelung des ganzen Reiches die unabänderliche Grundlage ein für allemal gelegt;" dieser Autor des Wortes von der „leserlichen Barrikadenschrift," das er am 10. Juni 1848 offen im Wiener Gemeinderath gesprochen, hatte an den Abschluß seines Konkordates nur noch den Wunsch zu knüpfen: „es möchten alle Regierungen in Beziehung auf das Wechselverhältniß zwischen Staat und Kirche auf der Höhe der Erkenntniß der kaiserlichen Regierung stehen." Die politische Bedeutung des Konkordates ist, nicht durch Intelligenz und Freiheit, sondern durch Intelligenzlosigkeit und Unfreiheit sollte Oesterreich zusammengehalten, und für die geistlichen Hirten dieser Heerden sollte das Reich zum irdischen Paradies erhoben werden, auf daß sie, es zu verlassen, keine Sehnsucht bekämen.

Ueber ein Dezennium besteht nun dieses System, und über seine unmittelbare Wirksamkeit für die Reichseinheit hat die Erfahrung gerichtet, überall hat der Klerus für die Nationalitäten gegen die Reichseinheit Partei ergriffen; bekannt ist das Auftreten des Kardinal-Primas Scitowsky an der Spitze der Ungarn, nicht minder, daß der venetianische Klerus keinen Anstand genommen, jetzt sogar für den Ketzer Victor Emanuel zu stimmen, aber wichtiger ist, daß in Deutsch-Oesterreich überall der Klerus für Czechen und Slovenen eintritt und mit einem großen Theil des Adels gemeinsame Sache gegen die Deutschen macht. Das Räthsel ist nicht schwer zu lösen; die Reichseinheit kann in Oesterreich nur auf der Basis des Deutschthums zu Stande kommen, nur das deutsche Element kann den Kitt des Reiches bilden, wegen seiner allgemeinen Verbreitung, der Einheit der Sprache, der Kultur und Intelligenz. Aber die Gefügigkeit eines Volkes gegen seine Führer steigt mit seiner Abgeschlossenheit, also muß man die kleinen Stämme und Stämmchen vorziehen, und wie immer beschaffen, Deutschthum bleibt Bildung, Deutschthum Freisinn, wie kann man vom Klerus verlangen, seine göttlichen Interessen den Reichsinteressen hintanzusetzen?

Eine jede andere Regierung würde, durchdrungen von der Wahrheit,

daß die Schule den größten Einfluß auf die Zukunft eines Staates ausübt, die Schule in Oesterreich als Erziehungsmittel zur allmählichen Einigung der Völker im großartigsten Stile in die Hand genommen und durch Pflege der Intelligenz die nationale Eifersucht in gegenseitigen Wetteifer für die Größe des Reiches umzuwandeln wenigstens bemüht sein. Von den circa 25,000 Volksschulen, die das ganze Reich zählt, sind 7—8000 deutsche, über 6000 slavische, 4000 magyarische, 600 wallachische, aber leider nur 3000 Schulen mit gemischter Sprache; unter den slavischen Schulen finden wir wieder 252 polnische, 437 ruthenische, 283 serbische, 199 kroatische, 62 slavonische in der Militärgrenze und 38 serbische im Küstenlande u. s. w. Diese Schulen wurden im Jahre 1854 von 1,400,000 Knaben besucht (bei 3 Mill. schulpflichtiger), und von 1 Mill. Mädchen (bei 2 Mill. schulpflichtiger), natürlich in einer Skala, welche mit 95 % im Erzherzogthum beginnt, um in Galizien und der Bukowina mit 18, resp. 13 % zu enden; kein Wunder, daß dann von den Rekruten 1857 des Schreibens kundig in Niederösterreich von 2649—2323 waren, in Böhmen von 11,111—6600, in Dalmatien von 928—9. Die Zahl der Briefe 1863 — 117 Mill. — erscheint noch ziemlich günstig, gegenüber Preußens 172 Mill. und Frankreichs 298 Mill. (im Jahre 1864).

Das Konkordat stellte die Schule unter die Aufsicht des Klerus und raubte der Regierung jeden Einfluß auf Volkserziehung und Unterricht. Die Früchte dieses in Oesterreich ja nicht neuen, sondern nur nach jeder Richtung vervollständigten und befestigten Systems liest man auf dem Gesichte jedes czechischen Bauern; weder Intelligenz noch gesunder, frischer Menschenverstand haben in diesen Köpfen ihren Sitz aufgeschlagen. Tritt man in ihre Wohnungen, so sieht man außer den nothwendigsten Habseligkeiten nichts als Heiligenbilder und wieder Heiligenbilder, ihren ganzen Reichthum scheinen sie in Heiligenbilder umzusetzen; und wieder Heiligenbilder trifft man auf den Landstraßen, auf jedem Kreuzwege, auf den Brücken, auf den Marktplätzen. Man hat Ursache sich zu freuen, daß deren Inschriften wenigstens in einer dem Volke unverständlichen Sprache geschrieben sind; liest man doch auf der Marienssäule auf dem Markte zu Proßnitz die Aufforderung zur Mutter Gottes zu beten, nam deus negare non solet, quod illa petit. Wie sollte eine kräftige sich selbst vertrauende Generation aus den Händen eines Klerus hervorgehen, der die Fürbitte der zahllosen Heiligen und nicht die Energie und Thatkraft der Menschen für die bewegenden Ursachen der menschlichen Geschicke anzusehen lehrt? Wie sollte ein Klerus, der alles menschliche Thun und Lassen von der Wiege bis zum Grabe gängeln will, Charakterstärke, Festig-

keit und Unabhängigkeit bei seinen Schülern pflegen? Und doch waren einst diese czechischen Bauern die Träger der hussitischen Bewegung und doch war dieses jetzt so bigott-katholische Oesterreich einst schon so weit, daß Kardinal Cajetan das ganze Reich schon protestantisch fand; in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts studirte der Adel in Wittenberg, alle Landeskollegien waren mit Protestanten gefüllt, man rechnete, daß nur noch der dreißigste Theil der Einwohner katholisch geblieben. Eines der schlagendsten Beispiele in der Geschichte, was Druck, echter Druck, d. h. das systematische konsequente Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Macht durch Generationen hindurch, zu wirken vermag; die Dragonaden lähmten das gegenwärtige, die Jesuiten beherrschten das zukünftige Geschlecht, und so wurde und blieb Oesterreich katholisch.

Der Geistesdruck, der den Bauer in Fanatismus und Rohheit erhalten, hat in den Mittelständen Sinnenlust und Leichtsinn, Schwäche und Mattheit im Denken und Wollen hervorgebracht; ein leichtlebiges fast französisches Element charakterisirt die Deutschen Oesterreichs, liebenswürdig und nur allzu gefällig, zeigen sie wenig von jenem soliden festen Wesen, das sonst auch den Süddeutschen eigen ist. Wenn die Hauptstadt eines solchen Reiches als ein Capua der Geister gilt, wenn der Druck wirklich Servilismus und gedankenloses Sinnenleben in der Masse erzeugt haben sollte, und wenn dann, nach den unabänderlichen Gesetzen der Wechselwirkung zwischen Regierung und Regierten, der so korrumpirte Volkscharakter zur Konservirung des Druckes wiederum das Seine beträgt, so ist das *ein Unglück, aber keine Schuld der Völker*. Verantwortlichkeit existirt für die Völker noch viel weniger als für die Einzelnen ohne Willensfreiheit und *die Beraubung der Willensfreiheit ist die erste Folge systematischen Geistesdruckes*. Wie Mehlthau legt sich das System auf jeden Gedanken und spricht man mit verständigen Männern in den Mittel- und Kleinstädten Oesterreichs, so erschrickt man, wie bald sie in Folgerungen und Schlüssen nicht weiter wollen und wie rasch sie mit einem hastigen „aber unsere Pfaffen" davoneilen. Daß das Erbtheil des deutschen Stammes, die gute Anlage des Geistes, den Deutschösterreichern wahrlich nicht fehlt, beweist die große Zahl von Autodidakten und ihre vortrefflichen Leistungen, beweist die Blüthe der medizinischen Fakultäten, in all' den Fächern, welche kein Gegenstand des Mißtrauens und Argwohnes werden können, vorzüglich gestützt durch die großen Krankenhäuser, meist josephinische Stiftungen. Auch die österreichische Presse zeigt ein regeres Geistesleben, als in der That im Reiche waltet, und hat dadurch viel zu den Illusionen beigetragen, welche in Deutschland besonders über Charakter und Kulturzustand Oesterreichs gehegt werden. Im

vergangenen Sommer hat sie durch ungewöhnliche Wendungen den deutschen Sprachschatz bereichert; wir haben gern von der „affenartigen Geschwindigkeit" Akt genommen, die sie uns nachsagte, und nicht weniger von der „heuschreckenartigen Gefräßigkeit," die der nur allzu natürliche Rückschlag unserer Entbehrungen war; die „kaninchenartige Vermehrung preußischer Offiziere in Prag und Brünn" aber war ein unzweifelhaftes Kompliment für die Schönheit dieser Städte und ein vielleicht zweideutigeres für ihr Leben und Treiben. Doch Scherz bei Seite, der österreichischen Journalistik mag es an Tiefe und Gründlichkeit fehlen, und Advokatenart mag mehr, als gut ist, bei ihr gefunden werden, Gewandtheit, Lebendigkeit, leichter gefälliger Stil und eine im Tone nicht feine, aber in der Sache geschickte Vertretung ihrer Aufgaben ist ihr nicht abzusprechen. Solche Pflanzen wachsen selbstverständlich auf den Feldern österreichischen Normalunterrichts nicht, Ausländer aus dem Reiche, Juden, und die zahlreiche Klasse der Autodidakten bilden die Rekruten der Presse.

Als ein spezifisch-österreichisches Produkt kann das Beamtenthum angesehen werden, und an ihm zeigt sich, wie sich der Geist an seinen Feinden rächt. Woher soll ihm auch die Klarheit des Geistes kommen, welche allein die Fähigkeit giebt, Zweck und Idee der einzelnen Gesetze und Vorschriften zu erkennen und selbständig durchzuführen? Geistesklarheit, Selbständigkeit im Denken, Schärfe der Auffassung wären bei den so komplizirten und vielgestaltigen Zuständen besonders nöthig, aber ist denn der ganze Zuschnitt des Unterrichts und des geistigen Lebens derartig, um solche ernste Eigenschaften zu fördern? Selbständigkeit der Beamten bei einem Systeme, dessen innerste Triebfeder Furcht, Furcht vor jeglicher Bewegung ist! Und Charakterfestigkeit da, wo das erste Gebot ist, jeden Anstoß zu meiden! Der Mangel an Tüchtigkeit, Schuld des Systemes, soll durch größere Zahl ersetzt werden, das Mißtrauen erzeugt Kontrolle über Kontrolle, und so laborirt Oesterreich zu seinen sonstigen Schäden an dem erdenklich schlechtesten bureaukratischen System, einem Heer von Beamten, unzureichend besoldet, mangelhaft vorgebildet, mechanisch gehorsam, ein Unsegen für das Land. Während der Okkupation sahen wir nicht blos bei den Kommunalbeamten großer, sondern auch kleiner Städte administrative Tüchtigkeit vieler Bürgermeister und Gemeinderäthe und große Gewandtheit unter den schwierigsten Verhältnissen, Eigenschaften, die im Reichsdienste das System nicht zu pflegen und nähren vermag.

Einstmals hat die Erziehung durch die Jesuiten, welche die großen Familien Oesterreichs, seine traditionellen Leiter, ihren Kindern angedeihen ließen und noch lassen, in der Welt einen großen Ruf genossen, ohne eigene Schuld ist dieser Ruf dahin.

Nirgends fürwahr wäre ihr non possumus besser angebracht, als für die Frage, ob die Jesuiten noch in Form und Inhalt ihres Unterrichts der geistigen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts Herrn geblieben sind. Durch die Naturwissenschaft hat sich nicht nur die äußere Gestaltung des Lebens in tief einschneidender Weise verändert, sondern was viel wichtiger ist, die schöpferische Kraft menschlichen Denkens und Forschens hat sich handgreiflich bewährt und schiebt theologische Klopffechtereien hinweg, wie Erwachsene Kinderspielzeug fortschieben; in einem solchen Zeitalter ersetzt dialektische Gewandtheit weder den Mangel umfassender Uebersicht, noch der geistigen Klarheit. Die Erziehung des hohen österreichischen Adels durch Jesuiten hat keine hervorragenden Früchte aufzuweisen; da aber diese großen Familien seit Jahrhunderten wie jetzt, still doch ununterbrochen, thatsächlich das Heft des Reiches führen, so wurde unter diesen Umständen ihre geringe Zahl (das österreichische Herrenhaus zählt 49 erbliche Mitglieder) und die daraus hervorgehende geringe Auswahl für die wichtigsten Stellen ein nicht gering anzuschlagender Schaden für das Reich. Wo der gesammte kleine Adel als gleichberechtigt für Staatsämter angesehen wird (im alten Preußen circa 28,000 Familien), da ist durch seine große Zahl eine natürliche Konkurrenz gegeben, welche dem Einzelnen zu seinem Fortkommen die Nothwendigkeit guter Ausbildung auferlegt; wie große anderweitige Schäden die Protektion eines Kleinadels mit sich bringt, die Regierung behält immer eine große Auswahl, der Einzelne aus diesen Kreisen den nothwendigen Sporn zu Fleiß und Thätigkeit. Der österreichische Kavalier aber, mochte er die Civil- oder Militärlaufbahn ergreifen, war sicher, in Kurzem in die einflußreichsten dominirenden Stellungen zu gelangen, ohne alle Rücksicht auf Anciennetät, als Erbstück seines Namens, nicht als Folge seiner Leistungen. Oesterreichs sprichwörtlich gewordenes Kriegsunglück verdankt es nur allzu oft hochgestellten, weil hochgeborenen Männern mit unzureichenden Fähigkeiten. Schon die geringe Zahl dieser Familien im Verhältniß zu der Zahl hoher Stellungen machte die Berufung ausländischen Adels nothwendig, der universale Charakter des Reiches schien sie in einem Umfange zu gestatten, wie sie in keinem Staate sonst erfolgt ist. Auch Preußen hat eine nicht geringe Zahl seiner besten Kräfte aus dem übrigen Deutschland gezogen, und wer wollte in der Geschichte Preußens die Namen Stein, Hardenberg, wie Derflinger, der alte Dessauer, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Moltke und vieler vieler anderer missen? Aber in unseren Staatsdienst wurden sehr wenige Nichtdeutsche aufgenommen, und die Deutschen fanden bei uns im Ganzen gleichartige Zustände wie in ihrer Heimath vor, in die sie sich daher rasch hinein zu leben vermochten. In

Oesterreich finden wir eine Musterkarte aus aller Herren Ländern: Italiener wie Montecuculi und Eugen v. Savoyen, Franzosen (Bucquoy, Mercy), Niederländer (Tilly, Altringer, Croy), Irländer (Leslie, Loudon, Wallis), ja Spanier und Portugiesen fehlen nicht, — außer den unzähligen Deutschen, die zum Theil zu Leitern der auswärtigen Politik erhoben, wie Kaunitz, Metternich, Rechberg, Beust, zum Theil in zweiter Stelle noch gegenwärtig, wie Biegeleben, Gagern, Meysenbug, der auswärtigen Politik Oesterreichs einen deutschen Schein gaben, der mit dem inneren Charakter dieses Staates gar nicht übereinstimmt. Diese Berufungen unter solchen Verhältnissen mußten die Gefahren des aristokratischen Regiments bedeutend erhöhen; durch sie wurde die für Oesterreichs innere Zustände so verhängnißvoll gewordene Richtung der ganzen Politik nach Außen nur noch verstärkt, sie lag Ausländern an und für sich näher und doppelt nahe, da es ihnen sehr schwer fallen mußte, sich in die so verwickelten inneren Verhältnisse hinein zu arbeiten. Doch auch die Ausländer, die diese Kenntniß sich endlich erworben hatten, mußten, um sich überhaupt zu halten, den am Hofe herrschenden Mächten, Klerus und Aristokratie, Konzessionen machen, sonst erblich ihr Stern so rasch als er aufgegangen war; auch dieses frische Blut kam daher dem österreichischen Staatswesen wenig zu Gute, dort kann nur ein Aristokrat aus höchster Familie als Reformator auftreten.

So wird das Reich bis heute regiert. Die Masse des Beamtenthums unter geistigem Druck in Unbeweglichkeit und Formalismus erhalten, seine Spitze gebildet von Kavaliersfamilien, das Ganze beherrscht von den unsichtbaren Mächten des Hofes und der Geistlichkeit. Es bleibt noch das finanzielle Resultat dieses Systems anzuführen; von 1781 bis jetzt, also in 85 Jahren ist nur zweimal der Fall vorgekommen, daß die ordentliche Einnahme den Bedarf deckte, alle anderen 83 Jahre haben Defizits ergeben; kein Wunder, daß das Reich, welches seit 1811, dem Jahre des ersten Staatsbankerotts, 3 Milliarden fast nur für Machtstellung ausgegeben hat, nach 55 Jahren schon am Rande des zweiten Bankerotts steht. Das Reich trieb eben auch Kavalierswirthschaft; dieselben Menschen, dieselben Methoden, dieselbe Erhabenheit über bürgerliche Sparsamkeit und Sorgfalt ruinirten die Staats- wie die Landwirthschaft. Daß Staatsverwaltung und Regierung eine Kunst ist, die erlernt und geübt sein will, daß es Staatswissenschaften giebt, die man kennen muß, um des Landes Wohl zu fördern, sind kleinbürgerliche Anschauungen, nicht würdig so hochgeborener, meist sehr liebenswürdiger, zum Theil gewiß recht wohlmeinender Herrn, die Oesterreichs Schicksal in Händen haben.

Die Gesammtheit der österreichischen Zustände ist gegenwärtig so, daß im Munde österreichischer Staatsmänner das Wort après nous le déluge verzeihlich erscheinen kann. Froh, über den Tag, über das Jahr hinweg zu kommen, dünkt ihnen trotz aller Neugestaltungsprojekte Nichtsthun als die höchste Weisheit, und das kolossale Reich ist in der That so baufällig, daß das noli me tangere — wenn es eben möglich wäre — ihm noch die längste Dauer verspräche. Rath- und thatlos, wie sie auch in besseren Zeiten waren, haben sie aus ihrer geistigen Noth eine Tugend gemacht und dieselbe unter dem Namen „konservatives System" geadelt. Oesterreich fehlen die Fundamente des modernen Staates, Volkseinheit, Volkswohlfahrt, Volksbildung, sie sind zum Theil gar nicht, zum Theil sehr schwer herzustellen.

Einst galt das Reich als ein Meisterstück der Kabinetsarbeit. Ein großer Staat, ausschließlich nach territorialen Prinzipien aus vielen Völkern gebildet, die ihren Zusammenhang und ihre Einigung allein in der Dynastie fanden, und geschaffen weniger durch Waffengewalt als durch diplomatische und friedliche Mittel, mit List und Pfiffigkeit und nicht ohne den äußeren Anstrich von Güte und Wohlwollen, erfolgreich vor Allem durch jene Zähigkeit und Konsequenz, die für aristokratische Regierungen charakteristisch ist. Doch die Zeit für diese Künste ist vorüber. Seit die großen Nationen Europas als Rückschlag der napoleonischen Eroberungskriege Sicherheit und Größe ihres nationalen Daseins durch die Bildung großer Nationalstaaten allein gewahrt finden, ist der österreichischen Kabinetspolitik das alte Sicherheitsgefühl, und damit die alte Ruhe und Konsequenz vollständig abhanden gekommen. Die Rollen haben gewechselt, in Unruhe und Hast macht diese Politik jetzt die seltsamsten Sprünge von Bündniß zum Kriege, von hoffärtiger Kriegslust zu rasch verzweifelndem Friedensschluß, und nichts ist an ihr beständig als der Wechsel. Siegesgewißheit, Bedachtsamkeit, Vorsicht herrscht jetzt bei ihren nationalen Gegnern.

Das Krachen des alten Baues läßt sogar schon seine Dauer fraglich erscheinen. Nach dem alten Systeme europäischer Politik galt Oesterreichs Existenz als eine politische Nothwendigkeit. Wenn dem Rußland des kommenden Jahrhunderts gegenüber neben einem kräftigen deutschen Staate ein Bollwerk im Südosten von Europa zur Seite stände, geeignet zur Abwehr und auch zur Anziehung fähig, wer sollte sich desselben nicht freuen? Doch wer nennt Oesterreich noch ein Bollwerk? Wer traut Oesterreich noch die Fähigkeit zur Anziehung zu, da es nicht einmal mehr die zur Selbsterhaltung an den Tag legt? Die Politik muß mit lebendigen Kräften rechnen und auch auf liebgewon-

neue Illusionen verzichten. **Kein Staat kann für Europa nothwendig sein, der keine Nothwendigkeit ist für seine eigenen Völker.** Darin allein liegt die Berechtigung seiner Existenz. Wenn für irgend eines der Völker, die dies Reich bilden, so müßte für Ungarn seine Existenz als eine Nothwendigkeit erscheinen. Als Nationalität in Europa isolirt stehend, können die 5 Mill. Magyaren nur unter dem Rechtstitel des Königs und der Verfassung eine politische Herrschaft über die 11 Mill. zählenden Volksstämme ausüben, welche sie zur ungarischen Krone rechnen. Doch seit Jahrhunderten ist Ungarn wenn nicht geradezu contra legem, doch mindestens praeter legem regiert worden, und fast nie hat ihre Klage de nobis sine nobis aufgehört, so ist denn ein Mißtrauen gegen Ehrlichkeit und Treue der Regierung in ihnen großgezogen worden, welches ihr Interesse nahezu paralysirt. Die slavischen Volksstämme werden diesseits wie jenseits der Leitha als Werkzeuge gegen Ungarn und Deutsche von der Regierung gebraucht und vieles haben sie dadurch errungen; ihr Ideal, **Oesterreich zu einem katholischen Slavenreich** zu machen, werden sie nie erreichen, das verhindert die starke Opposition der Ungarn und Deutschen, ihre eigene Unkultur und ihre Verschiedenheit unter einander. Der Panslavismus hat gute Wege, die Erinnerung an Polens Schicksal, wie die eifrige Opposition des katholischen Klerus, der dazu keines Spornes durch das Konkordat je bedurfte, lassen ihn nicht aufkommen, wohl aber droht, früher oder später, von dieser Seite der Heimfall der griechisch-katholischen Slaven an Rußland.

Von allen Völkern, welche Oesterreich bilden, **haben die Deutsch-Oesterreicher am wenigsten Interesse an der Erhaltung des Reiches.** Man ködert sie mit der Ausbeutung der materiellen Interessen des Reiches, aber welches Reiches? Eines aus Slovaken, Czechen, Kroaten, Ruthenen und anderen in der Kultur zurückgebliebenen Völkern vorzugsweise bestehenden Reiches. **Wo ist die materielle Blüthe der Deutschen,** zu deren Erlangung eine gesunde Volkswirthschaft auf dem deutschen Boden mehr wie ausreichen würde, und die sie bei Fortdauer der österreichischen Zustände nicht erhalten, und wenn das Reich noch dreimal so groß ist. Sie allein von allen Deutschen sind zurückgeblieben in ihrem Wohlstand, der dabei noch auf völlig unsicherem Grunde ruht, sind zurückgeblieben in ihrer geistigen Ausbildung. Und über einem materiellen Segen, der nicht vorhanden ist, sollten sie nicht merken, daß der deutsche Boden unter ihren Füßen zu wanken anfängt? Daß es dem Bunde ihrer „deutschen" Regierung mit all' den unkultivirten Nationalitäten gelungen ist, das deutsche Element zum Stillstand zu bringen, ja eine retrograde Bewegung einzuleiten? **Sicherheit vor dem Fortschreiten der sla-**

vischen Bewegung auf deutschem Boden kann gar nicht mehr der österreichische Staat mit seinen zahlreichen Slaven gewähren, nur der unmittelbare Anschluß an Deutschland vermag diese Bewegung zu hemmen. Was Oesterreich seinen Deutschen bietet, ist ein armseliges Linsengericht, gegenüber der Blüthe, welche dieser von der Natur so reich gesegnete Boden allein durch das Eindringen deutschen Kapitals, durch die Intelligenz deutscher Landwirthe, durch die Sorgfalt eines Beamtenthums erfahren würde, das seiner Aufgabe gewachsen ist; und nicht zuletzt würde der Segen des deutschen Staates von dem niederen Klerus empfunden werden, der für das Konkordat begeistert zu sein keinen Anlaß hat, und wenn zuletzt, doch nicht am wenigsten auch von jenen Kavalieren, die ihre Scheingröße mit einem gesicherten Reichthum vertauschen würden. Die österreichischen Zustände sind eben derartig geworden, daß, den hohen Klerus ausgenommen, schon jeder Stand die wichtigsten staatlichen Bedürfnisse nicht mehr befriedigt sieht. Dauern sie fort, so wird bald Deutsch-Oesterreich den Tag von Königgrätz segnen, der einen Staat geschaffen, welcher Macht und Willen haben wird, diesen deutschen Boden für die deutsche Nationalität sicher zu stellen.

Durch das ewige Ausspielen der einen Nationalität gegen die andere, durch eine Regierungsweisheit, die über das divide et impera nie hinausgekommen ist, ist das Reich so gründlich bei allen diskreditirt, daß es auf keine mehr mit Sicherheit rechnen kann. Oesterreich lebt vorzüglich von der Furcht, daß sein Tod das Chaos bringen könnte. Sie verhütet die Selbstzersetzung, aber nicht die Passivität beim Zerstörungswerk anderer. Es hat schon größere und viel besser gefugte Staaten gegeben, die zusammenstürzten, weil sie den höchsten Zweck des Staates, das Gemeinwohl zu fördern, nicht zu erfüllen fähig waren.

Der Krieg von 1866 hatte die Befreiung Deutschlands von Oesterreich zur Aufgabe; bei diesem Zustand von Land und Leuten würde ein neuer Krieg die Zertrümmerung Oesterreichs zur Folge haben.

Königsberg 31. Dezember 1866. Dr. Samuel.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, 4. Februar.

Keines der großen Kulturvölker Europas hat eine weniger glückliche Geſchichte hinter ſich als das deutſche. Es übernahm die Herrſchaft der Cäſaren und trachtete nach dem Primat in Europa; es verlor über dieſem Streben die Einheit ſeiner Stämme. Es ſtritt um die Niederhaltung Italiens und erkämpfte damit ſeine eigene Zerreißung. Als die kirchliche Gewalt im Zenith ihrer Macht ſtand, unternahm es Deutſchland, ſie ſeinem Kaiſerthum zu unterwerfen, und gewährte damit ſeinen Fürſten die erwünſchteſte Anlehnung an das Papſtthum gegen das Kaiſerthum. In Frankreich behauptete ſich der alte Glaube, in England ſiegte die Reformation, in Deutſchland ließ ein endloſer Kampf nach der grimmigſten Selbſtzerfleiſchung beide Bekenntniſſe feindſelig nebeneinander. Von den dreihundert deutſchen Staaten ringt ſich endlich einer im Norden mühſelig empor; er verhindert, daß Polen, Schweden, Dänemark, Holland und Frankreich Nieder-Deutſchland unter ſich theilen; er wird die Schutzmacht des deutſchen Proteſtantismus. Deutſchland verbindet ſich mit Europa, dieſen Staat d. h. ſich ſelbſt in einem Kampfe, der ſieben Jahre hindurch fortgeführt wird, zu vernichten Der große Kriegsfürſt Frankreichs hat Deutſchland niedergeworfen; Preußen erhebt ſich, Oeſterreich ſchließt ſich an, in der Entſcheidungsſchlacht bei Leipzig ſtehen 80,000 Süddeutſche 80,000 Preußen gegenüber. Nach zwei Jahrhunderten der Verarmung ſtellt Preußen den Wohlſtand Deutſchlands durch den Zollverein wieder her. In dem dadurch neuerſtandenen Bürgerthum erhebt ſich das nationale Gefühl gegen die Zerſpaltung, die Ohnmacht des deutſchen Namens. Aber die Bewegung von 1848 mißlingt; ſtatt die entſcheidenden Faktoren des preußiſchen Staats für die Einigung zu gewinnen, ſetzt die radikale Partei Alles daran, dieſe zurückzuſtoßen. Wiederum iſt man auf Feſt- und Trinkſprüche für die deutſche Einheit zurückgewieſen. Endlich iſt es der Regierung Preußens gelungen, die maßgebenden Elemente des Staats der nationalen Aufgabe zuzuwenden, ſie iſt entſchloſſen den freilich ſchmalen Raum, die kurze Stunde zu benutzen, welche die europäiſche Lage, die Auflöſung des 1815 gegründeten Staatenſyſtems, welche die Aufrichtung Italiens der Aufrichtung Deutſchlands gewährt. Da erhebt ſich Deutſchland noch einmal unter der Führung Oeſterreichs, um Preußen d. h. ſeine eigene Exiſtenz, ſeine Kraft, ſeine Bildung, ſeine Freiheit und ſeine Zukunft zu vernichten, und ein anſehnlicher Theil der preußiſchen Demokratie ſelbſt unterſtützt trotz der energiſchen Warnungen der ausgewanderten Parteigenoſſen dieſe Abſicht!

Dennoch iſt es endlich Licht geworden. Die deutſche Geſchichte zeigt endlich wieder einen hellen Sonnenblick. Schleswig-Holſtein iſt Deutſchland wiedergewonnen, Deutſchland beſitzt zum erſten Male ſeine Küſten und Häfen, die Flotte nach der wir ſeit dreißig Jahren gerufen iſt da, ſie iſt erſtanden trotz

jenes Widerſpruchs der Mehrheit des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, ſie zählt bereits eine unverächtliche Zahl tüchtiger Schiffe, und hat ſogar eine Flagge erhalten; die wichtigſten Punkte unſerer Küſten ſind bewehrt. Preußen iſt nicht unterlegen, es hat die Schmach von Olmütz abgewaſchen; es iſt größer und ſtattlicher aus dem Kampfe hervorgegangen, die niederdeutſchen Kräfte ſind wie zur Zeit der Ottonen wieder in einer Hand vereinigt. Die Pforten der Einigung ſind aufgethan; das deutſche Parlament wird in wenigen Wochen tagen; es wird auf der breiteſten Baſis ruhen. Das alte Streben der Demokratie — es war nicht das unſere — iſt mit dem allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht erreicht. Ein Reſt des Mittelalters nach dem anderen bricht zuſammen; und wenn die Poſt des Reichspoſtmeiſters, das Privilegium des Kaiſer Mathias, aufgehört hat zu exiſtiren, ſo darf die ſchlimmſte Erbſchaft, die das Mittelalter den Deutſchen hinterlaſſen hat, die Spaltung nicht länger beſtehen. Der deutſchen Nation iſt das größte Glück widerfahren, von dem ihre Geſchichte zu berichten weiß. Ihre heißeſten Wünſche ſind trotz ihres eigenen Gegenſtrebens, trotzdem daß ſie die Waffen wider ſich ſelbſt erhoben hat, erfüllt. Wider ihren Willen iſt den Deutſchen die langerſehnte Einigung gekommen. Sie ſind berufen einen entſcheidenden Antheil an der Gründung der Inſtitutionen zu nehmen, welche dieſelbe wirkſam machen und ſichern ſollen.

Jenſeit des Oceans, in Auſtralien, in Südamerika jubeln die Deutſchen über die Wendung der deutſchen Geſchicke, in den Freiſtaaten Nordamerikas tragen ſie das Haupt höher. Im Mutterlande ſcheint man den Morgen welcher kommen ſollte nicht zu erkennen, nachdem er gekommen iſt. Man reibt ſich die Augen und wird nicht wach. Vergebens haben wir in den Wahlreden und Wahlprogrammen, die wir von conſervativer wie von demokratiſcher Seite vernommen und geleſen, eine Empfindung von der unvergleichlichen Bedeutung, von der einzigen Größe dieſes Augenblicks in der deutſchen Geſchichte, von der Wucht der Verantwortlichkeit gefunden, die er dem preußiſchen Volke, den verbündeten Staaten, den Mitgliedern des Parlaments auferlegt. Die Conſervativen bedauern, daß ſie nicht umhin gekonnt hätten, das Reichswahlgeſetz zu votiren, ſie ſeien keine Freunde des Parlaments, die Demokraten erklären: die Freiheit ſei in Gefahr.

Keine Nation hat ſo lange und ſchwer unter ihrer Zerſplitterung gelitten, keine hat dies ſo tief empfunden als die deutſche. Würde ihr die Wahl zwiſchen Einheit oder Freiheit geſtellt, ſie hätte nach ihrer Geſchichte und ihrer Lage unbedingt die erſtere zu wählen. Sie folgte darin einfach dem erſten Gebote, dem der Selbſterhaltung. Ihre einfachſte Pflicht gebietet ihr jeden Weg zu betreten, der am kürzeſten zur Einigung führt ohne jede Klauſel, ohne Nebenbedingung. Weder vor dem Wege der Eroberung noch vor dem der Diktatur, auch nicht vor dem der Militairdiktatur dürfte ſie zurückſchrecken, ſie müßte willig auch dem despotiſchen Führer folgen, der ihr den Beſitz ſeiner Glieder, ihr Beſtehen, ihre ebenbürtige Stellung unter den Nationen und damit ihre Zukunft zu ſichern vermöchte. Sie würde dieſen Weg mit ruhigem Gewiſſen

gehen können. Sie würde ſich ſagen, daß die Frage der Einheit eine akute, eine Frage des leitenden Mannes, der europäiſchen Conjunktur, des Moments, die Frage der Freiheit eine chroniſche nicht blos ſondern eine beſtändige ſei, die nicht blos zu jeder Zeit in Angriff genommen und betrieben werden könne, deren Löſung ihr auch aus ihren vereinigten Kräften um ſo ſicherer erwachſen müſſe, je raſcher und feſter ſie dieſe zuſammenfaſſe.

Aber ſteht das deutſche Volk wirklich vor dieſer unleugbar ſchweren Alternative? Iſt in Preußen die Preſſe, das Vereins- und Verſammlungsrecht etwa ſo beſchränkt wie in Frankreich, Oeſterreich oder Rußland? Bedarf eine preußiſche Zeitung vorgängiger Konzeſſion zu ihrem Erſcheinen, verſammelt man ſich in Preußen nicht ſchon viel früher als zwanzig Tage vor dem Wahltermine, kann man hier nicht Alles reden und in der Preſſe ſagen, was man irgend will, vorausgeſetzt, daß es mit leidlichem Anſtand und nicht zu geſchmacklos geſchieht? Wo auf dem Feſtlande iſt die individuelle Bewegung, die individuelle Freiheit beſſer geſichert als in Preußen? Iſt das preußiſche, das deutſche Volk nicht ſofort in einer bis dahin niemals angewendeten Ausdehnung berufen, ſein Wort und ſeinen Willen in die Wagſchale zu legen, neben der Gründung ſeiner Einheit auch die Intereſſen ſeiner Freiheit, ſeine Rechte wahrzunehmen? Das Parlament iſt berufen — und Deutſchland hätte Urſache für ſeine Freiheit zu zittern; in einem Augenblick zu zittern, in welchem die preußiſche Regierung durch eine ſtarke Preſſion das Herrenhaus genöthigt hat, in die Vermehrung der Abgeordneten zu willigen ohne das Aequivalent der eigenen Vermehrung?

Und dennoch ſcheint die Mehrheit des preußiſchen Abgeordnetenhauſes Beſorgniſſe dieſer Art gehegt zu haben. Sie hat, um die Rechte der preußiſchen Vertretung ſicher zu ſtellen, das Recht des Parlaments zur Vereinbarung der deutſchen Bundesverfaſſung auf die Berathung derſelben herabgedrückt. Offen geſtanden, wir hätten dieſen Beſchluß eher vom Herrenhauſe als vom Hauſe der Abgeordneten erwartet. Wie ſehr derſelbe das Zuſtandekommen des Bundes erſchwert, liegt zu Tage. Das Recht der Entſcheidung über die Beſchlüſſe des Parlaments iſt damit nicht der preußiſchen Vertretung allein, ſondern auch einundzwanzig anderen Vertretungen beigelegt, und Herr Löwe-Calbe irrt, wenn er glaubt, daß die Entſcheidung des ſächſiſchen, des mecklenburgiſchen, des heſſen-darmſtädtiſchen Landtags nichts zu bedeuten hätte. Inzwiſchen wird ihn die Rede des Grafen Hohenthal von den Befugniſſen der ſächſiſchen Kammern und vom erblichen Ober Präſidenten ſammt der Antwort des Miniſters wohl ſchon eines Beſſeren belehrt haben. Jene Vorſichtsmaßregel des preußiſchen Abgeordnetenhauſes hat indeß den demokratiſchen Wahlkandidaten bei Weitem nicht genügt. Sie verlangen die Reichsverfaſſung von 1849 d. h. die laxere Einheit ſtatt der ſtrammeren, die größtmögliche Reibung der Maſchine, ſtatt der prompten Aktion, ſie verlangen die Grundrechte von 1849 d. h. eine Summe von idealen Freiheitlichkeiten, welche über die ſicherlich unverächtlichen Grundrechte der preußiſchen Verfaſſung hinausgehen, und je weiter ausgedehnt deſto mehr zunächſt den Gegnern Preußens und des neuen Bundes d. h. den Partikula-

risten in Schleswig-Holstein und Hannover, in Mecklenburg und Sachsen, den ultramontanen Freunden Oesterreichs sowie den Polen, mithin den Deutschland zersetzenden Elementen, zu Gute kommen würden.

Wir verstehen vollkommen, daß die demokratische Partei, obwohl geschlagen und aus allen ihren Positionen geworfen, den Kampf nicht aufzugeben gemeint ist. Aber wir finden es für die Sache Deutschlands nicht unbedenklich, daß dieser Kampf auf die Aufgabe der Einigung selbst übertragen werden soll. Gewiß, das preußische Abgeordnetenhaus soll auf seine Rechte halten. So billigen wir es vollständig, daß die Mehrheit desselben bei einer ansehnlichen Bewilligung für Erweiterung der Staatseisenbahnen daran festgehalten und als ausdrückliche Bedingung ausgesprochen hat, daß Veräußerungen derselben ohne ausdrückliche Zustimmung des Landtages nicht stattfinden dürfen. Wir haben uns gefreut, unsere Freunde an der Spitze dieser Position zu finden. Aber es ist ein Anderes, die härtesten Gegensätze des eben beendeten Conflikts in die Gründung des Bundesstaats hineinzutragen und gerade die Kandidaten als die geeignetsten für das Parlament zu empfehlen, die der preußischen Regierung in den letzten vier Jahren die schärfste Opposition gemacht haben. Wir würden ruhiger sein, wenn die Waldeck und Schulze-Delitzsch, die Runge und Lüning seitdem in demselben Maße gelernt hätten als die Regierung. Aber es schwebt ein eigener Unstern über den Unternehmungen der Demokratie. Seit 1848 hat sie nicht viel Anderes aufzuweisen als Reden und vergebliche oder schädliche Abstimmungen, und wir können nicht finden, daß die Partei im Ganzen und Großen Anstalt machte, ihre Irrthümer zu erkennen. Sie unterlag 1848, weil sie die Bewegung über ihr deutlich indicirtes Maß trieb. Sie stürzte das liberale Ministerium, ohne es durch ein liberaleres ersetzen zu können. Sie begann dann einen Kampf, zu dessen Durchführung ihr nicht nur die Kraft, sondern auch die Voraussicht fehlte. Dem Kriege haben sich ihre hervorragendsten Führer weit über die Grenzen hinaus widersetzt, welche jede patriotische Partei inne zu halten hat; sie sind mit den Oesterreichern geschlagen. Und heute kommen dieselben Männer re quasi bene gesta und bieten sich als die geeignetesten Werkzeuge, die deutsche Einigung auf dem Parlamente zu Stande zu bringen! Natürlich müssen sie die Grundlagen, welche die Politik der Regierung gewonnen hat, annehmen, aber sie thun dies halb und widerwillig. Es wäre doch besser gewesen, wenn man die Bevölkerungen von Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen gefragt hätte, ehe man sie einverleibte; hier auf dem Parlamente wenigstens müsse man sie nun doch zu Worte kommen lassen, das ganze Deutschland müsse es sein, und die zweijährige Dienstzeit wäre unerläßlich. Auch ohne diese gewundenen Erklärungen, auch ohne die Betonung der Reichsverfassung von 1849 und der Grundrechte muß dem mäßigsten Scharfsinn klar sein, daß diese Partei, wenn sie zahlreicher in das Parlament gelangt, die Zwecke desselben viel eher zu hindern als zu fördern geeignet ist. Sie will nichts Anderes und kann nichts Anderes wollen, als von dem neuen ohne sie und gegen sie geschaffenen Boden aus ihr altes Programm zu realisiren. Sie will nicht erreichen, was

die Lage erlaubt, sie will mehr und Anderes. Da ihrer Ansicht aber die Macht, die Mittel und die Möglichkeit des Sieges fehlen, kann sie nur hindern. Nun liegt auf der Hand, daß die Zukunft Deutschlands von den Wahlen der alten Provinzen Preußens abhängt. Wie kaum anders zu erwarten, werden die neuen Provinzen überwiegend augustenburgisch und welfisch wählen. In Mecklenburg hat die Regierung Sorge getragen, die Wahlen im Sinne des Erblandesvergleichs zu beeinflussen, die sächsische Regierung begünstigt offenkundig antipreußische Wahlen und von Herrn von Dalwigk ist kaum eine andere Richtung der Einwirkung zu erwarten. Nimmt man einige spezifische ultramontane im Westen, einige polnische Wahlen im Osten Preußens hinzu, so würden diese Elemente, durch einen erheblicheren Bruchtheil preußischer Demokratie verstärkt, vollkommen im Stande sein, der nationalen Einigung sehr ernsthafte Hindernisse zu bereiten. Soll der Augenblick wieder verscherzt werden, weil die Einen die Einigung überhaupt nicht, die Anderen eine ihrer Meinung nach bessere wollen, soll dieses Unheil nach allem Unheil der deutschen Geschichte hereinbrechen, soll Deutschland zum dritten Male gegen sich selbst kämpfen, soll der Deutsche der „Vogel ohne Nest, der Träumer an der Klippe Rand bleiben?"

Wir sagten, daß wir vollkommen begriffen, daß die demokratische Partei den Kampf nicht aufzugeben gemeint sei. Sie kann ihn mit dem nationalen Gedanken nicht mehr führen, wenn sie Wirkung machen will, sie kann ihn nur führen und führt ihn, indem sie die Freiheit in Gefahr erklärt, um sich als Retterin derselben zu empfehlen. Daß die Freiheitssorgen, welche sie zu verbreiten sich bemüht, Boden finden, ist schwerer zu erklären. Es wäre gar nicht zu erklären, wenn man sich nicht erinnerte, von welchen Ausgängen, von welchen Voraussetzungen aus das deutsche Volk zu politischer Thätigkeit gekommen ist. Als das alte Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts in Trümmer fiel, concipirte das deutsche Volk an der Hand seiner Dichter seine humanistischen und freiheitlichen Ideale. Es erweiterte sie auf der Grundlage einer sehr abstrakten Philosophie. Von der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Regierungen von aller öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen, begeisterte es sich an dem Glanze der französischen Kammerdebatten und erfaßte endlich, wenn nicht die transatlantische Union doch den englischen Parlamentarismus als höchstes politisches Ziel d. h. das Produkt eines naheverwandten Volkes, aber zugleich eines diametral dem deutschen entgegengesetzten politischen Entwickelungsganges. Die praktische Schule, die dem deutschen Volke inzwischen eröffnet wurde, war die Gemeindeverfassung in Preußen, die es gesund, redlich und tüchtig entwickelte und die Tribünen der süddeutschen Kammern, die nicht die solidesten Früchte eintrugen. Man rang dreißig Jahre fast vergebens gegen Regierungen, die sich hinter den Bundestag zurückzogen, man konnte um so sicherer Forderungen stellen, je weniger reelle Folgen alle Reden und Beschlüsse herbeizuführen pflegten. In dieser Form wurde der Constitutionalismus vom Süden auf den Norden übertragen. Er hatte hier einen größeren Staat zu durchdringen und zu beleben. Aber jener Ursprung und jene Schule haben die demokratische Richtung auch hier auf Ab-

wege geführt. Der vereinigte Landtag, die Revisionskammer stellten beachtenswerthe Beispiele einer politischen Praxis auf, welche Resultate zu erreichen verstand. Die Demokratie zog es vor, ihre Forderungen zu erheben, ihre Principien zu bekennen, statt solchen Ergebnissen nachzutrachten. Sie opponirte genau in derselben Weise einem unfähigen und einem fähigen, einem thatlosen Ministerium und einem Ministerium der That. Sie regierte nie und hat darum nie die praktischen Nothwendigkeiten und Bedingungen der Regierung kennen und ihre Forderungen demgemäß zu mäßigen gelernt; sie hat sich noch nie die Frage vorgelegt, welches Maß der Freiheit überhaupt ein conkreter Staat, dieser conkrete Staat zu ertragen vermag, ohne auseinander zu fallen, sie hat niemals die Bedeutung der zusammenhaltenden Kräfte erwogen; sie kennt nur Rechte und hört ungern von Pflichten; sie ist dadurch in der angenehmen Lage ihrem Souverän, dem Volke, viel stärker zu schmeicheln als der servilste Minister seinem Könige gegenüber zu leisten vermag.

So ist es gekommen, daß für diese Partei noch heute die wesentliche Frage, die dem Volksvertreter gestellt wird, nicht etwa lautet, was hast du erreicht, was kannst du durchsetzen, was hast du dem Gemeinwesen durch dein Verhalten an Nutzen, Wohlfahrt, Recht und Ehre eingetragen, sondern die: welches ist dein Bekenntniß, welche Grundsätze hast du unerschütterlich bekannt und unveräußerlich festgehalten? So stehen sich noch heute die demokratische und die conservative Partei gegenüber in einer Haltung, mit einem Verfahren und einer Handlungsweise, mit einer Exklusivität, die, wie wir öfter in diesen Blättern bemerkt haben, nicht dem politischen, sondern dem religiösen Leben angehören, mit dem Haß und dem Fanatismus religiöser Sekten, deren jede mit dem Stolze der Orthodoxie, des alleinseligmachenden Glaubens auf die andere herabsieht. Noch heute blicken beide mit gleicher Verachtung auf die schwächliche Mittelpartei, die guten unglücklichen Altliberalen oder Gothaer, die denn doch das Einzige geschaffen haben, was Boden und Bestand gewonnen hat, die preußische Verfassung.

Wir halten es nicht für überflüssig auf diese Eigenart des deutschen politischen Lebens, auf die Politik des Bekenntnisses in einem entscheidenden Augenblick der deutschen Geschichte hinzuweisen. Durch diesen an sich höchst achtungswerthen religiösen Idealismus, der seinem Parteileben zu Grunde liegt, kann sich das deutsche Volk heute selbst unberechenbaren Schaden bereiten. Es ist dieser Idealismus, welcher die unbeirrbaren, charakterfesten Bekenner, die Freiheitswächter quand même, die Gläubigen der transcendenten Einheit heute Zuhörer und Anhänger finden läßt. Es ist ferner jener alte unzerstörbare Zug des deutschen Geistes das Gegebene, Erreichbare, fest Umrissene, Bestimmte, mit einem Worte die Realität zu meiden, um dem Besseren, dem Höheren, dem Größeren, dem Idealen, d. h. dem Nebelbilde, dem Unerreichbaren nachzujagen. Darum soll denn nun auch heute nicht blos die absolute Einheit, sondern auch die absolute Freiheit gegründet werden. Wenn nun aber die Gründung der Freiheit die Gründung der Einheit verkürzte, hemmte, vereitelte?

Niemand kann entfernter davon sein, als wir es stets waren und es heute sind, den liberalen Gedanken auszuschließen. Aber wir sind verpflichtet, im Namen der höchsten Interessen des Vaterlandes laut und entschieden dagegen zu protestiren, daß die Aufgabe des Parlaments in die Verwirklichung des liberalen Gedankens gelegt wird. Wer in dieser Welt etwas erreichen will, muß sich zu bescheiden, er muß sich zu beschränken wissen, am meisten dann, wenn Existenz, Sicherheit und Zukunft auf dem Spiele stehen. Die Aufgabe des Parlaments ist in erster Linie die Realisirung des nationalen Gedankens. Kann mit diesem auch der liberale verwirklicht werden, wir werden uns am meisten Glück dazu wünschen. Ist dies unmöglich, so muß der liberale Gedanke hinter dem nationalen zurückstehen. Das Parlament muß wie jeder praktische Mann daran festhalten, daß die sekundäre Frage die primäre Frage nicht schädigen darf. Mit einem Worte: die Realisirung des nationalen Gedankens darf an dem liberalen Gedanken nicht scheitern. Von dieser Ueberzeugung, von diesem Grundsatze aus, sind wir die entschiedensten Gegner der Ansicht, die den liberalen Gedanken zur Bedingung der Einheit macht. Das Parlament soll diesen verfolgen, soweit es ohne Gefährdung des Hauptzwecks, ohne Gefährdung der Einigung möglich ist. So weit — aber keinen Schritt weiter. Auch eine weniger liberale deutsche Verfassung ist tausendfach mehr werth als gar keine. Was bei pessimistischen Spekulationen herauskommt, hat auch die Demokratie zu erfahren Gelegenheit gehabt. Sie ist nirgend berechtigt und hat noch nirgend und niemals Segen gebracht, am wenigsten in einer europäischen Frage. Nennt man dies nicht entschieden liberal, so ist es entschieden national. Wir bleiben, was wir seit der Gründung dieses Blattes immer gewesen sind, die „Entschieden-Nationalen."

Mit den Besorgnissen um die Freiheit wird es nicht allzuernst gemeint sein. Deutschland tritt in den Besitz einer Central-Vertretung, die aus allgemeinem Wahlrecht hervorgeht, es besitzt außerdem gegen dreißig Sondervertretungen. Es erfreut sich vieler Mittel zum Schutze der individuellen Freiheitsrechte, und alle Wege, auf die Staatsgewalten wie auf die öffentlichen Dinge einzuwirken, stehen ihm offen. Ist trotz alledem bisher weniger erreicht worden, als zu wünschen war, als zumeist wir gewünscht haben, so wird der Grund mehr in der Natur der oppositionellen Forderungen, als darin zu suchen sein, daß es an Mitteln gefehlt hätte, diese zu verlautbaren und zu unterstützen. Aber auch nach dieser Seite stellt der Bundesstaat vielmehr Förderung als Hemmung in Aussicht. Die Konzentrirung der deutschen Kräfte ist auch die Konzentrirung der gesammten deutschen Opposition. Ueberhaupt ist der Zustand der Gesellschaft, der Gang der Dinge im neunzehnten Jahrhundert nicht dazu angethan, für die Freiheit zittern zu machen. Wir begreifen viel eher, daß die Conservativen für die Aufrechthaltung der Autorität zittern. Kein Staatsmann und wäre er der begabteste und vom Glücke begünstigste, vermag heute den kleinsten Schritt zu thun, ohne mit den berechtigten Tendenzen der Selbstbestimmung und Selbstregierung zu rechnen; am wenigsten ein Staatsmann in

Preußen. Kann er seine Regierung in Preußen auf die Doktrinärs der Solidarität der conservativen Interessen, auf die Unterstützung der Krautjunker, auf den hannoverschen Adel, auf die Partei Vilmar-Pernice stützen? Kann er den Bundesstaat auf die Tendenzen des mecklenburgischen Adels oder auf die altsächsische Loyalität basiren? Mit oder wider ihren Willen muß jede preußische Regierung eine Anlehnung an die liberalen Tendenzen Deutschlands nehmen.

Wäre die deutsche, die preußische Geschichte unseren Bevölkerungen ebenso vertraut als die allgemeinen Sätze politischer Doktrin Dank unserer weit verbreiteten Schulbildung und der Fluth unserer kleinen Presse gangbar geworden sind, wir hätten uns kürzer fassen können. Wir hätten zum Trost für schwache und ängstliche Gemüther nicht nöthig auf eine Eigenthümlichkeit der preußischen Geschichte bemerkenswerther Art hinzuweisen. Diese besteht darin, daß wenn einmal eine wesentliche Seite des Staatslebens zurückgedrängt und vernachlässigt war, die anderen desto wirksamer gepflegt wurden, daß deren Pflege dann auch jenem verstoßenen Kinde wieder neue Kräfte zuführte, so daß es danach desto reifer und stattlicher wieder hervortreten konnte. Es genügt an das Zurücktreten der auswärtigen Politik unter Friedrich Wilhelm I. und deren glanzvollen Nachdruck unter Friedrich II. zu erinnern, an die zweite Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelm's III., die die Freiheit ausschloß aber die Finanzen, den Staat retablirte, unsere Bildung und unser Bürgerthum schuf, so daß diese danach dessen Führung in Anspruch nehmen konnten, an die Periode des Manteuffel'schen Regiments, unter dessen reaktionärer Politik die thätigste Sorge für Handel und Verkehr unseren Bürgerstand reich und selbständig machte und damit seinem politischen Gewicht den Weg bahnte. So würde auch heute ein Uebergewicht der deutschen Politik, die Gründung der deutschen Einigung, selbst wenn sie die absolute Freiheit nicht gleich wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's hervorspringen ließe, dieselbe sehr bald in ihrem Gefolge haben.

Nur einen praktischen Punkt, auf welchen großes Gewicht gelegt worden ist, möchten wir noch hervorheben. Wir haben oben bereits des sogenannten Normaletats für den Bundesstaat gedacht. Wir verweilen nicht bei der Erleichterung, welche die Sätze desselben den alten Provinzen Preußens eintragen würden. Diese würden immerhin 13,000 Mann weniger zu stellen und 2¾ Millionen weniger für das Heeresbudget aufzubringen haben. Wir bleiben bei der konstitutionellen Frage stehen. Ist der Bundesstaat bereits der Einheitsstaat, den die preußische Regierung in Einvernehmen mit dem Parlament beliebig besteuern und belasten kann? Sind gemeinsame Zoll- und Steuerbeträge, die der Verfügung der Centralgewalt durch den Bundesvertrag oder die Bundesverfassung überwiesen werden könnten, von solcher Höhe vorhanden, daß sie für die Wehrkraft des Bundes zu Lande und zur See ausreichten? Treffen beide Voraussetzungen nicht zu, so bleiben nur zwei Wege übrig. Entweder die Bundesregierungen verpflichten sich, für Bundeszwecke jede Steuer auf sich zu nehmen, welche das Parlament im Einverständniß mit der preußischen Regierung aufzulegen für gut findet, oder das Maximum, was im Frieden an Geld und

Leuten für die Bundeswehrkraft zu leiſten iſt, wird ein für alle Mal feſtgeſtellt. Der erſte Weg iſt dadurch verſperrt, daß das Beſteuerungsſyſtem in den Bundesſtaaten ein verſchiedenes iſt; außerdem würden weder die Bundesregierungen noch die Landesvertretungen, ſo lange ſie beſtehen, jemals einwilligen, ſich ohne Veto vom deutſchen Parlament jede beliebige Leiſtung auflegen zu laſſen; das preußiſche Abgeordnetenhaus würde ſein Veto vorweg einlegen. Somit iſt der zweite Weg der Maximalbeſtimmung der allein gangbare. Dem Parlament bleibt dieſer Verpflichtung der Einzelſtaaten gegenüber nicht blos die Vertheilung auf die einzelnen Dienſtzweige und die Kontrolle. Es iſt ihm unbenommen in dem feſtzuſtellenden Wehrgeſetz, in der Kontingentsbeſtimmung unter dem Maximum zu bleiben, d. h. es kann weniger Mannſchaft ausheben, es kann einen geringeren Beitrag einheben laſſen; es kann über den Reſt zu Gunſten des Bundes verfügen, es kann das Maximum im Einverſtändniß mit den Regierungen erniedrigen oder erhöhen.

Die weſentliche Aufgabe des Parlaments iſt auch hier einfach und deutlich vorgezeichnet. Es kommt darauf an, die deutſche Armee ſo raſch wie möglich und ſo feſtgeſchloſſen wie möglich herzuſtellen. Das übermäßige Gewicht, was auf das Heeresbudget und die Dienſtzeitfrage gelegt wird, iſt ein Nachklang des preußiſchen Verfaſſungsconflikts, den wir auf dem Parlament nicht erneuert zu ſehen wünſchen. Die preußiſche Präſenzzeit iſt die kürzeſte aller europäiſchen Heere; die ſchwerſte Laſt, weit ſchwerer als die Präſenzzeit war die bis zum vierzigſten Jahre hinaufreichende Verpflichtung. Man hat wohl behauptet, daß dieſe mehr auf dem Papier geblieben als wirkſam geworden ſei: die Artilleriſten des zweiten Aufgebots werden darüber andere Auskunft ertheilen. In Zukunft wird die Verpflichtung mit dem zweiunddreißigſten Jahre enden. Niemals hat in Frankreich die Oppoſition weder unter der Reſtauration, noch unter der Julidynaſtie, noch unter dem zweiten Kaiſerthum, weder an dem Kontingent noch an dem Militäretat ihre Kraft erprobt. Wiederholt hat vielmehr die Oppoſition zur Erhöhung der Wehrkraft getrieben; auch heute iſt es die oppoſitionelle Preſſe geweſen, welche zu der gegenwärtig projektirten großen Reorganiſation den Anſtoß gegeben hat. In England hat ſich die Oppoſition ſtets gehütet, die Armee anzutaſten, weil ſie ſehr wohl weiß, daß ſie derſelben nicht minder bedarf wie die gegenwärtige Regierung, wenn ſie ſelbſt morgen an das Ruder tritt. Die jährliche Votirung der mutiny bill und des Soldes iſt eine reine Formalität. Wir wiſſen ſehr wohl, was unter Wilhelm III. geſchehen iſt. Das Parlament hatte dem Könige, ſo lange der Krieg gegen Frankreich währte, Geld und Rekruten in Ueberfluß bewilligt, ſo unzufrieden man darüber war, daß er ſich alljährlich in den Niederlanden ſchlagen laſſe, daß er nicht mit der Mehrheit regiere und dieſe nicht regieren laſſe, daß er auf der ſelbſtändigen Verfügung über das Staatseigenthum beſtehe. Erſt als der Friede gekommen war, reduzirte das Parlament in Erinnerung an die Armee Cromwell's, an die Jakob's II. die Streitkräfte und zwar über das Maß hinaus, das der König für zuläſſig hielt. Die übermäßige Reduktion gereichte in der That, wie ſich

bald zeigen sollte, dem Staate zu großem Nachtheil. Wie den Parlamenten Wilhelm's III. wird auch dem deutschen Parlamente die Frage der Rekruten und Subsidien die Frage der Selbsterhaltung sein. Stellt es die deutsche Armee so rasch und so schlagfertig als möglich her, so wird es viel dazu beigetragen haben, den Frieden zu wahren, jeden Falls aber wird es dem deutschen Volke die Erhaltung seiner neuen Stellung in Europa und in der Welt, so viel an ihm war, gesichert haben.

Ueber die Lage Europas kann sich Niemand täuschen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Oesterreich die Entscheidung, welche im vorigen Sommer gefallen ist, nicht als endgültig ansieht. Man hat Unglück gehabt, das möglichst bald wieder ausgeglichen werden soll und muß. Nichts ist für Oesterreich gebotener, als seine Finanzen einiger Maßen herzustellen, und zu diesem Zwecke die größtmögliche Beschränkung in den Ausgaben eintreten zu lassen. Trotzdem geschieht das Gegentheil. Der Verlust einer so reichen und so stark bevölkerten Provinz wie Venetien bedingt den Wegfall der Regimenter, die bisher aus dieser Provinz rekrutirt wurden. Aber man hält Zahl und Formation der Armee, wie sie vor dem Kriege bestanden, nicht nur aufrecht, was allein eine erhebliche Vermehrung der Armee bedeutet, man verstärkt dieselbe außerdem um 78 Bataillone. In einem Augenblicke, in welchem man nicht blos in Ungarn, auch in der andern Reichshälfte die schwersten Verfassungskrisen zu lösen hat, die das vorsichtigste und umsichtigste Handeln zur Pflicht machen, octroyirt man den Ländern diesseits und jenseits der Leitha die allgemeine Wehrpflicht, d. h. man erschwert sich selbst die Ausgleichung der Verfassungsconflicte auf das Aeußerste, nur um die zur Verstärkung der Armee nothwendigen Mannschaften auf der Stelle zu gewinnen. Es ist kein Geheimniß, wie lange und ausdauernd Fürst Richard Metternich und seine Partei auf das austro-französische Bündniß hingearbeitet hat. Diese Tendenz ist seit dem 4. Juli v. Jahres an maßgebender Stelle adoptirt worden. Erst nachdem man den Rath der Tuillerien eingeholt hat, ist Herr v. Beust an die Spitze des Ministeriums gestellt worden. Man glaubt die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich wesentlich zu fördern, indem man dem Ausgleich mit Ungarn die erste Stelle in dem neuen Programm der innern Politik gegeben hat. Man ist entschlossen, diesen Ausgleich zu erreichen, wie sehr sich dadurch Kroaten und Slaven, wie sehr sich die deutsch-czechische Hälfte des Reichs dadurch verletzt fühlen möge. Man wird der Versöhnung mit Ungarn schließlich jedes Opfer bringen. Wie man hier Frankreich zu Liebe der ungarischen Nationalität gerecht zu werden trachtet, hätschelt man mit der anderen Hand das alte Schoßkind Frankreichs, die polnische. Indem man auf die Politik von 1863 zurückgriff, indem man Herrn v. Goluchowski zum Statthalter Galiziens ernannte, hoffte man den Grundstein zur Allianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Polen gelegt zu haben. Man rechnet für das austro-fränkische Bündniß ferner auf den Klerus in Oesterreich wie in Frankreich. Man hält dafür, daß dem Kaiser von Frankreich um so größere Verpflichtungen und Rücksichten gegen die katholische Kirche und deren Geistlichkeit

obliegen, je vollſtändiger er die Konvention vom 15. September 1864 ausgeführt hat. Nachdem er ſeine Truppen aus Rom zurückgezogen hat, ſeitdem er dem heiligen Vater keinen anderen Schutz als den der moraliſchen Unterſtützung mehr gewährt, hält man ihn für deſto ſtärker genöthigt, die katholiſche Großmacht Mittel-Europas, das Gegengewicht gegen Preußen, nicht fallen zu laſſen, das Uebergewicht des Proteſtantismus, des proteſtantiſchen Staates in Deutſchland nicht erdrückend werden zu laſſen. Sollte der Kaiſer ſelbſt ſich nicht hinlänglich von dieſen Geſichtspunkten durchdrungen zeigen, ſo würde der Klerus Frankreichs dieſelben geltend zu machen wiſſen. Je ſtärker derſelbe durch das Aufgeben Roms verletzt und beunruhigt iſt, um ſo weniger — ſo meint man in Wien — könne ſich der Kaiſer anderweiten Wünſchen deſſelben widerſetzen. Je übler ſich die innere Lage Frankreichs geſtalte, je heftiger die politiſche Oppoſition vordringe, um ſo weniger vermöge der Kaiſer der Unterſtützung des Klerus bei den Wahlen in den Landgemeinden zu entbehren. Was aber dieſen ſchwerwiegenden Rückſichten auf die Unterſtützung und Mitwirkung des Klerus nicht gelingen ſollte, das würde der ſteigende Einfluß der Kaiſerin zu erreichen im Stande ſein.

Man rechnet in Wien jedoch nicht blos auf die katholiſchen Tendenzen, auf die Unterſtützung des franzöſiſchen Klerus für die Herbeiführung des auſtro-galliſchen Bündniſſes, man rechnet auf die Gebote der franzöſiſchen Politik, auf die alten Tendenzen des franzöſiſchen Staats, des franzöſiſchen Volkes. Man rechnet vor Allem auf die Parteien der Oppoſition. Es iſt überflüſſig, daran zu erinnern, mit welchem Aufſchrei des Neides und der Entrüſtung alle Parteien Frankreichs die Erfolge, die Vergrößerung Preußens aufgenommen haben. Herr Forcade wird nicht müde, in jeder Wochenſchau das „Herabſinken (déchéance) Frankreichs zu conſtatiren," die große europäiſche Veränderung zu beklagen, die durch die Vereinigung der norddeutſchen Streitkräfte an der Rheingrenze herbeigeführt ſei. Seitdem habe Frankreich empfunden, „daß es ſich nicht mehr im Beſitz der Suprematie befinde, die es ſich beigelegt habe, daß es das Uebergewicht der Macht nicht mehr beſitze, welche für Frankreich die Bedingung der Sicherheit war, welche ihm die Freiheit ſeiner Action in der europäiſchen Politik gab und die Möglichkeit, das Schiedsrichter-Amt in den Geſchicken der Welt zu üben." In dieſem Punkt ſind alle Parteien einverſtanden. Der Graf von Chambord ſelbſt hat ſeinem Kummer über das Sinken Frankreichs Seitens der legitimiſtiſchen Partei officiellen Ausdruck gegeben. Die orleaniſtiſche Partei iſt bemüht, die Führung, die ſie in dieſer Richtung gewonnen hat, ſich zu erhalten. Die Demokraten und Republikaner ſind nicht zurückgeblieben und wollen mit wenigen Ausnahmen nicht zurückbleiben. Dieſe Agitation in der auswärtigen, in der Kriegspolitik iſt für die kaiſerliche Regierung die unbequemſte und bedenklichſte aller Gegenſtrömungen. Dem Urſprung, dem Namen und Charakter ſeiner Gewalt nach kann der gegenwärtige Inhaber des franzöſiſchen Thrones wohl eiferſüchtiger auf das Anſehen und die Suprematie Frankreichs, wohl kriegeriſcher ſein als die Legitimiſten und Orleaniſten, aber nicht friedfertiger als dieſe. Und er darf auch nicht friedfertiger ſein als die Demokraten.

Leute vom Schlage des Herrn Picard sagen ganz offen: wir haben das Kaiserreich zugelassen unter einer Bedingung, der nämlich, daß es Frankreich die Suprematie in Europa giebt; kann Ludwig Napoleon diese Bedingung nicht erfüllen, nicht mehr erfüllen, so sind wir nicht länger verpflichtet. Es war die Opposition, die den Ruf nach Verstärkung der französischen Wehrkraft erhob. Wie stark man in den Tuillerien diese Stimmungen empfindet, wie sehr man den Eindruck fürchtet, welchen die Adreß-Debatte im gesetzgebenden Körper, welchen eine große Rede des Herrn Thiers auf die öffentliche Meinung ausüben könnte, das beweist die Unterdrückung der Adreß-Debatte zur Genüge. Trotz der Gährung, welche in Frankreich herrscht, trotz der Spannung der Gemüther, des lebhaften Vorwärtsdrängens der liberalen Tendenzen, scheut sich der Kaiser nicht, der gefürchteten Preßfreiheit, dem gefürchteten Vereinsrecht, ja dem Parlamentarismus selbst Concessionen zu machen, nur um dagegen die Adreß-Debatte unterdrücken zu können. Es scheint die Betrachtung in den Tuillerien entschieden zu haben, daß die Adreß-Debatte sogar störend auf die Welt-Ausstellung einwirken könnte. Diese aber muß zunächst ihren ungestörten Lauf haben; der Pariser Bürger hofft goldene Berge dabei zu gewinnen. Weiter wird dann auch wohl die Erwägung von Einfluß gewesen sein, daß die auswärtige Action der Regierung frei von unmittelbarem Druck des gesetzgebenden Körpers und der öffentlichen Meinung erfolgen müsse.

Die Vorgänge im Oriente und was seitdem diesseit und jenseit des Rheins sich ereignet, haben die Lage des Kaisers nicht erleichtert. Das osmanische Reich wankt in allen Fugen. Die Erfolge Rumäniens haben ansteckend auf die Serbier, die Bulgaren gewirkt, die Griechen sind kaum zurückzuhalten. Der Aufstand auf Kreta ist, wenn nicht von königlichen Griechen und Garibaldianern gemacht (Italien hofft durch der Zerfall der Pforte zu guten Positionen in der Adria zu kommen), doch wesentlich von ihnen genährt worden. Durch den Krimkrieg ist Louis Napoleon für die Erhaltung des osmanischen Reichs engagirt. Aber diese Erhaltung zeigt sich von Tage zu Tage unmöglicher. Dazu fehlt dem Kaiser, um die erhaltende Politik zu Gunsten der Pforte durchzuführen, die Unterstützung der Macht, mit welcher er den Krimkrieg geführt hat, die Unterstützung Englands. England hat sichtbar die alte Rolle des Vorkämpfers der Türkei aufgegeben und gesteht offen, daß es sich nur noch für seine Verbindung mit Ost-Indien d. h. für die Offenhaltung der Straße durch Egypten, interessirt. Die kaiserliche Politik hat 1863 in der polnischen, 1864 in der dänischen, 1866 in der deutschen Frage gar keine oder geringe Erfolge geerntet. Je stärker unter diesen Umständen der Mißerfolg des mexikanischen Abenteurers wirkt, je weniger die orientalische Frage Frankreich das Feld für eine erfolgreiche Politik bietet, um so bestimmter sieht sich die Thätigkeit des Kaiser Napoleon auf ein anderes Feld gedrängt. Niemand weiß besser als er, daß Frankreich niemals einen Angriff von Preußen und Deutschland zu befürchten hat. Dennoch ist der Kaiser nicht davor zurückgetreten, von seinem Lande eine Heeresreform im größten Maßstabe zu verlangen. Daß 600,000 Mann guter

Truppen, von denen 200,000 Mann Berufsſoldaten ſind, ausreichen, Frankreich gegen jeden Angriff zu vertheidigen, leuchtet ein. Wenn der Kaiſer die doppelte Stärke dieſer Armee von Frankreich verlangt, wenn dieſe Zahl durch ein neues Syſtem erreicht werden ſoll, welches nicht blos der bisherigen Richtung, die der Kaiſer in der Geſtaltung und Organiſation des Heerweſens verfolgte, widerſtreitet, ſondern auch mit den Gewöhnungen und Empfindungen des franzöſiſchen Volkes in Widerſpruch ſteht; wenn dieſes Syſtem trotz ſchwerer finanzieller Bedenken, trotz des Widerſtrebens der öffentlichen Meinung gegen dieſe Art der Wehrverfaſſung, trotz der Oppoſition, welche ihm im Senat und im geſetzgebenden Körper bevorſteht, durchgeführt werden ſoll, ſo iſt dieſes Projekt nicht, wie man gutmüthig in Deutſchland wähnt, dazu beſtimmt, den Kriegseifer der Franzoſen abzukühlen, ſondern deutet vielmehr auf ſehr ernſthafte Abſichten in der auswärtigen Politik. Gewiß; der Kaiſer wird nicht hartnäckig an jedem Punkte ſeiner militäriſchen Ideen halten, geſchickt wie er iſt wird er gewiſſe Modificationen nicht zurückweiſen, aber es iſt heute entſchieden, daß die weſentlichen Forderungen durchgeführt werden ſollen. Wenn aber den ohnehin belaſteten Finanzen Frankreichs neue und ſehr große Ausgaben zugemuthet werden, wenn dem franzöſiſchen Volke ſtarke Leiſtungen an Menſchen und an Geld abgefordert werden, ſo muß Frankreich entweder durch Gewährung einer weitreichenden inneren Freiheit oder aber durch auswärtige Erfolge entſchädigt werden. Die neue Militärlaſt ohne auswärtige Politik würde die Oppoſition, die innere Spannung und Gährung nur erhöhen, die vorwärts treibenden Tendenzen nur ſtärken können, und ſelbſt das Zugeſtändniß weit bemeſſener Freiheiten würde unter ſolchen Umſtänden doch nur den antidynaſtiſchen Parteien zu Gute kommen.

Wenn der Kaiſer den Kriegseifer der Franzoſen zurückgehalten hat, wenn die Beſeitigung der Adreß-Debatte zeigt, daß er entſchloſſen iſt, die Freiheit der Action ſich zu wahren, ſo wird von anderen Seiten um ſo eifriger dafür geſorgt, den Haß und die Eiferſucht der Franzoſen gegen Deutſchland zu ſchüren. Die belgiſche Preſſe treibt dies Geſchäft mit vieler Ausdauer. Im Sommer verbarg ſie ihre Verſtimmung über die preußiſchen Erfolge nicht; ſie declamirte unermüdlich mit den trivialſten Phraſen gegen die Vergrößerung Preußens, gegen deſſen Räuberei und Gewaltthat. Seitdem hat ſie ſich darauf gelegt, den Franzoſen einzureden, daß Preußen im Schilde führe, Frankreich nächſtens mit einer Invaſion zu überraſchen. Sie denuncirt bald in dieſer, bald in jener franzöſiſchen Feſtung verkappte preußiſche Officiere. Ein belgiſches Blatt ging neulich ſogar ſo weit, zu behaupten, den Bericht eines jener Kundſchafter an den König von Preußen geleſen zu haben. Welche Dienſte die belgiſche Preſſe damit ihrem Lande zu leiſten wähnt, iſt ſchwer zu verſtehen. Daß ihre allarmirenden Nachrichten der Wirkung auf die Erregbarkeit der Franzoſen nicht verfehlen, beweiſt das Echo, das dieſes Entengeſchnatter in der franzöſiſchen Preſſe findet. Auch die deutſche Preſſe iſt in dieſer Richtung leider nicht unthätig geblieben. Die Allg. Augsbg. Ztg. hat die Forderungen, die Herr Drouyn de Lhuys in den erſten Tagen des Auguſt an Preußen ſtellte,

die Verhandlungen, welche in jenen Tagen zwischen Herrn Benedetti und dem Grafen Bismarck Statt fanden, in die Oeffentlichkeit gebracht. Das Berliner Kabinet hatte diese Verhandlungen in vorsichtiger Diskretion verschwiegen; es hatte sich nicht gerühmt, jenen Forderungen Frankreichs ein peremtorisches Nein entgegen gestellt zu haben. Diese Vorsicht ist nun vereitelt, und die Enthüllungen der Augsbg. Ztg. werden in Frankreich eine noch stärkere Wirkung üben, als jene Denunciationen der belgischen Presse hervorbringen. Bei Weitem schwerer wiegt ein anderer Umstand. In dem Briefe, den der Kaiser am 11. Juni v. J. an seinen Minister des Auswärtigen richtete, entwickelte er das ältere französische System für die deutschen Verhältnisse. Preußen und Oesterreich sollten sich in wohl abgewogenem Gleichgewicht balanciren, die süddeutschen Staaten sollten eine Gruppe für sich bilden. Zunächst natürlich unter österreichischem Protectorate, das jedoch nach Lage der Umstände auch mit dem französischen vertauscht werden konnte. Dieselben Gesichtspunkte leiteten die französische Mediation in Nikolsburg. Man konnte in Paris glauben, mit diesen Präliminarien, mit dem Frieden von Prag jenem Ziele um ein gutes Stück näher gekommen zu sein. Man acceptirte die Lösung des Bundesverhältnisses, die Trennung der deutschen Süd-Staaten von Oesterreich. Waren sie von Oesterreich formell gelöst, so mußten sie um so sicherer das französische Protectorat suchen, je schwächer Oesterreich eben geworden war und fernerhin wurde. Frankreich hätte dann immer aus dem deutschen Kriege ein sehr erkleckliches Resultat für sich gezogen. Die deutsche Demokratie stimmte dieser französischen Auffassung zu, als sie über die Zerreißung Deutschlands, über die Mainlinie, den militärischen Sonderbund Preußens im Norden und den Rheinbund im Süden u. s. w. declamirte. Inzwischen hatte Graf Bismarck die Lage Hessen-Darmstadts im Norden und Süden des Mains benutzt, um Hessen-Darmstadt beim norddeutschen Bunde festzuhalten und eine Brücke über den Main zu schlagen. Er hatte die Friedensbedingungen für sämmtliche süddeutsche Staaten in wohlerwogener Mäßigung gestellt; er wollte dieselben weder nach Oesterreich noch nach Frankreich drängen. In den Präliminarien, wie in dem Frieden zu Prag hatte er Stipulationen vorbehalten, welche die nationalen Beziehungen zwischen dem norddeutschen und dem süddeutschen Bunde regeln sollten. Damit sicherte er zunächst den Fortbestand des Zollvereins, er vermochte durch diese Verträge die süddeutschen Staaten von dem Anschluß an Oesterreich oder Frankreich ab- und an Preußen festzuhalten. Seine Absichten gingen weiter. Er wollte nicht blos eine handelspolitische Verbindung, er wollte die süddeutschen Staaten auch militärisch und politisch an Preußen festhalten, er wollte sie unter dem Schutze des Prager Friedens selbst besser bewaffnen und diese Macht dann durch ein internationales Bündniß an Preußen knüpfen. Diese Bemühungen haben ihre Früchte getragen. Die Konferenz der süddeutschen Staaten ist in Stuttgart versammelt; die entscheidende Macht im Süden ist für Preußen gewonnen. Wozu die vereinzelten Regierungen zu schwach gewesen wären: eine Verbesserung ihrer Kriegsverfassung zu bewerkstelligen, wird ihrer Vereinigung gelingen. Wenn Baiern

durch die Führerschaft gewonnen ist, wenn Herr von Varnbüler erklärt hat, das Programm des Fürsten Hohenlohe anzunehmen und zu dem seinigen zu machen, so wird Baden und die Stellung Hessen-Darmstadts im Norddeutschen Bunde dafür sorgen, daß der Führer auf dem rechten Wege bleibt.

So bedeutend dieser Erfolg für Deutschland ist, wie sehr der ausgesprochene Anschluß der süddeutschen Staaten an Preußen, der die deutsche Streitmacht um 150,000 Mann vermehrt, geeignet erscheint, den Frieden zu sichern, so groß ist andererseits die Enttäuschung und der Unwille in Wien und in Paris. Wir könnten die Aeußerungen französischer Parteihäupter radikaler Richtung anführen, daß Frankreich auch die größten Anstrengungen, die größten Opfer an Menschen und Geld daran setzen müsse, um den Anschluß des Südens an Preußen zu hindern. Man ist geneigt, in dem Ministerium Hohenlohe eine preußische Intrigue und in dessen Programm eine Provocation zu sehen. Bei der Art und dem Charakter des jungen Königs von Bayern, bei den Einflüssen, die ihn umgeben und nach seiner Vermählung noch stärker umgeben werden, ist nicht mit Sicherheit auf die Dauer des Ministeriums Hohenlohe zu rechnen, obwohl es die Unterstützung der Kammern besitzt und in noch weiterem Maaße erwerben wird. Die Herren Dalwigk und Varnbüler sind gewohnt, sich nach den Umständen zu richten. Die klerikale Partei ist mächtig in Bayern, nicht ohne Anhang in Würtemberg und stark in Baden. Wird sie von Paris und Wien in die Mitte genommen, vereinigt sie sich mit den radikalen und republikanischen Elementen in Würtemberg und Baden, so kann auch heute noch nicht dafür eingestanden werden, daß nicht die Wogen der Agitation die süddeutschen Regierungen zwingen, noch einmal mit Oesterreich zu gehen, auch wenn dies in diesem Falle zugleich mit Frankreich gehen hieße.

Das ist die Lage Europas. Sie enthält ausreichende und nahe genug drohende Elemente des Unfriedens. Die Anhänger der Throne, die im vorigen Jahre gefallen sind, vom Main bis zur Königsau, erwarten den Ausbruch mit Ungeduld. Mag Preußen, mag das deutsche Volk Vertreter wählen, welche entschlossen sind, Deutschland rasch unter Dach zu bringen. Wird der Moment versäumt, so fällt die Verantwortung diesmal nicht auf die Regierungen, sondern auf die Wähler d. h. auf das deutsche Volk.

Notizen.

Die Vollendung von Koberstein's Geschichte der deutschen Litteratur.

Wie die Geschäftswelt, so hat auch die wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit in unserm Vaterlande den Kriegslärm während der Sommermonate des verflossenen Jahres als eine Störung empfunden, von der man nicht absehen konnte, wie lange sie dauern, wie verhängnißvoll sie sich äußern werde. Als in jenen Monaten die letzten Textesbogen der vierten Auflage von Koberstein's Grundriß der deutschen Nationallitteratur (Leipzig, bei Vogel, 1866) erschienen, da mögen Wenige Muße und Stimmung gehabt haben, das nun vollendete Werk zu genießen oder zu studiren. Ohnehin fehlte damals für den letzten Band noch der Schlüssel, der seitdem in einer erschöpfenden Inhaltsangabe und einem vollständigen Register nachgeliefert worden ist und ohne den Niemand, der nicht durch fortwährenden Gebrauch mit dem Buche vertraut war, in dessen labyrinthischem Bau sich zurechtfinden konnte. Mit wie anderer Freude nehmen wir jetzt das Werk zur Hand! Die scheinbar ungünstigen Umstände, die seine Vollendung begleiteten, erscheinen jetzt als die größte Gunst. Denn deutsche Litteraturgeschichte überhaupt ist mit Einem Male etwas Anderes geworden, als sie war. In ihrer Sprache und Litteratur fühlte sich bis dahin unsere Nation als ein einiges Ganze. Diese ideale Einheit galt Vielen als das wahre, das einzig mögliche Band der politisch getrennten Stämme, Anderen als ein unverächtlicher Ersatz für die fehlende staatliche Einigung, noch Anderen als eine Bürgschaft, daß auch diese, früher oder später, nicht ausbleiben werde. In verschiedener Weise hat sich bei den Geschichtschreibern unserer Litteratur dieses Bewußtsein von dem Widerspruch unseres geistigen und unseres staatlichen Lebens bemerkbar gemacht; am schärfsten bekanntlich hat Gervinus demselben Ausdruck gegeben, wenn er am Schluß seiner Geschichte der deutschen Dichtung den Wettkampf der Kunst unter uns für vollendet erklärt, dem fortan der andere nach dem Ziele eines würdigen staatlichen Daseins folgen müsse. Die Forderung des Historikers ist seitdem in nicht geringem Umfange, wenn auch wenig in dem von ihm gehofften Sinn, in Erfüllung gegangen. Das Jahr 1866, ein Jahr, dessen Zahl noch nach einem Jahrtausend die Knaben in den Schulen ihrem Gedächtniß einprägen werden, hat die Umwälzung herbeigeführt, von der dort die Rede ist, die wohl weiter geführt zu werden bedarf, aber die nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Alle Hände sind eben jetzt beschäftigt, an dem deutschen Staate zu bauen, den Preußens starke Kraft gegründet hat, und wirklich — noch fassen wir es kaum — ist „die Nation, die den Kern des Welttheils bildet, der spöttischen Stellung entnommen," die sie bis dahin einnahm. Von Stund' an, wie gesagt, gewinnt auch die Betrachtung der litterarischen Thaten unserer Nation ein verändertes Gesicht. Das Pfand,

das wir in ihnen für unsere politische Einigung erblickten, ist eingelöst: wir sehen jetzt auf sie zurück, um darin wie in einem vorzugsweise klaren Spiegel unseren vormaligen politisch kläglichen Zustand und doch zugleich die Gewalten zu erkennen, die denselben zersetzen und untergraben halfen. So verwandelt sich das praktische Interesse, das sich unvermeidlich der litterarhistorischen Betrachtung beigesellte, wenn dieselbe nicht auf ästhetische und philologische Gesichtspunkte sich beschränken wollte, in ein historisches von unbestreitbar wissenschaftlichem Werthe.

Ein Werk mithin, das, wie das Koberstein'sche, in diesem universell wissenschaftlichen Geiste von Hause aus concipirt war, das mit bewunderungswürdiger Objectivität die Thatsachen unserer Litteratur vorführt, und dabei die mannichfachsten Standpunkte wählt, um dieselben zu gruppiren, zu beurtheilen und in den Zusammenhang historischer Entwicklung zu stellen, tritt in diesem Zeitpunkt wie gerufen vor das deutsche Publicum. Die dankbare Theilnahme zwar der Fachgelehrten würde einem Werke, das selbst dem Belesensten auf jeder Seite irgend eine Belehrung bringt, niemals gefehlt haben, es ist von dieser Anerkennung und Lernbegier schon während seines allmählichen Erscheinens begleitet gewesen; der gegenwärtige Moment aber ist so angethan, daß wir der Pflicht uns nicht entschlagen mochten, auch die Freunde unserer Nationallitteratur in den weiteren Kreisen der Gebildeten zu dieser reich besetzten Tafel herbeizurufen. In je bescheidenerer Stille das Buch geworden und gewachsen ist, Alles, was Mode auf der großen fortwährenden Bücher-Ausstellung ist, verschmähend und zwar ohne Absicht, lediglich in ernster Sachlichkeit verschmähend, um so lauter möchten unsere Jahrbücher auf den Werth dieses Schatzes diejenigen hinweisen, deren Blicken es sich bisher entzogen haben sollte. Mit besserem Gewissen haben wir das litterarische Ausruferamt in der That niemals geübt, denn die Beschaffenheit dieses Buches selbst macht die Reclame im schlechten Sinne geradezu unmöglich. Wer uns nicht glauben will, daß das Buch nur von außen abschreckend und unscheinbar wie jene Bildarbeiten ist, mit denen Alkibiades den Sokrates verglich, innen dagegen voll Einsicht und Verstand und eben auch die „schönsten Götterbilder" zeigend, wer die Mühe verschmäht, durch die unbequeme und über die Maßen altfränkische Hülle in den Kern einzudringen — einen Solchen verzweifeln wir zum Lesen zu überreden; es ist ja an deutschen Litteraturgeschichten im elegantesten Kostüm kein Mangel; möge er dieses bei Seite lassen, welches — wir wollen ohne Uebertreibung die Wahrheit sagen — sogar der Buchbinder in Form und Schick zu bringen einigermaßen seine Noth haben wird. Aber auch lesen, wie man sonst Bücher liest, kann man dieses nicht, man kann nur in demselben lesen. Ganz im Gegensatz zu der modernsten Methode der Geschichtschreibung, welche jede Nachweisung und Belegstelle unter dem Text für eine Pedanterie, eine Beleidigung des guten Geschmacks, eine Versündigung an der Zeit und Bequemlichkeit des Lesers ansieht, ist diese Litteraturgeschichte in lauter Anmerkungen geschrieben, durch deren Gewimmel man sich mühsam an dem Leitfaden von arabischen Ziffern, lateinischen und griechi-

ſchen Buchſtaben hindurch und zu dem Texte hinauffindet, der oft nur durch wenige Zeilen am oberen Raum der Seite vertreten oder ganz von den kleinen paraſitiſch wuchernden Anmerkungslettern verdrängt iſt. Das iſt ganz gewiß keine gute Oekonomie und noch gewiſſer keine Form, die ſich künſtleriſch rechtfertigen ließe!

Sie läßt ſich einzig und allein aus der Entſtehungsweiſe des Buches rechtfertigen. Von der Schulbank her erinnert ſich vielleicht Mancher, der ſeitdem längſt zum Manne geworden, des dünnen Koberſtein'ſchen Leitfadens der deutſchen Litteraturgeſchichte, deſſen Paragraphen er einſt auswendig lernen mußte. Aus dieſem Leitfaden iſt durch allmähliche Erweiterung, durch Zuſätze und wieder durch Zuſätze zu den Zuſätzen das Buch, wie es ſich jetzt darſtellt, dieſes dickleibige, unförmliche, in Anmerkungen gleichſam erſtickende Werk erwachſen. Die verhältnißmäßig geringſte Ausweitung hat die den erſten Band der vierten Auflage bildende, bereits 1847 erſchienene Partie erhalten, welche die erſten fünf Perioden unſerer Nationallitteratur von den älteſten Zeiten bis zum zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts behandelt. Unſere obige Charakteriſtik trifft erſt auf den zweiten und am meiſten auf den dritten Band zu, welche zuſammen die zweite Abtheilung des ganzen Werkes bilden, und die ſechſte, mit dem Anfang der dreißiger Jahre unſeres Jahrhunderts abſchließende Periode zum Vorwurf haben. Wie der Fleiß des Verfaſſers immer peinlicher, die Maſſe der durchzuarbeitenden litterariſchen Erſcheinungen immer breiter wird, ſo erſcheint der Bau des Werks immer ungeſtalteter. Immer langſamer iſt die Arbeit vorgerückt, aus dem Einen Jahre, das für die Vollendung des Schlußbandes urſprünglich in Ausſicht geſtellt war, ſind deren neun geworden, und ſo ſehr iſt in dieſen das Bedürfniß, den Stoff zu erſchöpfen, das herrſchende geweſen, daß nun erſt der Anbau in den Anmerkungen den urſprünglichen Bauplan bis zur Unkenntlichkeit verdeckt hat. Wir haben in dieſem Schlußbande — und es handelt ſich gerade hier um die für uns Heutige unmittelbar intereſſanteſten Partien, um die Zeit der gemeinſchaftlichen Thätigkeit Goethe's und Schiller's und um die romantiſche Schule — wir haben gleichſam mehrere, ſelbſtändig nebeneinander beſtehende Bücher, die doch Ein Rahmen umſchließt. Nichts hindert, die Paragraphen des Textes als eine zuſammenhängende, vollkommen klare, reichhaltige, nach allen Seiten wohlabgewogene Darſtellung der Bedingungen und Momente, der Entwicklung und des Beſtandes unſerer Litteratur für ſich zu durchleſen. Man findet am Schluſſe des Bandes dieſelbe Darſtellung noch einmal in noch compendiöſerer Form überſichtlich zuſammengedrängt. Man mag ſich endlich, als ob es ein eigenes, drittes Buch wäre, in das Meer der Anmerkungen ſtürzen, um hier das unendliche Material in tauſend und aber tauſend Tropfen ſich ſammeln zu ſehen —: es iſt ein vollſtändiges und mehr noch ein beinahe abſolut zuverläſſiges Repertorium der litterarhiſtoriſchen Thatſachen. Hier erſt wird auch das biographiſche Intereſſe an den Trägern der litterarhiſtoriſchen Entwicklung, bis zu den Sternen dritter und vierter Größe herab, befriedigt. Hier erſt belebt ſich die Darſtellung des Textes zu einem anſchaulichen Bilde

der Litteratur, wie dieſelbe in Kritik und Journaliſtik einſt wirklich lebte, athmete, ſtrebte und wirkte. Hier erſt rückt, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, die empiriſche Literatur, der ganze Pragmatismus ſchriftſtelleriſcher Wirkſamkeit, es rücken mit den Autoren ihre Schriften, ihre Wechſelſtellungen gegen einander, ihre Parteiungen, ihre Streitigkeiten, ihr Verhältniß zum Publicum in den Geſichtskreis; wir vergegenwärtigen uns, wie alle Geſchichte bis in's Unendliche in Geſchichte zertheilbar iſt und ſich aus Ereigniſſen, Entwicklungen, Motiven in unüberſehbarer Mannichfaltigkeit zuſammenſetzt.

Vielmehr aber, es gilt nun eben, dieſe nebeneinander herlaufenden Darſtellungen zu verbinden, es gilt, Text und Anmerkungen zuſammenzuleſen und herüber und hinüber in Beziehung zu ſetzen, ſich durch die vielerlei Excurſe, die Verweiſungen rück- und vorwärts, die Correcturen, die ſpätere Anmerkungen oft (als wäre der Verfaſſer noch mitten in der Arbeit oder im Selbſtgeſpräch mit ſich begriffen) gegen frühere Anmerkungen enthalten, — es gilt, ſich durch das Alles nicht irren zu laſſen. Wer ſo zu leſen verſteht, der lieſt ſich aus dem ſcheinbar unfertigen Buche ein fertiges zuſammen; am Ende, wenn er erſt, wie der Förſter im Walde, jeden Baum kennen und finden gelernt hat, wie wird er dann erſt den Reichthum des Ganzen ſchätzen und ſich überzeugen, daß doch mehr Ordnung, Plan und Zuſammenhang darin herrſcht als auf den erſten, zweiten, dritten Gang durch die Pflanzungen ſich offenbaren wollte. Das iſt die Disciplin, die dieſes Buch gegen den Wißbegierigen ausübt: wer nicht eher losläßt als bis er völlig heimiſch darin iſt, der muß zuletzt das Gefühl von einer allſeitigen Beherrſchung des Stoffs bekommen, er muß ſich überzeugen, daß er ſich einem Manne anvertraut hat, dem der Körper unſerer neueren Litteraturgeſchichte ſeiner ganzen Struktur nach bis in die feinſten Muskeln und Gefäße durchſichtig iſt. —

Die Frage nach der richtigen Methode der Litteraturgeſchichte iſt bis jetzt weder theoretiſch noch praktiſch gelöſt. Gewiß iſt, daß ein kritiſches Durchſprechen der einzelnen ſchriftſtelleriſchen Erſcheinungen, ſei es nach irgend einem äſthetiſchen, ſei es nach ſonſt welchem Maaßſtab, nicht den Anſpruch erheben kann, Litteraturgeſchichte zu ſein — am wenigſten, je einſeitiger, ſubjektiver der Maaßſtab, je unſicherer die thatſächlichen Grundlagen des Urtheils ſind. Daß Litteraturgeſchichte nicht eine Geſchichte der geſchriebenen Bücher, ſondern eine Geſchichte der Ideen ſein müſſe, iſt gewiß ein ſehr wahres, aber zugleich ein ſo vornehmes Wort, daß es erſt durch die Ausführung gerechtfertigt werden kann. Es handelt ſich eben um gar vielerlei Ideen, und dieſelben haften zuletzt doch an dem Buchſtaben der Bücher. Soll Litteraturgeſchichte etwa blos dem Zuge der ſittlichen, der politiſchen, der äſthetiſchen Ideen nachgehn, wie ſie ſich im Ganzen und Großen in den Bekenntniſſen der Autoren, in dem Inhalt ihrer Schriften manifeſtiren? Muß ſie nicht dieſen Zug vor Allem auch an der Geſtaltung der poetiſchen und proſaiſchen Kunſtformen, an dem Verhältniß der Stoffe zu den Formen, zuletzt auch an der Bildung der Sprache, an Vers und Numerus verfolgen? Und iſt nicht die weitere Aufgabe, von dieſem ſcheinbar

Aeußerlichen wieder zurück zu schließen auf die schöpferischen Kräfte? Wie weit sind dieselben wirklich schöpferisch? Liegt die zeugende Kraft in den Individuen oder in den Generationen? Genügt es, wenn der Litterarhistoriker uns der Reihe nach mit den nothdürftigsten biographischen Notizen die Poeten oder die Prosaiker sammt ihren Werken und einer Charakteristik derselben vorführt? Er soll uns ja eine Geschichte erzählen, er soll die Zusammenhänge aufdecken, die von Individuum zu Individuum, von Werk zu Werk, gleichsam genealogisch, fortlaufen. Um die Erkenntniß von Ursach' und Wirkung dreht sich alles wissenschaftliche Interesse. Allein welches sind die Ursachen, daß Goethe den Werther, daß Schleiermacher die Reden über die Religion schrieb? Wie viel von diesen Werken gehört diesen Geistern, wie viel der localen Umgebung, dem Zeitalter, den zufälligen Umständen an? Ist Beides nicht zu trennen, — wohl! wo ist die Kunst, welche ebenmäßig die Wurzeln bloslegt, mit denen ein bedeutendes Werk in realen Verhältnissen gegründet ist und ebenmäßig die tiefe Nothwendigkeit ahnen läßt, mit der, was unausgesprochen in der Zeit latent war, sich plötzlich zu einem ergreifenden Ausdruck zusammenziehen mußte? Die Kunst, welche uns in die Werkstätte des individuellen Geistes Einblick gewährt und dann wieder in breitem Durchschnitt weitverbreitete Stimmungen, Lebensansichten, Denkformen ganzer Zeitalter oder einzelner Kreise schildert? Das Alles und noch viel mehr ist Aufgabe der Litteraturgeschichte. Mehr oder weniger sind der Reihe nach alle diese Momente von dem Einen oder Andern unserer Litterarhistoriker in den Vordergrund gestellt worden, wie denn z. B. die Energie der Charakteristik die Glanzseite des großen Werkes von Gervinus ist. Die schlichte Ansicht, daß es in erster Linie die Pflicht des Geschichtschreibers sei, die Thatsachen treu und zuverlässig wiederzugeben, hat Koberstein mehr als irgend Einen seiner Mitstrebenden zur gleichmäßigen Berücksichtigung aller jener Momente geführt. Das Ideal der Litteraturgeschichtschreibung wäre unfehlbar erst dann erreicht, wenn diese Momente sämmtlich in das richtige Verhältniß zu einander rückten, wenn sie sich dergestalt verschlängen, daß eine übersichtliche an Einem Faden fortlaufende, künstlerische Darstellung möglich würde. Für diese fehlende Kunst indeß ist in der Vielseitigkeit der Ausgangs- und Gesichtspunkte, in dem Hin- und Herwenden des Stoffes, in der gewissenhaften Sachlichkeit Koberstein's ein Ersatz gegeben. Die in der unförmlichsten Weise zusammengestapelten Anmerkungsmassen sind das Geständniß der Verzweiflung an künstlerischer Bewältigung des Gegenstandes: aber sie sind gleichzeitig ein Zeugniß von dem vollen Bewußtsein über die Gleichberechtigung aller Seiten der vielseitigen Aufgabe.

Nur wenn wir uns selbst zu jenen Lesern rechneten, wie wir sie vorhin forderten, die im Lesen es verständen, das Buch zu einem geschlossenen Ganzen umzuformen, würden wir ein Recht haben, den Ausstellungen, die wir an der Form gemacht, andere, auf die Sache selbst eingehende hinzuzufügen. Nur wenn wir vor einem rein wissenschaftlichen Forum redeten, würden wir, auch ohne den Vollbesitz dieses Rechtes, die Pflicht haben, aller achtungsvollen Dankbarkeit unbeschadet, auf diese oder jene Einzelheit hinzuweisen, die wir vermissen oder

anders wünschten. Detailanmerkungen zu diesem Buche von Anmerkungen zu machen, wollen wir jedenfalls den Federlesern überlassen — mögen jedoch auch diese sich vorsehen, daß sie nicht corrigiren, was irgendwo in einer versteckten nachträglichen Notiz in dem Buche selbst bereits corrigirt ist! Verdienstlicher dürfte es sein, diese und jene Lücke, die der Verfasser selbst eingesteht, zu ergänzen, diese und jene Frage zu beantworten, die er, weil ihm die Mittel zur Entscheidung unzugänglich geblieben, offen gelassen zu haben erklärt. Denn Koberstein beschämt durch solche Unterlassungen und Eingeständnisse nicht minder als durch das, was er Positives giebt und leistet, die Mehrzahl unserer gelehrten und ungelehrten Schriftsteller; er ist darin ganz Lessing, daß er auch nicht eine Zeile mehr gelesen zu haben scheinen will, als er wirklich gelesen hat. Wahrlich, solche Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit solchem Reichthum, solchem Wissen und solcher Belesenheit, ist selten in Israel!

Auch dasjenige andererseits, was wir im Großen und Ganzen für Fehler des Buchs halten möchten, stellt sich bei billiger Betrachtung als die Kehrseite seiner Tugenden heraus, oder hängt als nothwendiges Uebel mit seiner Form und Entstehungsweise zusammen. Die verschiedenen Kategorien, nach denen nebeneinander der litterarhistorische Stoff durchgenommen wird, widerstreben zum Theil einer solchen Trennung. Wiederholungen oder unbequeme Rückweisungen werden auf diese Weise unvermeidlich; mit Recht überwächst der Abschnitt, welcher den „Entwickelungsgang der Litteratur" darlegt, alle übrigen an Ausdehnung, aber er ist in Wahrheit derjenige, der die übrigen in sich absorbiren müßte; er allein ist wirkliche Geschichte. Wenn davon die Betrachtungen über das allgemeine Verhältniß der deutschen Litteratur und des deutschen Lebens, die Statistik der litterarischen Localitäten, endlich die Uebersicht über die Litteraturprodukte nach ihren Gattungen getrennt werden, so mag das pädagogisch zweckmäßig sein, allein, indem es die Vollständigkeit der Darstellung verbürgt, so beeinträchtigt es deren Einheit und Gleichmäßigkeit. Am wenigsten ist Koberstein der Bedeutung des Persönlichen, der Ableitung epochemachender litterarischer Erscheinungen aus der individuellen Eigenart, aus dem Lebens- und Bildungsgange der Schriftsteller gerecht geworden. Die reine Thatsächlichkeit ist ferner so überwiegend der auszeichnende Charakter des Buchs, er bildet ein so wohlthuendes Gegengewicht gegen das entgegengesetzte Extrem, gegen die Methode, welche in lauter Urtheilen und Beurtheilungen Geschichte erzählt, daß wir es uns schon gefallen lassen müssen, wenn wir oft statt eigner Kritik der Reproduction fremder Urtheile begegnen. Im Wiedergeben oder Ausziehen älterer Recensionen hat nach unserem Gefühl der Verfasser zuweilen des Guten zu viel gethan. Sein eigner Geschmack und die Weite seines Gesichtskreises befähigt ihn hinreichend, den Leser mit selbständigem kritischen Urtheil zu leiten: seine Bescheidenheit und Behutsamkeit läßt ihn leiser als nöthig auftreten oder unterwirft ihn auch wohl der Autorität Anderer. Bei der Beurtheilung des Verdienstes der poetischen Leistungen der Romantiker scheinen seine ursprünglichen Sympathien heilsam durch Julian Schmidt's Polemik (der uns

so eben auch eine Geschichte der deutschen Romantik gegeben hat) beeinflußt zu sein, aber andererseits ist z. B. die unverhältnißmäßige Berücksichtigung eines Buches wie Köpke's „Ludwig Tieck" einer wahrhaft objectiven Würdigung dieses Dichters und seiner Genossen offenbar hinderlich gewesen. Für keine Partie hat Koberstein mehr geleistet als für die Geschichte der romantischen Schule, der freilich eine ganze Reihe neuerer Veröffentlichungen, wie z. B. der Boisserée'sche, der Schleiermacher'sche, der Tieck'sche Briefwechsel, hülfreich entgegengekommen ist. Zum ersten Mal sehen wir hier festen Grund und Boden. Ganz durchsichtig indeß kann diese Geschichte nur werden, wenn neben den poetischen auch die philosophischen Elemente, aus deren Wechselmischung der merkwürdige Bildungsprozeß hervorging, einer tieferen Analyse unterworfen werden. Hier ist, dünkt uns, der Verfasser entweder zu weit, oder nicht weit genug gegangen, oder vielleicht auch Beides, und zwar mit vollem Bewußtsein. Denn gewiß ist es ganz in seinem Sinne, wenn sein Buch, je mehr es auf der einen Seite bietet, desto mehr auf der anderen das Gefühl von der Unendlichkeit der Aufgaben wissenschaftlicher Forschung wach erhält und jüngeren Kräften einen Antrieb giebt, auf dem gelegten Grunde mit gleicher Wahrhaftigkeit, gleichem Ernst und gleicher Unermüdlichkeit weiter zu arbeiten.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Lorenz Stein.

Dr. Lorenz Stein. Die Verwaltungslehre. Stuttgart, Cotta 1865—66.

Erſter Theil. Die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihr Organismus. Mit Vergleichung der Rechtszuſtände von England, Frankreich und Deutſchland.

Zweiter Theil. Die Lehre von der inneren Verwaltung. Einleitung und erſter Theil: das Bevölkerungsweſen und ſein Verwaltungsrecht.

Ueber lebende Schriftſteller zu ſchreiben, hat ſtets etwas Mißliches. Am eheſten geht es noch in der Form von Bücheranzeigen, wobei ſich Lob und Tadel nicht ſowohl an die Perſon, als an das literariſche Produkt wenden. An das vorſtehende Werk Stein's aber einen kleinen Eſſai zu knüpfen hat noch beſondere Gründe, ſowohl perſönliche, die ſich auf den Verfaſſer, als ſachliche, die ſich auf das Buch beziehen.

Stein iſt entſchieden einer der verdienſtvollſten deutſchen Staatsgelehrten der Gegenwart. In jungen Jahren hat er ſich durch ſeine Geſchichte des Socialismus und Communismus und durch die bald nachher folgende Geſchichte der ſocialen Bewegung einen, möchten wir beinahe ſagen, europäiſchen Namen gemacht. Dann trat er mit einem leider unvollendet gelaſſenen Werke, mit einem Syſteme der Staatswiſſenſchaft vor die Oeffentlichkeit. Die erſchienenen Theile, Statiſtik, Volkswirthſchaftslehre und allgemeine Geſellſchaftslehre, enthalten ebenſoviel Geiſtreiches, als abſtrus Scholaſtiſches und haben am meiſten dazu beigetragen, Stein zu einem Schriftſteller zu machen, den außer Gelehrten Niemand lieſt, den man daher auch um ſo ungeſtrafter plündern und ausſchreiben kann, ohne ſich nebenher ein Gewiſſen daraus zu machen, ihn todt zu ſchweigen oder über ihn loszuziehen. Vielen paßte er auch nicht, weil ſie ihn gar nicht verſtanden; er war überdies Oeſterreicher geworden, ſprach ſich für Schutzzölle aus; das genügte ihn zu verdammen. So machte auch ſeine etwas populärere Umarbeitung der Volkswirthſchaftslehre keinen großen Eindruck und ebenſo wenig fand ſeine Finanzwiſſenſchaft die verdiente Beachtung, obwohl Einzelne wie Kautz ſie ſogleich für eine der größten Leiſtungen im Gebiete deutſcher Staatswiſſenſchaft erklärten. Das neueſte Werk über

Verwaltungslehre behandelt nicht blos einen sehr interessanten bisher vernachlässigten Stoff mit großem Geschick, mit viel Geist und seltenen historischen Kenntnissen, sondern es vermeidet auch vielfach gerade die Fehler, die man Stein's früheren Werken vorwerfen konnte. Und doch hat auch dieses Buch entfernt nicht als epochemachende Erscheinung gezündet. Bedeutende politische Schriftsteller und Gelehrte haben es, wie sie mir selbst vielfach sagten, mit Achselzucken wieder weg gelegt, nachdem sie einige Seiten gelesen. Und es ist wahr, Stein ist kein bequemer Schriftsteller, und überdies steht er der praktischen nur exacte Specialuntersuchungen für bestimmte Zwecke schätzenden Richtung unserer Zeit diametral gegenüber; er ist wie ein Schriftsteller aus einer ganz anderen Zeit. Ueberdies kann sein apodiktisches Selbstbewußtsein oft verletzen und abstoßen. Langjährige Nichtachtung hat ihn vielleicht verbittert und verhindert ihn, Andere genügend anzuerkennen; auch steht er auf so entgegengesetztem Standpunkt, daß er schon deswegen Gelehrten, wie R. v. Mohl oder Roscher, gegenüber nicht ganz gerecht sein kann. Er ist ebenso fanatischer Systematiker wie unsere übrige Staatswissenschaft systemlos ist. Er überschätzt den Werth des Systematischen ebensosehr wie unsere spekulative Philosophie, als deren vielleicht letzter und größter Ausläufer wenigstens im Gebiete der Staatswissenschaften er sich darstellt. Wie man aber die Leistungen unserer spekulativen Philosophie nicht blos nach der Berechtigung der Methode und der Wahrheit des Systems an sich bemessen darf, wie man heute noch die positiven Leistungen eines Fichte, Schleiermacher und Hegel anerkennt, so darf man auch Stein nicht blos nach seiner Methode und seiner Systematik beurtheilen, so großen Werth er auch selbst auf sie legt; man muß näher zusehen, was er mit diesen heutzutage gar nicht gewohnten und nicht mehr verständlichen Mitteln Positives leistet. Und dieses Positive ist denn doch so großartig, so bedeutungsvoll, daß es wohl der Mühe lohnt, einmal näher auf ihn einzugehen.

Ehe man aber von seiner Bedeutung sprechen kann, ist es nöthig, ihn, den wenig Gelesenen und wenig Verstandenen, zuerst an irgend einer Stelle wenigstens genauer kennen zu lernen. Und dazu ist das neue Buch über die Verwaltungslehre, dessen Hauptgedanken wir zunächst mittheilen wollen, um so passender, als der Inhalt gerade für unsere Zeit sehr wichtig, als gerade dieser Theil unseres politischen Lebens in der Theorie am wenigsten ausgebildet ist.

Es hat diese Lücke ihre natürlichen Gründe, aber auch ihre sehr bedeutenden Folgen. Was die Ursachen betrifft, so könnte man zweifeln, ob es mehr der Neuheit alles Verfassungslebens in Deutschland oder der Einseitigkeit unserer privatrechtlich geschulten Staatsrechtslehrer und Staats-

gelehrten zuzuschreiben sei, daß neben manchen tüchtigen Specialarbeiten über das Verfassungsrecht einzelner Staaten und über modernes constitutionelles Verfassungsleben im Allgemeinen so Wenig über positives Verwaltungsrecht, noch Weniger über die Theorie der Staatsverwaltung überhaupt existirt. Was die Folgen betrifft, so konnte man die theoretische und praktische Nichtbeachtung der Verwaltung gegenüber der Verfassung am besten während des preußischen Verfassungsconfliktes sehen. Man hat eine Verfassung, man streitet über sie, man schreibt über sie; aber sie kann stillstehen, ohne daß es einen merklichen Einfluß auf die Staatsthätigkeit ausübt; alle Räder an der großen Staatsverwaltungsmaschine laufen ruhig fort, als ob nichts geschehen wäre. Wir haben eine Verfassung, aber jede Verfassung ist ein leerer Bogen Papier, wenn nicht die Verwaltung eine entsprechende ist. Die Verwaltung ist der Körper des Staates; hier liegt seine Kraft, sein Schwerpunkt; hier sind die Punkte der täglichen Berührung mit allen Staatsbürgern. Es ist ein schwieriger Versuch, einem Körper, dem man so ziemlich die alten Glieder läßt, den man ruhig alle die alten Bewegungen dieser Gliedmaßen vollziehen läßt, einen neuen Kopf zu geben. Der neue Kopf wird seine Herrschaft nicht ohne Schwierigkeiten behaupten können. Der alte preußische Verwaltungsstaat ist so gut und so fest organisirt und wurde durch das Verfassungsleben von 1850 bis 65 so wenig berührt, daß es nicht zu wundern ist, wenn er ruhig trotz aller Verfassungskrisis fortarbeitet. Es mag das auch seine gute Seite haben. Diese liegt aber mehr in der Tüchtigkeit des preußischen Beamtenstandes, als in dem vorhandenen Dualismus, der unter allen Umständen nach und nach einer einheitlichen Organisation weichen muß. Jedenfalls können schon diese wenigen Worte andeuten, welche Bedeutung eine systematische Erörterung der Verwaltung in ihrem Zusammenhang mit dem ganzen politischen Leben hat.

1.

Es ist das eminente Verdienst von Rudolph Gneist, zuerst an dem großen Bilde der englischen Rechtsgeschichte die Bedeutung der Verwaltung für die Verfassung, den Zusammenhang des ganzen staatlichen und gemeindlichen Behördenorganismus mit dem Verfassungsleben dargelegt zu haben, bewiesen zu haben, wie in den politischen Stürmen des englischen Lebens nicht sowohl die Verfassungsparagraphen und die Rechte des Parlaments, sondern das englische Selfgovernement und die englische Verwaltung die Freiheit retteten.

An Gneist, dem der erste Band gewidmet ist, knüpft auch Stein direkt an. Er wirft in der Widmung einen Blick zurück auf die Reception

des römischen Rechtes im Mittelalter, auf die eigenen Codifikationen Frankreichs, Spaniens, Italiens, Belgiens, Hollands und auf den Umschwung, den die deutsche Jurisprudenz und Staatswissenschaft durch die Wiederbelebung der deutschen Rechtsgeschichte erfuhr. Aber diese Wiederbelebung, dieser frische Schwung ist heute nicht mehr vorhanden, die Anregung ist erschöpft, es wird nur noch neuer Stoff zugeführt. Neues Leben aber wird entstehen durch eine vergleichende europäische Rechtswissenschaft, die das ganze europäische Recht, die Einheit seiner Volksrechte, ihre Geschichte, ihre Gestalt, ihre Elemente und ihre Individualität zu erfassen strebt. Das kann für das öffentliche Recht nur geschehen, sagt Stein, wenn wir einmal mehr solche Monographien besitzen, wie Gneist's englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht. Zunächst aber benutzt Stein seine eigenen umfassenden rechtsgeschichtlichen Studien über Frankreich, seine natürliche Kenntniß deutscher Zustände und deutscher Rechtsgeschichte, und eben Gneist's Werk über England, um auf der Grundlage dieser Vergleichung der drei wichtigsten europäischen Länder und ihrer socialen und rechtlichen Geschichte das Wesen der Staatsverwaltung, das Recht und den Organismus der Verwaltungsbehörden zu erörtern. Die fortlaufende Vergleichung dieser drei Staaten, sowie der verschiedenen Gesellschaftszustände im patriarchalischen Geschlechterstaat, im ständischen Staat des Mittelalters, im despotischen Beamtenstaat des achtzehnten Jahrhunderts und im Verfassungsstaat der modernen staatsbürgerlichen Gesellschaft bildet den Boden des ganzen Gebäudes. Im ersten Bande behandelt er zunächst das Recht der vollziehenden Gewalt, je nach den verschiedenen Verfassungszuständen, den Gegensatz von Gesetz und Verordnung, Gesetz und Administrativrecht, und dann die Organisation der vollziehenden Gewalt in Königthum, Staatsrath, Staatsdienerthum, Gemeindeorganisation und im freien Vereinswesen.

Wie er stets von allgemeinen letzten Grundwahrheiten auszugehen sucht, so stellt er auch hier seine Definition des Staates, wie sie sich schon in seinen früheren Werken findet, voran: der Staat ist die zur Persönlichkeit, zum persönlichen Wollen und Handeln erhobene Gemeinschaft der Menschen. Die Persönlichkeit drückt sich im Staatsoberhaupt aus, der persönliche Wille in der Gesetzgebung, die That, das Handeln in der Vollziehung, in der Verwaltung. Nach welcher Richtung auch der Staat einen Willen hat, er muß vollzogen werden durch die einheitliche Staatsgewalt. Es ist eine Verkehrtheit, aus den einzelnen sogenannten Staatsgewalten, aus den einzelnen Funktionen, gleichsam den einzelnen Bruchstücken der Aeußerung, den einheitlichen Staat construiren zu wollen.

Es sei gleich hier erwähnt, daß Stein überall an die allgemeinen theoretischen Erörterungen in kleinem Druck — als eine Art Anmerkung —

geſchichtliche Exkurſe über die bisherige Entwickelung der Theorie anſchließt, die einen der größten Reize des Buches ausmachen. Die Kritik geht ſtets von dem hiſtoriſch-philoſophiſchen Standpunkt des Verfaſſers aus; ſie iſt, beſonders da es ſich ſo vielfach um vernachläſſigte Gebiete der Staatswiſſenſchaft handelt, ſehr ſcharf und nahezu vernichtend, oft nicht ohne ein gewiſſes Selbſtgefühl, aber in der Hauptſache ſtets richtig und dem engen Horizont unſerer meiſten Staatsrechtslehrer weit überlegen. So ſchließt ſich hier eine Geſchichte der Lehre von den Staatsgewalten an.

Die Regierung des Staats, die Vollziehung des Staatswillens zerfällt in die drei großen Verwaltungsgebiete: Finanzverwaltung, Rechtspflege und innere Verwaltung. Die Thätigkeit des Staats in dieſen Verwaltungsbranchen beruht auf dem Verwaltungsrecht, zu dem in dieſem weiteren Sinne auch der Civil- und Criminalproceß gehört. Die Bildung des Verwaltungsrechtes iſt aber eine ſehr verſchiedene je nach den geſellſchaftlichen Zuſtänden, hauptſächlich aber je nachdem der Staat eine Verfaſſung, eine Theilnahme der Volksvertretung an der Geſetzgebung hat. Daraus entſpringen die Unterſchiede eines verfaſſungsmäßig geſetzlichen und verordnungsmäßigen Verwaltungsrechtes.

Die ganze erſte Hälfte des Buches behandelt nun dieſes Recht der vollziehenden Gewalt in hiſtoriſcher Weiſe. Abgeſehen von der phyſiſchen Macht, die die vollziehende Gewalt im Heere haben muß, ſind ihre nächſt liegenden Funktionen die Verordnungsgewalt, die Organiſationsgewalt und die polizeiliche Gewalt der vollziehenden äußeren Thätigkeit, d. h. das Recht, Verordnungen zu erlaſſen, die Behörden zu organiſiren, und den Staatswillen faktiſch auszuführen. Die beiden erſten ſind hauptſächlich darum ſo wichtig, weil die ganze politiſche Entwickelung eines Landes zugleich von ihrer Handhabung abhängt, ſie ſind bei verfaſſungsmäßigen Zuſtänden auf dem Boden von Geſetz und Verfaſſung aufgebaut; aber eine gewiſſe Selbſtändigkeit muß daneben der vollziehenden Gewalt immer gelaſſen werden, ihre Organe zu ordnen, ihren Willen durch Verordnungen und Befehle ſo zu ſpecialiſiren, wie es der Wechſel der Umſtände und des Lebens mit ſich bringt. Das Recht der Regierung, der vollziehenden Gewalt, Verordnungen zu erlaſſen und ihre Beamten zu organiſiren, hört durch die Theilnahme eines Parlamentes an der Geſetzgebung nicht ganz auf, kann nicht ganz aufhören. Aber allerdings liegt in dem Verordnungsrecht der vollziehenden Gewalt neben dem Geſetzgebungsrecht die größte Gefahr für die conſtitutionelle Entwickelung. Es iſt die große Frage des Verhältniſſes zwiſchen Geſetz und Verordnung, die Stein hier in umfaſſender Weiſe auf breiter hiſtoriſcher Grundlage zum Austrag bringt.

Er geht dabei von dem formalen Begriff des Geſetzes aus. Geſetz

ist ihm derjenige rechtliche Wille des Staates, der mit Hülfe der Volksvertretung zu Stande gekommen ist; die Verordnung ist der Staatswille, der nur aus der vollziehenden Gewalt allein folgt. Anspruch auf Gehorsam haben beide gleichmäßig bis zu der Grenze, wo eine Verordnung dem Gesetz entgegen steht. Hier entscheidet der Vorzug des Gesetzes. —

Die Geschichte des Gesetzes und der Verordnung ist die Geschichte des Verfassungslebens.

Im ursprünglich germanischen Staatsleben wird das geltende Recht vom ganzen Volk festgestellt. Der König hatte nur ein Gebiet für sich, das Heerwesen. In den militärischen Verordnungen beginnt das Verordnungswesen wie in den Volksrechten die Gesetzgebung. Schon in der karolingischen Zeit aber fügt das Königthum seiner militärischen Verordnungsgewalt eine polizeiliche, ja auch eine processualische und privatrechtliche bei. Volksrechte und königliche Verordnungen, die Capitularien und die leges barbarorum vermischen sich zu dem einheitlichen Begriff des geltenden Rechtes. Im Lehnsstaat werden alle öffentlichen Funktionen in eine Art Eigenthum aufgelöst. Der Staat geht in örtlichen Selbstherrlichkeiten unter; nur die Hoheitsrechte, die Regalien, bleiben dem König gleichsam als Eigenthum. Damit sind sie der Gesetzgebung entzogen. Die Regalien sind die willkürliche Verwaltung der ständischen Epoche; nur die Privatrechtspflege und die Privatrechtsgesetzgebung entziehen sich dieser willkürlichen Verordnungsgewalt etwas mehr. Erst das landständische Recht der Steuerbewilligung, das aus der lehnsstaatlichen Eigenthumsauffassung hervorgeht, bringt auch wieder eigentliche Gesetze gegenüber dem Verordnungsrecht der fürstlichen Gewalt. Es beginnt der Kampf zwischen Königthum und Landesvertretung — in England siegen die Stände, es giebt dort nur noch gesetzliches Recht, auf dem Continent siegt mit dem dreißigjährigen Krieg die fürstliche Gewalt, es giebt nur noch Verordnungen im achtzehnten Jahrhundert; selbst die großen privatrechtlichen Codifikationen in Oesterreich und Preußen werden durch Verordnung eingeführt; das Gesetz hat aufgehört.

Dagegen reagirt die Wissenschaft, die Revolution; sie wollen die Verordnung vernichten, das Gesetz soll wieder Alles sein. „Das ist das Princip des französischen Contrat social, zuerst zum geltenden Recht erhoben in Nordamerika, dann in der französischen Revolution, und im Jahre 1848 wieder in einigen romanischen Verfassungen anerkannt.“ Aber es liegt hierin eine Unmöglichkeit. Die Gesetzgebung kann den Aufgaben der Verwaltung nie ganz genügen. Je nach der politischen Entwickelung mußte überall wieder ein Verordnungsrecht anerkannt werden. Das englische Recht kennt zwar sprachlich den Unterschied von Gesetz und Verordnung nicht; es hat nur ein law; aber doch steht dem

King in Parliament der King in Council, mit dem Recht Befehle und Verordnungen zu erlaſſen, ſoweit ſie nicht dem geltenden Recht widerſprechen, entgegen. In Frankreich war der Verſuch, die Geſetzgebung allmächtig zu machen, nie ganz gelungen. Ein Geſetz von 1790 verbot ausdrücklich den Richtern den Gang der Verwaltung vor ſich zu ziehen und irgendwie einzugreifen. Damit hatte die Verwaltung an ſich eine Gewalt, die der Geſetzgebung gleich war. Unter Napoleon ſind die Begriffe loi, décret, arrêté gleichbedeutend. Die Charte von 1814 erkennt die Geſetzgebung an, aber zugleich das Recht des Königs zu den ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et la sûreté de l'Etat. Der Streit zwiſchen Geſetz und königlicher Verordnung war damit in Permanenz erklärt; die Revolution von 1830 war die Folge; der König ſollte nicht mehr jeden Augenblick die Geſetze durch Verordnungen ſuspendiren, er hat jetzt nur noch das Recht zu den règlements et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois, sans pouvoir jamais suspendre les lois elles-mêmes ni dispenser de leur exécution. Das neue Kaiſerreich kennt eigentlich auch nur ausführende Verordnungen, aber in Wahrheit ſind ſie eine zweite ſelbſtändige Geſetzgebung, ſie ordnen ſich dem Geſetze unter, ſoweit es die vollziehende Gewalt für paſſend hält; ſie werden in wichtigen Fällen berathen durch den Staatsrath, wie die Geſetze vom Senat und geſetzgebendem Körper; daher auch die Bedeutung des Staatsraths. Das droit administratif iſt eine Rechtswelt für ſich, deren Rechtsquellen die Verordnungen ſind, deren Competenzen auf's ſtrengſte von denen der Gerichte geſchieden ſind. In Deutſchland herrſcht ein mittlerer Standpunkt, auf gewiſſen Gebieten ſoll die Geſetzgebung herrſchen, die Verordnung nur ausführen, auf anderen (z. B. Militärſachen) ſoll die vollziehende Gewalt allein entſcheiden, oder entſcheidet wenigſtens faktiſch allein; die Abänderung der preußiſchen Militärverfaſſung ohne Geſetz durch bloße königliche Verordnung war ſeit Jahren in Preußen der Zankapfel der Parteien. Außerdem hat das deutſche Recht die ſogenannten proviſoriſchen Geſetze geſchaffen. Was Geſetzes-, was Verordnungsſache ſei, iſt ſehr verſchieden abgegrenzt und iſt beſonders ſchwierig abzugrenzen für die frühere verfaſſungsloſe Zeit. Die bayriſche Verfaſſung bezeichnet nur die Freiheit der Perſonen, und das Eigenthum der Staatsangehörigen als vor das Forum der Volksvertretung gehörig; die meiſten Verfaſſungen laſſen die Grenzen ſchwankend, principiell läßt ſich aus der Natur der einzelnen Materien gar keine Grenze ziehen; daher die unendlichen Streitigkeiten.

Stein giebt die allein richtige formale Entſcheidung der abſoluten Unterordnung der Verordnung unter das Geſetz; ſachlich fordert Stein

gesetzliche Ordnung für alle dauernden, wesentlichen Staatseinrichtungen: „das Gesetz will einerseits das in allen Verhältnissen Gleichartige erfassen und den Willen des Staates eben für dies Gleichartige in allem Verschiedenen feststellen. Es muß sich daher stets an das Wesen der Dinge statt an ihre zufällige und vorübergehende Erscheinung wenden. Es hat mit den Kräften zu thun, welche das Lebensverhältniß erzeugen, nicht mit denen, welche ihm diese oder jene Gestalt geben. Es muß daher andererseits alle seine Objekte einheitlich und gleichartig bestimmen. Es muß stets mit sich selber übereinstimmen. Das gesetzliche Recht ist seinem organischen Wesen nach ein gleichartiges und einheitliches Ganze."

„Die Verordnung dagegen geht vor allen Dingen von der Thatsache und mit ihr von den Besonderheiten und dem Wechsel derselben aus. Sie erfaßt die Dinge und Lebensverhältnisse, nicht wie sie an sich sind, sondern in dem Moment und in der Gestaltung, wie sie zur Erscheinung kommen. Sie ist daher nicht blos verschieden für Dinge, die an sich ganz gleich sein können, sondern sie muß es sein. Sie soll nicht das Wahre, sondern das Zweckmäßige suchen und bestimmen. Sie wechselt daher beständig, sie ist der Wille für die äußere That, und trägt auf allen Punkten den Charakter der äußeren Welt an sich."

Diese Sätze Stein's sind unzweifelhaft richtig im Allgemeinen, aber auf eine Gesetzesfunktion, auf das Budgetrecht passen sie nicht; das Finanzgesetz ist eine Sache für sich, Stein zieht es zu wenig in den Kreis seiner Betrachtung. Er hätte zeigen müssen, wie durch das Finanzgesetz die Volksvertretung nicht im Detail, aber im Ganzen gleichsam an der vollziehenden Gewalt Theil nimmt, weil eben Gesetzgebung und Verwaltung so organisch verbunden sind, daß sie sich nicht abstrakt trennen lassen. Das Finanzgesetz ist keine Feststellung allgemeiner Normen, wie jedes andere Gesetz; das Finanzgesetz ist ein Verwaltungsakt in der Form eines Gesetzes. Aber dieser Verwaltungsakt, vollzogen durch einen sonst nur zur Gesetzgebung berufenen Körper, ist nothwendig, eben um zwischen Gesetz und Verwaltung nicht einen unnatürlichen Dualismus, eine unüberbrückbare Kluft zu erzeugen. Das allgemeine Princip ist: König und Parlament geben die Gesetze, die allgemeinen Normen, die vollziehende Gewalt verwaltet. Wie aber neben dem Gesetze der vollziehenden Gewalt ein Recht bleibt, allgemeine Normen in Form der Verordnung zu erlassen, so muß der Volksvertretung das Recht bleiben, durch das Budgetrecht an der Verwaltung Theil zu nehmen, oder vielmehr sie zu controliren. Es ist gleichsam ein doppelter, aber nothwendiger Uebergriff der beiderseitigen Faktoren in einander, wodurch zugleich die organische Einheit beider hergestellt wird.

Klassisch ist die Kritik Stein's über die deutsche Trennung in sogenannte Administrativ- und Justizsachen, die Aufdeckung der Lächerlichkeit und Unmöglichkeit einer sachlichen Scheidung; er zeigt die totale Untergrabung alles Rechtsbodens durch den Grundsatz, nur in Justizsachen entscheide das Gesetz, in Administrativsachen die Verordnung, der willkürliche Befehl der Regierung, die Zweckmäßigkeitsgründe, die zufällig dem betreffenden Beamten einleuchten. Die ganze Trennung von Justiz- und Administrativsachen ist nie principiell zu erklären, sondern nur historisch durch den Willen der vollziehenden Gewalt, sich freie Hand zu lassen, durch die historische Thatsache der Schaffung einer besonderen Regierungshierarchie neben den Gerichten. Diese besondere Regierungshierarchie hat jedenfalls für ein geordnetes Polizeiwesen, für die Besorgung vieler äußerer Interessen einen großen Vortheil und eine Berechtigung; überdies ist sie heute einmal da und nicht mehr zu ändern: und darum handelt es sich heute nur um Garantien, den Gang auch der vollziehenden Gewalt in die richtigen Schranken zu bannen.

Der Regent selbst muß als Staatsoberhaupt thun können, was er will; d. h. er ist persönlich unverantwortlich, aber Alles, was er im Namen des Staats thut, muß von einem Minister unterzeichnet sein — sonst giebt es keine Verfassung; aber auch unter dieser Garantie kommen gewisse Akte vor, welche als direkte Ausflüsse der monarchischen Regierung weder unter den Begriff des Gesetzes, noch der Verordnung fallen; der Oberbefehl über das Heer, Gnadenverleihungen und Begnadigungen, Anstellungen und Berufungen, Anrufung des Staatsnothrechtes, Verkündigung des Belagerungszustandes.

Was nun die königliche Verordnungsgewalt betrifft, so folgt aus ihrer Unterordnung unter Verfassung und Gesetz zunächst absolut die politische Verantwortlichkeit des Ministers, sonst steht die Verordnung stets über dem Gesetz; ferner das Budgetrecht, das Stein hier richtig als Controle der Volksvertretung über die Verwaltung erwähnt. Mit Recht warnt Stein an dieser Stelle vor einem Gebrauch des Budgetrechts, dem nicht im Volksbewußtsein eine helfende, steuerverweigernde Macht zur Seite steht. Die Fortführung des Staats ist absolut nothwendig. Jede Steuerverweigerung führt einfach zur Selbsthülfe der Staatsgewalt und erzeugt die Despotie der siegenden Elemente. Die Wahrheit dieser Sätze muß sich doppelt bestätigen in einem Beamten- und Bureaukratenstaat, der viel mehr auf Verordnung als auf Gesetz beruht, in dem der Stillstand der Verfassung möglich ist, während die ganze Verwaltungsmaschine auf's Vortrefflichste fortarbeitet.

Neben der politischen Ministerverantwortlichkeit kommt die juristische

in Betracht; sie muß genau präcisirt sein, wenn sie überhaupt anwendbar sein soll. Stein knüpft daran eine Geschichte der Ministerverantwortlichkeit und ihrer Literatur.

Während hierdurch Gesetzgebung und Verwaltung im Großen und Ganzen in Harmonie erhalten bleiben, muß der einzelne Staatsbürger noch besondere Schutzmittel haben; er muß jeder Verordnung, jedem amtlichen Befehl gehorchen, sonst ist kein Staat möglich; aber er muß gegen jeden ungesetzlichen Befehl geschützt sein, sonst giebt es keine Verfassung und keine Freiheit. Der Widerspruch zwischen Verordnung und Gesetz sollte nach Stein stets durch die Gerichte constatirt werden. So entsteht das Klagerecht gegen Verordnungen. Sobald ein Bürger sich aber nur durch eine Verordnung an sich, die nicht mit einem Gesetz in Widerspruch ist, beschwert glaubt, muß ihm ein fest geregeltes Beschwerderecht zustehen.

Das Klagerecht muß in einem bürgerlichen Proceß geltend gemacht werden können. Das Klagefundament ist das Gesetz und die widersprechende Verordnung; das Petitum geht nie auf die Aufhebung der Verordnung, sondern nur auf die Vollziehung des Gesetzes im speciellen Fall und auf Schadenersatz. Die Verwaltung darf unterdessen nicht gehemmt sein und muß in ähnlichen anderen Fällen nicht daran gebunden sein. Die Entscheidung hat nie darauf zu gehen, ob die Behörde richtig gehandelt habe, sondern darauf ob ein Widerspruch zwischen Gesetz und Verordnung sei.

Das Beschwerderecht geht gegen falsche Handlungen der Behörden, gegen Widersprüche der Verordnungen unter sich und bewegt sich nur innerhalb der Verwaltungsbehörden selbst; die Beschwerde geht gegen die speciellen Entscheidungen und ihre Gründe.

In England erscheint alle Staatsthätigkeit nur als Vollziehung eines Gesetzes, jeder Verwaltungsakt als ein Richterspruch. Dort giebt es nur ein gewöhnliches Klagerecht in den gewöhnlichen juristischen Formen gegen jede Entscheidung eines Beamten. Die ganze Administration ist in Händen der Gerichte, es handelt sich bei den Klagen oft nicht um Gesetze, weil das Gesetz nie soweit reicht; deswegen soll aber auch das Gericht, wo kein law vorliegt, nach der reasonable cause entscheiden; d. h. die einzelnen Gerichtsbehörden haben zugleich eine administrative Verordnungsgewalt, gegen die aber stets wieder geklagt werden kann. Die Freiheit ist geschützt; die Verwaltung aber vielfach sehr schlecht, wichtige Interessen vernachlässigt.

England hat nur ein Klagerecht gegen Verordnungen, Frankreich nur ein Beschwerderecht gegen Verordnungen und Verwaltungsbefehle, ja gegen alle Gesetzesverletzung, mit Ausnahme des reinen Privatrechts. Ein Gericht

kann niemals über Handlungen der Administration urtheilen; aber es besteht wenigstens innerhalb der Administration ein geordnetes Verfahren, ein förmlich administrativer Proceß im gesammten Gebiet des sogenannten Contentieux. Dazu gehört Alles, was mit einem öffentlichen Interesse zusammenhängt oder zusammenzuhängen scheint. Das geordnete Verfahren bietet Garantien gegen Willkürlichkeit einzelner Beamten, nicht aber gegen Nichtachtung der Gesetze durch die höchsten Behörden. Das droit administratif ist vielleicht der ausgebildetste Rechtstheil Frankreichs; an eine Codifikation aber hat man nie gedacht, das würde dem pouvoir discrétionnaire der höchsten Behörden präjudiciren. Es ist die absolute Souveränetät der Verwaltung. Die Folge ist eine despotische Verwaltung im Ganzen, aber geregelt, consequent, gerecht im Einzelnen.

In Deutschland befolgt die Trennung zwischen Justiz- und Administrativsachen einen ähnlichen Weg wie in Frankreich; man hat kein Klagerecht gegen ungesetzliche Verordnungen, aber selbst das Beschwerderecht gegen ungesetzliche Verordnungen und falsche Specialentscheidungen der Verwaltungsbehörden entbehrt des geordneten Processes, des festen Ganges, den die französische Administrativbeschwerde hat. Die Zukunft hat dahin zu wirken, daß die englischen Grundsätze zur Geltung kommen für das Gebiet der Verhältnisse zwischen Gesetz und Verordnung und daß das französische Verfahren eines guten Administrativprocesses Platz greife für das Verhältniß zwischen der allgemeinen Verordnung und der Verfügung des einzelnen Beamten. Ob diese Vorschläge Stein's praktisch sind, lassen wir dahingestellt.

Nächst dem Rechte, Verordnungen zu erlassen, ist die wichtigste Funktion der vollziehenden Gewalt die, bestimmte Behörden einzusetzen und ihnen eine bestimmte Sphäre der Thätigkeit ausschließlich gegenüber von anderen Behörden zuzuweisen. Natürlich wird die Sphäre wichtiger Organe durch das Gesetz bestimmt; daneben wird aber die Verordnung für die unteren Organe und einzelne Fälle einzugreifen haben. Es handelt sich um das sogenannte Competenzrecht, d. h. das Recht der Feststellung und Erhaltung der Sphäre jedes staatlichen Organs. Die Verantwortlichkeit der Vollziehung gegenüber der Gesetzgebung wird illusorisch, wenn nicht ein festes Competenzrecht die Funktionen jedes einzelnen Organs regelt. Unter Competenzstreit versteht Stein den Conflikt von Behörden über Grenzen, die nur durch Verordnung festgestellt, unter Competenzconflikt den über Grenzen, die durch Gesetze feststehen. Der Competenzstreit soll demnach nur durch den Beschwerdeweg an eine höhere gemeinschaftliche Administrativbehörde entschieden werden, der Competenzconflikt soll nur im Wege des Klagerechts und durch das Gericht zur Entscheidung

kommen. Das ist freilich in Frankreich und Deutschland nicht anerkannt, sondern entweder die höchsten oder besondere Verwaltungsbehörden entscheiden darüber, in wie weit das anerkannte Recht, das Gesetz, und in wie weit der Regierungswille gelten soll. Es ist, wie Stein sagt, die Sanktion der Herrschaft der Verwaltung über das Recht. Schon die Existenz von besonderen Competenzgerichtshöfen als Verwaltungsbehörden ist ein Unding, stellt administrative Zweckmäßigkeit über den Inhalt der Gesetze. Darauf ließe sich nur entgegnen, vielfach sind eben diese Competenzgerichtshöfe keine Verwaltungsbehörden sondern Gerichte, was sich schon dadurch zeigt, daß sie über jedem Ministerium stehen. Sie sind nur geschaffen, weil unsere gewöhnlichen Privatrechtsjuristen gar nicht die Kenntnisse haben, über solche öffentlich rechtliche Fragen zu urtheilen. Darauf könnte Stein freilich wieder antworten, gebt ihnen das Gebiet und sie werden schon lernen, es richtig beurtheilen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über das Verwaltungsrecht folgt nun die Darstellung der Verwaltungsbehörden.

Die Erörterung geht aus von den Grundformen der Bethätigung politischen Handelns: Staatsverwaltung, Selbstverwaltung und Vereinswesen und schildert dann in großen Zügen die geschichtliche Entwickelung des Verwaltungssystems in England, Frankreich und Deutschland.

Das Detail beginnt mit der persönlichen Staatsgewalt des Fürsten; die Krone, die Staatswürden, die Hofämter, hauptsächlich der Staatsrath, seine Stellung zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Verfassungen geben Veranlassung zu vielen bedeutenden Bemerkungen.

Der nächste Abschnitt behandelt den eigentlichen Organismus der Regierung; das Amtswesen hat die sittliche Bedeutung, „daß die Staatsidee nicht in der Ordnung der Gesellschaft aufgehe, sondern einen selbständigen Ausdruck finde, ein Dasein, in welchem der Staat unabhängig und selbständig über der Gesellschaft stehe und daher von ihren Interessen nicht beherrscht werde.“ Am Höchsten steht das Bewußtsein des Amtes in Deutschland. „Nur in Deutschland fordert das Volk, daß der Beamtete mehr vertrete, als den blos dienenden Gehorsam wie in Frankreich, und daß er mehr verstehe, wie ein Urtheil zu fällen, wie in England.“ In Deutschland ist der Beamte kein fonctionaire; er ist der Träger der Bildung, des sittlichen Volksbewußtseins; aber eben damit ist er auch in der Verwaltung ein Diener der Gesetze, nicht ein Diener fürstlicher Willkür, herrschender Parteileidenschaft. Es stehen da viel goldene Worte, die den gerechten Zweifel derjenigen wohl nähren können, die mit Angst erfüllt sind, auch bei uns möchte nach und nach aus den Beamten, die den Muth der Ueberzeugung haben, bloße fonctionaires de l'administra-

tion im französischen Style werden. Die Betrachtungen über das Ministerialsystem, das alte Collegialsystem, über Gesammtministerien und Einzelministerien, über das Behördensystem und das Staatsdienerrecht schließen diesen Abschnitt.

Der Staatsverwaltung gegenüber steht die Selbstverwaltung. Es ist die lichtvollste Darstellung der politischen und administrativen Bedeutung der Landschaft, der Provinz, des Kreises, der Gemeinde, die vollendetste und klarste Vergleichung englischen, französischen und deutschen Gemeinderechts, die wir kennen. Sie zeigt in sprechendster Weise, wie fruchtbar eine derartige vergleichende Methode ist, wie durch sie allein ein höherer Standpunkt in der Staats- und Verwaltungslehre gewonnen werden kann.

Neben den Organen der Selbstverwaltung zieht Stein endlich das Vereinswesen in Betracht, die Vereine sind gemeinschaftliche Organe für politische und Verwaltungszwecke, die sich in freier Weise neben den Staat und die Commune stellen, aber doch in Beziehung zu ihnen stehen, sie ergänzen, sie theilweise ersetzen wollen. Vielfach bilden sich ursprünglich freie Vereine später in politische oder sogar eigentliche staatliche Organe um. In der ersten Form der Gesellschaft, in der Geschlechterordnung, entstehen die Gefolgschaften, die Gilden, die gewerblichen Waffenbrüderschaften, die erst später in eigentliche Corporationen übergehen. Mit dem Welthandel entwickeln sich die großen Handelscompagnien und später das rein wirthschaftliche Vereinsleben: die Banken, Aktiengesellschaften und Aehnliches. Aus dem Kampfe der neuen staatsbürgerlichen Gesellschaft mit den Principien des ständischen Staats entstehen die geheimen Verbindungen und Vereine. Mit dem Siege der staatsbürgerlichen Gesellschaft, mit der Anerkennung der freien selbstbewußten Individualität jedes Einzelnen beginnt aber erst die volle Blüthe des Vereinslebens; die Staatsgewalt tritt den Kräften der Einzelnen nicht mehr entgegen, sie will ihre Thätigkeit und Hülfe, sie begrüßt daher jede derartige Bewegung und reicht ihr die Hand. Das gesammte Gebiet des inneren Staatslebens öffnet sich dem neuen Vereinsleben. So richtig das aber ist, so hat doch die Thätigkeit der Vereine ihr Maß und ihre Grenze. Der Staat als solcher kann die Vereine nicht als gleichberechtigte Gewalt neben sich dulden. Und Uebergriffe von Seiten der Vereine treten leicht zu Tage. „Die noch immer sehr abstrakte Idee der Freiheit, des eigentlich noch sehr jungen Staatsbürgerthums geht von der Vorstellung aus, daß das Vereinswesen die eigentlich freie und damit höchste Form der Verwaltung sei. Sie stellt zum Theil die Forderung ganz offen auf, daß das letzte Ziel der Entwickelung des Vereinswesens eben in der Herrschaft der Vereine der Staatsbürger über die Staatsgewalt selber sei.“ Das kann der Staat

nicht dulden, das ist eine Verirrung der Vereine von ihrem natürlichen Boden. Sie beginnen statt bestimmter Verwaltungszwecke die Verfassung zu ihrem Ziele zu setzen und statt der bestimmten öffentlichen Aufgaben die Ordnung der Organe, welche sie leiten, die Volksvertretungen und ihr Recht durch ihre Macht ändern zu wollen. Das ist die Blüthezeit der politischen Vereine. Es liegt in ihnen stets ein Widerspruch, der freilich seine tiefere Ursache in der Incongruenz von Staat und Gesellschaft haben kann. In neuester Zeit endlich hat sich das Vereinswesen wieder mehr der socialen Frage sowie rein wirthschaftlichen Zwecken zugewandt. Das Vereinsrecht gestaltet sich natürlich je nach den gesellschaftlichen und politischen Zuständen einerseits, und nach der Richtung der Vereine andererseits sehr verschieden. Der Schluß des Buches enthält eben eine Darstellung der einzelnen Vereine, ihrer Stellung und Bedeutung sowie der Gesetzgebung, die sich auf sie bezieht.

Der ganze erste Band enthält die Lehre von der vollziehenden Gewalt, d. h. die Lehre von den Organen, deren sich die Verwaltung bedient. Der zweite geht nun zur Lehre von der inneren Verwaltung über. Die vorausgeschickte Einleitung über Begriff, Inhalt, System und Recht der Verwaltung gehört zu den vollendetsten Partien des ganzen Werkes, aber gerade einem Systematiker, wie Stein, gegenüber wäre die Frage am Platz, warum diese Einleitung nicht schon an der Spitze des ersten Bandes steht; vielfach muß er in ihr auch wiederholen, was im ersten Bande bereits behandelt ist. Die Geschichte der Verwaltungslehre weist nach, wie die Verwaltung von den jeweiligen Staatstheorien beherrscht ist, wie z. B. im starren Rechtsstaat die Idee für die eigentliche Verwaltung förmlich abhanden kommt.

Dann stellt Stein sein eigenes System der inneren Verwaltung auf. Es gruppirt sich nach folgenden Punkten:

I. Persönliches Leben.
   A. Physisches Leben.
      1. Bevölkerungswesen und Sicherheitspolizei.
      2. Gesundheitswesen.
      3. Pflegschaftswesen (Vormundschaftswesen, Verlassenschaftswesen, Masseweſen).
   B. Geistiges Leben.
      1. Unterrichtswesen.
      2. Bildungswesen.
      3. Kulturpolizei.

II. Wirthschaftliches Leben.
   A. Allgemeine Bedingungen.

1. Entwährung.
2. Elementarpolizei.
3. Verkehrswesen.
4. Umlaufswesen.
5. Kreditwesen.

B. Besondere Zweige.

1. Urproduktion.
2. Landwirthschaft.
3. Forstwirthschaft.
4. Gewerbe.
5. Industrie.
6. Handel.
7. Geistiges Eigenthum.

III. Gesellschaftliches Leben.

A. Familienwesen.

1. Familienwesen.
2. Gesindeordnung.

B. Klassenwesen.

1. Armenwesen.
2. Hülfswesen.
3. Agrarverfassung.

C. Ständische Ordnung.

1. Berufswesen.
2. Besitzrecht.

Ausgeführt ist in diesem Bande nur noch das Bevölkerungswesen; aber es genügt, die absolute Ueberlegenheit Stein's über alle bisherigen Bearbeitungen derart, heißen sie sich nun Polizeiwissenschaft oder Volkswirthschaftlehre, zu zeigen. Selbst wer sonst noch so sehr der philosophischen Methode Stein's abgeneigt ist, wird diesen exakten, auf umfassendster historischer Grundlage ruhenden Theil freudig begrüßen. Das Große und Bedeutende ist der Nachweis, wie jede kleinste Verwaltungsmaßregel über Eherecht, Aus- und Einwanderung, über Paß- und Fremdenwesen, über Heimathrecht in Zusammenhang mit den allgemeinen Kultur- und Rechtszuständen des bestimmten Landes und der bestimmten Zeit steht. Er beweist, wie es nur auf dieser historisch-geographischen Grundlage ein Verständniß der einzelnen gesetzgeberischen und administrativen Maßregeln giebt und er thut dies mit einer Beherrschung des Stoffes, einer Belesenheit und Gesetzkunde, mit einem großartigen historisch-politischen Blick, der diesen Abschnitt über Bevölkerungswesen zu einer der besten staatswissenschaftlichen Monographien der Neuzeit macht.

Wenn ich damit die flüchtige Ueberſicht über die Verwaltungslehre, ſoweit ſie bis jetzt erſchienen iſt, ſchließe, um noch einige allgemeine Bemerkungen über Stein anzufügen, ſo will ich nur noch bemerken, daß es in der bisherigen Skizze nicht auf eine Kritik, ſondern nur auf eine Mittheilung des Hauptgedankens Stein's abgeſehen war und daß demgemäß auch die ſpecifiſche Methode Stein's gegenüber dem realen Inhalt zurücktreten mußte.

2.

Wäre nur die Methode eigenthümlich bei Stein, ſo könnte man zweifeln, ob es der Mühe werth ſei, von ihm zu ſprechen. Das iſt aber nicht der Fall. Er iſt ſtets anregend, voll neuer bedeutender Gedanken, er iſt ein geiſtreicher Menſch, ahnt und conſtruirt ſich Cauſalzuſammenhänge, die bisher überſehen wurden. Er ſtellt die Dinge nicht ſowohl dar; er ſetzt ihre Kenntniß voraus und ergeht ſich in philoſophiſcher Betrachtung über die Bedeutung derſelben; es intereſſirt ihn nie, daß etwas iſt, ſondern nur daß es in dieſem großartigen Zuſammenhang ſteht, daß es in der Harmonie des Ganzen oder in der geſchichtlichen Entwickelung dieſe Funktion habe.

In dieſer Richtung liegt ſeine Stärke, wie ſeine Schwäche; aus ihr folgen mit Nothwendigkeit ſeine guten, wie ſeine ſchlimmen Seiten. Zunächſt iſt es für dieſe Auffaſſung nothwendig, daß ein beherrſchender Grundgedanke im Mittelpunkte aller Betrachtungen ſtehe. Es iſt das Pathos einer ſittlichen Weltanſchauung, das Stein beſeelt; der Gedanke, daß die edelſten Gefühle der Menſchen, die höchſten Geſetze der Religion auch ein Recht haben, die praktiſche und politiſche Welt zu regieren, verläßt ihn nie. Er unterſucht vor Allem das ſittliche Recht und Unrecht im Verhältniß der geſellſchaftlichen Klaſſen zu einander, er weiſt den Untergang der Staaten und Völker durch die Verrückung der ſittlichen Grundverhältniſſe in dem großen ſocialen Körper nach. Und als letztes Ziel ſchwebt ihm der Traum einer neuen beſſeren allerdings ſocialiſtiſch gefärbten Zeit vor: „Auf allen Punkten arbeitet die Welt dahin, die niedere Klaſſe durch ein immer ſteigendes Maß von Opfern zu heben, die ſie den höheren auferlegt; und wunderbar, dieſe Opfer, die die letztere bringt, werden in ihrer Hand zuletzt zu einem Segen und einem Genuß für ſie ſelber. Am Horizont unſeres menſchlichen Geſammtbewußtſeins ſteigt die, noch unklare, noch durch rohe Intereſſen und ſinnverwirrte Auffaſſung verkehrte und dennoch der Gottheit entſtammende Erkenntniß herauf, daß die erſte Bedingung alles irdiſchen Glückes und aller menſchlichen Vollendung des Einzelnen das Glück und die Vollendung des Anderen

sei. Wir wagen das nicht zu leugnen, aber wir wagen das auch noch nicht zu wissen. Und während wir, alle Einzelnen, zaudernd und unsicher vor dieser Erkenntniß stehen, geht jene Wahrheit ruhig, im Kleinen und Nächsten arbeitend, ihren mächtigen Gang. Sie baut Schulen für die niedere Klasse, sie errichtet Krankenhäuser, sie stiftet Vereine, sie fordert für sie Kredit und Hülfe, sie sorgt für ihre Gesundheit, sie liefert ihnen Häuser, sie pflanzt ihnen Gärten, sie giebt Wasser, sie giebt Brod; sie ruft alle Besitzenden herbei zur Theilnahme an allem Veredelnden, Bildenden, Erhebenden, sie macht die Eine Klasse verantwortlich für die ruhige aber sichere Entwickelung und Hebung der anderen, und was wir als die höchste christliche Pflicht verehren, die thätige Liebe des Einen für den Andern, das erhebt sie mit oder ohne klares Bewußtsein zunächst im Namen des Interesses zur Pflicht der gesellschaftlichen Ordnung."

Neben dieser ethischen Grundstimmung, die wie ein erwärmendes Feuer das ganze Gebäude durchdringt und erleuchtet, stellt sich als zweite Folge seiner Richtung eine Universalität der Bildung heraus, die so vielen seiner Fachgenossen abgeht. Stein ist ebenso gut Jurist, als Nationalökonom, ebenso gut Historiker, als Philosoph, ebenso gut Psychologe, als Staatsrechtslehrer. Sein umfassender Kopf kennt die Grenzpfähle, die sich der Fachmann steckt, gar nicht. Ueberall ist er zu Hause; ja seine ganze Bedeutung beruht, ähnlich wie bei Montesquieu, an den er vielfach selbst anknüpft, darin, daß er nicht Spezialist ist. Seine bahnbrechenden Untersuchungen über die Bedeutung und Entwickelung der Gesellschaft, durch welche er der Vater aller heutigen Socialpolitik wurde, seine Darstellung des Steuersystems, der Gemeindeorganisation, des Bevölkerungswesens, seine Excurse über vergleichende Rechtsgeschichte und über die Geschichte einzelner Lehren verdanken wir alle in erster Linie der Universalität seiner Bildung und seines Gesichtskreises. Freilich hat diese Universalität der Bildung ihre Kehrseiten. Das Wissen muß theilweise ein encyclopädisches bleiben. Mancher Irrthum muß mit unterlaufen. Wer wesentlich neue Detailstudien bei ihm erwartet, der sucht vergebens. Man darf bei einem solchen Schriftsteller nicht die liebevolle Hingabe an das Objekt erwarten, wodurch dieses unter vollständiger Verleugnung der Subjektivität des Schriftstellers nach allen Seiten hin klar und deutlich hervortritt. Das Einzelne wird hier ja nie um seiner selbst willen untersucht. Ueberall bricht die Tendenz hervor allgemeine Bewegungen und Gesetze nachzuweisen. Individuelles wird zu sehr verallgemeinert; einzelne Richtungen bestimmter Zeiten werden zu stets wiederkehrenden Typen; der unendliche Reichthum der Geschichte wird zum Schematismus. Weil zu einer derartigen Betrachtung eigentlich eine Art Allwissenheit gehört, diese

aber doch nie erreichbar ist, so wird das, was der Betreffende weiß und beherrscht, zur Totalität erweitert und daraus Alles erklärt. Bei Stein entsteht alles politische Leben wie aus dem Spiel der gesellschaftlichen Kräfte, und diese wieder zu ausschließlich aus dem wirthschaftlichen Leben.

Zugleich muß ein Schriftsteller dieser Art durch und durch subjektiv sein. Ob wahr oder falsch, seine Gedanken treten vor uns, nicht die Dinge selbst. Es ist keine Zeile und keine Wendung in ihm, die nicht die Spur seiner Individualität trüge. Aber er hat Recht der Welt zu zeigen, wie in seiner Phantasie sich die Dinge abspiegeln, weil er in der That ein großartig angelegter Mann mit einem eminenten politischen und geschichtsphilosophischen Blicke ist. Wie das Denken des Mannes ist auch sein Stil, schwungvoll, edelglänzend, mit geistreicher Feinheit den lebendigen Ausdruck für schwierige und abstrakte Erscheinungen findend — aber oft auch schwer, breit, sich wiederholend, nicht durchsichtig klar; er ist auch in seiner Diktion subjektiv. Den neuen nur ihm angehörigen Gedanken geht die eigene Sprache zur Seite.

Vor Allem aber wird er durch seine Systematik charakterisirt. Die Systematik will bei ihm nicht etwa blos eine relativ richtige Anordnung des Stoffes sein, sie will die nothwendige Entwickelung des Lebens selbst darstellen. Noch aus der Schule unserer speculativen Philosophie hervorgegangen, mit seiner Bildung in ihr wurzelnd, trägt er auch ihre Fesseln. Die Methode der speculativen Philosophie scheint ihm das einzig richtige Gewand, in das er die Bruchstücke der Ameisenarbeit unserer Zeit hüllen müsse, um aus ihnen eine einheitliche Statue zu machen. In seinen Schriften über den Socialismus tritt das gegenüber dem historischen Stoffe etwas zurück, dagegen stellt sich diese Prätension in seinem System der Staatswissenschaft mit der trunkenen Sicherheit des speculativen Standpunkts an die Spitze. Es hat dieses Werk gewiß nicht weniger Gedankenreichthum und Tiefe der Auffassung; es bildet auch gerade systematisch einen großen Fortschritt gegenüber der bisherigen Nationalökonomie, soviel man auch wieder im Einzelnen die Anordnung tadeln kann. Aber es ist gerade wegen der Uebertreibung nach dieser Richtung das einseitigste und in sich am wenigsten vollendete Produkt Stein's. Es verfällt in eine förmliche Wuth der Systematisirung. Dieser schwere Ballast bloßer Construktion, der zu unendlichen Wiederholungen führt, dieser salbungsreiche und selbstgefällige Bombast ist der exakten wissenschaftlichen Manier unserer Zeit ungenießbar. Die gewöhnlichsten Dinge werden des Begriffs oder des Systems wegen breit getreten, und wo die Nationalökonomie vor Allem Untersuchung der Thatsachen, des realen Lebens fordert, wird man mit Definitionen und Begriffen abgespeist. Stein hatte damals zu wenig

Achtung vor der einfach mechanischen causalen Untersuchung, die erst die Bausteine herrichten muß, aus denen das Gebäude gemauert werden soll; er vergaß, daß wir in der Staatswissenschaft noch darin sind, das Abc zu lernen, und daß man das vorher verstehen muß, ehe man in dithyrambischen Versen die Harmonie des Weltalls besingen kann.

Einen großen Fortschritt hiegegen bilden die späteren Schriften, seine klassische Finanzwissenschaft, auch seine Volkswirthschaftslehre, besonders aber die vorliegende Verwaltungslehre. Die Systematik verzichtet äußerlich nicht auf die frühere Prätension, aber sie wird dem positiven Stoff, dem realen Leben und den praktischen Fragen viel gerechter. Man hat hier den Eindruck, daß Stein das breite Material vollständiger beherrscht, um es mit gewaltiger Hand zu ordnen. Die Deduktion aus dem Begriff tritt zurück, die Systematik zieht gleichsam nur in geistreicher Weise die Hülfslinien, um aus den vorhandenen Bruchstücken exakter Kenntniß ein Ganzes zu machen. Während er selbst früher vom Strom seiner dialektischen Entwickelung fortgerissen wurde, steht er jetzt über der Welt der abstrakten Begriffe; aber weil er ihre Schule durchgemacht, beherrscht er sie und übersieht sie, und das führt gerade in der Verwaltungslehre vielfach zu einer sehr richtigen und tiefeingreifenden Kritik der bisherigen Lehre. Den meisten Nationalökonomen und Staatsgelehrten ist gegenwärtig die Philosophie und die Logik eine terra incognita. Und doch können sie der allgemeinen Begriffe nicht entbehren. Sie brauchen sie, aber sie verstehen nicht mit ihnen umzugehen; sie spielen damit, wie kleine Kinder mit Bauhölzern, so roh und ungeschickt. Die Begriffe umgeben sie wie ein Zaun, über den sie nicht hinaussehen und der daher die ganze übrige Welt ihnen zudeckt oder der wenigstens ihnen für Alles ein falsches Maaß giebt. Stein hat sein ganzes Leben in der Welt der Abstraktion zugebracht und weiß die Begriffe zu brauchen. Er macht aus ihnen das Gerüste, das sein System tragen soll; aber er weiß nebenbei, daß jeder Begriff doch nichts ist als eine Abstraktion von den realen Dingen nach einer Richtung hin, daß der Begriff daher nur nach dieser Richtung hin Wahrheit enthält. Er hält die Begriffe (z. B. die verschiedenen staatlichen Gewalten, den Begriff der Justiz- und Administrativsache) nicht für verschiedene Schubfächer, die ein absolut gesondertes Dasein haben; er begreift, daß sie nur Hülfslinien unseres Verstandes sind, die durch das bunte Leben laufen, die sich aber deshalb hundertfach kreuzen, sich halb decken, in einander übergehen können. Die scharfe Kritik Stein's gegen den unlogischen Mißbrauch, den bisher die Staatswissenschaft mit allgemeinen Begriffen trieb, ohne zu wissen was sie that, gehört mit zu den größten Vorzügen des Buches.

Wenn ich so zunächst versuchte ein flüchtiges Bild von Stein's Richtung und wissenschaftlichem Charakter zu geben, so blieb dabei die Stelle, die er in der Entwickelung der Staatswissenschaften im Ganzen einnimmt, noch unberührt. Um diese klar zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen, an die zwei Richtungen aller wissenschaftlichen Methode erinnern. Es ist am einfachsten in dieser Beziehung mit einem Worte an Kant anzuknüpfen, und es ist dies um so passender, als er ja ohnedies den Ausgangspunkt für die ganze heutige deutsche Wissenschaft bildet.

Alle exakte Erkenntniß ist Erkenntniß von Causalität, ist mechanische Erklärung jeder Erscheinung aus den unmittelbar wirkenden Ursachen. Da aber diese Erklärungsweise nirgends ganz ausreicht, nirgends uns die letzten Ursachen bereits giebt, so tritt das reflektirende Urtheil hinzu, das versucht den gegebenen Stoff unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen. Das ist aber nur möglich, indem ich die durch Causalität nicht weiter zu verknüpfenden Dinge doch als Folge eines einheitlich handelnden Verstandes annehme. „Ich kann, sagt Kant, nach der eigenthümlichen Beschaffenheit meines Erkenntnißvermögens über die Möglichkeit jener Dinge und ihre Erzeugung nicht anders urtheilen, als wenn ich mir zu dieser eine Ursache, die nach Absichten wirkt, mithin ein Wesen denke, welches nach der Analogie mit der Causalität eines Verstandes produktiv ist." Das ist die teleologische Betrachtungsweise.

Sie ist keine Erkenntniß, sondern ein Reflexionsprincip. Sie bringt uns soweit, daß wir uns einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Erscheinungen denken können; aber sie erklärt nicht das nothwendige Entstehen der Erscheinungen aus ihren Ursachen. Teleologie, sagt Kant, ist ein Leitfaden der Reflexion, die dabei aber für alle mechanische Erklärungsweise immer offen bleibt und sich nicht aus der Sinnenwelt verliert. Die Zweckerklärung ist der Versuch eines Einblicks in die Weltordnung; aber sie bleibt bei unseren beschränkten Erfahrungen stets ein unvollkommener Versuch. Der Mechanismus ist die Erklärung von unten nach oben, auf absolut sicherem Boden von Stufe zu Stufe fortgehend, die Teleologie ist die Hülfsconstruktion zu einer Erklärung von oben nach unten, wobei unten eine Anzahl nach ihrem Causalzusammenhang erklärter Data, und oben das einzige Ziel des Unbedingten in seiner Einheit gegeben ist.

Die größten Entdeckungen in den Naturwissenschaften verdankt man der Teleologie; die vergleichende Naturwissenschaft, die Zurückführung auf Urphänomene, die Annahme von einem Stufenreiche der Natur, die allgemeinen Gründe für die Darwin'sche Theorie liegen alle im Bereiche der Teleologie.

Noch ist nichts Lebendiges je rein durch Causalität erklärt worden,

daher der Begriff des Organismus, der nur eine teleologiſche Hülfsconſtruktion iſt, ohne den wir aber weder einen animaliſchen Körper noch das Weſen des Staates und der Geſellſchaft verſtehen. Unſer discurſiver Verſtand kann von Glied zu Glied gehend das Ganze nur als Wirkung der conkurrirenden Kräfte der Theile anſehen. „Wollen wir uns — ſagt Kant — nicht die Möglichkeit des Ganzen als von den Theilen, wie es unſerem discurſiven Verſtand gemäß iſt, ſondern nach Maaßgabe des intuitiven (urbildlichen) die Möglichkeit der Theile (ihrer Beſchaffenheit und Verbindung nach) als vom Ganzen abhängend vorſtellen, ſo kann dies nach der Eigenthümlichkeit unſeres Verſtandes nicht ſo geſchehen, daß das Ganze den Grund der Möglichkeit der Verknüpfung der Theile (welches in der discurſiven Erkenntnißart Widerſpruch ſein würde), ſondern nur daß die Vorſtellung, das Bild eines Ganzen den Grund der Möglichkeit einer Form deſſelben und der dazu gehörigen Verknüpfung der Theile enthalte."

Das thut nun eben jeder unbewußt, der vom Begriff des Organismus ausgeht, der wie z. B. Stein den organiſchen Begriff der lebendigen Perſönlichkeit gleichſam als Urbild des Staates vorausſchickt und daraus deducirt. Beſonders der ganze Zuſammenhang einer ſittlichen Weltgeſchichte, um den es Stein ſtets zu thun iſt, läßt ſich am beſten ſo klar machen, obgleich auch hier die andere Methode möglich, ja zugleich nothwendig iſt, nämlich diejenige, welche durch Nachweis des exakten Cauſalzuſammenhangs den Beweis liefert, wie das, was wir unſittlich nennen, zuletzt überall hin ſchlimme Folgen hat.

Es iſt nun ganz falſch, die beiden erwähnten wiſſenſchaftlichen Methoden ſo zu ſcheiden, daß gewiſſe Wiſſenſchaften der einen, gewiſſe der anderen angehören. Aber ganze Zeitalter wurden von dem Wahne beherrſcht, es handle ſich um ein Entweder — oder, während doch nur durch die Verbindung beider Methoden das höchſte geleiſtet wird. Es iſt das Verdienſt von Zeller's Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, dieſe Gegenſätze ſchon in der alten griechiſchen Philoſophie verfolgt zu haben. Die vorſokratiſche Philoſophie theilt ſich in zwei Zweige, in Philoſophen, bei denen die Hauptſache die Frage nach dem Weſen iſt, aus dem die Dinge beſtehen (Jonier, Pythagoreer, Eleaten), und in ſolche, bei welchen die Grundfrage auf die Urſachen geht, aus denen die Dinge entſtehen. In Plato, noch mehr aber in Ariſtoteles gelangen die beiden Elemente zu einem gewiſſen Gleichgewicht. Kant's Verdienſt war es wieder die Gleichberechtigung anerkannt, aber zugleich das tiefere Verhältniß beider Elemente zu einander richtig beſtimmt zu haben.

Die Teleologie iſt als Leitfaden der Erkenntniß, als Mittel eine

Idee des Ganzen zu bekommen, während doch das Einzelne noch nicht bis in die letzten Theile causal erklärt ist, und vielleicht nie ganz wird erklärt werden, als heuristisches Princip in aller Wissenschaft nothwendig und brauchbar; umgekehrt aber sind auch die Wissenschaften vom Menschen, Psychologie, Anthropologie, die Lehre vom Staat und von der Gesellschaft, die Geschichtsphilosophie, ohne Causalerklärung, ohne exakte Forschung nur luftige Kartenhäuser. Es muß im Detail nachgewiesen werden, wie aus den Trieben die Handlungen, aus den Handlungen die Sitte, aus der Sitte das wirthschaftliche, politische, kirchliche, rechtliche Kulturleben, wie aus all dem die großen Geschichtsepochen mit ihren verschiedenen Tendenzen und Richtungen entstehen. Je complicirter aber eine Erscheinung, je entfernter die letzten Ursachen liegen, desto schwieriger wird die Verfolgung des Causalzusammenhangs, desto mehr brauchen wir solche teleologische Hülfsconstruktionen, die dasjenige, was wir nicht mechanisch erklären können, teleologisch begreiflich machen.

Teleologie und Causalität widerstreiten sich nicht, sie ergänzen sich nur; sie sind nichts an sich Verschiedenes; sie sind nur die verschiedenen Pole einer und derselben Axe, die verschiedenen Endpunkte eines und desselben Weges. Auf derselben Leiter geht die Causalität von unten nach oben, die Teleologie von oben nach unten. Und wenn wir dies Bild weiter führen dürfen, so möchten wir sagen, die unteren Stufen sind fest gezimmert, absolut sicher, die oberen sind luftige Strickleitern, leicht etwas schwankend, den Lüften überlassen, oft auch durch sie losgerissen von dem festen Zusammenhang mit den unteren Stufen. Aber weil diese leichten luftigen Fäden schon oft in ungeschickten Händen rissen, sollen wir den Versuch aufgeben, sie wieder zu knüpfen, während sie allein uns doch zu dem Höchsten führen, was in uns liegt, zu dem Unendlichen?

Der Erfahrung können beide nicht ganz entbehren, wenn auch die begriffliche Construktion sich oft schon eingebildet hat, ohne alle Erfahrung nur aus den logischen Vorbedingungen unseres Verstandes zu deduciren. Auch die Teleologie braucht gewisse Thatsachen und Glieder aus der Erfahrung, wenn sie dann auch in ihren Schlüssen darüber hinausgeht. Die Gegensätze Induktion und Deduktion fallen nicht ganz mit Causalität und Teleologie zusammen. Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, möchten wir sagen, Induktion und Deduktion sind die zwei Mittel, einzelne Thatsachen festzustellen, Kausalität und Teleologie sind die beiden Mittel diese einzelnen Thatsachen in weiteren Zusammenhang zu bringen. Durch deduktive Schlüsse kann auch eine causale Verbindung nachgewiesen werden, aber hauptsächlich findet die deduktive Methode in der Teleologie ihre Anwendung. Eine induktive Feststellung von Thatsachen kann auch

für die teleologische Betrachtung wichtig sein, obwohl hauptsächlich die causale Erklärung der Induktion als ihres Hülfsmittels bedarf.

Die Teleologie ist die idealistische Methode der Wissenschaft; sie erklärt aus dem Ganzen die Theile. Der Idealismus ist nichts anderes als die Erfassung des Ganzen. Der Idealist sieht auf die Fülle, auf die Totalität des Lebens, er steht auf erhabener Bergeshöhe, wo das Detail dem Blick verschwindet, aber der Zusammenhang des Ganzen um so klarer hervortritt. Der Realist steht mitten inne im Gewirre des Lebens, er erfaßt dies und jenes genau und kennt den causalen Zusammenhang des Nächstliegenden. Ihm ist alles Causalität; das Eine steht hart auf dem Anderen und entsteht aus ihm; der Realist findet auch das Kleinste nicht zu klein, weil auch es ihm das ewige Gesetz der Causalität enthält. Aber die Totalität der Dinge, die Versuche des Geistes sie in den Ideen zusammenzufassen, versteht er nicht und erfaßt er nicht; er hält die Ideen für nicht real, während sie das realste sind, sofern sie das pulsirende Leben des Weltalls wie in einem zusammenfassenden Hohlspiegel auf einmal zeigen.

In der Teleologie ist die Einbildungskraft und die Phantasie unentbehrlich, bei der Causalität ist Verstand und Urtheil die Hauptsache. Selbst der beschränkte Verstand kann durch redliche fleißige Bemühung im Gebiete der causalen Erklärung Einiges leisten; in dem der Teleologie ist Alles, was nicht ein großer Geist sagt, leeres nichtiges Geschwätz. Die wahre Größe in der Wissenschaft ist nicht möglich ohne eine teleologische Ader, ohne eine reiche Phantasie. Der Abweg der Causalität ist das beschränkte Durchwühlen des Staubes, das nur Atome, nie ein Ganzes sieht, das den Schwung des Genius zum Unendlichen nicht versteht. Der Abweg der Teleologie ist die Phantasterei und schwärmerische Mystik, die in Nichtachtung der redlichen unverdrossenen Forschung, die Prätension hat mit ein paar Schlagwörtern, Bildern oder Kategorien die Welt erklärt zu haben.

Die ganze nachkantische Philosophie (Schleiermacher, Fichte, Schelling, Hegel) beruht nun im Gegensatze zu Kant darauf, wieder ausschließlich den heuristischen Principien der Teleologie zu folgen und diese Methode für allein berechtigt zu halten, ihre Ergebnisse für exakte Wissenschaft zu erklären.

Im Anschluß hieran gingen die philosophisch-staatswissenschaftlichen Theorien Deutschlands einen speculativen Weg, der sie von den übrigen rechtlichen und wirthschaftlichen Studien Deutschlands, wie des Auslands mehr und mehr trennte. Gelang die Trennung auch nicht ganz, so war sie doch schlimm genug. Schleiermacher und Fichte haben in ihren poli-

tiſchen Schriften neben ihrer conſtruktiven Manier Sinn für das exakte Detail des ſittlichen und ſtaatlichen Lebensproceſſes. Schelling's ſtaatswiſſenſchaftliche Ideen aber ſind nur ein teleologiſches Blumenſpiel einer üppigen Phantaſie; bei Stahl freilich geben dieſe allegoriſirenden Gedanken Schelling's nur einen frömmelnden Firniß über Alles, während er im Geheimen — und das iſt eben ſeine Stärke — ein exakter beobachtender Rationaliſt iſt, der dem poſitiven Stoff gerecht zu werden ſucht. Hegel macht ſich einen teleologiſch-dialektiſchen Proceß der Begriffe zurecht, das politiſche Leben hat nur den Zweck dieſe abſtrakten Kategorien darzuſtellen. Weniger philoſophiſche aber phantaſiereichere Köpfe nehmen ſtatt des Hegel'ſchen Kategorienſpiels Analogien und Bilder aus dem Naturleben, das ihrem teleologiſchen Sinn wenigſtens einheitliche organiſche Erſcheinungen zeigt; Stephens, Adam Müller und Bluntſchli in ſeiner früheſten Jugend glauben Staat und Geſellſchaft erklärt zu haben, wenn ſie geiſtreich analogiſirend erklären, wie dieſes oder jenes Organ ein Stück Naturleben reproducire.

Umgekehrt ging es lange in der Nationalökonomie; hier blieb man trotz mancher Streitereien über Definitionen vielfach ganz beim mechaniſchen Erklären ſtehen, ja beim abſtrakt Mechaniſchen, bei einer bloßen Größenlehre; obwohl ja ſchon die praktiſche Statiſtik, welche die Reſultate des Lebens exakt zu faſſen ſtrebt, immer wieder wenigſtens auf die nächſtliegenden pſychologiſchen Urſachen zurückweiſt. Erſt Roſcher that mit der hiſtoriſchen Methode den großen Schritt, das ganze Kulturleben als Hintergrund aufzudecken, damit an die tieferen Urſachen anzuknüpfen, teleologiſche Betrachtungen hereinzuziehen; aber er thut dies — nur an einzelnen Stellen, gleichſam als beſonderen Schmuck, da und dort.

Vorher aber fehlte das ganz. Das erklärt auch die abſolute Kluft zwiſchen Staatslehre und Nationalökonomie; jene war rein teleologiſch, dieſe rein cauſal; es fehlte an jeder Brücke. Kant's eigene Schüler, Jakob, Kraus, Krug, waren Philoſophen und Nationalökonomen zugleich. Man ſieht aber in den Schriften der beiden geſonderten Gebiete keine Spur des Zuſammenhangs; der Nationalökonom in ihnen berührte den Philoſophen gar nicht. Man hat dieſen Umſtand meines Wiſſens noch nie gehörig erklärt.

Wenn ſogar noch in neueſter Zeit die Nationalökonomie als eine Naturwiſſenſchaft von den übrigen Staatswiſſenſchaften getrennt werden ſollte, ſo hängt das mit dieſer Einſeitigkeit der bisherigen Nationalökonomie zuſammen. Es leitete hierbei die betreffenden Nationalökonomen das dunkle Gefühl, ihre Wiſſenſchaft habe etwas beſonders Exaktes; es handle ſich in ihr nur um mechaniſche Cauſalität. Das wollen ſie mit dem Wort

„Naturwissenschaft" bezeichnen. Sie sehen in der Nationalökonomie nur die causale, in den anderen Staatswissenschaften nur die teleologische Seite. Es ist einfach ein doppelter gröblicher Irrthum, der zu Grunde liegt.

Stein, der in seiner Staatsauffassung von der Philosophie ausging, wagte plötzlich auch in der Nationalökonomie denselben Weg; er wagte den großen Sprung von einer mechanischen Causalerklärung zur blos teleologischen; er fragt plötzlich nur noch nach dem tieferen organischen Zusammenhang der wirthschaftlichen Begriffe und der wirthschaftlichen Organe. Er schafft damit zum erstenmal ein wahres System, aber er erlebt, daß die weitaus große Mehrzahl der Nationalökonomen seine Bücher so wenig versteht, als wenn sie chinesisch geschrieben wären. In den nicht nationalökonomischen Schriften Stein's sieht er der übrigen Wissenschaft nicht so schroff gegenüber, hier hat er Fühlung mit der bisherigen philosophischen Staatslehre und mit der Rechtsgeschichte. An beide knüpft er an; und gerade daß er an beide zugleich anknüpft, macht ihn seinen Vorgängern z. B. Hegel überlegen. Er construirt wie dieser, aber mit unendlich reicherer Detailkenntniß und darum viel zuverlässiger. Ja man könnte sagen, daß er in seinen späteren Werken die beiden erwähnten wissenschaftlichen Methoden zur Versöhnung bringt. Er bequemt sich wenigstens das positive Material darzustellen, und seine Reflexionen, die ihm freilich die Hauptsache bleiben, an dasselbe anzuknüpfen, seine Betrachtungen durch die Geschichte zu beweisen.

Je fester die exakte und historische Grundlage wird, auf der Stein seine Teleologie aufbaute, desto werthvoller wird sie; aber, ob es unsere Zeit Wort haben will oder nicht, gerade weil er eine andere wissenschaftliche Richtung hat als sie selbst, hat er wirklich Großes geleistet. Die Teleologie hat das Denken unserer Väter beherrscht, die Causalität führt in unserer nüchternen Zeit das Scepter. Stein steht mehr auf jener, die gewöhnliche Nationalökonomie und Publicistik mehr auf dieser Seite. Leute wie Mohl oder John Stuart Mill sind ihm an Klarheit, an Umsicht, an sammelndem Fleiße, an vorsichtiger Gründlichkeit ebenso überlegen, wie er ihnen an Geist, an combinirender Phantasie, an philosophischer Tiefe. Mit dem Amerikaner Carey hat Stein eine unzweifelhafte Verwandtschaft; auch Carey's Kraft liegt in der Totalauffassung der Dinge; aber er ist ein Phantast, wenn Stein ein Mann des Begriffs ist; er hat von exakter Wissenschaft keine Ahnung, sondern glaubt mit den rohesten Analogien und Parallelen aus dem äußerlichen Naturleben Gesellschaftsprocesse erklärt zu haben, die ihr eigenes Studium erfordern. Bei Carey treffen wir den jugendlichen Brausekopf, der des Geistes trunken, nie der Schule und Methode Zucht erfahren, und daher ebenso oft im Irren tappt als das

Wahre und Neue trifft. Bei Stein haben wir es mit einem ähnlich organisirten Kopf zu thun, der aber methodisch geschult, die ganze exakte Forschung, das historische Material berücksichtigt und zur Geltung bringt, der Geist und philosophische Methode nur als Rahmen für das historische Material benutzt.

Als Antipode wird Stein häufig auch heute noch Roscher entgegengesetzt; und es ist wahr, Roscher ist Historiker, wie er Philosoph; Roscher behält vorsichtig die alte Systematik bei, Stein schlägt sie entzwei; er sucht teleologische, wie Roscher causale Erklärung. Und doch sind beide sich mehr äußerlich, als innerlich entgegengesetzt. Beide bringen die zwei wissenschaftlichen Methoden, deren Gegensatz wir klar zu machen suchten, zu einem gewissen Gleichgewichte. Nur die Systematik, das äußere Gerüste der Darstellung, ist bei jedem ausschließlich der einen Methode entlehnt. Stein construirt stets teleologisch, aber verflicht überall das Causal-historische in den Zusammenhang; Roscher erzählt nur causal-historisch, aber die großen Zusammenhänge der Welt- und Kulturgeschichte, das sittlich-religiöse Bewußtsein einer zweckmäßigen Weltordnung wirft überall teleologische Blitze dazwischen. Was dort System ist, ist hier Anmerkung; was hier historische Entwickelung, ist dort ein Beispiel, den theoretisch-systematischen Satz zu bestätigen.

Doch genug! ich wollte nur eine Bücheranzeige schreiben und daran einige Bemerkungen über den Autor knüpfen, der selten ganz gerecht beurtheilt wird. Wenn auch nur einige Leser auf diese Anzeige hin seine Verwaltungslehre näher ansehen, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Gustav Schmoller.

Ueber Gotth. Ephr. Leſſing.

II.

Wir ſtehen vor dem Höhepunkt der Forſchungen Leſſing's, vor ſeinem Teſtament an uns. Wir folgten ſeiner Entwickelung, wie, ſeitdem er in der Muße von Breslau zu einer zuſammenhängenden ſchöpferiſchen Thätigkeit ſich wandte, zunächſt die Form unſerer Poeſie von ihm reformirt ward, durch ſeine Schöpfungen wie durch ſeine äſthetiſchen Entdeckungen; wie er von da ab der größeren Aufgabe ſich zuwandte, die neue Empfindung des Lebens die in ihm war zu einem Lebensideal in der intuitiven Form der Dichtung, wie in wiſſenſchaftlicher Reflexion auszugeſtalten und durch eine zuſammenhängende Weltanſicht zu begründen; wie die Ueberreife der moraliſchen Reflexion in Deutſchland ihn zwang dieſem Lebensideal Raum zu ſchaffen gegenüber den moraliſchen Begriffen der kirchlichen Orthodoxie, die mit der Enge des bürgerlichen Lebens verbündet war; wie er über dieſen Kampf hinwegſtarb, vor der Zeit, bevor er das letzte Wort geſprochen.

Dennoch muß der Verſuch gewagt werden, das Reſultat dieſes großen Daſeins zu ziehen. Unſer Geſichtskreis muß ſich über die bisher behandelten Gegenſätze hinaus erweitern, wenn wir ihm hier folgen wollen. Das Univerſum der moraliſchen Welt — das iſt der Horizont, unter welchen ihm, wenn er für ſich ſelber abſchließt, auch die Religionen, auch das Chriſtenthum fallen.

Nachdem ſich die europäiſche Bildung lange Zeit hindurch abgeſchloſſen für ſich entwickelt hatte, treten zuerſt im achtzehnten Jahrhundert die Kulturnationen der anderen Welttheile in unſeren Geſichtskreis, ganz oberflächlich und vereinzelt noch, wie ja ſelbſt heute die unüberſehbare Wirkung dieſer Erweiterung unſeres Geſichtskreiſes noch ganz in ihrem Anfang ſteht. Man bemerkt wie die Franzoſen von dem Gedanken der totalen Verſchiedenheit in der moraliſchen Welt des Orients und der des Occidents ergriffen werden. Chineſiſche, perſiſche Briefe, Romane welche in Aſien ſpielen veranſchaulichen das mit einer oft frivolen Paradoxie. Der Verfaſſer der perſiſchen Briefe, Montesquieu, wandte ſich vom Spiel zum Ernſt; er entwickelte den naturgeſetzlichen Zuſammenhang zwiſchen Boden und Klima eines Landes und ſeinen Sitten, ſeiner Bildung, ſeiner Staatsverfaſſung und Religion.

In der Erfindung des Nathan bediente ſich Leſſing der befreienden

Gewalt welche dieſer Erweiterung des Geſichtskreiſes beiwohnt. Ja Ernſt und Falk erſcheint dann geradezu auf die Montesquieu'ſchen Ideen gegründet. „Ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen.“ Und zugleich: „mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen.“ Man ſieht daß hier auch das Chriſtenthum nicht ausgenommen iſt als die künftige Univerſalreligion; es iſt die europäiſche Religion, wie Buddhismus und Muhamedanismus die aſiatiſche. Nicht anders iſt im Nathan der Zuſammenſtoß von Religionen, die ſich unter ganz verſchiedenen Zonen und Bedingungen ausgebildet haben, gedacht. Wie eröffnet es den Blick in den großen Zuſammenhang der europäiſchen Kulturgeſchichte, daß eine Erfindung aus der Zeit der mittelalterlichen Erweiterung des europäiſchen Geſichtskreiſes über die muhamedaniſche und jüdiſche Kultur wieder auflebt, als im achtzehnten Jahrhundert eine noch umfaſſendere Erweiterung deſſelben eintritt, daß dieſe Erfindung, welche als ſie ſich am Mittelmeer ausbildete ihren befreienden Sinn klug verbarg, nun, im Geiſte eines Deutſchen zur Reife gelangt, ihn in alle Weltgegenden ausſtreut.

Alſo Leſſing ging von dieſer vergleichenden Anſchauung der totalen Verſchiedenheit der Kulturkreiſe in der moraliſchen Welt aus, er nahm von Montesquieu die große Entdeckung des naturgeſetzlichen Zuſammenhangs in ihrer Bildung auf. Aber indem er das that bewegte ihn ſein eigenes Problem, das ſeiner Nation in dieſer Epoche, das Problem der inneren Bildung. Auf dieſes zielen ſeine von Montesquieu weitergehenden Folgerungen. „Die bürgerliche Geſellſchaft kann die Menſchen nicht vereinigen ohne ſie zu trennen; nicht trennen ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hinzuziehen.“ „Ja ſie ſetzt die Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis in's Unendliche fort,“ indem ſie die ökonomiſchen, die ſocialen, die politiſchen Verſchiedenheiten der Geſellſchaft hervorbringt. Jede bürgerliche Geſellſchaft thut das; auch die vollkommenſte kann nur vereinigen durch dieſe Trennungen. Und ſo entſpringt den Gliedern dieſer Geſellſchaft eine doppelte Aufgabe. Sie ſind Bürger, Glieder religiöſer Gemeinſchaften, und ſo iſt ihre Aufgabe die Entwickelung der Verfaſſung ihres Staats, der ſociale, politiſche, religiöſe Fortſchritt deſſelben, innerhalb der ihm eigenen Schranken. In dieſem Sinne berief ſich Leſſing darauf, daß in den mittleren Zeiten die Landſtände zu allen wichtigen Regierungsgeſchäften gezogen wurden, und ihm ſchien, wir müßten „unaufhörlich gegen die ungerechten Veränderungen proteſtiren“ welche uns dieſer Rechte beraubt haben. (Guhrauer, Leſſingiana Bl. f. l. U. 43, 986 f.) Sie erheben ſich dann über dieſe Schranken, dieſe

Scheidungen, dieſe Trennung von Ständen, Nationen, Religionen, und treten als Menſchen in eine umfaſſende Gemeinſchaft. Der Gedanke der Humanität, der einſt das Herz der Beſten unſerer Nation höher ſchlagen machte, der dann, ſchon in Herder's Alter, ſpäter immer mehr, zu einer fadenſcheinigen Phraſe ward, tritt hier als das Ideal Leſſing's hervor, von ihm zuerſt in dieſer ſcharfen und doch mit der wirklichen Welt verſöhnten Faſſung ausgedacht. Dieſer Gedanke iſt das Geheimniß des Jahrhunderts. Die tief zerriſſene franzöſiſche Civiliſation brachte Rouſſeau hervor, welcher dieſen Gedanken aller beſtehenden Kultur, in ſchneidiger Verurtheilung, entgegenwarf. Die deutſche Bildung, unvollkommen noch, aber durch ihre ganz anderen Bedingungen harmoniſch und poſitiv geartet, hat dieſen Gedanken zu einer mit allen Kulturgeſtalten verſöhnten Weltmacht erhoben.

Es kann nicht übergangen werden daß Leſſing das Freimaurerweſen in Beziehung zu der Idee der Humanität ſetzt. Ernſt und Falk iſt hierdurch für den Freimaurerorden von großer Bedeutung geworden. Denn Herder und Göthe gehen auf dieſe Beziehung ebenfalls lebhaft ein. Noch in der geheimen Geſellſchaft des Wilhelm Meiſter klingt dieſelbe nach.

Das neue Lebensgefühl welches in Leſſing arbeitete, als er, zwanzig Jahre alt, Theologie, dann Medicin, jede eingeſchränkte Thätigkeit verließ um ſeiner freien Bildung zu leben, iſt nun zu einem neuen Lebensideal, welches die Deutſchen ſeiner Zeit ergriff, gereift.

Von hier aus alſo muß die bisherige Darſtellung ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen in ihrer Einheit verſtanden werden. Vermöge dieſer Forſchungen hat er aus der inneren, nur anſchaulich ſich ſelber gegenwärtigen Verfaſſung des Charakters dieſes Ideal zu klarem Begriff entwickelt und inmitten der geſammten ihm gegenüberſtehenden Wiſſenſchaft, die hinter dem Lebensgefühl der Zeit zurückgeblieben war, gerechtfertigt. Dieſes ihm eigene Lebensgefühl, dieſer aus demſelben gebildete Charakter ſtehen vor uns ſo oft wir in dies männliche offene, wie durch ſeine bloße Klarheit heitere Geſicht blicken, ſo oft wir uns in den lebendigen, von der Leidenſchaft des Denkens erregten Gang ſeines Styls verſenken, ſo oft wir den Affekt der Selbſtändigkeit der in ſeinen Helden lebt, ihre Worte ſo knapp, ihre Handlungen ſo auf der Hut gegen die Welt macht, mit ihm empfinden.

Und dies Lebensgefühl ſelber in ihm? Stehen wir hier an der Grenze der geſchichtlichen Einſicht? Der geſchichtliche Forſcher durchwühlt den Boden, welchen die Wurzeln einer mächtigen Eiche durchziehn, die Bedingungen ihrer Kraft in ihm zu entdecken. Er thut recht daran, es iſt das kühnſte zu dem ſich die Analyſe der einzelnen Erſcheinungsgruppe erheben kann! Und ſo bleibt hier die Aufgabe, die veränderten Bedingungen des

deutſchen Lebens, welche zuerſt die Erſcheinung eines ſolchen Charakters möglich machten, in ihrem ganzen Umfang darzulegen. Aber das iſt ein Gegenſtand über den man nicht in der Kürze reden kann, weil die fundamentalen Ideen für eine ſolche Unterſuchung erſt vorgelegt werden müßten. Hier alſo liegt die Vorausſetzung unſerer ganzen Darſtellung.

Man wird dann weiter einſehen daß die natürliche Form für die Ausſprache eines ſolchen neuen Lebensgefühls die Dichtung iſt. Demgemäß ſehen wir Leſſing zunächſt um die Begründung einer Dichtung in ſchöpferiſcher Arbeit und wiſſenſchaftlicher Begründung bemüht; wir ſehen ihn den wahren Gegenſtand aller Poeſie im handelnden Menſchen, das Ideal der Handlung in der ganz freien erſchütternden Aeußerung der Leidenſchaft entdecken. Die anſchauliche Auffaſſung des Lebens in der Dichtung antiquirte damit die bisherigen begrifflichen Faſſungen in der von der Theologie beeinflußten Moral. Und ſollte dies Lebensideal freie Luft bekommen, in welcher es zu athmen vermöchte, ſo konnte er ſich nicht damit begnügen ſich dichteriſch auszuſprechen, ganz durchdrungen wie unſere Nation war von Schulbildung, von Begriffen, von ſyſtematiſchem Denken. Er mußte ſich dieſem allem gegenüber in Begriffen wiſſenſchaftlich rechtfertigen, von der Bevormundung der theologiſchen Begriffe befreien. Hier genügte nicht zwiſchen ihm und der Theologie eine Wand zu ziehen. Eins nur von beiden konnte leben: denn beider Daſein war die Löſung deſſelben Problems vom menſchlichen Leben durch ganz widerſprechende Begriffe. Dieſer Kampf endigte damit, daß der fundamentale Begriff der proteſtantiſchen Theologie, die Begründung der Lehre auf einen inſpirirten Schriftkanon, vernichtet, daß dagegen das Chriſtenthum, deſſen hiſtoriſch-kritiſche Anſchauung ſich nunmehr aus dieſem Scholaſticismus erhob, in ſeiner ewigen Bedeutung für die moraliſche Welt gewürdigt ward — nein! doch aber gewürdigt zu werden begann. Und nun geſtaltete ſich das letzte: dies Lebensideal ſuchte ſich poſitiv zu verdeutlichen in Begriffen und ihm ſelber gemäß den Zuſammenhang der Welt zu denken. Es bezeichnet die Grenze in Leſſing's geſchichtlicher Stellung, daß auch hier der Geſichtspunkt einer Auseinanderſetzung mit der Theologie die poſitive Darſtellung beeinflußt, daß die Probleme und Reſultate der anderen Wiſſenſchaften ihm ferner ſtehen. Niemand vielleicht in Deutſchland, auch Göthe nicht, hatte dieſen Geierblick Welt und Menſchen zu durchſchauen der Leſſing eigen war. Aber ſein geſchichtliches Studium und ſeine Analyſe der moraliſchen Begriffe blieben eingeſchränkt. Daher denn Kant's Lebensideal, obwohl es viel einſeitiger, viel weniger auf eine volle reife Menſchennatur gegründet war, doch unvergleichlich eingreifender gewirkt hat: er war der Begriffe mächtig. Erſt unſerer Generation kann gelingen die

moraliſchen Unterſuchungen über ihn hinauszuführen: denn wir ſind zugleich der Geſchichte mächtig.

Wenn die folgende Darſtellung alſo hier und da zu ſtammeln ſcheint, ſo iſt es weil Leſſing nicht überall die Sprache fand, in welcher allein wiſſenſchaftliche Wahrheiten ausgedrückt werden können, die Sprache der Begriffe: es iſt weil er ſein Ideal ganz und voll nur in der anſchaulichen Form des Nathan uns zurückgelaſſen hat, dieſes unvergänglichen Gedichts, das wohl wie Iphigenien kein ernſter Forſcher der menſchlichen Natur leſen kann ohne daß ſein Auge feucht wird: ſo leibhaftig, ſo wahr erſcheint in ihnen eine reine Seelengröße, welche uns von der menſchlichen Natur über alle unſere Erfahrung hinaus beſſer denken lehrt.

In Göthe überhaupt ſetzt ſich dieſe Verbindung von Poeſie und Wiſſenſchaft fort, durch welche Leſſing unſerer Literatur ihren Charakter gab. Auch ſeine Schöpfungen ſprechen, und mit viel größerer Freiheit, dem Lebensgefühl der verſchiedenen Epochen ſeines Daſeins folgend, ein neues Lebensideal in ſeiner Entwickelung aus, was keine Dichtung bis dahin gethan hatte. Auch er bedurfte daher die Verbindung mit der Wiſſenſchaft.

Die Handlung des Nathan iſt ganz eingeſponnen in eine Idee welche ihr einen zweiten, allegoriſchen Sinn giebt. Man hat oft gefragt warum dies Gedicht ſo paradox anſtatt mit einer Heirath mit einer Erkennungsſcene endigt welche die Hauptperſonen zu Gliedern Einer Familie vereinigt. Für den welcher die Handlung bei einer gewöhnlichen Aufführung an ſich vorübergehen läßt ſind die feinen Andeutungen der Thatſache, daß Recha den Tempelherrn nicht liebt, zweifellos verloren. Aber auch wo das Verſtändniß einer bedeutenderen Schauſpielerin nachhilft, fühlt er ſich nothwendig enttäuſcht, ja völlig desorientirt, nur nicht am Schluß, ſondern ſchon vorher. Dieſer dramatiſche Fehler ward begangen um die allegoriſch dargeſtellte Idee zu vollem Ausdruck zu bringen. Nicht durch den Affekt welcher die Kluft der Geburt, des Bluts, ja des religiöſen Glaubens ſelber überſpringt, ſoll hier zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum das Band geknüpft erſcheinen; vielmehr blutsverwandt ſind die Nationen, ſind die großen Religionen, welche ſich in die Erde theilen. Fremd, ja feindlich einander gegenübertretend, entdecken ſie daß ſie Eine Familie bilden. Das iſt das große Geheimniß welches der Schluß ſymboliſch ausdrückt. Auf Einem Stamm ſind die religiöſen Ideen gewachſen, entſproſſen aus einer Einheit des erſten Glaubens; ſie bilden Eine Entwickelung der religiöſen Vernunft.

Dieſe ihm im Banne der einzelnen Kirchen unbewußte Thatſache erhebt der Menſch zum Bewußtſein indem er ſein Weſen als den Kern

in allen heterogenſten Kulturentwickelungen erkennt. Immer wieder ſpricht Leſſing dieſen ſeinen idealiſtiſchen Grundgedanken aus, welchem gemäß der Kern des Menſchen von den auf ihn eindringenden beſonderen Kulturbedingungen ganz unabhängig, dieſe nur ſeine Umhüllung ſind. „Ich weiß wie gute Menſchen denken; weiß daß alle Länder gute Menſchen tragen.“ — „Mit Unterſchied doch hoffentlich?“ — „Ja wohl; an Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.“ Ein Wort Nathan's als deſſen energiſche Ausführung jenes berühmte von Saladin erſcheint: „Bleibſt du bei mir? Als Chriſt, als Muſelmann: Gleichviel! Im weißen Mantel oder Jamerlouk; im Turban oder deinem Fetze: wie du willſt! Gleichviel! Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.“ — Wie Schiller von Rouſſeau ſagt daß er „aus Chriſten Menſchen warb,“ ſo läßt Leſſing Nathan ausrufen: „Ach! wenn ich einen mehr in euch gefunden hätte dem es genügt ein Menſch zu heißen.“

Ein Menſch — wie entwickle ich nach Leſſing den Kern dieſes Worts? Das Weſen des Menſchen iſt, nach einer Reihe von Aeußerungen, die von dem Aufſatz über die Herrnhuter bis zum Nathan reichen, handeln. Die menſchliche Beſtimmung iſt nicht Speculation, nicht künſtleriſche Anſchauung, ſondern Praxis.

Der große Hebel für den Fortſchritt des handelnden Menſchen iſt die intellektuelle Entwickelung. Leſſing geht ſo weit, die bürgerliche Geſellſchaft gegenüber den Uebeln welche aus ihr nothwendig folgen in erſter Linie daraus zu rechtfertigen, daß in ihr allein „die Vernunft angebaut werden“ d. h. ein zuſammenhängender intellektueller Fortſchritt vor ſich gehen kann (10, 270). Er geht ſo weit, den zu ſeiner völligen Aufklärung gelangten Verſtand als den hervorbringenden Grund der vollendeten Form von Handlungen darzuſtellen (10, 326). Während er alſo in dem intellektuellen Fortſchritt den alles beherrſchenden Hebel alles Fortſchritts überhaupt ſieht, ordnet er doch dieſen dem moraliſchen unter. Dieſe Unterſcheidung welche dem wiſſenſchaftlichen Denken zugeſteht daß es allein eine gleichmäßig wachſende Macht iſt, welche einen Fortſchritt zu bewirken im Stande iſt, andererſeits aber dem Handeln ſeine volle Würde ſichert, enthält den Keim zu jeder tieferen Einſicht in die Philoſophie der Geſchichte.

Wir fragen weiter: welcher iſt der Punkt auf dem nach Leſſing die intellektuelle Entwickelung die höchſte Form des Handelns hervorbringt? Nirgends wirkt der theologiſche Geſichtspunkt der Leſſing'ſchen Studien ſo nachtheilig als gegenüber dieſer Frage nach den Grundelementen des intellektuellen Fortſchritts, welche den moraliſchen Fortſchritt bedingen. Eins aber tritt ausgebildet hervor, die große Rolle welche nach Leſſing der

Skepticismus in dieſem Vorgang hat. Die poſitiven Religionen ſprechen nicht nur religiöſe Ideen aus, ſondern gründen ſie auf Geſchichte. Dieſe Begründung iſt ſchlechterdings keiner Evidenz fähig! Denn was heißt daß ich eine hiſtoriſche Thatſache glaube? Sie ſich gefallen laſſen, geſtatten daß andere hiſtoriſche Wahrheiten darauf gebaut werden; nichts anderes, nicht mehr. Kann doch eine Lüge unter gewiſſen Umſtänden genau eben ſo gut hiſtoriſch bewieſen werden als eine Wahrheit. Sicher ſind unter den tauſend hiſtoriſchen Fakten an denen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben ungeſchehene Dinge. „O Geſchichte, o Geſchichte was biſt du:“ ruft Leſſing aus (10, 36 f. 57 f. 301). Aus dieſer Natur des geſchichtlichen Faktums folgt daß es ſchlechterdings keinen hiſtoriſchen Beweis für das Chriſtenthum oder eine andere Religion enthält. Dieſe ſehr wichtige methodiſche Einſicht iſt bekanntlich ſchon bei Hume vorbereitet. Demgemäß ſieht alle Religion ſich für ihre über die Vernunftwahrheit hinausgehenden Theile auf das innere Zeugniß der Erfahrung angewieſen. Daſſelbe iſt aber ſchlechterdings ſubjektiv, und indem dieſer ſein Charakter verkannt wird, entſteht eine zweite Klaſſe falſcher Begründungen, die ſchwärmeriſche. „Den allgemeinen einzig wahren Weg nach Gott zu wiſſen wähnen“ — hier liegt die Ueberſchreitung einer berechtigten perſönlichen Erfahrung welche ihren Weg zu ihm gefunden zu haben die glückliche Gewißheit beſitzt. Dieſe wiſſenſchaftliche Skepſis bereitet die moraliſche Selbſtändigkeit des Menſchen vor, welche der höchſten Form ſeines Handelns zukommt.

Und welche iſt — das iſt unſere letzte Frage — dieſe höchſte Form der menſchlichen Handlungen? Den Werth oder Unwerth einer Handlung beſtimmen ihre Beweggründe. Der Beweggrund der vollkommen guten Handlung iſt das Gute ſelber. „Nein ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſeren Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen ſich zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die inneren beſſeren Belohnungen deſſelben zu erkennen“ — ſie wird gewiß kommen, „die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums.“ Dieſer Gedanke erſt bricht völlig mit der theologiſchen Aufklärung; er erſt ſpricht den Kern in dieſem neuen Lebensgefühl aus, welches in Deutſchland mit Leſſing heraustrat. Gegenüber einer Transſcendenz welche den gegenwärtigen Augenblick zum Mittel für einen künftigen macht, welche unſere Empfindungen hinausreißt in eine ungewiſſe Zukunft, iſt es der ſelbſtändige Werth jedes Tages in unſerem

Daſein, der ſo nicht wiederkehrt, von dem Leſſing erfüllt iſt. Man kann nicht ſchneidender das Hangen und Bangen um eine jenſeitige Welt verurtheilen als Leſſing thut, derſelbe Leſſing welcher von der Individualität und Fortdauer der Seele in irgend einer Form völlig überzeugt war. „So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſei; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr Schickſal in dieſem Leben voraus zu wiſſen geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerem Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig, eben ſo lächerlich zu machen? Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Wenn es auch wahr wäre daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir lieber dieſer Religion kein Gehör geben." Alſo um des Guten willen das Gute thun, um der Forſchung ſelber willen die Wahrheit ſuchen, inmitten der energiſchen Bethätigung unſerer Kräfte nie auf ein abſtraktes Ziel ſehen, ſondern auf das lebendige innere Wachsthum des Menſchen ſelber! Der von dieſen Geſinnungen erfüllt war, erſcheint in der intellektuellen Geſchichte Deutſchlands als der erſte ganz mündige Menſch. Göthe, Hegel, Schleiermacher haben dieſe Geſinnung weiter entwickelt. Leſſing bleibt, daß er zuerſt, indem er ſein Leben der Unruhe, dem Kampf, der Geldnoth, der totalen Einſamkeit preisgab, die Mündigkeit des Geiſtes erkämpft hat. Sein Charakter wie ſein Lebensideal tragen unverkennbar die Spuren dieſes Kampfes. In ſeiner Selbſtändigkeit iſt etwas der Welt Trotzendes. Zuweilen rüttelt er doch wie Rouſſeau an ihren geſellſchaftlichen Bedingungen wie an eiſernen Stangen. „Am Ganges, am Ganges nur giebt's Menſchen." „Der wahre Bettler iſt doch einzig und allein der wahre König." „Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können? Ob es wohl mit den Menſchen dahin kommen wird?" „Wohl ſchwerlich." „Schade." „Ja wohl." Dieſe trotzige Männlichkeit iſt der höchſte Zauber in Leſſing's Stil, in den Helden ſeiner Dramen, in der Art wie er auf dem Boden der Erde ſtand und ſich umſah. Ein volles Behagen an Leſſing wird immer nur männlichen Naturen möglich ſein.

So entwickelte ſich aus dem Lebensgefühl Leſſing's ein Ideal welches den Charakter aller Motive des vollkommenen Handelns beſtimmte. Es entwickelte ſich aber in ihm zugleich eine Anſchauung von der Natur der Motivation ſelber. Die Selbſtändigkeit des mündigen Menſchen bildete Leſſing's Lebensideal; die ſtrengſte Nothwendigkeit im Zuſammenhang der Handlungen bildete ſeine Anſchauung von der Natur des Willens, welcher

dies Lebensideal verwirklichen ſoll. Das war kein Widerſpruch. Nur die Zweideutigkeit des Wortes Freiheit kann hier einen ſolchen hervorbringen.

Der Determinismus Leſſing's, d. h. ſeine Lehre daß die Vorgänge im Inneren des Menſchen ebenſo unabwendbar nach dem Satze vom Grunde verlaufen als der Lauf der Geſtirne oder der Fall eines geſchleuderten Körpers, und daß demgemäß für einen freien Willen der auf Grund der nämlichen Motive ſo und auch anders entſcheiden könne hier nirgends ein Raum ſei — der Determinismus Leſſing's ſtammt nicht aus einer allgemeinen Weltanſicht, ſondern aus dem freien, genialen Studium der moraliſchen Welt in welchem bei Leſſing Denker und Dichter ſich begegneten. Dies wird daraus ſehr deutlich daß er ſchon in ſeinen Dramen und in ſeiner Theorie des Schauſpiels ausgeſprochen iſt, in der letzteren mit ganz klaren und planen Worten.

Nicht nur ausgeſprochen, nein die ganze Dramaturgie iſt von dem Gedanken durchdrungen daß das Geſetz der Cauſalität auch im Inneren des Menſchen ganz ausnahmlos und univerſell herrſche. „Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die ineinander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurück zu führen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefähr auszuſchließen, alles was geſchieht ſo geſchehen zu laſſen daß es nicht anders geſchehen könnte, das, das iſt ſeine Sache (7, S. 134). Das Lehrreiche liegt nicht in den bloßen Faktis, ſondern beſteht in der Erkenntniß daß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Fakta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müſſen“ (7, 150). In der That kann unter dieſer Vorausſetzung allein der Zweck der Tragödie erreicht werden, durch welchen ſie philoſophiſcher iſt als die Geſchichte ſelber: „auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde.“ Ein jeder; nicht etwa der welcher Luſt dazu hat, andere aber das Gegentheil. In dem genialen Kopf ſpiegelt ſich die moraliſche Welt als ein unbedingt geſchloſſener Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen und dieſen Zuſammenhang macht die Tragödie anſchaulich. Iſt es nöthig ſich gegen die Annahme bei einem Manne von Leſſing's Wahrheitsſinn zu verwahren daß das dramatiſche Genie ein falſches Bild der moraliſchen Welt entwerfe? Er wäre der erſte geweſen, alsdann die Schließung aller Theater zu verlangen.

Aeußerungen ſeiner Perſonen ſind häufig citirt worden welche mit dem Gedanken der Nothwendigkeit ſpielen. Uns ſcheint dieſe deterministiſche Ueberzeugung auch jenen Schluß der Emilia Galotti ganz zu erklären welcher ſo vielem Tadel unterworfen worden iſt. Man wird zu-

geſtehen müſſen daß dieſer Schluß, die Ermordung der Emilia, nicht in dem großen Zug leidenſchaftlicher Empfindung gedacht iſt, in welchem etwa Shakespeare dieſe ungeheure tragiſche Verwickelung zum Abſchluß geführt hätte. Ueber Anderes wird ſich ſtreiten laſſen. In Einem Punkt wird unſere moraliſche Empfindung überhaupt und ohne alle Frage verletzt. Jene Worte „ich habe Blut, mein Vater, ſo jugendliches, ſo warmes Blut als eine. Auch meine Sinne ſind Sinne u. ſ. w.“ zerſtören das ganze Bild Emiliens. Emilie ſollte in einem Augenblick der noch von Blut trieft, gegenüber einem Manne der eben die Ermordung ihres Bräutigams, wie ſie weiß, verſchuldete und ſie gewaltſam, ihren edlen Eltern offen Hohn ſprechend, zurückhält, alſo da nach allen pſychologiſchen Geſetzen das Freiheitsgefühl eines reinen Willens die größte Stärke, ja eine der ganzen Welt trotzende Stärke haben muß, ſich vor der Wärme ihres Bluts, der Verführbarkeit ihrer Sinne fürchten? Nein, der Dichter fürchtet. Er welcher mit ſeiner ſchmerzlich tiefen Einſicht in die Natur menſchlicher Motivation hinter ihr ſteht, er flüſtert ihr zu daß kein abſtrakter Wille im Stande ſein werde, wann erſt dieſe jetzt jeden Nerv durchdringende heroiſche Stimmung der Seele vor anderen Eindrücken gewichen ſei, ſie ſo, mit dieſer ganzen zweifelloſen, unerſchütterlichen Stärke wieder aufzurufen. Und ſo entſteht das unſere moraliſche Empfindung in der Stelle Verletzende dadurch, daß hinter der Maske des reinen und darum ſeiner Zukunft unbewußten, heroiſch bewegten Mädchens der Dichter hervorblickt, welcher, auf Grund ſeiner Einſicht in den Verlauf der Motivation, dem auch unſere am meiſten heroiſchen Entſchlüſſe nicht entnommen ſind, in ihre Zukunft hinausſchaut: ſeine ernſte Weisheit — vielleicht hat menſchliche Weisheit keine ernſtere, ja ſchmerzlichere Einſicht zu gewinnen als dieſe — räth ihr lieber zum Dolch zu greifen als in den Händen des Prinzen zu bleiben, welche auch die feſten Entſchlüſſe dieſes Augenblicks ſeien.

In Wolfenbüttel hat dann Leſſing auch ſeinen Determinismus zum theoretiſchen Abſchluß gebracht. In ſeinen Anmerkungen zu den philoſophiſchen Aufſätzen von Jeruſalem beſpricht er das in ſeiner Bedeutung gar nicht hoch genug anzuſchlagende Problem.

Die Worte Leſſing's ſind kurz und zum Theil räthſelhaft. Es kommt darauf an, ihnen den möglichſten Ertrag abzugewinnen, indem man ihre Beziehung zu dem Aufſatz ſelber in's Auge faßt. Zu dieſem Zweck müſſen wir ſie dem Leſer in's Gedächtniß zurückrufen. „Der Aufſatz — ſo urtheilt Leſſing — zeigt wie wohl der Verfaſſer ein Syſtem“ (das determiniſtiſche) „gefaßt hatte, das wegen ſeiner gefährlichen Folgen ſo verſchrien iſt und gewiß weit allgemeiner ſein würde, wenn man ſich ſo leicht

gewöhnen könnte, dieſe Folgerungen ſelbſt in dem Lichte zu betrachten, in welchem ſie hier erſcheinen. Tugend und Laſter, ſo erklärt, Belohnung und Strafe hierauf eingeſchränkt, was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abſpricht? Etwas, wenn es etwas iſt, was wir nicht brauchen, was wir weder zu weiterer Thätigkeit hier, noch zu weiterer Glückſeligkeit dort brauchen. Etwas, deſſen Beſitz weit unruhiger und beſorgter machen müßte, als das Gefühl ſeines Gegentheiles nimmermehr machen kann. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorſtellung des Beſten wirkt, wie viel willkommener ſind ſie mir als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umſtänden bald ſo bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beſte muß. Was würde geſchehen, wenn ich einer blinden Kraft unterworfen wäre, die ſich nach keinen Geſetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieſer Zufall ſein Spiel in mir ſelbſt hat? Alſo von Seiten der Moral iſt dieſes Syſtem geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und ſolche Einwendungen, die ſich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben ſo befremdliches Syſtem heben ließen? Das war es, was unſer Geſpräch ſo oft verlängerte und mit Wenigem hier nicht zu faſſen ſteht."

Jeruſalem's Aufſatz war eine Vertheidigung des Determinismus. Leſſing ſtellt als das Verdienſt des Aufſatzes hin, die Folgerungen aus der Leugnung der Freiheit beſeitigt zu haben, welche dieſe ſo verſchrieen machen. Dieſes Verdienſt betrifft nach ihm zwei Punkte, eine Erklärung von Tugend und Laſter, eine Einſchränkung von Lohn und Strafe. Er bezieht ſich alſo auf die beiden erſten falſchen Conſequenzen aus der Leugnung der Willensfreiheit, welche Jeruſalem zurückweiſt. Mit dieſer Leugnung — ſo ſagt man — ſoll der Unterſchied von Tugend und Laſter aufhören; mit ihr ſoll alle Verbindung zwiſchen unſerem gegenwärtigen Zuſtande und unſerem Zuſtande nach dem Tode aufgehoben ſein. Indem nun Jeruſalem die Tugend als Beherrſchung unſerer Leidenſchaften, d. h. der dunklen Vorſtellungen, durch die Vernunft erklärt, ſo erkennt man wiefern die Tugend, gleichviel wie es mit der Freiheit ſtehe, eine Vollkommenheit bleibt: ſie iſt die Stärke der Vorſtellungskraft. Indem dann Jeruſalem Belohnungen und Strafen auf die verſchiedenen Vollkommenheitsgrade der Seele in ihrer weiteren Entwickelung einſchränkt, wird die Verbindung dieſer künftigen Zuſtände mit den gegenwärtigen ſittlichen Zuſtänden erſt recht aufgeklärt. Dieſe beiden Einwendungen, welche die Moral macht, hat demgemäß Jeruſalem zur Zufriedenheit Leſſing's abgewieſen. Leſſing ſelbſt fügt noch einen tiefen und bedeutenden Gedanken über dieſe moraliſche Seite des Determinismus hinzu. Ein geſetzlicher Zuſammenhang, welcher

auf die Verwirklichung der Weltbeſten gerichtet iſt, iſt überall eine Vollkommenheit, auch in unſerer Seele; denn wo er endigt, erſcheine ich ſchlechterdings dem Zufall unterworfen und es iſt völlig gleichgültig, ob dieſer Zufall in mir ſelber ſein Spiel hat oder in der äußeren Welt. Dem wohlthätigen Zuſammenhang eines unſer Laſter mitumfaſſenden Plans wirſt du entnommen und einem Zufall in dir preisgegeben. Jeruſalem hatte nun aber noch eine dritte Conſequenz behandelt und über die Art, wie er dieſe behandelt, ſchweigt Leſſing. Warum? „Es wäre unpolitiſch geweſen — läßt er Mendelsſohn einen anderen Punkt betreffend ſagen — wenn ich auf alle Blößen meines Verfaſſers ſo deutlich gewieſen hatte.“ Die Art wie Jeruſalem den Vorwurf behandelt, bietet freilich eine ſtarke Blöße. Die dritte Conſequenz war dieſe, daß Gott ſelber auf dieſe Art zur Urſache alles moraliſchen Böſen werde. Jeruſalem geſteht das zu und fährt fort: „es ſcheint mir für den Schöpfer nicht unanſtändiger zu ſein, Weſen zu erſchaffen, die aus Mangel von deutlichen Begriffen die Leidenſchaften nicht beſiegen, als ſolche, die aus einer gleichen Urſache ein Newtonſches Problem nicht auflöſen können.“ Das war keine Antwort für einen Leſſing, welcher die ernſte Erkenntniß gewonnen hatte, daß, gleichviel welche unſere Speculationen, unſere Kenntniſſe ſeien, die Beweggründe unſerer Handlungen ausſchließlich unſeren Werth ausmachen. Aber hatte er eine andere? In der Kürze gewiß nicht. Hebler hat ſchon bemerkt, daß der Determinismus überall einer Theodicee bedürfe. Zu einer ſolchen alſo drängte Leſſing ſein Determinismus, wenn er die ſchrille Diſſonanz von völligem Unwerth, grenzenloſem innerem Unglück ohne alle Schuld irgendwie verſöhnen wollte. An dieſem Punkte alſo trennte ſich Leſſing von Jeruſalem. „Ein zweites, gemeinen Augen eben ſo befremdliches Syſtem“ gab es für ihn, welches die Theodicee des Determinismus enthielt.

Welche war ſeine Theodicee? Wir können hierauf definitiv erſt antworten, indem wir die allgemeine Unterſuchung beginnen: welche war die Anſchauung Leſſing's von der Stellung des Menſchen, wie er ihn anſah, zu dem Zuſammenhang, zu dem Plane der Welt?

Alles Bisherige wäre verlorene Mühe, falls nicht dies ganz klar geworden wäre, daß Leſſing, wie er auch gelegentlich über dieſen oder jenen Punkt philoſophiren mochte, mit Hilfe der metaphyſiſchen Begriffe bald von Spinoza, bald von Leibnitz, bald von Wolff, den bleibenden, ihm ſelber ganz gewiſſen Kern ſeiner Gedanken in ſeinem Studium der moraliſchen Welt und in den Folgerungen, welche ſich aus dieſem für die Anſchauung des Weltganzen ergaben, beſaß. Er war weder Gelegenheitsdenker wie die Einen, noch ein ſpeculativer Philoſoph wie die Anderen ſagen. Wenn

er hie und da metaphyſiſche Begriffe entlieh, ſo geſchah das um den großen Zug ſeiner wahren Forſchungen auch von anderen Seiten zu begründen. Man findet keine Spur, daß er die falſchen Leibnitz-Wolff'ſchen Begriffe von Wirklichkeit als Inbegriff von eigenſchaftlichen Beſtimmungen, von Wirklichkeit als dem Complement der Möglichkeit oder ähnliche kritiſch unterſucht hätte: es iſt eben die Metaphyſik ſeiner Zeit, deren er ſich bediente: aber hätte er ihren Zuſammenbruch erlebt, ſo wäre damit für ihn von jenem Kern ſeiner Gedanken nichts berührt worden, der ſeine Bedeutung als eines ſchöpferiſchen Denkers ausmacht. Dieſer lag in ſeiner intuitiven Anſchauung und in ſeinem analytiſchen Studium des Menſchen.

Dies ganz verſtanden, ſind wir gerüſtet, jene Nachricht von dem Geſpräch zwiſchen Leſſing und Jakobi im Jahre 1780, welches der letztere aufgezeichnet hat als das philoſophiſche Teſtament Leſſing's, und über welches dann der denkwürdige Streit entſtand, kritiſch zu würdigen.

Jakobi hatte ſich Leſſing angekündigt, um in ihm „die Geiſter mehrerer Weiſen zu beſchwören, die er über gewiſſe Dinge nicht zur Sprache bringen könne." Es war alſo auf eine Discuſſion abgeſehen, in welcher jedenfalls Spinoza eine hervorragende Rolle ſpielen ſollte. Ich laſſe Jakobi erzählen: „Meine Reiſe kam zu Stande und den 5. Juli (1780) Nachmittags hielt ich Leſſing zum erſten Mal in meinen Armen." Er bleibt zu Wolfenbüttel als Leſſing's Gaſt. Wie dieſer am folgenden Morgen auf ſein Zimmer tritt, giebt er ihm Göthe's Prometheus zu leſen. Leſſing: „ich habe kein Aergerniß genommen, ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand. Der Geſichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen iſt, iſt mein eigener Geſichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich. Ἓν καὶ πᾶν. Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch dies Gedicht und ich muß geſtehen, es gefällt mir ſehr." Da hatte ihn Jakobi offenbar wo er wollte. Er macht einen Sprung bei ſeinem Spinoza zu ſein. „Da wären Sie ja — ſagt er — mit Spinoza ziemlich einverſtanden?" Leſſing: „wenn ich mich nach jemandem nennen ſoll, ſo weiß ich keinen anderen." Aber dann gleich, wie Jakobi hervorbricht, ein wie ſchlechtes Heil in Spinoza ſei, mit der großartigen Nachläſſigkeit, die ſein Verhältniß zu metaphyſiſchen Begriffen bezeichnet, ſo oft er ſich metaphyſiſchen Schwärmern gegenüber ſah: „ja, wenn Sie wollen — und doch! — wiſſen Sie etwas Beſſeres?" Das heißt doch wohl: ſo lange wir keine gute Metaphyſik haben — und wer weiß, ob der menſchliche Kopf für eine ſolche gemacht iſt? — dünkt mich die Spinoza's die beſte.

Sie wurden unterbrochen. Am folgenden Tag nahmen ſie in Jakobi's

Zimmer das Geſpräch wieder auf. Ich glaube nicht, daß Jakobi's Bericht über den Anfang deſſelben genau iſt: „Ich bin gekommen — ſagt Leſſing — über mein ἓν καὶ πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erſchraken geſtern.“ Im Verlauf ſagt Leſſing: „es giebt keine andere Philoſophie als die des Spinoza,“ und als Jakobi das durch den Satz begründet: „der Determiniſt, wenn er bündig ſein will, muß zum Idealiſten werden: hernach ergiebt das Uebrige ſich von ſelbſt,“ fährt Leſſing fort: „ich merke, wir verſtehen uns.“ Wie er ſelber aber ſich zum Determinismus verhielt, ſpricht er auf's Stärkſte aus: „Ich merke — ſagt er zu Jakobi — Sie haben gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen.“ Und dann als Jakobi ſich ſcharf gegen den Determinismus ausſpricht: „Sie drücken ſich beinahe ſo herzhaft aus wie der Reichstagsſchluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und halte an dem mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille ſei.“

Alſo die weitere Frage an das Geſpräch iſt wie er ſich nunmehr dies aus der Einſicht in die Unfreiheit des Menſchen folgende ἓν καὶ πᾶν dachte. Seine Aeußerungen ſind: „Spinoza war weit davon entfernt, unſere elende Art nach Abſichten zu handeln für die höchſte Methode auszugeben und den Gedanken obenanzuſetzen.“ „Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erſte und Vornehmſte betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles, die Vorſtellungen mit einbegriffen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt.“ Dazu Jakobi's Bericht: „Wenn ſich Leſſing eine perſönliche Gottheit vorſtellen wollte, ſo dachte er ſie als die Seele des Alls und das Ganze nach der Analogie eines organiſchen Körpers. Man könnte ſich von der innerlichen Oekonomie eines ſolchen Weſens mancherlei Vorſtellungen machen.“ So ſpielte er mit dem Gedanken, Tod und Leben der Individuen wie eine Expanſion und Contraktion deſſelben vorzuſtellen. „Mit der Idee eines perſönlichen ſchlechterdings unendlichen Weſens, in dem unveränderlichen Genuſſe ſeiner allerhöchſten Vollkommenheit, konnte ſich Leſſing nicht vertragen. Er verknüpfte mit derſelben eine ſolche Vorſtellung von unendlicher Langeweile, daß ihm Angſt und Weh dabei wurde. Eine mit Perſönlichkeit verknüpfte Fortdauer des Menſchen nach dem Tode hielt er nicht für unwahrſcheinlich. Er ſagte nur, er hätte im Bonnet Ideen angetroffen, die mit den ſeinigen über dieſen Gegenſtand, überhaupt mit ſeinem Syſtem ſehr zuſammenträfen.“

Dies der Inhalt des Geſprächs. Derſelbe war ſo abweichend von den bisherigen Vorſtellungen über Leſſing's Philoſophie, daß gerade ſeine

nächſten Freunde, Mendelsſohn voran, am Schärfſten abgeſtoßen wurden. Konnte er ächt ſein? Niemand zweifelte; gerade Mendelsſohn bezeugte, es ſei als höre man die beiden reden. Aber vielleicht ſprach hier Leſſing gar nicht ſeine wahre Meinung aus? Mendelsſohn berief ſich auf Leſſing's Paradoxie; ihm erſchienen Leſſing's Aeußerungen als „witzige Einfälle" mit denen er Jakobi unterhalten und von denen „ſchwer zu ſagen, ob ſie Schäkerei oder Philoſophie ſein ſollten."

Wie alſo ſollen wir uns zu dieſem ſeltſamen Dokument verhalten? Keinesfalls ſo daß wir die abſtrakte Frage, ob Leſſing wirklich, wie Jakobi behaupte, ein Spinoziſt geweſen, uns vorlegen. Auf dieſe wird man unter allen Umſtänden mit Nein antworten müſſen. Wir werden vielmehr die einzelnen, mit beſonnener Kritik im Geiſt eines Geſprächs verſtandenen Aeußerungen Leſſing's, die Jakobi überliefert, mit Leſſing's ſonſtigen Anſichten vergleichen müſſen.

Ich gehe von einer Nachricht aus, von welcher zu erſtaunen iſt, daß ſie noch nicht methodiſch ausgebeutet worden iſt, da ſie zunächſt den ganzen Zuſammenhang des Geſprächs, alſo die Hauptſache, in überraſchender Weiſe beſtätigt. In der Biographie Leſſing's von ſeinem Bruder findet ſich der erwähnte treffliche Bericht von Kloſe über den Breslauer Aufenthalt deſſelben. „Zugleich — heißt es darin — wurde Spinoza's Philoſophie der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach ſeinem Urtheil derjenige war, der ihn am Wenigſten verſtanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am Tiefſten eingedrungen. Doch hat er hier nie das Mindeſte wie gegen Jakobi auch ſeinen Vertrauteſten geäußert."

Und wie verſtand Dippel den Spinoza, er der ihn nach Leſſing's Urtheil von allen Gegnern deſſelben — und das hieß ja damals ſo viel als von allen ſo ziemlich welche über Spinoza geſchrieben hatten — am Beſten verſtand? Man ſollte denken, dieſe Frage hätte ſich, Angeſichts des leidenſchaftlich verhandelten Problems vom Spinozismus Leſſing's, ſofort aufgedrängt. Niemand hat ſie geſtellt.

Die Antwort liegt in Dippel's genialer Schrift fatum fatuum oder die thörichte Nothwendigkeit. Man kann ſie nicht leſen ohne nebenbei zu bemerken, wie wenig dieſer bedeutende philoſophiſche Kopf bisher noch gewürdigt worden iſt. Unter anderem findet man hier eine Anticipation der Schopenhauer'ſchen Theorie von der ſecundären Bedeutung des Intellekts gegenüber dem Willen.

Alſo Dippel erklärt: Die Läugnung der menſchlichen Freiheit iſt der ſpringende Punkt aus dem, Conſequenz an Conſequenz geſchloſſen, der

Spinozismus ſich bilden muß. Dieſe Läugnung trat zuerſt in dem prädeſtinatianiſchen Dogma der reformirten Kirche hervor, damals als eine Sekte derſelben die Nothwendigkeit noch über den Sündenfall hinausſchob. „Soweit hatte die Lehre von der fatalen Nothwendigkeit die Stufen einer unvermeidlichen und fatalen Confuſion erreicht, da ſchärfere Vernunftgeiſter dieſe pedantiſchen Diſpute der Prieſter in reifere Ueberlegung zogen."

Dieſe ſchloſſen: da die zweite Urſache, der menſchliche Wille, aller Aktivität ſich ſelbſt zu determiniren beraubt ſei, ſo müſſe man Gott in Rückſicht ſeiner Gebote der Heuchelei beſchuldigen, indem man ihn jenes Böſe eifrig verbieten laſſe, deſſen Urheber er ſei, oder man müſſe glauben, daß die Religion und alle Geſetze der Politik der Fund kluger Leute geweſen. So ſei der Religionsbegriff von Hobbes und Spinoza entſtanden. Und zugleich der Gottesbegriff. Denn auf dieſen Gutes wie Böſen hervorbringenden Gott könne „das Denkbild, daß er heilig und gut ſei" nicht mehr angewandt werden.

Endlich die letzte Conſequenz zog „der dritte Gaukler" — Spinoza. „Dieſer Dornbuſch oder Spinoſa ſah alſobald, daß es gleichviel geſagt ſein würde, Kreaturen zu denken, welche unter der leitenden fatalen Direktion der erſten bewegenden Urſache ſtänden oder die erſte bewegende Urſache ſelbſt als das Weſen aller ſogenannten Kreaturen anzugeben." Demnach erkannte er in dieſen Kreaturen nichts als „Weiſen und Stellungen des göttlichen Weſens."

Alſo der Hauptgedanke des Geſprächs zwiſchen Jakobi und Leſſing iſt anderweitig begründet. Es iſt dargethan worden, daß Leſſing Determiniſt war; als ein ſolcher ſtellt er ſich im Geſpräch mit Jakobi offen dar. Es iſt dargethan worden, daß Leſſing den Schluß Dippel's aus der Nothwendigkeit der menſchlichen Handlungen darauf, daß dieſelben in der erſten Urſache gegründet ſeien, und hieraus auf eine veränderte Anſchauung dieſes erſten Grundes, welcher die Aktionen aller einzelnen Menſchen in ſich faßt, für das wahre Fundament des Spinozismus hielt: das iſt derſelbe Gedankengang, in welchem Jakobi und Leſſing bei jenem Geſpräch zuſammentreffen. Ja wenn man bisher wohl geneigt war zu glauben, Jakobi habe Leſſing dieſen ſeinen Gedankengang untergeſchoben, ſo könnte man nunmehr eher dem Gedanken Raum geben, Leſſing habe auf dieſen Gedankengang Jakobi's einen beſtimmenden Einfluß ausgeübt, da derſelbe vor dieſem Geſpräch nirgend in Jakobi's Schriften zu finden iſt. Doch dieſe Frage würde hier zu weit führen, zumal hier auch die Einwirkung von Hemſterhuys eingreift. Für uns fragt ſich vielmehr weiter: welche iſt die genauere Vorſtellung Leſſing's von dieſem alle Aktionen der einzelnen Menſchen umfaſſenden und determinirenden Grunde der Dinge?

Und hier bieten ſich einige in einander greifende Aeußerungen dar, welche die eben hingeſtellte Anſchauung beſtätigen und ihre nähere Beſtimmung geſtatten. Es iſt ein kleiner Aufſatz Leſſing's vorhanden: „über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott," welcher eine Widerlegung der dualiſtiſchen Weltanſicht aus den Vorausſetzungen von Leibnitz verſucht; er iſt wohl aus der Breslauer Zeit; aber ſeine Uebereinſtimmung mit §. 75 der „Erziehung" und mit dem Bericht Jakobi's über ſein Geſpräch verſichern uns, daß die hier geäußerten Ueberzeugungen auch die ſeines letzten Lebensjahres waren. Hören wir ihn alſo.

Nichts iſt außer Gott. Es giebt kein Daſein, das von Gott unterſchieden wäre. „Alle Dinge ſind in ihm wirklich." Und zwar läßt ſich das Verhältniß des einzelnen Dings zu dieſem ἓν καὶ πᾶν, in welchem es iſt, folgendermaßen vorſtellen „die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, ſind dieſe wirklichen Dinge ſelbſt." „Sagen, daß das Ding auch außer ſeinem Urbild in Gott (der Vorſtellung deſſelben in Gott) exiſtire, heißt deſſen Urbild auf eine eben ſo unnöthige als ungereimte Weiſe verdoppeln." So erhalten wir einen ganz veränderten Begriff der Einheit Gottes: „Gottes Einheit muß eine transſcendentale Einheit ſein, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt." So ſtellt alſo Leſſing das Verhältniß der Dinge zu Gott nach der Analogie des Verhältniſſes unſerer Vorſtellungen zu unſerem vorſtellenden Ich vor. Es iſt dieſelbe Analogie, durch welche noch das letzthervorgetretene Syſtem das Verhältniß Gottes zu den wirklichen Dingen aufzuklären unternommen hat (Lotze, Mikrokosmos I, S. 414—417).

Dieſer Pantheismus Leſſing's — wenn die Bezeichnung zutreffend erſcheint — iſt ganz verſchieden von demjenigen, welchen Jakobi dem Spinoza zuſchrieb. Leſſing war nicht Spinoziſt im Verſtande Jakobi's, ſondern, ſoweit er es überhaupt war, in ſeinem eigenen und — in einem richtigeren und tieferen. Aus Jakobi ſelber ſind wir das zu beweiſen im Stande. Er giebt die Notiz, daß „Leſſing als das Dunkelſte im Spinoza erwähnte, was auch Leibnitz ſo gefunden und ganz ſo verſtanden hätte, Theodicee §. 173." Und was iſt dieſes? Ich überſetze: „Spinoza ſcheint ausdrücklich eine blinde Nothwendigkeit gelehrt zu haben, indem er dem Grund der Welt Verſtand und Wille abſprach. Es iſt wahr, daß Spinoza's Meinung über dieſen Punkt etwas Dunkles hat. Denn er ſpricht Gott das Denken zu, nachdem er ihm den Verſtand abgeſprochen hat." Gerade dieſer Punkt iſt neuerdings Gegenſtand ſcharfſinniger Unterſuchung Trendelenburg's geworden, auch Spinoza ſcheint einen von der Totalität der denkenden Individuen unterſchiedenen unendlichen Intellekt in Gott anzunehmen. Leſſing faßte ihn ſo auf und hatte volles kritiſches Recht dazu. Und daher möchte auch

das grobe Mißverſtändniß Spinoza's, wie es in der obigen angeblichen Aeußerung Leſſing's liegt: „Ausdehnung, Bewegung, Gedanke ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet“ vielmehr eine falſche Erinnerung Jakobi's ſein, mit deſſen bekannten erſten Theſen über Spinoza es übereinſtimmt, als ein ächtes Wort Leſſing's. An dieſem Punkt ſtimmen überhaupt die ſonſtigen Aeußerungen Leſſing's nicht mehr mit dem Bericht Jakobi's überein, und wir müſſen alſo die Expanſionen und Contraktionen, die höhere Kraft u. ſ. w. dahin geſtellt ſein laſſen. Ja, indem man bemerkt, daß Leſſing Jakobi ruhig ſich auf Mendelsſohn berufen läßt hinſichtlich des Urſprungs der präſtabilirten Harmonie in Spinoza, während er ſelber doch dieſem Mißverſtändniß gegenüber den wahren Spinoza längſt hergeſtellt hatte (11, 112 u. an Mendelsſ.); wenn man bemerkt, daß er den in dem oben benutzten Aufſatz verſuchten Beweis des Pantheismus aus den Begriffen von Leibnitz ebenſowenig geltend macht: ſo kann wohl kaum Zweifel darüber ſein, daß er hier ſich nicht mehr von Jakobi ausholen ließ, ſondern ihn ausholte und daß Jakobi aus hingeworfenen Wendungen hier mit ſeiner lebhaften Darſtellungsgabe ganz Anderes gemacht hat, als er durfte. Wir gehen weiter.

Indem wir uns dieſe allumfaſſende Gottheit vorſtellen, in welcher die einzelnen Individuen wie Begriffe in einem Geiſte enthalten ſind, erhebt ſich von Neuem jene Frage, welche ſich ſchon gegenüber der Annahme eines unfreien Willens hervordrängte; wir bedürfen einer Theodicee; wie ſollen wir das Böſe begreifen in einer Welt, deren jeder Theil in Gott iſt? Das Problem, welches der Determinismus aufgiebt, hat ſich noch geſchärft. Und wenn Leſſing in den Bemerkungen zu Jeruſalem von einem „zweiten gemeinen Augen befremdlichen Syſtem“ ſprach, welches dieſes Problem löſe: nun iſt die Zeit zu erklären, welches Syſtem er damit gemeint haben kann.

Ich denke, in dieſem Zuſammenhang kann kein Zweifel darüber entſtehen, daß Hebler die richtige Antwort gegeben hat. Der Spinozismus iſt dieſe Löſung nicht; er gerade giebt ja dem Problem ſeine ganze Schärfe. Sie liegt in Leſſing's merkwürdiger Theorie der Seelenwanderung, welche nunmehr als ein weiterer kritiſch geſicherter Zug in ſeinem Weltbilde hinzutritt. Und zwar ein Zug von der tiefgreifendſten Bedeutung.

Leſſing dachte ſich die Gottheit wie ein unendliches vorſtellendes Weſen, in welchem alle realen Dinge den unendlich vielen einzelnen Vorſtellungen zu vergleichen wären. Es gab hier nichts außerhalb der göttlichen Nothwendigkeit, nichts, dem eine Willkür beiwohnte. Aber das Lebensideal Leſſing's, der ſelbſtändige Menſch, welcher in wachſender Aufklärung zu ſteigender Vollkommenheit des Handelns voranſchreitet, ſucht in dieſem

allumfaſſenden göttlichen Weſen ſeinen Platz. Es iſt völlig entgegengeſetzt dem ſpinoziſtiſchen Lebensideal des in der adäquaten Erkenntniß der Subſtanz alles unter dem Geſichtspunkt der Ewigkeit anſchauenden und ſo von allen Affekten befreiten Menſchen. Dieſes Ideal Spinoza's gehört noch dem pantheiſtiſchen Syſtem des Orients an, als ſeine große, auf den Gedanken gegründete occidentaliſche Zuſammenfaſſung. Leſſing beginnt die lebensfreudige, vom Drang des Handelns bewegte Weltanſicht, die in Hegel und Schleiermacher ihren erſten ſyſtematiſchen Abſchluß erhielt. In der Einheit des Weltganzen erhält dieſe Weltanſicht doch das volle Recht der Individualität. Und zwar geſchieht dies durch den Gedanken der Entwickelung, durch welchen Leibnitz dieſe große deutſche Bewegung wiſſenſchaftlich vorbereitet hat. An die Stelle des Dualismus zwiſchen Welt und Gott, gut und böſe, dieſſeits und jenſeits, Himmel und Hölle ſtellt Leſſing, er zuerſt ganz offen und ganz conſequent, den Gedanken einer ſtätigen Entwickelung. Kein denkendes Individuum in dieſem Weltganzen darf, ohne Schuld an ſeiner Determination wie es iſt, verloren gehen. Eben dieſelbe Bahn einer ſtätigen Entwickelung, welche das Menſchengeſchlecht durchläuft, iſt auch die jedes einzelnen Individuums. Unſer Auge, das ſeine von Geburt und Tod umgrenzte Erſcheinung umfaßt, ſieht nur Einen Punkt ſeiner Bahn. Aber dieſe Bahn verläuft ſich nicht in ein Jenſeits; ihre Punkte liegen alle nebeneinander in dieſem Weltall und ſeinen Bedingungen, ja vielleicht auf dieſer Erde ſelber. §. 98 „Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet? §. 99. Darum nicht? — Oder weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon dageweſen? Wohl mir, daß ich es vergeſſe. Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch itzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen? §. 100. Oder weil ſo viel Zeit verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Hiermit ſtehen wir an Leſſing's letztem Wort gegenüber dem abſtrakten Dualismus der theologiſchen Aufklärung. Man mag auch hier gegenwärtig einflußreiche Syſteme vergleichen, um zu erkennen, daß Leſſing ſchlechterdings uns noch ein gegenwärtiger iſt. Schopenhauer hat die Seelenwanderungslehre wiederaufgenommen. Und Lotze ſagt (Mikrokosmos III, 51): „die Ahnung, daß wir nicht verloren ſein werden für die Zukunft, daß die, welche vor uns geweſen ſind, zwar ausgeſchieden ſind aus dieſer irdiſchen, aber nicht aus aller Wirklichkeit, und daß in welcher

geheimnißvollen Weiſe es auch ſein mag, der Fortſchritt der Geſchichte doch auch für ſie geſchieht: dieſer Glaube erſt geſtattet uns von einer Menſchheit ſo zu ſprechen, wie wir es thun." Alſo auch hier der Grundgedanke Leſſing's, nur mit ausdrücklicher Ablehnung, dieſes Mitfortleben des Individuums mit dem ſtätigen Fortſchritt der Menſchheit als eine Seelenwanderung auf unſerer Erde zu denken.

Wie begründete Leſſing dieſe Nothwendigkeit die unendliche ſtätige Entwickelung der Individuen als ein Wiedererſcheinen unter körperlichen Bedingungen, in Geburt und Tod, zu denken? Warum können dieſe Individuen nicht in ganz anderer Form an der Entwickelung der Menſchheit theilnehmen? Auch hier iſt eine wichtige Notiz vorhanden, die niemand benutzt hat. Leſſing ſagte, er habe „in Bonnet Ideen angetroffen, die mit den ſeinigen über dieſen Gegenſtand (eine mit Perſönlichkeit verknüpfte Fortdauer des Menſchen) und überhaupt mit ſeinem Syſtem ſehr zuſammenträfen." Nun iſt merkwürdig wie ein Menſch Bonnet's Palingeneſie kennen kann und Leſſing's Aufſatz, „daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſein können" leſen, ohne erſtlich die ſehr ernſtliche Meinung des letzteren Aufſatzes nunmehr klar zu verſtehen, dann aber auf eine Vermuthung zu gerathen die freilich unbeweisbar iſt, die aber mir wenigſtens erſt dieſen Aufſatz erklärt. Leſſing hat Bonnet geleſen. Er hat eine Theorie der Sinne aufgeſtellt welche mit der Bonnet's genau übereinſtimmt. Es iſt bisher immer als eine ſonderbare Paradoxie erſchienen wie Leſſing gerade auf dieſen ihm ſo fern liegenden Gedanken gerieth, der bei ihm völlig in der Luft ſchwebt. Die Löſung iſt ganz einfach: mit ſeinen Gedanken über Seelenwanderung las er Bonnet, und er fand hier, mit dem ganzen Apparat der Naturforſchung ausgerüſtet, einen Gedanken, welcher dieſer Lehre einen wiſſenſchaftlichen Halt zu geben verſprach. So erlangte dieſer Gedanke Einfluß auf die nähere Ausbildung ſeiner Hypotheſe. Und da Bonnet eben wie er ſelber ein Schüler von Leibnitz iſt, ſo verſchmolzen ſich die Gedanken beider leicht genug. So entſtand jener paradoxe Aufſatz. Er gehört alſo Leſſing's letzter Zeit an.

Nur Ein Gedanke — möge man dies doch klar faſſen! — kann uns zwingen über die durch ethiſche Motive begründete Anſchauung einer unendlichen Bahn des voranſchreitenden Individuums, welche mit der des Menſchengeſchlechts nicht außer Beziehung ſteht, zu der eines Wiedererſcheinens der Seele in immer neuen Lebensläufen fortzugehen: der Gedanke daß die Empfindungs- und Denkproceſſe unweigerlich an phyſiologiſche Bedingungen geknüpft ſind. Wenn dies bewieſen wäre ſo könnte zugleich künftig von Fortdauer der Seele nur noch in dieſer Form die Rede ſein. Und dieſe iſt die Vorausſetzung von welcher Bonnet ausgeht.

Ein Phyſiolog von Metier, mitten in der Entwickelung des franzöſiſchen Materialismus ſtehend, leugnete er nicht die Vorausſetzung daß die Funktionen des Denkens und Empfindens an phyſiologiſche des Gehirns gebunden erſchienen, aber er entzog ſich der materialiſtiſchen Conſequenz dieſes Satzes, indem er auf eine alte Anſchauung zurückging welche ebenfalls in dem Bedürfniß das Fortleben der Seele anſchaulich mit den Organiſationen unſerer Erde verknüpft zu ſehen gegründet war. Und in dieſem Geiſte ſagt auch Leſſing daß die Seele erſt wenn ſie mit Materie verbunden iſt, wenn ſie einen Sinn hat, fähig iſt Vorſtellungen zu haben (11, 459).

An dieſe Grundlage der modernen Seelenwanderungslehre ſchließt ſich conſequent der folgende Gedanke Bonnet's. Empfindung und Vorſtellung iſt an einen Körper gebunden, ſchlechthin nur durch dieſe Verbindung möglich. Ihre Höhe dependirt zunächſt von der Zahl der Sinne. Denn die Zahl der empfindbaren Qualitäten, die Zahl und Dauer der Empfindungen dependirt von den Sinnen. „Wir haben nur durch die Sinne Ideen. Das Maß unſerer Erkenntnißfähigkeit iſt demnach begrenzt durch unſere Sinne; unſere Sinne ſind es durch ihre Struktur, und dieſe iſt es wiederum durch die Stelle welche wir im Weltganzen einnehmen." Und ſo enthält jedes animaliſche Weſen eine Möglichkeit der Perfektibilität in der Zahl und der Natur der Sinne. Dieſe wachſend denken, daß heißt die Vervollkommung wachſend denken. „Der Keim eines neuen Körpers in uns kann die organiſchen Elemente ganz neuer Sinne enthalten. Dieſe neuen Sinne werden erſcheinen in Körpern von einer uns bisher unbekannten Beſchaffenheit. Wir kennen die in der Natur verbreiteten Kräfte nur durch ihre Beziehung zu den einzelnen Sinnen auf welche ſie wirken. Wie viel Kräfte mag es geben deren Exiſtenz wir nicht einmal ahnen, weil es keine Beziehung zwiſchen den Ideen giebt die wir durch unſere fünf Sinne erlangen, und denen welche wir durch andere Sinne erlangen könnten." Nicht in dieſem Zuſammenhang aber an anderer Stelle ſpricht Bonnet auch bereits die Phantaſie Leſſing's von der elektriſchen und magnetiſchen Materie aus.

Das war der Gedanke welchen Leſſing in ſein Syſtem aufnahm. „Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu ihrem Sinne dienen." „Stäubchen die der Seele zu einerlei Sinn dienen machen homogene Urſtoffe." „Ein organiſcher Körper iſt die Verbindung mehrerer Sinne." „Wenn man wiſſen könnte, wie viele homogene Maſſen die materielle Welt enthielte, ſo könnte man auch wiſſen wie viele Sinne möglich wären." Und nun führt er aus wie z. B. die elektriſche, wie die magnetiſche Materie homogene Maſſen ſeien, denen gegenwärtig kein Sinn entſpräche, wie

alſo eine Erweiterung der Erſcheinungswelt durch die herrlichſten Phänomene dem weiter entwickelten Individuum bevorſtehe.

Träumereien? Sicher! Sie haben nur eine ſehr reale Grundlage an dem Gedanken, daß menſchliches Empfinden und Vorſtellen phyſiologiſch bedingt ſei, daß eine wachſende Erkenntniß für dieſe menſchliche Seele daher nur durch neue, erweiterte phyſiologiſche Bedingungen des Fortlebens möglich ſein würde.

Dieſe iſt die durch das Studium Bonnet's vervollkommnete Lehre Leſſing's von der Palingeneſie als der einzigen Form, in welcher Menſchenſeelen ihre Bahn vollenden könnten. Man gebe ihr doch wenigſtens dieſe ihre ernſte Begründung wie ſie vor Leſſing's Geiſte ſtand: dann ſpotte man, wenn man kann! Wenn auch nur in Einem ernſten Forſcher, der ſich von dem nothwendigen Rapport unſerer intellektuellen Proceſſe mit phyſiologiſchen Proceſſen nun einmal überzeugt hat, das Gefühl geweckt würde daß die göttliche Oekonomie der Welt auch ſo noch unzählige, unbegreifliche Wege habe, das unglücklichſte, körperlich und geiſtig verwahrloſeſte Individuum ſeine unendliche Bahn zu innerem Frieden durchlaufen zu laſſen: wer dürfte dann ſpotten?

Wir kommen zum letzten Zug in ſeinem Weltbilde: dem ſich nunmehr ergebenden Zuſammenhang dieſer in Gott gegründeten, von ihm umfaßten unendlichen Fülle ſich entwickelnder Weſenheiten. Leſſing ſcheut ſich nicht, wenigſtens in der älteren Dramaturgie, hier von einem Plan zu reden, von dem wir nur wenige Glieder kennen, ja die Gottheit mit einem ſchöpferiſchen Genie zu vergleichen. In dieſem Sinne iſt dann gedacht wenn er das Thier aus der Zuſammenſtellung ſeiner Sinne in einer beſtimmten Art ſich conſtruirt vorſtellt. In dieſem Sinne wenn er es wagt dem Plan dieſes „Schöpfers ohne Namen" in dem Fortſchritt der religiöſen Ideen nachzuſpüren. Wenn er im Nathan die Form in welcher die Gottheit in ihrem Plane das Schickſal des Individuums vorgeſehen hat, ſo ausdrückt:

„Sieh! eine Stirn, ſo oder ſo gewölbt;
Der Rücken einer Naſe, ſo vielmehr
Als ſo geführet; Augenbraunen die
Auf einem ſcharfen oder ſtumpfen Knochen
So oder ſo ſich ſchlängeln; Eine Linie
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkommſt dem Feu'r, in Aſien!
Das wär kein Wunder, wunderſüchtiges Volk?"

Wir ſind am Ende. Ich denke der Leſer wird es einem Docenten, welcher auch Geſchichte der Philoſophie lieſt, Dank wiſſen, daß er ihn

nicht mit der Streitfrage plagt, wie weit Leſſing Leibnitzianer, wie weit Spinoziſt war. Es ließe ſich darüber ſehr gelehrt reden. Es genügt zu wiſſen daß Leſſing Leibnitz den Gedanken der Entwickelung, der Stätigkeit des Weltzuſammenhangs, der Verknüpfung vorſtellender Monaden mit materiellen Monaden, eines Zuſammenhangs kleinſter Theile, welcher das Gute verwirklicht, verdankt, Spinoza dagegen die ſtrenge Conſequenz des Monismus. Auch mit der Frage ob Leſſing Pantheiſt war, bemühen wir den Leſer nicht; mag es gelten wenn Hebler ihn lieber einen Panentheiſten nennt. Unſer Leſſing iſt ein Kopf der vom Studium der moraliſchen Welt aus in ſtrengem Zuſammenhang ein neues Lebensideal entwickelte und den Zuſammenhang der Welt dem entſprechend formte. Dieſer Leſſing war auch Leibnitz gegenüber ſelbſtändig.

Dagegen ſei noch eine andere Bemerkung geſtattet. Dieſe Unterſuchung über Leſſing hat zugleich ein über das Studium dieſes Mannes hinausgehendes Ziel vor Augen gehabt. Ein Ziel größer als daß dieſe Einzelunterſuchung mehr als einen Beitrag es zu erreichen geben könnte. Es handelt ſich um einen nothwendigen Fortſchritt in der Analyſe der Entſtehung unſerer neueren deutſchen Literatur über die bisherigen Behandlungen hinaus.

Denn man unterſuche dieſe Behandlungen doch ob ſie, auch die beſten, mehr als ein Chaos zuſammenſtoßender Einwirkungen geben deren Produkt dann unſere neuere Literatur ſein ſoll. Da war ein ſogenanntes kritiſches reformatoriſches Genie, da war ein Genie lyriſcher Empfindung, ein Kopf von anmuthiger Sinnlichkeit, allerhand inferiore Köpfe: man ſieht das durcheinanderwirbeln: unſere Literatur entſtand. Von dem ſo intereſſanten Gotſched-Bodmer'ſchen Streit zu ſchweigen, welcher ſonderbarer Weiſe die größten Folgen gehabt haben ſoll.

Nicht ſo iſt unſere Literatur entſtanden, die ſchon heute von Leſſing's Geburt bis zu dem Tode Hegel's und Schleiermacher's wie Ein Zuſammenhang uns erſcheint. Sie entſprang aus einem ſchöpferiſchen Trieb, welcher ihren Charakter beſtimmte. Dieſer lag in dem Drang der Nation ein neues Lebensideal zu geſtalten, welcher in einer Reihe hiſtoriſcher Bedingungen gegründet war. Dieſer Drang war die ſtätig fortwirkende ſchöpferiſche Macht in dem Chaos von Kräften, welche entbunden wurden. Hieraus folgt nun daß Leſſing der wahre Träger des Geiſtes unſerer Literatur ward, während Klopſtock und Wieland nur Kräfte waren, welche Bedingungen ſeiner Entwickelung ſchufen; ihre Werke waren kurzlebig und bilden nur den fruchtbaren Humus für die Fortbildung dieſes Geiſtes. Daraus folgt weiter daß die großen dichteriſchen Conceptionen von bleibender Art zunächſt intuitive Darſtellungen dieſes neuen Lebensideals waren,

daß ſie als ſolche, inhaltlich, wie eine neue Philoſophie wirkten. So die Minna von Barnhelm, Emilie, Nathan, dann Götz, die Räuber, Werther, weiterhin Fauſt, Wilhelm Meiſter, Iphigenie. Es folgt dann daß dies Lebensideal, wie es unter den Bedingungen einer überreifen Begriffskultur auftrat, ſich zugleich in einer wiſſenſchaftlichen Literatur aufzuklären und zu vertheidigen unternahm. Daher der eigene Charakter unſerer Literatur daß die Dichter zugleich als wiſſenſchaftliche Forſcher auftreten, daß ihre poetiſche Entwickelung zugleich durch die Entwickelung ihrer Forſchungen bedingt iſt.

Was folgte nicht alles daraus! Aber hier iſt nicht der Ort, mehr als Andeutungen dieſes wahren Zuſammenhangs in der Entſtehung unſerer Literatur zu geben. Genug daß man ſieht aus welchem Geſichtspunkt hier Leſſing als der eigentliche Begründer unſerer Literatur dargeſtellt iſt. In ihm ward das neue Lebensgefühl intuitiv und wiſſenſchaftlich zum bewußten Lebensideal entwickelt, gegenüber den theologiſchen Begriffen der Epoche durch einen Kampf auf Tod und Leben mächtig zur Herrſchaft erhoben, zu einer neuen poſitiven Weltanſicht geſtaltet. Er iſt der unſterbliche Führer des modernen deutſchen Geiſtes.

W. Dilthey.

Die Reform des Civilproceſſes.

(Entwurf einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten für den preußiſchen Staat. Berlin 1864.)

Als die preußiſche Regierung damit umging, die in den Rheinlanden geltende franzöſiſche Proceßgeſetzgebung zu beſeitigen, trat dieſe Provinz mit ſeltener Einmüthigkeit für die ihr lieb gewordenen Inſtitutionen des fremden Rechts ein: es gelang ihr, ſich dieſelben zu erhalten. Seitdem ſind die Feſſeln, welche damals jede politiſche Discuſſion hemmten, gefallen, man hat ſich ſchon daran gewöhnt, alle wichtigen Fragen des Staatslebens vor das große Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, und dennoch hat die politiſche Preſſe der altpreußiſchen Lande kaum Notiz davon genommen, als ein vom preußiſchen Juſtizminiſterium veröffentlichter Entwurf den Boden des alten Proceßrechts vollſtändig aufgab und ſich ganz und gar den franzöſiſchen Anſchauungen zuwandte. Es hat kaum Aufſehen erregt, daß ein ſo radicaler Schritt unter den Auſpicien des conſervativen Miniſteriums Lippe geſchah. Nichts, als die vollkommenſte Gleichgültigkeit aller weiteren Kreiſe gegen jenen Theil unſeres öffentlichen Rechts trat bei dieſer Gelegenheit zu Tage.

Dagegen war die Senſation unter den Juriſten groß genug, und man ergriff hier, ſobald man Zeit gefunden hatte, ſich durch die ſehr umfänglichen Vorlagen durchzuarbeiten, nicht ohne Heftigkeit Partei für und wieder den Entwurf. Es wuchs eine ganze Literatur heran, meiſt für den engeren Kreis der Berufsgenoſſen berechnet und vorzugsweiſe techniſchem Detail zugewendet.*) Ehe aber die Discuſſion zu einem erſchöpfenden Abſchluß gelangen konnte, war es ſchon ein lautes Geheimniß, daß der Entwurf wieder zurückgelegt war. Die höheren preußiſchen Gerichtshöfe hatten ſich faſt ſämmtlich gegen ihn erklärt, wahrſcheinlich, wenn man nach einzelnen Stimmen ſchließen darf, die aus dieſen Kreiſen ſich hatten vernehmen laſſen, in ziemlich wegwerfender Weiſe. Hierzu mochten politiſche und beſonders finanzielle Bedenken getreten ſein: die angebahnte Reform war zunächſt als aufgegeben zu betrachten.

Neue Ausſichten haben ſich für die letztere erſt wieder eröffnet, ſeitdem der preußiſche Erlaß über die Grundzüge einer neuen Bundesverfaſ-

*) Wir verweiſen hier nur, als auf die hervorragendſte Leiſtung, auf die Schriften des Dr. A. Leonhardt in Hannover, welche zugleich auf die verwandten Beſtrebungen in anderen Ländern eingehen, „Zur Reform des Civilproceſſes in Deutſchland."

ſung vom 10. Juni v. J. und, dem entſprechend, der Entwurf einer Verfaſſung des norddeutſchen Bundes der Geſetzgebung und Oberaufſicht der Bundesgewalt unter anderen „die gemeinſame Civilproceßordnung" zugewieſen hat. Damit iſt aus einem höchſt zweifelhaften Problem eine Angelegenheit geworden, mit der hoffentlich ſchon die nächſte Zukunft ernſtlich befaßt ſein wird.

Es ſcheint daher wohl an der Zeit, noch jetzt auf jene Arbeit, deren hoher wiſſenſchaftlicher Werth ſelbſt von allen Gegnern anerkannt worden iſt, zurückzukommen und im Anſchluß an ſie die Fragen hier überſichtlich zu machen, von deren Entſcheidung im einen oder anderen Sinne ſchließlich auch die Herſtellung eines gemeinſamen Proceßrechts abhängig iſt.

Die Verfaſſer des Entwurfs ſind von jenem Sanguinismus völlig frei, der bei älteren geſetzgeberiſchen Projecten eine große Rolle ſpielte, der ſich zutraute, gleichmäßig den widerſpruchvollſten Forderungen genügen zu können. Sie haben ſich nicht mit dem vergeblichen Verſuche abgemüht, etwa alle praktiſchen Vorzüge unſeres alten und des franzöſiſchen Verfahrens in einer Procedur zu vereinigen, den ſtreitenden Parteien den Weg des Proceſſes ſo zu ebnen, daß er ohne alle Schwierigkeit mit der größten Gemächlichkeit zurückzulegen wäre. Dies hieße in der That einer Utopie nachjagen. Sie ſind ſich vielmehr von vorn herein darüber klar geweſen, daß man zwiſchen den großen, weſentlich unvereinbaren Gegenſätzen der Schriftlichkeit und Mündlichkeit eine principielle Wahl zu treffen, und, wie dieſelbe auch fallen möge, mit eigenthümlichen Vorzügen auch mancherlei Schattenſeiten in den Kauf zu nehmen habe. Das höchſte Gewicht haben ſie demgemäß darauf gelegt, das Verfahren durchweg einer einheitlichen Grundanſchauung, dem Principe der Mündlichkeit gemäß zu geſtalten. Zahlreiche Bedenken und Einwürfe, welche praktiſche Unzuträglichkeiten des Entwurfs im Einzelnen hervorheben, treffen die Verfaſſer, welche als gewiegte, in der Praxis erfahrene Männer dergleichen kaum überſehen konnten, auf dem von ihnen eingenommenen principiellen Standpunkte nur wenig.

Den letzteren wird auch die nachfolgende Darſtellung einzuhalten ſuchen.

Die Frage iſt für uns in erſter Linie die, welches Verfahren, ob ein ſchriftliches oder mündliches, den wahren Zielen aller Rechtspflege und den Bedürfniſſen des modernen Verkehrs die beſſeren Dienſte leiſtet, der Bildung unſerer Zeit und dem öffentlichen Rechte unſeres Staates ſich entſprechender erweiſt.

Für den Unterſchied der beiden Syſteme iſt allein maßgebend, welche Bedeutung den ſchriftlichen Parteierklärungen beigelegt wird, die in größerem oder geringerem Umfange jedem Proceßverfahren unentbehrlich ſind.

Der Richter muß ſich, Behufs der in Anſpruch genommenen Entſcheidung, über den Sachverhalt, alſo darüber klar werden, worüber die Parteien einig ſind, und was bezüglich des thatſächlichen Hergangs zwiſchen ihnen ſtreitig iſt. Es fragt ſich nur, ob er ſeine Auffaſſung ſich nach den mündlichen Verhandlungen frei zu bilden, oder dieſelbe auf Proceßſchriften als das eigentlich maßgebende Material ausſchließlich zu gründen hat.

Es kommt alſo nicht darauf an, ob ein mündliches Verfahren einen Schriftwechſel der Parteien begünſtigt oder anordnet, bei der Verhandlung die Ueberreichung ſchriftlicher Parteianträge unter Beifügung einer Darſtellung des Sachverhalts verlangt, oder ob ein ſchriftliches Verfahren an den Schriftwechſel ein Nachverfahren anſchließt, in welchem die Parteien den Inhalt ihrer Schriftſätze mündlich wiederholen können: ſo weit können äußerlich beide Syſteme vollſtändig zuſammenfallen, es können in einem franzöſiſchen und altpreußiſchen Proceſſe faſt wörtlich gleichlautende Schriften gewechſelt und dem Richter derſelbe Vortrag gehalten werden. Der principielle und durchgreifende Unterſchied liegt nur darin, daß der Richter dort auf die mündliche Verhandlung, hier auf die Proceßſchriften als die wahre Quelle ſeiner Erkenntniß verwieſen wird, und dieſer Unterſchied, ſo unſcheinbar er auf den erſten Blick erſcheinen mag, beherrſcht die Structur des Verfahrens in ſeinem ganzen weiteren Verlaufe.

Sollen die Proceßſchriften maßgebend ſein, ſo leuchtet ein, daß denſelben von vorn herein eine ganz beſtimmte Bewegung vorgezeichnet werden muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, die ſchwerfällige Operation in's Endloſe verlängert zu ſehen.

Man wird vom Kläger verlangen müſſen, daß er ſofort beſtimmt angebe, auf welche Thatſachen er ſeinen Anſpruch gründe, man wird vom Verklagten beanſpruchen, daß er ſich erſchöpfend über die Klage auslaſſe und zugleich die Thatſachen präciſire, auf welche er Einreden gründen will. In der Poſition, welche beide Theile ſo von Anfang einnehmen, wird man ſie feſthalten müſſen und einem jeden nur geſtatten können, ſolche neue Anführungen zu machen, welche zur Widerlegung rechtzeitig angebrachter neuer Angaben des Gegners dienen können. Man verlangt mithin nicht nur ſachgemäße, ſondern auch rechtzeitige Auslaſſungen der Parteien und muß conſequent beſtimmte Rechtsnachtheile eintreten laſſen, wenn einer oder der andere Theil jenen Gang nicht einhält. Man hört ihn nicht mehr mit einer verſpäteten Anführung, man berückſichtigt es nicht, wenn er Lücken in ſeinen bisherigen Angaben ausfüllen will: der Gegner erwirbt aus ſolchen Unterlaſſungen ſofort geſetzlich anerkannte Parteirechte, die der Richter nicht antaſten darf. Wird im preußiſchen mündlichen Nachverfahren Neues angeführt, ſo hat es der Richter im Anſchluß

an den Schriftwechſel zu Protokoll zu formuliren, und wird in ſchleunigen Proceßarten ſofort nach Anbringung der Klage mündlich verhandelt, ſo hat wieder nur das maßgebende Bedeutung, was das Gericht in aller Eile zu Papier zu bringen vermag. Mit Abſchluß des Protokolls ſtehen die Parteien und der Richter vollendeten Thatſachen gegenüber: der Buchſtabe der geſammelten Schriften iſt im weiteren Verlaufe das entſcheidende Moment. Quod non est in actis, non est in mundo.

Dieſe Conſequenzen haben alle Proceßgeſetze ziehen müſſen, die Ernſt mit der Schriftlichkeit machen: der gemeine Proceß, und im Anſchluß an ihn der altpreußiſche, ſtatuiren in jenen Sätzen die „Eventualmaxime“ als Grundlage ihres Verfahrens. Als Vorzüge derſelben rühmt man, daß der Richter unzureichend begründete Klagen vor der Einleitung zurückweiſen kann, daß der eingeleitete Proceß ſich in dem geſetzlichen Geleiſe ſicher vorwärts ſchiebt, indem der Richter Friſten für die einzelnen Proceßhandlungen ſtellt und ſo einen oft wohlthätigen Zwang auf die Parteithätigkeit übt, endlich, daß das Proceßmaterial von vorn herein zweckmäßig concentrirt und beſchränkt werde, und daß auch den Parteien die vollſte Freiheit bleibe, ihre Intereſſen ganz nach eigenem Ermeſſen wahrzunehmen.

Man wird zugeben müſſen, daß ein ſolches Verfahren das einzig zweckmäßige, ja mögliche iſt, wenn das Urtheil von einem den Parteien völlig entrückten Richter, etwa dem älteren Herkommen gemäß von einer weit entfernten Juriſtenfacultät, aus den Acten zu ſprechen iſt, daß ſich alſo der gemeine deutſche Civilproceß im engſten Anſchluſſe an die Zuſtände der Vergangenheit ganz normal entwickelt hat.

Dies iſt aber ein ſehr verfängliches Lob. Jener Proceß hat ſeine eigentliche Durchbildung erhalten in einer Zeit des äußerſten politiſchen Verfalls des deutſchen Reichs, als der abſterbende Stamm des Ganzen den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung keine geſunden Säfte mehr zuführte, ſie einzeln verkommen und verwildern ließ. Man verlor damals die höchſten Ziele des Staatslebens faſt ganz aus den Augen und lernte es, ſich bei dem Nothdürftigſten genügen zu laſſen. Die Gerichtsverfaſſung war ein Spiegelbild der Zuſtände des Reichs und die Durchbildung des Proceßweſens, deren ſich die gelehrten Juriſten annahmen, war weſentlich durch die Mangelhaftigkeit der Organe der Rechtspflege bedingt. *)

Die damals herrſchenden Anſchauungen ſind noch bis jetzt nicht verſchollen, ſondern werden noch heute von den Anhängern des alten Verfahrens vertreten. Ein Proceß gilt dieſen als reine Privatangelegenheit der Par-

*) Betreffs der Einzelheiten dürfen wir hier, wie Betreffs der weiter erwähnten Stadien der Entwickelung auf eine ältere Darſtellung („Alte und neue Rechtszuſtände in Preußen,“ Preuß. Jahrbücher 1860. Bd. V. Heft 4. 5. 6.) verweiſen.

teien, immerhin als ein Uebel, für deſſen Beſeitigung geſorgt werden muß, das aber ſelbſt, ſo wie die Art ſeiner Beſeitigung, für den Staat ohne Belang iſt. Der Abſolutismus, der keinerlei politiſche Bewegung aufkommen ließ, gab den Parteien wenigſtens das Feld ihrer Privathändel frei, erkannte ſie hier als ſouverän an. Sie führen ihren Proceß ganz nach ihrem Ermeſſen, ſachgemäß zu ihrem Nutzen, oder ſachwidrig zu ihrem Schaden. Der Staat ſorgt nur für rechtsgelehrte Männer, welche, ohne allen Einfluß auf den Gang der Sache, die Procedur formell leiten und ſchließlich dem Streit durch ihr Urtel ein Ende ſetzen. Die Richter ſind Sachverſtändige, welche dabei lediglich nach den Regeln ihrer Kunſt verfahren, die Gerichte haben mehr den Charakter wohlthätiger Inſtitute, etwa öffentlicher Heilanſtalten, als den von Staatsorganen, deren Thätigkeit ein poſitives Ziel hätte, die alſo innerhalb ihres Geſchäftskreiſes ſich nicht nur ordnend, ſondern auch fördernd, geſtaltend zu bewähren hätten. Ihre Aufgabe erſchöpft ſich darin, eine den Anſprüchen der Gelehrſamkeit entſprechende Entſcheidung zu finden. Der Richter tritt in das Verfahren nirgends als lebendige Autorität ein, nur die erwähnten geſetzlichen Schranken beſtimmen den Verlauf deſſelben.

Sind dieſe ſo unverfänglich als ſie auf den erſten Blick erſcheinen mögen?

Der Kläger ſoll in der Klage durch beſtimmte Angaben über den Sachverhalt ſeinen Antrag erſchöpfend begründen. Nichts ſcheint gerechtfertigter und namentlich die preußiſche Praxis erhebt, dem militäriſch ſtraffen Zuſchnitt des öffentlichen Lebens ganz gemäß, nach dieſer Seite hin die ſtrengſten Anſprüche — und doch iſt ſolche Forderung, die das Geſetz ganz kühl aufſtellt, nur bei der gründlichſten Unkenntniß der Menſchennatur, des täglichen Verkehrs, der gewöhnlichſten Verhältniſſe im Ernſte aufrecht zu erhalten.

Das Volk, einſchließlich der großen Mehrzahl der Gebildeten, verfährt bei der Eingehung von Rechtsgeſchäften nicht objectiv, betrachtet die Sache nicht von allen Seiten, ſondern es verfolgt jeder Theil ſein Sonderintereſſe und ſieht darum ſchon von vorn herein den ganzen Hergang in einem trüben Lichte. Man ahnt keine Schwierigkeiten und kommt ihnen deshalb nicht zuvor, man läßt ſich gehen, jeder hat nur das Ziel im Auge, das er erreichen will, und hält es für ſelbſtverſtändlich, daß der Gegner die Sache ebenſo betrachten müſſe; man iſt voll Vertrauen gegen einander und ſcheinbar in ſchönſter Einigkeit. Selbſt unter ſchwierigeren Verhältniſſen denkt zunächſt Niemand daran, ſich jedes Moment des thatſächlichen Hergangs mit juriſtiſcher Präciſion zu fixiren.

Nun kommt es zum Streit und es wird nach und nach klar, daß

ſich zwei grundverſchiedene Auffaſſungen der Sache gegenüberſtehen. Es kommt nun in Frage, welcher der Parteien eine beſſere Auffaſſungsgabe, mehr Achtſamkeit, ein beſſeres Gedächtniß zu Gebote geſtanden hat, und wieweit jede im Stande iſt, ſich Etwas gegenſtändlich zu machen, ſich ſelbſt klar zu werden und ſo dem Advocaten und dem Richter Klares mittheilen zu können.

Sehr häufig aber haben die Parteien ſelbſt gar keine unmittelbare Kenntniß von den wichtigſten Thatſachen, um die es ſich handelt. Der moderne Verkehr bedient ſich für ſeine verwickelten Beziehungen meiſt zahlreicher Mittelsperſonen und verliert ganz und gar jene leichte Ueberſichtlichkeit, deren ſich unſere Altvorderen erfreuen mochten. Oft ſtreitet man über Rechtsverhältniſſe, die von früheren Generationen begründet ſind; Erben müſſen die verwickeltſten Proceſſe durchfechten, ohne daß ihnen zuverläſſige und genügende Notizen ihres Erblaſſers zu Gebote ſtehen; wie ſoll endlich der, der heimlich an ſeinem Vermögen beſchädigt worden iſt, vom thatſächlichen Hergange dabei ſichere Kenntniß haben?

Die Schwierigkeiten in ſolchen ganz alltäglichen Fällen ſind unter allen Umſtänden groß und drückend genug, das ſchriftliche Verfahren verdoppelt ſie durch jenen Anſpruch, daß jeder Theil ſofort bei ſeinem erſten Auftreten eine feſte Poſition einnehmen und unabänderlich inne behalten ſoll. Jeden Fehltritt, welchen der auf ſolchem Terrain Strauchelnde thut, läßt es ihn ſchwer büßen. Und warum? Nicht, weil man ſich über jene Thatſachen der Erfahrung täuſchte, ſondern weil die unvermeidliche Schwerfälligkeit der Procedur, ihre eigene Unbehülflichkeit, zu ſolch unbilligen Anforderungen drängt, denen keine Generation je gewachſen war, noch gewachſen ſein wird.

Unter dieſem Drucke hat ſich eine ſehr unerquickliche Proceßtaktik faſt nothwendig bilden müſſen. Die Proceßſchriften ſind voll gewundener und geſchraubter Erklärungen. Beide Theile diplomatiſiren, man ſcheut es, durch vollſtändige Offenheit möglicher Weiſe dem Gegner Vortheile zu bieten; man colorirt jedes nothgedrungene Zugeſtändniß durch kleine Schattirungen, die es unverfänglich machen. Jede Auslaſſung des Gegners ſucht man zweifelhaft zu machen und ſtellt Dinge kaltblütig in Abrede, an denen nach dem ganzen Zuſammenhange der Sache kein Verſtändiger zweifeln wird. Da der Richter ſich bei alledem gar nicht betheiligt und in keiner Weiſe verräth, worauf er maßgebendes Gewicht legen wird, zieht man alles Mögliche, auch das Entfernteſtliegendſte in den Streit hinein, weil es doch möglicher Weiſe ſich irgendwie wirkſam erzeigen könnte. Dieſe Künſte laſſen ſich bei Abfaſſung von Schriftſätzen in aller Ruhe im Studirzimmer vortrefflich üben, das Papier erröthet nicht: die Verant-

wortlichkeit ſchiebt der Advocat auf die Partei, die den Proceß ſo geführt haben will, dieſe natürlich auf den Anwalt.

Aus ſolchem Material hat ſich der Richter den Sachverhalt feſtzuſtellen. Er muß dazu oft genug jene Schriftſätze förmlich interpretiren, durch Analyſe ermitteln, was eigentlich in Kürze jede Partei hat ſagen wollen; zum Streit in der Hauptſache tritt dann der weitere, wie zweifelhafte Parteiauslaſſungen zu verſtehen, wieweit einzelne Anführungen rechtzeitig gemacht ſind, oder nicht, worüber in verwickelten Sachen ſich häufig mit guten Gründen ſtreiten läßt.

Zu einer freien, ſelbſtändigen Auffaſſung des Proceßſtoffs wird der Richter nicht ermächtigt, er muß die ſeinige auf's Engſte an die Parteiformulirungen anſchmiegen. Der Schriftwechſel mag die Sache wirklich gefördert haben, ſo daß aus den widerſprechenden Anführungen der eigentliche Kern des Streits deutlich hervorzuleuchten beginnt, der Richter mag der Ueberzeugung ſein, daß der Discuſſion richtigere und fruchtbarere Pointen abzugewinnen wären, wenn er die Parteien nur noch näher über manches Zweifelhafte hören könnte — das Geſetz verweiſt ihn lediglich auf die in den Schriftſätzen erſtarrte Maſſe der Parteierklärungen, es läßt ihn die unendlich nahe liegende Frage gar nicht aufwerfen, ob die Sache nicht theilweis wenigſtens ſich anders verhalte, als beide Theile zunächſt angegeben haben. Er hat keine Macht über die Verhandlung der Sache, als formelle Rechtsnachtheile gegen ſchlecht vertretene Parteien anzuwenden, und keine weitere Verantwortlichkeit, als bei Fällung des Urtheil das logiſche Schema ſeines Handwerks einzuhalten. Er ſieht dem Spiele des Proceſſes, in welchem ſich Schachzug an Schachzug reiht, von denen keiner zurückzunehmen iſt, aus einer unnahbaren Höhe zu, er kritiſirt dies Spiel in ſeinem Erkenntniß.

Will man ſich hart ausdrücken, ſo kann man ſagen, daß es Nichts Oederes, ſcholaſtiſch Unfruchtbareres leicht geben möchte, als dieſe logiſchen Experimente an einem weſentlich todten Körper, dieſe rein theoretiſirende Thätigkeit mit ihrem kühlen Weſen da, wo es ſich um die wichtigſten Intereſſen, oft um Lebensfragen der Parteien handelt. Raum für irgend ein Pathos iſt hier nicht gegeben, namentlich nicht für das einer Gerechtigkeit, welche zürnt, ſtraft, hilft und erhebt. Die Juſtiz älteren Stils zeigt nicht nur unparteiiſche, ſondern indifferente, charakterloſe Züge, und es könnte ſich leicht ergeben, daß, wenn man ihr den gelehrten Mantel, mit dem ſie ſich ſchmückt, abnimmt, ihr ihr Alles genommen iſt.

Es ſind dies Conſequenzen des alten Syſtems, für die die Einzelnen nicht verantwortlich gemacht werden können, obwohl dies vom Volke geſchieht. Das zweifelhafte Renommée, in welchem die Juriſten in Deutſch-

land ſtehen, die Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts gegen die Advocaten, die noch jetzt nicht ganz erloſchen ſind, verdankt der Stand weſentlich dem alten Verfahren, das ihm eine freiere Bewegung und damit die Möglichkeit gedeihlichen Wirkens nicht geſtattet hat. Jenes durch und durch formaliſtiſche Weſen des geheimen ſchriftlichen Proceſſes iſt den Maſſen unverſtändlich, ſo daß ſie immer und wieder auf den Vergleich mit den zufälligen Chancen eines Spiels zurückkommen; ſie zweifeln immerhin nicht mehr an der Integrität des Richterſtandes, reſpectiren auch ſein gelehrtes Wiſſen, haben aber von ſeiner Weisheit, von ſeiner Energie gegen das Unrecht, von ſeinem Eifer für das Recht unter den obwaltenden Verhältniſſen noch keine hohe Meinung gewinnen können.

Gegen den Formalismus, als den Grundfehler des alten Syſtems, wandte ſich Friedrich der Große mit der unbefangenen Energie ſeiner Zeit, als er die Rechtspflege heben wollte. Der Richter ſollte der materiellen Wahrheit nachforſchen, die Parteien anhalten, ihm auf dieſem Wege zu folgen; er wurde verantwortlich gemacht für die Ergebniſſe ſeiner Thätigkeit, welche nicht im Dienſte der Parteien aufgehen, ſondern zugleich das öffentliche Intereſſe im Auge behalten ſollte.

Die Anhänger des alten ſchriftlichen Verfahrens pflegen triumphirend darauf hinzuweiſen, wie wenig ſich die von der Allgemeinen Gerichtsordnung aufgenommene „Inquiſitionsmaxime“ in der Praxis bewährt hat. Das Verfahren danach erwies ſich in der That als formlos und ſchwerfällig, es führte zur Verwirrung und Verſchleppung der Proceſſe. Nach langem Experimentiren gab man jeden Fortſchritt in jener Richtung auf und kehrte zum alten Syſteme zurück. Der Satz, im Civilproceſſe könne es ſich überhaupt nicht um materielles Recht, ſondern nur darum handeln, dem Streite der Parteien durch eine formell bindende Entſcheidung ein Ende zu ſetzen, galt nun wieder als die erſte aller proceſſualiſchen Wahrheiten.

Es iſt unzweifelhaft richtig, daß die rechtskräftige Entſcheidung volle Geltung behalten muß, auch wenn ſie gegen das materielle Recht gröblich verſtoßen, auf irrigen Vorausſetzungen, auf falſcher Anwendung der Geſetze beruhen ſollte, daß alſo alle vorausgegangenen ſchriftlichen oder mündlichen Verhandlungen mit dem Momente, wo jenes Ziel erreicht iſt, allen praktiſchen Werth, die etwa zuſammengeſchriebenen dicken Acten jede Bedeutung verlieren. Folgt nun aber daraus, daß die Procedur dies menſchliche Ende nimmt, auch weiter, daß der Formalismus das ganze Verfahren beherrſchen und jedes Streben nach dem materiellen Rechte unterdrücken muß? daß man jede Hoffnung und jede Anſtrengung, ihm nahe zu kommen, für illuſoriſch und zwecklos anzuſehen hat?

Hier iſt der Punkt, an dem ſich die beiden Syſtemen zu Grunde liegenden Anſchauungen ſcheiden: es iſt derſelbe Gegenſatz, dem man auch auf anderen Gebieten begegnet, und die Streitfrage iſt ſchließlich eine ganz allgemeine. Iſt das Streben nach Wahrheit eitel und aufzugeben, weil ſich jede Formulirung, die der Einzelne finden mag, ſicher nicht völlig ſtichhaltig erweiſen wird? Iſt daraus, daß jedem menſchlichen Wirken ſeine Schranken geſetzt ſind, zu folgern, daß man dem Gange der Dinge in thatloſem Skepticismus ruhig zuzuſehen habe?

Wir glauben, daß der geniale Blick Friedrich's des Großen den richtigen Punkt getroffen hat, wenn er ſich gegen den Formalismus des älteren Proceſſes wandte. Er und ſeine Zeitgenoſſen waren nur außer Stande, die rechten Mittel für ihren Zweck zu finden; ſie lagen außerhalb des Horizontes ihrer Zeit.

Nur die Mündlichkeit des Verfahrens ermöglicht es, die rechte Mitte einzuhalten zwiſchen den Gefahren der Eventual- und der Inquiſitionsmaxime; dem materiellen Rechte möglichſt nahe zu kommen, ohne doch die Freiheit der Parteien über Gebühr zu beſchränken. Jene mit der Schriftlichkeit gegebenen Schwierigkeiten werden immerhin häufig genug von klugen Parteien und geſchickten Sachwaltern glücklich überwunden, man verdankt ſolchen Erfolg dann aber keinenfalls der Inſtitution: der Vorzug des mündlichen Verfahrens beſteht in Kürze darin, daß es ſolche Schwierigkeiten, an denen oft gerechte und ſogar einfache Sachen ſcheitern, den Parteien gar nicht in den Weg legt.

Der etwaige Schriftwechſel bereitet die mündliche Verhandlung nur vor und giebt beiden Theilen Gelegenheit, ſich über ihre Stellung zur Sache vorläufig zu orientiren. Bis zur Entſcheidung kann jede Partei zur Wahrnehmung ihrer Rechte neue Anführungen machen, den Sachverhalt noch weiter aufklären, der veränderten Sachlage gemäß ſelbſt ihre Anträge ändern, wenn nur nicht das urſprüngliche Klagefundament ganz verlaſſen wird. Die Discuſſion hat die vollſte Freiheit und kann ihren natürlichen Zweck, von einer befangenen Auffaſſung zu einer freieren und klareren zu führen, ohne Hinderniß erreichen. Künſtliche, geſchraubte Wendungen verhallen im Laufe der mündlichen Verhandlung, in welcher eine einfache, beſtimmte Darſtellung immer das natürliche Uebergewicht hat. Die Kunſt des Anwaltes muß ſich nach dieſer Seite wenden. Man verlangt aber nun auch von ihm, daß er der natürlichen Entwickelung des Rechtsſtreites in allen ihren oft unerwarteten Wendungen ſchlagfertig folge; er muß ſich in einem ganz anderen Sinn zum Herrn der Sache machen, als dies die im ſchriftlichen Verfahren alt gewordenen Advocaten wagen, welche ſich ängſtlich an den Buchſtaben der ihnen von ihrer Partei er-

theilten Informationen zu klammern pflegen. Oft gewinnt der Anwalt durch die Auslaſſungen des Gegners einen viel richtigeren Ueberblick über die Sachlage, als er ihn aus den unſicheren, ſchwankenden Mittheilungen der eigenen Partei entnehmen konnte: keine formelle Schranke hindert ihn, dieſe Einſicht im wohlverſtandenen Intereſſe ſeines Machtgebers im mündlichen Proceſſe zu verwerthen.

Der Richter, der Auge in Auge mit den Parteien verhandelt, tritt natürlich aus jener paſſiven Stellung heraus, die ihm der ſchriftliche Proceß anweiſt. Das bloße Anſammeln von Proceßſchriften in wohlgehefteten Acten verdient den hochklingenden Namen „Proceßleitung“ nicht: von einer ſolchen kann im Ernſte nur die Rede ſein, wenn ſie auf die Verhandlung der Sache ſelbſt Einfluß zu gewinnen vermag. Hierzu giebt das mündliche Verfahren vollen Raum. Der Richter hört die Parteien, er fragt, wenn ihm unklare, mangelhafte Erklärungen abgegeben werden, er kann die nach ſeiner Anſicht maßgebenden Geſichtspunkte zu voller Geltung bringen, er iſt alſo bei der Formirung des Proceßſtoffs mitthätig. Das Verfahren wird ſo zu einer nirgends beſchränkten, an keine Formalien ängſtlich gebundenen *Verſtändigung über den Sachverhalt*, welche der Richter leitet. Er greift überall als lebendige Autorität ein und beſchränkt ſachgemäß jene Souveränetät der Parteien, ſoweit ſie mißbraucht werden ſollte. Gegen Uebergriffe des Richters ſchützt die Oeffentlichkeit der Verhandlung und die Verantwortlichkeit, die ſich für ihn aus ſeiner Mitwirkung von ſelbſt ergiebt.

Man fürchtet für die Gründlichkeit der Entſcheidung, die ſich unmittelbar an die Verhandlung anſchließt. Die erſte Vorausſetzung dazu iſt aber doch die volle Vertrautheit aller zur Entſcheidung berufenen Perſonen mit dem Proceßſtoffe — ſollten ſie dieſe beſſer durch das Schattenbild eines Referats, als durch die Theilnahme an der Verhandlung, in welcher ſich der Streit in dramatiſcher Lebendigkeit vor ihnen entwickelt, gewinnen können? Und welchen Werth hat die Gründlichkeit des ſchriftlichen Verfahrens, wenn ſie, wie wir ſahen, ſo oft nur an unzweckmäßig vorbereitetem Material geübt werden kann, und der Richter ganz außer Stande iſt, zu Tage liegende Mängel der Verhandlung zu beſeitigen?

Wir glauben aber auch, daß das mündliche Verfahren die materielle Gründlichkeit des Urtheils nach verſchiedenen Seiten hin fördert, wo die ältere Praxis Manches zu wünſchen übrig läßt. Die Gerichte, die Acten führen, ſind immer bereit, ihr Erkenntniß daraus zu interpretiren: in Folge deſſen laſſen die Urtel oft genug die wichtigſten Punkte dahin geſtellt, z. B. die Art der Mitverhaftung mehrerer Verpflichteter, Zeit und Ort der Erfüllung, die Vollſtreckbarkeit der Entſcheidung vor der Rechtskraft.

Das mündliche Verfahren drängt dazu, solche Fragen sofort klar zu erledigen. Es ist ferner dazu angethan, rein negative Entscheidungen, in denen die preußische Praxis besonders stark ist, möglichst zu vermeiden. Jene rein kritische Stellung des Richters führt sehr leicht dazu, den Kläger, obwohl er unzweifelhaft einen rechtlich begründeten Anspruch hat, immer und immer wieder abzuweisen, weil die Sache verschiedene Auffassungen zuläßt und der Kläger seiner Klage unglücklicher Weise immer diejenige zu Grunde legte, welche das Gericht in Folge eines Wechsels der Personen oder Ansichten der Reihe nach verwirft. Solche Mißgriffe vermeidet das beweglichere mündliche Verfahren, das dem Richter eine wirkliche Leitung der Verhandlung sichert, viel leichter. Ebenso gestattet es, die Processe verschiedener Personen, die um dieselbe Sache streiten, zu vereinigen, und so eine einheitliche Entscheidung über collidirende Rechte herbeizuführen, wovon im schriftlichen Processe kaum die Rede sein kann, so daß hier principiell ganz unvereinbare Entscheidungen bezüglich desselben Objects successiv ergehen können. Es sind dies Fälle, in denen die materielle Gründlichkeit bisher oft zu kurz gekommen ist.

Man fürchtet weiter, ein sehr verwickeltes Proceßmaterial könne bei der mündlichen Verhandlung den Richtern, wie den Anwälten über den Kopf wachsen. Für ganz extreme Fälle lassen fast alle Proceßgesetze entsprechende Ausnahmen zu: sie überlassen ferner dem Richter, einzelne selbständige Streitpunkte, willkührlich gehäufte Klagen und Einreden zur besonderen Verhandlung zu verweisen. Alle Streitpunkte, die zur Entscheidung reif sind, während andere noch der weiteren Erörterung bedürfen, werden sofort entschieden — ein großer Vorzug vor dem schriftlichen Verfahren, welches in jeder Instanz nur eine Entscheidung kennt, so daß wegen eines Streites über geringfügige Nebenpunkte auch die Hauptfragen oft lange Zeit zum großen Nachtheil der Parteien unerledigt bleiben.

Die entschiedensten Bedenken knüpft man daran, daß jene beiden Theilen bis zur Entscheidung gelassene Freiheit mißbraucht werden kann. Kommt es zu einer mehrmaligen Verhandlung der Sache, so kann eine Partei, nicht weil sie eine andere Auffassung der Sache wirklich gewonnen hätte, sondern aus Chicane, Proceßkünstelei, jedes Mal eine ganz veränderte Position einnehmen, den Gegner auf das befremdlichste überraschen. Beim Mangel aller die frühere Verhandlung wirklich erschöpfenden, bindenden schriftlichen Unterlagen ist formell gar nicht festzustellen, daß solch' verwerfliches Proceßmanoeuvre wirklich vorliegt. Das französische Verfahren stellt solchen Mißbräuchen die sogenannte Souveränetät der Gerichte entgegen, es ermächtigt die letzteren, von solchen Parteianführungen einfach abzusehen, die nach ihrer Ueberzeugung lediglich zum Ver-

ſchleif der Sache gemacht werden. Dieſem Ermeſſen iſt keine Schranke geſtellt, dem Richter wird eine ſcharfe Waffe gegen die Chicane vertrauensvoll in die Hände gegeben, das Recht, ein verwerfliches Verfahren öffentlich mit ſeinem rechten Namen zu nennen, während der alte ſchriftliche Proceß mit ſeinem ängſtlichen Weſen ſich ein ſolch durchgreifendes Urtheil nicht zutraut.

Unbefangen betrachtet, wird man eine ſolche Befugniß der Gerichte als eine dem veränderten Syſteme entſprechende Anwendung der Eventualmaxime anerkennen müſſen. Will der ſchriftliche Proceß ſeine Anſprüche auf Rechtzeitigkeit und Vollſtändigkeit aller Parteiauslaſſungen nicht, wie es oben geſchah, lediglich auf die eigenen zugeſtandenen Schwächen gründen, ſo hat ſeine Strenge keine andere Baſis, als die Annahme, die Partei habe abſichtlich mit der Wahrheit zurückgehalten und ſei bei gutem Willen in der Lage geweſen, von vorn herein die nunmehr verſpäteten Angaben zu machen. Das Geſetz präſumirt dann ein für alle Mal verwerfliches, chicanöſes Verhalten der Partei und ſtraft daſſelbe dadurch, daß es den weiteren Verlauf ganz in die Hände des Gegners giebt, der ſofort Rechte aus ſolchen Fehlern erwirbt. Das mündliche Verfahren ſetzt an die Stelle einer allgemeinen und darum willkührlichen Präſumtion das verſtändige und billige Ermeſſen des beide Theile unmittelbar hörenden Richters nach der Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles. Dieſes kann hin und wieder fehlgreifen, iſt aber jener zweiſchneidige Formalismus dieſer Gefahr nicht in viel höherem Maße ausgeſetzt?

Es iſt charakteriſtiſch für das ſchriftliche Verfahren, daß es ein Element, das nach allen Erfahrungen im Proceßweſen eine ſehr anſehnliche Rolle ſpielt, die Chicane, überhaupt nicht kennt, gar nicht daran denkt, ihren Gefahren zu begegnen. Und doch iſt von einer geordneten Rechtspflege kaum zu reden, wenn dem Richter hierzu alle Mittel genommen ſind.

Auch das ſchriftliche Verfahren kann die Parteien nur mit ſolchen Anführungen präcludiren, die ſie im Stande waren, früher zu erheben. Der Einwand des Verklagten, er habe im Laufe des Proceſſes gezahlt, ſich mit dem Gegner verglichen, eine liquide Gegenforderung erworben, muß jederzeit erörtert werden und hemmt ſelbſt nach der Verurtheilung die Execution, wenn die bezüglichen Thatſachen erſt nach Erlaß des Urtels vorgekommen ſein ſollen. Jeder Schuldner, der die Stirne hat, immer und immer wieder derartige Einreden grundlos zu erheben, braucht weder ſeine Verurtheilung, noch die Execution zu fürchten, wenn der Richter ſolch unwürdigem Spiele machtlos Raum zu geben hat. Nicht die Weisheit der beſtehenden Geſetze, ſondern nur die Schaam der Parteien läßt es nicht zu einem allzuweit getriebenen Mißbrauche dieſer Art kommen.

Demgemäß iſt auch jene Souveränetät der Gerichte nicht eine ſo unerhörte Neuerung, wie man hat behaupten wollen. Der §. 111 des Anhangs zu §. 4a I. 14. der Allgemeinen Gerichtsordnung erkennt ſie für einen beſtimmten Fall an, die Praxis macht aber keinen Gebrauch davon, weil im ſchriftlichen Verfahren alle Mittel fehlen, die nothwendigen Vorausſetzungen der Anwendung genügend feſtzuſtellen.

Aehnliche Geſichtspunkte kommen für das praktiſch ſehr wichtige Contumacialverfahren in Frage. Im ſchriftlichen Proceſſe der neueren Zeit wird bei dem ungehorſamen Ausbleiben des gehörig geladenen Verklagten angenommen, er räume alle Behauptungen des Klägers ein, und es iſt entſprechend zu erkennen. Hierbei iſt, dem Syſteme gemäß, lediglich die logiſche Schlüſſigkeit der Klage zu prüfen. Fordert alſo z. B. der Kläger Schadenerſatz wegen Entwendung eines alten Rocks und ſtellt dabei gehörig unter Beweis, daß der Werth deſſelben auf 100 Thaler zu veranſchlagen, ſo werden aus allen ſolchen Behauptungen ohne weiteres proceſſualiſche Wahrheiten. Dieſer Formalismus zwingt den Richter, den ausbleibenden Verklagten zur Zahlung jener Summe zu verurtheilen, gleichviel ob der vom Standpunkte der formalen Logik gerechtfertigte Spruch dem geſunden Menſchenverſtande und der täglichen Erfahrung geradezu in's Geſicht ſchlägt. Hat der Kläger ſich auf den Satz von 50 Thaler, noch unbillig genug, beſchränkt, ſo hat der Verklagte nicht einmal Ausſicht, ſeine Verurtheilung durch ein Rechtsmittel zu beſeitigen.

Eine freiere Auffaſſung ſetzt den Richter nicht zu einer logiſchen Rechnenmaſchine herab. Sie überläßt es wieder ſeinem freien, verſtändigen und billigen Ermeſſen, wieweit er die Behauptungen der Klage gegen den ungehorſamen Verklagten ohne weiteres für feſtgeſtellt annehmen, wieweit er vom Kläger den Beweis unglaubhafter Angaben fordern will.

Es iſt charakteriſtiſch für den Geiſt des alten Syſtems, daß ſich die zahlreichſten Stimmen gegen ſolche Befugniſſe der Richter erhoben haben. Alles freie Ermeſſen gilt ihnen als Willkühr der gefährlichſten Art. Nur leidenſchaftliche Befangenheit kann ſich darüber täuſchen, daß man hiermit das energiſchſte Mißtrauensvotum gegen den eigenen Stand ausſpricht. Wir ſind der Meinung, daß ein Mann, dem man ſo ſachgemäße Befugniſſe mit Grund verſagen müßte, überhaupt nicht dazu berufen iſt, den Stuhl des Richters einzunehmen. Das Unrecht kann in jedem Proceſſe ſiegen, der Formalismus aber iſt vor Allem dazu angethan, ihm gelegentlich dazu zu verhelfen. Es iſt darum eine Illuſion, Alles von wohl verclauſulirten Geſetzen, legalen Präſumtionen u. dergl. zu hoffen: die Rechtspflege liegt doch in den Händen der Perſonen, man hebt die Gefahren, die von ihrer

etwaigen Untüchtigkeit drohen, dadurch zum kleinsten Theile auf, daß man ihnen Hände und Füße bindet.

Auch die Verfasser des preußischen Entwurfs haben kein übermäßiges Vertrauen zu den in der alten Schule gebildeten Personen: die rücksichtslose Aufnahme auch unwesentlicherer Bestimmungen der französischen Gesetzgebung hat vorzüglich im Auge, unseren Juristen ihr altes Handwerkszeug, die Gerichtsacten, ganz zu nehmen, lediglich, um sie im vollsten Sinn des Worts zu zwingen, mit dem neuen Verfahren Ernst zu machen. Sie haben augenscheinlich auch keine überspannte Vorstellung von der Durchschnittsbefähigung der Richter und Anwälte, worauf die Gegner bedenklich hinzuweisen pflegen — sie haben sich darum aber doch nicht gescheut, das Princip der Mündlichkeit im Sinne der obigen Darstellung vollständig zu adoptiren, dem Richter jene freiere Stellung zu geben. Das alte System kümmert sich, wie wir sahen, um die durchschnittliche Befähigung und Bildung der Parteien in keiner Weise — wäre es wirklich geboten, jede neue Construction vor Allem den vermeintlichen Schwächen der Fachjuristen anzupassen?

Auf die Einzelnheiten des Verfahrens näher einzugehen, würde zu weit führen. Ein mehr oder weniger streng durchgeführter Zwang der Parteien, sich durch Anwälte vertreten zu lassen, ist eine unvermeidliche und meist wohlthätige Consequenz der Mündlichkeit; für die Vertretung armer Parteien, deren Unkunde sie bei eigener Proceßführung oft hart schädigt, läßt sich zweckmäßig sorgen. Der Betrieb des Processes, die Ladung der Gegner und Zeugen, die Zustellung der Urtheile wird den Parteien überlassen, die das Nöthige durch Gerichtsvollzieher in streng vorgeschriebenen Formen zu veranlassen haben, während im schriftlichen Processe der Richter dies Alles von Amts wegen formloser besorgt, und so jedenfalls für die Bequemlichkeit der Parteien und Anwälte das Mögliche thut.

Wir erwähnen noch, daß die Competenz der Einzelrichter erweitert werden soll, und daß der Entwurf für die Entscheidung von Handelssachen Handelsgerichte projectirt, innerhalb deren dem kaufmännischen Elemente, dem juristischen gegenüber, die Majorität gesichert wird. Die Controverse, ob der vom Entwurfe beliebte Gegensatz eines ordentlichen und summarischen Processes mit verschiedenen Einleitungsformen für gerechtfertigt und zweckmäßig zu erklären, können wir hier nur als besonders wichtig hervorheben, aber nicht speciell erörtern, da wir noch einen Blick auf die weiteren Stadien eines Processes zu werfen haben.

Wenn erhebliche Thatsachen unter den Parteien streitig bleiben, so erweist sich Behufs der weiteren Aufklärung ein Beweisverfahren un-

erläßlich. Der ältere Proceß ſtellte die Beweisſätze und die Beweislaſt durch ein förmliches Erkenntniß feſt, gegen welches er alle Rechtsmittel zulaſſen mußte, da er ihm für das weitere Verfahren präjudicielle Geltung beilegte. Führte eine Partei den ihr auferlegten Beweis nicht, ſo mußte ſie mit den bezüglichen Anträgen abgewieſen werden, auch wenn dieſe nach der Anſicht des Richters, der das Endurtheil ſprach, ohne Beweis wohl begründet geweſen waren. Neuere Geſetzgebungen haben, um jene endloſe Procedur abzukürzen, nur den Inſtanzrichter an ſein Beweiserkenntniß in jenem Sinne gebunden. In Preußen wird ſchon längſt die Beweisaufnahme durch einen formloſen Zwiſchenbeſcheid im Laufe des Proceſſes veranlaßt und der Richter giebt ſeine Endentſcheidung nach ſeiner freien Ueberzeugung.

Ein bindendes Beweiserkenntniß begrenzt den Proceßſtoff definitiv, es zieht damit nur die Conſequenzen der Eventualmaxime. Das mündliche Verfahren muß zu Gunſten des materiellen Rechts auf dieſen Vortheil ebenſo conſequent verzichten. Auch der Entwurf ſtellt ſich auf dieſe Seite und ſorgt nur für die Beſeitigung der allerdings bedenklichen Formloſigkeit des preußiſchen Proceßrechts.

Die grundſätzliche Verſchiedenheit der beiden Proceßſyſteme zeigt ſich aber auch weiter nach allen Seiten.

Die ſchriftliche, ſucceſſive Erörterung des Sachverhalts zerſetzt behufs Feſtſtellung der Streitpunkte nothwendig das Factum in ſeine kleinſten Atome: die Schriftlichkeit iſt die Wurzel der Haarſpalterei, die man unſeren Juriſten zur Laſt zu legen pflegt. Wenn das Geſetz ſelbſt überall auf den Buchſtaben der faſt nie genau zuſammenſtimmenden Formulirungen der Parteiſchriften verweiſt, wie ſollen ſeine Diener anders zu Werke gehen? Den Dienſt des Referenten, der ſchließlich trotz aller Schwierigkeiten das ſo zugeſchnittene Material nach einfachen Geſichtspunkten ſichten und ſich zurechtlegen muß, leiſtet ein mündliches Verfahren ſeiner Natur nach von vorn herein: jeder der hörenden Richter ſcheidet bei Auffaſſung des mündlichen Vortrags nothwendig alles Beiläufige aus und faßt die Hauptumriſſe, den Zuſammenhang der Sache in's Auge. Ueber auftauchende Zweifel, an denen Referate aus ſchriftlichen Acten ſich oft erfolglos abmühen, führt ein ſachgemäßer Gebrauch des Fragerechts leicht hinaus.

In Folge deſſen bedarf erfahrungsmäßig ein mündliches Verfahren der Beweiserhebungen in geringerem Maße, als ein ſchriftliches. Die Evidenz, der aus den immerhin im Einzelnen mannichfach differirenden Parteiangaben hervorleuchtende Zuſammenhang des Hergangs führt häufig darüber hinweg und ermöglicht die ſofortige Entſcheidung. Der Richter

kann hierbei ſeine Kenntniß der Menſchen und Verhältniſſe, ſeine Erfahrung, ſeinen praktiſchen Blick, ſein geſundes Urtheil, kurz Eigenſchaften bewähren, die im älteren Proceß, der nur eine gelehrte Technik beanſprucht, gar nicht in Betracht kommen.

Wir ſtehen auch hier wieder vor jener alten Frage: was iſt Wahrheit? Kommt man ihr näher mit den Mitteln einer kritiſchen Syntheſe, oder nur durch eine Analyſe, die nicht eher ruht, als bis Alles in ſeine kleinſten Theile zerſetzt iſt? Iſt es überhaupt möglich, einen verwickelten thatſächlichen Hergang in allen Einzelnheiten genau zu reconſtruiren, etwa feſtzuſtellen, was bei einer ſchwierigen Vereinbarung ſtundenlang hin- und hergeſprochen iſt? Dem praktiſchen Leben iſt die ſkeptiſche Aengſtlichkeit der Juriſten der alten Schule fremd: ihm gilt die Evidenz nicht als ein Irrlicht, ſondern als die Leuchte der Wahrheit.

Sind Beweiſe erhoben und handelt es ſich um die Würdigung des Ergebniſſes, ſo läßt das mündliche Verfahren — abgeſehen vom Eide der Parteien, der immer als entſcheidend gelten muß — auch hier das freie Ermeſſen des Richters walten; man verweiſt ihn nicht auf eine ganz abſonderliche Methode der Erkenntniß, ſondern beſcheidet ſich, daß die Juriſten, nur bevorzugt durch wiſſenſchaftliche Bildung und reiche Geſchäftserfahrung, dem ſchwankenden Reiche der Thatſachen gegenüber doch nur auf dieſelben Mittel angewieſen ſind, wie die große Maſſe des Volkes. Man ſucht nicht eine Wahrheit von beſonderer Art, ſondern die Wahrheit, ſoweit ſie den beſchränkten Mitteln der Menſchen erreichbar. Der ſchriftliche Proceß bindet dagegen den Richter an beſtimmte Beweisregeln, und ſucht nach juridiſcher Gewißheit. Da das logiſche Schema auf dieſem Gebiete nicht ausreicht, ſo nimmt man ein mathematiſches, arithmetiſches Element zu Hülfe und gewinnt damit den Schein der größten Präciſion. Die übereinſtimmende Ausſage zweier Zeugen gilt z. B. als der Wahrheit entſprechend, die eines Zeugen giebt einen halben Beweis. Jedes Partikelchen des ſtreitigen Factums iſt nun in dieſer Weiſe für ſich feſtzuſtellen, der nur mangelhaft erbrachte Beweis durch Erfüllungs- und Reinigungseide der Parteien zu ergänzen, für welche die gemeinrechtliche Praxis mit dem größten Fleiße ſo ſubtile Formeln erfunden hat, daß der gemeine Mann ohne die Hülfe juriſtiſcher Studien ihre Tragweite und eigentliche Bedeutung unmöglich ermeſſen kann. Man ruht nicht, bis auf dieſem Wege für alle Streitpunkte jene juridiſche Gewißheit gewonnen iſt, an welcher nun der ſonſt ſo ſkeptiſche Richter feſtzuhalten und die Richtigkeit der Parteiangaben ausſchließlich zu meſſen hat.

Seitdem man im Criminalproceſſe von den alten Beweistheorien gelaſſen hat, bindet ſich auch die Praxis im Civilproceſſe nicht mehr ſo

ſtreng an die alten Regeln, ſondern bewegt ſich ungenirter. In Preußen iſt für einzelne wichtige Fälle die gleiche Freiheit geſetzlich gegeben — in der Hauptſache iſt aber in beiden Proceßarten der Richter durch das Geſetz auf zwei diametral verſchiedene Methoden, ſeine Ueberzeugung zu bilden, angewieſen. Da die Criminalentſcheidung dem Civilproceſſe nicht als präjudicirlich gilt, ſo kann dieſelbe Frage hier verſchieden beantwortet werden. Die Geſchworenen haben unter zweifelhaften Umſtänden Jemand eines Mordes ſchuldig erklärt. Der Mörder iſt Teſtamentserbe des Ermordeten, hat aber dies Erbrecht nach den Geſetzen durch ſein Verbrechen verwirkt. Iſt nun der Mord nicht auch im Civilproceß nach der erwähnten Methode erweislich zu machen, ſo verliert der Mörder den Kopf, behält aber die Dispoſition über die Erbſchaft. Der Entwurf enthält zweckmäßige Beſtimmungen zur Beſeitigung ſo ſchreiender Widerſprüche.

Der Gegenſatz der beiden Syſteme hat endlich noch eine überraſchende Conſequenz, welche ſie ſcheinbar die Rollen wechſeln läßt. Das mündliche Verfahren ſucht nämlich erfahrungsmäßig den Beweis zu formaliſiren, namentlich den Zeugenbeweis zu beſchränken, während der ältere Proceß in der Beweisinſtanz die vollſte Freiheit der Bewegung läßt. Der preußiſche Entwurf hat dieſe Frage, als dem materiellen Rechte angehörig, unberührt gelaſſen, beabſichtigt alſo keine Aenderung des Rechts der verſchiedenen Landestheile nach dieſer Seite hin — wir können aber über dieſen wichtigen und charakteriſtiſchen Punkt nicht ohne einige weitere Bemerkungen hinweggehen.

Der Criminalproceß erſchöpft ſich weſentlich im Beweisverfahren, das hier durchaus Hauptſache iſt. Man ſucht in allem Ernſte die objective Wahrheit zu ermitteln, und der Staat ſtellt dieſem Zwecke ſeine ganze Macht, alle ſeine Hülfsquellen zur Dispoſition. Von ſolch umfaſſendem Streben kann im Civilproceſſe gar keine Rede ſein, da lediglich die von den Parteien angegebenen Beweismittel benutzt werden können — ein Unterſchied, durch den man das Nebeneinanderbeſtehen jener abweichenden Beweistheorien zu rechtfertigen pflegt.

Das ſchriftliche Verfahren ſetzt ſich nun in der Beweisinſtanz, trotzdem es nur über unzureichende Mittel gebietet, plötzlich das gleiche Ziel, der materiellen Wahrheit nachzugehen. Man hört über den ſtreitigen Hergang alle Welt mit alleinigem Ausſchluß der Parteien, die vielleicht durch die Beweisaufnahme ſelbſt klarer zu ſehen anfangen, denen man aber jede neue Anführung verſagt, an deren Anträge aber doch wieder die Procedur gebunden bleibt und die frei darüber ſchalten, welche Mittel dafür in Bewegung geſetzt werden ſollen. Man läßt Gegenbeweiſe aller Art zu, man geht auf Indicienbeweiſe ein, die indirect der geſuchten

Wahrheit näher führen ſollen, man geräth ſo in das luftige Reich der Vermuthungen und läßt endlich eine Art Conjecturalkritik über den Ausgang, nämlich darüber entſcheiden, welche der Parteien über ihre Angaben zum Eide zu verſtatten. Es iſt nicht zu verkennen, daß hier ein innerer Widerſpruch vorliegt, daß Zweck und Mittel einander wenig entſprechen.

Ein mündliches Verfahren ſucht die Wahrheit an der nächſten Quelle, aus den Parteiverhandlungen ſelbſt, zu ſchöpfen. Es erwartet viel vom natürlichen Takte, dem ſcharfen Blicke der Richter und überläßt ihnen, das Ergebniß der Verhandlung und der Beweisaufnahme frei zu combiniren.

Der Beweis kann aber nur ſelten vollſtändig vor dem erkennenden Richter aufgenommen werden: es drängt ſich dann ein fremdartiges ſchriftliches Element von oft bedeutendem Umfange in die mündliche Verhandlung hinein. Es leuchtet ein, daß die Würdigung deſſelben nach einer ſcrupulöſen Methode ſich meiſt als läſtig und unpraktikabel erweiſen wird. Am meiſten widerſtrebt es der Natur des mündlichen Proceſſes, durch ſucceſſive Beweisaufnahmen, wie ſie der complicirte Apparat des älteren Syſtems empfiehlt, wiederholte Verhandlungen einer Sache nöthig zu machen. Alles drängt vielmehr zur ſtraffen Concentration des Verfahrens.

In Frankreich hat man dieſe längſt zu ſichern geſucht durch Formaliſirung des Beweiſes. Man begünſtigt den Urkundenbeweis, ſucht ihn durch Erſchwerung der Gegenbeweiſe unantaſtbarer zu machen und ſchließt für wichtigere Proceſſe, falls die Parteien in der Lage waren, ſich ſchriftliche Beweiſe über den Streitpunkt zu verſchaffen, den Zeugenbeweis inſoweit ganz aus.

Wir glauben, daß die Einführung eines mündlichen Verfahrens früher oder ſpäter zu ähnlichen Conſequenzen drängen wird. Ob dieſelben ernſtlich zu ſcheuen, läßt ſich nur darnach ermeſſen, welcher Werth dem Zeugenbeweiſe beizulegen iſt.

Wir ſind weit entfernt davon, dies Beweismittel wegen der ihm eigenthümlichen Gefahren ganz zu verwerfen. Immerhin iſt klar, daß der Zeuge denſelben Selbſttäuſchungen unterworfen iſt, wie nach den obigen Andeutungen die Parteien, daß ſeine Wahrnehmungen bedingt ſind durch ſeine Achtſamkeit, ſeine Auffaſſungsgabe und ſelbſt ſeine Vorurtheile; immerhin ergiebt demgemäß die tägliche Erfahrung, daß die widerſprechendſten Angaben beſchworen, daß beſchworene Ausſagen bei wiederholter Vernehmung ſehr weſentlich modificirt werden, ohne daß auch nur der Schein abſichtlicher Entſtellung deshalb auf einen der Betheiligten fiele; immerhin iſt es unzweifelhaft, daß bei Formirung einer Zeugenausſage der vernehmende Richter mit ſeinen Anſichten und ſeiner Frageſtellung eine

ebenſo wichtige Potenz iſt, als der Zeuge ſelbſt; — dieſe Bedenken fordern doch nur zur Vorſicht beim Gebrauche dieſes Mittels auf und laſſen ſeinen Werth nur zweifelhafter erſcheinen, als die ältere Theorie annimmt.

Das ſchriftliche Verfahren ſetzte dieſen Werth faſt auf Nichts herab, wenn es, in Conſequenz ſeines Syſtems, den Zeugen nicht über ſeine volle Wiſſenſchaft, ſondern nur über jene Streitatome, über einzelne genau nach den Parteiangaben formulirte Frageſätze vernehmen ließ. Iſt man nun auch von dieſer Methode in neuerer Zeit faſt ganz zurückgekommen, ſo ergeben ſich damit nur andere Bedenken. Es handelt ſich ja für den Richter nicht um die Wahrheit, ſondern um die Richtigkeit der einzelnen ſtreitigen Parteiangaben in ihrer urſprünglichen Formulirung. Mit dieſen ſtimmt in verwickelten Fällen eine Zeugenausſage ſelten vollſtändig überein, ſie beſtätigt theilweiſe die Angaben der einen, theilweiſe die der anderen Partei. Hin und wieder wird durch kluge und unbefangene Zeugen das ganze Sachverhältniß überraſchend aufgeklärt, es kommt dann aber auch vor, daß ihre Ausſage auch das bisher nach Lage der Acten unſtreitige Proceßmaterial in weſentlichen Punkten unerwartet in Frage ſtellt. Der Richter des alten Syſtems kommt durch ſolche Zwiſchenfälle nur in geringe Verlegenheit, er wird die beweispflichtige Partei, deren Angaben nicht ausreichend beſtätigt ſind, abweiſen und damit dem Streit ſein formales Ende geben. Welchen poſitiven Nutzen hatte dann aber das immerhin erfolgreiche Suchen nach der Wahrheit in der Beweisinſtanz?

Wir haben nicht verhehlt, daß das mündliche Verfahren den Schwierigkeiten nicht immer gewachſen ſein wird, welche ihm unter Umſtänden der Zeugenbeweis bereiten kann — wir müſſen dem gegenüber hervorheben, daß deſſen Ergebniſſe in dem ſchriftlichen Verfahren, welches ſchwerfällig an den einmal gegebenen Unterlagen feſthält, nicht ernſtlich und ſachgemäß zu verwerthen ſind und daß ſich hiermit die oben angedeuteten Gefahren des Gebrauchs verdoppeln.

Der alte Proceß hat dennoch zu einer großen Vorliebe für dies Beweismittel geführt. Die Parteien vergeſſen die formalen Schranken, die ihnen ſonſt geſetzt ſind, wenn der ſtreitige Hergang in den Zeugenausſagen wieder lebendig wird, ſie ſind im Stande, ihre Chancen ſelbſt zu verfolgen, kurz es tritt in das Verfahren eine Epiſode ein, die allgemein verſtändlich iſt oder doch ſo lange ſcheint, bis die geſetzliche Beweistheorie und die Eventualmaxime mit dem aufgeſammelten Material nach ihrer Weiſe ſchalten.

Hierzu kommt, daß in der Beweisinſtanz jene Souveränetät der Parteien volle Anerkennung findet. Zwei erhitzte Proceßgegner können auch wegen des geringfügigſten Streites halbe Dorfſchaften als Zeugen

gegen einander auf Koſten des unterliegenden Theils in's Feld führen. Die Annahme der Parteien, daß alle Welt Kenntniß von ihren Beziehungen genommen habe, erweiſt ſich erfahrungsmäßig meiſt als fixe Idee; es iſt auch von vorn herein oft klar genug, daß die feineren Nuancen eines Hergangs, über welche geſtritten wird, die Aufmerkſamkeit Unbetheiligter zur Zeit des Vorfalls unmöglich auf ſich ziehen konnten — das Geſetz ſetzt aber nirgends eine Schranke. Es wird, wie in Criminalſachen, zu einer allgemeinen Bürgerpflicht erhoben, in Proceſſen eidlich Zeugniß abzulegen, dazu gegen eine ärmliche Entſchädigung Reiſen zu machen, Vorhaltungen der Parteien und Gegenzeugen anzuhören. Nur der unkritiſche Glaube des Volkes, daß die Wahrheit durch Zeugen kund, daß das Recht gefunden werden müſſe, wenn nur möglichſt umſtändlich verfahren wird, findet hierbei ſeine Rechnung.

Schlechthin unentbehrlich pflegt man den Zeugenbeweis zu nennen wegen der Vorliebe der Deutſchen für formloſe Geſchäfte: in ihm ſoll das „Ein Mann, ein Wort" eine ſeiner beſten Stützen finden. Leider werden die Phraſen von deutſcher Art und Treue nirgends auf eine traurigere Realität zurückgeführt, als in unſerem Civilproceſſe, der Allen, die ihn wirklich kennen lernen, den Glauben an die tiefe Gemüthlichkeit unſeres Verkehrslebens gründlich zerſtören muß. Wenn über Rechtsgeſchäfte geſtritten und Beweis erhoben wird, ſo wird jener ganze Apparat in der Regel nur in Bewegung geſetzt, um dem Gegner, dem von vorn herein immerhin ein rückhaltloſes Vertrauen bewieſen ſein mag, um keinen Preis den Eid anzuvertrauen. Beide Theile drehen und wenden das Sachverhältniß ſo lange hin und her, bis ſie ihm eine vortheilhafte Seite abgewinnen, und können wohl hoffen, daß ihnen irgend ein Moment der Beweisaufnahme ſich günſtig erweiſen, ihnen ſelbſt den Eid ſichern könne. Gerade jene gerühmte Eigenthümlichkeit der Deutſchen, ihre Vorliebe für die vollkommene Formloſigkeit, läßt ſie ſehr ſelten zur ganzen Verhandlung Perſonen als Zeugen im ſtrengen Sinne, zum Zwecke der Bekundung des Geſchäfts, hinzuziehen. Im Proceſſe führt man dann Leute auf den Kampfplatz, die zufällig anweſend waren, mit halbem Auge und Ohre der Verhandlung folgten, nur Fragmente davon auffaßten und durch ihre ſchwankenden Angaben den Fall noch zweifelhafter erſcheinen laſſen, als er bei Beginn des Proceſſes nach den Parteiangaben erſcheinen mochte.

Von jener gedankenloſen, leicht in ihr Gegentheil umſchlagenden Vertrauensſeligkeit das Volk zu befreien, es zu einer formelleren Behandlung ſeiner Rechtsgeſchäfte zu erziehen, iſt eine ſehr bedeutungsvolle Aufgabe der Proceßgeſetzgebung. In allen wichtigeren Fällen wird ſich jeder Umſichtige den Beweis zu ſichern ſuchen: die Bildung unſeres Volkes verweiſt

es hierbei auf die Schriftform als zuverläſſigſtes Mittel, das ſeiner Natur nach zugleich zu einer größeren Präciſion und Vollſtändigkeit der Vereinbarungen hinleitet. Die preußiſche Geſetzgebung hat ſchon längſt von der Beobachtung dieſer Form die Gültigkeit der wichtigſten Rechtsgeſchäfte abhängig gemacht; die franzöſiſche Beweistheorie ſchließt für erheblichere Geſchäfte, bei denen die Parteien in der Lage waren, ſich den Urkundenbeweis zu ſichern, nur den Zeugenbeweis aus, hält die Vertrauenden, die ſo genöthigt werden, es auf den Eid des Gegners ankommen zu laſſen, nur beim Worte, erſtrebt alſo ein ähnliches Ziel, ohne doch das materielle Recht der Verträge in Frage zu ſtellen. Man überſieht dieſe Seite der Sache, wenn man, wie es häufig geſchieht, Alles nur auf eine Unzulänglichkeit des mündlichen Verfahrens oder gar auf eine Verſchiedenheit des Nationalcharakters, auf die beſondere Unzuverläſſigkeit franzöſiſcher Zeugen, welche das Geſetz durch jene Beſtimmungen ſelbſt anerkenne, zurückführen will.

Eine Formaliſirung des Beweiſes innerhalb ſolcher billigen Schranken iſt nahe gelegt durch das wohlverſtandene Intereſſe des Publikums, das durch gerichtliche Vernehmungen über Privathändel nur zu beläſtigen iſt, wenn die Parteien ſich nicht andere Beweismittel verſchaffen konnten, durch jene erfahrungsmäßigen Bedenken gegen die Zuverläſſigkeit des Zeugenbeweiſes im Civilproceſſe, endlich durch die Erwägung, daß das wichtigſte aller Beweismittel, der Parteieneid, nach allen Geſetzgebungen alle weiteren Beweiserhebungen ausſchließt, alſo weſentlich formaler Natur iſt.

Sollte die Mündlichkeit des Verfahrens, wie wir glauben, wirklich auch in Deutſchland zu einer angemeſſenen Beſchränkung des Zeugenbeweiſes führen, ſo wäre das ſicher kein Grund, auf alle weiteren durch ſie gebotenen Vortheile zu verzichten.

Ein ſolcher tritt höchſt charakteriſtiſch zu Tage, wenn es ſich in der Beweisinſtanz nicht um rein thatſächliche Feſtſtellungen, ſondern um Folgerungen aus thatſächlichen Vorausſetzungen, alſo Werthsermittlungen, Schätzungen von Schäden u. dgl. handelt.

Der deutſche Proceß klammert ſich auch hier ſtreng an ſein logiſch-arithmetiſches Schema. Er verlangt vom Kläger, daß er ſchon in der Klage den Betrag ſeines Schadens, ſeines verletzten Intereſſes, genau auf Heller und Pfennig berechne, jeden einzelnen Anſatz auf beſtimmt formulirte thatſächliche Angaben gründe. So wenig dem Richter in jenem Falle der Contumaz eine Anſicht über den Werth eines alten Rockes frei gelaſſen wurde, ſo wenig traut man ſeiner Gelehrſamkeit in der Beweisinſtanz irgend ein Urtheil über Fragen des alltäglichen Lebens zu. Er muß durchaus die Vertrauensmänner der Parteien hören, und, wenn er poſitiv

entscheiden will, sein Urtheil auf ihre Angaben gründen. So erheischt das Streben nach einer mathematischen Präcision, die für jeden Unbefangenen einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist, die complicirtesten Beweisführungen. Der Richter rechnet mit den Zahlen, welche die Beweistheorie und die Beweisergebnisse ihm an die Hand geben, und es bewendet bei seinem Facit, wie befremdlich es auch dem unstreitigen Sachverhalt gegenüber erscheinen möge.

Das mündliche Verfahren kann, weil es den Parteien jederzeit vollständiges Gehör sichert, dem verständigen Ermessen des Richters dagegen freien Raum geben; es überläßt ihm, soweit er es für nöthig hält, zur sachgemäßen Begründung seines Urtheils Sachverständige zu hören, ohne ihn im Einzelnen an deren Angaben zu binden. Er ist so in der Lage, dem Verletzten schnell eine vollständige, nicht allzu ängstlich bemessene Entschädigung zu verschaffen, mit seinem Urtheil den Beschädiger empfindlich zu treffen, wogegen die gelehrte Unparteilichkeit der Deutschen vor Allem im Auge hat, dem Kläger nicht einen Groschen zuviel zuzuerkennen.

Das Ergebniß ist, daß im schriftlichen Verfahren es durchaus vortheilhafte Chancen bietet, den Gegner auf das dornige Terrain der Beweisführung zu drängen, wo möglich alle seine Angaben einfach in Abrede zu stellen, alle Zugeständnisse zu vermeiden. Die letzteren werden vom Gegner leicht so ausgebeutet, daß er sie theilt, also, soweit sie ihm günstig erscheinen, sie gelten läßt, im Uebrigen aber bestreitet. Jene scharf analysirende Methode der Schriftlichkeit, immer in Versuchung, ihre Aufmerksamkeit mehr den Einzelnheiten, als dem Ganzen zuzuwenden, scheidet sich zunächst alles Unstreitige aus und baut auf dieser anscheinend festen Grundlage weiter, die doch nur dadurch gewonnen wurde, daß man vielfach von dem eigentlichen Zusammenhange der Parteiauslassungen absah. Das mündliche Verfahren kann nur diesen im Auge behalten und ist jenen haarspaltenden Operationen abgeneigt.

So gehen auch in der schwierigen Lehre von der Theilung der Zugeständnisse beide Systeme auseinander; das deutsche mag sich theoretischer Consequenz rühmen, das französische beruft sich auf die einfachen Sätze, daß die Aufrichtigkeit im Processe nie mit processualischen Nachtheilen bestraft werden darf, und daß wer die Angaben des Gegners in ihrem Zusammenhange nicht gelten läßt, aus einzelnen diesem Zusammenhange entrissenen Theilen derselben für sich keine Rechte herleiten darf.

Jene absolute Scheidung von Recht und Moral, worauf deutsche Processualisten so emphatisch Gewicht zu legen pflegen, existirt in voller Schärfe für ein mündliches Verfahren überhaupt nicht. Die Oeffentlichkeit, die unmittelbare Verhandlung mit dem Richter werden selbst böswil-

lige Parteien einigermaßen in Schranken halten: geſchieht dies nicht, ſo iſt das Gericht in der Lage, dem Mißbrauche entgegenzutreten und die öffentliche Moral einer verwerflichen Proceßführung gegenüber zu wahren und zur Geltung zu bringen. Der ſchriftliche Proceß entbehrt ſolcher Waffen vollſtändig; er hat mit ſeinen befremdlichen Chancen das Volk ſchlimmen Verſuchungen ausgeſetzt, ein geſundes Rechtsgefühl, eine ſchlichte und klare Auffaſſung der Rechtsverhältniſſe nie bei ihm gefördert. —

In die zweite Inſtanz nimmt ein ſchriftliches Verfahren natürlich das in der erſten mühſam gewonnene Material mit hinüber. Es läßt zwar, um die Gefahren der Eventualmaxime einigermaßen zu beſeitigen, in zweckmäßiger Inconſequenz die Anführung neuer Thatſachen und Beweismittel zu, alles Neue muß ſich aber eng an die alten Formulirungen anſchließen und gewinnt wieder in den Schriftſätzen ſofort ſtarre Form. Der zweite Richter prüft vor Allem, ob der erſte nach Lage der Acten ein kunſtgemäßes Urtheil gefällt habe, und ſeine Thätigkeit erhält, namentlich wenn, wie in Preußen, die Appellationsgerichte zugleich Aufſichtsbehörde ſind, leicht einen etwas ſchulmeiſterlichen Anſtrich.

Von alledem kann, wenn in erſter Inſtanz wirklich mündlich verhandelt wurde, keine Rede ſein. Das Appellationsgericht wird, ſoweit das erſte Urtheil nicht rechtskräftig geworden iſt, mit der Sache ganz in derſelben Weiſe befaßt, wie das Gericht erſter Inſtanz. Es wird nur die Identität des Rechtsſtreits gewahrt, im Uebrigen ſchalten die Parteien und das Gericht in voller Freiheit mit dem Proceßſtoffe, und das letztere findet ſo die vollſte Gelegenheit, die beſſere Einſicht, deren es ſich erfreuen mag, hierbei nach allen Seiten zu verwerthen. Wo die Parteien in erſter Inſtanz ihre Rechte ohne alle formale Beſchränkung wahrnehmen konnten, kann man jedes Rechtsmittel ausſchließen, wie es der Entwurf für Objecte bis 20 Thaler thut; andererſeits kann man den Gebrauch der Appellation erweitern und erleichtern, wenn man davon abſieht, ſie als Illuſtration für die Stufenleiter der Juſtizhierarchie zu benutzen, und kann, wie ebenfalls projectirt wird, auf die Appellation gegen Erkenntniſſe der Einzelrichter die Collegialgerichte erſter Inſtanz, in deren Bezirk jene ihren Sitz haben, erkennen laſſen.

Die durch die ſeitherige Bundesgeſetzgebung garantirte dritte Inſtanz gewinnt namentlich für die Fälle beſondere Bedeutung, in denen die beiden erſten Inſtanzen vollſtändig von einander abweichende Entſcheidungen über wichtige Streitpunkte gegeben haben: es liegt nahe, ſo zweifelhafte Sachen an einen Obmann zu bringen. Es iſt aber klar, daß dann der Richter letzter Inſtanz dieſelben vollſtändig ſeiner Cognition unterziehen muß und daß der Verhandlung vor ihm nicht engere Schranken

gesetzt werden können, als den vorausgegangenen. Dies wäre auch sehr wohl ausführbar, wenn nicht besondere Ansprüche, vielleicht Vorurtheile der neueren Zeit in den Weg träten. Man glaubt im Interesse der Rechtseinheit die Entscheidungen letzter Instanz in wichtigen Processen ausschließlich einem höchsten Gerichtshofe des Landes zuweisen zu müssen. Die nothwendige Folge hiervon ist, die materielle Erörterung der Streitsachen hier in enge Schranken zu bannen, wenn man den disponiblen Kräften nicht Unmögliches zumuthen will.

Der Gesichtspunkt der Rechtseinheit ist zunächst ein politischer. Die Gemeinschaft des Rechts ist ein mächtiges Band für politisch vereinigte Länder: es liegt nahe, sie bis in's Einzelne durch einen Centralkörper wahren zu lassen, der schiefe Auffassungen der unteren Instanzen beseitigt, ihre Irrthümer berichtigt, schädlichen Controversen durch seine Autorität ein Ende setzt.

Das französische Cassationsverfahren dient demgemäß in erster Linie politischen Zwecken. Die Könige stellten der Willkür mächtiger und unabhängiger Gerichtshöfe den Cassationshof als ein Organ gegenüber, durch welches sie ein höchstes Aufsichtsrecht des Staats über die rechtsprechende Thätigkeit jener üben ließen. Dieser Hof trat nicht in die Reihe der Instanzgerichte, die lediglich mit dem Streite der Parteien befaßt sind, sondern hatte im öffentlichen Interesse für die Beobachtung der bestehenden Gesetze einzutreten. Die Staatsanwaltschaft, welche sich in Frankreich in demselben Sinne auch bei dem Civilverfahren zu betheiligen hat, kann ohne Zuthun der Parteien, ohne daß deren Rechte hierdurch berührt würden, die Vernichtung rechtswidriger Urtheile vor jener Instanz betreiben: die letzteren gelten als ein Uebergriff der richterlichen Gewalt in das Gebiet der gesetzgebenden. Wird die Vernichtung ausgesprochen, so wird die weitere Verhandlung der Sache an einen anderen Gerichtshof verwiesen.

In Preußen hatte man sich durch politische Pointen solcher Art nicht daran hindern lassen, die übermäßige Arbeitslast des Obertribunals dadurch zu erleichtern, daß man neben ihm auch andere Gerichtshöfe in letzter Instanz erkennen ließ. Die auffallenden Widersprüche, die sich nun herausstellten, schienen aber die Rechtssicherheit, welche man durch eine umfassende Codification gewonnen zu haben glaubte, ernstlich zu gefährden, eine wissenschaftliche Auffassung des vaterländischen Rechts konnte sich dabei nicht beruhigen und verlangte von ihrem theoretischen Standpunkte aus, daß die Einheit der Rechtsgrundsätze in den richterlichen Entscheidungen durch entsprechende Institutionen gewahrt werde. Es wurden demgemäß wieder alle Processe in dritter Instanz dem Obertribunale zugewiesen.

Die unvermeidliche Eintheilung deſſelben in ſelbſtändig fungirende Senate, welche die Abſicht der ganzen Einrichtung in Frage ſtellen mußte, ſuchte man durch beſondere Einrichtungen unſchädlich zu machen, welche eine einheitliche Handhabung des Rechts fördern und garantiren ſollten. Das Rechtsmittel der dritten Inſtanz mußte man, um den Gerichtshof nicht zu überbürden, für die Mehrzahl der Fälle formaliſiren, ihn alſo, in Analogie des Caſſationsverfahrens, auf eine Prüfung der angefochtenen Urtheile und der vorausgegangenen Procedur, eine Kritik der Geſetzmäßigkeit derſelben, zunächſt beſchränken, die freie Entſcheidung der Sache ſelbſt ihm nur übertragen, wenn die gerügte Nichtigkeit der Vorentſcheidung auszuſprechen war.

Die Pflege des materiellen Rechts hat hierbei nicht gewinnen können. Eine Nichtigkeitsinſtanz, die ſich nicht ſelbſt wider das Weſen der Inſtitution auflehnen will, muß am Buchſtaben hängen, in gewiſſem Sinne kleinlich und ängſtlich verfahren. Solcher Formalismus iſt nach der politiſchen Seite hin eine wohlthätige Schranke, den Recht ſuchenden Parteien iſt damit aber wenig gedient. Die ſchlechteſten Erkenntniſſe ſind oft nur darum nicht zu vernichten, weil ſie dem logiſchen Angriffe keinerlei feſten Punkt darbieten, wo er Fuß faſſen könnte, weil ſie ſchiefe Auffaſſungen und zweifelhafte Gründe ſo durch einander werfen, daß man wohl über das Ganze, nicht aber über die zuſammenhangsloſen Einzelnheiten abſprechen kann. Der Nichtigkeitsrichter iſt aber auf die letzteren, auf die Analyſe, eine Methode angewieſen, welche den concreten Streit ganz in abſtracte Rechtsſätze verflüchtigt. Ueberall an den Wortlaut poſitiver Geſetze gebunden, vermehrt er durch neue Formulirungen das poſitive Material in's Unendliche.

Deshalb haben ſich die Hoffnungen, die man vom theoretiſch-wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus hegen konnte, nur im Beginn der neuen Thätigkeit des höchſten Gerichtshofes erfüllen können. Er fand damals volle Gelegenheit, die Praxis, welche bei tieferem Eingehen auf das Allgemeine Landrecht ihre Zweifel täglich vermehrt ſah, vielfach zurechtzuweiſen, ihr in vielen Lehren erſt feſten Grund und Boden zu gewinnen, der jungen Wiſſenſchaft des preußiſchen Rechts ihre Wege zu ebnen. Eine ſolche Thätigkeit, durch Generationen fortgeſetzt, wendet ſich aber nothwendig gegen ſich ſelbſt, verwickelt ſich unvermeidlich in Widerſprüche. Im Laufe der Zeit wird es deutlich, daß Majoritäten, welche ſchließlich ihre Beſchlüſſe nur Behufs Entſcheidung eines concreten Rechtsfalls faſſen, doch nicht das geeignetſte Organ ſind, Rechtswahrheiten, die ſich überall einem einheitlich gedachten Rechtsſyſtem leicht anſchlöſſen, feſtzuſtellen, daß die Irrthümer, in die auch die höchſte Autorität verfällt, ſchwer zu beſei-

tigen ſind und daß ihre Beſeitigung ſelbſt bedenkliche Schlaglichter auf jenes Streben nach Rechtseinheit und ſeine Folgen wirft. Giebt nämlich das Obertribunal einen ſeiner bisher feſtgehaltenen Grundſätze auf und wird dies feierlich und umſtändlich vor aller Welt conſtatirt, ſo wirft dies ein eigenthümliches Licht auf die nach der älteren Anſicht gefällten Urtel, man ſpricht damit aus, daß dieſelben auf grundſätzlichen Irrthümern beruhten und daß ſie das Recht in der Form Rechtens verletzt haben. Es iſt nicht zweckmäßig, die Schwächen unſerer wichtigſten Inſtitutionen in ſo helles Licht zu ſtellen.

Den durch das ſtete Anwachſen der Geſchäfte bedingten Nothſtand, das Streben nach Rechtseinheit im Intereſſe des Staates, des Verkehrs und der Wiſſenſchaft, die Sicherung des materiellen Rechts im Intereſſe der Parteien kann man unmöglich gleichmäßig berückſichtigen, eine Ausgleichung zwiſchen dieſen widerſpruchsvollen Forderungen der Gegenwart unmöglich erzielen. Auch die Verfaſſer des Entwurfs ſind nach dem faſt einſtimmigen Spruche der Kritik hier den gegebenen Schwierigkeiten erlegen. Sie haben ſich zunächſt an das franzöſiſche Recht angeſchloſſen, deſſen ſyſtematiſche Conſequenz aber aufgegeben, ſie haben das Rechtsmittel der dritten Inſtanz durchweg formaliſirt, ſeinen Gebrauch auf das Aeußerſte erſchwert, dabei aber doch wieder mannichfach bei den altpreußiſchen Traditionen anknüpfen und dem Obertribunale den Charakter eines wahren Gerichtshofes erhalten wollen.

Wer vorwiegend die politiſche Seite der Frage accentuirt, wird dagegen das franzöſiſche Syſtem vollſtändig adoptiren müſſen — wer drei Inſtanzen für eine gute Rechtspflege für unerläßlich hält, wird auch eine dreimalige vollſtändige Erörterung zweifelhafter und wichtiger Fälle vor Richtern, deren Befugniſſe gleich ſind, fordern und im Intereſſe der Parteien von jenen wiſſenſchaftlichen Experimenten abſehen müſſen. Hält man die Garantien, die ein mündliches Verfahren giebt, hoch, ſo kann man eine dritte Inſtanz in der Regel für entbehrlich erklären und die Caſſation nur in Folge weſentlicher Mängel des Verfahrens zulaſſen. —

Auch in der Executionsinſtanz verleugnet das gemeinrechtliche Verfahren ſeine Schwerfälligkeit nicht. Der Richter erläßt an den Verurtheilten Behufs der Vollſtreckung des rechtskräftigen Urtheils wiederholte Befehle, demſelben nachzukommen, er vernimmt wohl gar den Schuldner über ſeinen Vermögenszuſtand u. dgl. m. Der Staat übte ſolche Nachſicht nicht ohne egoiſtiſche Rückſichten; die älteren Geſetzgebungen erklären öfter ausdrücklich, daß die Steuerzahler im Nahrungsſtande gehalten werden müſſen und daß der Gläubiger deshalb den Schuldner nicht ruiniren dürfe. Eine übel angebrachte Humanität ſorgte daneben meiſt für möglichſte

Verſchleppung des Verfahrens, das nach dem Ausſpruche eines berühmten Romaniſten, im Gegenſatz zu der römiſchen und altdeutſchen Strenge, nur dazu angethan iſt, ökonomiſch ehrloſe Geſinnung zu pflanzen. Obwohl die Gerichte das ganze Verfahren leiten zu müſſen glauben, ſo treten ſie nirgends als lebendige, ſcharf eingreifende Autorität auf, ſondern achten nur darauf, daß Alles den vorgeſchriebenen umſtändlichen Verlauf ſchrittweis nehme. Dieſe falſche Milde macht ſich nach allen Seiten hin fühlbar, faſt nirgends iſt es z. B. ein Grundſatz des öffentlichen Rechts, daß Leute, die ſich unfähig erweiſen, ihren gerichtlich feſtgeſtellten Verpflichtungen nachzukommen, ihrer politiſchen Rechte verluſtig gehen, wofür die beſten Gründe ſprechen.

In Preußen iſt man ſeit langer Zeit darauf bedacht geweſen, dieſe Uebelſtände zu verringern; die Geſetzgebung hat immer neue Anläufe gemacht, das Verfahren zu beſchleunigen, ihre Erfolge ſind aber gering geblieben, weil in gleichem Maße die Verkehrsverhältniſſe complicirter und beweglicher geworden ſind. So lange der Richter auf ſchriftliche Executionsanträge einen beſonderen Befehl zur Vollſtreckung an den Executor erlaſſen, über dieſe und zahlreiche Zwiſchenfälle, Wohnungswechſel des Schuldners, Friſtbewilligungen, u. dgl. m. ſchriftlich mit der Partei und dem Executor verhandeln muß, ſo lange die Execution in den Händen unzureichend gebildeter Beamten liegt, deren Verſtöße von dem Richter von Amtswegen oder in Folge neuer Parteianträge zu beſeitigen ſind, ſo lange die Verantwortlichkeit für den Verlauf ſich auf dieſe verſchiedenen Perſonen vertheilt, wird eine gründliche Aenderung nie zu hoffen ſein.

Der Entwurf ſtellt ſich auch hier auf die Seite des rheiniſchen Verfahrens. Die Erkenntniſſe werden mit der Clauſel der Vollſtreckbarkeit verſehen und unmittelbar von hierzu beſtellten Beamten zur Vollſtreckung gebracht. Der Gläubiger trifft unter dieſen ſeine Wahl und betreibt das Verfahren in directem Verkehr mit dem Gerichtsvollzieher. Daß ſich auch hierbei Uebelſtände mannichfacher Art hin und wieder ergeben, ändert Nichts an dem unzweifelhaften Vorzuge möglichſter Einfachheit der in Bewegung geſetzten Maſchinerie. Wenn überhaupt, ſo iſt in dieſer Weiſe ein ſchneller Erfolg zu erreichen. Der Schuldarreſt, der böswilligen Schuldnern gegenüber häufig genug das einzig wirkſame Mittel bietet, kann erſt angemeſſen beſchränkt werden, wenn dem Gläubiger die Wahrnehmung ſeiner Rechte in dieſer Weiſe erleichtert iſt. —

Es wird nach der hiermit gegebenen Ueberſicht nicht nöthig ſein, auf die im Eingang für maßgebend erklärten Geſichtspunkte einzeln zurückzukommen und ſpeciell darzulegen, daß von dem genommenen Standpunkte aus den Verfaſſern des Entwurfs beizupflichten iſt, wenn ſie ſich ohne

Rückhalt für das System der Mündlichkeit des Civilprocesses entschieden haben. Thatsache ist, daß die mit einer gleichen Aufgabe befaßten Commissionen anderer deutschen Länder in ihrer großen Mehrzahl sich der gleichen Richtung zugewendet haben, so daß nur über die feineren Details der Construction noch gestritten wird. Nur in der eigentlichen Heimath des alten Processes und des Curialstils, in Chursachsen, hat sich bei der auch dort in Aussicht genommenen Reform die alte Vorliebe für das Schriftwesen auf's Neue bewährt.

Es mag sein, daß das deutsche Volk diese Vorliebe zur Zeit in gewissem Sinne theilt. Es hängt an dem alten Verfahren nicht mit dem Herzen, nicht mit Stolz, noch weniger weil die Masse, der alle Vergleichungspunkte fehlen, ein Urtheil über seinen Werth hätte, sondern wie an einem Herkommen, das sich durch Jahrhunderte von Generation auf Generation vererbt und das bisher seine guten Dienste geleistet hat. Man hat sich mit deutscher Genügsamkeit und Gemüthlichkeit in das Gegebene zu schicken gewußt; die gelehrten Juristen haben mit gleicher Hingebung und bewundernswerther Ausdauer aus der Noth eine Tugend gemacht und einen stattlichen wissenschaftlichen Bau auf den gegebenen Grundlagen errichtet. Die Mehrzahl der Praktiker, in dieser Schule gebildet, wenig geneigt, die eigene Lebensthätigkeit ernstlich zu kritisiren, vielleicht stolz darauf, sich auf jener an Hindernissen reichen Bahn doch mit gutem Erfolge zu bewegen, wird sich zur Zeit auf dieselbe Seite stellen.

So hat man sich denn auch für berechtigt erachtet, vom nationalen Standpunkte aus gegen solche Neuerung, gegen die Einführung eines fremden Rechts zu protestiren. Es fragt sich dann nur, wie weit man, um einen festen Halt für jenen biegsamen Begriff zu gewinnen, in der Geschichte zurückgeht. Wer bei jenen Zeiten des Verfalls des deutschen Reichs stehen bleibt, hier den Höhepunkt unserer geschichtlichen Entwickelung sucht, ohne viel nach dem Gange der Dinge vorher und nachher zu fragen, mag den gemeinen deutschen Civilproceß für ein ächt deutsches Institut halten. Wer die ältere Zeit in's Auge faßt oder sich der Gegenwart zuwendet und klar darüber ist, daß die moderne Bildung derartige Fragen zu europäischen erhebt, an deren Lösung alle Culturvölker mit vereinten Kräften arbeiten, wird höchstens das Prädicat „echt chursächsisch" zugestehen können. Will man nicht den starren Formalismus zu einer Prärogative unserer Nation machen, so wird man nicht anstehen dürfen, den auf germanischen Grundlagen entwickelten französischen Proceß auch als den echt deutschen anzuerkennen. In jedem Falle kann er uns ähnlich fördern, wie das uns ganz unentbehrlich gewordene römische Recht, er

kann mindeſtens die geſunde Baſis einer weiteren, immerhin ſelbſtändigen Entwickelung für uns werden.

Die Geſetzgebung wird bei ihren nächſten Schritten wahrſcheinlich ſchonender zu Werke gehen, als es der Entwurf in ſeiner ſcharfen Conſequenz beabſichtigt; ſie wird den Uebergang zu einem neuen Syſtem weniger fühlbar zu machen, öfter an das beſtehende Recht anzuknüpfen ſuchen, hierbei in vielen Punkten, wo es ohne Verletzung des Princips geſchehen kann, mit Vortheil der glänzend bewährten hannoverſchen Proceßordnung ſich anſchließen können, ſie wird auch mancherlei Anhängſel der alten Procedur conſerviren. Dies mag mit Rückſicht auf Perſonen und Zuſtände geſchehen. In der Hauptſache wird die Reform ihr Ziel nicht mehr verfehlen können. Die Wahrung des materiellen Rechts, das ewige Ziel einer bewußten und charaktervollen Rechtspflege, wird ihr nicht als eine Chimäre gelten. Sie wird die Richter das Recht nicht lediglich mit Hülfe von Actenexcerpten am Studiertiſche, „in Schlafrock und Pantoffeln“ finden laſſen, ſondern wird ſie mit ihrer ganzen Thätigkeit in die volle Oeffentlichkeit hinausführen, ſie überall auf das lebendige Wort verweiſen, ſie vor aller Welt für ihre Erfolge verantwortlich machen, ihnen dafür aber auch eine entſprechende Freiheit der Bewegung und des Urtheils gewähren.

Welche weitere Folgen ſich hieraus ergeben müſſen für die Gerichtsverfaſſung, für den Bildungsgang der Juriſten, ihre Stellung im und zum öffentlichen Leben, endlich für die Entwickelung des materiellen Rechts, das erſt in der Praxis der Gerichte volles Leben gewinnt und das deshalb von der Proceßgeſetzgebung viel abhängiger iſt, als gewöhnlich angenommen wird, iſt ſchon in der erwähnten älteren Darſtellung angedeutet. Es handelt ſich um eine Reform, die in Wahrheit unſer geſammtes öffentliches Leben in allen ſeinen Regungen mehr oder weniger durchgreifend berühren, daſſelbe, wie wir annehmen, nach allen Seiten heben und fördern wird, über die deshalb nicht nur im Kreiſe der Männer vom Fach, ſondern vor der großen Oeffentlichkeit zu verhandeln iſt. Dies mag zugleich die Ausführlichkeit des obigen Verſuchs, der die Frage vor dieſes Forum ziehen will, einigermaßen entſchuldigen.

F. Hinrichs.

Zur Jugendgeschichte Beethoven's.

Das Gebiet der musikalischen Biographie, in dessen eifriger Pflege die Gegenwart für den Mangel eigener bedeutsamer Schöpfungen Ersatz sucht, ist wieder um eine Frucht ernsten Fleißes und redlicher Hingabe an die Sache bereichert. Von Alexander Wheelock Thayer „Ludwig van Beethoven's Leben" nach dem Original-Manuscript deutsch bearbeitet (Berlin 1866, Ferdinand Schneider), liegt uns der erste nah an 400 Seiten starke Band vor. Der Name des Verfassers, Nordamerikaners von Geburt, hat, Dank dem chronologisch geordneten Verzeichniß der Beethoven'schen Kompositionen, einer schon früher von ihm veröffentlichten Vorarbeit zu dem Hauptwerk, bereits einen guten Klang beim sachkundigen Publikum. In der neuen Gabe empfängt es die Ausbeute ebenso umsichtiger als gewissenhafter Untersuchungen, die einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren in Anspruch genommen. Sie beschränken sich auf die wichtigste und zugleich schwierigste Seite aller biographischen Forschung, nämlich auf die Ermittelung des rein Thatsächlichen. Dem Inhalt und der Form nach trägt die Darstellung einen durchaus pragmatischen, wir möchten sagen aktenmäßigen Charakter. Aesthetische Betrachtungen sind gänzlich bei Seite gelassen, ebenso jeder freundlichere Schmuck der Rede. Nicht blos eine gewisse Bekanntschaft mit dem Gegenstand wird beim Leser vorausgesetzt, sondern zugleich jener ernste Sinn, dem es nur um Belehrung, nicht um gefällige Unterhaltung zu thun ist. Nachdem der Verfasser im ersten Buch eine bis in's siebzehnte Jahrhundert zurückreichende Geschichte der kurkölnischen Kapelle gegeben, stellt er im zweiten Alles zusammen, was sich über Beethoven's Familie wie über seine Schicksale während der Bonner Periode an zuverlässigen Nachrichten auffinden ließ. In der Mitte des dritten Buchs beim Jahr 1795, in welches die Veröffentlichung der drei Trios op. I. fällt, bricht der vorliegende Band ab. Der deutschen Bearbeitung hat H. Deiters mit Treue und Geschick sich unterzogen, auch einige nicht ganz unwichtige Zusätze fügte er dem ihm überlieferten Material hinzu. In dem Folgenden ist es unsere Absicht, das Eine und Andere aus den verdienstlichen Forschungen Thayer's, so viel wir es vermochten, weiteren Kreisen zugänglich zu machen und zugleich die wißbegierigeren unter unseren Lesern zu veranlassen, selber die Quelle aufzusuchen, aus der wir geschöpft. Namentlich kam es uns auch darauf an, einzelne Gesichtspunkte hervorzuheben, die aus dem neugewonnenen biographischen

Material für die Würdigung des Meisters, das Verständniß seiner künstlerischen Entwickelung sich ergeben.

Bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hat man den Beethoven'schen Stammbaum verfolgt. Zum erstenmal begegnet uns der Name in einem belgischen Dorf in der Nähe von Löwen. Ludwig van Beethoven, der Großvater unseres Meisters, wurde am 23. Dezember 1712 in Antwerpen geboren, wo bis auf den heutigen Tag ein Zweig der Familie lebt. Noch nicht einundzwanzig Jahr alt, erhielt er als Baßsänger eine Anstellung in der Kapelle des zu Bonn residirenden Erzbischofs und Kurfürsten Clemens August von Köln, und der junge Hofmusikus, der die für jene Zeit recht ansehnliche Besoldung von 400 Gulden bezog, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich zu vermälen. Seine Ehe war keine glückliche. Von den Kindern, die ihm seine Frau schenkte, erreichte nur ein einziges, Johann, wahrscheinlich im Jahr 1740 geboren, ein höheres Alter, sie selbst ergab sich später dem Trunk und starb in einem kölnischen Kloster, wohin sie vermuthlich der Besserung wegen gethan worden. Trost und Entschädigung für sein häusliches Ungemach mußte Ludwig van Beethoven in der Kunst und in dem persönlichen Ansehen suchen, das er ihr verdankte. Zwar deutet keine Spur darauf hin, daß er sich als Komponist bethätigt, wohl gehörte er aber zu den geschätztesten Kirchen- und Theatersängern seiner Zeit, und in der Rücksicht auf diesen Umstand lag das Motiv seiner Ernennung zum Kapellmeister. Im Jahr 1761 trat er in dieser Eigenschaft an die Spitze der kurfürstlichen Hofmusik, daneben fuhr er fort beim Gottesdienst und auf der Bühne zu singen. Noch ein paar Jahr vor seinem am 24. Dezember 1773 erfolgten Tode wirkte er in einer Aufführung des Monsigny'schen „Deserteur" mit. Sein Sohn Johann wurde 1764 als Tenorist mit einem Jahresgehalt von 100 Thalern in der Kapelle angestellt. Drei Jahre später, am 12. November 1767, vermälte er sich mit Maria Magdalena Keverich; sie war die Tochter des kurfürstlichen Kochs in Ehrenbreitstein, zählte damals einundzwanzig Jahr und war schon in erster Ehe an den kurfürstlich trierschen Kammerdiener Laym verheirathet gewesen. Armuth, Kummer und Entbehrung wohnten unter dem Dach Johann van Beethoven's, die soliden Eigenschaften seines Vaters hatte er nicht geerbt, dagegen die Trunksucht der Mutter. Während seine Familie sich vermehrte, fanden seine regelmäßig sich wiederholenden Gesuche um Gehaltzulage kein Gehör. Nicht ganz zwei Jahr nach dem Tod eines ersten Kindes kam Ludwig van Beethoven in einem Hintergebäude des Hauses Bonngasse 515, nicht Rheingasse 934, wo sich noch heutigen Tages die Gedenktafel befindet, zur Welt. Wahrscheinlich am 16. Dezember 1770 trat dies Ereigniß

ein, denn die Taufe, die nach der Sitte der damaligen Zeit der Geburt nur um einen Tag folgte, fand am 17. statt. Von den späteren Kindern überlebten noch zwei ihre Eltern, nämlich Karl und Johann, die weiterhin einen so unseligen Einfluß auf das Schicksal des Bruders üben sollten. Die Triumphe, welche der junge Wolfgang Amadeus Mozart in Deutschland, Holland, Frankreich und England gefeiert, standen in jener Zeit noch in frischer Erinnerung, und mancher arme Musiker mochte sich, gegenüber seinem bedrohlichen zunehmenden Familiensegen, mit der Hoffnung auf ein ähnliches Wunderkind getrösten. Vom alten Weber wissen wir, daß er die unerschütterliche Ueberzeugung hegte, der Himmel werde ihn dieser Gnade würdigen, und mit derselben Zuversicht schien Johann van Beethoven auf die Wiege seines Kindes zu blicken. Ihn zum Virtuosen zu machen, alles Andere diesem einen Zweck unterzuordnen, stand bei ihm fest. Sobald das Kind die Händchen rühren konnte, waren Klavier und Violine seine einzigen Spielkameraden, mehr als ein Bericht von Augenzeugen schildert uns, wie der kleine Ludwig weinend auf seinem Bänkchen vor dem Instrument stand, vom Morgen bis zum Abend mit dem aufgegebenen Pensum beschäftigt, während von draußen der Jubel seiner glücklicheren Altersgenossen in's Zimmer klang. Auf die übrige Ausbildung des Knaben wurde unter solchen Verhältnissen nur das Allernothdürftigste verwandt, er besuchte eine gewöhnliche Stadtschule und verließ sie schon wieder, ehe er das dreizehnte Jahr vollendet. „Von denen, welche seine Schulkameraden waren und welche später ihre Erinnerungen an ihn aufzeichneten, spricht Keiner von ihm als einem für Spiel empfänglichen Knaben, Keiner weiß etwas von Scherzen, die gemeinsam mit ihm ausgeführt wurden, zu erzählen, von Streifereien auf den Bergen oder Abenteuern auf dem Rhein und an dessen Ufern, wobei er eine Rolle gespielt hätte. Musik und immer Musik, das war sein Tagewerk.“ Bei dem Allen ist kein Grund, uns Johann van Beethoven als einen erbarmungslosen Tyrannen vorzustellen, zu welchem ihn die Freude mancher Biographen an novellistischen Reizmitteln hat machen wollen. Gewiß mußten unter den unregelmäßigen Gewohnheiten des Mannes die Seinen oft schwer leiden, in der strengen musikalischen Zucht, welcher der Sohn seit seiner zartesten Kindheit unterworfen blieb, war ohnehin für Erholungen und Genüsse kein Raum. Ernst und einförmig, reich an Arbeit und Entbehrungen, arm an Glanz verstrich ihm die Jugend. Daß jedoch von unnatürlicher Härte nicht wohl die Rede sein konnte, dafür zeugt neben manchem Anderen auch die liebevolle Erinnerung, die er dem Vater bewahrt. Einen urkundlichen Beweis derselben finden wir in der Aufschrift, welche der Meister einer von Johann van Beethoven kopirten Bach'schen

Kantate eigenhändig hinzugefügt. Dort steht zu lesen: „Von meinem theuren Vater geschrieben." Bei jedem Anderen könnte man das für eine leere Phrase nehmen, dem Wesen Beethoven's lag aber nichts ferner als schönrednerischer Prunk mit erheuchelten Gefühlen. Wie innig er an der sanften, schwermüthigen, meist kränkelnden Mutter hing, haben schon frühere Biographen hervorgehoben.

Den ersten musikalischen Unterricht empfing der Knabe vom Vater. Als er das neunte Jahr noch nicht erreicht, wurde Tobias Friedrich Pfeiffer, ein gewandter Theatersänger und Klavierspieler, sein Lehrer; ihm, der zuletzt in tiefe Noth gerieth, ließ er noch von Wien aus eine Geldunterstützung zukommen. Wenn Pfeiffer, der in dem Beethoven'schen Hause wohnte, spät in der Nacht aus der Weinstube mit dem Vater heimkam, wurde der Schüler geweckt und bis zum Morgen am Klavier festgehalten. Die Anfänge des Orgelspiels lernte er beim alten Organisten van den Erden, von seinen sämmtlichen Bonner Lehrern übte indessen auf ihn den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß Christian Gottlob Neefe. Der Letztere, geb. in Chemnitz 1748, hatte in Leipzig die Rechtswissenschaft studirt, auch das Doktorexamen bestanden und zugleich in den Traditionen der Bach'schen Schule zu einem der angesehensten Musiker seiner Zeit sich ausgebildet. Er galt für einen gewiegten Contrapunktisten, seine kirchlichen und weltlichen Kompositionen standen in Achtung. Er war als Kapellmeister der Großmann'schen Operngesellschaft 1779 nach Bonn gekommen und wurde zum Nachfolger des Hoforganisten van den Erden ernannt. Es gehört zu den Verdiensten unseres Biographen, daß er zum erstenmal den hervorragenden Antheil betont, den ein solcher Lehrer an der künstlerischen Entwickelung des Genius nehmen mußte, welchen das Geschick seiner Leitung anvertraute. Wie sehr Neefe die Bedeutung seines Schülers würdigte, beweist ein Artikel in Cramer's Magazin, der von jenem selbst herrührt und das Datum des 2. März 1783 trägt. Diese erste gedruckte Notiz in Betreff des Meisters, der, so weit überhaupt die Macht der Töne reicht, Alles mit dem Ruhm seines Namens erfüllen sollte, lautet folgendermaßen: „Louis van Bethoven, Sohn des oben angeführten Tenoristen, ein Knabe von 11 Jahren und von vielversprechendem Talent. Er spielt sehr fertig und mit Kraft das Klavier, liest sehr gut vom Blatte und um Alles in einem zu sagen: Er spielt größtentheils das wohltemperirte Klavier von Sebastian Bach, welches ihm Herr Neefe unter die Hände gegeben. Wer diese Sammlung von Präludien und Fugen durch alle Töne kennt, (welche man fast das non plus ultra nennen könnte,) wird wissen, was das bedeute. Herr Neefe hat ihm auch, so fern es seine übrigen Geschäfte erlaubten, einige Anleitung zum Generalbaß gegeben.

Jetzt übt er ihn in der Komposition, und zu seiner Ermunterung hat er neun Variationen von ihm für's Klavier über einen Marsch in Mannheim stechen lassen. Dieses junge Genie verdiente Unterstützung, daß er reisen könnte. Er würde gewiß ein zweiter Wolfgang Amadeus Mozart werden, wenn er so fortschritte, wie er angefangen." Obgleich Beethoven über die unduldsame Strenge seines Lehrers sich gelegentlich beklagte, vergaß er doch nie, wieviel er ihm schuldete. In einem von Wien aus im Jahr 1793 an ihn gerichteten Brief schreibt er u. A.: „Ich danke Ihnen für Ihren Rath, den Sie mir sehr oft bei dem Weiterkommen in meiner göttlichen Kunst ertheilten. Werde ich einst ein großer Mann, so haben auch Sie Theil daran."

Mit der Familie Johann van Beethoven's wuchs auch ihre Armuth, und als der Vater daran dachte, das allmählich sich entfaltende Talent des Sohnes auszunutzen, war längst das letzte Stück der großväterlichen Erbschaft in's Leihhaus oder zum Trödler gewandert. Schon sehr früh sah sich der junge Ludwig genöthigt, seine Zeit zwischen ernsten Studien und nothgedrungenem Gelderwerb zu theilen, er durfte nicht zögern, was er üben gelernt auch gleich praktisch zu verwerthen. Einige schwache Spuren deuten auf eine Kunstreise, die er während des Winters von 1781 bis 82 in Begleitung seiner Mutter nach Holland gemacht. Wie Leopold Mozart so scheint indessen später der Vater seinen Plan geändert und statt der zweifelhaften Virtuosenlaufbahn das bescheidene aber sichere Brod im Dienste des Landesherrn für den Sohn gewählt zu haben. Noch nicht zwölf Jahre alt, wurde dieser seinem Lehrer Neefe als Vicar an der Orgel beigegeben und bald darauf zum zweiten Organisten ernannt. Nach einem kurfürstlichen Dekret aus dem Juli 1784 bezog er eine jährliche Besoldung von 150 Gulden. Die dienstlichen Obliegenheiten des Jünglings beschränkten sich indessen nicht auf die Mitwirkung beim Kultus, er mußte zugleich als Repetitor und Begleiter den Sängern der kurfürstlichen Oper stets zur Hand sein. Als Cembalist hatte er am Klavier die Proben zu leiten und während der Aufführung die Recitative zu akkompagniren. Dem vierzehnjährigen Künstler, der unter dem läuternden Einfluß der Arbeit und des Unglücks bereits innerlich zum Mann herangewachsen, stellte ein vom Kurfürsten Max Franz bei seiner Thronbesteigung über die Bonner Hofmusik eingeforderter Bericht das folgende Zeugniß aus: „Ludwig van Betthoven, ein Sohn des Betthoven sub No. 8, hat zware kein Gehalt, hat aber wehrend der Abweßenheit des Kappellenmeister Lucheſy die Orgel verſehen; iſt von guter Fähigkeit, noch jung, von guter, ſtiller Aufführung und arm." Dies amtlich gespendete Lob war es gewesen, das ihm jene oben erwähnte Besoldung von 150 Gulden eingetragen.

Sein festes Einkommen scheint unabänderlich dasselbe geblieben zu sein, während seine dienstlichen Geschäfte von Jahr zu Jahr sich vermehrten. Sowohl als Klavierspieler wie als Komponist nahm er später an den vom Kurfürsten besonders geschätzten Kammermusikaufführungen hervorragenden Antheil. Wir finden ihn ferner seit 1789 im Orchester bei der Viola. Wenig freie Abende mochte ihm die Saison übrig lassen, in der Hofkonzerte und Opernvorstellungen einander drängten. Auf die Letzteren wandte das von Max Franz nach dem Vorgang seines kaiserlichen Bruders Joseph II. gegründete Nationaltheater großen Eifer, eine erlesene Sängergesellschaft hatte sich in Bonn versammelt, im Repertoire begegnen uns die besten Namen, wie Gluck, Mozart, Dittersdorf, Cimarosa, Paesiello und Gretry. Wenn wir solchergestalt Beethoven in unausgesetztem innigen Verkehr mit sämmtlichen Faktoren des Tonreichs aufwachsen, ihn mit der einen Hand die vom Lehrer oder dem eigenen Bildungsdrang vorgeschriebenen Uebungen absolviren, mit der anderen bereits die goldenen Früchte vom Baum der Erfahrung brechen sehen, so konnte es in der That für den künftigen Heros der Instrumentalmusik kaum eine bessere Schule geben. Was den Meistern des achtzehnten Jahrhunderts tausendfältig zu Gute kam und sie von den neueren Tondichtern unterscheidet, war der Umstand, daß sie insgesammt tüchtige Musikanten gewesen, bevor sie große Musiker geworden. Theorie und Praxis theilten sich einträchtig in ihre Erziehung, stets ergänzte und berichtigte die lebendige Anschauung ihre Studien. Nichts senkt so feste und tiefe Wurzeln in unser Wesen, wird ihm so unzerstörbar zu eigen, wie die Eindrücke und Anregungen, die in die jugendliche Seele fallen. Als er noch am Abc der Satzkunst buchstabirte, hatte Beethoven sich schon das Gebiet unbewußt zur Heimath gewonnen, über welches er dereinst als unbeschränkter König schalten sollte. Ohne Absicht und Reflexion, in ursprünglichster Unmittelbarkeit wie der Besitz der Mutterspracbe, war ihm das Verständniß der Instrumente gekommen und da es galt, sie seinem künstlerischen Willen dienstbar zu machen, mußten sie ihm Alles gewähren, denn nichts Anderes forderte er ihnen ab, als die freie Darstellung ihrer innersten Art. Um den ganzen urkräftigen Zauber seines Orchesters zu empfinden, versuche man nur einmal bei einer der Sinfonien des Meisters von der Bedeutung der Themen, ihrer wundervollen Verkettung und Entwickelung, kurz von dem, was man den geistigen Inhalt nennt, künstlich Abstand zu nehmen und allein das Klangwesen in seiner rein sinnlichen oder elementaren Gewalt auf sich wirken zu lassen. Die strotzende Fülle, der schwellende Lebensdrang, die bunte Mannigfaltigkeit, die edle Harmonie, die wir da überall gewahren, erinnern an das Walten der aus unversieglichem Vorrath nach ewigen

Gesetzen schaffenden Natur. Schumann macht einmal die feinsinnige Bemerkung, daß es aus dem Beethoven'schen Orchester bald wie einzelne Menschenstimmen, bald wie ein voller Chor hervorklinge. Von der Hand des Meisters berührt, scheinen jene Geschöpfe aus Holz und Blech zu lebendigen Wesen umgewandelt, Töne vermochte sie ihnen abzugewinnen, wie sie sonst nur der warmen Brust des Sängers entsteigen. Die moderne namentlich auf dem Gebiet des Technischen und Materiellen erfinderische Kunst hat die instrumentale Palette um eine Menge wirkungsvoller Farbenmischungen bereichert, aber das blühende, nur dem frischen Incarnat des menschlichen Antlitzes vergleichbare Kolorit der Beethoven'schen Sinfonien spottet jedes Versuchs nachschaffender Berechnung. Und die Klänge, die bald süß und schmeichelnd, bald ernst und feierlich den Knaben und Jüngling umrauscht, die später dem Manne den Stoff zu seinem Tempelbau geliefert, lebten in der Erinnerung fort, auch nachdem das Ohr sich längst jedem äußeren Eindruck verschlossen. Nur eine künstlerische Erziehung, wie sie Beethoven durch die Gunst der Verhältnisse zu Theil geworden, vermochte zwischen ihm und seinem Orchester ein Band zu knüpfen so fest und innig, daß es selbst den Verlust des Organs, das dabei der Vermittler gewesen, um ein halbes Menschenalter überdauerte. Seines Rufes blieben die Stimmen, die er selbst nicht mehr hörte, bis zum letzten Augenblick gewärtig. Die gesammte Klang- und Tonwelt war ihm ein unverlierbares Eigenthum geworden, lediglich der Tod konnte die Quellen des Wohllauts verschütten, der in unerschöpflicher Fluth diesem Gemüth entströmte.

Wir kehren zur Jugendgeschichte des Meisters zurück. In dem oben angeführten Bericht, welchen Neefe im März 1783 über seinen vielversprechenden Schüler der musikalischen Welt erstattete, war zu verstehen gegeben, der Letztere sei bereits der Anleitung, die ihm bisher zu Theil geworden, entwachsen, seine Erziehung vollenden müßten die Einflüsse und Anregungen, wie sie nur die Berührung mit den großen Mittelpunkten künstlerischen Lebens zu gewähren vermöchte. Vier Jahre später sollte der Wunsch des braven Lehrers in Erfüllung gehen. Wahrscheinlich im Frühling 1787 begab sich Beethoven nach Wien, um unter Mozart's Leitung seine Studien in der Komposition fortzusetzen. Den eifrigsten und umsichtigsten Nachforschungen des Biographen ist es leider nicht gelungen, den Schleier zu lüften, der über dieser ersten Reise nach der österreichischen Hauptstadt ruht. Unter den zahlreichen Lücken in der Jugendgeschichte Beethoven's ist keine so schmerzlich, als der Mangel jeder näheren Nachricht über das Verhältniß, in welches die beiden gewaltigsten Herrscher im Reich der Tonkunst bei ihrer persönlichen Berührung zu

einander traten. Welcher Spielraum eröffnet ſich der Phantaſie, denken wir uns den älteren Meiſter, vor deſſen begeiſtertem Blick eben die hehre Geſtalt des Don Juan ſich aufrichtete, hinabgeneigt zu ſeinem dereinſtigen Thronerben, dem ernſten ſechszehnjährigen Jüngling, deſſen Seele auch eine Welt von Tönen, aber noch im feſten Keim verſchloſſen, barg. Es iſt anzunehmen, daß Beethoven eine kurze Zeit den Unterricht Mozart's genoß. Was über die erſte Begegnung zwiſchen Lehrer und Schüler in Erfahrung gebracht worden, hat bereits Jahn in folgenden Worten berichtet: „Beethoven, der als ein vielverſprechender Jüngling nach Wien kam, aber nach kurzem Aufenthalt wieder nach Hauſe reiſen mußte, wurde zu Mozart geführt und ſpielte ihm auf ſeine Aufforderung etwas vor, das dieſer, weil er es für ein eingelerntes Paradeſtück hielt, ziemlich kühl belobte; Beethoven, der das merkte, bat ihn darauf um ein Thema zu einer freien Phantaſie, und wie er ſtets vortrefflich zu ſpielen pflegte, wenn er gereizt war, dazu noch angefeuert durch die Gegenwart des von ihm hochverehrten Meiſters, erging ſich nun in einer Weiſe auf dem Klavier, daß Mozart, deſſen Aufmerkſamkeit und Spannung immer wuchs, endlich ſachte zu den im Nebenzimmer ſitzenden Freunden ging und lebhaft ſagte: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von ſich reden machen." Wann und weshalb Beethoven Wien verließ, iſt unbekannt. Schon am 17. Juli 1787 finden wir ihn wieder in Bonn, um ſeiner Mutter die Augen zuzudrücken. In einem Brief, der uns gerade aus jener Zeit erhalten iſt, entwirft er das traurigſte Bild von ſeiner Lage. So ſchreibt er u. A.: „ſie war mir eine ſo gute liebenswürdige mutter, meine beſte Freundin; o! wer war glücklicher als ich, da ich noch den ſüßen Namen mutter ausſprechen konnte, und er wurde gehört, und wem kann ich ihn jetzt ſagen? Den ſtummen ihr ähnlichen Bildern, die mir meine einbildungskraft zuſammenſetzt? ſo lange ich hier bin, habe ich noch wenige vergnügte ſtunden genoſſen, die ganze Zeit hindurch bin ich mit der engbrüſtigkeit behaftet geweſen, und ich muß fürchten, daß gar eine ſchwindſucht daraus entſtehet; dazu kömmt noch melankolie, welche für mich ein faſt ebenſo großes übel als meine krankheit ſelbſt iſt." Wer etwa über die unbehülflich ſtammelnde Feder lächeln möchte, der bedenke das Alter des Schreibers ſo wie den ganzen Charakter jener Zeit und das geringe Maß ihrer Durchſchnittsbildung. Nach dem Tod der Mutter gerieth die Familie in immer tieferen Verfall, von allen Freunden nahm ſich ihrer nur Franz Ries, erſter Violiniſt in der kurfürſtlichen Kapelle, mit Rath und That an. Johann van Beethoven hatte ſich längſt daran gewöhnt, ſeine inzwiſchen auf 200 Thaler geſtiegene Beſoldung im Wirthshaus zu vergeuden, ſeine Gläubiger heiſchten immer lauter ihre Befrie-

bigung, die jüngeren Kinder drohten gänzlich zu verwildern. Zum Aeußersten kam es im Jahr 1789. Nachdem eines Abends der älteste Sohn den trunkenen Vater zornig und gewaltsam aus den Händen der Polizei befreit, mußte er, um dem Elend daheim ein Ende zu maechn, das häusliche Regiment in die eigene junge Hand nehmen. Durch eine Eingabe beim Kurfürsten bewirkte er es, daß die Hälfte von dem väterlichen Gehalt ihm gezahlt ward. Er verwandte das Geld auf die Tilgung von Schulden und die Erziehung der Brüder.

Wie uns dünkt, haben wir uns dazu Glück zu wünschen, daß Beethoven erst 1792, als seine Persönlichkeit in ihren wesentlichen Grundzügen bereits zum Abschluß gelangt war, und nicht schon fünf Jahr früher in Wien seine zweite Heimath gefunden. Hervorragendes schöpferisches Vermögen gehört keineswegs zu der nothwendigen, ja nicht einmal zu der begehrenswerthen Ausrüstung des musikalischen Erziehers. Ob das Verhältniß zu Mozart, der unwiderstehliche Einfluß, den dessen Genius auf die Richtung des Schülers unzweifelhaft ausgeübt haben würde, des Letzteren Individualität in ihrem freien graden Wuchs mehr gefördert oder gehemmt hätte, ist eine Frage, die wir uns kaum zu beantworten getrauen. Bonn war, wie wir gesehen, reich an den mannichfachsten musikalischen Bildungselementen, es bot sich dort dem emporstrebenden Künstler eine Schule, aus der er eine Fülle der Anregung und Belehrung für seinen Beruf schöpfen mußte. Die kurfürstliche Kapelle wetteiferte mit dem berühmten Mannheimer Orchester Karl Theodor's, sie zählte unter ihren Mitgliedern Männer wie Franz Ries und die beiden Romberg. Fremde Musiker von Verdienst fanden beim Hofe stets die herzlichste Aufnahme; in der Menge der willkommenen Gäste, die bald kürzer bald länger in der kleinen Residenz weilten und den Glanz des künstlerischen Lebens erhöhten, begegnet uns auch Joseph Haydn. Während der Reise nach London, die den europäischen Ruf des Meisters begründete, hielt er zur Freude seines Gönners Max Franz mehre Tage Rast in Bonn und machte bei dieser Gelegenheit die erste Bekanntschaft seines künftigen Schülers. Der kurfürstlichen Oper, ihres rührigen Repertoires wie der tüchtigen Kräfte, über die sie verfügte, wurde schon früher gedacht. Für die Erziehung des Musikers ist die innigste Vertrautheit mit der Theorie und Praxis der Kunst gewiß das Nächste und Wichtigste, sein Wesen bedarf aber noch ganz anderer Nahrung, um sich reich und kräftig zu entfalten.

Alle schöpferische Thätigkeit besteht im Grund genommen nur in dem Gestalten eines empfangenen Inhalts. Dem in den Schatzkammern des Geistes aufgehäuften Vorrath, wo jeder äußere und innere Eindruck seinen Tribut niederlegt, entlehnt die Phantasie das Material zu ihren Gebilden.

Die Seele des Künstlers ist nur die Harfe, auf der die Welt und das Leben spielen, was diese ihm gewährte, erstattet er zur Schönheit der Erscheinung geläutert in seinen Werken zurück. Ihre unbegrenzte Macht über unser Gemüth verdanken die Töne nicht sowohl dem üppigen Wohllaut, mit dem sie den Sinn sättigen, auch nicht allein unserer Freude an der reinen Harmonie der vor uns auf und nieder wogenden Linien und Formen, sondern mehr als dem Allen ihrer Fähigkeit, ein edles Menschenantlitz wiederzuspiegeln. In seiner ganzen Unmittelbarkeit schwingt in ihnen der volle Herzschlag der Brust weiter, der sie entströmten, aus den verborgensten Tiefen der Empfindung, zu denen keine Worte mehr hinabreichen, bringen sie uns die Kunde. Kein anderes Kunstwerk setzt uns in so innige Berührung mit der von allem Aeußerlichen und Zufälligen befreiten Individualität seines Urhebers, leiht sich williger zum treuen Abdruck von dessen eigenstem Wesen her, als das musikalische. Um eine Künstlernatur wie die Beethoven's mit ihrer kernigen Männlichkeit, idealen Begeisterung und sittlichen Energie groß zu ziehen, war Bonn ungleich geeigneter, als die ferne Kaiserstadt an der Donau. Abgeschwächt bis zum leisen, kaum vernehmbaren Hauch, gelangte zu dieser der gewaltige Athemzug der neuen Zeit, der sonst rings umher in unserem Vaterlande den alten Staub und Moder verjährter Ueberlieferungen und Gewohnheiten hinwegwehte und eine Menge junger, kampfesmuthiger Kräfte weckte. Das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ist die schöpferischste Periode in der Geschichte des deutschen Geistes, alle Thaten, die seitdem geschehen, sind die Kinder der Gedanken, welche damals in die Welt traten. Kaum ein Gebiet der Wissenschaft und Kunst gab es, auf dem sich nicht die innere Wiedergeburt vollzog, überall handelte es sich um die Darstellung jener freien, menschlichen Persönlichkeit, die in den Werken unserer großen nationalen Dichter den reichsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden. Der in der Seele des Volkes erwachten Fülle frischen, jungen Lebens ward an den Ufern des schönsten deutschen Stromes die eifrigste Förderung zu Theil, und die Freiheitsgrüße, die von Frankreich immer lauter und häufiger herüberklangen, mußten das Ihrige dazu beitragen, die edelsten Geister in ihrem Hoffen und Streben zu ermuthigen. Der Kurfürst Maximilian Franz war im Jahre 1784 seinem Vorgänger Maximilian Friedrich auf den Thron gefolgt. Obgleich nur von mittelmäßigen Anlagen, als Regent blos der Nachahmer seines Bruders Joseph, der wieder Friedrich d. Gr. kopirte, gehörte er doch zu jenen milden, wohlwollenden, Licht und Wärme um sich verbreitenden Charakteren, die uns so oft unter den Fürstengestalten in den letzten Decennien vor der französischen Revolution begegnen. Die Hindernisse und Enttäuschungen, die dem Kaiser

von Oesterreich sein Reformwerk durchkreuzten und verkümmerten, blieben ihm erspart, weil er einen engeren und, was die Hauptsache ist, besser vorbereiteten Wirkungskreis fand. Er übte Toleranz im weitesten Maße, bestätigte z. B. trotz einflußreichen Widerspruchs den lutherischen Hoforganisten Neefe, gewährte den Protestanten vielfache Erleichterung beim Gottesdienst und gründete Bibliotheken und Schulen. Unter seinen Auspicien wurde 1785 die Bonner Universität eröffnet, die einen um so bedeutenderen Einfluß auf das geistige Leben der Stadt üben mußte, als sie im Glauben, Wissenschaft und Politik der liberalen Strömung kräftigen Vorschub leistete. Um den Hof hatte sich eine im besten Sinn aristokratische Gesellschaft versammelt. Mit liebevoller Theilnahme folgte sie der wundergleichen Entwickelung unserer nationalen Poesie, gespannten Auges blickte sie auf den Gang der Weltereignisse, die echt humane Bildung, die in ihr heimisch war, adelte zugleich die äußeren Formen des Verkehrs. Die geistlichen Herren, die für keinen blutsverwandten Nachfolger zu sorgen und zu arbeiten hatten, pflegte seit jeher die Last der Regierung nicht sonderlich zu drücken, der Luxus des Lebens, sowohl der materielle als der ideale, nahmen stets in ihrer Tagesordnung einen breiten Raum ein. Auch Max Franz umgab sich mit allen Genüssen, welche ihm die Kunst zu bieten vermochte, namentlich zur Musik stand er im innigsten Verhältniß, wie die meisten Glieder seines Hauses war er in unausgesetztem Verkehr mit den Tönen aufgewachsen.

Was Beethoven in Wien vorfand, als er dort zum zweitenmal in die Lehre ging, ist in der That nicht hoch genug anzuschlagen, aber das geistige Erbtheil der Heimath, welches er als unverlierbaren Besitz mitbrachte, wollen wir deshalb nicht unterschätzen. Gepflegt von der Hand der österreichischen Meister, hatte die Instrumentalmusik unter dem Schutzdach, welches wetteifernd Kirche und Staat über dem Denken, Empfinden und Thun der Menschen errichtet, in stillem Sichselbstgenügen eine Frühlingspracht der holdesten Blüthen entfaltet. Aus der sinnlichen Lebensfülle des Volkstemperamentes schöpfte sie den Stoff zu ihren Gebilden, die weiche, geistige Luft, in der sie aufwuchs, konnte ihr Gedeihen zunächst nur fördern. Verhältnißmäßig eng gemessen war der Kreis von Stimmungen, in dem sie sich bewegte, naives Dahingegebensein an den Augenblick mit seiner Lust und seinem Leid klang als stetiger Grundton durch alle Mannichfaltigkeit der Gefühlsübergänge und Schattirungen. Mit jeder ihrer Wurzeln umklammerte die Kunst die irdische Heimath, nur freundlichen Festschmuck wollte sie in das Leben schlingen, durch die süße Eintracht der Töne Frieden und Freude in die Herzen tragen. Zu den Lieblingsgattungen der älteren Instrumentalmusik gehören bekanntlich das

Divertimento wie die ihm verwandte Serenade, aber die jenen eigenen behaglich spielenden Gefühlsrhythmen schwangen auch in die ernster und straffer zusammengehaltenen Formen der Sonate und Sinfonie hinein. Keine geistige Arbeit, nicht Spannung und Erschütterung, sondern nur müheloſen Genuß, den sanften Sinn und Gemüth träumerisch umstrickenden Zauber der im Unbestimmten schwebenden und schwärmenden Empfindung suchte das Publikum, für das Haydn und Mozart schufen. Gleich einem lauen, würzigen Bad sollte ihm die Fluth des Wohllauts den Staub des Werkeltags von der Seele spülen.

Ganz andere Weisen, vollere, gewaltigere Klänge schlug jene Instrumentalmusik an, in deren Wesen die edle Formenschönheit der Wiener Schule und die sittliche Kraft der protestantischen Meister sich vermälten. „Wenn Beethoven," sagt Jahn, „der C-moll-Sinfonie ein Motto hätte geben wollen, er hätte vielleicht darüber geschrieben: „Wir müssen doch frei werden!" Welcher Kampf zwischen Sturm und Ungemach, aber auch welche Siegesfreude, welcher Triumph." Was aber in der C-moll-Sinfonie so prägnanten Ausdruck gewonnen, ist nichts Anderes als die künstlerische Grundidee, welche im mannichfachsten Wechsel der Erscheinung das gesammte Schaffen des Meisters durchzieht. Es nahm sich zu seinem unerschöpflichen Thema jenen uralten und doch ewig neuen Inhalt alles Lebens und Strebens, das innere Befreiungswerk des Menschen, seinen Kampf und Sieg, die Erhebung von Zwiespalt und Gebundenheit zur Harmonie und Versöhnung. Weltgeschichte, Philosophie, Religion und was nicht sonst noch hat man in den Sonaten, Quartetten und Sinfonien Beethoven's finden und den geheimnißvoll umschleierten Sinn aus der Sprache der Instrumente in die der Gedanken übersetzen wollen. Sämmtliche Versuche dieser Art liefen nothwendig auf ein mehr oder weniger phantasiereiches Spiel mit Worten und Bildern hinaus, je nach der größeren oder geringeren geistigen Bedeutung der einzelnen Dolmetscher. In die Fluth der Töne fällt aus der objektiven Welt, der idealen wie realen, kaum mehr als ein schwankender, in's Unbestimmte verschwimmender Schatten; was jene dagegen in ursprünglichster Klarheit und Unmittelbarkeit abzuspiegeln vermag, das ist die Individualität des Künstlers, aus dessen Gemüth sie emporquillt. Die unwiderstehliche Macht, welche die Beethoven'schen Schöpfungen auf uns üben, liegt in dem Umstand begründet, daß ihr Urheber ihnen sein eigenes, in der stetigen Beziehung zum Allgemeinen geläutertes und gefestetes Wesen eingebildet. Nur in einer geistigen Atmosphäre, wie sie den Jüngling umgab, im vollen Strome frischen, deutschen Lebens konnte dies Wesen zu der Kraft, der Größe und dem Reichthum sich entwickeln, welche den Werken des Mannes ihren unver-

gänglichen Stempel aufgedrückt. Dem Tondichter einer neuen Zeit mußten deren Ideale schon von Jugend auf in's Herz geprägt sein. — Wir haben noch einen letzten Blick auf das Jünglingsalter des Meisters zu werfen.

Seine Vaterstadt sollte Beethoven nicht verlassen, ohne eine Reihe der freundlichsten Eindrücke und Erinnerungen mit sich zu nehmen. Nach den sparsamen auf uns gelangten Zeugnissen zu schließen, war über sein Leben in den letzten Jahren der Bonner Periode warmer Sonnenschein ausgegossen. Während sein Genius immer kühner und kräftiger emporstrebte, fielen von ihm die Fesseln, in die Armuth und Vereinsamung seine Jugend geschlagen. Die Verhältnisse, in denen wir ihn erblicken, haben nichts gemein mit dem engen Kreise, in welchem das Tagewerk eines gewöhnlichen Musikers zu verlaufen pflegt. Wie später in Wien, so hob ihn auch in seiner Heimath der Adelsbrief, den ihm die Kunst ausgestellt, weit hinauf über die Umgebung, in die ihn Geburt und Beruf gewiesen. Bekannt sind seine Beziehungen zum Breuning'schen Haus und zum Grafen Waldstein. Wenn der Letztere sich immer bereit zeigte, ihn mit Rath und That zu fördern und zugleich stets bedacht war, seiner Hilfe den demüthigenden Schein der Wohlthat zu nehmen, so ersetzte ihm jenes die eigene Familie. In dem Wesen der Frau von Breuning scheinen sämmtliche Vorzüge des Herzens und der Bildung zu einem Muster echter Weiblichkeit sich vereinigt zu haben. Von Allen, die je um Beethoven in selbstloser Theilnahme geschäftig gewesen, hat Keiner in dem Maße sein Vertrauen wieder besessen, wie sie, die nicht aufgehört, mit mütterlicher Sorge ihn zu umgeben. Ihr freundlicher Zuspruch suchte das Herbe und Schroffe in seiner Natur zu mildern, sie theilte seine Freuden und Schmerzen, und wie sie stets bemüht gewesen, alle Mißklänge in der jungen Seele in reine Harmonie aufzulösen, so hielt sie auch auf Maß und Ordnung in seinem äußeren Leben. Mit den drei Söhnen, von denen der älteste ihm an Jahren fast gleich war, und mit der Tochter Eleonore verknüpfte ihn das innigste brüderliche Band. Nicht hoch genug anschlagen können wir aber den Einfluß, den diese Familie auf seine Entwickelung übte. In der Jugend von einem Kreise guter Menschen umringt zu sein, gehört zu den segensreichsten Fügungen des Geschicks. Gerade in jener Zeit weckt der warme Hauch der uns erwiesenen Liebe eine Fülle von Blüthen im Gemüth, deren Duft das ganze spätere Leben durchzieht. Wen die Ungunst der Verhältnisse um diesen Frühlingsflor der reinsten Gefühle brachte, der holt das Versäumte nimmermehr nach. Durch den Verkehr mit der Breuning'schen Familie lernte Beethoven zuerst den in der gebildeten Gesellschaft heimischen Umgangston kennen. An den Studien, durch die sich

die Söhne für die Universität vorbereiteten, nahm er auf seine Weise Theil. Zwischen ihm und den jungen Freundinnen der Tochter spannen sich mancherlei harmlose Herzensgeschichten an. Ein beredter Lehrmeister der Dichter und Sänger war seit jeher der Zauber, den weibliche Anmuth auf Sinn und Herz übt. Das unschuldige Spiel mit der holdesten Leidenschaft mußte das Empfinden des jungen Musikers verklären und seiner Phantasie Flügel leihen. Gern weilt der Blick auf jener Zeit, kein helleres Bild begegnet uns in dem gesammten Verlauf dieses Künstlerlebens. Wenn der Jüngling im Breuning'schen Haus am Klavier saß und die staunenden Hörer mit den Erstlingen seines Genius überraschte, oder, wenn er dem klugen Gespräch um ihn her lauschte, das vielleicht gerade die klangvollen Namen unserer Dichter zu seinem Ohr und die Begeisterung für ihre Werke in seine Seele trug, oder wenn er mitten unter frohen Menschen von den Höhen des Siebengebirges hinab auf den Rhein blickte, das sind Scenen, die wir uns mit Behagen ausmalen mögen. Volle Kränze bot ihm damals jede Stunde, während seine Phantasie goldene Träume um die Zukunft wob. Wohl wurde ihm später mit der höchsten künstlerischen Weihe die reinste Seligkeit zu Theil, die überhaupt dem Erdenleben beschieden ist. Diese Freude an den eigenen schöpferischen Thaten hatte indessen nichts gemein mit dem, was die Menschen meisthin als das Glück preisen; sein Glanz streifte nur eine kurze Strecke des Weges, den der Meister zurücklegen sollte.

Nach der bisherigen Annahme erhielt Beethoven durch die Liberalität seines Kurfürsten alle Mittel reichlich zugewiesen, um sich in Wien für seinen Beruf weiter auszubilden. Die Thayer'schen Forschungen lassen indessen den Antheil, welchen Max Franz an dem Schicksal seines jungen Organisten nahm, in einem ungleich bescheideneren Lichte erscheinen. In einem mäßigen Viaticum, ferner in einer Nachzahlung von 25 Dukaten, endlich der vorläufigen Beibehaltung seiner Besoldung, dazu desjenigen Theils der väterlichen, der ihm schon früher überwiesen worden, bestand Alles, was unser Held der Gunst seines Landesherrn verdankte. Ein völlig Anderer, als das erstemal, zog Beethoven im Herbst 1792 nach der österreichischen Hauptstadt, der Hochschule deutscher Tonkunst. Der zweiundzwanzigjährige Künstler, der unter der Leitung Haydn's die Komposition von Grund aus zu studiren gedachte, durfte sich wohl nach mehr als einer Seite hin seinem Lehrer ebenbürtig fühlen. Von dem Ansehen, dessen er in Bonn genoß, sind uns einzelne Beweise überliefert. Kurz vor seiner Abreise empfing er vom Grafen Waldstein ein Billet folgenden Inhalts: „Lieber Beethoven! Sie reisen itzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozart's Genius trauert noch und beweint

den Tod seines Zöglings. Bei dem unerschöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung, durch ihn wünschte er noch einmal mit Jemand vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozart's Geist aus Haydn's Händen. Bonn, den 29. Oktober 1792. Ihr wahrer Freund Waldstein." In einem anziehenden, vom 23. November 1791 datirten, in Voßler's Musikkorrespondenz abgedruckten Bericht erzählt uns Karl Ludwig Junker, Kaplan zu Kirchberg und einer der hervorragenderen musikalischen Schriftsteller jener Zeit, sein Zusammentreffen mit der kurfürstlichen Kapelle in Mergentheim. Es heißt dort u. A.: „Noch hörte ich einen der größten Spieler auf dem Klavier, den lieben, guten Bethofen. Zwar ließ er sich nicht im öffentlichen Konzert hören. Indessen, was mir unendlich lieber war, hörte ich ihn phantasiren, ja ich wurde sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben. Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, leise gestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen nach dem beinah unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen, nach der ganz eigenen Manier des Ausdrucks seines Spiels, und nach der Fertigkeit, mit der er spielt. Ich wüßte also nicht, was ihm zur Größe des Künstlers noch fehlen sollte. Ich habe Voglern auf dem Fortepiano oft gehört, und immer seine außerordentliche Fertigkeit bewundert, aber Bethofen ist außer der Fertigkeit sprechender, bedeutender, ausdrucksvoller, kurz, mehr für das Herz. Selbst die sämmtlichen vortrefflichen Spieler dieser Kapelle sind seine Bewunderer, und ganz Ohr, wenn er spielt. Nur er ist der Bescheidene, ohne alle Ansprüche. Sein Spiel unterscheidet sich so sehr von der gewöhnlichen Art, das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eignen Weg bahnen wollen, um zu dem Ziel der Vollendung zu kommen, an welchem er jetzt ist." Um das Verhältniß Beethoven's zu Haydn richtig zu beurtheilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Jünger, der an die Pforten des musikalischen Weisheitstempels klopfte, schon mit spielender Sicherheit die Mächte des Tonreichs nach seinem Willen lenkte, daß er, wie wir gleich sehen werden, in einer Gattung der Kunst bereits Werke vollendet, die an Bedeutsamkeit des Inhalts, wie an Adel und Größe der Formen die gesammte bisherige Entwickelung überragten. Außer dem Verlangen, auf einem anspruchsvolleren Schauplatz seine Kraft zu erproben, hatte ihn nach Wien der ernste Zug seiner Natur getrieben, welchem nur das nach allen Seiten hin Fertige und in sich Abgeschlossene Genüge bot. Vermöge der ihm angeborenen Gewissenhaftigkeit wollte er die gesammte musikalische Grammatik und Logik, die er sich bisher Stück für Stück angeeignet, noch einmal in ihrem streng wissenschaftlichen Zusammenhang überschauen. Es drängte ihn, das Handwerkszeug,

mit dem er gearbeitet, einem scharfen Auge und einem gewiegten Urtheil zur Prüfung vorzulegen. Zu diesem Dienst mußte jeder berufsmäßige Lehrer des Contrapunktes ungleich geeigneter sein, als der ruhmgekrönte Meister, der ohnehin gerade damals von seinen englischen Angelegenheiten viel zu sehr in Anspruch genommen war, um der pädagogischen Beschäftigung die volle Sorgfalt und geistige Kraft widmen zu können. Haydn stellte seinem Schüler die glänzendsten Zeugnisse aus. Er schrieb nach Bonn, er würde ihm große Opern aufgeben und bald aufhören müssen, zu komponiren. Die Befriedigung war aber keineswegs gegenseitig, Beethoven klagte über Vernachlässigung, er ließ seine contrapunktischen Exercitien von Schenk, dem Komponisten des Dorfbarbier, nachkorrigiren, und wählte sich im Januar 1794, als Haydn's zweite Reise nach London den schicklichen Anlaß bot, Albrechtsberger zum Lehrer.

Der erste Band der Thayer'schen Biographie reicht bis in's Jahr 1795, in welchem Beethoven's Opus I. im Stich erschien. Daß die Entstehung jenes Werkes, welches dem Publikum drei der edelsten Perlen der Kammermusik darbot, ebenso wie der Ursprung der meisten Kompositionen, die während der folgenden Jahre in die Oeffentlichkeit gelangten, noch in die Bonner Periode zu setzen sind, gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der vom Verfasser angestellten Untersuchungen. Der geringe Umfang und die innere Bedeutungslosigkeit alles dessen, was bisher zu den Jugendarbeiten des Meisters gerechnet wurde, mußte Jeden überraschen, der sich auch nur die Mühe zu der oberflächlichsten Prüfung nahm. Daß in einem Alter, in welchem Mozart bereits nahe an 300 Kompositionen vollendet, Händel außer zahllosen Kantaten schon mehre Opern zur Aufführung gebracht, Franz Schubert den verschiedensten Gattungen der Kunst den Stempel seines Wesens aufgeprägt hatte, daß in dieser Periode seines Lebens Beethoven nur auf eine magere, jede Individualität entbehrende Reihe von Schülerexercitien zurückblicken sollte, schien ein um so größeres psychologisches Räthsel, als es ihm in seiner musikfrohen Heimath wahrlich nicht an der Anregung zum eigenen Schaffen fehlen konnte. Wir haben gesehen, daß man ihn am Rhein nicht allein als Klavierspieler, sondern auch als schöpferischen Genius hoch in Ehren hielt. Kurz nach seiner Abreise von Bonn schreibt einer seiner Bewunderer an Charlotte von Schiller: „Ich lege Ihnen eine Komposition der Feuerfarbe bei, und wünschte Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Sie ist von einem hiesigen jungen Manne, dessen musikalische Talente allgemein angerühmt werden, und den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch Schiller's Freude und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn so viel ich ihn kenne, ist er ganz für das

Große und Erhabene. Sonst giebt er sich nicht mit solchen Kleinigkeiten, wie die Beilage ist, ab, die er nur auf Ersuchen einer Dame verfertigt hat." Die geringe Zahl der während der Bonner Zeit publicirten Werke erklärt sich sehr natürlich. Die Veröffentlichung von Kompositionen war bis hinab auf die neuere Zeit ein sehr zweifelhaftes Unternehmen, wenn nicht besondere Veranstaltungen, wie z. B. Subscriptionslisten, die Widmung an gekrönte Häupter und was dergleichen mehr ist, ausnahmsweise den Erfolg im Voraus einigermaßen sicherstellten. Der bei Weitem überwiegende Theil von der Erbschaft der großen Meister des achtzehnten Jahrhunderts wurde erst lange nach deren Tode dem Publikum zugänglich gemacht, oft cursirte das Beste davon in Abschriften, welche sich Liebhaber vom ersten Eigenthümer verschafften, oder es ruhte unberührt in der Arbeitsstube der Verfasser. Was z. B. Sebastian Bach, dessen Werke für sich allein eine Bibliothek füllen, selbst in den Druck gegeben, kann man unter dem Arme wegtragen. Unter den schon an sich so kargen Einnahmequellen Mozart's spielt der Verkauf seiner Kompositionen eine gar traurige Rolle. Noch in unserem Jahrhundert sollte Schubert in seinem Verhältniß zu den Verlegern kaum etwas Anderes gewinnen, als eine Märtyrerkrone. Als sich längst der Grabhügel über ihm gewölbt, war, seiner größeren Arbeiten gar nicht zu gedenken, kaum der fünfte Theil der Lieder veröffentlicht, und bis auf den heutigen Tag ist sein Nachlaß noch nicht ausgeschöpft. Während Beethoven sich auf den Weg nach Wien begab, hatte er ohne Zweifel seinen Koffer vollgepackt mit Manuskripten von Sonaten, Duos, Trios und Konzerten, die er für den Bedarf der kurfürstlichen Musikabende geschrieben. Mit der Hoffnung, bereitwillige Verleger in dem Mittelpunkt der Tonkunst und des Musikhandels zu finden, mochte er auf diese Schätze blicken. Aber nicht allein innere Gründe erheben es zur Gewißheit, daß in den Jahren 1795—1802 Alles, was ihm von seinen Jugendarbeiten werthvoll schien, herausgegeben wurde, auch der thatsächliche Beweis ist wenigstens für ein Werk, nämlich das Es-dur-Trio für Streichinstrumente, Op. 3, vom Verfasser der Biographie beigebracht. Daß es bereits in Bonn entstanden, ist durch die Thayer'schen Ermittelungen außer Zweifel gesetzt. Wenn sich nun auch im Einzelnen nicht mehr feststellen läßt, welche Nummern im Katalog der Beethoven'schen Werke dies Schicksal mit ihm theilen, so fällt doch nun auf die Jugend des Meisters und den künstlerischen Reinertrag, den wir ihr verdanken, ein ganz neues Licht.

Otto Gumprecht.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, 6. März 1867.

Zwanzig Jahre nach dem Zuſammentritt des vereinigten Landtages iſt der erſte Reichstag des norddeutſchen Bundes im weißen Saale des Schloſſes zu Berlin eröffnet worden. Seine Aufgabe konnte demſelben nicht beſſer bezeichnet werden als durch die Worte, die König Wilhelm an die Vertreter des deutſchen Volkes gerichtet hat. Es gilt in der That, dem deutſchen Volke die Größe ſeiner Vergangenheit wieder zu erringen, ſeine Zukunft zu ſichern, den günſtigen Moment für die Errichtung des Gebäudes nicht zu verſäumen. Auf die Erfolge geſtützt welche die preußiſche Politik im Süden des Main, in München gehabt hat, konnte die Thronrede verheißen, daß das geſammte deutſche Gebiet durch eine gegenſeitige Verbürgung des Territorialbeſtandes geſichert, der Zollverein aufrecht erhalten und die gemeinſame Pflege der Wirthſchafts- und Verkehrsintereſſen nicht verſäumt werden würde.

Von der Weichſel bis zum Rhein, von der Nord- und Oſtſee bis zum Main wohnen dreißig Millionen Deutſche. Dieſe werden fortan dieſelbe Heimath, gleiches Bürgerrecht, gleiche Erwerbs- und Anſtellungsfähigkeit beſitzen, gleichen Rechtsſchutz im Inland und Ausland genießen. Dieſe ſtattlichen Lande bilden fortan ein Wirthſchafts- und Verkehrsgebiet, ſie unterliegen den gleichen Zöllen, gemeinſamen Verbrauchsſteuern, der gleichen Geſetzgebung in Zoll- und Handelsſachen. Die Bundesgeſetzgebung verfügt über alle Verkehrs- und Zollverhältniſſe, über das Geld- und Bankweſen, über die Eiſenbahnen, die Waſſerſtraßen, Poſten und Telegraphen. Das Poſt- und Telegraphen- wie das Zollweſen wird einheitlich von Bundeswegen verwaltet. Der norddeutſche Bund beſitzt eine gemeinſame Bundeskaſſe, in welche der Ertrag der Zölle und der gemeinſamen Verbrauchsſteuern, die Ueberſchüſſe der Poſt- und Telegraphenverwaltung fließen; er beſitzt ein gemeinſames Heer und eine gemeinſame Kriegsflotte. Organiſation, Bewaffnung, Reglements, Militärgeſetzgebung ſind dieſelben. Dies Kriegsheer iſt Einem Kommando unterſtellt und hat nur Einen Kriegsherrn. Das Bundes-Präſidium führt die Aufſicht, übt die Exekutivgewalt in dem ganzen Bereich der Bundesgeſetzgebung, es ernennt die Bundesbeamten und verkündet die Bundesgeſetze. Zweiundzwanzig deutſche Regierungen haben auf ihre internationale Selbſtändigkeit verzichtet. Der Krone Preußen ſteht das Recht zu, dieſelben völkerrechtlich zu vertreten, die Bündniſſe und Verträge mit den fremden Mächten zu ſchließen, Krieg und Frieden zu erklären. Dem Bundesrathe der Regierungen ſteht die Vertretung des deutſchen Volkes gegenüber, mit dem Rechte der Legislation und des Geſetzesvorſchlags im geſammten Bereich der Bundesgeſetzgebung, mit dem Rechte, die gemeinſchaftlichen Ausgaben im Wege der Bundesgeſetzgebung für je drei Jahre feſtzuſtellen, vorübergehende Ausgaben beſonders zu bewilligen, die Verwaltung der Bundesfinanzen zu controlliren und die Rechnungslegung entgegenzunehmen.

Dieser Verfassungsentwurf begründet eine Zusammenfassung der deutschen Kräfte, wie sie die deutsche Geschichte zum empfindlichsten Schaden des deutschen Volkes niemals gekannt hat. Die Centralisirung ist stramm und fest genug, um Deutschland zu dem zu machen, was es seit den Zeiten der fränkischen Kaiser nicht mehr gewesen ist, zu einer europäischen Macht. Deutschland kann und wird auf dieser Basis einheitlich geleitet werden, seine Einheit wird mit der Ausführung derselben eine Thatsache und bald in Fleisch und Blut übergegangen sein.

Spricht die öffentliche Meinung im Norden laut und vernehmbar, daß der Reichstag die Vereinigung von dreißig Millionen Deutschen nicht hindern werde und dürfe, so ist die Stimmung im Süden des Mains in dieser Richtung noch bestimmter und entschiedener. Man empfindet im Süden die Bedeutung dieser Zusammenfassung der deutschen Kräfte noch stärker; man fühlt noch lebhafter was es heißt, daß dreißig Millionen Deutsche fortan Ein Vaterland besitzen und Angehörige Eines Gemeinwesens sind, daß sie von Einem deutschen Heer und Einer deutschen Flotte geschützt werden, daß es fortan eine deutsche Macht giebt, mit der Europa zu rechnen hat — alles dies wird dort um so stärker empfunden, weil man sich selbst vorläufig von diesem großen Verbande noch ausgeschlossen sieht.

Trotz seiner gewaltigen Bedeutung läßt der Verfassungs-Entwurf Manches vermissen und Vieles anders wünschen. Wir wären nicht Deutsche, wenn nicht die souveräne Doktrin ihre Kritik an dem Verfassungsentwurf mit gewohntem Eifer ausübte. Sie ist willkommen, soweit sie uns nicht auf falsche Bahnen drängen will. An unserm Theile und von unserm entschieden nationalen Standpunkt aus gedenken wir wenigstens nicht zu vergessen, daß nicht alles Gute auf einen Schlag zu haben ist, sind wir nicht in der Lage uns zu der Ansicht zu bekennen, daß es wohlgethan sei, um des Besseren willen das Nothwendigste außer Acht zu lassen oder zu verhindern.

Die schärfste Opposition gegen den Entwurf macht ein Theil der Presse des Staates, welchem die Lage wie der Entwurf die Führung des neuen Deutschland in die Hand legt. Gewiß auch Preußen hat der deutschen Einheit Opfer zu bringen; aber es kann sich für diese mindestens leichter durch das erhebende Gefühl entschädigen, daß es seine Entwickelung, sein Fortschritt und seine Kraft ist, die Deutschland wieder aufgerichtet und Preußen zum Eckstein des Neubaus gemacht haben. Wir haben den Widerstand von dieser Seite her vorausgesagt. Wir haben vorausgesagt, daß die demokratische Partei den preußischen Verfassungskampf oder vielmehr dessen Nachklänge auf den Reichstag und den Verfassungsentwurf übertragen werde, daß sie den liberalen Gedanken gegen den nationalen Gedanken in's Feld führen werde, daß sie zwar die Einheit aber auch die Freiheit, und zwar die ganze und volle Freiheit verlangen werde. Mit den Einwürfen derer, welche die Grundrechte und die Verfassung von 1849 auf ihre Fahne geschrieben haben, um mit dieser die Vereitelung des Einigungswerkes zu verdecken (es sind Demokraten, Klerikale und hartnäckige

ßischen und klevischen Stände in den siebziger und achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts vergleichen, welche nicht Preußen werden wollten, wenn sie nicht alle ihre Privilegien, auch die der Anrufung, d. h. der Einmischung des Auslandes, in dieser Vereinigung bewahren könnten.

Wir wünschen nicht mißverstanden zu werden. Auch uns genügt der vorgelegte Verfassungsentwurf nicht. Wir haben sehr bestimmte Einwendungen gegen ihn zu machen und wünschen ihm dringend Verbesserungen eines Theiles nach der unitarischen, anderer Seits nach der parlamentarischen Seite hin. Die Stellung des Bundespräsidiums ist unseres Erachtens nicht scharf und bestimmt genug als Exekutivgewalt gefaßt, weder den Bundesregierungen noch dem Reichstage gegenüber und die Befugnisse des Parlaments sind entschieden unzureichend bemessen. Es hieße aus der modernen Staatsform zu weit heraustreten, wenn dem Reichstage das Recht verkürzt bliebe, sämmtliche gemeinsame Ausgaben, den Bundeshaushalt in allen seinen Posten zu votiren.

Wie bestimmt wir diese Forderungen stellen, wie lebhaft wir wünschen und verlangen, daß die verbündeten Regierungen sich in allen diesen sehr wesentlichen Fragen umsichtig und nachgiebig zeigen, so darf unseres Erachtens der Reichstag auch seiner Seits nicht vergessen, daß der aus constitutionellen Monarchien zusammengesetzte Bundesstaat noch nie und nirgends in der Welt bestanden hat, daß die Aufgabe eine völlig neue und keine ganz leicht zu lösende ist. Sie kann nur gelingen, wenn man mit einiger Vorsicht und Umsicht an dieselbe herantritt. Wenn man behauptet, daß die Vertretung des deutschen Volkes nach dem vorliegenden Entwurf nur ein Redeübungsverein sein würde, so paßt diese Bezeichnung auf eine Versammlung nicht, der der Entwurf wenigstens die legislative Befugniß auf dem gesammten Gebiete der Bundescompetenz und zwar über den einzelnen Landesvertretungen und unter Ausschluß derselben beilegt. [illegible] man ferner versichert, es sei nur ein Zollparlament, das der Entwurf [illegible], so wird es gut sein, daran zu erinnern, daß ganz Deutschland noch vor [illegible] Jahren in dem Zusammentritt eines solchen einen höchst erfreulichen [illegible] gewaltigen Fortschritt erblickt haben würde. Alle diese Uebertreibungen [illegible] ihren Grund darin, daß das Budgetrecht in dem Verfassungsentwurf [illegible] bemessen ist.

Es [illegible] der Hand, daß [illegible] Budgetrecht im Bundesstaate anders ge[illegible] sein [illegible] als im Einheit[illegible] Deutschland ist noch kein Einheitsstaat. [illegible] und zwanzig [illegible] Staaten, deren besondere Interessen [illegible] sein wollen. Wenn man fordert, daß [illegible] maßgebend auch für die Bundesfinanzen, [illegible] und deren Vertretungen sein solle, [illegible] alle, den übrigen Landesvertretungen [illegible] wenigstens den Eintritt Bayerns [illegible] nicht dadurch lösen, daß man sie [illegible] für diese Fragen aus dem Bann [illegible] Der Bundesstaat verlangt zu sei-

so fällt bei solchen, — man sollte dies billig aus funfzehnjähriger Erfahrung wissen, — der Wille auch eines kleinen Staats sehr schwer in's Gewicht. Weiter aber können Oesterreich und Frankreich eben so gut Einzelverträge mit den deutschen Staaten schließen als Preußen. Die Empfehlung der Vergewaltigung aber sei es die Sachsens oder sei es die Mecklenburgs, oder Oldenburgs, heißt nichts weiter als den viel berufenen Bruderkrieg nebst dem europäischen Krieg als permanentes Mittel der deutschen Einigung hinstellen. Mögen die Herren, welche so frivole Rathschläge ertheilen, sich in Zukunft etwas mehr gegenwärtig halten, daß die Frage der deutschen Einigung stets eine europäische Frage gewesen ist und auch in Zukunft sein wird. Mögen sie sich gegenwärtig halten, mit welchem Neide das französische Volk, mit welchem Mißbehagen man in Petersburg und mit welchem Ingrimm man in Wien die Emancipation des unter Preußen zu einigenden Deutschlands betrachtet. Am ungereimtesten nehmen sich jene Vorschläge aber in dem Munde derer aus, welche in demselben Athem versichern, daß die Mainlinie aufhören müsse zu existiren. Wollen sie den Zutritt Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten wirklich, so dürfen sie nicht zugleich versichern, daß Preußen besser allein bliebe, so dürfen sie die Schwierigkeiten und Nachtheile des gemeinsamen Baues nicht perhorresciren, so müssen sie dafür sorgen, daß den deutschen Staaten ein angemessener Einfluß innerhalb des Bundes verbleibt; und wenn alle übrigen deutschen Staaten der Einheit Opfer zu bringen haben, so hat auch das preußische Haus der Abgeordneten keinen Anspruch darauf, geringere Opfer als alle übrigen deutschen Landesvertretungen zu bringen. Wir konstatiren, daß in den Bekennern jener Theorie vom Vorzuge des preußischen Alleinbleibens eine neue, die neueste Spielart des deutschen Partikularismus, die der preußischen Verfassungspartikularisten, in's Leben getreten ist.

Wir sind nicht gemeint in sehr ernsten Dingen zu scherzen. Jeden patriotischen Deutschen kann es vielmehr nur mit Trauer erfüllen, daß große und einflußreiche Parteien, trotz der bitteren Erfahrungen der deutschen Geschichte, immer wieder in die alten Fehler verfallen. Deutschland hat bis vor anderthalb Jahrhunderten an Freiheiten und Rechten keine Mangel gelitten, weder zu der Zeit, da unsere Vorfahren mit den Römern kämpften, noch unter unseren Kaisern. Es waren die Libertäten der Reichsstände, die unsere Einheit gesprengt haben, und es waren die Libertäten und wohlerworbenen Rechte der Landstände, welche unsere Einzelstaaten zersetzt und wehrlos gemacht haben. Auf die Ueberwältigung dieser Libertäten, auf die Zurückdrückung der Landstände mußte der Staat gebaut werden, ist der Staat gebaut worden, welcher Deutschland wieder aufgerichtet hat. Wir sind sehr weit davon entfernt, die Reichsstände und die Landstände des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit der heutigen Vertretung des deutschen Volkes zusammenzuwerfen oder zu verwechseln. Wenn man uns aber zumuthet, die Bundesverfassung darum abzulehnen, weil und bevor nicht alle Libertäten des preußischen Landtags in dieselbe Aufnahme gefunden hätten, so können wir diese Position doch nur der Stellung der ostpreu-

ßischen und klevischen Stände in den siebziger und achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts vergleichen, welche nicht Preußen werden wollten, wenn sie nicht alle ihre Privilegien, auch die der Anrufung, d. h. der Einmischung des Auslandes, in dieser Vereinigung bewahren könnten.

Wir wünschen nicht mißverstanden zu werden. Auch uns genügt der vorgelegte Verfassungsentwurf nicht. Wir haben sehr bestimmte Einwendungen gegen ihn zu machen und wünschen ihm dringend Verbesserungen eines Theiles nach der unitarischen, anderer Seits nach der parlamentarischen Seite hin. Die Stellung des Bundespräsidiums ist unseres Erachtens nicht scharf und bestimmt genug als Exekutivgewalt gefaßt, weder den Bundesregierungen noch dem Reichstage gegenüber und die Befugnisse des Parlaments sind entschieden unzureichend bemessen. Es hieße aus der modernen Staatsform zu weit heraustreten, wenn dem Reichstage das Recht verkürzt bliebe, sämmtliche gemeinsame Ausgaben, den Bundeshaushalt in allen seinen Posten zu votiren.

Wie bestimmt wir diese Forderungen stellen, wie lebhaft wir wünschen und verlangen, daß die verbündeten Regierungen sich in allen diesen sehr wesentlichen Fragen umsichtig und nachgiebig zeigen, so darf unseres Erachtens der Reichstag auch seiner Seits nicht vergessen, daß der aus constitutionellen Monarchien zusammengesetzte Bundesstaat noch nie und nirgends in der Welt bestanden hat, daß die Aufgabe eine völlig neue und keine ganz leicht zu lösende ist. Sie kann nur gelingen, wenn man mit einiger Vorsicht und Umsicht an dieselbe herantritt. Wenn man behauptet, daß die Vertretung des deutschen Volkes nach dem vorliegenden Entwurf nur ein Redeübungsverein sein würde, so paßt diese Bezeichnung auf eine Versammlung nicht, der der Entwurf wenigstens die legislative Befugniß auf dem gesammten Gebiete der Bundescompetenz und zwar über den einzelnen Landesvertretungen und unter Ausschluß derselben beilegt. Wenn man ferner versichert, es sei nur ein Zollparlament, das der Entwurf schaffe, so wird es gut sein, daran zu erinnern, daß ganz Deutschland noch vor wenigen Jahren in dem Zusammentritt eines solchen einen höchst erfreulichen, einen gewaltigen Fortschritt erblickt haben würde. Alle diese Uebertreibungen haben ihren Grund darin, daß das Budgetrecht in dem Verfassungsentwurf unzureichend bemessen ist.

Es liegt auf der Hand, daß das Budgetrecht im Bundesstaate anders geordnet sein muß als im Einheitsstaate. Deutschland ist noch kein Einheitsstaat. Noch bestehen sechs und zwanzig deutsche Staaten, deren besondere Interessen gerade in den Geldfragen berücksichtigt sein wollen. Wenn man fordert, daß das Votum des preußischen Landtags maßgebend auch für die Bundesfinanzen, maßgebend für alle verbündeten Staaten und deren Vertretungen sein solle, wenn man der preußischen Vertretung alle, den übrigen Landesvertretungen gar keine Rechte beilegen will, so heißt das wenigstens den Eintritt Bayerns nicht erleichtern. Man kann Schwierigkeiten nicht dadurch lösen, daß man sie umgeht oder größere schafft. Treten wir auch für diese Fragen aus dem Bann der Doktrin auf den Boden der Thatsachen. Der Bundesstaat verlangt zu sei-

nem Bestehen die Erfüllung von zwei Grundbedingungen. Die Bundesstaaten müssen einer Seits gegen übermäßige und wechselnde Anforderungen der Centralgewalt an ihre Leistungsfähigkeit gesichert sein. Anderer Seits heißt es Preußen eine unmögliche Aufgabe zumuthen, die Verantwortung für die Sicherheit des Bundes, für die Verwaltung des Bundeskriegswesens zu übernehmen, ohne zureichend gesicherte Mittel für die Bestreitung der dafür erforderlichen Ausgaben. Diese fundamentalen Forderungen sind unseres Erachtens mit dem Budgetrechte des Reichstages keines Weges unvereinbar.

Unsere nebelhaften und dunklen Vorstellungen vom Budgetrecht müssen freilich endlich präciseren Anschauungen weichen. Wenn man noch immer glaubt, die Bewilligung der Steuern oder der Ausgaben setze die Vertretung in den Stand alljährlich nach Belieben zu bewilligen oder zu streichen, so ist das ein Irrthum. Der Staat ist eine fortdauernde Existenz, deren Bedingungen erhalten werden müssen, der bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen hat, der gewisse Verbindlichkeiten übernommen hat, zu deren Erfüllung er zum Theil auch im Rechtswege angehalten werden kann. Herr Gneist hat längst nachgewiesen, wie es sich mit dem Budgetrecht des englischen Parlaments verhält. Da die Landesvertheidigung, das Staatsschuldenwesen, die Verwaltungsordnung ein wesentlich festes Budget verlangen, ist die große Masse der Staatseinnahmen in England auf permanente Gesetze basirt. Das Parlament controllirt deren Verwendung und Vertheilung auf die einzelnen Zweige des Budgets unter der Form der Appropriation und Applikation. Aus denselben Gründen ist auch bei uns der Spielraum für Bewilligung und Nichtbewilligung ein beschränkter, sogar ein ziemlich eng bemessener, wie alle diejenigen erfahren haben, die sich praktisch mit diesen Dingen beschäftigt. Die dem Belieben der Volksvertretung offene Sphäre beschränkt sich wesentlich auf die Controlle, auf die Geltendmachung und Verbesserung eingerissener Uebelstände, auf die Streichung entbehrlicher Ausgaben, auf die Uebernahme oder Verweigerung neuer Lasten und Leistungen. Die Volksvertretung hat damit einen schwerwiegenden Einfluß auf das gesammte Finanzsystem des Staats, auf dessen rationelle Gestaltung, aber es ist nicht in ihr Belieben gestellt, was sie jährlich bewilligen oder verweigern will. Auch die Führer der Opposition im preußischen Abgeordnetenhause haben sich stets zu dem Satze bekannt, daß die auf Gesetzen beruhenden Ausgaben geleistet werden müßten. Die gesetzlich bestehenden Steuern werden auch in England forterhoben, das natürliche Wachsthum der bestehenden Steuern kommt dem Staate zu gut und wird ihm nicht, wie die Weisheit unserer Demokraten will, durch Quotisation und Contingentirung beschnitten. Grade auf diesem natürlichen Wachsthum beruht für die Schatzkanzler Englands die Möglichkeit der rationellen Umgestaltung des Finanz- und Steuerwesens, von welchem sie in den letzten zwanzig Jahren einen so zweckmäßigen und dem Lande so heilsamen Gebrauch gemacht haben. Eben sowenig als die einmal gesetzlich bewilligten Steuern zu beschneiden denkt man in England daran, die auf Grund von Gesetzen beruhenden Ausgaben zu weigern. Man spricht die Appropriation aus, aber man

weiß sehr gut, daß diese für die gesetzlich feststehenden Ausgaben nichts als eine Formalität ist. In England wie in Frankreich hat die Opposition es stets vermieden, an den Ausgaben für Armee und Flotte zu mäkeln; ja es giebt seit hundert und funfzig Jahren, in Frankreich seit achtzig Jahren kaum ein Beispiel, daß neue Anforderungen für Heer oder Flotte verweigert worden wären. Erinnert man sich, was die preußische Vertretung vor dem Militärconflikt an Ausgaben für die Armee zu streichen oder vorzuenthalten sich berechtigt geglaubt hat, so beschränkt sich das auf wenige Hunderttausend Thaler, die etwa für Landwehrübungen, Festungsbauten und Kasernenbauten, oder andere nebensächliche Ausgaben abgesetzt worden sind. Wäre nun in Preußen ein Wehrgesetz zu Stande gekommen, dessen Vereinbarung wir in voller Uebereinstimmung mit den Führern der Opposition stets so dringend empfohlen haben, etwa im Sinne der Forkenbeck'schen Vorschläge vom Jahre 1862, so wären damit die Ausgaben für die Armee gesetzlich ebenso festgestellt gewesen, wie die Ausgaben für die Besoldung der etatsmäßigen Beamten, für die Verzinsung und Amortisirung der Staatsschuld, für den Kronfideicommißfond, für Bundesausgaben u. s. w. Aber ebenso wie die Einnahmen und Ausgaben für diese wäre der Militäretat nach wie vor dem Landtage zu jährlicher Bewilligung vorgelegt worden.

Der Verfassungsentwurf für den norddeutschen Bund hat sich genöthigt gesehen, gerade diesen Weg, den Weg des Wehrgesetzes für Preußen und dessen Verbündete zu betreten. Er bestimmt die persönliche Verpflichtung der Bundesangehörigen zum Kriegsdienst, er bestimmt die Dauer der Verpflichtung, die Stärke des Friedensheeres auf zehn Jahre hinaus und die Dauer der Beitragsquote für jeden unter den Waffen befindlichen Kopf auf dieselbe Zeit. Daß diese Bestimmungen, welche in das Wehrgesetz gehören, welche auch in diesem so lange in Kraft blieben, bis eine neue Vereinbarung getroffen sein würde, in die Verfassung aufgenommen sind, ist in unseren Augen, wie wir bereits oben bemerkt haben, eher ein Vortheil als ein Nachtheil. Jeden Falls werden dieselben, wie die übrigen Bestimmungen des Verfassungsentwurfes mit dem Reichstage, danach mit den Landesvertretungen vereinbart. Offenbar ist der Verfassungsentwurf durch die Nothwendigkeit, die Regierungen für bestimmte Beitragsquoten zu binden, auf diesen Weg des Wehrgesetzes gedrängt worden und wir vermögen auch hierin keinen Nachtheil, sondern nur einen Vortheil zu erblicken. Die der Bundeskasse zufließenden Einkünfte der Zölle, der gemeinsamen Verbrauchssteuern, die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung reichten eben nicht aus, die für das Bundesheer erforderlichen Ausgaben zu decken. Diese Deckung ließ sich auch auf dem Wege der Bundesbesteuerung nicht erreichen, da weder die Bundesregierungen noch ihre Landesvertretungen sich gefallen lassen würden, ohne ihre Zustimmung von Bundes wegen besteuert zu werden. Und selbst wenn sie sich dazu bequemten, würde diese Besteuerung darum unmöglich sein, weil in den verschiedenen Staaten verschiedene Steuersysteme bestehen, die nicht beliebig durch neue Reichssteuern gekreuzt werden können.

Mit jenen Bestimmungen wird sonach erreicht, daß die Bundesregierungen

das Maß ihrer Leistung übersehen, daß sie zunächst vor weitergehenden Anforderungen geschützt sind, daß aber zugleich das unerläßliche Maß ihrer Leistung feststeht, wodurch anderer Seits dem führenden Staate die Mittel für die Verwaltung und Erhaltung des Bundesheeres gesichert sind. Eine Verwerfung dieser Bestimmungen durch den Reichstag würde ohne Zweifel diesem oder jenem der verbündeten Staaten erwünscht sein, er würde sich von einer immerhin höchst lästigen Verpflichtung befreit sehen; er würde mit Freuden sich in den Besitz seiner Freiheit, seines liberum Veto zurückversetzt sehen. Kann demnach der Bund und Preußen mit jenen Normen wohl bestehen, so frägt sich aber doch noch, ob das preußische Abgeordnetenhaus, der Reichstag mit denselben bestehen können.

Betrachten wir zuerst die Wirkungen, welche diese Bestimmungen, wenn sie vereinbart würden, auf die preußische Verfassung und die Leistungen Preußens ausüben würden. Der Verfassungsconflikt in Preußen ist dadurch ausgebrochen, daß das Gesetz vom 3. September 1814 der Regierung das Recht beilegt: „die Stärke des Heeres nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen zu bestimmen." Da sich die Verhältnisse des Staats d. h. seine europäische Lage seit dem Krimkriege und dem italienischen Kriege wesentlich verändert hatten, glaubte die Regierung die Vollmacht, welche das Gesetz ihr gab, zu einer bedeutenden Vermehrung des Friedensheeres benutzen zu sollen und verlangte die dazu erforderlichen Mittel von der Landesvertretung. Die Landesvertretung verweigerte schließlich dieselben. Im Laufe dieses Conflikts gingen aus dem Schooße der zweiten Kammer verschiedene Vorschläge zur Ausgleichung desselben hervor. Der wichtigste derselben waren die Forckenbeck'schen Anträge, welche die jährliche Aushebungsziffer und die auf den Kopf der Armee fallende Quote ein für allemal festzusetzen versuchten. Während der ganzen Dauer des Conflikts wurde von den Führern der Opposition dem Kriegsminister immer von Neuem und mit dem vollsten Rechte vorgehalten, daß er unmöglich die Ausgaben für die Armee den wechselnden Boten des Landtages, der unberechenbaren Zusammensetzung, den ebenso unberechenbaren Stimmungen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses überlassen könne, daß ein neues Wehrgesetz vereinbart werden müsse. Die im Verfassungsentwurfe des norddeutschen Bundes aufgestellten Bestimmungen enthalten die Grundzüge des Wehrgesetzes für den Bund wie für Preußen. Kommen sie zur Annahme, so ist der Grund neuer Conflikte damit ein für allemal beseitigt.

Die preußische Regierung wäre nicht mehr in der Lage, die Stärke des Friedensheeres nach ihrem Ermessen zu bestimmen; die Kosten des Heeres willkürlich zu erhöhen. Der gesetzliche Boden für das Militärbudget stände damit fest. Er wäre gewonnen ohne Erhöhung der Militärlast für Preußen, vielmehr unter erheblicher Verminderung derselben. Die Verpflichtung wird von 19 auf 12 Jahre herabgesetzt, — eine längst gewünschte und dringend nöthige Erleichterung von der schwerwiegendsten Bedeutung für die Verpflichteten, für die Gemeinden, für die wirthschaftlichen Kräfte des Landes. Der Präsenzstand wird auf ein Prozent der Bevölkerung herabgesetzt, das heißt für Preußen erheblich vermindert — um mindestens 13,000 Mann. Auch die finanzielle Erleichterung

iſt nicht unerheblich, ſie würde noch bedeutender erſcheinen, wenn nicht die gleichzeitige Erhöhung des Soldes für die Soldaten und Unterofficiere, die Koſten für die Neuerrichtung der nothwendigen militäriſchen Anſtalten für das Bundesheer die Erſparniſſe für Preußen zum Theil wieder aufhöben. Die Erhöhung des Soldes würde aber den Finanzen Preußens in keinem Fall erſpart geblieben ſein, und je weiter das Geſchützweſen, die Vervollkommnung der Handfeuerwaffen fortſchreitet, um ſo unvermeidlicher werden die Budgetpoſten für Munition, Geſchütze und Feſtungen anwachſen. Daß der Präſenzſtand und die Geldquote für den bewaffneten Mann auf zehn Jahre beſtimmt ſind, iſt materiell gewiß keine Erhöhung der beſtehenden Laſten. Die Bevölkerung des Bundes wird in zehn Jahren um ein Fünftheil gewachſen ſein. Trotzdem bleibt die Stärke des Friedensheeres ein Prozent der Bevölkerung des Jahres 1867, und würde 1877 keine neue Vereinbarung mit den Regierungen und dem Reichstage erzielt, ſo würde auch bei noch weiter angewachſener Volkszahl die Armee denſelben Stand behalten. Mit dem Stande der Armee blieben aber auch die Koſten dieſelben; der Militäraufwand würde alſo ohne außerordentliche Bewilligungen, d. h. ohne Zuſtimmung des Reichstages nicht ſteigen.

Und wie verhält es ſich mit dem Budgetrecht des preußiſchen Landtages dieſen Beſtimmungen gegenüber? Wir haben bereits gezeigt, daß alle Ausgaben, welche auf Geſetzen beruhen, dauernde ſind, welche jährlich bewilligt werden müſſen. Wenn die preußiſche Vertretung jährlich die Poſitionen der Dotationen, der Beſoldungen der Beamten, der Zinſen und der Amortiſation der Staatsſchulden bewilligt, ſo thut ſie das in Kraft und in Folge der beſtehenden Geſetze. Die preußiſchen Abgeordneten wollten das Militärbudget durch ein Geſetz fixirt haben. Wäre daſſelbe für Preußen zu Stande gekommen, ſo hätten ſie das nach dieſem Geſetze erforderliche Ordinarium alljährlich bewilligen müſſen. Daſſelbe Recht würde jetzt auf den Reichstag übergehen und die preußiſche Vertretung wird ſich nicht weigern können, in dieſen Uebergang zu willigen. Wenn ſtatt der preußiſchen Vertretung der Reichstag das Wehrgeſetz feſtſtellt, eben in jenen Grundzügen, wenn an Stelle der preußiſchen Vertretung und in derſelben Weiſe, wie ſie in Folge eines preußiſchen Wehrgeſetzes den preußiſchen Militäraufwand bewilligt haben würde, der Reichstag den Bundesmilitäretat votirt, ſollte darin wirklich die Vernichtung des Budgetrechts der preußiſchen Verfaſſung liegen? Wäre dies in der That der Fall, dann hätten die Herren Gneiſt, Forckenbeck und Alle, die mit ihnen geſtimmt haben, die Vernichtung des preußiſchen Budgetrechts verlangt, und jetzt nur erreicht, was ſie ſelbſt erſtrebt und verlangt haben.

Wir verlangen und erwarten, daß dem Reichstage alljährlich der Militäretat unter Feſthaltung jener geſetzlichen Normen eben ſo wie der Voranſchlag für alle übrigen Einnahmen und Ausgaben des Bundes zur Bewilligung vorgelegt wird. Wird dieſe Beſtimmung in den Entwurf aufgenommen, ſo können wir keine Verkürzung des beſtehenden preußiſchen Budgetrechts in der analogen und gleichwiegenden Berechtigung erblicken, welche von ihm auf den Reichstag übergeht. Der Reichstag kommt dadurch in die Lage des preußiſchen Landtages, an deſſen

Stelle sein gewichtiges Wort über die Verwendung der Quote, über die Vertheilung derselben auf die einzelnen Posten, über die zweckmäßige oder unzweckmäßige der Verausgabung einzelnen Titel der Militärverwaltung zu sprechen, und deren Verwendung zu kontrolliren. Auch hat der Reichstag keineswegs zu besorgen, daß es ihm für alle Zukunft an der Möglichkeit, neue Ausgaben zu bewilligen, fehlen werde. Andererseits, wenn sich die Lage Europas sehr friedlich gestaltet, kann er auf Ersparungen Bedacht nehmen, und wenn es ihm gelingt, sich mit dem Bundespräsidium zu verständigen, die Gesammtausgaben auf einen geringeren Betrag, als zu dem die Bundesregierungen verpflichtet sind, feststellen.

Daß es dem Reichstage, wenn diese Bestimmungen über das Militärbudget des Bundes getroffen werden sollten, nicht freistehen würde, mit freiem Belieben über die Heeresausgaben zu schalten, Millionen von demselben abzusetzen, um etwa die Dienstzeit nach seinem Ermessen zu verkürzen, die stetige Organisation der Bundeskriegsverwaltung zu lähmen, mit plötzlichen Ersparnissen, zu welchen ihm die technische Kenntniß fehlt, einzugreifen, darin gestehen wir offen, kein Unheil zu erblicken.

Nicht blos darum, weil eine tüchtige Bundeskriegsverwaltung ohne einen gewissen periodenweise gesicherten Ueberblick, ohne eine auf gewisse Zeiträume gesicherte Verfügung über die unentbehrlichen Einnahmen weder im Einheitsstaat, noch viel weniger aber im Bundesstaate bestehen kann, sondern auch aus einem politischen Grunde. Es ist einer der schweren Uebelstände, wenn nicht geradezu der Hauptübelstand unseres politischen Lebens in Deutschland, daß das Verhalten der Landesvertretungen seit 1848, namentlich der preußischen, in den letzten Jahren das Verhältniß der Armeen zu den Landesvertretungen, und in Folge dessen auch zu den Landesverfassungen in einer nicht wünschenswerthen Weise gestaltet hat. Wir wollen nicht auf die „verthierte Soldateska" von 1848 zurückkommen; wir wollen nur daran erinnern, wie oft wir in diesen Blättern in den Jahren 1860 und 1861 gemahnt haben, daß die Frage der Reorganisation eine wesentlich politische Frage sei, daß sie nicht mehr und nicht weniger bedeute als die Versöhnung der preußischen Armee mit der preußischen Landesvertretung und der preußischen Verfassung. Zeigte die liberale Partei damals, daß sie für die Armee mehr zu thun vermochte, als die konservative, so war der unglücklichste Gegensatz, der das Jahr 1848 geboren hatte, beseitigt, und ein liberales Regiment in Preußen möglich. Die Regierung einer Partei in einem Staate, die dessen Armee gegen sich hat, wird immer sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. Es war das ungeeignetste Mittel, diese Versöhnung herbeizuführen, wenn man alljährlich einen Theil der Armee und damit die ökonomische Existenz, die Stellung einiger tausend Offiziere in Frage stellte, wenn man über jede Militärschlägerei und jeden Lieutenantsexceß sich in den lautesten Deklamationen erging. Daß der Gegensatz der Volksvertretung gegen die Armee wenigstens in der alten Schärfe, daß die Infragestellung des Bestandes der Armee, die Bedrohung ihrer Existenz sich nicht mehr jedes Jahr wiederholen

ſollen und können, halten wir für einen großen und für unſere zukünftige politiſche Entwickelung, für die Befeſtigung der conſtitutionellen Rechte unſerer Vertretungen entſcheidenden Gewinn. Das conſtitutionelle Syſtem würde damit einen ſtarken Gegner weniger zählen, es würde dieſen verſöhnt und gewonnen haben.

Wir betrachten die Armee nicht als eine politiſche Macht. Wir haben es beklagt und gemißbilligt, wenn und wo jemals nach der politiſchen Anſchauungsweiſe der Offiziere gefragt wurde; wir wünſchen keinerlei Verflechtung der Armee mit der Politik; wir haben ſtets befürwortet, Offiziere und Soldaten an den Wahlen nicht theilnehmen zu laſſen. Aber wir können unſre Augen doch der thatſächlichen Lage nicht verſchließen. Wir können begreifen, daß die Armee nicht unempfindlich wie ein Cadaver gegen die Stiche geblieben iſt, welche ihr alljährlich von der Tribüne beigebracht wurden, nicht unempfindlich dagegen, daß man ihr Mittel zu entziehen ſuchte, die ſie für ihre Tüchtigkeit, für ihre Wirkſamkeit, für welche ſie doch verantwortlich iſt, mit Recht oder mit Unrecht nicht entbehren zu können glaubte. Wir wollen mit dieſen Bemerkungen nur darauf aufmerkſam machen, daß unſere Landesvertretungen fehl gehen, wenn ſie ſich nicht entſchließen, in der Armee eine ſehr werthvolle Inſtitution zu erblicken, an welche ein großes und entſcheidendes Intereſſe des Landes geknüpft iſt. Man muß ſich in Deutſchland gewöhnen, die deutſche Armee nicht als nothwendiges Uebel zu betrachten, ſondern mit Achtung zu behandeln. Und man muß ſich entſchließen, die Mittel nicht zu knapp zu bemeſſen, wenn es ſich um eine geſicherte Wirkſamkeit der Armee handelt. Wir unſeres Orts ſind zufrieden, wenn die Feſtſtellung des Budgetrechts in der angedeuteten Weiſe den Vertretungen des deutſchen Volkes dieſe Aufgabe erleichtert.

Man muß ſich in Deutſchland endlich entſchließen, den Doctrinarismus, den konſervativen wie den liberalen Doctrinarismus, fallen zu laſſen, wenigſtens ſo weit, daß die Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe der Nation dadurch nicht in Frage geſtellt wird. Man hat ſich in der That bisher die politiſche Aufgabe etwas zu leicht gedacht; man hat ſich begnügt, weiter oder enger formulirte Forderungen für die Freiheitsrechte und für die Volksvertretung zu fordern. Es war das völlig in der Ordnung, ſo lange es ſich darum handelte, den Boden für den Antheil der Nation an den öffentlichen Dingen, an ihren eigenen Angelegenheiten zu erobern. Aber man kann nicht auf dieſem Standpunkt der Forderung bleiben, nachdem dieſer Boden gewonnen iſt, und man kann nicht darauf rechnen, größeres Terrain zu gewinnen, wenn man nicht beſſer zeigt, als bisher, daß man das Gewonnene zum poſitiven und praktiſchen Nutzen des Gemeinweſens zu verwerthen verſteht. Allen Rechten entſprechen Pflichten. Es wird nicht leicht ſein zu beweiſen, daß die bisherige Pflichterfüllung der deutſchen Landesvertretungen dem Maße der erworbenen Rechte überall entſprochen hätte. Nicht, daß die Vertretungen nicht fleißig und eifrig ihren Aufgaben ſich unterzogen hätten. Aber was die Mehrzahl ihrer Mitglieder mitbrachte, zeigte doch eine zu geringe Kenntniß der Exiſtenz- und Machtbedingungen, der Verwaltungs-

bedingungen, die erforderlich sind, um ein größeres Staatswesen auf einen gedeihlicheren Fuß zu bringen. Man steht in Deutschland leider noch immer auf dem naiven Standpunkt, die Regierung als ein gemeingefährliches Institut zu behandeln und zu meinen, daß Politik treiben und Opposition machen identisch sei. Bei der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge wird es nie an Mängeln und Unvollkommenheiten fehlen, denen man sehr lockende Ideale leicht gegenüber stellen kann; aber eine Partei, welche nur mit Doctrinen und Idealen bewaffnet an die Verhältnisse eines concreten Staates herantritt, kann nicht darauf rechnen, in ihm zur Regierung zu gelangen. Jede Partei hat bereits durch ihre Opposition den Beweis zu liefern, daß sie die Entstehung und den Charakter dieses besonderen Staatswesens kennt, daß sie sich auf seine Lebens- und Machtbedingungen versteht, daß sie weiß, über welche Kräfte und Mittel, über welches Material an Personen der Staat und die Parteien zu verfügen haben. Sie muß ferner in ihrer Opposition zeigen, daß es ihr nicht um die Herrschaft ihrer Partei, um den Triumph ihrer Doctrin zu thun ist, daß sie im Stande und fähig ist, diesen Staat nach seinen gegebenen Bedingungen zu leiten und zu reformiren, ohne ihn über den Haufen zu werfen. Ihr Eintritt in die Regierung darf nicht den Charakter eines gefährlichen und unberechenbaren Experiments an sich tragen, mit einem Wort: die Opposition muß den Charakter einer regierungsfähigen Partei haben, wenn sie nicht sich selbst zu der Rolle einer mehr oder weniger freien Kritik verurtheilen will. Wie angenehm die Freiheit der reinen Kritik ist, sie muß unfruchtbar bleiben und sich je länger und mehr discreditiren.

Wir haben diese Bemerkungen in einem sehr entscheidenden Augenblick nicht zurückhalten wollen, in einem Augenblick, wo es sich um die Neubildung der altliberalen Partei, der einzigen regierungsfähigen Opposition, welche in Deutschland bisher aufgetreten ist, handelt. Die radikaleren Kreise aber mögen sich gegenwärtig halten, daß die conservative Partei sich in einem sehr merklichen Vorsprung befindet, weil sie gehandelt hat, während Andere nur zu reden verstanden.

Wie wir vor vier Wochen voraussagten, hat sich die Thronrede des Kaisers von Frankreich in friedlichem Sinne ausgesprochen. Ueber die Erfolge Preußens sucht sie die Franzosen durch ein Wort des ersten Napoleon zu beruhigen: „nach dem Sturze seines Systems werde kein anderes Gleichgewicht in Europa möglich sein, als durch die Zusammenfügung und das Bündniß der großen Völkerschaften." Dieser Gedanke gehört jenem System der Völkerbeglückung an, welches dem ersten Napoleon erst nachträglich aus der Muße von St. Helena hervorgegangen ist. Thatsache ist, daß er sich auf eine halbe Begünstigung der italienischen, eine halbe Begünstigung der polnischen Nationalität zum Schaden Rußlands und Deutschlands beschränkt hat. Als man ihm bei seiner Heimkehr vom russischen Feldzuge vorhielt, daß die Campagne 300,000 Soldaten gekostet habe, antwortete er: es waren 200,000 Deutsche dabei. Thatsache ist, daß ein anderes System als das der nationalen Regeneration von 1815 bis 1855 in Europa geboten

hat. Das Syſtem der nordiſchen Allianz hat ſeitdem Frankreichs Uebergewicht gebunden und das unleugbare Verdienſt erworben den Frieden Europas vierzig Jahre hindurch erhalten zu haben. Aber wir ſind eben ſo bereit, das Verdienſt des gegenwärtigen Herrſchers von Frankreich anzuerkennen, dieſem Syſtem durch den Krimkrieg, durch den italieniſchen Krieg ein Ende gemacht zu haben und wir glauben mit ihm, daß es keiner Deutſchland und Preußen hemmenden Defenſivallianzen gegen Frankreich mehr bedarf, wenn die deutſche Nation gegenwärtig ihre Kräfte zuſammenfaßt. Das wonach der Wiener Kongreß vergeblich trachtete, was er durch mesquine Mittel, durch die Bildung von Staaten zweiten und dritten Ranges an der Grenze Frankreichs vergebens zu bewirken ſuchte, was er gegen Rußland vergebens zu erreichen trachtete, die Beſchränkung des franzöſiſchen wie des ruſſiſchen Uebergewichts, das liegt gegenwärtig in der Hand des Reichstags. Die Zuſammenfaſſung der deutſchen Kräfte reicht aus, ſowohl Frankreich als Rußland in Schach zu halten; Preußen iſt dann nicht mehr gegen Frankreich auf die ruſſiſche Allianz angewieſen.

Der Kaiſer von Frankreich hat vollkommen Recht zu behaupten, daß ſein Eintreten Oeſterreich gerettet, daß die Stimme Frankreichs Einfluß genug gehabt habe, den Sieger vor den Thoren Wiens aufzuhalten, ohne daß ein franzöſiſches Regiment in Marſch geſetzt worden wäre. Wir wünſchen nichts lebhafter als daß die franzöſiſche Nation in dieſer Thatſache eine Befriedigung ihres Selbſtgefühls und ihres Stolzes finden möge; ſie hat für uns nichts Verletzendes. Wir können dem gegenüber für uns in Anſpruch nehmen, daß Preußen die franzöſiſche Armee im Jahr 1859 am Mincio zurückgehalten und damals Oeſterreich den Beſitz Venetiens gerettet hat ohne Schwertſtreich; und wir können darauf hinweiſen, da es nun doch kein Geheimniß mehr iſt, daß Frankreich trotz der Weigerung der geforderten Compenſationen den Krieg gegen Preußen vorerſt unterlaſſen hat.

Dringend müſſen wir trotzdem wünſchen, daß ſich Niemand durch die friedliche Haltung der franzöſiſchen Thronrede, die wir lebhaft anerkennen und der wir die beſte Wirkung auf die Gemüther der Franzoſen wünſchen, über die Lage Europas täuſchen möge. Die Thronrede ſelbſt hält neben ihren Friedensverſicherungen, neben der Anerkennung der Berechtigung des Nationalitätsprinzips für Deutſchland die Armeereform feſt; ſie behauptet, daß der Einfluß einer Nation von der Zahl der Streiter abhänge, die ſie in's Feld zu ſtellen vermöge. Das Gelbbuch hat vor den Augen Deutſchlands enthüllt, welche Schritte die ſüddeutſchen Höfe mit Ausnahme des Hofes von Karlsruhe im Laufe des Juli 1866 in Paris gethan haben; wiederholt iſt die franzöſiſche Intervention in Anſpruch genommen worden. Es iſt ferner kein Geheimniß mehr, daß die Agenten Frankreichs an den ſüddeutſchen Höfen dieſen Staaten die franzöſiſche Garantie ihres Territorialbeſtandes wie ihrer Neutralität wiederholt angeboten haben. Was Frankreich ſich im Mai und Juni dieſes Jahres habe verſagen müſſen, weil der deutſche Bund beſtand, das könne es jetzt vollkommen ſouveränen Staaten ohne Bedenken anbieten und gewähren. Es iſt ſehr zu begreifen, daß Frankreich das Beſtreben feſthält, die ſüddeutſche Staatengruppe an ſich zu ziehen, und es bedarf

keines Worts darüber, daß die von Frankreich garantirte Neutralität bereits der Rheinbund wäre. Wenn es im Augenblick keine Gefahr hat, daß diese Anerbietungen angenommen werden, wenn ihre Zurückweisung auch fernerhin sicher ist, sofern sich das Ministerium Hohenlohe behauptet, so haben wir doch schon früher darauf hinweisen müssen, wie wenig gesichert die Stellung des Fürsten in München ist und wie rasch sich die Dinge verschieben können, wenn die Absichten Oesterreichs, Revanche für Sadowa zu nehmen, sich verwirklichen sollten.

In den entscheidenden Kreisen Wiens wird dieser Gedanke hartnäckig festgehalten; es ist dieser Gedanke, der den Ausgleich mit Ungarn als unumgängliche Nothwendigkeit hat erscheinen lassen. Wir sagten schon früher in diesen Blättern, daß diesem Ausgleich schließlich jedes Opfer gebracht werden würde. Man weiß, daß man in der Hofburg auch verzweifeltem Spiel nicht abgeneigt ist. Je größer die Schwierigkeiten sind, welche der Ausgleich mit Ungarn Kroatien gegenüber hervorrufen muß und hervorgerufen hat, je unmöglicher es sich den Slaven wie den Deutschen gegenüber zeigen wird, die cisleithanische Hälfte des Reichs constitutionell zu organisiren, je schwerfälliger sich, selbst diesen Ausgleich vorausgesetzt, die constitutionelle Handhabung der gemeinsamen Reichsregierung vermittelst Delegationen der cis- und transleithanischen Vertretungen gestalten muß, — um so leichter und leichtsinniger könnte man sich auf extreme Entschlüsse werfen. Man wird sie nicht zu lange hinausschieben können, denn die Geldbeschaffung durch die Notenpresse hat ihre bestimmten Grenzen. Nun liegt die europäische Gefahr offenbar darin, daß es von den Entschlüssen der Hofburg abhängt, nicht nur Oesterreich sondern auch Frankreich in den Krieg gegen Preußen zu werfen. Diese Gewalt, welche Oesterreich gegebenen Falles über Frankreich zu üben vermag, liegt nicht nur in dem gemeinsamen Interesse des katholischen Klerus, nicht nur in den polnischen Dingen, wie wir früher andeuteten, nicht nur in der Stimmung der französischen Nation, sondern in letzter Instanz darin, daß der Kaiser Napoleon, bei dem besten Willen den Frieden aufrecht zu erhalten, auch in dem Falle, daß Oesterreich sich wider seinen Rath, wider seine Abmahnung in diesen Krieg stürzte, nicht in der Lage ist, Oesterreich neue Nachtheile erleiden zu lassen. Wie chimärisch die Hoffnungen auf die Tripleallianz Oesterreichs, Frankreichs und Italiens sein mögen, mit denen man sich in Wien schmeichelt, der Kern, der diesen Anschauungen zu Grunde liegt, steht leider nur zu fest. Nachdem Louis Napoleon die Einigung Italiens theils gemacht theils zugelassen hat, nachdem er in die Lage gekommen ist, die Einigung Norddeutschlands geschehen zu lassen, kann er die Abdikation der französischen Politik und der französischen Machtstellung nicht dahin treiben, Oesterreich in einem neuen Kriege unterliegen, den Süden Deutschlands, die deutsch-österreichischen Lande sich an Preußen anschließen zu lassen, und diesseits des Rheins ein Reich von 45 Millionen erstehen zu sehen. Das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen ist kein der Politik Louis Napoleon's fremder Gedanke, trotz aller Bedeutung, die sie dem Nationalitätsprinzip beilegt, trotz ernsthafter Zugeständnisse, die sie diesem zu machen geneigt ist. Der Kaiser

kann, will und wird das Gegengewicht Oesterreichs gegen die preußische Macht nicht fallen lassen. Das beweist jeder Schritt, den die französische Politik vor, während und nach dem Kriege von 1866 gemacht hat. Aus diesem Grunde verstärkt er gegenwärtig seine Armee, trotz aller inneren Schwierigkeiten, die ihm aus dieser Maßregel erwachsen.

Liegen die Dinge so, hat Oesterreich es in der Hand, durch einen verwegenen Entschluß Frankreich in den Krieg zu werfen, so wird Süddeutschland, von Wien und Paris in die Mitte genommen, so muß die klerikale Partei in Süddeutschland Alles daran setzen, den katholischen Staat, das katholische Oesterreich nicht fallen zu lassen. Wir haben bereits auf die Stärke und Stellung hingewiesen, welche die klerikale Partei in Bayern, Würtemberg und Baden besitzt. Sie würde sich in dem angedeuteten Falle mit der radikalen vereinigen und kein Mittel scheuen, die Regierungen fortzureißen. Und sie wird nicht blos die Radikalen auf ihrer Seite haben. Nachdem Frankreich dem deutschen Süden die Neutralität geboten, wird es das Anerbieten, je näher die Krisis rückt, um so öfter und lauter wiederholen. Der ruheliebende Bürger, der Philister im Süden wird sagen, warum sollen wir uns die Ruhe nicht sichern, warum sollen wir uns für Preußen mit Oesterreich und Frankreich überwerfen, unsere Länder verwüsten und unsere Kinder erschießen lassen? Die Preußen wollen ja ohnehin nicht viel von uns wissen. Daß die von Frankreich garantirten Grenzen der süddeutschen Staaten nichts als der Rheinbund und der Anfang der Heeresfolge wären, das würde man sich natürlich nicht eingestehen.

Die Situation ist ernst, die Gefahr liegt nahe, der Erzherzog Albrecht brütet über den Karten, die Reorganisation, die Verstärkung der österreichischen Armee wird rastlos betrieben. Der Orient geht einer großen Krisis entgegen, und es ist bezeichnend genug, wie sich die Mächte bemühen dem Ausbruch derselben zu verhüten. Die russische Politik feiert einen der größten Triumphe. Frankreich, England und Oesterreich geben um die Wette die Politik auf, welche sie zum Krimkrieg geführt hat, welche sie veranlaßt hat, Hunderttausende vor Sebastopol und in den Donaufürstenthümern zu opfern. Oesterreich dringt in die Pforte, das Besatzungsrecht in Belgrad und in den serbischen Festen aufzugeben, d. h. die Selbständigkeit Serbiens zuzugestehen. Frankreich und England rathen dem Sultan, die Selbständigkeit Kandias zuzugestehen, wenn nicht dessen Vereinigung mit dem Königreich Griechenland zu gestatten. Wie sehr man die Erhaltung der Integrität der Pforte, für die man so blutig gestritten, aufgegeben hat, wie stark man auf diese und andere Concessionen für die Stellung der Christen im osmanischen Reich dringt, man irrt in Wien, Paris und London gewaltig, wenn man damit die Auflösung des osmanischen Reichs zu regularisiren, den Ausbruch der entscheidenden Krisis zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben glaubt. Man erreicht nichts, man kann auf diesem Wege nichts erreichen als den Ausbruch zu beschleunigen. Mit jedem Tage heben sich die Hoffnungen und Ansprüche der Griechen, wächst die Bewegung in Thessalien und Epirus; überall sorgen entlassene Garibaldi'sche Offiziere, daß es den Aufständen

nicht an Führern fehlt. Der Vicekönig von Aegypten schickt sich an, den Todesstreich gegen die Pforte zu führen; er verlangt die Selbständigkeit Aegyptens, die Herrschaft über Arabien und die heiligen Stätten des Islam. Damit naht die entscheidende Probe für das gegenwärtig sehr lose und im Grunde nur scheinbare Verständniß Frankreichs und Englands der osmanischen Krisis gegenüber. Mögen die Geschicke des osmanischen Reichs sich erfüllen, wenn der deutsche Reichstag dafür sorgt, daß die Geschicke Deutschlands erfüllt sind, bevor die entscheidende Stunde gekommen ist.

Notizen.

Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Bundesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit. Berlin 1867.

Schleswig-Holstein und die deutschen Ostseeprovinzen repräsentirten bis vor wenigen Jahren die beiden Extreme in den Sympathien des deutschen Publikums: jenes das verhätschelte Schooßkind, diese der Prügelknabe der öffentlichen Meinung. Eine genauere Bekanntschaft mit den Dingen in den Herzogthümern, wie sie die Besitznahme derselben durch Preußen mit sich bringen mußte, hat die Schwärmerei für den „verlassenen Bruderstamm auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt. Alle Welt weiß jetzt, daß die Menschen in Schleswig-Holstein nicht besser, die Zustände im Allgemeinen aber schlechter sind als im übrigen Deutschland." Vielleicht führt größere Vertrautheit mit den Zuständen in den Ostseeprovinzen umgekehrt zu dem Ergebniß, daß dort die Menschen nicht schlechter, die Zustände aber besser sind als — man geglaubt hat. Diese größere Vertrautheit zu vermitteln ist die Aufgabe welche sich der Herausgeber der „livländischen Beiträge" gestellt hat. Er beginnt mit Mittheilungen über die kirchlichen Wirren und Kämpfe in Livland — mit gutem Grunde. Denn das ist der gemeinsame Boden auf dem sich die hadernden Parteien zusammenfinden. Wer gleichgültig ist gegen das nationale Interesse an der Erhaltung des deutschen Lebens in unseren nordöstlichen Kolonien, der wird ein Herz haben für den bedrängten Protestantismus, und wem sein „liberales Gewissen" nicht erlaubt einem Gemeinwesen seine Theilnahme zu schenken das wesentlich — und nothwendig — auf aristokratisch conservativer Grundlage ruht, der wird sie dem Kampfe um Gewissensfreiheit nicht versagen den die Livländer noch fortwährend bestehen müssen.

Das vorliegende erste Heft der Beiträge enthält officielle Aktenstücke und andere beglaubigte Dokumente zur Geschichte dieses Kampfes seit dem Jahre 1845, denen der Herausgeber eine durch die Natur der Sache gebotene orien-

tirende Einleitung vorangeſchickt hat. Wir heben darunter hervor den Bericht des Grafen Bobrinsky über die Zuſtände in den griechiſch-orthodoxen Gemeinden Livlands und das Urtheil des livländiſchen Hofgerichts in Sachen des Herrn Guſtav von Bock. Daſſelbe enthält eine kurze aber erſchöpfende Darlegung der rechtlichen Stellung, welche die evangeliſch-lutheriſche Kirche in den Oſtſeeprovinzen von Alters her einnimmt. Die „livländiſchen Beiträge" wollen keinen Schmerzensſchrei in Scene ſetzen, in dem Sinne wie wir es ſeit einigen Jahren gewohnt ſind, was freilich die national-ruſſiſche Preſſe nicht hindert, um ſie revolutionärer Tendenzen zu beſchuldigen. Die Livländer ſind noch heute, aller ihnen widerfahrener Unbill zum Trotz, beſſere und getreuere Unterthanen des ruſſiſchen Kaiſerhauſes als die Ruſſen ſelbſt — Herrn Kutkow nicht ausgenommen. Sie haben den ernſten Willen, ſich die Grundbedingungen ihrer nationalen Exiſtenz in Glaube, Sprache und Sitte zu erhalten: mehr aber erſtreben ſie nicht und können ſie nach Lage der Dinge nicht erſtreben. Das weiß man in Petersburg recht gut und darin liegt der Grund daß man allen Drängens der nationalen Exaltado's ungeachtet bisher noch immer Anſtand genommen hat Maßregeln zu ergreifen, welche, wie die von Katharina II. im Jahre 1785 octroyirte Statthalterſchaftsverfaſſung, die Grundlage des deutſchen Lebens in Livland ernſtlich bedrohen würden.

Unſere Leſer kennen das Werk Adolph Schmidt's, Preußens deutſche Politik, deſſen erſte Ausgabe im März 1850, wenige Wochen vor Eröffnung des Erfurter Reichstages, erſchien. Es ſtellte in raſchen Zügen drei Hauptmomente in der deutſchen Politik Preußens dar: den Fürſtenbund, welchen Friedrich der Große 1785 gegen die Annexionsgelüſte Kaiſer Joſeph's ſchloß; die Verſuche Friedrich Wilhelm's III., beim Zerfall des Reichs 1806 den deutſchen Norden an Preußen zu feſſeln, die mit der Schlacht bei Jena abſchloſſen; endlich das Dreikönigsbündniß von 1849 und die Pläne des General Radowitz, die in einem zweiten diplomatiſchen Jena ihr trauriges Ende fanden. Es iſt natürlich und zu rechtfertigen, daß der Verfaſſer jetzt, wo er Hand an die dritte Ausgabe legte, es gewagt hat, jenen drei Abſchnitten als vierten eine Skizze der jüngſten Jahre hinzuzufügen. Denn wie mangelhaft auch bisher unſere Einſicht in die inneren politiſchen Hergänge iſt, welche die Kataſtrophe des vorigen Sommers vorbereiteten, wie unvollſtändig unſere Kenntniß von der Arbeit des großen Staatsmannes, der die Kataſtrophe herbeiführte, von den Hemmniſſen, auf die er ſtieß, von den Hebeln, durch die er ſie hinwegräumte — es iſt doch heute kaum möglich, die nationalen Anläufe früherer Jahrzehnte zu erzählen, ohne bis zu dem Zeitpunkt fortzuſchreiten, wo die immer wieder ſcheiternden Beſtrebungen endlich zu ihrem Ziel gelangten. Das Jahr 1866 löſt die Spannungen und Gegenſätze eines Jahrhunderts; es erſcheint, wie uns, ſo dem Verfaſſer, als „das Geburtsjahr der deutſchen Einheit;" er iſt, wie wir, überzeugt, daß die Einheit die Vorbedingung jeder politiſchen Freiheit eines

Volkes sei; er klagt nicht, wie mancher schwachmüthige unter seinen Collegen, über die liebgewordenen Sonderrechte, die dem höheren Recht des Ganzen zum Opfer fallen mußten; er ist zu sehr Historiker, um nicht zu wissen, daß die gewaltigste Veränderung auf dem europäischen Continent, die Schöpfung eines deutschen Reichs, auch nur auf dem Wege der Gewalt vollzogen werden konnte.

Adolph Schmidt giebt seiner Skizze der jüngsten Ereignisse die Ueberschrift: „die selbständige Action Preußens 1866," und er hat damit allerdings das bezeichnet, was an der Politik des Grafen Bismarck das Bedeutendste und Ehrenvollste ist. Es ist nichts Geringes eine Bevölkerung von nahezu fünf Millionen dem preußischen Staat hinzuzufügen, es ist ein großartiger Schritt vorwärts, in dem Bundesstaat mit einheitlichem Heerwesen dreißig Millionen Deutsche zusammenzufassen, aber diese Erfolge würden nicht die Bürgschaft der Dauer in sich tragen, wären sie mit Hülfe von Allianzen errungen, die uns in Abhängigkeit und in Gefahr der Schmälerung des nationalen Bodens brachten. Aber wie Friedrich der Große sich auf sich selbst und die Kraft und Ausdauer seines Volkes stellte, so hat auch das heutige Preußen nur Bündnisse geschlossen, bei denen es mehr gab als es empfing, und lediglich durch die Größe und Raschheit seiner Leistungen hat es den Großmächten Europas Achtung vor dem deutschen Nationalwillen abgezwungen. Dadurch und dadurch allein hat unser Volk eine große europäische Stellung, eine unabhängige, selbständige Existenz gewonnen. Die deutsche Geschichte wird dereinst König Wilhelm I. und seinem Minister einen hervorragenden Platz anweisen, aber die höchste Ehre wird ihnen dafür zu Theil werden, daß die Furcht vor der Mißgunst Europas sie nicht zu erniedrigenden Zugeständnissen bewog, und daß, als jene Mißgunst in den Compensationsforderungen Frankreichs einen verhängnißvollen Ausdruck fand, sie die Festigkeit hatten, lieber einen zweiten Krieg zu riskiren, als die Ehre der Nation zu gefährden.

Freuen wir uns, daß unsere Staatskunst die Kraft und die Zuversicht der Fridricianischen Zeit wiedergewonnen hat. Seit den Tagen des großen Kurfürsten rangen Preußen und Oesterreich um das Uebergewicht in Deutschland. Nur mit der Entscheidung dieses Kampfes konnte die deutsche Frage entschieden werden. Jetzt ist sie entschieden, mag es auch immerhin sein, daß der Friede von Prag nicht Oesterreichs letztes Wort ist. Der norddeutsche Bund wird gleich dem Zollverein durch die treibende Nothwendigkeit der Dinge zum Ganzen auswachsen und „der nationale Wille wird über den Main die Brücken bauen." —

In dem hastigen Drängen der Ereignisse des vorigen Jahres fehlte es uns an Gelegenheit die einzelnen Theile einer Schrift zu begrüßen, die uns jetzt zusammengefaßt in vierter Auflage vorliegt (A. L. Reyscher, die Ursachen des deutschen Krieges und seine Folgen). Als damals von befreundeter Hand uns eine der früheren Auflagen zugesendet wurde mit dem Motto „Eine

Stimme aus der Wüſte," haben wir uns herzlich daran gefreut; denn es war eine patriotiſche und — wie uns das Beiſpiel Pauli's zeigt — nicht gefahrloſe That, die Stimme der Vernunft, der Mäßigung zu erheben in der ſchwäbiſchen Wüſte antinorddeutſcher Leidenſchaft. —

Der erſte Theil der Schrift geht bis zum Nicolsburger reſp. Prager Frieden. Es wird uns in gedrängter Kürze das Leben des deutſchen Bundes vorgeführt, das ſich in dem für einen Deutſchen cyniſchen Satze des alten Blittersdorf gipfelte: — Frankfurt hat um ſeine Verdienſte zu ehren einem Platze ſeinen Namen gegeben — „Oeſterreich will kein auf Koſten des Partikularismus der einzelnen Bundesſtaaten geeinigtes, zuſammengeſchmolzenes Deutſchland und hierin begegnet ſich das Intereſſe Oeſterreichs mit den Intereſſen der Dynaſtien und der mindermächtigen Bundesſtaaten." — Die Complicationen, welche die unmittelbare Urſache des Krieges waren, das faſt lächerliche Ende des Bundestages, die Beſtimmungen der Friedensſchlüſſe werden in objectiver, hiſtoriſch-treuer Darſtellung behandelt.

Im zweiten Theile entwickelt der Verfaſſer ſeine Anſchauungen und Hoffnungen in Bezug auf die Geſtaltung des neuen Deutſchland. Mit logiſcher Schärfe erklärt er dieſe neue Geſtaltung Deutſchlands für Preußens Miſſion und kommt zu dem Schluß, daß bei dem deutſchen Einheitswerke das Gewicht weniger auf die Entwickelung liberaler Prinzipien — denn dieſe kann keine Regierung auf die Dauer einem fortgeſchrittenen Volke verweigern — als auf die einheitliche Machtentwickelung Deutſchlands zu legen iſt; dieſer Machtentwickelung müßten alle partikulariſtiſchen Neigungen zum Opfer gebracht werden, wenn nicht das ganze Werk gefährdet, nicht den widerſtrebenden Intereſſen des neidiſchen Auslandes in die Hände gearbeitet werden ſolle. — „Nur eine kühne nationale Politik kann uns retten, denn — ſie wird uns einigen." —

Die Abtheilung über Entſtehung, Entwickelung und nothwendig-werdende Umgeſtaltung des Zollvereins liefert Intereſſantes und Bedeutendes und wir können uns im Großen und Ganzen mit dem Angeführten nur einverſtanden erklären. Anders iſt es mit dem Abſchnitt: — „die unterworfenen Staaten und ihre Fürſten" — und dem Preußen darin gemachten Vorwurfe, daß es die Stände in den annectirten Ländern nicht habe fortbeſtehen laſſen. Wir möchten aber glauben, daß die weitere Entwickelung der Verhältniſſe in dieſem Punkte auch Reyſcher's Anſichten verändert hat. Das Verlangen, Preußen ſolle z. B. Kurheſſen nur von ſeinem Kurfürſten befreien, im Uebrigen aber Alles beim Alten laſſen, wird ihm heute wohl etwas naiv und gerade aus dem Partikularismus entſprungen ſcheinen, deſſen Aufopferung er ſelbſt als abſolut nothwendig bezeichnet.

Auch den Vorwurf können wir nicht für gerechtfertigt halten — es ſei durch die norddeutſche Preſſe die ſüddeutſche Bevölkerung zu ihrer preußenfeindlichen Stimmung gereizt. Wir verweiſen hier nur lediglich auf das, was Reyſcher ſelbſt über den Würtembergiſchen Staats-Anzeiger ſagt und über die „Stimmung im Süden, wie ſie unter dem vereinten Chorus einer ultramon-

tanen, republicanischen und höfischen Presse entstanden ist und sich den preußischen Bestrebungen vor und während dem Kriege feindselig gezeigt hat."

Abgesehen aber von diesen unwesentlichen Momenten hegen wir nur den Wunsch und die Hoffnung, die Anschauungen des Verfassers bald von der Majorität unserer süddeutschen Brüder adoptirt zu sehen.

Wo ist sie hingeschwunden, die schöne Zeit, da wir so manche Stunde der Bücherschau widmen konnten! Die Politik, die Politik — Raum, Herz, Arbeitskraft, Alles muß ihr dienen. Nur spät gelangen wir dazu, unsere Leser an ein literarisches Werk zu erinnern (Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode. II. Band. Die Romantik 1797—1813 von Julian Schmidt), das bei seinem ersten Erscheinen eine bedeutende kritische Wirkung übte und das kürzlich in fünfter Auflage herausgegeben ist.

Julian Schmidt hat in seinen neueren Arbeiten den bisherigen Weg der Literaturgeschichte verlassen. Statt die Geistesproducte und die Lebensschicksale der literarischen Männer in geschlossenen individuellen Bildern darzustellen, giebt er uns eine chronologisch geordnete Geschichte der literarischen Erscheinungen, der gesammten schriftstellerischen Thätigkeit jener Epoche. Wir erhalten durch diese Art der Darstellung vielfach einen genaueren Einblick in die geistigen Processe, es werden uns neue Gesichtspunkte der Beurtheilung eröffnet, indem wir die von gleichzeitigen Erscheinungen ausgegangenen Impulse und deren Wirkungen beobachten lernen; endlich wird durch den in großer Ausdehnung mitgetheilten Briefwechsel der damaligen literarischen Welt — für dessen geschickte Auswahl und Benutzung, wie für die mühevolle Zusammenstellung zeitgenössischer Urtheile über Geistesproducte, Personen und Verhältnisse wir dem Verfasser besonders Dank wissen — manches unbekannte biographische Moment an's Licht gezogen. Dennoch möchten wir das Neue nicht unbedingt ein Besseres nennen. Die älteren Auflagen und die uns jetzt vorliegende sind so verschieden — nicht nur in der Gruppirung des Materials, sondern auch in den gewonnenen Resultaten — daß ein Vergleich ein Unrecht wäre.

Wir müssen uns daher genügen lassen, dem Publicum diese Lectüre zu empfehlen und sind überzeugt, daß der Leser für die zuweilen unbehagliche Empfindung, die das Unruhige, sprunghaft-Abgebrochene der Darstellung erregt, durch manches ihm vorgeführte Neue und Bedeutende entschädigt werden wird.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Montesquieu.

Oeuvres complètes de Montesquieu, 2 tomes, Paris, Hachette, 1859.

Esprit des Lois par Montesquieu avec les notes de l'auteur et un choix des observations de Dupin, Crevier, Voltaire, Mably, La Harpe, Servan etc., Paris, Didot, 1862. — Die in demſelben Verlage 1863 erſchienene Ausgabe der kleineren Schriften Montesquieu's iſt weniger reich mit Anmerkungen ausgeſtattet.

Biographie Universelle, XXIX. S. 501—522 (Artikel Montesquieu von Walckenaer).

D'Alembert, Eloge de M. de Montesquieu (dem fünften Bande der Encyclopédie und den meiſten Ausgaben der Werke Montesquieu's vorgedruckt).

Villemain, Eloge de Montesquieu (in den Mélanges philosophiques, historiques et littéraires, 4ieme édition, Bruxelles 1829).

A. Vinet, Histoire de la littérature française au dix-huitieme siècle, Paris 1853, I. S. 314—402.

F. C. Schloſſer, Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, fünfte Auflage, 1864, I. S. 490—510, II. S. 427—437.

J. C. Bluntſchli, Geſchichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik, München 1864, S. 258—276.

F. J. Stahl, Geſchichte der Rechtsphiloſophie, dritte Auflage, Heidelberg 1856, S. 334—349, 366—372.

Charles de Montesquieu hat weder als Kriegsheld noch als Staatsmann in die Geſchicke der Völker eingegriffen. Seine wenigen dichteriſchen Produktionen zeigen nur, daß ihm poetiſches Talent nicht gegeben war. Einen Philoſophen nennen ihn ſeine Landsleute; wir, die wir gewohnt ſind, dieſe Bezeichnung nur den ſyſtematiſchen Erforſchern der letzten Gründe des Seins, Denkens und Handelns zu gewähren, werden ihm keinen Platz in der Geſchichte der Philoſophie einräumen können. Kaum daß wir ihn zu den Gelehrten zählen dürfen; denn wenn er auch den größten Theil ſeines Lebens wiſſenſchaftlichen Studien gewidmet hat, ſo war er doch in der Auswahl und Benutzung ſeiner Quellen wenig ſorgſam und in der Darſtellung vermied er ängſtlich ſelbſt den Schein der Gelehrſamkeit.

Was ist es denn, weshalb die Hochachtung und Bewunderung der gesammten gebildeten Mitwelt Montesquieu's Laufbahn begleitete? weshalb glich, wie die Memoiren des Baron von Grimm berichten, sein Leichenbegängniß einer allgemeinen Nationaltrauerfeierlichkeit? wodurch erklärt es sich, daß eine ganze Schule von Auslegern und Kritikern an seine Werke sich angeschlossen hat? welche Verdienste haben ihm in der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts einen mindestens ebenbürtigen Rang neben Voltaire und Rousseau verschafft? weshalb rechnet ihn die Geschichte der Staatswissenschaften zu den bahnbrechenden Geistern? warum muß selbst die politische Geschichte der letzten hundert Jahre seinen Gedanken einen maßgebenden Einfluß zuschreiben? Solche weite, nachhaltige Wirkungen gehen nur aus besonderen Befähigungen und Leistungen hervor; sie wären unerklärlich, wenn Montesquieu nur etwa, wie einzelne Stimmen angedeutet haben, ein vornehmer, geistreicher Dilettant gewesen wäre.

Ohne Zweifel hat Montesquieu's hervorragende gesellschaftliche Stellung viel dazu beigetragen, ihm das Interesse und den Beifall der tonangebenden Kreise zu sichern. Er stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie der Provinz Guienne; auf dem Schlosse la Brède am 18. Januar 1689 geboren, erhielt er von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung und wurde frühzeitig zum juristischen Studium angeleitet; ein väterlicher Oheim, der als das Muster der Magistratur geschildert wird, hinterließ ihm seine Güter und das nach damaligem Recht vererbliche Amt eines Präsidenten des Parlaments von Bordeaux. So befand sich Montesquieu schon mit 27 Jahren im Besitz eines bedeutenden Vermögens und einer hohen Würde. In dem Salon der Mdme de Tencin lernte er die Umgangsformen der hauptstädtischen Geistesaristokratie; die Gunst der Damen erwarb er sich durch sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Wesen; während seiner mehrjährigen Reisen trat er in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern Europas. Wenn er durch Schüchternheit und Gedankenfülle verhindert wurde, die Unterhaltung zu leiten, so war er ein desto aufmerksamerer Zuhörer und wußte gelegentlich durch ein treffendes, geistreiches Wort zu beleben. Aber alle diese äußeren Vorzüge hätten nimmermehr auch nur während seines Lebens das Urtheil der Menschen über seine Persönlichkeit, und noch viel weniger über seine Werke, bestimmen können, wenn sie nicht getragen und gehoben worden wären durch einen edlen Charakter, durch eine reine und selbstlose Gesinnung. Als Voltaire, der hochgefeierte Voltaire, nach den schmählichsten Vorgängen Berlin meiden mußte und auf Befehl Friedrich's des Großen in Frankfurt a. M. verhaftet wurde, da schrieb Montesquieu an einen

Freund: „Le bon esprit vaut mieux que le bel esprit.“ Sein ganzes Leben bewährte diesen Spruch. Er war nicht unempfindlich für die Lockungen des Ehrgeizes, aber er opferte niemals seine Grundsätze irgend einem persönlichen Vortheil; in England hätte er es für seine Pflicht gehalten, politische Auszeichnung zu suchen, nicht so in dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts; seine Unabhängigkeit gegenüber dem Hofe wahrte er so eifrig, daß er das Anerbieten einer Pension ausschlug mit der Bemerkung, da er sich keiner niedrigen Handlung bewußt, sei er auch keiner Gnade bedürftig; noch unfaßbarer war ihm der Gedanke, auf Kosten des Vaterlandes sich oder die Seinen zu erheben. Stets war er mit dem zufrieden, was das Geschick ihm beschieden hatte; über jede kleine Unannehmlichkeit des Lebens half ihm eine Stunde ruhiger Lektüre hinweg. Er liebte das Lob, aber er kannte nicht den Neid. Obgleich mit einem lebhaften Sinn für das Lächerliche begabt, begnügte er sich doch gern mit der Gesellschaft geistig unbedeutender, aber rechtlicher Menschen; dagegen zeigte er Verachtung denjenigen, welche er sittlich nicht achten konnte. Auf seinen Gütern verkehrte er viel mit dem Volke, dessen richtigen Takt er bewunderte, das, nach seinem Ausspruch, noch nicht gelehrt genug ist, um verkehrt zu denken. Für seine eigenen Bedürfnisse sparsam, auf die Zukunft seiner Familie bedacht, war er dennoch den Bedrängten ein immer bereiter Helfer; eine seiner glänzendsten Wohlthaten, die mit schweren Opfern erkaufte Befreiung eines von den Barbaresken gefangenen Marseillers, ist erst nach seinem Tode bekannt geworden, hat aber dann durch ihre rührenden Einzelnheiten den Stoff für nicht weniger als drei Dramen geliefert. Sogar Lord Chesterfield, der sonst die Moral wenigstens für die Vornehmen nur so weit gelten ließ, als sie den Zwecken des Eigennutzes oder des Ehrgeizes diene, gestand in dem Nachruf, welchen er dem Andenken Montesquieu's widmete, seine Tugenden gereichten der Menschheit zur Ehre.

Montesquieu's Wesen, wie es in den Berichten seiner Zeitgenossen, seinen Briefen, den für seinen Sohn bestimmten Aufzeichnungen sich darstellt, hat auch seinen Werken ihr eigenthümliches Gepräge gegeben: die scharfe Beobachtungsgabe, der Reichthum origineller Gedanken, der feingebildete, weltmännische Ton fesseln den Verstand; die Liebe zur Tugend, das menschenfreundliche Wohlwollen gewinnen das Gemüth des Lesers. Diese Eigenschaften sind in ihrer seltenen Verbindung alle auch schon in seiner ersten schriftstellerischen Leistung, den 1721 erschienenen Persischen Briefen, deutlich erkennbar; man darf wohl sogar behaupten, daß Montesquieu niemals später zu einer solch lebenswahren, scharfgezeichneten und farbenreichen Auffassung und Schilderung der mannichfaltigsten Lebens-

verhältniſſe ſich erhoben hat wie in dieſem Jugendwerke; wenn die ſittliche Seite deſſelben nicht Jedem ſo unmittelbar ſich darbietet, ſo liegt die Schuld an der den Kern verhüllenden Einkleidung. Montesquieu wollte ſeinen Landsleuten ein Bild der ſocialen und politiſchen Corruption Frankreichs vorführen in der Abſicht der Beſſerung; um ſo gefährliche Wahrheiten ohne Furcht vor der Regierungsgewalt ſagen zu dürfen und um das Intereſſe des großen gebildeten Publikums anzuziehen, bediente er ſich eines leichten Kunſtgriffes: er fingirte, daß wißbegierige Perſer nach Frankreich reiſten und ihre dortigen Wahrnehmungen ſich gegenſeitig und in die Heimath mittheilten; in dieſe Briefe verflocht er einen im Serail zu Ispahan ſpielenden Roman. Die, übrigens meiſterhaften, orientaliſchen Sittenſchilderungen und die naiven Urtheile der Reiſenden über manche Punkte des katholiſchen Kirchenglaubens erwecken nicht ſelten den Schein der Frivolität; aber ſie ſtehen mit der einmal angenommenen Erfindung in untrennbarem Zuſammenhang — obgleich ſich nicht in Abrede ſtellen läßt, daß Montesquieu zuweilen auch fortgeriſſen wird von dem Geiſt der Zeit, welche er ſchildern und reformiren will. Es war die Zeit des Durchbruchs der rückſichtsloſen Aufklärung und der ſittenloſen Schöngeiſtigkeit — die Periode der Regentſchaft des Herzogs von Orléans. Auf die öde Stille, auf die ſchwere Sorge der letzten Regierungsjahre Ludwig's XIV. war unter dem Einfluß eines leichtſinnigen Hofes und einer vorübergehenden liberalen Praxis eine allgemeine Entfeſſelung der Geiſter gefolgt. Der monarchiſche Abſolutismus im Bunde mit der jeſuitiſchen Orthodoxie hatte Frankreich an den Bettelſtab gebracht durch die unaufhörlichen Kriege und durch die Vertreibung der gewerbtüchtigſten Bürger; er hatte gewaltſam die Freiheit des Worts unterdrücken können; aber jetzt, bei der erſten Erleichterung zeigte es ſich, daß die Gedanken nur um ſo ſchrankenloſer fortgeſchritten waren, daß ſie bereits an den Grundfeſten der Monarchie und der Kirche, ja des Staats und des Glaubens zu zweifeln begannen. Durch die Vereinigung aller Gewalt in der Hand eines Einzigen von jeder ernſten Theilnahme an ſtaatlichen Geſchäften ausgeſchloſſen, durch die übermäßige Centraliſation und durch den Glanz des Hofes nach der Hauptſtadt gezogen, gaben ſich die höheren Klaſſen dem Müßiggang und der Ueppigkeit hin; ſie fühlten die Unhaltbarkeit des Beſtehenden, ſie halfen es untergraben, aber ſie hatten kein poſitives Ziel, auch für ihre Theorien, als den Genuß. In dieſe allgemeine Bewegung trat Montesquieu ein mit ſeiner ſcharfen Satire als entſchiedener Vorkämpfer der religiöſen und politiſchen Freiheit, aber im Sinne der Moral und Gerechtigkeit, und daher auch die alten und neuen ſocialen Schwächen und Gebrechen ſeiner Nation nicht ſchonend.

Er verspottet die Neugier und die Blasirtheit der Pariser, welche zuerst die orientalisch gekleideten Fremden auf Schritt und Tritt verfolgen, dann aber, als diese europäische Tracht annehmen, sie gar nicht mehr beachten und höchstens erstaunt fragen, wie man Perser sein könne. Paris ist die Stadt der genialen Erfindungen; der Fremde bewegt sich dort wie in einem Zauberkreis, aber unaufhörlich ausgebeutet und betrogen lernt er nichts als Vorsicht für die Zukunft. Im Punkt der Moden nimmt Frankreich und insbesondere Paris eine Universalherrschaft in Anspruch, aber dieselben wechseln täglich; die nämliche Leichtigkeit der Veränderung zeigt sich in der ganzen Lebens- und Denkweise; je nach dem Geschmack und der Art des Souveräns gestalten sich beide. Die Tändelei, passend für das Toilettenzimmer, hat den gesammten Charakter der Nation ergriffen: man tändelt im Ministerrath, im diplomatischen Verkehr, als Befehlshaber einer Armee; Ernst in irgend welchem Beruf verfällt der Lächerlichkeit. Jeder strebt nach dem Ruhm, geistreich zu heißen, aber Niemand sucht sein Talent im Interesse des Vaterlandes zu verwenden, sondern man vergeudet es an kindische Spielereien. Ein vornehmer Herr ist nicht, wie in Persien, derjenige, welchem der Monarch einen hervorragenden Posten im Staate anvertraut, sondern wer den König sieht, mit den Ministern spricht, Ahnen, Schulden und Pensionen sein nennt. Die Gunst des Hofes ist überhaupt das Idol der Franzosen, welchem der erste Minister unzählige zum Selbstopfer Bereite zuführt. In der Eitelkeit seiner Unterthanen besitzt der König von Frankreich einen unerschöpflicheren Schatz als der König von Spanien in seinen Goldminen; mit dem Erlös für Ehrentitel hat Ludwig XIV. große Kriege führen können. — In dem Charakter dieses Monarchen, der so lange die Geschicke Frankreichs gelenkt hatte, „der durch sein Testament gleichsam noch nach seinem Tode regieren wollte," findet Montesquieu unauflösliche Widersprüche: derselbe habe seine Religion geliebt und doch diejenigen nicht leiden können, welche eine strenge Erfüllung ihrer Vorschriften verlangt hätten; wenig mittheilsam, den Lärm der Städte fliehend, habe er doch vom Morgen bis zum Abend nur damit sich beschäftigt, seine Person zum Mittelpunkt aller Gespräche zu machen; er habe die Siege und Triumphe gewünscht, aber einen tüchtigen Feldherrn an der Spitze seiner Truppen nicht weniger gescheut als an der Spitze seiner Feinde; den Müßiggang seiner Hofleute habe er ebenso freigebig belohnt wie die größten Verdienste um den Staat. Consequent sei er nur gewesen in der Neigung und in der Fähigkeit, sich Gehorsam zu verschaffen; er habe auf dieselbe Weise seine Familie, seinen Hof und seinen Staat regiert — nach türkischem oder persischem Muster. Unter den einzelnen unheilvollen Regierungshandlungen des Königs ist es vornehmlich

die Verfolgung der Protestanten, welche Montesquieu mit bitterm Unwillen, mit herbem Schmerze erfüllt. „Indem man aus blindem Glaubenseifer die Armenier proskribirte — schreibt in leicht durchsichtiger Anspielung der Perser Usbek — lief man Gefahr, in einem einzigen Tage alle Kaufleute und fast alle Gewerbtreibende des Königreichs einzubüßen; ich bin sicher, daß der große Schah Abbas sich lieber beide Arme hätte abschneiden lassen, als einen solchen Befehl zu unterzeichnen." Usbek findet sogar das Nebeneinanderbestehen mehrerer Religionen in einem Staate heilsam, da die unaufhörliche gegenseitige Beobachtung und Eifersucht vor den schlimmsten Mißbräuchen bewahre; er verwirft jedes Attentat auf die Freiheit der Gewissen als unlogisch und unmenschlich; er preist das Land glücklich, wo die Religion nur durch ihre eigene Wahrheit sich vertheidige. Wir sehen, Montesquieu folgte nicht allein der Mode des Tages, wie man ihm vorgeworfen hat, indem er das Andenken des von Schmeichlern groß genannten Königs herabsetzte; er urtheilte nach tiefer Ueberzeugung. — Den Zustand Frankreichs bei dem Tode Ludwig's XIV. vergleicht er mit dem eines von tausend Uebeln heimgesuchten Körpers; Jedermann habe die Krankheit des Staates gefühlt, aber Niemand ein Mittel der Heilung gewußt; die rasch auf einander folgenden Ministerien hätten Palliative versucht, bis endlich ein Fremder — der Schotte Law — das Grundübel zu heben unternommen habe; jedoch nach vielen gewaltsamen Curen habe er dem Staate nicht seine gesunde Fülle wiedergegeben, sondern nur ihn künstlich aufgebläht. Unerschöpflich ist Montesquieu, diese furchtbare Schwindelperiode bald mit heiterem Spott, bald mit leidenschaftlicher Indignation zu kennzeichnen. Er erzählt uns, wie der Sohn des Aeolus, des Gottes der Winde, und einer kaledonischen Nymphe von seinem Vater die geheime Kunst empfangen habe, die Winde in einen Schlauch zu verschließen; wie derselbe sich in Begleitung des blinden Gotts des Zufalls auf den Weg gemacht, um seine windige Waare zu verkaufen; wie er es in Baetica (Frankreich) nach dem Tode des alten Saturn (Ludwig's XIV.) durch seine Marktschreiereien und durch seine vielseitige Anregung der Einbildungskraft glücklich dahin gebracht habe, drei Viertel des Volksvermögens verschwinden zu lassen. Dann wiederum zürnt Montesquieu, daß durch die Experimente und Unehrlichkeiten des schottischen Ministers nicht nur alle Vermögensverhältnisse der Privaten zerrüttet und umgestürzt, sondern auch kraft des bösen Beispiels die gesammte Moral zu Grunde gerichtet worden; „ich habe gesehen — schreibt Usbek — wie ein ganzes Volk, als dessen natürliche Eigenschaften bisher stets Edelsinn, Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit gegolten hatten, plötzlich das letzte der Völker wurde; wie das Uebel sich verbreitete und die gesundesten Glieder nicht

verſchonte; wie die ſonſt Tugendhafteſten vor unwürdigen Handlungen nicht zurückſchreckten und die erſten Grundſätze der Gerechtigkeit Anderen gegenüber verletzten unter dem leeren Vorwande, daß man ſie ihnen gegenüber verletzt habe; wie ſie Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit Nothwendigkeit nannten." Montesquieu klagt, es ſei lange her, daß man geſagt habe, die Ehrlichkeit ſei die Seele eines großen Miniſters; er weiß nicht, woher es kommt, daß ein ſchlechter Fürſt immer einen noch ſchlechtern Miniſter habe; die Leidenſchaften des Fürſten in das Spiel zu bringen, ſei das einzige Augenmerk eines Miniſters; wie die Höflinge durch ihre Lobſprüche, ſo ſchmeichle der Miniſter ſeinem Herrn in gefährlicherer Weiſe durch die Pläne, die er ihm an die Hand gebe, durch die Grundſätze, die er ihm vortrage. — Gegenüber einer ſolchen Günſtlingswirthſchaft billigt er natürlich den Widerſtand der Parlamente, der ſich namentlich gegen Law's Neuerungen geltend gemacht hatte; aber er verkennt nicht, daß dieſe Körperſchaften in Frankreich nur noch Ruinen ſeien. Noch hält er überhaupt Monarchien, die in anderer Weiſe als durch die Sitten oder die Religion beſchränkt würden, für keine dauerhafte Staatsform: die Macht könne nicht gleichmäßig zwiſchen Fürſt und Volk getheilt ſein oder mindeſtens werde das Gleichgewicht keinen Beſtand haben; der Vortheil aber bleibe regelmäßig auf Seiten des Fürſten, der über die Armeen verfüge. Einen Blick wirft er freilich auf England; aber er ſieht dort, wo die Revolution von 1688 kaum erſt durch die Thronbeſteigung des hannöverſchen Hauſes zum Abſchluß gekommen war, mehr die Entſchloſſenheit des Volkes zur Erhebung gegen Mißbrauch der Gewalt, als die feſte geſetzliche Begründung der Volksfreiheit. Seine theoretiſche Vorliebe wendet er daher den Republiken zu: das Heiligthum der Ehre, des Ruhms und der Tugend, ruft er aus, ſcheint in den Republiken aufgerichtet zu ſein, in den Ländern, in denen man das Wort Vaterland ausſprechen kann. Daß die opferwillige Tugend der Bürger die Seele der Republiken ſei, während in der Monarchie der Unterthan, fremdem Willen gehorſam, allerdings dem Erwerb und dem Genuß ungeſtörter ſich hingeben könne, iſt auch die Moral des Schluſſes jener ſinnigen Fabel von den Troglodyten, welche vielleicht am berühmteſten geworden unter den mannichfaltigen Schätzen der Perſiſchen Briefe; die Hauptlehre dieſer Fabel aber iſt die Nothwendigkeit des ſocialen Zuſammenlebens überhaupt: indem Montesquieu beſchreibt, wie die Troglodyten zu Grunde gehen durch Selbſtſucht und Verbrechen, dagegen zum herrlichſten Gedeihen ſich wieder erheben durch einträchtiges Zuſammenwirken, will er uns die Wahrheit einprägen, daß in dem Wohl des Ganzen das Wohl des Einzelnen enthalten, daß deshalb Gerechtigkeit gegen Andere Liebe gegen uns ſelbſt und erſte, natürlichſte Pflicht ſei. Gerech-

tigkeit verlangt er auch in dem Verhältniß der Staaten zu einander: er klagt, daß alle Grundsätze des dem Namen nach in Europa bestehenden Völkerrechts verkehrt worden seien durch die Leidenschaften der Fürsten, die Geduld der Völker, die Schmeichelei der Schriftsteller; daß das angebliche Völkerrecht nichts sei als eine systematische Ungerechtigkeit, gegen welche er an die menschliche Vernunft, an die ewige Gerechtigkeit appellirt.

Solche über die höchsten Fragen des Rechts hingeworfene Gedanken hat Göthe vermuthlich im Auge gehabt bei der Bemerkung, daß in den Persischen Briefen schon ganz deutlich der Geist sich ankündige, welcher den Esprit des Loix hervorbringen sollte. Den außerordentlichen Erfolg, welcher dem Buche gleich nach seinem Erscheinen zu Theil wurde, verdankte es aber weniger diesen großartigen Reflexionen als den heftigen Angriffen gegen das in Staat und Kirche herrschende Regime, welche mit unerhörter Kühnheit öffentlich aussprachen, was alle Gebildeten dachten oder empfanden, und der feinen Verspottung der Pariser Gesellschaft, die gern ihr eigenes Bild im Spiegel sah und weiter tändelte. Selbst der Regent und sein unwürdiger Minister, Cardinal Dubois, lasen mit größtem Ergötzen die Satiren, von denen sie sich am schwersten hätten getroffen fühlen sollen. Das allgemeine Interesse für das Werk steigerte sich noch in hohem Grade, als der zuerst ungenannte Verfasser bekannt wurde, und andererseits war Montesquieu nunmehr mit einem Schlage ein berühmter Mann. Die französische Akademie nahm ihn, obwohl er auch ihre faden Lobrednereien mit scharfer Lauge übergossen hatte, in die Reihen der vierzig Unsterblichen auf; der fromme Cardinal Fleury, der seit Kurzem die Regierung führte, legte zwar anfangs im Namen des jungen Königs gegen den Verfasser der Persischen Briefe sein Veto ein, aber entschloß sich zur Bestätigung, als er auf Montesquieu's Verlangen das verurtheilte Werk — gelesen hatte.

Für Montesquieu's Lebensbahn war dieser erste literarische Erfolg entscheidend; er hatte seine Fähigkeit erprobt und faßte den Entschluß, sich fortan ganz der schriftstellerischen Wirksamkeit zu widmen. Von dem Beruf des Richters, welchen er bisher in ehrenvollster Weise erfüllt hatte, dachte er nicht gering, vielmehr legte er an denselben den höchsten sittlichen und intellektuellen Maßstab; aber es fehlte ihm der Sinn für die verwickelten Details und Formen des positiven Rechts; schon als ihm zuerst, bei dem Austritt aus dem Gymnasium, juristische Bücher in die Hand gegeben wurden, suchte er nur den Geist der Gesetzesbestimmungen. Wenn er daher jetzt sein Richteramt aufgab, so wurde er doch nicht der Rechtswissenschaft untreu, sondern war geleitet von der Absicht, jener frühen Neigung folgend, den Geist des Rechtes aller Völker zusammenzufassen in

einem großen Werke. Zur Durchführung dieses Planes bedurfte er aber vorzüglich einer Kenntniß der verschiedenartigsten Einrichtungen und der thatsächlichen Verhältnisse, von denen sie bedingt waren und auf welche sie wiederum bestimmend einwirkten. Solch eine vielseitige Wissenschaft war nicht aus Büchern allein zu gewinnen; um sich eine lebendige Anschauung der Staaten und Völker anzueignen, begab sich daher Montesquieu auf Reisen. Sein Talent, die Zustände fremder Länder zu würdigen, hatte er bereits in den Persischen Briefen durch manche treffende Bemerkung, namentlich über die Türkei, Spanien, Italien, Deutschland, bewiesen. Zuerst wandte er sich nach Wien, welches noch den Mittelpunkt deutscher Politik bildete; er verkehrte dort vornehmlich mit dem als Feldherrn und Staatsmann gleich ausgezeichneten Prinzen Eugen von Savoyen. Ein Ausflug nach dem damals dem civilisirten Europa fast völlig fremden Ungarn lehrte ihn jenen magyarischen Adel kennen, in welchem er die erhaltende Kraft der österreichischen Monarchie ahnte. In Venedig, wo er demnächst verweilte, traf er mit dem ganz verarmten, aber noch immer projektenreichen Law zusammen und ließ sich von ihm Aufschlüsse geben über die Zeit, wo jener Frankreich regierte. Der oligarchische Despotismus, welcher die venetianische Republik beherrschte, hinterließ bei Montesquieu den abschreckendsten Eindruck. In Rom trat ihm die Schwäche der weltlichen Macht des Papstes entgegen; ihre bisherige Erhaltung schrieb er nur der Achtung für das Haupt der Kirche zu. Er genoß mit Verständniß, wie seine unvollendete ästhetische Abhandlung über den Geschmack zeigt, die modernen Kunstschätze der ewigen Stadt; aber vor Allem zogen ihn die Ueberreste und die Erinnerungen der antiken Roma an. Während seines Aufenthalts in der Schweiz und in Holland, deren auf Freiheit gegründete Wohlhabenheit er schon in den Persischen Briefen gepriesen hatte, scheint besonders das Föderativsystem seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben. Von Deutschland außer Oesterreich hielt er nur die Rheingegenden einer genaueren Betrachtung werth; denn, wie D'Alembert bemerkt, noch regierte Friedrich nicht. Die reichste Befriedigung fand Montesquieu am Schluß seiner Reise in England; er verweilte dort zwei Jahre, von 1729—31, in regem Verkehr mit der hochgebildeten Königin Karoline, mit dem Prinzen von Wales, mit den hervorragendsten Staatsmännern der Whigpartei. Das im Allgemeinen zurückhaltende Wesen der Engländer konnte freilich seinem lebhaften, an die heitere Pariser Geselligkeit gewöhnten Geiste nicht zusagen; aber er verzieh ihnen ihre Abgeschlossenheit gegen Fremde um so leichter, je ungestörter er ihr großartiges politisches Leben beobachten konnte. Hier traten ihm im Gegensatze zu dem polizeilich-militärischen Absolutismus, welcher alle Großstaaten

des Festlandes in seinen Banden hielt, zum ersten Mal inmitten eines mächtigen und von seinen Nachbarn gefürchteten Volkes die Segnungen bürgerlicher und politischer Freiheit entgegen. Nicht als ob ihm einzelne tiefe Schäden des englischen Staates, insbesondere die bei der vielfach verrotteten Zusammensetzung des Parlaments und bei der Schwäche der öffentlichen Meinung kaum vermeidliche, jedoch sittlich empörende allverbreitete Bestechung, verborgen geblieben wären; aber das gehobene Selbstbewußtsein aller Einzelnen und daneben die hohe Geltung der auf Besitz oder Verdienst beruhenden Aristokratie, die Unabhängigkeit des Denkens, welche England zur Wiege der Aufklärungsliteratur gemacht hatte, die rücksichtslose Freiheit des gesprochenen und gedruckten Wortes, die Unterordnung des militärischen Elements unter das bürgerliche, die gegenseitige Beschränkung der verschiedenen Faktoren der Staatsgewalt, endlich und vor Allem die unantastbare Herrschaft des Gesetzes und das daraus hervorgehende allgemeine Gefühl der Sicherheit erfüllten Montesquieu's Seele, entsprachen seiner tiefinnersten Sehnsucht. Die Eindrücke, welche er in England empfing, eben weil sie seinem Wesen durchaus sympathisch waren, hafteten in ihm unauslöschlich.

Den Fortschritt seiner politischen Erkenntniß legte er zunächst, nach zweijähriger Zurückgezogenheit auf seinem Gut La Brède, in einem kleinen Buche dar, welches sich freilich nicht mit England beschäftigte, aber mit dem Volke, das im Alterthum ebenso vorzugsweise staatliche Größe durch eine freie Verfassung und eine aristokratische Regierung erreicht hat, wie in der Neuzeit die Engländer. Die Anschauung des englischen Staatswesens leuchtet durchaus hervor in Montesquieu's Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer; aber wie überhaupt für einen denkenden Geist Alles Frucht ist und Alles Samen, so können wir auch die verschiedensten Keime dieser scheinbar ganz selbständigen und vereinzelten Produktion Montesquieu's nachweisen. Dem Aufenthalt in England war jener in Rom vorausgegangen. Den Geisteswerken des Alterthums und namentlich den griechischen und römischen Geschichtschreibern hatte Montesquieu schon seit früher Jugend eine entschiedene Vorliebe geschenkt, welche, je mehr er prüfte, desto mehr sich befestigte. In der Akademie von Bordeaux, welcher er zuerst eine wissenschaftliche Richtung gab, hatte er bereits im Jahre 1716 eine Abhandlung über die Politik der Römer in der Religion gelesen, die ein tiefes Verständniß des allbeherrschenden Einflusses der Staatsidee in Rom verrieth. Seiner Begeisterung für die antiken Republiken hatte er dann in den Persischen Briefen Ausdruck gegeben. Indem er endlich vor Beginn seiner Reisen eine später ihrem Hauptinhalt nach in den Geist der Gesetze aufgenommene

Schrift über die Möglichkeit einer europäischen Universalmonarchie verfaßte, mußte er nothwendigerweise zur Betrachtung des alten römischen Weltreichs geleitet werden. Alle diese verschiedenen Ausgangspunkte sind in seiner Behandlung der römischen Geschichte deutlich erkennbar.

Die Thatsachen entnimmt er unmittelbar, ohne Kritik, den Ueberlieferungen der alten Historiker. Sein Zweck ist, in einem Gesammtbilde die Ursachen darzulegen, welche das kleine Volk der Römer zur Herrschaft über so viele mächtige Völker geführt haben, und dann die Frage zu lösen, weshalb der kaum vollendete Riesenbau so unaufhaltsam dem Verderben anheimfiel. Obwohl die Erzählung und die begleitenden Reflexionen so eng zusammengedrängt sind, daß selbst Napoleon, der immer Ungeduldige, dieses Geschichtswerk als das einzige rühmte, von welchem nichts hinweggenommen werden könne, hat Montesquieu doch keine künstliche Einheit des Gedankens gesucht: er erkennt verschiedene Motive an, deren Zusammenwirken die Größe des römischen Staats begründet habe. Der Kriegskunst der Römer, namentlich der schweren Bewaffnung, der strengen Disciplin, der fortwährenden Uebung auch in Friedenszeiten, der Neigung und Geschicklichkeit, alle Vortheile der Gegner durch Nachahmung sich anzueignen, schreibt er einen bedeutenden Antheil an ihren Erfolgen zu; ebenso ihren diplomatischen Fähigkeiten, der Kunst des Abwartens und des Unterhandelns, der Anregung und Benutzung faktiösen Haders in fremden Staaten, der Begünstigung der Schwachen, die dann abhängige Bundesgenossen wurden, der allmählichen aber unerbittlichen Vernichtung jedes gefährlichen Gegners. Jedoch als die eigentlich ausschlaggebenden Momente erscheinen die ethischen Eigenschaften der Römer, ihre Tapferkeit und ihre Beständigkeit, und diese wiederum führt Montesquieu zurück auf die Liebe zum Vaterlande, auf die leidenschaftlich gepflegte Herrschaft der Gesetze und der Magistrate, auf die bewegende Kraft der staatsbürgerlichen Freiheit: die Freiheit bezeichnet er geradezu als die Seele des römischen Staats in dieser Periode der Größe. Von dem Verlust der Freiheit, von der Begründung jener ununterbrochenen Knechtschaft, welche man Ordnung nannte, datirt er daher den Verfall Roms, — wenn auch die militärische Tüchtigkeit noch lange ihre Ursache überdauerte. Den Untergang des Freistaats aber leitet er nicht von den inneren Zwistigkeiten ab; denn Bewegung und Kampf sind ihm gleichbedeutend mit Freiheit und unschädlich, sofern ein gemeinschaftliches Streben für das Wohl des Vaterlandes alle Parteien verbindet. Die einseitige Richtung auf Krieg und Eroberung ist es vielmehr, welche gerade durch ihre Erfolge die Republik vernichtet: die übermäßige Ausdehnung des Reichs verwandelt die städtischen Tumulte in Bürgerkriege, weil die Soldaten in den entfernten Provinzen die Gesin-

nung des Bürgers, den geistigen Zusammenhang mit der Vaterstadt verlieren, nur auf ihren Feldherrn zu sehen, von ihm Alles zu erwarten sich gewöhnen; seitdem stand jedem ehrgeizigen Volksführer eine Armee zu Gebote, während gleichzeitig das Zusammenströmen der Menschen und Schätze nach der Stätte der Weltherrschaft die alte Verfassung und die alte Sitte untergrub. Das Fortbestehen der Republik war aus diesen Gründen unmöglich; es handelte sich nur darum, wie und durch wen sie den Todesstoß empfangen sollte; aber Montesquieu, trotz dieser Einsicht, hält sich doch fern von jeder Lobpreisung der Ehrsüchtigen, welche die Anarchie und die Sittenlosigkeit begünstigten, um in der allgemeinen Verwirrung und Verderbniß als Retter zu erscheinen, während sie nur die Herrschaft im Auge hatten. Selbst Cäsar, dessen geistige Größe er gebührend anerkennt, ist ihm im letzten Resultat ein Verbrecher, sein gewaltsamer Tod eine gerechte Nemesis für die von ihm gegen die Gesetze und die Freiheit geübte Gewalt. Aber auch Sulla, der durch den Schrecken blutiger Proskriptionen die Republik wiederherzustellen vermeinte, kann vor einem Richter nicht bestehen, welchem die strenge Gesetzlichkeit als einzig wirksamer Schutz gegen eigenmächtige Willkür gilt. Diese Auffassung jenes mächtigen Aristokraten und seiner Einwirkung auf das Schicksal Roms war in Montesquieu so lebendig, daß er ihr noch in einem späteren Lebensalter in dem Dialog zwischen Sulla und Eucrates eine neue, durch Schönheit der Sprache und dramatische Anschaulichkeit hervorragende Ausführung gab. Sulla erwidert dem Philosophen Eucrates, der ihm seine Verwunderung über die freiwillige Niederlegung der Diktatur ausspricht, daß er sein Werk vollendet habe; nicht die Herrschaft sei das Ziel seiner Thaten gewesen, sondern die Freiheit, welche oft die höchsten Opfer verlange; was Eucrates Verbrechen nenne, sei nur zum Heil der Republik geschehen. Aber Eucrates entgegnet: „Als die Götter duldeten, daß Sulla sich ungestraft zum Diktator in Rom aufwarf, haben sie die Freiheit dort für immer geächtet;" Sulla habe gerade das Beispiel der bösen That gegeben, wegen deren er Marius zur Rechenschaft zog; dieses Beispiel und nicht eine Mäßigung, die man nur anstaunen könne, werde Nachahmung finden. Da erblaßt Sulla und erinnert sich, daß er einen Mann kennt, in dem mehr als ein Marius verborgen sei — Julius Cäsar.

Die gesetzliche Freiheit als Grundlage der wahren Größe der Staaten, die Verwerflichkeit des vorherrschenden Strebens nach kriegerischer Vergrößerung: das waren die politischen Lehren, welche Montesquieu's mit freudiger Bewegung aufgenommene Schrift in den Geschicken des römischen Staats seinen Zeitgenossen darzulegen versuchte. Durch diese

Tendenz erhielt sie aber zugleich eine epochemachende Bedeutung für die Geschichtschreibung überhaupt: sie erlöste die Geschichte aus dem Bann todter Gelehrsamkeit und zeigte, daß dieselbe nutzbar gemacht werden könne und müsse für das politische Leben der Gegenwart. Solches Ziel war aber nur erreichbar, wenn nicht einfach die Ereignisse berichtet, sondern die Ursachen und Folgen der menschlichen Handlungen aufgesucht wurden. Indem Montesquieu mit Bewußtsein diesen Zusammenhang erkannte und diese Erkenntniß zum Maßstab seiner Darstellung machte, wurde er der Schöpfer der neueren pragmatischen Geschichtschreibung. Da er aber ferner als das die Entwickelung jedes Staates trotz aller scheinbaren Zufälligkeiten bestimmende Moment den Geist des einzelnen Volkes, die Summe seiner intellektuellen und moralischen Eigenschaften, erfaßte, wurde er auch dem nationalen Element der Weltgeschichte gerecht, welches Bossuet in seinen glänzenden Reden über die Universalhistorie dem einen Zweck der Verherrlichung des Christenthums völlig untergeordnet hatte.

Die Grundgedanken dieser Betrachtungen über die Römer, welche Niebuhr ein kleines Meisterwerk genannt hat, durchdringen auch den Geist der Gesetze; aber es verflossen noch 14 Jahre, bis dieses große Werk, wie Montesquieu selbst es in seinen Briefen bezeichnet, in die Oeffentlichkeit trat. Montesquieu hat lange und schwer mit der Fülle des Stoffes gerungen, oft das Geschriebene wieder vernichtet, oft die Arbeit verlassen, um stets mit neuem Eifer zu derselben zurückzukehren; in den letzten Jahren war zudem seine Gesundheit angegriffen, besonders sein Augenlicht geschwächt; eine seiner Töchter unterstützte ihn durch Vorlesen, welches sie nicht selten mit fröhlichen Scherzen über den gelehrten Inhalt ihrer Lektüre unterbrach. Manchen Abschnitten hätte er, nach seinem eigenen Geständniß, größere Ausdehnung und Tiefe zu geben gewünscht; seine Freunde Helvetius und Saurin, denen er das Manuskript vorlegte, sprachen ihm ihre Besorgniß aus, daß die Veröffentlichung desselben in seiner unvollendeten Gestalt dem wohlerworbenen Ruhm des Autors nur schaden könne; aber als nun endlich im Jahre 1748 das im Auslande, zu Genf, gedruckte Werk seinen Einzug in Frankreich hielt, da war der Erfolg ein jede mögliche Erwartung übertreffender. In anderthalb Jahren wurden 21 neue Auflagen nothwendig; während bisher das Studium des öffentlichen Rechts in Frankreich fast ganz vernachlässigt worden, fand man den Geist der Gesetze nicht allein in der Bibliothek der Gelehrten, sondern auch auf dem Toilettentisch der Stutzer und der Damen; selbst Frau von Pompadour schrieb dem Verfasser, daß ihm der Titel eines Gesetzgebers Europas gebühre und bald einstimmig werde beigelegt werden. Und in der That waren das Interesse und die Bewunderung des Auslandes ebenso rege;

nung des Bürgers, den geistigen Zusammenhang mit der Vaterstadt verlieren, nur auf ihren Feldherrn zu sehen, von ihm Alles zu erwarten sich gewöhnen; seitdem stand jedem ehrgeizigen Volksführer eine Armee zu Gebote, während gleichzeitig das Zusammenströmen der Menschen und Schätze nach der Stätte der Weltherrschaft die alte Verfassung und die alte Sitte untergrub. Das Fortbestehen der Republik war aus diesen Gründen unmöglich; es handelte sich nur darum, wie und durch wen sie den Todesstoß empfangen sollte; aber Montesquieu, trotz dieser Einsicht, hält sich doch fern von jeder Lobpreisung der Ehrsüchtigen, welche die Anarchie und die Sittenlosigkeit begünstigten, um in der allgemeinen Verwirrung und Verderbniß als Retter zu erscheinen, während sie nur die Herrschaft im Auge hatten. Selbst Cäsar, dessen geistige Größe er gebührend anerkennt, ist ihm im letzten Resultat ein Verbrecher, sein gewaltsamer Tod eine gerechte Nemesis für die von ihm gegen die Gesetze und die Freiheit geübte Gewalt. Aber auch Sulla, der durch den Schrecken blutiger Proskriptionen die Republik wiederherzustellen vermeinte, kann vor einem Richter nicht bestehen, welchem die strenge Gesetzlichkeit als einzig wirksamer Schutz gegen eigenmächtige Willkür gilt. Diese Auffassung jenes mächtigen Aristokraten und seiner Einwirkung auf das Schicksal Roms war in Montesquieu so lebendig, daß er ihr noch in einem späteren Lebensalter in dem Dialog zwischen Sulla und Eucrates eine neue, durch Schönheit der Sprache und dramatische Anschaulichkeit hervorragende Ausführung gab. Sulla erwidert dem Philosophen Eucrates, der ihm seine Verwunderung über die freiwillige Niederlegung der Diktatur ausspricht, daß er sein Werk vollendet habe; nicht die Herrschaft sei das Ziel seiner Thaten gewesen, sondern die Freiheit, welche oft die höchsten Opfer verlange; was Eucrates Verbrechen nenne, sei nur zum Heil der Republik geschehen. Aber Eucrates entgegnet: „Als die Götter duldeten, daß Sulla sich ungestraft zum Diktator in Rom aufwarf, haben sie die Freiheit dort für immer geächtet;“ Sulla habe gerade das Beispiel der bösen That gegeben, wegen deren er Marius zur Rechenschaft zog; dieses Beispiel und nicht eine Mäßigung, die man nur anstaunen könne, werde Nachahmung finden. Da erblaßt Sulla und erinnert sich, daß er einen Mann kennt, in dem mehr als ein Marius verborgen sei — Julius Cäsar.

Die gesetzliche Freiheit als Grundlage der wahren Größe der Staaten, die Verwerflichkeit des vorherrschenden Strebens nach kriegerischer Vergrößerung: das waren die politischen Lehren, welche Montesquieu's mit freudiger Bewegung aufgenommene Schrift in den Geschicken des römischen Staats seinen Zeitgenossen darzulegen versuchte. Durch diese

Zudem erhielt sie aber zugleich eine epochemachende Bedeutung für die Geschichtschreibung überhaupt: sie erlöste die Geschichte aus dem [illegible] [illegible] Gelehrsamkeit und zeigte, daß dieselbe nutzbar gemacht werden könne [illegible] für das politische Leben der Gegenwart. [illegible] aber nur [illegible], wenn nicht einfach die Ereignisse [illegible], sondern die Ursachen und Folgen der menschlichen Handlungen aufgesucht würden. [illegible] Indem [illegible] mit Bewußtsein diesen Zusammenhang [illegible] seiner Darstellung machte, [illegible] [illegible] Geschichtschreibung. [illegible]

[illegible]

Die [illegible] [illegible] 1748 [illegible] im Auslande [illegible] [illegible] in Frankreich hielt, da [illegible] [illegible]. In anderthalb [illegible] [illegible] während bisher das [illegible] [illegible] fast ganz vernachlässigt worden, [illegible] sondern auch auf [illegible] in der Bibliothek der [illegible], [illegible] Frau von Pompa[illegible] [illegible] Europa[illegible] [illegible] und der Damen [illegible]. Und in der [illegible] [illegible] dem Verfasser, daß ihm der [illegible] werde [illegible] einstimmig werde beigelegt werden [illegible] des Auslandes ebenso [illegible] und die Bewunderung [illegible]

ist, am besten entspricht. Aber er verzichtet deshalb nicht auf eine Kritik der einzelnen Formen. Unbedingt verwirft er den Despotismus, das heißt die Herrschaft eines Einzigen, der ohne Gesetz und ohne Regel Alles nach seinem Willen oder nach seiner Laune lenkt. Hingegen sind Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemäßigte und vernünftige Staatsformen, weil eine Herrschaft nach Gesetzen. Damit aber die Gesetze vom Herrscher beobachtet werden, bedarf derselbe einer Schranke; diese kann in der Republik nur eine tugendhafte Selbstbeschränkung sein, welche in der Aristokratie als Mäßigung gegenüber dem gehorchenden Volke, in der Demokratie als Liebe zur Gleichheit erscheint; in der Monarchie bildet das Gefühl der Ehre, wenn es den Fürsten und das Volk gleichmäßig beseelt, das erhaltende und bewegende Prinzip, welches vor dem Versinken in Despotismus schützt. Aber Montesquieu ist sich jetzt, bei tieferm Eindringen in die menschliche Natur und die Geschichte, darüber klar geworden, daß diese moralischen Schutzwehren nicht genügen, Mißbrauch der Macht zu verhüten; vor Allem verlangt er daher, in speciellem Hinblick auf sein Vaterland Frankreich, die Erhaltung der Rechte der zwar untergeordneten, aber immerhin mit einer gewissen Selbständigkeit begabten Körperschaften — des Adels, der Geistlichkeit, der Städte und besonders der Parlamente als der Hüter der Gesetze. Jedoch wenn die Freiheit, welche nicht in Willkür, sondern in dem Leben nach Gesetzen besteht, mit voller Wirksamkeit geschützt sein soll, ist es nothwendig, daß die Macht die Macht beschränke: diese Aufgabe ist vollkommen gelöst von den Gesetzen Englands, welche daher das Bild der Freiheit vor Augen stellen, als das Ideal einer freien Verfassung betrachtet werden müssen. In dem berühmten sechsten Capitel des elften Buchs legt Montesquieu in großen, kühnentworfenen Zügen die Einrichtungen dar, auf deren Zusammenwirken jenes Resultat beruht. Drei Gewalten, lehrt er im Anschluß an Locke, sind in jedem Staate enthalten: die gesetzgebende, die regierende (welche er minder treffend Exekutive nennt) und die richterliche; die Freiheit des Bürgers, schließt er weiter, ist nur dann gesichert, wenn diese verschiedenen Thätigkeiten nicht in einer Person oder Körperschaft vereinigt sind, sondern verschiedenen Organen zustehen. Die Funktion des Rechtsprechens, so gefährlich auch ihre Verschmelzung mit der Gesetzgebung oder Regierung, ist aber nur eine Anwendung des Gesetzes auf den einzelnen Fall; deshalb bedarf sie gar keiner ständigen Träger, sondern wird am besten geübt von periodisch nach Maßgabe des Gesetzes bestimmten Männern aus dem Volke. Dagegen die Regierung, weil sie in der Regel einen augenblicklichen Entschluß und eine rasche Ausführung erfordert, wird zweckmäßiger Weise in die Hände eines Einzigen gelegt. Die Gesetzgebung ist an und für sich Sache

des gesammten Volkes; denn mindestens Jeder, der überhaupt eines freien Willens fähig ist, sollte nur von sich selber die Regel des Lebens empfangen; aber weil eine Versammlung Aller in jedem größeren Staate unmöglich erscheint, und weil auch das Volk in seiner Gesammtheit gar nicht die Fähigkeit hat, die staatlichen Angelegenheiten gehörig zu erwägen und zu diskutiren, so kann das Volk nur durch Vertreter die Gesetzgebung ausüben; diese mit richtigem Blick den Zeitverhältnissen gemäß zu wählen, ist es vollkommen im Stande. In jedem Volke aber finden sich durch Geburt, Ehrenstellen oder Reichthümer ausgezeichnete Männer; diese würden in ihrer geringen Zahl bei dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ihre Interessen nicht mit Erfolg wahrnehmen können; deshalb müssen sie eine besondere Körperschaft neben der gewählten Volksvertretung bilden. Gegenüber den gemeinschaftlichen Beschlüssen dieser beiden Theile muß jedoch immer dem Inhaber der Regierungsgewalt ein Veto zustehen, weil sonst seine Befugnisse beliebig geschmälert oder entzogen werden könnten. Andererseits dürfen dem Regenten, damit er sich nicht ganz unabhängig von der gesetzgebenden Gewalt stellen könne, die Abgaben nicht ein für alle Mal, sondern nur jährlich bewilligt werden; und ebenso muß Existenz und Größe des stehenden Heeres von der jährlichen Entscheidung der Gesetzgebung abhängen, falls nicht einjährige Dienstzeit und Militärpflicht der wohlhabenden Klassen den Bürgern genügende Garantien bieten. Wenn, trotz dieser Beschränkungen, die Exekutive die Gesetze verletzt, so kann freilich der Regent, als ein unentbehrliches Glied der gesammten Ordnung, nicht zur Verantwortung gezogen werden, wohl aber seine Rathgeber, ohne deren Mitwirkung er keine Regierungshandlung vornehmen darf; und da in einem solchen Falle die gewöhnlichen Gerichte keine ausreichende Autorität besitzen würden, so muß die Gesetzgebung zu diesem Zwecke sich theilen, das Volkshaus anklagen, das Adelshaus richten. — Die Grundlage der Verfassung ist also: die beiden Theile des gesetzgebenden Körpers beschränken sich wechselseitig; beide sind gebunden durch die Regierung und diese wiederum durch die Gesetzgebung; aus dieser Wechselwirkung ergiebt sich aber, wie Montesquieu scharfsichtig hinzusetzt, kein Stillstand, sondern in Folge der unwiderstehlich treibenden Kraft der politischen Nothwendigkeit ein einiges Zusammengehen.

Diese Sätze enthielten das erste System der constitutionellen Monarchie; denn die Engländer selbst hatten bisher ihre parlamentarischen Einrichtungen geübt, gelegentlich auch, insbesondere während der Kämpfe gegen die absolutistischen Uebergriffe der Stuarts, einzelne Streitpunkte erörtert, aber niemals eine zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung und rationelle Begründung ihrer Verfassung versucht. Mit dankbarer Be-

wunderung nahmen sie die Leistung des Fremden an, der die verschlungenen Fäden des merkwürdigen Gewebes zuerst entwickelt hatte: die von Montesquieu aufgestellte Theorie, obgleich nicht in jeder Beziehung der wirklichen Gestaltung entsprechend, wurde fortan in England maßgebend für die Behandlung des eigenen Staatsrechts und hat ihr Ansehen dort behauptet bis zum heutigen Tage. Aber eine noch ganz andere, höhere Tragweite hatte die Schilderung dieser Musterverfassung für die Völker des Festlandes: ihnen war nunmehr ein bestimmtes, in der Erfahrung schon erprobtes Ziel ihres Sehnens und Ringens gegeben; gegenüber dem Absolutismus, der während der letzten zwei Jahrhunderte fast sämmtliche volksthümliche Institutionen vertilgt hatte, stand nunmehr nicht allein eine jede Autorität zersetzende Kritik und die Erinnerung an die sich selbst regierenden städtischen Gemeinden des Alterthums, sondern das lebendige Beispiel der freiheitlichen Ordnung des großen Inselreichs. Und um so leichter nachahmbar mußte dieses Beispiel erscheinen, da Montesquieu die Verfassung Englands nicht als ein ganz eigenthümliches Erzeugniß dieses Landes und Volkes hingestellt hatte; in allen von den Germanen zu Beginn des Mittelalters gegründeten Reichen fand er vielmehr den Ansatz zu derselben Entwickelung, den ersten Keim schon in den Ursitten der germanischen Stämme; „in den Wäldern Germaniens," ruft er aus, „ist dieses schöne System entstanden," und wenn auch Voltaire spottete, warum Montesquieu nicht lieber den Regensburger Reichstag als das englische Parlament aus den deutschen Wäldern ableite? ob auch der Billigkeitsgerichtshof und der Admiralitätsgerichtshof aus dem Schwarzwalde stammten? so hatte doch Montesquieu mit jenem Adlerblicke, welchen Burke an ihm rühmte, den großartigen historischen Zusammenhang richtig erkannt. Diesen Beweis hat die tiefere Erforschung der Rechtsgeschichte geliefert; aber keine geringe Bestätigung desselben enthält auch das bisherige Schicksal der modernen constitutionellen Monarchie, welche durchgängig am besten gediehen ist in der Pflege germanischer Völker. In Frankreich, wo germanisches und romanisches Wesen stark mit einander gemischt sind, hat diese Staatsform noch keinen festen Boden gewinnen können: die stete Wandelbarkeit, die Sucht nach kriegerischem Ruhm und Erfolg, der alle Selbständigkeit vernichtende Geist der Centralisation, jene Uebel, welche Montesquieu schon so schwer beklagte, haben das wiederholt mit ernstem Bestreben und namentlich von der ersten constituirenden Versammlung im engsten Anschluß an Montesquieu's Gedanken begonnene Werk immer wieder in Frage gestellt, und die militärische Monarchie, welche Montesquieu als eine Unterart des Despotismus auffaßte und verabscheute, zweimal zur langdauernden Geltung gebracht. Aber wenn auch Montesquieu's

Geistessaat in seinem Vaterlande nicht aufgehen sollte, wahr bleiben dennoch die Worte Voltaire's, der trotz seiner Neigung zum Spott und seiner oft kleinlichen Eifersucht echter Größe seine Huldigung nicht versagen konnte: „Die Menschheit hatte ihre Rechtsurkunden verloren; Montesquieu hat dieselben wieder an das Licht gezogen und ihr zurückgegeben." In diesem Ausspruch hat Montesquieu's historischer Sinn und sein humanes Streben gleichmäßig gerechte Anerkennung gefunden.

S. Brie.

Die Sanitätspflege der Armee im Feldzuge von 1866.

Wer auf einem der großen Schlachtfelder der Neuzeit gewesen ist, und Augenzeuge des Elends geworden, dessen Größe kein Wort und kein Bild zu schildern vermag, den beschleicht, wenn er in ruhigen Tagen des Heldenbuches seiner Jugend, der Iliade, gedenkt, ein Gefühl der Wehmuth — doch nicht ohne Anflug von Humor. Fürwahr, wie ganz anders, anders war es da, als noch die homerischen Helden, „während die lanzenkundigen Männer sich rings in Ordnungen setzten," beim Zweikampf „erst im Wechselgespräche redeten mit einander," um dann zu ringen „mit Lanz' und mit Schwert und gewaltigen Steinen des Feldes." Den blutigen Schlachten der Neuzeit und der mörderischen Kraft unserer Feuerwaffen gegenüber klingt es wie eine Idylle, eine unschuldige Idylle, liest man vom zackigen Marmor, der Pfeile Geschwirr und dem Sausen der Lanzen. Und dennoch — trotz aller Unschuld der Zerstörungsmittel des Alterthums gedenkt Homer des alten heilkundigen Machaon, des Asklepios Sohn, des unvergleichbaren Arztes, mit den Worten:

„Denn ein heilender Mann ist werth vor vielen zu achten,
Der das Geschoß ausschneidet und auflegt lindernden Balsam."

Galt dies in jenen Tagen kleiner Heere und des fast ausschließlichen Nahkampfes, um wie viel mehr gilt dies für die Riesenschlachten der Neuzeit und die Fernwirkung unserer Feuerwaffen. Nicht als ob die Heilmittel der Menschen je gleichen Schritt halten könnten mit der Wirkung solcher Unheilmittel, wohl aber sollte parallel dem Umfang und der Großartigkeit aller anderen Heeresinstitutionen auch das Sanitätswesen der Heere entwickelt werden. „Es kommt da nicht blos auf Rezepte an, sondern auf alle übrigen Anstalten, die man bei einer Armee macht," ist ein

gutes Wort Friedrich des Großen; „nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegte."

Es bleibt die Aufgabe der Kriegskunst, trotz der Feuerwaffen, den Sieg durch möglichst geringe Opfer zu erkaufen. Wohl bleibt das Herz des Muthigsten nicht ruhig, wenn die sausenden Granaten in unsere Stellungen hineintreffen und auf den Boden aufschlagend in unzählige Sprengstücke platzen, die nun Verderben in unsere Reihen sprühen. Nicht minder entsetzlich wirkt das ununterbrochene Schnellfeuer unserer Zündnadelgewehre, wie niedermähend auf die feindlichen Kolonnen, — reihenweise stürzen sie nieder, und auf die muthig anstürmenden Reitergeschwader — sie sinken vom Pferde, ehe sie uns erreichen. Aber es ist ja die Aufgabe der Taktik, die eigenen Truppen möglichst verdeckt aufzustellen, sie durch eigene Artillerie vor der des Feindes zu schützen, dann den wohlvorbereiteten Angriff in möglichst raschem Anlauf zu vollbringen, bei einer Manoeuvrirfähigkeit der Truppe, welche das zerstreute Gefecht, wie den Zusammenschluß zu Kolonnen und Carrés gleich leicht gestattet; und das glänzende Ziel der Strategie bleibt es, die Truppenbewegungen im Großen so zu leiten, daß der Sieg, durch richtige Konzentration der Kräfte an entscheidender Stelle errungen, in seinen materiellen wie moralischen Wirkungen auch zu einer völligen Niederlage des Feindes ausschlage. So fallen denn in der That auch die Kriege unserer Zeit nicht so blutig aus, als nach der raffinirten Vorzüglichkeit der Mordinstrumente zu erwarten wäre. Vom Krimmkriege ist berechnet, daß auf 90 Millionen Geschosse aller Art, die beiderseits verwendet worden, nur 175,000 Mann getödtet oder verwundet worden sind, also hat erst die 500ste Kugel ihren Mann getroffen, und wenn eine gleiche Berechnung vom Feldzuge 1866 noch nicht möglich ist, so wissen wir doch, daß die in's Feld gestellte preußische Armee von 363,109 Mann nur circa 25,000 Todte und Verwundete gehabt hat, daß also der funfzehnte Mann erst von einer Kugel getroffen worden ist.

Die Strategie aber, welche Blut spart, kann ihre Erfolge nur durch rasches Dirigiren und Herumwerfen der Truppen erzielen, durch unaufhörliche Märsche trotz aller Terrainhinderniſſe, unter allen Witterungseinflüssen, allen Entbehrungen und Strapazen. So muß der Schweiß der Soldaten erringen, was an ihrem Blute geschont wird. Die Menschen sind aber keine Schachfiguren und so zeigt die Erfahrung aller neueren Kriege, daß viel mehr Soldaten den Krankheiten als der Kugel zum Opfer fallen. Kein Wunder, die Krankheitsursachen sind

fortdauernd im Steigen, die Widerstandskraft der Natur ununterbrochen im Sinken. Schon in den großen napoleonischen Kriegen erlagen nur 20 % den Geschossen, 80 Krankheiten aller Art. Von den 19,000 Engländern, die der Krimmkrieg kostete, kommen nur 13 % auf Wunden, die Piemontesen hatten bei einem Effektivstand von 21,000 Mann daselbst 28 Todesfälle an Wunden, aber 2160 an Krankheiten. Dabei ist die Sterblichkeit gar kein ausreichender Maßstab für die Zahl der Krankheiten und der durch sie bedingten Gefechtsunfähigkeit; ja in einem längeren Feldzuge werden die Soldaten zum Theil mehrmals krank, so zählte die französische Armee in der Krimm bei, mit allen Nachschüben, 309,000 Mann — der Effektivstand hob sich nie über 100,000 Mann — 82,000 Todte, 100,000 Verwundete, aber 436,000 Mann Aufnahme in Spitälern und Ambulanzen, die Engländer bei 93,000 Mann 144,000 Kranke. Nie vielleicht ist eine Armee so gut verpflegt worden, wie im amerikanischen Kriege die Nordarmee, Dank der Sanitätskommission. In den vier Jahren hat der Süden 1,100,000 Mann in's Feuer geschickt, der Norden 2,700,000 Mann, die Verluste des Südens sind ganz unbekannt geblieben, mit 26,000 Mann kapitulirte Lee bei Richmond, mit 27,000 Johnston bei Durham's Station, das war so ziemlich der ganze Rest; der Norden verlor 280,739 Todte, darunter 90,886 auf dem Schlachtfelde oder an Wunden, dazu 5221 Offiziere, — 182,329 an Krankheiten, dazu 2321 Offiziere. Nach dem Etat kommt auf je 25 Mann dort 1 Offizier, an Wunden aber starb schon auf je 18 Mann, an Krankheiten erst auf je 90 Mann 1 Offizier. Von Weißen starben an Krankheiten 1 : 17, unter den 200,000 Negern aber, die dem Sternenbanner der Republik gefolgt sind, stellt sich dasselbe Verhältniß leider schon auf 1 : 7.

Auch im Kriege von 1866 ist die Aufgabe der Aerzte nicht nach der Zahl der Verwundeten zu berechnen, obschon auch diese bei der Kürze des Krieges eine sehr große war. Hat doch dieser siebentägige Krieg die größte Schlacht hervorgebracht, welche seit Leipzig überhaupt gekämpft worden ist. Eine halbe Million war im Kampfe bei Königgrätz, bei Leipzig 300,000 Verbündete, 175,000 Franzosen; bei Solferino waren überhaupt nur 330,000 Mann im Ganzen betheiligt (120,000 Franzosen, 60,000 Italiener, 150,000 Oesterreicher). Leipzig war ungleich mörderischer als Königgrätz wegen der dreitägigen Dauer der Schlacht und der vortrefflichen Gegenwehr; die Verbündeten zählten an Todten und Verwundeten zusammen 1761 Offiziere und 45,755 Mann (darunter allein 15,000 Preußen), die Franzosen mindestens eben so viel. Unser Gesammtverlust bei Königgrätz wird nur auf 9—10,000 Mann angegeben. Die Oesterreicher geben den ihrigen an auf 38,000 Mann (darunter 4200 Todte,

12,000 Verwundete, 21,000 Vermißte), während sie nach Solferino nur 13,000 Todte und Verwundete und 9000 Vermißte hatten. Unter diesen 21,000 österreichischen Vermißten waren aber Tausende von Verwundeten, die unserer ärztlichen Hülfe anheimfielen. Doch den Feldzug im Ganzen beurtheilt, war ja Königgrätz nur die Krönung eines fast siebentägigen Kampfes und für die ärztlichen Aufgaben eine fast ununterbrochene Kette, weil die Verwundeten der früheren Tage noch unsere Sorge in Anspruch nahmen, als die neuen Schlachttage heranbrachen. Wohl 15,000 Verwundete kamen vom Schlachtfelde von Königgrätz in unsere Obhut und incl. der Kämpfe der früheren Tage füllten wohl 22 bis 25,000 Verwundete in der Mitte des Juli unsere böhmischen Hospitäler. Von Montebello bis Solferino hatten die Sieger 40,000 Verwundete, aber doch immerhin in dem Zeitraum eines ganzen Monats (20. Mai bis 24. Juni) und in der Nähe der großen italienischen Städte. Aber auch nach Solferino mußten die Verwundeten drei Tage hindurch aufgelesen werden, wie es nach Königgrätz nicht besser war. Kleinere Kämpfe geben bessere Resultate. Nach der Einnahme der Düppler Schanzen lag von den 638 dänischen und 940 preußischen Verwundeten Abends 7 Uhr kein Mann mehr auf dem Kampfplatz. Wenn nach der Schlacht an der Alma, obschon die Verwundeten nur in der Distanz einer halben Meile lagen, es bis zum anderen Tage gedauert hat, ehe die Engländer und Russen eine nicht größere Zahl von Verwundeten aufgelesen hatten, so kam dies daher, daß man in Varna wohl anfangs die Ambulancen eingeschifft, aber auch wieder ausgeschifft hatte, um Augmentationstruppen zu befördern, so waren denn sechs Landkarren Alles, was man auftreiben konnte. Wenn die Oesterreicher sich rühmen können, nach der letzten Schlacht von Custozza in kurzer Zeit alle 6000 Verwundete (darunter 2000 Kriegsgefangene) verbunden zu haben, so liegt eben Custozza vor den Mauern Veronas und man hatte über die Hülfsmittel einer großen Stadt und Festung zu gebieten. Nach diesen Richtungen lagen die Verhältnisse für uns so ungünstig wie möglich; Städtchen wie Horic, Königinhof, Gitschin, Nechanitz und die Dörfer, in denen die Verbandplätze waren, gehören nach jeder Richtung, was Vorräthe und Hülfsmittel anlangt, sicher zu den armseligsten Plätzen, die in civilisirten Staaten überhaupt vorhanden sein können. Dazu kam, daß das nach großen Schlachten mit Recht so hoch geschätzte Krankenzerstreuungssystem bei uns mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Der Vortheil, den die Oesterreicher durch ihr Eisenbahnnetz überhaupt hatten, kam in vollem Umfange auch ihren Verwundeten zu Statten; war es doch bei Skalitz möglich, den Verwundeten von Josephstadt aus einen Eisenbahnzug entgegen zu schicken, der auf einmal 400 derselben

nach Königgrätz und Pardubitz mitnahm. In Wien allein wurden während dieses Feldzuges 39,783, in allen an der Eisenbahn gelegenen Städten des Erzherzogthums, Salzburgs und Steiermarks zusammen 85,027 Kranke und Verwundete verpflegt (der letzteren waren 18,226), auf wie hoch mögen sich die Gesammtzahlen dieser Eisenbahntransporte also belaufen. In unseren Händen war späterhin die Eisenbahnlinie Zittau-Turnau, von da einerseits nach Königinhof, andererseits nach Kralup und Prag im Gange, sie war die einzige und auch diese bis zum Waffenstillstand und selbst darüber hinaus nicht ungefährdet; sonst standen nur noch die Gebirgspässe nach Schlesien und Sachsen für die Evakuirung offen, Verhältnisse, die die Aufgaben der Krankentransport-Kommissionen sehr erschwerten. Wenn unter solchen Umständen unsere Lazarethe von Hospitalbrand, Pyämie, Typhus und den anderen Geißeln der Chirurgen verschont blieben, so müssen die Sanitätsrücksichten im Ganzen seitens der Aerzte mit Verstand und Energie gehandhabt worden sein.

Doch es heißt die Opfer jedes Krieges falsch berechnen, rechnet man die Todten und Verwundeten allein. Die Cholera hat im Jahre 1866 in ganz Europa in einem Grade gewüthet, wie seit ihrem ersten Auftreten nicht mehr, kein Wunder, daß sie, als sie beim Heere in den ersten Tagen nach Königgrätz auftrat, sich rasch verbreitete und große Opfer kostete; denn wo hätte sie günstigere Nahrung finden können, als bei Truppen, deren Widerstandsfähigkeit durch Entbehrungen und Strapazen in so hohem Grade gebrochen war, und die überdies bei ihrem rastlosen Vordringen nicht die sorgfältige Diät innehalten konnten, welche, wünschenswerth an sich, unter diesen Verhältnissen menschlich fast unmöglich war. Daß der Soldat, nachdem er Hunger und Durst ertragen, nicht vorsichtig genug aß, wenn er etwas zu essen bekam, ist um so weniger zu verwundern, da ihm Niemand sagen konnte, ob er auch Morgen etwas zu essen haben würde. So hat uns denn die Choleraepidemie mehr Opfer gekostet, als des Feindes Kugeln (800 gegen 400 beim ersten Armeekorps) und zu den 5484 der auf dem Schlachtfelde und an ihren Wunden Gestorbenen — v. Verdy gab nach den Berliner Zeitungen 8000 an — ist gewiß eine gleich große Zahl Choleratodesfälle hinzuzufügen. Die Aufgabe der Aerzte war dabei eine größere, als die offiziellen Zahlen vermuthen lassen; am 1. August sollen in den preußischen Lazarethen 35,000 Mann (darunter 20,000 Verwundete) verpflegt worden sein, richtig gewiß, soweit die offiziellen Lazarethe gerechnet werden. Aber bei der Bedrängniß der Choleraepidemie und der räumlichen Entfernung der Lazarethe, sahen sich fast sämmtliche Truppenärzte auf kleinen Garnisonsorten genöthigt, kleine Choleralazarethe zu gründen, sowohl um den Kranken

bessere Pflege, als im Quartier möglich, zu schaffen, als auch um dem Umsichgreifen der Krankheit unter den Soldaten, wie unter der Civilbevölkerung einigermaßen Schranken zu setzen. Diese Lazarethe wurden von uns, so gut als es ging, mit den Schätzen des Medizinkarrens und der nächsten Stadtapotheke ausgestattet, die Kommunalbehörden waren bereit, zu dem gedachten Zwecke mitzuwirken, und wo es barmherzige Schwestern gab, öffneten sie willig ihre Krankenhäuser und nahmen aufopfernd und voll Eifer an der Pflege unserer Soldaten Theil. So entstand eine ganze Anzahl kleiner Spitäler, in welchen taugliche Lazarethgehülfen zu Revieraufsehern, Krankenträger als Krankenwärter angestellt wurden, sie wirkten geräuschlos, doch nicht minder segensreich. Die Choleraepidemie brachte uns eine sehr schwere Zeit und das tiefste Bedauern ward in uns rege, als wir die Männer, die den feindlichen Kugeln so glücklich entgangen, schon der Heimkehr nahe, schaarenweise der tückischen Krankheit als Opfer fallen sahen. So bleibt es denn auch von diesem Gesichtspunkte aus als ein wahres Glück zu betrachten, daß der Krieg dies rasche Ende genommen, die lange Reihe preußischer Grabhügel auf österreichischem Boden hätte sich sonst in unmeßbarer Weise noch vermehrt. Ein kurzer Entscheidungskampf, und sei er der blutigste, bleibt der humanste Krieg. Doch welche Gesammtsumme Schwert und Cholera im Bunde uns im Jahre 1866 gekostet, wie klein ist sie zu den Opfern des siebenjährigen Krieges; auf 373,000 Mann wird der Gesammtverlust der preußischen Armee berechnet; Friedrich selbst verzeichnet als vor dem Feinde und an ihren Wunden gestorben allein 34 Generale, 161 Stabsoffiziere, 1500 Offiziere, 180,000 Mann.

Wie groß auch die Sanitätsaufgaben im Kriege von 1866 gewesen sein mögen, an ihre Lösung ist unser Volk die größten Ansprüche zu machen berechtigt. Wo wie bei uns die allgemeine Wehrpflicht die gesammte Jugend und die Blüthe des Mannesalters zur Verfügung des Staates stellt, da waltet für dies kostbarste Gut eines Volkes eine ganz besondere Verantwortung ob, und wo, wie bei uns, durch dieselbe große Institution auch die ganze Jugendkraft der Aerzte im entscheidenden Augenblick zur Disposition des Staates steht, da wird die Verantwortlichkeit noch erhöht, da hierdurch die Mittel zur Erfüllung der größten Aufgaben im seltensten Grade gegeben sind. Dazu die Theilnahme eines intelligenten Volkes, welches in allen Schichten seine Söhne und Väter bei dieser Armee weiß, das sind Bedingungen, die für die Sanitätspflege der Armee nicht günstiger gegeben werden können.

Man kann in der That vom ärztlichen Personal der preußischen Armee nicht sprechen, ohne in erster Reihe der allgemeinen Wehrpflicht ein-

gedenk zu sein. Seit der Schlacht bei Königgrätz wird die allgemeine Wehrpflicht in allen Ländern und von allen Dächern gepredigt und nicht minder eifrig als die Gewehrfabriken an neuen Waffen arbeiten, wird die Gesetzgebungsmaschinerie in Bewegung gesetzt, um die allgemeine Wehrpflicht überall einzuführen. In dieser Weise werden nur zwei Glieder aus der Kette ineinandergreifender Ursachen gerissen, welche diesen großen Sieg errungen haben. Die allgemeine Wehrpflicht ruht bei uns auf der Basis der allgemeinen Schulpflicht, die Kultur, welche der Schulmeister der Masse beibringt, ist der Boden, auf dem die Intelligenz, welche die allgemeine Wehrpflicht den Reihen zuführt, auch wirklich gedeihen kann. Die Beweglichkeit, die Anstelligkeit, der gesunde Verstand der Masse sind viel mehr Produkte der allgemeinen Schulpflicht; jedoch die allgemeine Schulpflicht kommt erst nach einer ganzen Generation einer Armee zu statten, — so lange will man nicht warten, drum wird der allgemeinen Wehrpflicht der Sieg zugeschrieben, sie ist mit einem Federstrich einzuführen und — sie wird eingeführt. Die Enttäuschung wird nicht ausbleiben.

Aber so gewiß die allgemeine Wehrpflicht nach einer Richtung überschätzt wird, so gewiß wird sie andererseits noch bei uns selbst zu gering geschätzt für alle jene kostbaren Spezialdienste, welche sie zur Verfügung der Armee gegenwärtig schon stellt, in noch höherem Grade stellen kann. Während der Staat große Geldmittel aufwendet, um eine geringe Zahl von Militärärzten auszubilden — einst beliefen sich die Kosten für 18 Zöglinge des Instituts und 9 der Akademie auf 36,515 Thaler jährlich — stellt die allgemeine Wehrpflicht alle Aerzte des preußischen Staates bis zum 39. Lebensjahre für Kriegszeiten dem Heere zur Disposition. Die im Ganzen gleiche Ausbildung auf Universitäten und Kliniken, im Operiren und Verbinden, welche jene Militärärzte auf Staatskosten genießen, haben sie auf eigene Kosten sich erworben, und mit ihrer Existenz angewiesen auf eigene Selbstthätigkeit und Kraft verlassen sie, wenn der Ruf an sie ergeht, Haus und Hof und Stadt, um dem Heere mit ihren Kenntnissen zu dienen und den Gefahren entgegenzugehen, welche der eigene Beruf zu denen des Soldaten noch hinzugesellt. Gegen 800—1000 Aerzte waren es wohl, welche in diesem Sommer dem Rufe des Landes Folge leisteten, d. h. der fünfte bis vierte Theil der sämmtlichen Civilärzte (4100) unsres Staates; unter ihnen waren Aerzte, die im Jahre 1851 das Staatsexamen gemacht haben, also Männer, die seit 15 Jahren sich in der Praxis befinden. Schwerlich, daß ein Anderer die Größe dieses Opfers nachfühlt, die Existenz der Aerzte ruht auf Persönlichkeit und dem Vertrauen, das sie einflößt, darum heißt seinen *Wirkungskreis verlassen*, nur zu oft, ihn *aufgeben*; nur der Kürze dieses Krieges ist es zu danken, daß

wohl nicht Viele in dem Neste, das sie verlassen, schon wieder Andere warm sitzend fanden. Weder Beamte, noch Gutsbesitzer, höchstens einzelne Kaufleute werden durch die Einberufung so hart betroffen, als die Aerzte, aber in all diesen Kreisen wird die Abkürzung der Landwehrpflicht bis zum 32. Lebensjahre dankbar aufgenommen werden; nur so lang sie auf dem Papiere stand, erschien eine weitere Ausdehnung erträglich, bei diesen unsicheren Zeiten aber würde die permanente Bedrohung der bürgerlichen und Familienexistenz zur Wirklichkeit für Tausende werden.

Die weitere Ausdehnung dieser Pflicht ist auch umsoweniger nöthig, je mehr mit ihrer Allgemeinheit durchgreifender Ernst gemacht wird; nicht blos in der Ausbildung aller Waffenfähigen in den Waffen, sondern in der Heranziehung der gesammten Jugend zu dem Dienste im Heere, zu dem sich Jeder eignet, darin liegt die Größe und die Gerechtigkeit der allgemeinen Wehrpflicht; ob etwas kleiner oder größer, etwas schwächer oder stärker, das war ein Unterschied für's ganze Leben, der eine frei wie der Vogel in der Luft, der andere belastet in den besten zwanzig Jahren seines Daseins. — Als ob eine Armee nur aus lauter Soldaten bestände, als ob sie nicht Handwerker aller Art, Verwaltungs- und Büreau-Beamte an allen Enden, Aerzte, Apotheker, Krankenwärter, Instrumentenmacher, kurz der verschiedenartigsten Zweige menschlicher Thätigkeit in Hülle und Fülle bedürfte; sprechen wir in unseren Gesetzen nicht mehr von Wehrpflicht, um Mißverständnissen vorzubeugen, sondern von Heerespflicht, welche von Jedermann nach seiner Leistungsfähigkeit erfüllt werden soll. Was die Aerzte anlangt, so war es beispielsweise jedem Studirenden der Medizin möglich, sich als Freiwilliger mit der Waffe zu melden, hierzu untauglich, wurde er zur Ersatzreserve geschrieben und meist erst bei seinem Jahrgang, also ziemlich spät einberufen. Doch sehr viel zahlreicher ist die Kategorie derjenigen Aerzte, welche wegen Schwäche oder anderer Leiden für Invalide erklärt wurden, während sie ihre Praxis ganz gut versehen können, also wenn nicht zum Felddienste, so doch zum Spitalsdienste vollkommen tauglich sind; gegenwärtig wurde auch der Spitalsdienst größtentheils durch felddienstfähige Aerzte besorgt, eine Einrichtung, die die Zahl der Feldärzte unnütz schmälert. Eine dritte Kategorie wurde als unentbehrlich im Staats- und Kommunaldienst reklamirt, auch dafür wären strengere Bestimmungen nicht überflüssig. So kam es, daß in einer Stadt, in der, vom Jahrgange 1851 ab gerechnet, 39 Aerzte existiren, 16 Aerzte darunter Familienväter und Aerzte von 15jähriger Praxis eingezogen, 23 aus diesen verschiedenen Gründen, unter ihnen theilweis ganz junge Aerzte, zu Hause gelassen werden konnten; der Fehler liegt in den Institutionen, keineswegs in den Männern, die sie handhaben.

Der Bedarf an Aerzten in Kriegszeiten würde mehr wie ausreichend gedeckt werden: 1) durch Einberufung der Feldärzte bis zum 32sten Lebensjahr; 2) durch die Spitalsärzte derselben Kategorie; natürlich mit verschiedenem Gehalt, wie sich's gebührt, nach der Größe der Anstrengung und Gefahr; 3) durch den freiwilligen Eintritt der nicht mehr dienstpflichtigen Aerzte gegen einen Diätensatz, dessen Höhe von der Verwendung für's Feld, für fremde oder für die heimische Garnison abhängt, — Alle natürlich bei entsprechender Rangstellung und Kompetenzen. Die Länder ohne allgemeine Wehrpflicht kennen allein diese dritte Kategorie zur Kompletirung des ärztlichen Dienstes der Armee, wir würden nur subsidiär von ihr Gebrauch zu machen nöthig haben. Gerechtigkeit gegen den ärztlichen Stand, also keine ungebührliche Ausdehnung seiner Pflichten, ist auch hier die größte Klugheit. Auf diese Weise würde unsere Armee, bei einem geringeren Kostenaufwande, als irgend eine andere, ein so vortreffliches und diensteifriges ärztliches Personal erhalten, wie sie sich selbst nur wünschen kann.

In kollegialischer Eintracht mit den Civilärzten wirkten die Militärärzte (Gesammtzahl 634 nach der Anciennetätsliste 21. Sept. 1865), von denen ein kleiner Theil seine Ausbildung einem besonderen militärärztlichen Institute verdankt, ohne daß in dessen Leistungen ein erheblicher Unterschied zu beobachten wäre. Während der Staat mit erheblichen Kosten eine Anstalt erhält, welche den Friedensbedarf in keiner Weise deckt, welche nicht dazu eingerichtet ist, die sämmtlichen Militärärzte in den Sonderheiten ihres Berufes auszubilden, ja diese Aufgabe nach einzelnen Richtungen kaum für ihre eigenen Zöglinge in höherem Grade erfüllt, — ist eine ärztliche Kriegsschule geradezu ein Bedürfniß für die Armee. Wir brauchen uns noch nicht auf den englischen Standpunkt zu stellen, daß die Militärärzte als Sanitätsoffiziere exerziren, schießen, manoeuvriren gleich den Ingenieuroffizieren lernen sollen, um vom Sanitätsgesichtspunkte aus eine Beurtheilung der Bewaffnung, des Exerzitiums und der Felddienstübungen zu erlangen, wohl aber ist es nöthig, daß alle Militärärzte in den Gegenständen unterrichtet werden, welche die Universität nicht lehrt, wie Kenntniß des Militär-Bekleidungs- und Verpflegungswesens, Hygiene des Aufenthalts der Soldaten von der Beurtheilung des offenen Terrains an als Bivouak und Lagerplatz bis zu den großen Kasernen und Militärstrafanstalten, Erkennung der Simulationen, Uebungen im Rekrutiren und Invalidisiren und vieles Andere. Niemand zweifelt, daß für den Militärarzt die Kenntniß des ganzen Lazarethwesens von den unentbehrlichsten Hülfsmitteln eines großen Verbandplatzes an bis zur vollen Ausrüstung der großen Kriegslazarethe ein dringendes Bedürfniß ist, und auch zur

Erwerbung dieser Kenntnisse reicht die gewöhnliche Routine nicht hin. In einem mehrwöchentlichen Kursus auf der militärärztlichen Akademie, zu welchem in regelmäßigem Turnus die jüngeren Militärärzte herangezogen werden, würden diese für die Praxis des Krieges so wichtigen Lehrgegenstände am besten kultivirt werden können. Am meisten Schwierigkeiten werden immer die Operationsübungen machen; 13,397 Amputationen allein sind im amerikanischen Kriege nur in der Unionsarmee gemacht worden, man erschrickt vor solcher Zahl, aber die Menge der Operationen bei einem langen und blutigen Kriege wächst stets in das Enorme. Im Frieden ist glücklicherweise sehr wenig operatives Material vorhanden, und von den Unglücksfällen in den Fabriken abgesehen, pflegt sich dieses in den Universitäts-Kliniken anzuhäufen. Es bleiben nur die Uebungen am Kadaver übrig und wenn es nicht möglich sein sollte, dieselben mit den Vorlesungen an der Akademie zu vereinigen, so würde es vielleicht am gerathensten sein, sie in den chirurgischen Kliniken unter Leitung der Professoren vornehmen zu lassen, die als Generalärzte im Felde der Armee so große Dienste geleistet haben, und die auch im Frieden fortdauernd mit den Aerzten der Armee verbunden bleiben sollten. Den reichsten Segen im Krieg und im Frieden würde die Armee von einem ärztlichen Korps empfangen, das durchgängig für seinen Spezialberuf genügend vorbereitet und ausgebildet wäre.

Damit aber der Arzt sich heimisch fühle in der Armee, sollten die alten längst gehegten Desiderate endlich erfüllt werden. Der Arzt genießt noch immer nicht die Ehren des Kombattanten! Er läuft also wohl auch nicht die Gefahren des Kombattanten? Doch wohl; im Krimmkriege wurden 19 französische Aerzte durch feindliche Kugeln verwundet, darunter 5 bei Erstürmung des Malakofs, nicht weniger als 83 officiers de santé haben im Orientkriege ihr Leben verloren. Englischerseits starben im Krimmkriege 51 Medical officers, unter diesen blieben vor dem Feinde 1 Regimentsarzt, und 12 Assistenzärzte. Bei Solferino wurden 7 österreichische Aerzte — und zwar 4 tödtlich — und 5 französische im Feuer verwundet. Und die preußischen Aerzte? In den Freiheitskriegen wurden 10 Aerzte auf dem Schlachtfeld getödtet, 42 verwundet, den Krankheiten und Strapazen erlagen 150, d. h. die preußischen Aerzte wurden durch den Krieg geradezu dezimirt. Im Kriege von 1866 sind 8 Aerzte verwundet worden, 14 an der Cholera, 2 an andern Krankheiten gestorben. Der Hülfskrankenträger, der in der Schlacht bei Königgrätz neben seinem Arzte verbunden hat, erhält das Erinnerungskreuz mit der Inschrift: „Königgrätz 3. Juli 1866," sein Vorgesetzter, der Arzt, aber mit der Inschrift: „Pflichttreue im Kriege." Dem Arzte stehen die Honneurs der

Offiziere der gleichen Charge nicht zu, er hat keine Disciplinargewalt über seine Untergebenen, stirbt er, so findet bei seiner Beerdigung nicht das Ceremoniell der Offiziere statt; vor Allem, er bleibt immer der jüngste seiner Charge, und mag er darüber grau geworden sein. Im Flusse des Lebens gleichen sich wohl manche Unebenheiten aus und die ärztliche Stellung ist zumal im Felde eine so eigenthümliche und selbständige, daß die offizielle Rangstufe nicht sehr in Betracht kommt. Als alleiniger Arzt bei der Truppe ist er der Gesundheitsrath Aller, vom Obristen bis zum Geringsten, denn wer hätte nicht seine Achillesferse, — und wer hält sich für unnahbar, wenn er auch noch unverletzt ist; doch nicht blos Arzt ist er, er ist auch Vertrauensmann und Seelsorger, dem man die letzten Wünsche zu erkennen giebt. Dem liebenden Gatten verspricht er, wenn ihm Menschliches passiren sollte, ihm den Trauring vom Finger zu ziehen und ihn der Gattin als letztes Zeichen seiner Liebe einzusenden, — dem Sohne, falls ihm ein Unglück widerfährt, rasch aber in schonungsvollster Form der alten Mutter Nachricht zu geben. Ist zwar der Arzt selbst nicht unverwundbar, so wird er doch betrachtet, als sollte er es sein. Er ist ein lieber Gefährte in gefahrvollen Zeiten, — doch die Friedensstellung ist unzureichend und die Unvollkommenheit des Offizierscharakters nicht entsprechend der Würde unseres Berufes und unserem eigenen Selbstgefühl.

So mannichfaltige Gefahren im Kriege das Leben der Menschen bedrohen, so vielseitig muß auch die Thätigkeit der Aerzte sein. Ist das Wort: „Prophylaxe ist die beste Medizin" immer wahr, so ist für den Militärarzt, Krankheiten vorzubeugen mindestens eine gleich wichtige Aufgabe, als Wunden zu heilen. Im letzten Feldzuge mußten aus militärischen Gründen, welche der Erfolg auf das beste gekrönt hat, den Truppen große Anstrengungen bei den schlimmsten Entbehrungen zugemuthet werden. Es gab manche Truppenkörper, die vom ersten bis letzten Tage des Feldzuges täglich 3—4 Meilen zu marschiren hatten, andere, die ununterbrochen in der Avantgarde einen aufreibenden, Körper und Geist gleich anstrengenden Dienst hatten. Oft wurde dann in den Reihen das Wort laut: „mögen wir als Opfer fallen, wenn wir nur mit unserem letzten Hauch noch den Frieden diktiren." Ueber die Intendantur aber ergoß sich eine Fluth von Vorwürfen, jeder Kraftausdruck und der stärkste selbst, schien nicht zuzulangen für ihre Beurtheilung. Aber man sollte nicht verkennen, daß die Verpflegung einer großen Armee in Feindesland von jeher der Dorn in den Plänen der kühnsten Feldherrn war; das Magazinirungssystem spielte noch im 7jährigen Kriege eine große Rolle und erst die Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit und die Ausbildung des

Straßennetzes, vor Allem die nothgedrungene Rücksichtslosigkeit der französischen Revolutionsgenerale hat das Requisitionssystem zur Geltung gebracht. Im Frieden und im eigenen Lande bleibt es eine große Aufgabe, auf dem Raume von 4—5 Meilen eine Armee von 300,000 Mann zu ernähren, wie mannichfaltige Vorbereitungen waren und sind noch dazu nöthig, selbst trotz der Eisenbahnen. Immer aber bleibt die Naturalverpflegung des Soldaten durch den Wirth, von längerem Aufenthalt abgesehen, die durchaus wünschenswertheste Art der Speisung; kommt der Soldat nach einem großen Marsche müde, hungrig und durstig, endlich nach seinem Quartier, dann hat er kein dringenderes Bedürfniß als nach seinem Labetrunk und Essen, soll er nun noch warten, bis er seine Fleischportion bekommt, und stundenlang, bis er sie sich gar gekocht hat, so ißt er lieber gar nichts und trinkt desto mehr. Wenn die Quartiergeber die Naturalverpflegung nicht mehr zu leisten im Stande sein sollten, ist es selbst zweckmäßiger, sie ihnen aus den Magazinen zu geben, als den Soldaten, auf die eigentlich nicht sehr große Gefahr hin, daß jene sich daran ein wenig bereichern können. Nicht anders sollte es in Feindesland sein; der Soldat sollte von seinem Wirthe, das Bataillon vom Dorfe gegen Quittung seine Bedürfnisse geliefert bekommen. Daß die Ortsvorstände zum Theil geflohen wa ,, zum anderen Theil Ausflüchte machten, führte auf dem Lande und in den kleineren Städten zur Requisition; in böhmischen Dörfern habe ich selbst für Silbergeld kein Stückchen Brot bekommen können, es ist doch geradezu unmöglich, die Existenz der Truppe von dem guten Willen einer feindlichen Bevölkerung abhängig zu machen. Das Requisitionssystem ist sicher die verschwenderischste, unvollkommenste und widerwärtigste Verpflegungsart; unter allen unangenehmen Kommandos galt das Requisitions-Kommando unseren Offizieren als das fatalste, und mitten unter allen Trauerscenen des Krieges machte noch der Jammer und das Wehklagen der Bauern, um ihr Vieh zu retten, den allerpeinlichsten Eindruck auf uns. Auch ist die Rückwirkung auf die Soldaten nicht zu unterschätzen, auch gutgearteten Naturen kommt der Unterschied zwischen „mein und dein" dabei leicht abhanden. Vor Allem, es ist für das Land das allertheuerste System, wo man Portionen brauchte, muß man Stücke Vieh nehmen, bei der völligen Unsicherheit der Ausbeute muß an vielen Stellen gleichzeitig requirirt werden, es liegt auf der Hand, daß bei regelmäßiger Lieferung das Land ein Drittel, vielleicht nahezu die Hälfte seines Verlustes sich erspart hätte. Doch die Philanthropie mag sich gegen das Requisitionssystem sträuben, wie sehr sie wolle, es ist unentbehrlich, wenn die Verpflegung nicht freiwillig geleistet wird. Denn primum vivere.

Wir hungerten, bis wir requirirten; aber als wir schon requirirten, wurde unsere Nahrung weder ausreichend noch eigentlich genießbar, zum wenigsten aber gesund. Was hätte also die Intendantur noch der Truppe sein können? Versetzen wir uns wieder in das lebendige Leben und Treiben jenes Julimonats, verleben wir in der Erinnerung noch einmal einen Tag bei der Truppe.

Noch liegt Alles in frühster Morgenstunde in Mäntel gehüllt, arglos schlummernd auf dem Boden, als das wehmüthige Signal der Trompete die Adjutanten zusammenruft. Die Befehle sind angelangt, bald wird nun Allarm geblasen und kaum daß Zeit bleibt, die allernothwendigsten Reinigungsprozeduren vorzunehmen, steht Alles in Reih' und Glied zum Abmarsch bereit. Der Morgen ist kühl — trotz des Sommers waren alle Nächte kühl — und eines leichten Fröstelns, auch wohl eines stärkeren Schauderns kann sich Niemand erwehren. Ein Trunk Kaffee thäte wohl, sehr wohl, er würde eine wohlthuende Wärme in den Magen bringen, ein Mittel, das man unter solchen Umständen noch in seiner homöopathisch verdünntesten Dosis werthschätzen lernt. Doch wer hat noch Kaffee? Kaum noch einer, die meisten sind auf ihre Flasche angewiesen, ob denn kein Tropfen Wein, Rum, Branntwein mehr in ihr aufzutreiben ist, doch sie besteht die Nagelprobe. So wird der Marsch angetreten; auf dem ersten Halteplatze treffen wir mit Artillerie zusammen und richtig, da giebt's noch Vorräthe. In den vielen Wagen einer Batterie kann man wohl Proviant unterbringen, aber daß Jemand jetzt noch, am zweiten Tage nach Königgrätz, ein gutes frisches Bäckerbrot haben könne, das ist unerwartet. Das Ereigniß macht die gebührende Sensation und bald sind alle Offiziere um den glücklichen Kameraden versammelt, der stolz auf seinem Pferde den Schatz präsentirt. Jeder bekommt einen solchen Leckerbissen, und dem verwöhntesten Gaumen hat im Leben noch nichts so gut gemundet, als dieses trockene Stückchen Brot. Bald brechen wir wieder auf, unser Hunger ist natürlich nur gereizt, doch wir stehen in der Avantgarde, da kann man wenigstens noch hoffen. Lange, lange marschiren wir in der Sonnenhitze, da, es muß wohl schon Mittag sein, kommen wir in ein Dorf, doch es sieht wie ausgestorben aus, die Wohnungen sind geräumt, zu essen giebt es nichts; schwer sind die Soldaten abzuhalten, erhitzt wie sie sind, sich auf die paar Brunnen zu stürzen und ihren Durst zu löschen, da sie den Appetit nicht befriedigen können. Doch vorwärts, immer vorwärts, so geht es Stunden lang ununterbrochen in der Hitze weiter; da geht es plötzlich wie eine Bewegung durch die dahinziehende Kolonne, es heißt, daß unsere Tête auf den Feind gestoßen, bald wird Halt auf der Landstraße gemacht, unsere Kavallerie wird vorgezogen,

rasch trabt sie an uns vorüber. Während wir noch halten, ziehen dichte Wolken am Horizonte auf, ein tüchtiger Sturm bringt sie über unsere Häupter, ein Paar dicke Tropfen kommen als Avantgarde, ein wolkenbruchartiger Guß als Gros, rasch geht das Unwetter vorbei, kaum zehn Minuten dauert es, und als Arrieregarde fallen die letzten Tropfen schon wieder im Sonnenblick. Auch der Verdacht der Nähe des Feindes hat sich nicht bestätigt — ein paar Nachzügler hatten den ganzen Lärm verschuldet — noch ein kurzer Marsch und wir beziehen noch vollständig durchnäßt unser Bivouak. Wie nun das Gepäck abgelegt und die Gewehre zusammengesetzt sind, da ist es, als ob sich frisches Leben in jeden Einzelnen ergösse; tausend fleißige Hände regen sich, die Einen bringen Bäume und Sträucher aus dem nahen Gehölz oder mähen Stroh zusammen, um das einfache Lager zu bereiten, das vier Wochen hindurch unsere Ruhestätte war; die Anderen holen in ihren Kochgeschirren Wasser aus dem Teiche, aus dem Bache, wenn nicht anders aus dem Sumpfe, der in der Nähe sich befindet. Das Holz will wohl nicht brennen, doch es muß brennen, bald entwickeln sich zahlreiche Wachtfeuer, an denen wir uns auch selbst trocknen können, indem wir uns abwechselnd in verschiedenen Positionen an's Feuer setzen. Aber wo bleibt unser Essen? Auf den Proviantwagen wird recht viel Kommißbrot liegen, auch dort schon schimmeln, aber von den Proviantkolonnen bis zu unserem Magen hier in der Avantgarde ist ein sehr weiter Weg; die sind froh, wenn sie die Arrieregarde erreichen, bis hierher kommen sie nicht, dürfen sie auch gar nicht kommen. Zahlreiche zum Theil recht schwerfällige Wagen hier vorn können uns mehr schaden bei einem plötzlichen Angriff des Feindes, als sie uns nützen, ein paar leichte Wagen könnten wohl durch, aber nimmermehr so viel, um für die ganze Truppe alle Subsistenzmittel zu liefern. Einst hieß es wohl, Intendantur kann nicht liefern, so soll Intendantur requiriren, auch über dies Stadium sind wir glücklich hinaus, das Requiriren verstehen wir selbst schon ganz gut, auf die Intendantur dabei warten, hieße nur unseren Hunger unnütz verlängern. Mit unserem Requisitions-Kommando sind wir sehr zufrieden, wir bekommen immer etwas wenigstens zu essen, das bleibt die Hauptsache. Ah, da kommen sie an, schmunzelnd, voll sichtbarer Selbstzufriedenheit; auch für dies traurige Geschäft haben sich ja schon Spezialisten ausgebildet, feine Spürnasen, denen kein Bier- oder Weinkeller entgeht, auch wenn der Eingang vermauert worden, und kein Butterfäßchen, auch wenn es noch so gut versteckt war. Es sind die pfiffigsten Leute, und kühn und waghalsig sind sie auch, drangen sie doch bis in die Vorstadt von Königgrätz einen Tag nach der Schlacht, dicht unter die Kanonen der Festung, ein Schuß hätte die ganze Gesell-

schaft verjagt, sie fürchteten den Schuß nicht und requirirten fleißig in den menschenleeren Häusern der Vorstadt; noch jetzt bewahre ich einige Zuckersachen, die aus jenem Orte und von jenem Tage herstammen. Doch was haben sie uns heute gebracht? Alles kommt heran, zu sehen und sich zu freuen. Da sind alte liebe Bekannte zunächst, ein paar Ochsen, sie waren auch wieder ganz gut versteckt, hatten aber die Liebenswürdigkeit, ihre werthe Gegenwart durch ein unseren Ohren sehr wohltönendes Gebrülle zu verrathen. Federvieh, in jenen Gegenden in Fülle, wird wohl immer mitgebracht, aber mit Nichtachtung angesehen, es macht zu viel Umstände und die Ausbeute an Fleisch ist zu gering, etwas Butter, Käse, auch eine Kleinigkeit Mehl, so wenig daß es kaum zu theilen ist. Ist endlich ein Tönnchen Bier mitgekommen — wir haben es nun seit 10 Tagen entbehrt, — so wird der Tag als Festtag angesehen, oder sollten wir vielleicht wirklich heut Sonntag haben? Wir rechnen, und rechnen nach, denn ganz gewiß weiß es Niemand mehr. Indeß sind die Fleischer des Bataillons — und ein preußisches Bataillon hat Fleischer, Köche, Leute jeder Profession, solch' ein Bataillon würde eine für die meisten Zweige menschlicher Thätigkeit ganz gut besetzte Kolonie bilden können — mit dem kunstgerechten Schlachten des Rindviehs beschäftigt, bald wird das noch blutige Fleisch vertheilt, gleich in das Kochgeschirr gethan, an's Feuer gestellt. Giebt es noch ein paar Reiskörner irgendwo? Nein, aber Salz, Salz wenigstens das wäre die Hauptsache, gewiß, aber grade daran leiden wir schon lange den empfindlichsten Mangel. Ungesalzenes Fleisch, ungesalzene Suppe sind widerlich und auch sehr gesundheitswidrig, doch es ist kein Salz vorhanden. Einige Soldaten suchen ein paar reife Kartoffeln auf einem benachbarten Felde, die werden unser Kompot sein. Während wir über die Bereitung unseres Mahles sprechen, es soll ja für uns zugleich Abend- und Mittagbrot sein, bringen ein paar Mann von den äußersten Vorposten einen czechischen Bauer an; er hat eben mit dem einen geschwatzt und ihm in gebrochenem Deutsch erzählt, „heut Nacht endlich würde uns die Strafe ereilen, eine große Armee sei von Prag her im Anzuge, die würde uns heut Nacht den Garaus geben." Jetzt bei der Vernehmung will der Bauer kein Wort deutsch mehr verstehen, das Gewehr wird ihm auf die Brust gesetzt, Alles vergeblich, der Soldat betheuert nochmals seine Aussage, der Bauer wird weiter rückwärts zum Vorpostenkommandeur geschickt. Gute Aussichten für die Nacht; „sollte den Oesterreichern der Gedanke an Hochkirch durch den Kopf gefahren sein?" Die Debatte hierüber verkürzt uns die Zeit, die 2½—3 Stunden, die das Fleisch kochen mußte, sind um, mit Blechlöffeln und Brotmessern wird nun an's Werk gegangen, verwöhnt sind wir nicht mehr,

wenn wir es einst auch waren. Es ist spät geworden, wir schlagen den noch immer feuchten Mantel um uns, das Stroh, unser Kopfkissen, ist auch noch naß, doch wir sind sehr müde, das Stroh wird schon trocknen. Wir schlafen fest, doch nur auf einige Stunden, da meldet ein Unteroffizier von den Vorposten: „am Waldesrande wäre deutlich zu sehen, wie allmählich ein Mann nach dem andern heranschleiche, immer mehr wachse ihre Zahl," vielleicht aufgeregte Phantasie, oder sollten die Oesterreicher wirklich — aber wir müssen doch sicher gehen. Die ganze Truppe wird rasch, wenn auch möglichst still geweckt, nach einigen Minuten ist sie geordnet, Alles zieht zum Waldesrande, in das Wäldchen, über das Wäldchen hinaus, keine österreichische Seele zu sehen; dem guten Unteroffizier hatte die Erzählung keine Ruhe gelassen, Schatten sieht man ja leicht in der Nacht, besonders wenn man auf solch' verantwortlichem Posten sitzt. Nach einer Stunde ist diese Episode vorüber, wir versuchen wieder zu schlafen, doch es gelingt nicht mehr, bald graut der Morgen, die Befehle kommen, der Tag ist wieder da; wenn wir jetzt nur wenigstens etwas Kaffee in unser Kochgeschirr schütten könnten. —

So unser Leben. Was hätte uns demnach die Intendantur sein können? Was kann sie überhaupt für eine im ununterbrochenen raschen Fortschreiten befindliche Truppe leisten? Nach der Natur des Landes sehr Verschiedenes. Nicht die französische und nicht die nordamerikanische Verpflegungsmethode kann für uns nach jeder Richtung mustergültig sein, entscheidend sind die Verhältnisse des Kriegsschauplatzes in seiner Leistungsfähigkeit und seinem Kommunikationsnetze. Was bietet das Kriegstheater zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse unserer Truppen? Was kann auch bei dem entschiedensten Uebelwollen der Bewohner nicht verborgen bleiben? Durch die eigenen Truppen werden heut zu Tage, Dank den Eisenbahnen, die Landstriche viel weniger ausgefegen, als früher. Das Vieh wird wohl fortzutreiben versucht, aber selten so rasch, als ein thatkräftiger Feind vordringt; Getreide läßt sich schlecht flüchten, ebenso Kartoffeln, und ist dies auch an der Grenze geschehen, ein paar Tagemärsche von der Grenze schon werden die Bewohner in der Regel von den Ereignissen überrascht. In der französischen Armee geht das Wort, daß zur Noth eine Armee drei Tage von Kaffee und Zwieback leben könne, mit beidem müßte auch jede Armee für die ersten Tage versehen werden. Der Kaffee ist in solchen Verhältnissen unschätzbar für uns wie für die Franzosen, wie es für Engländer und Russen der Thee wäre, und reduzirte sich selbst deren Werth nur darauf, daß sie uns das warme Wasser genießbar machen, so bleiben sie beim Bivouakiren unter freiem Himmel unentbehrlich. Brot ist unseren Sol-

baten lieber als Zwieback, aber es hält sich schlecht und wiegt schwer; die französische Armeebäckerei hat sich im Kriege von 1859 in Oberitalien sehr gut bewährt, es wurde ihr nachgerühmt, daß sie so gut versehen war und so trefflich arbeitete, daß der Preis der Mundvorräthe auf dem Kriegsschauplatze kaum gestiegen ist, — doch für alle Fälle sollten die Soldaten den Zwieback nicht völlig missen. Salz steht sodann ganz oben in der Reihe der nothwendigsten Bedürfnisse, dann Reis, Speck, Fleischextrakte, Pökelfleisch und je mehr von den verschiedenartigsten Konserven, kondensirte Milch, getrocknete Früchte, konzentrirte Kraftbrühe, der Armee zukommen kann, desto besser, doch frische Gemüse ja nicht zu vergessen; für den Einzelnen ist Chokolade und Käse als Vorrathsmittel sehr zu empfehlen, aber vor Allem, man gebe nicht Nützliches vor dem Nothwendigen.

Doch die besten Vorräthe werden werthlos, wenn ihre Vertheilung nicht baldigst, nicht regelmäßig stattfindet. Ueber die bisherige Methode sollte nur eine Stimme sein. War eine Proviantkolonne angelangt, so hieß es im Korpsbefehl: „an dem und dem Ort kann Proviant gefaßt werden;" nun zogen von jedem Bataillon ein paar alte, große, sehr schwerfällige Frachtwagen meist nur von Fourieren geleitet dahin, da die Zahlmeister noch an die anderen Bataillonswagen gefesselt waren. Ja, wann sahen wir unsere Wagen wieder? Nach 2, 3, in der Avantgarde auch wohl erst nach 4 Tagen. Zuerst waren sie bei der Hinfahrt aufgehalten worden, dann hatten sie die Kolonne schon nicht mehr getroffen, dann gab es wieder Störungen auf der Rückfahrt, schließlich hatten sie uns wieder vergeblich ein paar Tage gesucht; und nach dieser Odyssei'schen Fahrt, was brachten sie heim? 60 Kommißbrote für das ganze Bataillon, sehr oft von ungenießbarer Qualität, ein paar Stück Speck, wenn es hoch kam ein Säckchen Salz, willkommen immerhin, aber ein Tropfen im Meere. Bei der Avantgarde, wie beim Gros und der Arrieregarde, also bei jeder Division des Korps, (wollen wir der Kürze halber sagen, obschon diese Kriegsformation nicht mit der Friedenseintheilung in zwei Divisionen zusammenfallen kann) muß ein Intendanturbeamter als Verpflegungskommissar sich nicht nur permanent aufhalten, sondern durch fortlaufende amtliche Kommunikation mit den Truppenkommandeurs und den Truppenärzten sich die Kenntniß der speziellen dringendsten Bedürfnisse schaffen; meist sind dieselben bei den 3 Divisionen verschieden, weil die Avantgarde noch etwas, das Gros wenig, die Arrieregarde nichts mehr vorzufinden pflegt. Zu seiner Disposition stehen die besonders konstruirten und gut bespannten Proviantwagen, welche täglich in zwei Zügen, einerseits von der Proviantkolonne zur Truppe, an-

dererseits von der Truppe zur Kolonne ziehen; die Fahrten derselben fallen wohl am besten in die Zeiten, in welchen die Landstraßen ziemlich frei sind, die Truppen die Bivouaks schon bezogen, resp. noch nicht verlassen haben. Auf diese Weise ließe sich ein regelmäßiger Proviantdienst innerhalb des Korps herstellen, der das Bedürfniß der einzelnen Truppentheile zu decken, die vorhandenen Vorräthe gleichmäßig und gerecht zu vertheilen im Stande sein dürfte und dennoch vermöge der Regelmäßigkeit des Dienstes durch eine geringe Zahl guter, d. h. eventuell unschädlicher Fahrzeuge versehen werden könnte. Diese Andeutungen mögen in dem Interesse ihre Rechtfertigung finden, welches die Ernährung der Armee für ihre Gesundheitspflege an oberster Stelle beanspruchen darf.

Die Bekleidung der Soldaten, unter solchen gesundheitswidrigen Einflüssen nicht minder ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, reduzirte sich bekanntlich im letzten Kriege nahe zu dem Ideale adamitischer Einfachheit; in dem braunen bärtigen Mann im dunklen Rock von verschossener Farbe, Mantel um die Schulter, Mütze auf dem Kopf, Gewehr in der Hand, war der preußische Soldat kaum wiederzuerkennen. Alle Eleganz war verschwunden, wer es haben konnte, schritt in großen Wasserstiefeln einher, der Tornister wurde möglichst früh beseitigt, der Helm folgte, so wie es anging, nach, nur das Zündnadelgewehr, des Soldaten Stolz, wurde sorgfältig gereinigt und mit liebevoller Aufmerksamkeit behandelt. Der Helm wurde nirgends vermißt, nicht im Kampfe, nicht auf dem Marsche, und obschon die Mützen gar keine Schirme haben, kamen nicht mehr Augenkranke vor, als sonst, was nicht auffallen sollte, denkt man daran, daß grade die Völker der heißen Zone, die Türken und Beduinen, durch ihre Turbane einen höchst geringen, die Griechen durch den Fez gar keinen Schutz genießen und ihnen doch seit Jahrtausenden treu geblieben sind.

Oft hatten die Truppenärzte Anlaß zu bedauern, daß an Stellen wichtigster Entscheidungen ärztlicher Beirath vollständig fehlt; den drei oben gedachten Divisionskommandos ist kein Arzt zugetheilt und doch hängen von ihnen Anordnungen ab, welche für den Gesundheitszustand der Truppen von großer Wichtigkeit sind. Nicht blos Sumpfstellen und Moorboden, auch Flußufer und enge Thäler sind ungesunde Bivouakstellen, denen Plateaus, auch wenn sie luftig sind, entschieden vorgezogen werden müßten; die Nothwendigkeit, die Nähe alter Bivouakstellen zu meiden, sollte kaum hervorgehoben werden dürfen. Aber nicht blos für die Wahl der Bivouaks und Lagerstellen vermißten wir das ärztliche Mittelglied beim Divisionskommando zwischen dem Generalarzt, den die vielfältigen Aufgaben seines Amtes im Hauptquartier festhalten, und dem Regimentsarzt, der seine

Kompetenz nicht überschreiten darf, sondern auch für die Dispositionen über die einzelnen Truppenkörper. War ein Truppentheil nach einem besonders erschöpfenden und entbehrungsvollen Tagewerk noch für die Nacht zum Beziehen der Vorposten kommandirt, so kam es wohl, daß der Kommandeur nicht zu bewegen war, trotzdem er die Ueberzeugung theilte, die Truppe könne kaum wachen, geschweige einen nächtlichen Ueberfall mit Energie abwehren, dem Divisionskommando Meldung zu machen. Eine Vorstellung über die Leistungsfähigkeit der Truppe und sei dieselbe durch physische Ursachen noch so gerechtfertigt und sei auch der Ersatz durch andere Truppentheile ganz leicht möglich, kommt sehr schwer über die Lippen eines preußischen Offiziers; so kann der amtliche Rapport vom Regimentsarzt zum Chefarzt der Division auch hierfür großen Nutzen bringen, großen Schaden abwehren.

Besonders unentbehrlich aber sind diese Stellen für die Verbindung der Truppenärzte unter einander, die gegenwärtig vom Regimentsarzte bis zum Assistenzarzte bei jeder Batterie vollständig unabhängig, ja isolirt fungiren, und für die Verbindung der Truppenärzte mit den Feldlazarethen. Erst das Gefecht lehrte uns, diesen Mangel in vollem Umfang empfinden. — Hat das feindliche Feuer begonnen und bald auch seine Opfer gekostet, welches sind die ersten Hülfsleistungen, welche den Verwundeten zu Theil werden sollten? Sie müssen aus dem Feuer geholt, ärztlich besichtigt werden, damit die für die Wunde unaufschiebbaren Akte an ihnen vollzogen werden können, und sobald als nur möglich aus der Gefechtsnähe fort dem Lazarethe zugeführt werden, um den definitiv nothwendigen Operationen entgegen zu gehen. Welche Anordnungen waren für diesen Dienst getroffen? Bei jedem leichten Feldlazareth befand sich eine aus 62 Mann bestehende Sektion der Krankenträgerkompagnie mit 15 Tragbahren ausgerüstet, die mit dem fahrenden Detachement des leichten Feldlazareths heraneilen sollten; dieses führte vier zweispännige Transportwagen für Schwerverwundete und einen vierspännigen Omnibus für Leichtverwundete. Da es nur drei leichte Feldlazarethe für das ganze Armeekorps, für jede Division nur eins giebt, so haben wir also, rund gerechnet, auf circa 10,000 Mann im Gefecht die eben angeführten Transportmittel zur Verfügung. Es ist nicht nur die Geringfügigkeit der Mittel, welche im schreiendsten Mißverhältniß zur Größe der Aufgabe steht, zu beklagen, sondern bei dieser Anordnung ist auch deren Verspätung und ungleiche Vertheilung fast unvermeidlich. Die Feldlazarethe bilden nahezu den Schluß der Division, kein Wunder, daß oft Stunden vergingen, bis sie durch die Truppe hindurch auf dem Kampfplatze ankamen; endlich auf der Landstraße angelangt, wurden die geringfügigen Mittel, die sie brachten,

ſo raſch von den ihnen nächſten Truppen in Anſpruch genommen, daß wenig davon für die beiden Flügel übrig blieb. Thatſächlich blieben dieſe alſo nachher wie vorher größtentheils auf den Beiſtand der Truppenärzte und Hülfskrankenträger beſchränkt.

Dieſe Hülfskrankenträger der Truppe leiſteten mit ihren erſt in der allerletzten Zeit beſorgten Krankenbahren — für die es nirgends einen paſſenden Aufbewahrungsort gab, weshalb ſie leicht wieder abhanden kamen — im größten Umfange ihre Pflicht, nicht minder die Truppenärzte, aber die ganze Organiſation dieſer erſten, auf Stunden oft alleinigen Hülfe war eine ſo wenig zweckentſprechende, daß ſie Niemanden weniger befriedigen konnte, als uns ſelbſt. Es war die Inſtruktion gegeben, daß bei Beginn des Gefechtes die ſämmtlichen Aerzte einer Brigade, einer Diviſion, kurz des kämpfenden Truppentheils unter dem Befehle des älteſten Arztes zuſammentreten, die eine Hälfte den Truppen in's Feuer nachfolgen, die andere bei den Medizinkarren einen Verbandplatz errichten ſollten. Das lieſt ſich nicht übel, macht ſich aber ſchlecht. Ja, wenn alle Kämpfe auf einer großen ſchönen Ebene ſtattfinden möchten, wo die weiß-rothe Fahne weithin ſichtbar hoch in den Lüften flattert; bekanntlich ſind ſolche Schauſpiele nicht häufig, die Gefechte ſind viel unſcheinbarer und oft wird es uns erſt am Abend klar, daß wir Zeugen eines großen Tages geweſen. Die Truppe marſchirt auf der Straße den ihr vorgeſchriebenen Weg, die Tête ſtößt auf den Feind, Schüſſe fallen, Adjutanten fliegen, die Truppe wird entwickelt, Verwundete werden ſchon gebracht, — ja wer ſagt mir, welche Truppentheile, ob 2 Bataillone oder eine ganze Diviſion im Feuer iſt, — denn mehr, als dicht vor mir und dicht hinter mir, kann ich meiſt nicht ſehen, wer ſagt mir, wer nun der älteſte Arzt, wo er zu finden iſt, wo der Verbandplatz ſein wird; kein Menſch wüßte mir zu antworten, fiele es mir zu fragen ein, denn auch ich habe beſſeres zu thun, ich verbinde die Verwundeten, die bald zahlreicher zurückkommen und bedaure nur, daß gar kein Wagen vorhanden iſt, um die Schwerverwundeten gut gelagert der Nähe des Gefechtes zu entziehen. Oder ein anderes Bild. Der Kampf iſt gar nicht unerwartet, während wir ſichtbar auf ſeinen Schauplatz hineilen, dröhnt ununterbrochen das Geſchützfeuer in unſeren Ohren, — pro Minute 45 Schläge zähle ich auf der Sekundenuhr, — nun geht's querfeldein, über einen Hohlweg, da ſtürzt der Medizinkarren, immer weiter im raſchen Schritt, bald müſſen die unbeholfenen Wagen zurückbleiben, weil ſie bei dieſem Wege zu viel umfahren müſſen, nun kommen wir in ein Dorf, Maslowed war es wohl, da treffen wir ſchon auf viel Gefangene bei ſehr ſchwacher Bedeckung, weiter, weiter nach Chlum vor. Ein furchtbarer

Kampf muß hier stattgefunden haben. Händeringend flehen die Verwundeten um einen Trunk, sie sind zu erschöpft, andere endlich um den Verband, ihre Wunde blutet gar zu sehr, wir können diese braven Gardisten nicht unerhört lassen, Schreckliches erzählen sie von ihrem Kampfe und ihrer Erlösung, und daß ihr General Hiller so eben verschieden sei. So rasch, als wir von ihnen nur fortkommen können, suchen wir unserer Truppe wieder nachzueilen, es ginge wohl viel rascher, wenn man den Aerzten nicht blos Pferde gäbe für den Kriegszug, sondern wenn man sie im Frieden während ihrer Dienstzeit reiten lernen ließe. Kommt das Gefecht auf längere Zeit zum Stehen, so kommt es auch sehr leicht zur Etablirung eines Verbandplatzes, dessen Verstärkung durch die vorüberziehenden Truppenärzte sich auch ohne solche, über dieses Ziel weit hinausschießende Instruktion erreichen ließe; geordnete, regelmäßige Zustände bilden sich hier wie von selbst, besonders, wenn nicht der große, stets wechselnde Unbekannte, der jedesmal Aelteste, dessen Autorität auch den Regimentskommandeuren gegenüber auf schwachen Füßen stehen würde, sondern wenn der Divisionschefarzt die Leitung in die Hand nähme, zu der er durch Stellung und Unabhängigkeit Aerzten wie Offizieren gegenüber allein qualifizirt ist.

Der fundamentale Fehler bei unserer ersten Hülfsleistung besteht darin, daß die Hülfe, die da sein sollte, erst ankommen muß und sich daher nicht den Bedürfnissen des Gefechtes, wie es noth thäte, anschmiegen kann. Verfolgen wir den natürlichen Lauf der Dinge. Der Leichtverwundete geht allein hinter die Front zurück und auf dem Wege weiter, den er gekommen, erregt nicht ein äußerlich sichtbarer Verbandplatz seine Aufmerksamkeit. Für die Schwerverwundeten langen aber die Hülfskrankenträger, je 4 für einen geschlossenen Truppenkörper, 140 für das ganze Armeekorps, auch für das erste Bedürfniß nicht zu und es wird nöthig sein, die 120 Krankenträger, die auch wie es heißt in Zukunft dem leichten Feldlazareth attachirt bleiben sollen (also 360 für das ganze Korps) lieber gleichmäßig an die Truppen zu vertheilen, jedem Truppenkörper demnach einen Zug Krankenträger mit Bahren zu attachiren. Jeder Truppentheil sollte nun möglichst nahe hinter sich seinen Verbandplatz haben; desto besser, wenn die Verbandplätze mehrerer Bataillone, ja mehrerer Regimenter sich vereinigen können, desto wirksamer dann die ärztliche Hülfe, die daselbst geleistet werden kann, aber grundsätzlich sollte jeder Truppenkörper, der selbständig, also auch detachirt auftreten kann, mit einer Ambulanz, d. h. einer temporären Spitaleinrichtung, versehen sein. Dazu gehört aber mehr als 1 Arzt und 1 Medizinkarren, das Minimum müßten die etatsmäßigen 2 Aerzte

pro Bataillon, 1 Stabs- und 1 Assistenzarzt sein, je mehr Assistenz aber an dieser Stelle, desto segensreicher wird diese primäre Hülfe ausfallen. Hier gilt es, die Erschöpften zu erfrischen, Blutungen zu stillen, leicht erreichbare Geschosse auszuziehen, die Wunde zu regularisiren, die Verwundeten zu sammeln für den Transport und sie richtig dafür zu lagern. An dieser Stelle nämlich müßten ein paar Krankenwagen zum mindesten, von vornherein zur Disposition stehen, denn nur als Sammlungs- und Transportsstation hat der Verbandplatz einen höheren Werth und festen Halt in sich; dadurch allein würde es auch möglich werden, daß die Krankenträger nach Abgabe ihrer Verwundeten rasch wieder mit ihren Tragbahren in's Feuer zurückkehren und Anderen Beistand leisten können, während sie jetzt ohne festes, d. h. nahes Ziel oft in der Irre umherwandern mußten. Es ist leicht ersichtlich, daß bei der speziellen Kenntniß, die hier der leitende Arzt von allen bei dem Verbandplatz betheiligten Persönlichkeiten haben würde, ein regelmäßiger Dienst verhältnißmäßig leicht organisirt werden könnte. Indeß suchen die zugführenden Trainunteroffiziere rückwärts die Verbindung mit dem Feldlazareth, ist sie hergestellt, so kann die regelmäßige Evakuirung erfolgen; kommt es zum Rückzuge, so werden auf den Wagen so viel als möglich Blessirte zurückbefördert, geht's vorwärts, so folgen die Wagen so rasch sie nur können, während die Verwundeten unter ärztlicher Aufsicht zurückbleiben. Steht nun dieser ganze ärztliche Dienst bei der Division von der einfachen Bataillonsambulanz bis zum Feldlazareth unter der einheitlichen Leitung ein Chefarztes, so kann Ueberfluß und Mangel ausgeglichen, die bestmöglichste Ordnung hergestellt werden und es dürfte nicht mehr vorkommen, was am 4. Juli, also am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz geschah, daß die Truppenärzte, die auf dem Schlachtfelde lagerten, wohl 300 an der Zahl, amtlich für die Verwundeten in keiner Weise in Anspruch genommen wurden. Es existirt bei Manchen eine intensive Abneigung gegen jede Art von Fahrzeugen bei der Truppe, welche mit einer Vorliebe für Eleganz und parademäßige Haltung Hand in Hand zu gehen pflegt, diese kann dem Interesse unserer Verwundeten gegenüber selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Sollte man aber auch diese leichten gutbespannten Ambulanzwagen als Hindernisse eines etwaigen Rückzuges ansehen — obschon man den schwerfälligen Patronenwagen immer mitschleppt — so bedenke man, daß für den Rückzug überhaupt nur die Wahl bleibt, unsere Schwerverwundeten mit uns zu nehmen oder sie dem Feinde zu überlassen, und daß für den schlimmsten Fall die Genfer Konvention Bestimmungen enthält, welche diesen Ambulanzwagen besonders zu Statten

kommen dürften, worauf wir bei Besprechung derselben noch zurückkommen müssen.

Die französischen Sanitätseinrichtungen, deren Komplex durchaus nicht besonders musterhaft ist, gehen doch immer von dem richtigen Grundsatz aus, daß jede Truppenmenge, so klein sie auch ist, mit allen Hülfsmitteln zu einer temporären Spitalseinrichtung (auch ein Zelt erhält jede) versehen sein muß. In französischer Art wird nur der Gedanke schematisch durchgeführt, die Ambulanzen des Regiments sollen die unaufschiebbaren Akte, die der Division die großen Operationen, die des Armeekorps das zu viel der Divisionen und sehr schwere Fälle, die des Hauptquartiers als höhere Instanz endlich die Revision des Ganzen übernehmen, ein Schema, das für den kleinen algierschen Krieg, aber nicht für die großartigen und rapiden Kriegszüge unseres Kontinents passen kann. Bei der ersten großen Probe haben denn auch 1859 diese Einrichtungen keine Lorbeern eingeerndtet, hat doch sogar die allmächtige Intendanz, die dort Alles leitet, nicht allein die Hauptfeldlazarethe zu Hause gelassen, sondern auch die Instrumente zur Resektion vergessen, eine Vergeßlichkeit, welche dann Hunderte von Verwundeten durch Verkrüppelung zu büßen hatten; daß unter solchen Umständen, trotz der Nähe der großen Städte, der freiwilligen Beihülfe von 280 italienischen Aerzten und der lebendigsten Sympathien des ganzen Landes, die Zustände schaudervoll waren, kann nicht überraschen, Henri Dunant hat ihnen in seinem un souvenir de Solferino ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Die österreichischen Anordnungen über die Stellung der Truppenärzte im Gefechte scheinen halb und halb den unsrigen zum Muster gedient zu haben. Dort heißt es: „die Feldärzte der mobilen Truppenkörper verbleiben so lange bei denselben, bis diese zum Gefechte kommen. Beim Beginn des Gefechtes begeben sich sämmtliche Aerzte auf die ihnen von vornherein vom Korpschefarzt bezeichneten Standpunkte. Während des Gefechtes bleibt also kein Arzt bei seiner Truppe, sondern das ärztliche Wirken wird auf dem Hülfs- und Verbandplatz konzentrirt und die Vertheilung der Kräfte entsprechend geregelt. Durch diese Konzentrirung der ärztlichen Arbeit wird ein großer Vortheil für Aerzte und Verwundete erreicht und außerdem verhütet, daß einzelne Aerzte nicht beschäftigungslos hinter ihren Abtheilungen herumstehen. Bleiben die Truppenärzte bei ihren Abtheilungen, wie dies noch bei einigen Armeen der Fall ist, so fällt die nothwendige Konzentration weg; einzelne Aerzte schwach unterstützt haben alle, andere gar keine Arbeit." — Diese letztere Kritik ist nur zu wahr, man kann nur noch hinzufügen, daß unsere Arbeit dann fast lediglich die des Lazarethgehülfen ist. Es ist uns unbekannt, wie sich diese Maßregeln

im letzten Kriege bewährt haben, manche Fehler der unsrigen kleben ihnen jedenfalls nicht an. Doch die Hauptsache ist, diese ganze Einrichtung paßt sehr gut zur österreichischen Taktik, für den stationären, für den Defensivkampf, aber eben deshalb wenig für die preußische Taktik, die von jeher im muthigen Vorwärtsstürmen ihre Siege zu erringen suchte, und als oberster Grundsatz muß für jede Armee aufgestellt werden, daß mit ihrer durch Naturell und Geschichte bedingten Taktik ihre Sanität wie ihre Intendantur sich möglichst in Harmonie erhalten muß.

Die Amerikaner haben in ihrem vierjährigen, erfahrungsreichen großen Kriege nach mannichfachen Experimenten und Mißgriffen, frisch und erfindungsreich, wie sie sind und durch Routine unbeirrt, ein in vielen Beziehungen musterhaftes Sanitätswesen hergestellt. Sie sind zuletzt dabei stehen geblieben, jedem Bataillon 1 vierrädrigen und 4 zweirädrige Ambulanzwagen nebst einem zweirädrigen Transportwagen beizugeben; ja wo Kompagnien, Batterien, Schwadronen dauernd allein auftraten, erhielten auch sie einen zweirädrigen Ambulanz- und einen gleichen Transportwagen. Die Erfahrung eines großen und sehr wechselvollen Krieges, wie er in der Neuzeit sonst nirgends stattgefunden, hat grade diese Einrichtungen hervorgebracht.

In den erheblich zu verstärkenden Feldlazarethen, je eins pro Division, werden nun die eigentlichen Operationen ausgeführt; hier ist der Ort, wo die berühmten Chirurgen, die der Armee folgen, ihre segensreiche Thätigkeit am besten entfalten können. — Von dem Ausgange der Schlacht hängt nun das Weitere ab; beim Rückzuge werden so viel als möglich Verwundete zurückgeführt, bei Behauptung des Schlachtfeldes kommt es zur Bildung von stationären lokalen Lazarethen und Krankendepots. Wie sehr man auch bemüht sein mag, die Verwundeten so weit als möglich aus dem Lazarethbezirk des Schlachtfeldes zu evakuiren, immer bleiben noch sehr viele zurück, die ohne großen Schaden nicht transportabel sind. Da das leichte Feldlazareth der Armee folgen muß, so muß nun die weitere Uebergabe der Verwundeten von Arzt zu Arzt vor sich gehen; auf die leichten Feldlazarethe kommen die schweren, aber auch diese sind noch Feldlazarethe, d. h. auch diese sollen ihrer Bestimmung zufolge der Armee nacheilen. Da aber andere wirkliche Spitalsärzte nicht zu erwarten waren, so blieb nichts anderes übrig, als einzelne Sektionen der schweren Feldlazarethe zur Leitung der Spitäler zurückzulassen. Diese Zwitterstellung der schweren Feldlazarethe zwischen Feldlazarethen und Spitälern hat viele Uebelstände mit sich geführt. Nach der Schlacht bei Königgrätz wurde in Maslowed am 4.—5. Juli von 3 schweren Feld-

lazarethen mit 42 Aerzten ein Lazareth von 1000 Verwundeten etablirt, deren Zahl bis zum 7. Juli durch Evakuirung und Tod auf 600 sank; da kam der Befehl zum Aufbruch der Feldlazarethe, und nun wurde für diese 600 Verwundeten nur eine Sektion eines Feldlazareths zurückgelassen, d. h. im Ganzen 4 Aerzte, die mit ihren 3 Revieraufsehern, 3 Lazarethgehülfen und 6 Krankenträgern den Dienst bei diesen 600 Schwerverwundeten zu versehen hatten. Wohl sind die Sektionen eines Lazareths für eine kurze Detachirung selbständig genug, aber durchaus nicht dazu eingerichtet, allein ein so großes Spital zu besorgen. Es fehlten ihnen Instrumente, beispielsweise hatten sie nur ein Katheter — ein Katheter für diese zahlreichen Rückenmarksverletzten! — und was noch ungünstiger war, es war ihnen kein preußisches Lazarethdepot angewiesen, an das sie den Anspruch zur Kompletirung ihrer Bedürfnisse hätten stellen können. Sie waren aus dem alten Verbande ausgeschieden, dem sie der ganzen Organisation nach zugehörten, ohne in einen neuen einzutreten und ohne ein Verwaltungspersonal — der Lazarethinspektor war natürlich mit dem Lazareth mitgegangen, und ohne irgend welche offizielle Verpflegung. Mit ihrer ganzen Existenz und der ihrer Verwundeten waren sie demnach auf Privatspenden angewiesen, welche ihnen durch die Vermittlung der Johanniter wohl reichlich zuströmten, aber unregelmäßig, wie dies in der Natur derartiger Hülfe nun unabänderlich liegt; bald hatten sie Ueberfluß, sogar Luxus, Wein in Fülle, dann am 21. Juli — heißt es, in einem mir vorliegenden Tagebuch, hatten wir wieder Noth an Viktualien und Verbandmitteln. Da ihre Briefe an das Lazareth gingen, mit dem sie in gar keiner Kommunikation mehr standen, so empfingen diese Aerzte 4 Wochen lang keinen Brief aus der Heimath, 7 Wochen hindurch bis zum 22. August bekamen sie keinen Sold, haben also mit all ihren Verwundeten ausschließlich die ganze Zeit hindurch von der Wohlthätigkeit des Vaterlandes gelebt. Wenn, Dank den unaufhörlichen Sendungen der Comités, schließlich die Verwundeten auf Matratzen lagen und das Gesammtkurresultat des Lazareths ein selten günstiges wurde, so ändert dies gar nichts an dem Gesammturtheil, daß in diesem wie in zahlreichen andern Fällen die Organisation unserer schweren Feldlazarethe sich mehr als Hemmniß denn als Beförderungsmittel unserer Sanitätspflege erwiesen hat.

Offenbar wird es zweckmäßiger sein, jede Spital-Sektion (1 Stabsarzt mit 3 Assistenzärzten) von Anfang an so auszurüsten, daß sie zur selbständigen und alleinigen Uebernahme eines Spitals auch gehörig befähigt ist, größere Lazarethverbände aber erst nach eingetretenem Bedürfniß durch die Vereinigung mehrerer Sektionen herzustellen. Nach einer

Schlacht wie der von Skalitz z. B. würden in den verschiedenen Ortschaften mehrere Spitalssektionen aus den Händen des Feldlazareths die Verwundeten übernehmen, demnach eine Anzahl kleiner Lazarethe zunächst gebildet werden; all' diese werden nun zu dem Lazarethbezirk Skalitz vereinigt und der obersten Leitung eines Arztes — am besten gewiß eines Chirurgen als Generalarzt — übergeben, der die ärztliche wie die administrative Oberaufsicht über den ganzen Lazarethbezirk erhält und dazu einen Lazarethinspektor und die andern Verwaltungsorgane zu seiner Verfügung bekommt. Aus den 11 Lazarethen von der Schlacht bei Königgrätz hätten mehrere Bezirke formirt werden müssen, deren Dirigenten in Kenntniß der Depots für Instrumente und Utensilien gesetzt sein müßten, um eintretendem Bedürfniß abhelfen zu können; je größere Ansprüche sie an die ihnen untergeordneten Spitäler gemacht hätten, und je mehr sie den Ehrgeiz gehabt hätten, zwar nicht Musterspitäler zu schaffen, aber das Beste herzustellen, was die Lage der Dinge zuließ, desto besser für die Verwundeten. *Selbständigkeit der elementaren Spitalsformation*, wenn es noth thut, *Verbindung derselben zu einer größeren Einheit*, *ununterbrochene Fühlung mit den nachgeschobenen Depots*, soweit im Kriege nur irgend möglich, dies sind die *Gesichtspunkte*, welche die dringendste Berücksichtigung erheischen.

Unsere Lazarethe wurden zum Theil *durch die Liebesgaben erhalten*, wie schon erwähnt, fast alle aber durch sie in hohem Grade in ihrem Wirken unterstützt. Es ist gegenwärtig wohl noch nicht möglich die ganze freiwillige Leistung unseres Volkes in diesem Kriege in ihrer vollen Größe darzulegen, wohl aber drängt es, auszusprechen, mit welcher innigen Dankbarkeit diese Gaben von der Armee empfangen, mit welcher Genugthuung sie vom Höchsten bis zum Geringsten aufgenommen worden sind. Erhält sie der Soldat mitten in Entbehrungen und Strapazen im fernen feindlichen Lande, da ist es nicht blos der Werth der Gabe, der ihm Freude macht, es ist der *Zusammenhang mit der Heimath*, *der ihm lebendig wieder vor die Augen tritt*, mit der Heimath, die ihn lieb hat, wie er sie liebt. Wer es gesehen und empfunden, wie durch die ununterbrochenen Gefahren das Gefühl für das Leben abgestumpft wird und die zarteren Empfindungen des Herzens ganz in den Hintergrund treten, der wird diesen heimathlichen Gaben eine hohe moralische Bedeutung nicht absprechen. Wir hatten keine amerikanische Sanitätskommission, aber — einer solchen mit so weit umfassenden Aufgaben bedürfen wir auch nicht. Gewiß ist es l'oeuvre d'un grand peuple zu nennen, wenn das amerikanische Centralcomité mit 32,000 Hülfscomités 214 Hospitäler mit 133,800 Betten gründet, wenn es für das Jahr

1864 allein ein Jahresbudget von 10 Millionen Thalern aufzuweisen hat, wenn es die Armee ununterbrochen mit nothwendigen wie mit nützlichen Gegenständen versieht (in den drei letzten Monaten von 1863 beispielsweise mit 1030 Tonnen frischen Proviants 700,000 Francs an Werth, in den drei Wochen vom 25. Mai bis 15. Juni 1864 mit 40 verschiedenen Gegenständen, unter ihnen 36,335 Paar Strümpfen, 396,305 Briefcouverts, bis zu 1310 Faß Pickles), wenn es Sanitätsinspektoren zu den Truppen und in die Lazarethe schickte, welche einen Bericht nach 200 Fragen abzufassen hatten, und wenn es alle diese Aufgaben durch freiwillige Kräfte mit nur 200 Beamten löste, und endlich — wenn es in einem für freiwillige Krankenpflege noch nie dagewesenen Grade sich auf das Wirksamste auch am Dienste auf dem Schlachtfelde betheiligte. Aber diese That war die großartige — aber auch nothwendige Selbsthülfe eines Landes ohne stehendes Heer und ohne allgemeine Dienstpflicht; 170 Aerzte zählte nur die reguläre Armee, dazu traten 362 freiwillige Hülfs- und Stabsärzte, 3000 Regiments- und Hülfsärzte der freiwilligen Regimenter und 2500 in Kontrakt stehende. Und von welcher Qualität scheinen anfangs diese Aerzte gewesen zu sein! die Sanitätskommissäre, von der Konskription befreite, einflußreiche Männer, Aerzte und Geistliche sollten mit den Regimentsärzten in Verbindung treten, um denselben, wie es naiv genug heißt, „ein richtiges Verständniß von der Wichtigkeit ihrer Funktionen beizubringen," sie veranlaßten auch zweckmäßige Aushebungs-Instruktionen, „da bei der oberflächlichen Untersuchung der Tausende von Freiwilligen durch nicht hinlänglich erfahrene Chirurgen eine Menge von Individuen in die Armee eingereiht würden, die bald die Hospitäler füllten." Die Ergänzung der Armee, die Hygiene und Diätetik, wie es scheint fast die ganze Hospitalpflege und zum guten Theil der Hülfsdienst auf dem Schlachtfeld selbst wurde von der Sanitätskommission administrirt, so daß der Omnipotenz derselben gegenüber nur zweifelhaft bleiben kann, was die offiziellen Sanitätsbehörden geleistet haben, von der ärztlichen Behandlung der Truppen abgesehen. „Doch offiziell oder nicht offiziell, wenn sich die Armee nur dabei wohl befindet," unzweifelhaft wahr, wenn nur nicht eine schlimme Schattenseite den freiwilligen Organisationen ankleben möchte. Am 12. April 1861 begann der Bürgerkrieg in Amerika, das Autorisationsdekret der Sanitätskommission „für Nachforschung und Rathertheilung im Interesse der Gesundheitspflege bei den Truppen der vereinigten Staaten" ist von Lincoln aber erst am 15. Juni ertheilt mit dem ausdrücklichen Vorbehalt nur auf so lange, als das Kriegsministerium nicht anderweitig verfügt, „wofern sie es nicht für angezeigt erachtet, sich selbst früher aufzulösen." Bis zu ihrer Be-

stätigung nur dauerte es also länger, als der Krieg von 1866 überhaupt gedauert hat, wie viel Zeit, wie Viele Mißgriffe und wie viel Erfahrung mag es demnach gekostet haben, bis sie zu einer größeren segensreichen Wirksamkeit gelangt ist. Vieles, sehr vieles von kleinen Einrichtungen bei den Truppen an bis zum Bau großer Pavillonhospitäler haben wir von ihnen zu lernen, aber jeder kontinentale Staat muß für das Nothwendige in der Sanitätspflege mit seinen Mitteln und seinen Institutionen sorgen, während er für das Nützliche und Wünschenswerthe mit innigstem Danke die Privathülfe in Anspruch nehmen kann. Die barmherzigen Schwestern aus Köln oder Münster wie die Diakonissinnen aus Berlin und Kaiserswerth, der Kapuzinermönch aus dem rheinischen Kloster wie die Brüder aus dem rauhen Hause in Hamburg, sie alle, alle waren bei uns gern gesehen, die den Dienst am Lager der Verwundeten und Kranken treulich mit uns theilten. Besonders herzerwärmend aber wirkt es, wenn nicht Gelübde den Menschen an's Schmerzenslager ziehen, sondern humane Pflichttreue allein und jugendliche Begeisterung; mit Freuden erinnere ich mich, wie nach dem Gefechte von Tobitschau auf dem Marktplatz in Proßnitz ein dem Breslauer Studentenkorps angehöriger ganz junger Mann auf mich losgestürzt kam: „ich möchte ihm doch Gelegenheit schaffen, wo er nützen könne, bat er, er wäre ja zu Allem, zu jeder Dienstleistung bereit, die man von ihm fordern wolle, nur Thätigkeit, Thätigkeit suche er;" „aber nicht hier in diesem Choleranest, mußte ich ihm erwidern, da wäre es Schade um Sie, das fünfte Armeekorps ist nach Ungarisch-Hradisch aufgebrochen, vielleicht daß ihm ein Transport nachfolgt, dem Sie sich anschließen können." Nicht minder anerkennend muß aber auch der zahlreichen Geistlichen Erwähnung geschehen, die bei Verwundeten wie bei Cholerakranken mit unermüdlichem Eifer ihre Pflicht erfüllten, und den letzten Trost denen brachten, denen menschliche Hülfe nicht mehr zu bringen war. — —

Der Krieg von 1866 hat eine besondere Bedeutung in der Geschichte des Völkerrechtes dadurch, daß er der erste große Krieg seit der am 22. Juni 1865 abgeschlossenen internationalen Genfer Konvention über die Neutralität des Sanitätsdienstes gewesen ist. Oesterreich war ihr nicht beigetreten, sei es wegen der Mitunterschrift Italiens oder der Pedanterie der österreichischen Büreaukratie oder auch wegen der Siegeszuversicht der kaiserlichen Hofburg. Auf die preußischer Seits am 23. Juni ergangene Notifikation, in Erwartung der Reciprocität würde diesseits nach den Bestimmungen der Konvention verfahren werden, erfolgte die Antwort des k. k. Oberkommandos am 27. Juni: „daß die Armee Sr. k. k. apost. Majestät ganz selbstverständlich jede mögliche Humanitätsrück-

ſicht bei jeder Gelegenheit beobachten und walten laſſen werde." Da ſich dieſe Gelegenheit ſchon am Tage darauf am 28. Juni fand, ſo iſt es von Intereſſe zu beobachten, was man in der Armee Sr. k. k. apoſt. Majeſtät unter „jeder möglichen Humanitätsrückſicht" verſteht. Nach dem Gefecht von Oswiecim war auf Befehl ſeines Regimentskommandeurs ein preußiſcher Arzt in dem Dorfe Plawy zurückgeblieben, um den dort liegenden verwundeten Oeſterreichern den erſten ärztlichen Beiſtand zu leiſten. Von den galiziſchen Bauern daſelbſt gefangen genommen, wurde er trotz ſofortiger Reklamation ſeines Regimentskommandeurs „als Spion" nach Krakau transportirt, dort auf die Citadelle geſetzt, von da am 4. Juli über Kaſchau, Eperies und Peſth nach Wien transportirt, wo er am 10. ankam, um am 12. nach Linz weiter gebracht zu werden; hier wurde er ſchließlich als unſchuldig der Spionage erkannt und dafür nach der Feſtung Karlſtadt in Kroatien dirigirt, wo er bis Ende Auguſt blieb, dann nach den Kaſematten von Olmütz kam, um im September endlich — nach einer Tour von 300 Meilen in Summa in Oderberg ausgeliefert zu werden. Oeſterreich iſt am 21. Juli 1866 der Genfer Konvention beigetreten, alſo bis dahin wäre dieſe Behandlung als „öſterreichiſche Humanitätsrückſicht," von da ab als öſterreichiſche internationale Vertragstreue zu betrachten. —

Da die öſterreichiſchen Aerzte unwillkürlich nach dem Maßſtabe der Humanitätsrückſichten, deſſen man ſich bei ihrer Regierung zu verſehen hatte, auch die von anderen Regierungen zu erwartenden beurtheilten, ſo iſt es wohl erklärlich, aber tief zu beklagen, daß einzelne von ihren Verwundeten flohen, ohne die Operationen zu vollenden, welche ſie begonnen hatten, ja daß ſie einen ganzen, mitten im Walde an entlegener Stelle gelegenen Verbandplatz mit 400 Verwundeten verließen, der erſt am vierten Tage nach der Schlacht entdeckt wurde, nachdem viele von dieſen Unglücklichen geſtorben waren, theils an Folgen ihrer Wunden, theils durch Entbehrung jedweder Nahrung. — —

All' dem gegenüber meldete die Wiener mediziniſche Preſſe ſelbſt: „In der Schlacht von Königgrätz wurde ein Verbandplatz des öſterreichiſchen 10. Armeekorps von den vorrückenden Preußen beſetzt, die Bedeckung und das ärztliche Perſonal flüchtete, nur ein Oberarzt verließ die Verwundeten nicht und fuhr fort zu verbinden. Ein preußiſcher Stabsoffizier forderte ihm ſeinen Säbel ab und ermunterte ihn ſeiner Pflicht weiter nachzukommen. Als der Arzt nach einigen Stunden fertig war, ſtellte ihm der Offizier ſein Pferd und ſeinen Säbel zurück, händigte ihm ein ſehr ehrenvolles Zeugniß ein und einen Paß, um durch die Vorpoſten zu ſeinem Korps zurückzukehren. Ueberdies wurde ihm freigeſtellt, einige von den Verwundeten mitzunehmen, ein Anerbieten, das er nicht annehmen

stätigung nur dauerte es also länger, als der Krieg von 1866 überhaupt gedauert hat, wie viel Zeit, wie Viele Mißgriffe und wie viel Erfahrung mag es demnach gekostet haben, bis sie zu einer größeren segensreichen Wirksamkeit gelangt ist. Vieles, sehr vieles von kleinen Einrichtungen bei den Truppen an bis zum Bau großer Pavillonhospitäler haben wir von ihnen zu lernen, aber jeder kontinentale Staat muß für das Nothwendige in der Sanitätspflege mit seinen Mitteln und seinen Institutionen sorgen, während er für das Nützliche und Wünschenswerthe mit innigstem Danke die Privathülfe in Anspruch nehmen kann. Die barmherzigen Schwestern aus Köln oder Münster wie die Diakonissinnen aus Berlin und Kaiserswerth, der Kapuzinermönch aus dem rheinischen Kloster wie die Brüder aus dem rauhen Hause in Hamburg, sie alle, alle waren bei uns gern gesehen, die den Dienst am Lager der Verwundeten und Kranken treulich mit uns theilten. Besonders herzerwärmend aber wirkt es, wenn nicht Gelübde den Menschen an's Schmerzenslager ziehen, sondern humane Pflichttreue allein und jugendliche Begeisterung; mit Freuden erinnere ich mich, wie nach dem Gefechte von Tobitschau auf dem Marktplatz in Proßnitz ein dem Breslauer Studentenkorps angehöriger ganz junger Mann auf mich losgestürzt kam: „ich möchte ihm doch Gelegenheit schaffen, wo er nützen könne, bat er, er wäre ja zu Allem, zu jeder Dienstleistung bereit, die man von ihm fordern wolle, nur Thätigkeit, Thätigkeit suche er;" „aber nicht hier in diesem Choleranefte, mußte ich ihm erwidern, da wäre es Schade um Sie, das fünfte Armeekorps ist nach Ungarisch-Hradisch aufgebrochen, vielleicht daß ihm ein Transport nachfolgt, dem Sie sich anschließen können." Nicht minder anerkennend muß aber auch der zahlreichen Geistlichen Erwähnung geschehen, die bei Verwundeten wie bei Cholerakranken mit unermüdlichem Eifer ihre Pflicht erfüllten, und den letzten Trost denen brachten, denen menschliche Hülfe nicht mehr zu bringen war. — —

Der Krieg von 1866 hat eine besondere Bedeutung in der Geschichte des Völkerrechtes dadurch, daß er der erste große Krieg seit der am 22. Juni 1865 abgeschlossenen internationalen Genfer Konvention über die Neutralität des Sanitätsdienstes gewesen ist. Oesterreich war ihr nicht beigetreten, sei es wegen der Mitunterschrift Italiens oder der Pedanterie der österreichischen Büreaukratie oder auch wegen der Siegeszuversicht der kaiserlichen Hofburg. Auf die preußischer Seits am 23. Juni ergangene Notifikation, in Erwartung der Reciprocität würde diesseits nach den Bestimmungen der Konvention verfahren werden, erfolgte die Antwort des k. k. Oberkommandos am 27. Juni: „daß die Armee Sr. k. k. apost. Majestät ganz selbstverständlich jede mögliche Humanitätsrück-

ſicht bei jeder Gelegenheit beobachten und walten laſſen werde." Da ſich dieſe Gelegenheit ſchon am Tage darauf am 28. Juni fand, ſo iſt es von Intereſſe zu beobachten, was man in der Armee Sr. k. k. apoſt. Majeſtät unter „jeder möglichen Humanitätsrückſicht" verſteht. Nach dem Gefecht von Oswiecim war auf Befehl ſeines Regimentskommandeurs ein preußiſcher Arzt in dem Dorfe Plawy zurückgeblieben, um den dort liegenden verwundeten Oeſterreichern den erſten ärztlichen Beiſtand zu leiſten. Von den galiziſchen Bauern daſelbſt gefangen genommen, wurde er trotz ſofortiger Reklamation ſeines Regimentskommandeurs „als Spion" nach Krakau transportirt, dort auf die Citadelle geſetzt, von da am 4. Juli über Kaſchau, Eperies und Peſth nach Wien transportirt, wo er am 10. ankam, um am 12. nach Linz weiter gebracht zu werden; hier wurde er ſchließlich als unſchuldig der Spionage erkannt und dafür nach der Feſtung Karlſtadt in Kroatien dirigirt, wo er bis Ende Auguſt blieb, dann nach den Kaſematten von Olmütz kam, um im September endlich — nach einer Tour von 300 Meilen in Summa in Oderberg ausgeliefert zu werden. Oeſterreich iſt am 21. Juli 1866 der Genfer Konvention beigetreten, alſo bis dahin wäre dieſe Behandlung als „öſterreichiſche Humanitätsrückſicht," von da ab als öſterreichiſche internationale Vertragstreue zu betrachten. —

Da die öſterreichiſchen Aerzte unwillkürlich nach dem Maßſtabe der Humanitätsrückſichten, deſſen man ſich bei ihrer Regierung zu verſehen hatte, auch die von anderen Regierungen zu erwartenden beurtheilten, ſo iſt es wohl erklärlich, aber tief zu beklagen, daß einzelne von ihren Verwundeten flohen, ohne die Operationen zu vollenden, welche ſie begonnen hatten, ja daß ſie einen ganzen, mitten im Walde an entlegener Stelle gelegenen Verbandplatz mit 400 Verwundeten verließen, der erſt am vierten Tage nach der Schlacht entdeckt wurde, nachdem viele von dieſen Unglücklichen geſtorben waren, theils an Folgen ihrer Wunden, theils durch Entbehrung jedweder Nahrung. — —

All' dem gegenüber meldete die Wiener mediziniſche Preſſe ſelbſt: „In der Schlacht von Königgrätz wurde ein Verbandplatz des öſterreichiſchen 10. Armeekorps von den vorrückenden Preußen beſetzt, die Bedeckung und das ärztliche Perſonal flüchtete, nur ein Oberarzt verließ die Verwundeten nicht und fuhr fort zu verbinden. Ein preußiſcher Stabsoffizier forderte ihm ſeinen Säbel ab und ermunterte ihn ſeiner Pflicht weiter nachzukommen. Als der Arzt nach einigen Stunden fertig war, ſtellte ihm der Offizier ſein Pferd und ſeinen Säbel zurück, händigte ihm ein ſehr ehrenvolles Zeugniß ein und einen Paß, um durch die Vorpoſten zu ſeinem Korps zurückzukehren. Ueberdies wurde ihm freigeſtellt, einige von den Verwundeten mitzunehmen, ein Anerbieten, das er nicht annehmen

konnte, weil der Weg, den er zurückzulegen hatte, für Verwundete zu lang war.

Konnte im Kriege von 1866 die Genfer Konvention im Allgemeinen nur sehr unvollkommen zur Geltung gelangen, so hat doch schon die erste Erfahrung und Beobachtung des großen Krieges die Lückenhaftigkeit vieler ihrer Bestimmungen an den Tag gelegt. An eine internationale Konvention, welche zu Kriegszeiten ihre Wirksamkeit entfalten soll, muß der Anspruch auf Klarheit der Ideen wie auf Bestimmtheit des Ausdrucks noch in höherem Grade, als bei jedem anderen Vertrage gestellt werden. In Kriegszeiten werden die Leidenschaften rege, Eifer gilt als Patriotismus, da führt denn jede Zweideutigkeit leicht zu Kontroversen, Anklage nur zu Gegenanklagen, Verletzung des einen Paragraphen aus Revanche zur Verletzung des anderen, und die Konvention ist zu Nichte. „Die Einzelheiten der Ausführung, heißt es im Art. 8, sollen von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen nach den Anweisungen ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in dieser Konvention ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze angeordnet werden." Von diesen Einzelheiten der Ausführung hängt aber der rasche Vollzug d. h. der praktische Werth ab; „von den Oberbefehlshabern" doch wohl gemeinschaftlich und gleichlautend, sonst findet ja keine Gegenseitigkeit statt; zu welcher Zeit? Vor dem Kriege, wann ist das, oder gar erst bei Beginn des Krieges, und wo? Doch wohl dann in beiden Hauptquartieren und in diesen Abgesandte, Unterhändler, Spione! — Gesetzt, dies hätte im Kriege von 1866 so ausgeführt werden sollen, wäre der ganze Krieg nicht früher zu Ende gewesen, bevor die Vereinbarung erfolgt, die Befehle an die Truppenkommandeurs und Aerzte ertheilt worden wären? Während die Konvention offenbar als ihren höchsten Zweck das Wohl der Verwundeten verfolgt, erscheinen die Mittel zu diesem Zweck nicht überall glücklich gewählt. Es ist zu viel versprochen und mehr als man halten kann, „daß die Landbewohner, welche Verwundete aufnehmen, mit Truppeneinquartirung, sowie mit einem Theil der etwa auferlegten Kriegskontribution verschont werden sollen." Da nach einer großen Schlacht in den umliegenden Dörfern und kleinen Städten Verwundete in den meisten Häusern liegen, so müßten die Gesunden unter allen Witterungsverhältnissen obdachlos bleiben; man wird also nicht Wort halten können, Mißtrauen erzeugen und Reklamationen hervorrufen, richtiger wird es daher sein, von vornherein einen Schwerverwundeten für 5 Mann Einquartirung anzusehen, die Bewohner erhalten dadurch eine Art von sicherem Anspruch, die Möglichkeit der Kontrolle und fassen Vertrauen. Das ungleich Wichtigste aber ist die Bestimmung über die Neutralität des Heil-

perſonals. Im letzten Kriege waren 15,000 feindliche Verwundete in unſere Hand gerathen, während wir mit der Beſorgung unſerer eigenen Verwundeten nach dem blutigen 7tägigen Kampfe vollauf beſchäftigt waren. Eine erhebliche Anzahl öſterreichiſcher Aerzte wurde mit den Verwundeten gefangen, doch ſie verweigerten zum Theil den Krankendienſt bei ihren eigenen Kranken zu übernehmen, „weil ſie nach der Genfer Konvention als neutrale Perſonen ſofort entlaſſen werden müßten.“ Es heißt in der Konvention (Art. 3): „Die Sanitätsperſonen können ſelbſt nach der feindlichen Beſitznahme fortfahren, in den von ihnen bedienten leichten und Hauptfeldlazarethen ihrem Amte obzuliegen oder ſich zurückzuziehen, um ſich den Truppen anzuſchließen, zu denen ſie gehören.“ Sieht man auf den Zweck der Konvention, „die Linderung des Looſes der im Felddienſt verwundeten Soldaten,“ ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß die Aerzte ihre Verwundeten nicht früher verlaſſen ſollten, bis ſie dieſelben gut verſorgt wiſſen und in ausreichender ärztlicher Behandlung ſehen; berückſichtigt man aber den Wortlaut allein, ſo giebt er den gefangenen Aerzten allerdings das Recht, nach Beendigung der erſten Hülfsleiſtungen vor einem zufällig anlangenden preußiſchen Arzte ihr Kompliment zu machen und um ſicheres Geleit zu ihren Vorpoſten zu bitten, ihre Tauſende von Verwundeten aber unſerer Pflege zu überlaſſen. In einem beſonders unglücklichen Kriege, in welchem der eine Theil immer heftige Niederlagen erleidet, könnte es ſich dann ſchließlich ereignen, daß auf der einen Seite die große Mehrzahl aller Verwundeten, ihre Aerzte aber auf der anderen Seite ſich befinden, Folge der Unklarheit des Ausdrucks: „Neutralität der Aerzte.“ Der völkerrechtliche Begriff der Neutralität iſt: „Fortbeſtand aller Rechte des Friedens mit Parteiloſigkeit und ohne Feindſeligkeit gegen die Kriegführenden“ und zu den Bedingungen jeder Neutralität gehört: „die Unterlaſſung jeder Begünſtigung eines kriegführenden Theils und die Nichtgeſtattung von Befugniſſen, wodurch das Angriffs- oder Vertheidigungsſyſtem verſtärkt werden würde;“ dies gilt für die Neutralität der Staaten wie für die einzelner Perſonen. Neutralität des Heilperſonals heißt daher zunächſt Fortbeſtand aller ſeiner Rechte mit Parteiloſigkeit unter Feinden wie unter Freunden, heißt weiter, Gleichſtellung und gleiche Behandlung des feindlichen Sanitätsperſonals mit dem unſrigen, mit einem Worte, proviſoriſche Aufnahme deſſelben in unſeren eigenen Sanitätsverband mit völlig gleichen Rechten und Pflichten. Dies liegt in dem Weſen der Neutralität, die beliebige Freiheit der Rückkehr aber an und für ſich noch nicht. Gegen eine ſolche wird hin und wieder das militäriſche Intereſſe des Feindes, viel häufiger aber das Intereſſe der

eigenen Verwundeten sprechen; diese werden oft der Hülfe ihrer Aerzte bedürfen, zu denen sie überdies, weil sie ihre eigenen Aerzte sind und in ihrer Sprache mit ihnen sprechen können, ein doppeltes Zutrauen haben. Gegen willkürliche Zurückhaltung über das Bedürfniß hinaus aber ist die Zahlung des Gehaltes und der Kompetenzen des Amtes seitens der feindlichen Armee ein sehr guter Schutz: außeretatsmäßige Zahlungen an Aerzte und an fremde Aerzte werden den Militäradministrationen wohl der meisten Länder einen solchen Schauder einflößen, daß die fremden Aerzte eher einmal zu früh, als zu spät entlassen werden dürften. — Ein guter Keim liegt in der Bestimmung des Art. 4 in Verbindung mit Art. 6: „die Verbindeplätze und Depots nebst dem sie leitenden Personal genießen einer unbedingten Neutralität," und „bei der Rückkehr bleibt das leichte Feldlazareth im Besitze seines Materials;" aus der vagen Allgemeinheit dieser Vorschriften müßte vor Allem der konkrete wichtige Schluß gezogen werden: die Krankenwagen auf den Verbindeplätzen und in den Feldlazarethen sollen mit den Verwundeten, welche sie mit sich führen, vom Feinde nicht in Besitz genommen, sondern sobald es der Gang des Gefechtes erlaubt, unter Sicherheitswache den feindlichen Vorposten zugeführt werden. Für alle Armeen ist das Interesse ein gleich großes, ihre Krankenwagen möglichst nahe dem Gefechte aufzustellen, es ist schon oben nachgewiesen, wie nur dadurch sich ein regelmäßiger Transportdienst für die Verwundeten herstellen läßt; wird nun noch durch die obige feste Bestimmung die Gefahr beseitigt, daß zahlreiche Krankenwagen einen ungünstigen Einfluß bei einem etwaigen Rückzuge ausüben können, so dürfte damit das letzte Bedenken gegen diese für die Verwundeten so segensreiche Einrichtung fallen; dann erhalten die Aerzte die bestimmte Instruktion, im Falle eines übereilten, zumal nächtlichen Rückzuges mit ihren Krankenwagen einen vor der Fluth des Rückstromes möglichst gesicherten Ort aufzusuchen, unter Neutralitätsflagge den Feind ruhig abzuwarten, um unter seinem sicheren Geleite späterhin die Rückkehr zu den eigenen Vorposten zu bewerkstelligen.

Als wir vor Olmütz lagen und noch die Möglichkeit der Verwandlung der Observation zu einer Belagerung besprochen wurde, dachte ich oft daran, wie wenig brauchbare feste Grundsätze die Genfer Konvention grade für den naturgemäß inhumansten aller Kriege, für den Belagerungskrieg, festgestellt hat. Daß bei einem stationären Kriege, in welchem auch die Gesammtverhältnisse (Truppenstärke, Verpflegung) beiderseits meist auf längere Zeit stationär zu bleiben pflegen, in welchem deren Kenntniß aber für den anderen Theil von größter Wichtigkeit ist, es nicht dem Belieben jeder gefangenen Sanitätsperson überlassen werden kann, sich zurückzuziehen,

um den eigenen Vorposten wieder zugeführt zu werden, ist selbstverständlich. Die Person des Arztes soll neutral sein, aber daß sein Herz und seine Zunge neutral werden soll, kann man unmöglich erwarten. Während diese wie andere der vorhandenen Bestimmungen zu einer aktuellen Wirksamkeit schwerlich kommen werden, hätte die besondere Eigenthümlichkeit dieses Krieges, der durch den Schutz noch erschwert werden wird, welchen die weißrothe Fahne allen Häusern geben soll, auf denen sie flaggt, auch besondere Berücksichtigung verlangt. Schon früher wurde, trotzdem die Einnahme einer Festung auch durch Hunger beabsichtigt war, dennoch aus Menschlichkeitsrücksichten die Herauslassung eines großen Theiles der Civilbevölkerung gestattet, und für das grade in einer Festung so sehr traurige Loos der Verwundeten hat die Konvention Alles, Alles von dem jedesmaligen Einverständniß beider Parteien abhängig gemacht, d. h. davon, wovon es immer abhängig war und wozu es keiner internationalen Konvention, keiner Verpflichtung jedes einzelnen Staates gegen Alle bedurfte.

Als eine „doktrinäre Illusion" wollen heut schon alte Praktiker die ganze Genfer Konvention bezeichnen. Soll die junge Theorie über die alte traurige Praxis siegen, so muß sie allerdings, den Bedürfnissen des Krieges sich anschmiegend, ausführbare, feste Maximen heiligen. Der Ausbau der Genfer Konvention ist für Preußen insbesondere eine alte Ehrenschuld, denn Friedrich der Große war es, der in einem Traktat mit Frankreich vom 7. September 1759 die Neutralität des Sanitätsdienstes im weitesten Umfange proklamirt hat. Artikel 27 dieses Traktats besagt: „Die Kranken wie die Verwundeten auf beiden Seiten sollen nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern sicher in den Hospitälern bleiben, wo es jeder der kriegführenden und Hülfsmächte verstattet sein soll, ihnen eine Schutzwache zu lassen, welche wie die Kranken mit Päss.n der Generale zurückgeschickt werden soll, je nach der größeren Bequemlichkeit und örtlichen Gelegenheit auf dem kürzesten Wege, ohne daß man sie belästigen oder verfolgen darf. Dasselbe soll gelten für die Kriegskommissare, Feldgeistliche, Aerzte, Apotheker und andere für den Krankendienst bestimmte Personen, die nicht zu Gefangenen gemacht und in gleicher Weise wieder zurückgeschickt werden sollen."

An des Genfer Bürger Henri Dunant's edles Werk, Folge seines souvenir de Solferino, knüpft sich aber auch die Hoffnung eines internationalen Kriegsrechtes überhaupt, das über das dürftige Gewohnheitsrecht hinausreicht, das man mit dem stolzen Namen Völkerrecht belegt. Wie kurze Zeit ist doch erst seit den Kongressen der Friedensfreunde dahingeschwunden, und wie viel Blut ist schon seitdem geflossen; im Ba-

terlande Elihu Burrit's selbst ist der blutigste Bürgerkrieg ausgefochten worden, dessen die Geschichte gedenkt, und weit, weit sind wir von dem Ziele, daß Republiken wie Monarchien die bewaffnete Selbsthülfe aufgeben und einen Richter auf Erden anerkennen. Vielleicht daß nach der Vollendung natürlicherer Staatenbildungen auf nationalen Grundlagen in den Völkern ein neues Bewußtsein der Solidarität erwacht! Bis dahin wird noch viel Blut fließen und darum gilt es dem Kriege — ohne ihm die Raschheit der Entscheidung zu nehmen — den Stempel eines civilisirteren Jahrhunderts aufzuprägen. Daß dies Bemühen kein vergebliches ist, zeigt die Geschichte des Krieges, welche nicht nur von der Vervollkommnung der Waffen und der Verbesserung der Taktik zu erzählen weiß, sondern zum Glück für die Menschheit auch von der Verbesserung des Kriegsbegriffes und der Beschränkung des persönlichen aktiven Kriegsstandes. So unschuldig die Waffen und die Kämpfe des Alterthums waren, um so viel schlimmer war doch der Krieg; in Wahrheit ein Vernichtungskrieg, ein bellum omnium contra omnes, war damals jeder Feind rechtlos, Niedermetzlung der waffenfähigen Männer, Verkauf von Weibern und Kindern als Sklaven, Zerstörung der Städte, ja der Tempel, war Kriegsrecht. „Der Besiegte gehört mit Allem, was er hat, den Siegern," ist die knappe Formel, in der Aristoteles das Kriegsrecht des klassischen Alterthums zusammenfaßt, und omnium maxime sua esse credebant, quae ex hostibus cepissent, war nach Gajus die ursprüngliche Anschauung der Römer, wie sie ja auch noch heut bei den arabischen Nomadenstämmen in voller Geltung ist. Kein Wunder denn, daß die Dreihundert von Thermophlä sämmtlich Familienväter waren, daß Väter und Gatten überhaupt die tapfersten Kämpfer des Alterthums gewesen; wenn aber die neuere Zeit in ihren Schlachten wahrlich keinen geringeren Heroismus aufzuweisen hat, als jene mit dem Strahlenglanz der Jahrtausende geschmückten, vielbesungenen und vielbewunderten Kämpfe, so ist dies der größte Triumph der Staatsidee über die individuellen Interessen, welche jetzt nicht mehr im Staate aufgehen. Mögen denn endlich auch die Rechte und Pflichten der Bevölkerung gegenüber der feindlichen Armee durch internationale Verträge sicher gestellt und der Krieg, der heut nur ein Zweikampf der Staaten und nicht mehr sein darf, als solcher in allen seinen Konsequenzen erfaßt werden. Dann wird er um einige Jammerscenen wieder ärmer werden, — es bleiben ihrer aber noch genug. Der Staat kämpfe gegen den Staat, eine Nation gegen die andere, Friede aber walte über Haus und Hof, wie über Heerd und Altar.

Dr. Samuel.

Die Erhebung Siciliens im Jahre 1860.*)

In keinem Lande Europas trat die Contrerevolution, welche den Volkserhebungen von 1848 und 1849 folgte, mit solcher Heftigkeit und solchem blinden, selbstmörderischen Hasse auf als in Sicilien. Das Volk war dort freilich in jenen Jahren auch bis zum Aeußersten vorgegangen; das sicilianische Parlament hatte die bourbonische Dynastie auf's Feierlichste der Krone Siciliens für verlustig erklärt, und dieselbe nach manchen Schwankungen einem Prinzen des Hauses Savoyen angetragen. Aber ehe dieser nur daran denken konnte, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten, brachen die Hoffnungen der italienischen Patrioten im Norden und Süden zusammen. Mit der Erstürmung Messinas, dessen Citadelle die Neapolitaner niemals verloren hatten, war freilich nur der Anfang der Unterwerfung Siciliens gemacht (September 1848). Aber es war doch der Anfang des Endes der sicilischen Freiheit und Unabhängigkeit. Denn wenn auch nach der Eroberung jener Stadt, in Folge der Einmischung der Westmächte, die Feindseligkeiten gegen die übrige Insel eingestellt wurden, so lähmte doch die erlittene Niederlage den Muth der weniger Standhaften; im Parlamente traten bald Zerwürfnisse hervor, die Ministerien wechselten rasch auf einander. Dazu kam, daß die gegenseitige Eifersucht der Westmächte eine kräftige Intervention des Auslandes unmöglich machte. England war freilich diplomatisch stark engagirt, und was noch mehr galt in den Augen des Volks, einzelne seiner Flottenofficiere waren den sicilianischen Insurgenten bei der Anlage der Fortificationen von Messina, wie mir Augenzeugen berichtet haben, behülflich gewesen. Doch ließ es Sicilien im Stiche. Frankreich fürchtete, ein selbständiges Sicilien möchte doch nichts Anderes als eine Beute Englands werden, und sein Präsident, der selbst einmal lüstern nach der Krone der Insel ausgeschaut hatte, blieb den Einflüsterungen König Ferdinand's II. von Neapel, welcher schon den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Drouin de Lhuys, für diese Auffassung gewonnen hatte, nicht unzugänglich.

Vermittelungsversuche zwischen Neapel und Sicilien, welche nichtsdestoweniger von den Westmächten versucht wurden, waren erfolglos. Noch fühlten sich die Sicilianer zu stark, um sich den Bourbonen auf Gnade

*) H. Reuchlin: Geschichte Italiens. Guiseppe La Farina: Storia della Rivoluzione Siciliana 1848—49. Isidoro La Lumia: La restaurazione Borbonica e la rivoluzione del 1860. Palermo 1860. Rüstow, der italienische Krieg. Bd. 2.

und Ungnade auszuliefern. Denn das wußten die Einsichtigeren wohl, daß jeder Vergleich mit diesen nichts Anderes bedeute; weil sie nie noch so feierlich gegebene Versprechungen gehalten hatten. Einmüthig war man für die Wiederaufnahme des Kriegs. Aber die neapolitanische Flotte beherrschte die See, und die sicilische Landmacht war der gegnerischen nicht nur an Zahl unterlegen, sondern kaum nothdürftig organisirt und bewaffnet. Ein fremder General führte sie. So konnte das Ende des Feldzugs, welchen General Filangieri am 29. März 1849 von Messina aus antrat, nicht zweifelhaft sein. Die Sicilianer verloren rasch hinter einander die überaus feste Stellung von Taormina und die reiche Stadt Catania. Doch hier konnten am Charfreitage (6. April) nur die neapolitanischen Schweizerregimenter die Blutarbeit vollenden. Darauf zerstreute sich das sicilische Heer. Einzelne seiner Trümmer zogen plündernd auf Palermo zu, wurden von den Nationalgarden der Städte des Inneren deshalb angegriffen und zusammengeschossen. Das Parlament, welches an der Nationalgarde der Hauptstadt schon längst keine zuverlässige Stütze mehr gehabt hatte, mußte sich jetzt auf Verhandlungen mit dem abgesetzten Könige einlassen. Das Ministerium wurde nicht nur gewechselt, sondern bald war in Palermo die Stimmung eine derartige, daß es für den Präsidenten der Unabhängigkeitsregierung, den edlen Greis Ruggiero Settimo, nur die Wahl gab, entweder mit Hülfe der Reste des regulären Heeres die Nationalgarde Palermos niederzuwerfen und sich dann im Verzweiflungskampfe auf die neapolitanische Armee zu stürzen, oder sein Amt niederzulegen und die Insel zu verlassen. Der Abscheu, welchen der Patriot gegen das Vergießen von Bürgerblut empfand, bestimmte seinen Entschluß. Er flüchtete nach Malta. Mit ihm verließen Alle die Insel, welche edler Herkunft auch zur Aristokratie der Gesinnung und des Geistes gehörten. Wer kennt nicht die Namen Lanza-Butera, Cordova, Amari, Torrearsa, Carini, Stabile, Natoli, La Farina u. A., welche nach Malta, Frankreich und Piemont flüchteten, und von den entgegengesetztesten Punkten aus für die Sache ihres Vaterlandes als Staatsmänner, Militärs und Schriftsteller gewirkt haben?

Der König Ferdinand II. hatte dem französischen Bevollmächtigten an seinem Hofe folgende Zugeständnisse für Sicilien versprochen: 1) Sicilien soll eine Verfassung haben und eine von der neapolitanischen getrennte Verwaltung. Für die gemeinsamen Ausgaben des Reichs, für Flotte und Heer, soll die Insel 6,000,000 Gulden jährlich beisteuern. 2) Der Kronprinz oder ein anderes Mitglied der königlichen Familie, oder in Ermangelung dieses eine ausgezeichnete Persönlichkeit wird die Insel als Vicekönig regieren. 3) In Palermo darf sich eine Nationalgarde bilden; ein

Gesetz wird hierüber bestimmen. 4) Die in Calabrien, bei einem Einfall dorthin gefangenen Sicilianer werden bis auf die Anführer, welche für eine bestimmte Zeit die Insel zu verlassen haben, begnadigt. 5) Allgemeine Amnestie mit Ausschluß der Häupter und Anstifter der Revolution. (Früher hatte man 44 Personen als solche namentlich aufgeführt, la Farina II. 228.) 6) Anerkennung der von der revolutionären Regierung contrahirten Staatsschulden. Ein Abgesandter des französischen Admirals Baudin, der die Vermittelung übernommen hatte, brachte dieselben mit nach Palermo. Aber nur um zu zeigen, was den Sicilianern nicht gehalten worden ist, sind sie hier verzeichnet worden. Denn weder die Nationalschuld ist anerkannt worden, noch ist eine Verfassung ertheilt, noch ist der Erbprinz, welchen Filangieri in einer Proclamation „einen seltenen Engel und kostbarsten Edelstein der Krone" nannte, als Vicekönig auf die Insel gekommen. Die drückendsten Steuern wurden auferlegt, die Separatschuld, für die Sicilien allein die Zinsen aufbringen sollte, auf 40,000,000 Gulden festgestellt. Sieben Jahre lang blieb das Standrecht auf der Insel in Kraft. Alle Waffen mußten bei Strafe sofortiger Begnadigung zu Pulver und Blei ausgeliefert werden. Von einer Nationalgarde in Palermo war nicht mehr die Rede. Obwohl die Auswanderung massenhaft geworden war, konnten die Militärgerichte doch kein Ende ihrer Blutarbeit finden. „Es verging kein Tag," so schildert der namhafte Historiker und Archivdirektor von Palermo, Isidoro La Lumia, die Zeit nach dem Einzuge Filangieri's, „an welchem nicht in Palermo die Kugeln der Soldaten die Brust eines Sicilianers durchbohrt hätten. Heitere Musik begleitete die Gewehrsalven. Unter den Schlachtopfern zählte man Personen von erprobter Ehrenhaftigkeit, welche die gesammte öffentliche Meinung von den Vergehungen freisprach, um deretwillen sie erschossen wurden. Ein Todtenhof vor der Stadt, welcher die Leichen der Hingerichteten aufzunehmen bestimmt war, füllte sich gar bald und man mußte ihn verlassen. In den Provinzialhauptstädten der Insel wiederholten sich die gleichen standrechtlichen Hinrichtungen mehrere Jahre hindurch, und als dieselben zu Ende zu gehen schienen, schätzte man ihre Opfer auf 2000 Menschen." Außer den Erschossenen büßte noch eine große Anzahl Unglücklicher ihre Liebe zum Vaterlande in den schauderhaften Gefängnissen der Citadelle von Messina oder in den Verbrecherbagni der Inseln Ustica, Favignana und Maretimo. Denn die ganze Regierung der Insel schien keinen anderen Zweck zu haben, als sie von allen Elementen zu reinigen, welche von dem Gifte der Revolution inficirt erschienen. Darum war denn auch die Seele derselben — der Polizeidirektor. Bei den Anstellungen zu den verschiedenen Aemtern in der Administration, der Justiz und

dem Zollwesen entschied nicht die Fähigkeit des Bewerbers, sondern dessen politische Verdienste; der unverschämteste Nepotismus trat nur der Gesinnungstüchtigkeit ergänzend zur Seite. Alte und neue Spione, politische Ueberläufer und Verräther erhielten die einträglichsten Stellen, deren Erträge noch weit über die erlaubten Grenzen um so gewisser gesteigert wurden, je mehr man sich durch seine guten Dienste und seine exemplarische Frömmigkeit gegen jede strenge Untersuchung geschützt wußte. „Er ist ein Dieb, aber ein guter Christ," damit motivirte Ferdinand II. einmal die Begnadigung eines Subjekts, der es selbst seinem Vorgesetzten doch zu arg getrieben hatte. Kurz, jedes Amt wurde ganz seiner Würde entkleidet; es war zu einer Einnahmequelle, einer Pfründe herabgesunken.

Wie es in der Natur eines Regierungssystems begründet ist, welches sich allein auf die materielle Gewalt stützt, und dessen Trägern jeder Funke einer Ueberzeugung von seiner sittlichen Berechtigung selbst abhanden gekommen ist, so erlaubten sich die Beamten dieselben schändlichen Eingriffe in das Familienleben ihrer Untergebenen, welche die Dynastie schon lange in das gesammte Volksleben sich zu gestatten gewohnt war. Sie hatte die Kirche und ihre Institutionen seit den Zeiten des Cardinal Ruffo lediglich als Mittel zur Erhaltung ihrer Willkürherrschaft benutzt; jede freie Regung des Geistes durch die Jesuiten und die Polizei niedergehalten; allen Glauben an eine sittliche Zusammengehörigkeit von Regierenden und Regierten durch Wortbruch und Treulosigkeit bis auf den letzten Ueberrest vernichtet. Jetzt brandschatzten nun die Beamten einer solchen Dynastie in ihrem eigenen Interesse weiter und selbst die geheiligtsten Bande des Familienlebens wurden nicht mehr von ihnen geschont. Namentlich in den Städten des Inneren der Insel, die sich theilweise durch eine sehr lebhafte Betheiligung an der Revolution hervorgethan hatten, erlaubte sich die Polizei die schändlichsten Gewaltthaten. Hatte ein patriotischer Sicilianer, so erzählte mir ein mit den Verhältnissen der Insel wohlbekannter Gutsbesitzer aus Mazara, eine schöne Frau, welche die Begierden eines Polizisten oder eines bourbonisch gesinnten Vornehmen reizte, so ließ man denselben bei Nacht und Nebel überfallen und wegen irgend eines erdichteten politischen Vergehens in ein den Angehörigen desselben unbekanntes Gefängniß werfen. Dann wurde der Frau vorgespiegelt, sie werde ihren Mann nimmer wieder sehen; nur durch ein Opfer ihrer Ehre könne sie denselben von dem Tode retten. Wenn die Scham nicht gar Manchen Stillschweigen auferlegte, würden nicht wenige derartige Fälle an die Oeffentlichkeit gekommen sein, fügte mein Gewährsmann hinzu. Daß er nicht die Unwahrheit gesagt hat, beweist die Uebereinstimmung seines Berichts mit den Andeutungen einer ganz unverfänglichen

Quelle. Der Leibarzt des Prinzen Georg von Sachsen, Dr. Carus, hat die Reise dieses Prinzen durch Sicilien in einem allerdings herzlich schlechten Buche beschrieben. Aber wie uns derselbe die Art und Weise schildert, mit der manche Sicilianerinnen die Verwendung des Prinzen und seines Gefolges für ihre verfolgten oder verurtheilten Väter, Gatten oder Brüder zu gewinnen hofften, bleibt kein Zweifel übrig, daß wenn jene deutschen Herren das Unglück dieser Aermsten hätten mißbrauchen wollen, ihnen Nichts leichter hätte werden können. Bei dem niederen Volke haben die Mönche und Pfaffen den Frauen ihrer Gutspächter gegenüber sich gar häufig ähnlichen Mißbrauches schuldig gemacht, nur daß dieser sogar stillschweigend stipulirt war! —

Die Zustände, welche König Ferdinand durch den General Filangieri auf der Insel hatte schaffen lassen, mußten nun alle edleren Elemente der Bevölkerung fortwährend zu neuen Insurrektionsversuchen aufstacheln. Der gemeine Mann fühlte den Druck, der auf ihm lastete, bei der jahrhundertelangen Gewöhnung an ähnliche Zustände natürlich nicht in dem Maße als die gebildeteren Klassen. Da die meisten Steuern indirekte waren, empfand das niedere Volk die Steuerlast nicht so sehr, als wenn es seine Abgaben in baarem Gelde hätte aufbringen sollen. Dazu kam, daß Handel und Gewerbe bei den bedeutend gesteigerten Schwefel- und Weinpreisen sich lebhaft entwickelten; daß man sich auf den Straßen, zu deren Ausbau bedeutende Summen verausgabt wurden, der größten Sicherheit erfreute. Trotzdem daß die revolutionäre Partei also keineswegs auf den Beistand des großen Haufens bei ihren Unternehmungen rechnen konnte, daß die Insel fast ganz waffenlos war, forderten die allgemeinen staatlichen Verhältnisse, der unerträgliche Polizeidruck, die Erinnerung an die Justizmorde den Stolz und die Rachsucht der heißblütigen Insulaner heraus. Schon am 27. Januar 1850 versuchten einige junge Männer die Stadt Palermo zu einer neuen Erhebung mit fortzureißen. Die Polizei hatte schon längst Kunde von dem beabsichtigten Aufstande gehabt. Sie ließ denselben ruhig zum Ausbruche kommen und zerstreute dann mit leichter Mühe die wenigen Tollkühnen, welche auf dem Altmarkt der Stadt (Fiera vecchia) wenige Schüsse mit Legionen von Soldaten und Polizisten wechselten. Noch an dem Abend desselben Tages verhaftete man auf gut Glück sechs Bürger Palermos und stellte sie vor ein Kriegsgericht, obwohl sie keineswegs mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren. Der jüngste von ihnen war Niccolo Garzilli, der vor zwei Jahren, noch nicht zwanzigjährig, ein Buch über die philosophischen Ideen Gioberti's geschrieben hatte. Als man ihn vor das Kriegsgericht stellte, sprach er: „Verurtheilt mich zum Tode! Ihr könnt es; Ihr wollt es. Aber das Recht kann ich

Euch nicht zugestehn, mich auszufragen." Er wurde mit den fünf anderen Schlachtopfern durch die Straßen der Stadt geschleppt, welche wie ausgestorben in Grabesstille verharrten, und erschossen. Seine Schwester wurde vor Schmerz wahnsinnig und starb einen Monat darauf. Sein Vater dagegen, ein königlich neapolitanischer Officier, ging am Tage nach der Hinrichtung seines Sohnes durch die Straßen der Stadt, als wäre Nichts geschehen!

Die weitere Untersuchung wegen dieses Aufstandes übergab man einem Spezialgerichtshofe, zu dessen Beisitzern zuverlässige Leute ausgewählt worden waren. Unter den dreißig Angeklagten befanden sich Schuldige und Unschuldige. Als sie aber zum Verhör geführt wurden, protestirten sie sämmtlich gegen die Protokolle der Voruntersuchung, die gefälscht seien und Geständnisse enthielten, welche ihnen nur durch Torturen abgepreßt seien. Sie hatten in unterirdischen Gefängnissen gelegen, man hatte ihnen den Schlaf geraubt und sie gefoltert. Sie zeigten den Richtern die frischen Wunden und ihre mit Blut unterlaufenen Beulen. Zu ihrer Vertheidigung erhob sich ein altersgrauer Advokat Emmanuel Ballia und rief aus: „Mit Recht verwünschen wir die Torturen, welche in Zeiten angewendet wurden, die wir die barbarischen nennen. Aber damals war die Tortur wenigstens in den Gesetzen begründet und trug nicht wie heute das Gepräge der Willkür. Damals wurde sie nach bestimmten Regeln und festen Normen gehandhabt; sie hatte ihr Gesetzbuch. Ein trauriges Gesetzbuch fürwahr! Aber immerhin doch ein solches, das sie der Willkür des niedrigsten Henkerknechtes entzog. In der That, jene Zeiten sind noch zu beneiden im Vergleiche mit unseren Tagen!" — Fast sämmtliche Angeklagte wurden auf die Galeeren geschickt oder in die Eisen geworfen. Auch drei der Richter, welche sich als nicht ganz zuverlässig erwiesen hatten, wurden bestraft. — Trotzdem daß dieser Aufstandsversuch so gründlich fehlgeschlagen war und die Gesinnungslosigkeit des großen Haufens sich in anbefohlenen und mit mehr oder weniger sanften Zwangsmitteln zusammengebrachten Loyalitätsadressen aussprach, brachen am 15. Mai 1851 schon wieder neue Unruhen in der Umgebung Palermos aus. Mazzini hatte seine Verbindungen bis hierher ausgedehnt; es wurden Geldmittel gesammelt, man unterhielt Briefwechsel mit den verschiedenen revolutionären Comités des Festlandes. Ein neuer Gerichtshof, zu dessen Mitgliedern man die feilsten Subjekte aller Tribunale der Insel ausgesucht hatte, erhielt vollauf zu thun. Er verurtheilte verschiedene Angeklagte. Aber der höchste Appellhof der Insel hob diese Entscheidung wieder auf, da Rechtswidrigkeiten bei dem Verfahren vorgekommen waren und den Beschuldigten Nichts bewiesen werden konnte. Nichts destoweniger

ließ der Polizeipräsident Maniscalco die Freigesprochenen noch lange Zeit in ihren Kerkern seufzen.

Diese beiden Aufstandsversuche waren gleichsam die letzten Schläge des großen Gewitters, das sich in den Jahren 1848 und 1849 über der Insel entladen hatte, oder um in einem anderen Bilde zu reden, welches für Sicilien näher liegt, es waren die letzten Detonationen der großen revolutionären Eruption, welche in jenen Jahren die Insel von einem Ende zum anderen erschüttert hatte. Nachdem auch sie verhallt waren, trat eine Ruhepause ein. Aber es war nur die Stille, welche einem neuen Sturm vorhergeht. Wenn der Aetna eben in einer Eruption thätig gewesen ist, scheint er ein ausgestorbener Vulkan. Kaum ein Rauchwölkchen steigt aus dem Krater empor. Aber es ist noch wenig Zeit verstrichen, und der „Berg" fängt von Neuem an zu arbeiten. Immer größer werden die Dampfsäulen, die seinem Inneren entströmen. Sind ungefähr zehn Jahre seit der letzten Eruption vorüber, dann wissen die Aetnabewohner, daß demnächst der Boden in neuen Zuckungen erbeben wird, und sie pflegen sich nicht leicht zu verrechnen. Man vernimmt dumpfes Rollen und Grollen in den Schlünden des Berges, immer dichter wirbelt die Rauchsäule auf, zuweilen zur Nachtzeit von Flammenschein geröthet. Dann tritt ein dumpfes Schweigen ein. Alle Bewegungen stocken; der dräuende Lärm ist verhallt. Aber urplötzlich erbebt die Erde, daß Fenster und Thüren der erschütterten Wohnungen erklirren und aufspringen und leicht errichtete Gebäude einstürzen, wenn nicht gar die Stöße so stark gewesen sind, daß Alles zusammenstürzt. Haben die Einwohner sich vom ersten Schrecken erholt, dann bringt gar bald die Kunde an ihr Ohr, daß sich irgendwo am Berge ein neuer Krater gebildet habe und die Lava mächtig ausströme. Diejenigen ausgenommen, welche der Eruption am Nächsten sitzen, überlassen sich dann Alle der gewohnten Ruhe und Sorglosigkeit. Sie wissen, daß für sie die Gefahr vorüber ist, nachdem der Berg sich Luft geschafft hat. Bald wird sie ja auch ganz schwinden, wenn sich die brennenden und explodirenden Stoffe erschöpft haben.

Einen ganz ähnlichen Verlauf haben in Sicilien fast alle Revolutionen genommen, welche in ungezählter Zahl seit dem Mittelalter diese Insel heimsuchten. Bald breiteten sie sich über die ganze Insel aus, bald erfüllten sie nur einzelne Städte mit Mord und Brand und Zerstörung. Und weil keine Regierung da war, die nur den Willen und die Erkenntniß gehabt hätte, die Stoffe aus dem Staatsleben auszuscheiden, die sie immer von Neuem wieder in Brand setzten, so schienen allmählich alle festen Grundlagen, auf denen der Staat ruht, abhanden gekommen zu sein und jene gewaltsamen Zuckungen mit einer Art Naturnothwendigkeit

ſich immer wieder in beſtimmten Zwiſchenräumen zu wiederholen. Aber ein Volk beſitzt nicht die Unerſchöpflichkeit des Erdballs. Alle ſeine beſſeren Elemente müſſen nach und nach ſich aufzehren, wenn ihm nicht von Außen neue zugeführt werden, und die Grundlagen ſeiner Exiſtenz nicht von Neuem von ſtarken und geſunden Händen tiefer gelegt werden.

Eine ſpätere Geſchichtſchreibung wird die Verdienſte, welche ſich Piemont um Süditalien erworben hat, noch deutlicher in's Licht zu ſtellen wiſſen, als wir dieſes vermögen. Doch das können wir ſchon jetzt ſagen, hätte nicht Oberitalien Sicilien die Hand gereicht, es würde nimmer wieder erſtanden ſein. Ja ſelbſt wenn es ihm gelungen wäre, ſich ſeiner äußeren Feinde zu erwehren und das neapolitaniſche Joch mit eigenen Mitteln abzuſchütteln, es unterliegt nach den Erfahrungen von 1848 und 49 keinem Zweifel, daß damit nur der geringere Theil der Schwierigkeiten gehoben geweſen wäre. Die Gluthen des Haſſes, die bisher gegen Außen emporloderten, wären gewiß zu einem inneren Brande zuſammengeſchlagen.

Dieſes begriffen die Einſichtigeren der ſiciliſchen Exilirten auch vollkommen. Sie veränderten daher ihr politiſches Programm mit jener Hochherzigkeit, die den rechten Patrioten kennzeichnet. Die Umſtände kamen ihnen dabei entgegen. Die Sicilianer haben Grund auf die Geſchichte ihrer Inſel und deren Schönheit ſtolz zu ſein. Sind ſie doch im Weſentlichen nicht ſchuld an den unglücklichen Geſchicken derſelben, ſondern vielmehr die ihr benachbarten größeren Reiche. Und welch' herrliche Blüthen hat nicht doch die Inſel an Allem gereift, was ſonſt den Schmuck und die Zierde eines Volkslebens bildet! Immer wieder iſt aus den Ruinen neues Leben kräftig erblüht. Und zu dieſem berechtigten Stolze, den der Sicilianer empfindet, kommt noch der des Inſulaners, der in ſeinem Lande eine Welt für ſich erblickt.

So kam es, daß die beſten Patrioten Siciliens in ihren Hoffnungen und Wünſchen ſich ein beſchränktes Ziel geſteckt hatten, die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der Inſel. Im Anfange dieſes Jahrhunderts hatten ſie dieſelbe, ſcheinbar wenigſtens, zugleich mit einer freien Verfaſſung errungen, jener nachgebildet, die auch auf einer Inſel entſtanden war, welche einſt faſt gleichzeitig mit Sicilien die Normannen ſich erworben hatten. Aber Selbſtändigkeit und Verfaſſung gingen bald wieder verloren. Doch mit rührender Anhänglichkeit hingen die beſten Söhne Siciliens an Beidem. Noch in ſeinem Teſtamente ſetzte der Fürſt von Caſtelnuovo, der eines freiwilligen Hungertodes ſtarb, eine Summe von 100,000 Gulden für den aus, welcher Sicilien die Verfaſſung von 1812 wieder verſchaffe! Dieſe Generation war noch nicht ganz ausgeſtorben. Aber andere, jüngere Männer nahmen ihnen die Arbeit ab, um ſie zu einem beſſeren Ende zu

führen. Sie waren ursprünglich aus ihrer Schule hervorgegangen und von gleichen Idealen erfüllt gewesen. Aber leichter lösten sie sich von ihnen los, als ihnen höhere Ziele winkten.

Unter den Männern, welche zur Klärung und Weiterentwickelung der politischen Ueberzeugungen der Sicilianer wesentlich beigetragen haben, ragen vor Allen die beiden Historiker Guiseppe La Farina und Michele Amari hervor. Der Eine wie der Andere haben an den Revolutionen von 1848 und 1860 lebhaften Antheil genommen und einen großen Theil ihres Lebens im Exil verbracht. La Farina aus Messina ist mehr Geschichtsschreiber, Amari aus Palermo mehr Geschichtsforscher. Der Erste ist geschickter die geschichtlichen Resultate der Forschungen und des politischen Nachdenkens Anderer zu verarbeiten und zu verbreiten, den Zweiten hat die Liebe zur vaterländischen Geschichte nicht vor dem Wagniß zurückbeben lassen, als heimathsloser, nur nothdürftig unterstützter Flüchtling die arabische Sprache in Paris gründlich zu erlernen, um eine treffliche Geschichte der Araberherrschaft in Sicilien zu verfassen.

Nichts ist nun interessanter als die Wandlung der politischen Ansichten dieser Männer zu verfolgen; Amari hat uns in den Vorreden seiner Werke hierüber für sich und seine Mitstrebenden die klarsten und unverblümtesten Nachrichten gegeben.

Vor den dreißiger Jahren waren die Schlagwörter der sicilianischen Patrioten: Unabhängigkeit der Insel und die Constitution von 1812. Dann begannen die Gedanken von einer Einheit Italiens die Köpfe der jungen Leute zu erfüllen. Der gelehrte und scharfsinnige Domenico Scinà wußte sich so wenig in dieselben zu finden, daß er von einer „italischen Hysterie" mit Beziehung auf sie reden zu müssen glaubte. (Vespro Siciliano Prefazione ed. 1852, S. 10.) Aber die Einheit Italiens dachte man sich zunächst nur in einem Bundesstaat verwirklicht. „Italien, unser gemeinsames Vaterland," so schreibt Amari in dem Vorwort zur sicilianischen Verfassungsgeschichte von Palmieri am 15. März 1848, „nimmt allmählich die politische Gestalt an, die ich seit dem Jahre 1846, dem ersten Stadium seiner Wiedergeburt, für nothwendig hielt; es wird ein Bund constitutioneller Staaten." Aber um einen Bundesstaat zu bilden, mußten die einzelnen Staaten constitutionell regiert werden. Das geschah eben nicht und konnte nicht geschehen. Also entweder mußte man auf die Einheit verzichten oder auf die Existenz der Einzelstaaten. Die Wahl fiel für die Exilirten nicht schwer. Die sicilianischen Patrioten La Farina, Natoli, Torrearsa, Amari, d'Ondes u. s. w. haben nicht nur unter Cavour's Leitung in Piemont zur Befestigung einer nationalen Politik erheblich beigetragen, sondern auch nach allen Seiten hin in Unteritalien für dieselbe Propaganda ge-

macht. War doch La Farina Präsident des unitarisch gesinnten italienischen Nationalvereins! Diese Männer sahen, daß es kein freies Italien geben könne ohne eine straffe Einheit desselben; daß die einzelnen von Revolution und Willkürherrschaft unterwühlten Staaten sich nicht aus sich selbst, sondern nur durch Anschluß an ein gesundes, wenn auch kleines Staatswesen regeneriren könnten. Die Zeit hat ihnen recht gegeben und damit ist jede Diskussion über andere Anschläge, die Einheit des Landes zu begründen, hinfällig geworden.

Wie aber in Italien im Frühjahre alle Knospen schneller treiben und die Blüthen sich rascher erschließen als diesseits der Alpen, so fliegen auch neue Gedanken und Ueberzeugungen dort schneller als bei uns von einer Grenze des Reichs bis zur anderen. Gewaltsamer und tyrannischer pflegen sie dort aufzutreten und keinen anderen Gott neben sich zu dulden. Ein großer Staatsmann vermag dort den Strom der öffentlichen Meinung leichter zu leiten als bei uns. Sich ihm dauernd entgegen zu stellen, nachdem einmal die unnatürlichen Schranken hinweggeräumt sind, ist jetzt noch viel mehr eine Unmöglichkeit als es in den fünfziger Jahren war, wo man doch noch immer gegen den unfaßbaren Geist einer mit jugendlicher Kraft aufstrebenden literarischen und politischen Richtung allerlei recht handgreifliche Mittel anwenden konnte. Da das italienische Volk noch in einem naiveren Verhältnisse zu den Produktionen seiner Literatur steht als wir, da sein größter Dichter von dem edelsten nationalen Geiste erfüllt ist, so drangen die neuen nationalen Ideen mit einer ganz anderen Schnelligkeit durch, als dieses bei uns der Fall sein kann. Dazu ist nicht zu vergessen, daß die schlechteste Regierung eines deutschen Kleinstaats immer noch besser war, als die beste italienische, wenn wir Toscana ausnehmen.

Doch ehe die Erlösungsstunde für Sicilien schlagen sollte, mußten noch Manche es büßen, dieselbe allzu hastig als schon herangekommen begrüßt zu haben. Der Krimmkrieg, der für die ganze Wendung der Geschicke Italiens von ungeheurer Bedeutung war, entzündete auch in Sicilien ein eifrigeres politisches Streben. In demselben Maße, als man die Freundschaft Piemonts mit den Seemächten — und nur diese imponiren dem Insulaner — wachsen sah, erkaltete das Verhältniß zu Neapel. Daß man sich in Turin mit großen, weit aussehenden Plänen trug, wußten die Eingeweihten, zu denen nicht wenige Sicilianer gehörten. Die mazzinistische Partei ließ auch nicht ab, das glimmende Feuer immer von Neuem anzublasen, um den Haß, diese furchtbarste Leidenschaft des Italieners, nicht erlöschen zu lassen. Dazu kam, daß die Regierung Nichts that, ihre Vergangenheit vergessen zu machen. — Filangieri war freilich

abberufen worden. Aber nicht weil er zu arg auf der Insel gehaust hatte, sondern weil er ein zu warmer Fürsprecher für sie bei dem König Ferdinand geworden zu sein schien. Die Intriguen der ultramontanen Hofcamarilla stürzten den kalten, berechnenden Absolutisten, der doch nicht verleugnen konnte, daß er ein Sohn jenes philosophischen Menschenbeglückers sei, dessen Nichte uns Goethe so reizend geschildert hat. Persönlich konnte Filangieri mit seinen in Sicilien gemachten Erwerbungen zufrieden sein. Er war Herzog von Taormina geworden und hatte vom Könige auf Kosten Siciliens ein Majorat geschenkt bekommen, das einen Geldwerth von 400,000 Gulden repräsentirte. Sein Nachfolger war ein Sicilianer, ein alter Mann, Pietro Ruffo Fürst von Castelcicala. Er war aber nur eine Drahtpuppe, welche nach den Fäden tanzte, die ein anderer Sicilianer als Conseil-Minister Siciliens in Neapel in seiner Hand vereinigte. Dieses war der Minister Cassisi aus Melazzo. Wenn man die gesegneten Gefilde dieser Stadt durchwandert, auf denen die griechische Schiffersage die Rinderheerden des Helios weiden läßt, dann kann man an den in's Unendliche sich dehnenden Weinfeldern erkennen, daß auch dieser Mann nicht umsonst regiert hat. Denn ihm gehört ein großer Theil jener Fluren, welche Kaiser Friedrich II. in einen großen Park verwandelt hatte und die dann später der Johanniterorden und die Regierung besaßen, bis sie Cassisi sich erwarb. Und neben dem Vicekönige war der unentbehrliche Polizeichef Maniscalco nach wie vor der eigentliche Regent der Insel. So wurde denn nicht nur Nichts besser auf ihr, seitdem Filangieri entfernt worden war, sondern Alles verschlimmerte sich. Nach fünfjähriger Pause züngelte wieder eine leichte Flamme aus dem Gluthheerde hervor. Aber sie brach schnell in sich zusammen.

Denn der Aufstand, welcher im November 1856 ausbrach, wurde durch den übergroßen Eifer eines seiner Führer schon im Beginne vernichtet. Ein wohlhabender Gutsbesitzer, Francesco Bentivegna aus Corleone, erhob in der Albaneser Colonie Mezzojuso, die sich auch jetzt noch durch eine unruhige, wilde und kriegslustige Bevölkerung auszeichnete, die Fahne des Aufstands. Auch in Cefalu und Termini, bedeutenden Städten an der Nordküste der Insel, entstanden Unruhen; die Hauptstadt selbst war in großer Aufregung. Doch es fehlten überall die Mittel zu einem nachhaltigen Widerstande gegen die bewaffnete Macht. Nach einem unbedeutenden Gefechte mußte Bentivegna nach der Südküste fliehen, von der er nach Malta zu entkommen hoffte. Ein Jugendfreund den ihm bot ihm ein einsames Landhaus zum Versteck an, aber nur um ihn der Polizei desto sicherer ausliefern zu können. Das geschah denn auch und der Verräther erhielt vom Könige von Neapel, der ihn in einer Spezial-

audienz empfing, einen Orden und die Ernennung zum Intendanturrathe in Palermo!

Nachdem man sich Bentivegna's bemächtigt hatte, begann die Untersuchung gegen die Rebellen. Der Spezialgerichtshof erklärte sich auf Betreiben Maniscalco's für incompetent in dieser Angelegenheit und überwies dieselbe an die Militärbehörde. Die Vertheidiger Bentivegna's erhoben hiergegen eine Einsprache bei dem höchsten Landesgerichte. Als dieses eben schlüssig werden wollte, kam ihm die Nachricht, daß der Quästionirte nicht mehr unter den Lebenden weile. Der Kriegsrath hatte ihn kurzerhand erschießen lassen. Mit gleicher Strafe büßte Salvatore Spinuzza aus Cefalu sein kühnes Wagen. Doch ihnen war wohl, daß sie durch ein schnelles Ende den Qualen entrückt waren, welche manchen ihrer Freunde erwarteten. Denn diese wurden gefoltert und um ihren Schmerzensschrei nicht allzu weithin erschallen zu lassen, steckte man ihre Köpfe in jene „Haube des Schweigens," in welcher der Unterkiefer durch eine Schraube fest an den Oberkiefer gepreßt wurde. Einige dieser Unglücklichen wurden noch durch einen merkwürdigen Zwischenfall von dem Tode gerettet. Die Tochter des Castellcommandanten zu Palermo sah eines Tages aus dem Fenster ihres Zimmers eine Anzahl dieser Gefangenen über den Hof in das Verhörzimmer führen. Unter ihnen erkannte sie auch einen jungen Mann, der sich, noch nicht lange war es her, um ihre Liebe bemüht hatte. Der dem Tod verfallene Geliebte warf ihr die letzten Grüße zu. Außer sich vor Entsetzen stürzt sich das Mädchen ihrem Vater, dem Präsidenten des Kriegsgerichts, zu Füßen und läßt ihn nicht eher, bis er ihr versprochen hat, den Theuren wenigstens nicht zum Tode zu verurtheilen. Er wurde in der That mit einigen Anderen zu einigen Jahren Eisengefängniß begnadigt.

Nachdem auch dieser Versuch fehlgeschlagen war, blieb den Patrioten nur übrig auf eine ihnen günstigere Constellation der äußeren politischen Verhältnisse zu warten. Ihre Hoffnungen waren freilich nicht groß. Doch der Haß gegen die Regierung wurde nicht schwächer. Alle Schichten der Bevölkerung, den Adel und die Geistlichkeit mit eingeschlossen, theilten denselben. Diese beiden „Stützen des Throns" empörte man noch dadurch, daß der König, welcher dem Papst vor Kurzem eine Zufluchtsstätte gewährt hatte, sich den unersättlichen Anforderungen der Curie gegenüber so schwach bewies, daß er derselben jetzt Rechte opferte, welche bisher alle Könige von Ruggiero an auf's Eifrigste gegen die Päpste vertheidigt hatten. In Sicilien nämlich war der König der ständige Legat des Papstes. Ohne seine Einwilligung durfte keine päpstliche Bulle verkündet werden. Er hatte das Recht, eine Menge kirchlicher Dispense zu ertheilen, die sonst

für den Papst reservirt sind. Bezeichnend nannte man den Complex dieser Rechte la monarchia di Sicilia, weil der König durch sie eben so unbeschränkter Herrscher über die Insel in geistlichen Dingen sei, als in den weltlichen Angelegenheiten. Indem Ferdinando diese seine Königsrechte zu Gunsten der päpstlichen Allgewalt aufgab, hoffte er sich die Gnade Gottes und die Unterstützung der Kirche und des Jesuitenordens in ganz besonderem Grade zu erwerben. Aber niemals ist eine verkehrtere Rechnung gemacht worden. Denn wenn auch Pius IX. die besten Absichten gegen seinen Gastfreund hegte, so bedurfte doch dieser zu ihrer Ausführung der sicilianischen Geistlichkeit. War die letztere nun auch in ihren Spitzen theilweise wenigstens königlich gesinnt, so blieben doch die großen Schaaren der niederen Geistlichkeit und der Mönche, deren gemächliches und keineswegs streng kanonisches Leben man von Rom aus schon zu stören begonnen hatte, der Landessache so vollkommen zugethan, daß die Verschwörer Klöster zu ihren Zusammenkunftsorten und Waffenniederlagen benutzen konnten, und sich später, wie schon 1674 in Messina, aus denselben ganze Compagnien von Soldaten bildeten.

Bei der allgemeinen Erbitterung, welche so in Sicilien herrschte, sollte man erwarten, daß zur Zeit des oberitalischen Krieges und der Volkserhebungen in Toscana und den Staaten der Aemilia auch in Sicilien gleichzeitig neue Aufstände ausgebrochen wären. Aber es geschah Nichts, wenn man einige Demonstrationen abrechnet, durch welche man in Palermo und in Messina seine Sympathien für die nationale Sache auf das Unzweideutigste aussprach. Diese passive Haltung der Insel ist jedoch leicht zu begreifen. Die Patrioten Oberitaliens, und unter ihnen also auch die sicilianischen Flüchtlinge, waren durch die großen Ereignisse, welche sich im Norden der Halbinsel vollzogen, so sehr in Anspruch genommen, daß sie dem Süden augenblicklich keine Beihülfe zu leisten im Stande waren, selbst wenn sie gewollt hätten. Der Theil der Bevölkerung, welcher vor Allem Ruhe und stillen Genuß der Güter dieses Lebens liebt, — und banausische, träg conservative Gesinnung ist in Italien verbreiteter, als man bei all den Revolutionen glauben sollte —, hoffte auf den jungen König Francesco II. Denn Ferdinand war nicht mehr. In dem stolzen Königsschlosse zu Caserta, das der erste seines Stammes gegründet hatte, hatte er den letzten Athemzug verhaucht, nachdem noch die Nachrichten von den ersten Erfolgen der nationalen Bewegung in Oberitalien an sein Ohr geschlagen waren. Die Italiener lieben es, ihn mit einem Worte auf den Lippen sterben zu lassen, das dem gleichfalls sagenhaften letzten Ausrufe Julian's des Abtrünnigen nachgebildet ist. Thatsache ist nur die, daß der König sich vor seinem Tode lange allein mit seinem

Sohn unterredete und diesem über sein Leben hinaus politischen Rath gab. Als das praktische Resultat dieser Besprechung ist die Ernennung Filangieri's zum Premierminister des jungen Königs anzusehen.

War diese allerdings keine Bürgschaft für liberale und nationale Neigungen des jungen Königs, so hoffte doch ein großer Theil des Volks nur Gutes von ihm, als er am 23. Mai 1859 den Thron bestieg. Seine Mutter war ja die Tante Viktor Emanuel's gewesen, die von ihrem Gemahl, dem verhaßten Könige Bomba, auch viel zu leiden gehabt haben sollte. Schon darum war sie und mit ihr der Sohn Gegenstand der Volksverehrung. Ihre strenge, bigotte Frömmigkeit hatte sie den Gläubigen noch verehrungswerther gemacht. Die Dornenkrone der frühverblichenen Dulderin und der Strahlenglanz der von Volk und Papst heilig Gesprochenen machte sie Vielen werth und theuer. Das Volk wußte auch — 1860 wenigstens war es in Sicilien kein Geheimniß — daß der junge Fürst mit seiner Allen verhaßten, geizigen und herrschsüchtigen Stiefmutter nicht im besten Einvernehmen lebe; daß zwischen der jungen, lebenslustigen Königin und dem altspanischen Hofceremoniell schon arge Collisionen statt gehabt hatten. Der König, auch das freilich wußte man, war zwar weder geistig noch körperlich gut veranlagt, seine Erziehung hatte ausschließlich in den Händen von Pfaffen und absolutistisch gesinnten Militärs gelegen, er hatte kein anderes Land als sein Geburtsland gesehen. Nichts destoweniger hoffte man auf ihn; ja Manche hofften gerade deswegen auf ihn. Ihm, so sagte man, fehlen die Mittel seines Vaters den Absolutismus aufrecht zu erhalten; er muß in freiere Bahnen umlenken, wenn er nicht Thron und Reich verlieren will. Aber auch diese Rechnung war falsch. Nur zu oft läuft der Strom der Geschichte gegen das dem gemeinen Verstande Faßbare und Wahrscheinliche dahin. In der That das Unvernünftige geschah. Man machte der öffentlichen Meinung nicht die geringsten Concessionen und zu gleicher Zeit beraubte man sich der einzigen Mittel, um der Halsstarrigkeit den nöthigen Nachhalt zu geben. Mit Filangieri war eine Art aufgeklärten Absolutismus an die Stelle des kirchlich legitimistischen an's Ruder gekommen. Wollte man aber einmal noch absolutistisch regieren, dann war es nothwendig, sich auf die Partei zu stützen, welche immerhin von beiden Schattirungen der reaktionären Partei noch am Meisten Anhang im Lande hatte und die meiste Energie besaß. Das aber war die clericale Partei, während Filangieri eigentlich Niemanden hinter sich hatte. Selbst im Heere waren die wichtigsten Stellen mit Anhängern der Clericalen besetzt. Bei einer solchen Lage der Dinge nahmen nun die Intriguen zwischen der Partei der Königinmutter und der neuen Regierung kein Ende; bis in die nächste Nähe des Königs war

deſſen Umgebung in zwei Parteien geſpalten; von denen die eine nach dem Urtheile der Menge ſogar darauf ausging, entweder den jungen König zur Abdankung zu bewegen oder doch dem älteſten Sohne der Oeſterreicherin, der Tochter des Erzherzogs Karl, die Krone Siciliens zu verſchaffen. Vielleicht, daß gerade Ferdinand II. mit Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe ſeinem Sohne gerathen hatte, Filangieri zu ſeinem erſten Miniſter zu nehmen.

Faſt noch ſchlimmer als der Zwieſpalt in den regierenden Kreiſen war eine militäriſche Maßregel, welche die neue Regierung ergriff. Sie löſte die Schweizerregimenter auf, die Sicilien der Krone wieder erobert und den einzig zuverläſſigen, tapferen Theil der neapolitaniſchen Armee gebildet hatten. Man dachte dem Nationalgefühl der Italiener damit eine Conceſſion zu machen, und in der That waren die Regimenter in der Armee ſelbſt nicht beliebt. Die Trunkſucht der meiſten Schweizer machte dieſelben allen Italienern verächtlich, und doch mußten ſie wiederum vor ihrer Tapferkeit, die ſie vor Allem bei dem Sturme auf Catania 1849 bewieſen hatten, Reſpekt haben. Sie allein opferten ihr Leben für den Kriegsherren, während die Italiener das ihre ſalvirten, freilich mit der Motivirung, wer denn dann die Krone retten ſolle, wenn ſie bleiben würden. Im Volke ſelbſt war der Eindruck der Auflöſung der Schweizerregimenter, deren Soldaten großentheils den neapolitaniſchen Bataillonen eingereiht wurden, ein bedeutender. Die Leute, welche den Grafen Cavour für Alles verantwortlich zu machen pflegten, was die Macht Neapels untergraben hat, ſchoben auch dieſe verkehrte Maßregel einem von ihm ausgehenden Rathe zu; ja er ſollte dieſelbe durch Beſtechung herbeigeführt haben. Dem einfachen Volksverſtande war ſie auch ſo unfaßbar, daß man weiter fabelte, die junge Königin habe eine große Anzahl Bayern aus ihrer Heimath mitgebracht, welche an die Stelle der Schweizer treten ſollten. Bald war der Schimpfname „Svizzero" in den eines „Bavareſe" umgewandelt. —

Wenn einmal ein Geſchichtsſchreiber der Zukunft die Adreſſen durchblättern ſollte, welche die ſiciliſchen Communalbehörden zur Feier der Thronbeſteigung Franceſco's II. erließen, ſo wird er aus dem hyperloyalen Phraſenſchwall die Wahrheit nicht herausleſen können, daß es in der That in Sicilien viele Leute gab, welche Gutes von dem jungen Könige hofften und ihm darum auch wirklich Gutes wünſchten. Aber die Kreiſe, in denen dieſe Stimmungen verbreitet waren, ſind auf die Entwicklung der politiſchen Verhältniſſe in Italien viel weniger einflußreich als in Deutſchland. Sie haben auch ein viel geringeres Recht dazu, ein Wort mit zu ſprechen. Außerdem that die Regierung nicht das Geringſte, den

Sohn unterredete und diesem über sein Leben hinaus politischen Rath gab. Als das praktische Resultat dieser Besprechung ist die Ernennung Filangieri's zum Premierminister des jungen Königs anzusehen.

War diese allerdings keine Bürgschaft für liberale und nationale Neigungen des jungen Königs, so hoffte doch ein großer Theil des Volks nur Gutes von ihm, als er am 23. Mai 1859 den Thron bestieg. Seine Mutter war ja die Tante Viktor Emanuel's gewesen, die von ihrem Gemahl, dem verhaßten Könige Bomba, auch viel zu leiden gehabt haben sollte. Schon darum war sie und mit ihr der Sohn Gegenstand der Volksverehrung. Ihre strenge, bigotte Frömmigkeit hatte sie den Gläubigen noch verehrungswerther gemacht. Die Dornenkrone der frühverblichenen Dulderin und der Strahlenglanz der von Volk und Papst heilig Gesprochenen machte sie Vielen werth und theuer. Das Volk wußte auch — 1860 wenigstens war es in Sicilien kein Geheimniß — daß der junge Fürst mit seiner Allen verhaßten, geizigen und herrschsüchtigen Stiefmutter nicht im besten Einvernehmen lebe; daß zwischen der jungen, lebenslustigen Königin und dem altspanischen Hofceremoniell schon arge Collisionen statt gehabt hatten. Der König, auch das freilich wußte man, war zwar weder geistig noch körperlich gut veranlagt, seine Erziehung hatte ausschließlich in den Händen von Pfaffen und absolutistisch gesinnten Militärs gelegen, er hatte kein anderes Land als sein Geburtsland gesehen. Nichts destoweniger hoffte man auf ihn; ja Manche hofften gerade deswegen auf ihn. Ihm, so sagte man, fehlen die Mittel seines Vaters den Absolutismus aufrecht zu erhalten; er muß in freiere Bahnen umlenken, wenn er nicht Thron und Reich verlieren will. Aber auch diese Rechnung war falsch. Nur zu oft läuft der Strom der Geschichte gegen das dem gemeinen Verstande Faßbare und Wahrscheinliche dahin. In der That das Unvernünftige geschah. Man machte der öffentlichen Meinung nicht die geringsten Concessionen und zu gleicher Zeit beraubte man sich der einzigen Mittel, um der Halsstarrigkeit den nöthigen Nachhalt zu geben. Mit Filangieri war eine Art aufgeklärten Absolutismus an die Stelle des kirchlich legitimistischen an's Ruder gekommen. Wollte man aber einmal noch absolutistisch regieren, dann war es nothwendig, sich auf die Partei zu stützen, welche immerhin von beiden Schattirungen der reaktionären Partei noch am Meisten Anhang im Lande hatte und die meiste Energie besaß. Das aber war die clericale Partei, während Filangieri eigentlich Niemanden hinter sich hatte. Selbst im Heere waren die wichtigsten Stellen mit Anhängern der Clericalen besetzt. Bei einer solchen Lage der Dinge nahmen nun die Intriguen zwischen der Partei der Königinmutter und der neuen Regierung kein Ende; bis in die nächste Nähe des Königs war

deſſen Umgebung in zwei Parteien geſpalten; von denen die eine nach dem Urtheile der Menge ſogar darauf ausging, entweder den jungen König zur Abdankung zu bewegen oder doch dem älteſten Sohne der Oeſterreicherin, der Tochter des Erzherzogs Karl, die Krone Siciliens zu verſchaffen. Vielleicht, daß gerade Ferdinand II. mit Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe ſeinem Sohne gerathen hatte, Filangieri zu ſeinem erſten Miniſter zu nehmen.

Faſt noch ſchlimmer als der Zwieſpalt in den regierenden Kreiſen war eine militäriſche Maßregel, welche die neue Regierung ergriff. Sie löſte die Schweizerregimenter auf, die Sicilien der Krone wieder erobert und den einzig zuverläſſigen, tapferen Theil der neapolitaniſchen Armee gebildet hatten. Man dachte dem Nationalgefühl der Italiener damit eine Conceſſion zu machen, und in der That waren die Regimenter in der Armee ſelbſt nicht beliebt. Die Trunkſucht der meiſten Schweizer machte dieſelben allen Italienern verächtlich, und doch mußten ſie wiederum vor ihrer Tapferkeit, die ſie vor Allem bei dem Sturme auf Catania 1849 bewieſen hatten, Reſpekt haben. Sie allein opferten ihr Leben für den Kriegsherren, während die Italiener das ihre ſalvirten, freilich mit der Motivirung, wer denn dann die Krone retten ſolle, wenn ſie bleiben würden. Im Volke ſelbſt war der Eindruck der Auflöſung der Schweizerregimenter, deren Soldaten großentheils den neapolitaniſchen Bataillonen eingereiht wurden, ein bedeutender. Die Leute, welche den Grafen Cavour für Alles verantwortlich zu machen pflegten, was die Macht Neapels untergraben hat, ſchoben auch dieſe verkehrte Maßregel einem von ihm ausgehenden Rathe zu; ja er ſollte dieſelbe durch Beſtechung herbeigeführt haben. Dem einfachen Volksverſtande war ſie auch ſo unfaßbar, daß man weiter fabelte, die junge Königin habe eine große Anzahl Bayern aus ihrer Heimath mitgebracht, welche an die Stelle der Schweizer treten ſollten. Bald war der Schimpfname „Svizzero“ in den eines „Bavareſe“ umgewandelt. —

Wenn einmal ein Geſchichtsſchreiber der Zukunft die Adreſſen durchblättern ſollte, welche die ſiciliſchen Communalbehörden zur Feier der Thronbeſteigung Francesco's II. erließen, ſo wird er aus dem hyperloyalen Phraſenſchwall die Wahrheit nicht herausleſen können, daß es in der That in Sicilien viele Leute gab, welche Gutes von dem jungen Könige hofften und ihm darum auch wirklich Gutes wünſchten. Aber die Kreiſe, in denen dieſe Stimmungen verbreitet waren, ſind auf die Entwicklung der politiſchen Verhältniſſe in Italien viel weniger einflußreich als in Deutſchland. Sie haben auch ein viel geringeres Recht dazu, ein Wort mit zu ſprechen. Außerdem that die Regierung nicht das Geringſte, den

guten Dispositionen entgegen zu kommen. Der allgemein verhaßte Maniscalco blieb an der Spitze der allmächtigen Polizei. Die Aussichten auf eine Umwandlung des absolutistischen Systems in ein constitutionelles verloren alle Anhaltspunkte. So gelangte die Aktionspartei gar bald wieder zu vollständiger Alleinherrschaft und in Palermo nahmen die Volksdemonstrationen einen immer prononcirteren Charakter an. Man ließ Viktor Emanuel auf den Straßen hochleben, illuminirte nach dem Bekanntwerden der großen Siege in Oberitalien. Als Maniscalco eines Abends auf der Straße erschien, wurde er solenn ausgepfiffen. Man muß selbst einmal in Italien ein solches Mißtrauensconcert angehört haben, um die Wuth begreiflich zu finden, in welche dasselbe einen an unbedingten Gehorsam gewöhnten Polizisten versetzen kann.

Mit der größten Ruhe schreiten eine Anzahl Leute durch die Straßen; es herrscht lautlose Stille, vielleicht nur unterbrochen von dem Gebimmel der unzähligen Glocken und Glöckchen, die Ave Maria läuten. Denn den Anbruch der Nacht liebt man namentlich zu derartigen Demonstrationen. Einige halbzerlumpte Jungen, die sich pfiffig lächelnd anschauen, huschen vorüber. Auf einmal dringt ein schrillender Pfiff aus irgend einer Ecke hervor und sofort fallen alle Stimmen unisono mit solcher Gewalt ein, daß man glauben sollte, eine ganze Armee von Lokomotiven rüste sich zur Abfahrt. Der Polizist oder die sonst gefeierte Person wendet sich, um einen Thäter zu erkennen, da die vor ihm herschreitenden Personen dahingehen, als geschähe Nichts. Indeß kaum hat er den Rücken gedreht, so bricht hinter ihm ein wo möglich noch ärgerer Spektakel los. Er läuft auf eine Person zu, die ihm gepfiffen zu haben scheint. Aber aalglatt ist sie in eine Seitenstraße oder in einen Thorweg der palastartigen Häuser gewischt. Den Nachstürmenden begleitet der lärmende Haufe; schaarenweise umgeben ihn die von allen Seiten herzueilenden, zerlumpten Gamins. Da kommt endlich eine Polizeipatrouille, und im Nu ist die ganze Gesellschaft zerstoben, man weiß kaum wie und noch weniger wohin. Unschuldige Zuschauer oder Nachbaren, welche nicht eilig genug die Fenster geschlossen hatten, werden dann in der Regel eine Beute der Polizei. Die Beweglichkeit und Behendigkeit, das sichere Auge und die Herrschaft, welche jeder Italiener über sein Mienenspiel hat, machen derartige Volksdemonstrationen für die Polizei fast unbesiegbar. — Maniscalco glaubte die ihm angethane Schmach nicht ernst genug nehmen zu können. Er stattete einen Rapport darüber nach Neapel ab, der die Stimmung der Insel als eine sehr bedenkliche schilderte, dann aber wieder auseinandersetzte, der eigentlichen Rädelsführer der Bewegung seien doch nur sehr wenige. Wenn man den Städten ein wenig mehr Freiheit in ihrer Selbstverwaltung ge-

ſtatte, für pünktlichere Juſtiz ſorge, und Straßen und Waſſerleitungen in beſſeren Stand ſetze, ſonſt aber mit unnachſichtiger Strenge gegen die Unruheſtifter vorzugehen fortfahre, werde ſich der drohende Sturm wieder zertheilen oder leicht abſchlagen laſſen. Der Chef der Polizei konnte das bisherige Syſtem nicht desavouiren.

Für dieſes Mal ſchien die Weiſſagung des Polizeimannes ſich doch zu bewahrheiten, da man am 11. Oktober 1859 gar leicht einen Aufruhr niederwarf, welchen einige unbeſonnene Leute in der Umgebung Palermos anzuſtiften verſucht hatten. Es war eine jener tollkühnen Unternehmungen, welche weder ſittlich zu rechtfertigen noch vom politiſchen Standpunkte aus zu billigen ſind. Aber dem Haſſe, den man gegen die Regierung empfand, ſchien kein Mittel zu ſchlecht, durch das derſelbe in immer weitere Kreiſe getragen und ingrimmiger gemacht werden könnte. Und dazu trug auch dieſes Mal wieder die Regierung ihr gutes Theil bei. Für die entflohenen Gatten und Söhne der Betheiligten verhaftete man deren Mütter, Schweſtern und Frauen, und dieſelben mußten alle die Ungebühr erleiden, die rohe Calabreſen und Abruzzenſöhne zu begehen fähig und lüſtern ſind. Um einzelnen Gefangenen Ausſagen abzupreſſen, wendete man ganz neue, bisher unerhörte Torturen an. In Meſſina ſollten einige an den Qualen geſtorben ſein, die der Polizeiinſpektor Toscano über ſie verhängt hatte. Als der Criminalgerichtshof eine Unterſuchung gegen denſelben anzuſtrengen wagte, berief Maniscalco ihn zu ſich nach Palermo, wo er Gehülfe der berüchtigten Folterknechte Carreca und Pontillo wurde.

Der Eifer und der Blutdurſt der geſammten Polizei ſteigerte ſich aber in den letzten Monaten des Jahres auf's Aeußerſte, als ihr Herr und Meiſter am 29. November beim Betreten des Doms von Palermo durch den Dolchſtich eines Mannes aus dem niederen Volke leicht verwundet wurde. Obwohl der Meuchelmörder am hellen Tage durch mehrere belebte Straßen lief, hielt ihn Niemand auf und er blieb unentdeckt. Am Tage darauf wurde Palermo in den Belagerungszuſtand erklärt und die Gefängniſſe füllten ſich mit neuen Opfern, die wiederum größtentheils unſchuldig waren. —

Hätte es nach ſolchen Vorgängen noch der Anregung von Außen bedurft, um eine neue allgemeine Conflagration herbeizuführen? Nach Allem, was man bisher in Sicilien erlebt hatte, ſchien es derſelben nicht zu bedürfen, was den Willen der Sicilianer betraf. Aber die Mittel fehlten doch allzu ſehr, um bei halbwegs ruhigen Menſchen derſelben irgend einen günſtigen Erfolg zu verſprechen. Doch jetzt geſtalteten ſich ja auch die Ausſichten auf eine auswärtige Unterſtützung ganz anders. Italien ging einer Neugeſtaltung durch die erfolgten Annexionen von Toscana und den

Staaten der Aemilia entgegen. War man hier trotz des Friedens von Zürich nicht gewaltsam gegen die vollbrachten Thatsachen eingeschritten, so ließ sich hoffen, man werde auch Sicilien, so bald sich dasselbe seines Joches entledigt haben werde, dasselbe nicht wieder aufzwingen. Nöthigenfalls werde auch Piemont dieses nicht dulden, wenn gleich von ihm direkte Hülfe bei einem Aufstandsversuche nicht zu erwarten sei. Daher wurde beschlossen, die Vertreibung der Bourbonen mit eigenen Mitteln zu versuchen, zugleich aber auch, nicht wie früher für die Aufrichtung eines selbständigen sicilischen Reiches sich zu erheben, sondern den Anschluß an das einheitliche Italien als das Ziel aller Bemühungen auf die Fahnen zu schreiben. Schon im Januar 1860 wurden Proclamationen in Sicilien verbreitet, die zu einem solchen Aufstande aufforderten. Die Menge der vornehmen, nur höchst oberflächlich gebildeten Müßiggänger, welche in den großen Städten Italiens die fast ständigen Besucher der Kaffeehäuser oder besonderer casini dei nobili, und eine jeder Regierung höchst gefährliche Bevölkerungsklasse bilden, veranstalteten in den Theatern und an öffentlichen Orten Demonstrationen. Man warf tricolore Blumensträuße und versteckte unter dem Namen des bekannten Componisten Verdi die Evvivas, welche man dem Vittorio Emmanuele Rè D'Italia darbrachte.

An und für sich waren diese Demonstrationen höchst ungefährlicher Art. Aber seinen Zweck erreichte man doch vollkommen mit ihnen. Man reizte die Polizei und verleitete sie zu Gewaltthaten, die in den Augen des gebildeten Europas in keinem Verhältnisse zu den verübten Vergehungen standen. Denn in der Regel denkt man nicht daran, daß man Jemanden auch durch Stecknadelstiche bis zum Aeußersten treiben kann.

Aber für dieses Mal beschränkte man sich nicht allein auf diese kleinlichen Kundgebungen seines Hasses. Es wurde Geld gesammelt, es bildeten sich verschiedene Kerne in der allgemeinen Verschwörung, welche unter einander in Verbindung traten und auch mit den oberitalischen Patrioten und den sicilischen Flüchtlingen correspondirten. Im Februar 1860 erschien eine Schrift, in welcher die Beschwerden Siciliens in Folge der letzten Mißregierung den Völkern Europas auseinander gesetzt wurden und die Wiederherstellung der Constitution von 1848 von der Regierung verlangt wurde.

Auch gegen alle diese bedrohlicheren Vorboten eines herannahenden Sturmes hatte die Regierung keine anderen Mittel zu verwenden, als die, welche sich schon längst als ungenügend, ja als geradezu den Zustand noch verschlimmernd herausgestellt hatten: Verschärfung aller Polizeimaßregeln, noch vollständigere Entwaffnung des Landes. Selbst die Vorstellungen,

welche die Gesandten der Westmächte mit Hinweis auf die gänzlich veränderte Situation Italiens und die daraus für die bourbonische Krone erwachsenden Gefahren machten, änderten Nichts an den Regierungsmaßnahmen. Der Hof war vollständig mit Blindheit geschlagen.

Wenn nicht noch näher liegende Beispiele traurigster Verblendung aus der letzten Zeit uns zu Gebote ständen, könnte man versucht sein, diese Verkennung aller Zeit- und Machtverhältnisse, welche die neapolitanische Krone in jenen Tagen dem Untergang entgegengeführt hat, für das schlagendste Exempel zu dem bekannten Satze über die, welche die Götter verderben wollen, zu halten. Obwohl König Ferdinand II. von den neapolitanischen Soldaten zu sagen pflegte, man möge mit ihnen anfangen, was man wolle, sie würden doch immer davon laufen, setzte man sein ganzes Vertrauen auf die bewaffnete Macht und löste die Fremdenregimenter auf. Obgleich man am Hofe recht gut wußte, daß in ganz Sicilien Niemand für die Bourbonen gutwillig Etwas zu wagen bereit sei, wohl aber Unzählige voll des bittersten Hasses gegen sie seien, — das hatte Maniscalco selbst nach Neapel berichtet, — so intriguirte die Königinmutter in der nächsten Umgebung des Königs gegen ihren Stiefsohn, um wo möglich für ihren rechten Sohn die sicilische Krone zu erwerben. Obwohl Oesterreich nieder geschmettert zu Boden lag, der Papst sich seiner eigenen Feinde nicht erwehren konnte, und Rußland mit sich selbst vollauf zu thun hatte, Frankreich und England dagegen durch die Nichtbefolgung ihrer Rathschläge gekränkt worden waren, ja schon längere Jahre jetzt geeinigt, sich Neapel feindselig bewiesen hatten, hoffte man auf auswärtige Hülfe, wenn man der Aufständischen und des mit ihnen verbündeten Italiens nicht Herr zu werden im Stande sein sollte. Bedenkt man Alles dieses, so werden Viele von dem Staunen befreit werden, das sie bei den glänzenden Erfolgen Garibaldi's überkam. Es mag paradox klingen, aber es scheint der Wahrheit in der That näher zu liegen, wenn man eher die Widerstandskraft bewundert, welche der weder durch moralische noch politische Bande zusammengehaltene und seit Jahrhunderten gänzlich unterwühlte neapolitanische Staat blos durch die Kraft der Trägheit dem Stoß von Außen immerhin entgegensetzte, als die Jedermann eher in die Augen fallende, glänzende Erscheinung, welche jener Monarchie den Todesstoß versetzt hat. Wer nur den neapolitanischen Staat genauer kannte und die erforderliche Bildung besaß, um derartige geschichtliche Processe überblicken zu können, versicherte im Jahre 1860, der Kampf, der jetzt ausgefochten werde, sei der letzte gegen die Bourbonen in Sicilien; ihr Reich werde, nachdem der künstlich gestützte Bau in's Wanken gekommen sei, unfehlbar in sich selbst zusammenbrechen, Garibaldi möge jetzt siegen oder

fallen. Und doch war es, auf dem Festlande wenigstens, zu guter letzt fast noch um alle Erfolge geschehen, wenn nicht die Piemontesen rasch und entschieden eingegriffen hätten. So wenig vermag ein von den besten nationalen Elementen geleiteter revolutionärer Ansturm gegen die Mittel eines in sich selbst zusammenbrechenden alten Staates! Das wenigstens kann man als eine unumstößliche Thatsache annehmen, daß all' der glühende Haß, den die Sicilianer gegen ihre Bedrücker empfanden, sie doch nicht stark genug gemacht hatte, dieselben zu vernichten. Wäre Garibaldi nicht zu Hülfe gekommen, auch dieses Mal wäre der Aufstand wieder unterdrückt worden. Hätte Piemont mit seiner organisirten Kraft Garibaldi nicht aufgenommen, die Zuckungen des in sich selbst und an sich selbst zu Grunde gehenden Staates wären doch vielleicht noch stark genug gewesen, diesen seinen nächsten Feind zurückzuschlagen und dann erst in neuen Paroxysmen zu verenden. — Nachdem die Führer des Aufstandes Alles hinlänglich in den ersten Monaten des Jahres 1860 vorbereitet zu haben glaubten, bestimmte man den 4. April zum Tage des Losschlagens für Palermo. Die Stimme eines hochangesehenen Patrioten, des Barons Casimir Pisani, gab den Ausschlag. Derselbe stand zwar nicht an der Spitze der revolutionären Comités, deren Mitglieder überhaupt weder scharf von den übrigen Mitverschworenen abgegrenzt waren, noch auch ein allgemein anerkanntes, Alles dirigirendes Haupt hatten, erfreute sich aber unter den Betheiligten der allgemeinsten persönlichen Hochachtung. Obwohl bisher, wie durch ein Wunder, der Spüreifer der geübtesten Polizisten Nichts entdeckt hatte, als daß von allen Seiten ein neuer Volksaufstand vorbereitet werde, so glaubte doch Pisani den Ausbruch desselben nicht weiter vertagen zu dürfen, da bei der immer größeren Ausbreitung der Verschwörung die Gefahr der Entdeckung doch immer größer wurde. Nur bei dem allgemeinen Hasse der Bevölkerung gegen die Regierung war es möglich gewesen, die Fäden der Unternehmung verborgen zu halten. Und man war gar nicht allzu vorsichtig mit seinen Geheimnissen. Wen man für einen Ehrenmann hielt, mit dem wurde ziemlich offen Alles verhandelt. Ehe noch Garibaldi in Palermo eingerückt war, zeigte mir ein deutscher Kaufmann in Messina das Local, in welchem sich das Messineser Comité zu versammeln pflegte und vor dem eine ganze Anzahl Sbirren arglos vorübergingen, als wir uns in unserer Muttersprache ungenirt hierüber unterhielten.

Und doch kam noch in der letzten Stunde das Geheimniß in den Besitz der Polizei. Daß am 4. oder 5. April der Aufstand in Palermo losbrechen werde, mußte sie freilich wissen. Denn am 3. stürmte das Volk fast die Bank von Palermo, um seine Depositen zurückzuziehen. Viele

Familien verließen die Stadt; die zurückbleibenden verproviantirten sich für mehrere Tage, so daß alle Lebensmittel bedeutend in die Höhe gingen. Aber noch kannte Niemand den Ort, wo der Sturm losbrechen sollte, außer den genauer Eingeweihten. Da verrieth am Abend des 3. April ein junger Mönch des Minoritenconvents della Gancia, von Gewissensbissen und Angst getrieben, der Polizei, daß in seinem Kloster sich die Waffenniederlage der Insurgenten befinde. Und in der That verhielt es sich so. In dem nordöstlichen Stadtviertel von Palermo, unweit der Fiera vecchia, welche in allen Volksaufständen Palermos den ersten Mittelpunkt gebildet hat, liegt in einer langen, engen, von vielen hohen palastartigen Häusern eingefaßten Straße Alloro der Minoritenconvent della Gancia. Als ächte Söhne Siciliens hatten seine frommen Insassen kein Bedenken getragen, ihr weitläufiges Kloster als Waffendepôt den Insurgenten zur Verfügung zu stellen. Kleinere Vorräthe waren in der Via Scopari und in der Nähe der ehemaligen von Kaiser Friedrich II. so reichbegabten Deutschordenskirche della Magione untergebracht worden. In der Nacht vom 3. auf den 4. April sollten nun die Aufständischen sich einzeln dorthin begeben, um Waffen und Befehle zu empfangen. Als dieselben im Morgengrauen angeschlichen kamen, fanden sie das Quartier von zahlreichen Polizeipatrouillen besetzt. Nur Wenige, darunter der heldenmüthige Führer des Aufstandes selbst, Francesco Riso, hatten sich schon in das Kloster begeben. Noch in der Nacht hatte die Polizei dem Kloster, auf jene Anzeige hin, einen Besuch abgestattet. Aber die Mönche hatten sowohl ihre Gäste, als deren gefährliche Habe allen spähenden Blicken zu entziehen gewußt. Nichts desto weniger kam es am Morgen zwischen den Wenigen, welche sich schon in den Besitz von Waffen gesetzt hatten, und der Polizei zum Kampfe. Die Glocken des Convents und von Santa Maria dei Angioli läuteten Sturm. Man schoß gleich anfangs aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser auf die Polizei. Aber zu einem regulären Straßenkampfe kam es kaum, da die einzelnen Trupps der Revolutionäre von einander abgeschnitten waren, und schon darum keine Einheit im Commando herrschte. Schnell herbeigezogene Cavallerie und Artillerie, so wie ganze Infanteriecolonnen erdrückten bald die schwachen Schaaren, die kaum aus 100 Personen bestanden, und trieben dieselben in die Häuser und das Kloster zurück. Nachdem dennoch fast zwei Stunden lang geschossen worden war, sprengten Kanonenkugeln die Thore des Klosters. Bei dem Eintritt in das Kloster empfing die Angreifer noch einmal eine Gewehrsalve, die mehrere von ihnen zu Boden streckte. Dann war der Kampf zu Ende und das Gemetzel begann. Die Mönche, die sich an dem eigentlichen Kampfe nicht betheiligt hatten, wurden niedergeschossen, andere gebunden

und mißhandelt. Dann fiel das Kloſter der allgemeinen Plünderung anheim, nachdem man ſich auch noch einiger der Inſurgenten bemächtigt hatte. Aller Kirchenſchmuck, die ſilbernen Altargefäße u. ſ. w. wurden ein Raub der gläubigen Krieger des gläubigſten Königs. Von hieraus verbreiteten ſich dann die bewaffneten Horden in die benachbarten Straßen und plünderten zwei Tage lang die Läden und Magazine der friedlichſten Bürger unter dem Vorwande aus, dieſelben hätten Inſurgenten verſteckt. Aber man fand von dieſen überhaupt nur ſehr wenige. Bis auf ſechs oder ſieben an dem Kampfe wirklich Betheiligte entkamen Alle. Einige von den Schützen, welche ſich in das Kloſter della Gancia geflüchtet hatten, flohen bei dem Eindringen der Soldaten in das Grabgewölbe unter der Kirche. Hier blieben ſie eine Zeitlang auf den Ueberreſten der längſt verblichenen Kloſterbrüder ruhig liegen. Aber bald ſtellte ſich Hunger und Durſt bei ihnen ein. Da kletterte einer derſelben an der Mauer des Gewölbes in die Höhe und rief aus einem mit Eiſenſtangen geſchloſſenen Luftloche, das ſich nach der Straße Alloro öffnet, die Vorübergehenden um Hülfe an. Trotzdem, daß das Kloſter von Soldaten beſetzt war, und die Wachen derſelben in der Straße auf und ab ſchritten, gelang es der Geſchicklichkeit der Freunde der Unglücklichen, dieſelben mehrere Tage lang mit kärglicher Nahrung zu verſehen. Auch einige kleine eiſerne Inſtrumente warf man durch jene Oeffnungen in das Gewölbe. Da fuhren eines Tages zwei Karren mit Apfelſinen, Limonen und Gemüſen beladen durch die Straße und der ausrufende Verkäufer bot ſeine Waare zur Hälfte des Preiſes an. Aus allen Thüren ſtürzten Weiber und Kinder hervor und es bildeten ſich bald ſo zahlreiche Volkshaufen um die Wagen, daß dieſe ſtille halten mußten. Ganz wie von ungefähr entwickelte ſich dieſe Scene gerade vor jenem Grabgewölbe, ſo daß den Wachen die Ausſicht auf das, was in deſſen Nähe geſchah, genommen wurde. Denn plötzlich fiel hier ein Stein aus der Mauer und ein Menſchenhaupt ragte aus der Oeffnung hervor. Mit Mühe zog man den ganzen Körper durch die ſchmale Pforte nach. Und abermals erſchien ein Antlitz und dann auch noch das dritte. Die drei Gefangenen wurden von ihren Freunden und Verwandten umringt und glücklich mit weg geführt. Unter der großen Menge fand ſich kein einziger Verräther. Alle hatten ſofort begriffen, um was es ſich bei dem billigen Ausverkaufe handele. *)

Nach dem bisher Erzählten war dieſer Aufſtandsverſuch in der Stadt Palermo ſelbſt als geſcheitert zu betrachten. Nicht beſſere Erfolge erzielten im Weſentlichen die Inſurgenten in der Umgebung der Stadt. Rings um

*) Jetzt hat man die Oeffnung, durch welche die Geretteten ſchlüpften, mit Marmor ausgefüttert und, wenn ich nicht ſehr irre, mit einer Inſchrift verſehen.

dieſelbe liegen in der ſchönſten und fruchtbarſten Thalebene Europas, „der Goldmuſchel“ (Conca d'oro) Palermos, viele von mehr oder weniger zuſammenhängenden Häuſergruppen gebildete, volkreiche Ortſchaften. In den Villen und Paläſten der Großen hauſt eine zahlreiche Bevölkerung, ſelbſt wenn die Herrſchaft abweſend iſt, um das Landgut zu bebauen. Einzelne Schlöſſer ſind an Städter vermiethet, die hier ihre Frühlings- oder Herbſtcampagnata verbringen. Auch in den engen Seitenthälern des Gebirgs, ja auf den Gebirgsrücken ſelbſt, wohnt die Bevölkerung dicht zuſammengedrängt. Zahlreiche, wohlhabende Klöſter ſorgen für eine zerlumpte, bettelnde Menſchenmenge höchſt zweifelhaften Urſprungs. Von Alters her hatte dieſelbe einen beſonders üblen Ruf. In ganz Sicilien iſt kein Diſtrikt ſo unſicher als die nächſte Umgebung Palermos. Die Blutrache herrſchte nirgends auf der Inſel ſo ſehr in ihrer ganzen mittelalterlichen Wildheit. In dem weſtlichen Arm der Conca d'oro, unter dem Monte Pellegrino, liegen in der Nähe des königlichen Luſtſchloſſes der Favorita eine Anzahl größtentheils halb verfallener Sommerſitze des Adels und eine Menge einfacher Bauernhäuſer. Man nennt die Gegend i colli. Hier hat die Blutrache ihre Opfer in den Jahren 1860—64 noch nach Hunderten gefordert und die Regierung mußte ſchließlich ganze Parteien confiniren.

Aus dieſen Leuten, welchen es von jeher ziemlich gleichgültig war, ob ſie einen Menſchen oder einen Zugvogel mit ihrer ſelten fehlenden Flinte erlegten, haben die Aufſtändiſchen Palermos zu allen Zeiten ihre beſten Schützen bezogen. So auch dieſes Mal. Daß bei ihnen nicht von Patriotismus oder ſittlichem Freiheitsdrang die Rede ſein kann, beweiſt die Thatſache, daß 1865 die drohende Contrerevolution unter derſelben Bevölkerung ihre zahlreichſten Anhänger fand; daß die meiſten bald legitimiſtiſch, bald garibaldiniſch gefärbten Wegelagerer von Miſilmeri, Ficarazzi, Parco, Monreale, Carini, Caſtellamare u. ſ. w. ſtammen. *)

Im Frühjahre 1860 hatte dieſe halbſtädtiſche, halbbäuriſche Geſellſchaft einen guten Vorwand, ihr wildes Gewerbe zu ergreifen. Die guten Zwecke, welche die Patrioten verfolgten, heiligten nicht nur die Mittel, deren dieſes Geſindel ſich bediente, ſondern auch die Zwecke, welche es im Auge hatte. Nirgends tritt nach meinen Erfahrungen die Unredlichkeit bei den Italienern ſo grell an den Tag, als wenn es ſchlechte Abſichten und ſelbſtſüchtige Zwecke mit pomphaften, patriotiſchen oder kosmopolitiſchen Phraſen zu verbrämen gilt.

*) Dieſes Alles iſt vor dem Aufſtande geſchrieben, der in der Mitte Septembers Palermo abermals zum Schauplatz eines Straßenkampfes gemacht hat.

Die nächsten Absichten dieser Leute gingen auf nichts Anderes, als ihre Rache an den verhaßten neapolitanischen Schergen in deren Blute zu kühlen. Nur bei Wenigen war es auf's Rauben und Plündern in erster Linie abgesehen. Bei den Mitteln, welche die Polizeisbirren sich seit Jahrzehnten gegen die Sicilianer anzuwenden erlaubt hatten, wird man es begreiflich finden, daß diese heißblütigen Söhne des Südens jede Art, dieselben vom Leben zum Tode zu befördern, für erlaubt, ja für geboten ansahen. Soweit diese Insurgenten mit Gewehren versehen waren, luden sie dieselben jetzt statt mit Vogeldunst, mit Kugeln oder Rehposten, stellten sich vereinzelt oder in kleinen Trupps hinter den weißen Mauern oder den undurchdringlichen Caktushecken auf, welche die Gärten und Felder einsäumen, und wehe dem Soldaten oder dem Polizisten oder bourbonisch Gesinnten, der vereinzelt oder mit schwacher Bedeckung des Weges zog. Doch im Ganzen hat nur Personen, welche sich durch irgend welche Schandthaten hervorgethan hatten, diese Art landesüblicher Volksjustiz erreicht.

Aber nicht nur mit Vereinzelten und kleinen Trupps hatte dieses Mal die Regierung zu kämpfen. Rings um die Stadt bildeten sich bewaffnete Banden, squadre, welche größtentheils aus jungen Burschen, picciotti, bestanden, und von angesehneren Revolutionären befehligt wurden. Diese allein wußten, um was es sich eigentlich handele. Wir unterscheiden leicht drei Abtheilungen unter ihnen. Die eine formirte sich östlich von Palermo und erhielt den stärksten Zuzug aus der Bagharia und von Misilmeri. Ein Advocat aus Palermo, Antonio Ferro, war ihr geistiges Haupt. Bald schlossen sich ihr Hülfstruppen aus der Albaneser-Colonie Piana bei Greci an. Von Corleone führten der Marchese Ferdinando Firmaturi und Niccolo Janazzo Genossen herbei.

Südwestlich von Palermo liegt auf steiler Höhe über dem paradiesischen Thale des Sinieto die Pfaffenstadt Monreale mit ihrem weltberühmten Dome Wilhelm's II. Hier setzten sich die Aufständischen fest, welche unter der Leitung von Giuseppe und Stefano Sant' Anna aus Alcamo sich in den benachbarten Städten zusammengefunden hatten, und nun die in den engen Felsthälern des Monte Caputo sich hinaufwindende Verbindungsstraße mit dem Inneren absperrten.

Westlich von der Stadt hatte sich in der Umgebung Carini's, des alten Hykkara, eine Bande zusammen gefunden, die von den Bauern der Ebene unter dem Monte Pellegrino verstärkt wurde. Kurz, rings um Palermo herum loderte in einem nicht allzu großen Bogen der Aufstand rasch auf und unterbrach die Verbindung der Stadt mit der Insel von der Landseite. Nur die See war den Neapolitanern noch offen, und nur

in den ersten Tagen des Aufstandes war der optische Telegraph von Palermo nach Messina und von da weiter nach Neapel noch in Thätigkeit.

Die Nachricht von der Niederlage der Aufständischen in der Stadt selbst hatte Maniscalco noch durch den Telegraphen nach Neapel befördert. Dieselbe wurde natürlich mit großer Zufriedenheit aufgenommen. Doch schickte man eiligst den Statthalter der Insel, welcher sich zufällig in Neapel auf Urlaub befand, nach Palermo zurück. Schon am 5. traf der Fürst Castelcicala auf seinem Posten wieder ein. Doch seine Anwesenheit veränderte an dem Gang der Geschäfte Nichts. Maniscalco und der Armeecommandant der Provinz Palermo, der General Salzano, leiteten die Unternehmungen ganz selbständig. Salzano hatte seine Carriere als Genosse Fra Diavolo's zwischen Terracina und Neapel begonnen, war endlich gefangen genommen worden, aber begnadigt in die Armee Joseph Bonaparte's als Sappeur eingetreten. Nach der Restauration der Bourbonen wurde er Gensdarmerieofficier. Der berüchtigte Polizeiminister del Carreto glaubte in ihm eine brauchbare Persönlichkeit mit einer ihm verwandten Natur erkannt zu haben. Er hatte sich auch nicht geirrt. Salzano erwies sich ebenso tüchtig, die Räuber einzufangen, als er es verstand für sich selbst als von der Regierung legitimirter Brigante zu sorgen. Unglaubliches wird von seiner Geschicklichkeit erzählt, seine Stellung zu privaten Zwecken auszubeuten. Nichts desto weniger avancirte Salzano rasch, nachdem er einmal Boden gefaßt hatte, und war im Frühjahr 1860 als 69jähriger, noch rüstiger Mann Commandant von Palermo und der ersten Provinz Siciliens. Die Truppen, welche er als solcher anfänglich commandirte, mögen die Zahl von 6000 Combattanten nicht viel überstiegen haben. Die Aufgabe, welche er und Maniscalco zu lösen hatten, war in der That keine leichte, wenngleich sie im Besitz der militärisch wichtigen Punkte der Stadt waren. Die Zahl der Mißvergnügten in ihr betrug an 180,000 Seelen, darunter 25,000 Waffenfähige. Waren diese auch fast waffenlos, und der großen Mehrzahl nach gewiß nicht allzu geneigt, ihr theures Leben in die Schanze zu schlagen, so ist doch gerade Palermo mit seinen großen, massiven Palästen eine Stadt, gegen welche weder Kanonen noch Feuer sehr viel auszurichten vermögen. Und nun die ganze Umgegend voll Bewaffneter, die der Stadt die nothwendigsten Zufuhren von Lebensmitteln abschnitten. Warf Salzano diesen die Truppen entgegen, so mußte er fürchten, es breche der Aufstand in der Stadt wieder los; ließ er sie länger gewähren, so gerieth die ganze Insel in Verwirrung. Vorsichtig ließ daher Salzano zunächst die unmittelbare Umgebung Palermos durch kleinere Truppenabtheilungen von den Aufständischen säubern. Dieses gelang auch fast vollständig. Die einzelnen Trupps zogen sich nach

den Bergen zurück und vereinigten sich mit jenen drei schon genannten Banden. Maniscalco setzte unterdessen in der Stadt selbst seine Anstrengungen fort, den Führern der Bewegung auf die Spur zu kommen. Er tappte noch völlig im Dunkeln. Da beschloß er durch einen Schlag gegen die vornehmsten Familien der Insel wenigstens den Schrecken und die Angst in der Stadt noch allgemeiner zu machen und so alle Thatkraft zu lähmen. Am 7. ließ er den Palast des Herzogs von Monteleone cerniren und aus ihm eine Anzahl junger Männer abführen, welche den berühmtesten und reichsten sicilischen Geschlechtern angehörten. Es befanden sich unter ihnen der Fürst Antonio Pignatelli, der Fürst Guarbinelli, der reiche Baron Riso, der Cavaliere San Giovanni und der Herzog von Arenella. Gefesselt wurden dieselben in die Gefängnisse des Forts Castellamare abgeführt. Eine Anzahl anderer Adlicher theilte bald mit ihnen ein gleiches Geschick. Doch die gravirtesten Personen, wie der Baron Casimir Pisani und Sohn, der Marchese Antonio Rudini, jetzt Sindaco von Palermo, und manche Andere entkamen.

Die Wirkung, welche sich Maniscalco von dieser Maßregel versprochen hatte, wurde nicht erreicht. Selbst die ununterbrochen ankommenden Verstärkungen der Garnison vermochten die Bevölkerung nicht völlig einzuschüchtern. Ja trotzdem, daß täglich angeschlagene Siegesbulletins die Niederlagen „der Uebelthäter und Räuber" verkündigten, und man in der That fast ganz ohne sichere Nachrichten über die Vorgänge außerhab der Stadt war, ließen sich die Patrioten nicht irre machen. Am Abend des 13. April füllte eine große Menschenmenge die wichtigsten Straßen Palermos. Auf ein Zeichen, das der Basilianermönch Giuseppe Gustarelli aus Messina gab, ertönten die Straßen von Evviva auf Italien und Viktor Emmanuel. Auf den Balkonen schwenkten die Damen weiße Tücher und warfen tricolore Blumensträuße.

Was war nun hiergegen zu thun? Ein Anschlag der Regierung drohte am anderen Tage „der großen Menge, welche am gestrigen Tage eine aufrührerische Bewegung versucht habe," mit Kartätschen. Doch nahm man dieses Aktenstück nicht in die officielle Zeitung auf, da man bisher in dieser nur von „wenigen Aufrührern" gesprochen hatte und die Proclamationen in ihr zum Abdruck gekommen waren, durch welche den Palermitanern für ihr ruhiges Verhalten Dank gesagt worden war. Indeß nicht allein mit Drohungen suchte man zu schrecken. Am 14. April wurden dreizehn Gefangene, die fast sämmtlich der Betheiligung an dem Aufstande des 4. April beschuldigt waren, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Einige von ihnen wurden es auf bloßen Verdacht hin; einem Knaben, der noch zu jung war, um nach den

gesetzlichen Vorschriften zum Tode verurtheilt werden zu können, fälschte man den Taufschein, um ihn erschießen zu dürfen. Nachdem schon der 70jährige Vater von Francesco Riso, dessen einziges Verbrechen es war, diesen Mann zum Sohne zu haben, sein Ende gefunden hatte, begab sich Maniscalco zur Nachtzeit in die Gefängnißzelle dieses Märtyrers, dessen siechen Leib starkes Wundfieber schüttelte. Er versprach ihm seine und seines Vaters Begnadigung, wenn er bekenne, was er von der Verschwörung und ihren Häuptern wisse. Das Gesicht des Dulders belebte sich noch einmal vorübergehend. Aber er antwortete dem Versucher kurz abweisend und trotzig. Bald darauf verschied er. Nach seinem Tode beging die Polizei die Gemeinheit, das Gerücht auszusprengen, sie habe von Riso noch den Schlüssel zur Verschwörung erhalten. Es war ihr wohl weniger darum zu thun, das Andenken des Patrioten zu beflecken, als durch dieses erdichtete Geständniß Furcht zu verbreiten und Andere zu Bekenntnissen zu verleiten. Aber das Eine wie das Andere ist ihr nicht gelungen. Es fanden sich keine Verräther und Schwächlinge. Nur mit den Waffen waren die Aufrührer zu besiegen.

Nachdem Salzano die Besatzung Palermos durch immer neu ankommenden Nachschub aus Neapel verstärkt sah, beschloß er einige kräftige Stöße gegen die Insurgentencorps auszuführen. Am 11. April ging eine Colonne nach Osten ab. Sie machte eine Umgehung auf Misilmeri zu. Die Bauern der Umgegend, durch einen Landgensdarmen bearbeitet, führten eine Abtheilung derselben fast in den Rücken der Aufständischen, die am 12. früh daher Misilmeri ohne Widerstand räumen mußten. Sie zogen sich in einem großen Bogen nach dem Süden von Palermo zu, um sich mit den Truppen von Stefano Sant' Anna zu vereinigen. Aber auch dessen Corps war an demselben Tage in und bei Monreale von den Königlichen angegriffen und nach lebhaftem Gefecht zurückgeworfen worden. Die Ueberbleibsel beider Abtheilungen mußten sich nun weiter westwärts wenden und sich in der Nähe von Carini mit dem letzten Insurgententrupp zu vereinigen suchen. Es hatten sich in der That in dieser Stadt gegen 1500 Mann zusammen gefunden, denen aber ein einheitliches Obercommando fehlte. Sie sollten nun durch einen Angriff zerstreut werden, den man mit Hülfe eines Landungscorps von der See her und mit zwei Colonnen von der Landseite aus unternahm. Als am 13. April die Aufständischen das Herannahen der Königlichen erfahren hatten, theilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine mehr nach Nordosten auf Capace, der andere nach Südwesten nach Partinico zu zog. Der erste stieß bald auf den Feind und wurde schnell, doch nach tapferem Widerstande, auf Carini zurückgedrängt. Als die Flüchtlinge sich durch die Stadt zurück-

ziehen wollten, um sich mit dem Reste zu vereinigen, der südlich abgezogen war, fanden sie den Ausgang der Stadt schon in den Händen des Feindes und es entspann sich ein heftiges Straßengefecht. Sie wären aufgerieben worden, wenn nicht die Tapfersten der abgerückten Insurgentencolonne eiligst zurückgekehrt und den Königlichen in den Rücken gefallen wären. Dadurch erhielten die Eingeschlossenen momentan Luft und sie benutzten den Augenblick, aus der Stadt zu entwischen und sich mit den Ihrigen wieder zu vereinigen.

Hatten die Neapolitaner ihren Zweck, die ganze bei Carini aufgestellte Insurgentenschaar durch ein combinirtes Manoeuvre einzufangen nicht erreicht, so waren die Verluste derselben, wenn auch numerisch nicht so groß als die der Soldaten, doch so bedeutend gewesen, daß sie sich von dieser Niederlage nicht wieder erholten. Die Neapolitaner verfolgten sie zwar nicht weiter, sondern plünderten die Stadt Carini und die umliegenden Ortschaften total aus, erschossen die Männer und schändeten die Weiber. Aber die Insurgenten zerstreuten sich jetzt von selbst. Die Anführer flohen in die unzugänglichsten Schlupfwinkel der Berge. Die Bauern schlichen nach Hause, versteckten ihre Gewehre und thaten, als wären sie niemals von dem heimathlichen Heerde entfernt gewesen. Das Gouvernement hatte Recht, wenn es behauptete, der bewaffnete Widerstand der Insel sei niedergeworfen.

Aber „diese bewaffneten Banden bedeuten nicht viel; mit ihnen zu Ende zu kommen, wird nicht schwer werden; aber Palermo bleibt das Feuerbecken, das brennt und raucht." So schrieb Salzano nach Neapel. Und er hatte Recht, die Waffenerfolge nicht zu überschätzen. Denn nicht in Palermo allein brannte das Feuer unter der Oberfläche fort. In allen größeren Städten der Insel war es gleichfalls schon zum Ausbruche gekommen, oder doch dem Ausbruche nahe. Doch keine kam Palermo gleich.

In Messina hatten die Eingeweihten den Tag des Ausbruchs der Revolution von Palermo vorher gewußt. Aber hier hatte man die Septembertage von 1848 noch nicht vergessen. Die Bevölkerung verhielt sich unter den Kanonen verschiedener Forts und der Citadelle nothgedrungen ruhig. Doch ihre Gesinnung war nicht zweifelhaft; einige kleinere Demonstrationen unterblieben auch nicht. Um diese nicht etwa zu Thaten werden zu lassen, beschloß der Commandant der Citadelle, der General Russo, die Initiative zu ergreifen. Am Ostersonntag Abend — 8. April — ertönten die Straßen der Stadt von Gewehrsalven, welche ganze Compagnien abgaben. Die auf der Straße promenirenden Bürger stürzten in die nächsten Häuser, in welchen sie, so gut es gehen wollte, übernachteten. Wer sich an einem Fenster zeigte, um nachzusehen, was auf den Straßen

vorgehe, konnte sich auf ein Dutzend Kugeln gefaßt machen. Mehrere ganz Unschuldige wurden ein Opfer dieses Einschüchterungsverfahrens, das man später damit zu rechtfertigen suchte, es sei auf die Truppen geschossen worden. Am folgenden Morgen proclamirte Russo den Belagerungszustand, nahm Verhaftungen vor und drohte der Stadt mit Bombardement und allgemeiner Plünderung. Die Messinesen wollten schon die Vorboten von diesen Dingen, die in der Stadt sich herumtreibenden Calabresen, gesehen haben! Da aber in der That nicht die geringste Veranlassung zu solchen barbarischen Maßregeln vorgelegen hatte, so beschwerte sich selbst der von den Neapolitanern eingesetzte Bürgermeister der Stadt. Er wurde seiner Funktionen enthoben und nach Neapel beschieden. Besseren Erfolg hatten die Proteste der auswärtigen Consuln, welche im Königreich Neapel noch eine Stellung behaupteten, wie sie sonst nur in dem Oriente und unter halbwilden Völkern anerkannt wird. General Russo mußte von ihnen die derbsten Vorwürfe hinnehmen und erließ dann eine neue Proclamation, in der er von der guten Gesinnung der Messinesen sprach und seine Drohungen gegen die Uebelthäter richtete, welche die Umgebungen der Stadt beunruhigten. Denn es hatten sich in den Tagen nach jenem einseitigen Straßenkampfe wirklich einige junge Leute in die Berge geflüchtet, ohne jedoch Jemandem zu nahe zu treten. Mit Ausnahme Weniger war der Heldenmuth der Messinesen im Jahre 1860 in der That nicht weit her. Doch übertraf er noch den der Neapolitaner. Wenn man des Abends, selbst beim hellsten Mondschein, mit einer Dame am Arme über die Straße ging, und dabei einen der alle hundert Schritte ausgestellten Doppelposten zu passiren hatte, so mußte man sich trennen und einzeln an den Kriegern vorbeiziehen. Ich selbst wurde einmal unmittelbar vor der Stadt nach einem Spaziergang zwischen den Posten arretirt, konnte weder vorwärts noch rückwärts mit meinen beiden Gefährten und mußte die Nacht vor dem Thore verbringen!

In Catania hatte die geschickte Haltung des Intendanten Fürsten Fitalia, dem die Sicilianer als einem Neffen Ruggiero Settimo's Hinneigung zu ihren Bestrebungen glaubten zutrauen zu dürfen, es zu keiner öffentlichen Kundgebung der Gesinnung der Bevölkerung kommen lassen. In Trapani dagegen erfocht die Volkspartei durch energisches Auftreten einen wenn auch nur vorübergehenden Triumph, da die Garnison sich freiwillig in die Caserne zurückzog. Auch in unbedeutenderen Städten, wie in Marsala, Mazara und Noto kam es zu Demonstrationen, und hier und da sogar noch zu weiterem Blutvergießen. Doch seit den Erfolgen von Carini war das Uebergewicht zu stark auf Seiten der Regierung.

Allein selbst wenn die Sicilianer gewußt hätten, daß ihre vertriebenen

Landsleute, welche die Schlachten und Siege in Oberitalien mitgeschlagen hatten, Nichts für sie zu thun im Stande seien und sie im Stiche lassen müßten, der Widerstand Palermos wäre doch noch nicht erlahmt. Maniscalco und Salzano stellten zwar dem Hofe die Sache als ganz erledigt dar, um das Füllhorn der königlichen Gnade so reichlich und so schleunig als möglich über sich ausgegossen zu sehen. Ja man hob sogar, wenigstens dem Namen nach, den Belagerungszustand von Palermo wieder auf. Allein dies geschah nur, um keiner der fremden Mächte irgend welche Handhabe zur Einmischung zu bieten. Der Sache nach aber blieb er bestehen. Denn Maniscalco wußte zu gut, daß die Ruhe nicht dauernd sei. Man sammelte noch fortwährend Geld, bereitete Munition, die Verbindung mit den Guerillabanden der Gebirge bestand ununterbrochen fort. Diese hatten sich wieder vermehrt, nachdem diejenigen, welche dem Versprechen der Regierung Glauben geschenkt hatten, daß, wenn sie ihre Waffen auslieferten, ihnen Amnestie zu Theil werden solle, sich bitter getäuscht gesehen hatten. Auch war der Muth bedeutend gehoben, da zwei verbannte Sicilianer auf schwachem Kahn über das Meer gekommen waren und die tröstliche Nachricht gebracht hatten, die italienischen Brüder würden unter Garibaldi bald erscheinen. Wie ein Lauffeuer flog diese Nachricht, die Rosolino Pilo aus dem uralten Grafengeschlechte der Capeci und Giovanni Corrao gebracht hatten, von einem Vorgebirge der Insel zum andern. In Palermo beschloß das geheime Comité, sofort eine neue Kundgebung des Volkswillens zu veranstalten. Dasselbe hatte zwar nie seine Wirksamkeit völlig eingestellt. Allein es war gleichsam nur ein freier Ausschuß aus der Masse der revolutionären Gesammtbevölkerung Palermos und bestand heute aus Diesen und morgen aus Jenen, welche sich gerade zusammen fanden. Der Dr. med. Gaetano La Loggia war das thätigste Mitglied. Von diesem Comité wurde jetzt wieder eine Schrift verbreitet, in welcher die Sicilianer den Völkern Europas die Gründe des neuen Aufstandes auseinander setzten. Die Absetzung der Bourbonen und Vereinigung Siciliens mit dem Königreiche Italien unter dem Scepter Viktor Emanuel's wurden offen als die Ziele ausgesprochen. Obwohl die Polizei alle bekannten Buchdruckereien der Stadt hatte schließen lassen, so erschienen doch immer neue Ansprachen des Comités an das Volk, um die Lügenberichte der officiellen Zeitung zu widerlegen. Auch wurden wieder Demonstrationen in's Werk gesetzt. Am 9. Mai ließ eine große Menge Volkes, die durchaus den besseren Ständen angehörte, Viktor Emanuel in den Hauptstraßen der Stadt hoch leben. Als sie auseinander stob, tödtete das Pelotonfeuer der Soldaten einige Zuschauer. Nichts desto weniger ahmte das niedere Volk in seinen Stadttheilen am nächsten und am dritten Abend

dieſes Beiſpiel nach und auch von ihm fielen einige Opfer in der Albergaria und Khalſa.

Zwei Tage nach dieſem Vorgange landete Garibaldi in Marſala. Schon wiederholt waren die Inſurgenten durch falſche Nachrichten getäuſcht worden, daß Landungsverſuche von Verbannten bei Termini oder Cefalu ſtattgefunden hätten. Jetzt aber war es keine Sage, daß der berühmte Freiſchaarenführer mit zwei Dampfſchiffen voll Truppen am 11. Mai kurz nach Mittag in den Hafen von Marſala eingelaufen ſei, ſeine Truppen glücklich an's Land geſetzt habe und im Vormarſch nach dem Inneren der Inſel begriffen ſei. Vielen ſchien die Nachricht zwar auch dieſes Mal nicht recht glaublich. Wie ſollte die zahlreiche neapolitaniſche Dampfflotille, die um die Inſel kreuzte, zwei Dampfſchiffe haben paſſiren und in einen bedeutenden Hafen der Inſel einlaufen laſſen können? Andere, die den Aufſtand als erloſchen anſahen, meinten, Garibaldi werde wohl Bedenken tragen, ſeine friſchen Lorbeeren ohne Ausſicht auf Erfolg wieder zu Markte zu tragen. Noch Andere, denen der Name Garibaldi's nur dunkel und aus den gefälſchten Berichten der officiellen Zeitungen bekannt war, wußten nicht recht, weſſen ſie ſich von Garibaldi zu verſehen hätten. War er eine Art Räuberchef, ein moderner Flibuſtier, oder wirklich der Freiheitsheld und Menſchenfreund, zu dem ihn die Liberalen machten? All dieſem Schwanken gegenüber traten die Revolutionäre um ſo energiſcher und ſiegesgewiſſer auf und bewieſen dadurch, daß ſie die einzige politiſche Partei der Inſel bildeten.

Wenige Tage nach der Landung Garibaldi's zogen ſie in Girgenti die dreifarbige Fahne auf, trotzdem daß noch eine neapolitaniſche Beſatzung hier lag. Ebenſo in Noto, wo ein ehrwürdiger Abt, Giuſeppe Leva e Gravina, der ſchon Mitglied des Parlaments von 1812 geweſen war, an die Spitze des Comités trat. Die Städte Aidone, Piazza, St. Stefano di Camaſtra, Miſtretta, Termini u. ſ. w. bildeten ſofort Ausſchüſſe zur Unterſtützung Garibaldi's. In Palermo wurde die Landung deſſelben ſchon am 12. bekannt, obwohl die Entfernung Marſalas von der Hauptſtadt auf dem nächſten fahrbaren Wege 17—18 deutſche Meilen beträgt! Es erſchien hier ſofort eine jener myſteriöſen Proclamationen: „Garibaldi iſt mit uns und ſein Name bedeutet Sieg! Unſere Anſtrengungen ſind gekrönt, unſere Wünſche erfüllt. Der Tag des nahen Triumphs ſei aber nicht mit Blut befleckt! Wenn wir in den Gefahren ſtandhaft waren, ſo ſeien wir jetzt edelmüthig und hochherzig. Beleidigte und Beleidiger, werfen wir jetzt einen Schleier über die Vergangenheit und einſtimmig ſei unſer Ruf: Es lebe Italien, es lebe Viktor Emanuel, es lebe Garibaldi!"

Die Regierung in Palermo war über die Landung des berühmten

Freischaarenführers auf's Aeußerste betroffen. Die niederen Funktionen ihres Körpers standen still, wie von jähem Schrecken gelähmt. Selbst die Polizei verlor den Kopf und damit war die gesammte innere Landesverwaltung vernichtet. Nur das Militär war noch nicht ganz entmuthigt. Es verließ sich auf seine colossale Uebermacht, auf seine zum Theil treffliche Ausrüstung. Doch in der Leitung des Ganzen trat auch hier ein Schwanken hervor. In Folge eines Ministerwechsels in Neapel war die klerikal reaktionäre Partei wieder vollständig zur Herrschaft gekommen. Dem Könige wurden die schlimmen Nachrichten von der Insel verborgen gehalten. Selbst den Capitänen der Kriegsschiffe, welche den König persönlich über den Stand der Dinge unterrichten sollten, wurden von den Kammerherren während ihres Antichambrirens Winke gegeben, die Dinge nicht allzu schwarz zu färben, wenn sie nicht um alle Gunst kommen wollten. Die Königin-Mutter soll noch in diesen Tagen den Plan verfolgt haben, die Sachen sich so verwickeln zu lassen, daß der König freiwillig auf Sicilien verzichte und dann für den Grafen von Trani eine Secundogenitur errichtet werde! Wie dem nun auch sein mag, man kam den Sicilianern in Nichts entgegen, um jetzt wenigstens ihre Gunst sich zu erwerben. Vielleicht verzweifelte man doch auch schon an der Möglichkeit. Maniscalco blieb in Palermo nach wie vor. Nur an die Stelle des uralten Fürsten Castelcicala trat der Generallieutenant Lanza, ein unentschlossener, alter Mann, welcher, obwohl er einer der ersten Familien der Insel angehörte, doch ohne allen persönlichen Einfluß auf ihr war. Man traute dem neuen Alterego des Königs so wenig, als man irgend Etwas mit Vertrauen aufnahm, was von Neapel kam.

Und in welchem Zustande traf der neue Vicekönig die Insel und deren Hauptstadt, als er am 17. Mai in Palermo landete! Am 17. waren die ersten Flüchtlinge des von Garibaldi bei Calatafimi geschlagenen Corps des Generals Landi im desolatesten Zustande dort eingetroffen. Noch schreckenerregender als die Schilderungen, welche die nach mannhafter Gegenwehr überwundenen Kämpfer von Calatafimi von der Tapferkeit und der Zahl der Gegner machten, lauteten die Berichte jener Helden, welche bisher kein Rothhemd zu sehen bekommen hatten und sich, statt die flüchtigen Kameraden aufzunehmen und zum Stehen zu bringen, deren schleuniger Rückwärtsbewegung angeschlossen hatten. Garibaldi tödte die Feinde durch seinen Blick, war die Meinung des gemeinen Mannes. Auch die Sicilianer glaubten das vielfältig, welche ihn nicht in der Schlacht gesehen hatten. Um so größer war natürlich ihr Vertrauen auf den Ausgang der Unternehmung, und wer noch nicht zum Abfalle reif war, begann, schon aus Gründen der Klugheit, sich wenigstens möglichst neutral

zu halten. Die Geldmittel floſſen dem Comité jetzt reichlicher als je zu. Man konnte Waffen und Schießbedarf von Malta kommen laſſen. Es bedurfte nur noch Eines größeren Erfolges von Seiten der Revolutionäre und die ganze Inſel war für die Bourbonen verloren.

Man kann das Geſchick, mit dem Garibaldi ſich in dieſer entſcheidenden Zeit benahm, nicht genug rühmen. Mögen die Kämpfe, die er an anderen Orten ſiegreich beſtand, größer geweſen ſein, als die hier ausgefochtenen, der Mai 1860 enthält doch die ſchönſten Blüthentage ſeines Lebens. Die Alles glaubende, Alles hoffende, Alles duldende Liebe zum Vaterlande, die in der Bruſt Garibaldi's ſo rein und lauter brennt, wie in wenigen Sterblichen, entzündete jetzt allüberall, wo nur noch ein Fünkchen von Patriotismus erglühte, daſſelbe zu lichten Flammen. Und wenn überall, wo die Lohen einer Revolution zum Himmel ſchlagen, die Flamme nicht ſo rein und klar brennt, wie „das Gaslicht der Idee," ſondern die wilden Leidenſchaften auch in ſchwarzen Dampfwolken auflodern, ſo hat doch Garibaldi es in Sicilien durch ſeine Perſönlichkeit vermocht, die große Umgeſtaltung aller politiſchen Verhältniſſe von dem dunkelen Hintergrunde ſo rein und glänzend zu erhalten, daß wir auch in dieſer Beziehung nur wenige Umwälzungen der Geſchichte mit ihr vergleichen können. Denn nur wenige Schuldbeladene ſind als Opfer der Privat- und Volksrache gefallen. Der Diktator hat gar Viele gerettet, welche die Volksjuſtiz geſtraft ſehen wollte. An allen Orten hat er das heißblütige Volk ermahnt, hochherzig zu verzeihen, um der Freiheit werth zu ſein. Und auch an Solchen, welche nur widerwillig und mit einem dem inneren Weſen des ſeltenen Mannes abgewendeten Sinn ſein Thun betrachteten, an kalten und feigen Egoiſten und Alles wohl berechnenden Naturen, hat ſich gar oft deſſen magiſch wirkende Anziehungskraft bewährt. Es iſt nicht die Rede von denen, welche, weil ſie ſelbſt gar Nichts von dem empfanden, was den Freiſchaarenführer bewegte, nun ſeine Thaten und Tugenden um ſo lauter lobten, um dadurch gleichſam auch Etwas von denſelben ſich anzueignen. Oder von Jenen, welchen der Erfolg einer That das einzige Maß für deren Werthſchätzung erſcheint. Der ideale Schwung, welcher ſich in den Thaten und Worten des Mannes ausſprach, und der ſeit jener Zeit nur zu oft falſch geleitet, den realen Verhältniſſen gegenüber faſt gekünſtelt naiv erſcheint, war damals vollkommen berechtigt und verfehlte ſeine Wirkung darum auch nicht. Denn gerade damit, daß er in ſeinen Proclamationen die Seinigen ſämmtlich als Helden hinſtellte, während er ſo gut wußte, als wir es jetzt wiſſen, daß von den „Tauſend von Marſala" nur die Hälfte ungefähr aus wirklich tapferen, zuverläſſigen Männern beſtand; daß er die ſiciliſchen Freiſchaaren als die aufopferungsmuthigſten Soldaten pries, während er

ſie bis auf Wenige bei dem erſten Waffengange auseinander ſtieben ſah, ſchlug er eine Saite in der Bruſt der Italiener an, deren Wohlklang ſich keiner von ihnen auf die Dauer entziehen kann. Denn was bei uns Pflichtgefühl und kalter Mannesmuth vollbringt, das bewirkt bei den Söhnen des Südens die ſchnell bewegte Phantaſie, leicht erregter Enthuſiasmus und geſchmeichelte Ehrliebe. Nicht als ob Garibaldi ein Volksſchmeichler wäre. Nein, ſein eigener reiner Sinn ließ ihn über all das Widerwärtige, was er ſah, leicht hinweggleiten und die Augen nur an dem Großen und Trefflichen haften, was da wirklich geſchah. Es iſt wahr, er nahm die Menſchen nicht, wie ſie der großen Mehrzahl nach waren, ſondern wie er meinte, daß ſie ſein ſollten. Aber indem er ſie ſo nahm, wurden ſie dem Bilde ähnlicher, das er ihnen vorhielt, und ſie übertrafen ſich ſelbſt. Hätte er an der Stelle des Lobes, das er ſpendete, getadelt — und er hatte oft den beſten Grund dazu — ſeine Unternehmung würde fehlgeſchlagen ſein. Nur dadurch, daß ſeine optimiſtiſche Auffaſſung und Schätzung des Werthes der Menſchen dem Stolze und der etwas phraſenhaften Eigenliebe der Sicilianer begegnete, hat er in Sicilien gewirkt, was er gewirkt hat.

Und noch mehr! Der Krieg von 1859 war mit allen Künſten einer zweideutigen Politik eingeleitet und nicht zu dem Ende geführt worden, welches die italieniſchen Patrioten erſtrebt hatten. Da trat auf einmal ein Privatmann mit einer kleinen Schaar offen gegen einen König unter die Waffen, dem hunderttauſend Soldaten gehorchten, und forderte im Namen des Volkes und unveräußerlicher Menſchenrechte ihn auf, ſeiner Krone zu entſagen, und das von ſeinem Tyrannen befreite Land, erklärte er, ſolle dann einen Theil des großen, ſchönen Italiens bilden, das von dem Fuße der Alpen bis an das afrikaniſche Meer dem Scepter Eines nationalen Herrſchers gehorchen werde. Hier ſetzte wirklich ein Mann Ehre und Leben für eine Idee auf das Spiel. Und es wurde gewonnen. Von Sieg zu Sieg ſchritt er fort und die Krone des Königreichs, das er erſtritten hatte, legte er einem Fürſten zu Füßen, von dem er wohl wußte, daß außer dem Haße gegen die Todfeinde ſeines Vaters ihn Nichts ſo peinige, als die Eiferſucht auf ihn ſelbſt, den Liebling der Völker! Das ſchien zu viel in unſeren „proſaiſchen," „materialiſtiſchen" Zeiten. Die Helden des Alterthums, welche die Poeſie mit ihrem Goldglanze verherrlicht hatte, ſchienen wieder erſtanden zu ſein. Der Name Timoleon's war wieder auf den Lippen Unzähliger. Und nicht nur die Jugend aller Länder und die Frauen aller Stände ſchwärmten für den viel verſchlagenen, erfindungsreichen Mann, der mit dem Muthe des Löwen das Herz eines Kindes zu haben ſchien. Ein Taumel der Begeiſterung erfaßte auch viel

kältere, ruhigere Köpfe ob des Glanzes der Thaten dieses Einzigen, und selbst seine Feinde konnten sich eines ehrfurchtsvollen Grauens vor diesem neuen, furchtbarsten Gegner nicht erwehren und hielten, wie von einem Zauber gelähmt, still, bis daß es zu ihrer und ihrer Freunde Rettung zu spät war. In gar mancher Hofburg haben die Augen der Gewaltigen damals mit denselben gemischten Empfindungen auf das Porträt des „Flibustiers" gestarrt, mit welchen einst Leo X. das Bild der „deutschen Bestie" betrachtet haben soll. Und der gemeine Mann in Sicilien, der kaum ein Verständniß von dem hatte, was Garibaldi ihm gebracht, räumte wohl am St. Giuseppentag den einzigen Platz aus, der seine Wohn- und Arbeitsstätte bildet, setzte an die der Straße gegenüberliegende Wand einen Tisch oder eine Console, und stellte zwischen hohen, im ersten Frühlingsglanze prangenden Blumensträußen die Büste oder das Bild des neuen Volksheiligen auf. Hier wie dort verehrte oder fürchtete man etwas Unfaßbares und Fremdes in der Person des Diktators von Sicilien. Der Heroencult schien sich neu zu beleben. Aber Niemand darf ungestraft auf den Pfaden der Götter gehen! Noch waren keine zwei Jahre verflossen, als den Befreier der Insel unendlicher Jubel empfing, da er, sie zu besuchen, zu ihr zurückkehrte. Aber auch hier bestätigte es sich, daß die Welt um den, welchen sie eben zu verrathen sinnt, noch einmal ihren trügerischen Schein ausbreitet. Auf dem calabrischen Waldgebirge, von dem er herab auf Siciliens gesegnete, freie Fluren schauen konnte, traf ihn die Kugel eines Kriegers seines, durch ihn groß gewordenen Vaterlandes. Man hat damals wohl gesagt, es würde besser gewesen sein, wenn sie sein Herz getroffen habe. Denn das werde nur noch in Erbitterung über den Undank seines Vaterlandes schlagen. Aber daß Garibaldi's Herz größer ist als das Vieler, welche jetzt schon mit Achselzucken wieder von ihm reden, hat dieses Jahr von Neuem bewiesen. Als das Vaterland abermals rief, zögerte er keinen Augenblick, diesem Rufe zu folgen, und er war bereit, selbst neben dem Manne zu kämpfen, der ihm einst die Schmerzenskugel senden ließ. Und wenn dieses Mal seine Mühen nicht mit Erfolgen gekrönt wurden, so soll uns das nur bestimmen, seinen Verdiensten um Sicilien um so gerechter zu werden. Man ehrt einen großen Mann nicht damit, daß man seine Thaten übertreibt, sondern daß man sie der Wahrheit gemäß darstellt. Aber ungerecht wird man, wenn man aus unverschuldeten Mißerfolgen auf das zurückschließt, was er allein geleitet und geleistet hat, und wenn Manchem einzelne seiner Thaten und Reden bedenklich erscheinen, so wird doch das Geringste sein, was einst die Geschichte über diesen außerordentlichen Mann sagen wird: „Er hat viel geliebt, ihm wird viel vergeben." —

Garibaldi war mit 1087 Mann in Marsala gelandet, die Mannschaft besaß 1019 Flinten und vier kleine Kanonen, hunderttausend Gewehrpatronen und dreihundert Geschützladungen. Von Marsala brach der Diktator am 12. Mai früh auf, um sich nach dem Inneren der Insel zu begeben und sich dort mit den Ueberresten der sicilianischen Aufständischen zu vereinigen. Nur wenige junge Männer aus Marsala schlossen sich seinen Fahnen an. Besser war der Empfang zu Salemi, einer kleinen Landstadt, in welcher sich Garibaldi, von den Einwohnern dazu aufgefordert, am 14. Mai im Namen Viktor Emanuel's zum Diktator von Sicilien erklärte. In dieser seiner Eigenschaft erließ er einen Aufruf zur Organisation des sicilianischen Heeres, in welchem er die Conscription einführte. Ihm wurde aber von Seiten der unter die Fahnen gerufenen Mannschaften keine Folge gegeben. Nur Freiwillige stellten sich ein. Und auch sie ließen sich nicht zu geregelten Kriegsdiensten verwenden. In ungeordneten Schaaren zogen von Salemi wohl schon an 2000 Mann mit dem Diktator fort, aber nur um ihn bis auf Wenige zu verlassen, wenn er etwa nicht siegreich bleiben sollte. Wichtig war es für die ganze Unternehmung jedoch, daß sich Priester und Mönche der Freischaar anschlossen und damit bei einem Theile des niederen Volkes wenigstens alle religiöse Skrupel niedergeschlagen wurden.

Schon in Salemi hatte Garibaldi die Nachricht erhalten, daß eine neapolitanische Colonne unter dem Befehl des Generals Landi gegen ihn in Bewegung sei. Nachdem er die Wasserscheide zwischen dem thyrrhenischen und afrikanischen Meere zwischen Calatafimi und Salemi überschritten hatte, kam es am 15. Mai in dem Thalgrunde oberhalb Calatafimi zu einem blutigen Zusammenstoße. Einst sollen die Bewohner von Segesta, dessen Akropolis man vom Schlachtfelde aus erblicken kann, hier eine römische Heeresabtheilung geschlagen haben, und daher heißt der Berg, auf dem sich Landi lagerte, Monte del pianto de' Romani. Sicherer ist wohl, daß in dieser Gegend die Grenzen herliefen, um derer willen die Bewohner von Segesta mit den Einwohnern von Selinus in endlose Händel verwickelt waren, welche den Heereszug der Athener nach Sicilien herbeiführten. An dem Kampfe, welcher wesentlich in der Erstürmung der an der Bergwand aufsteigenden Stellungen der Neapolitaner bestand, betheiligten sich von Seiten der Garibaldiner direkt höchstens 1200 Mann, während allerdings an den Flügeln der Aufstellung noch eine ganze Menge einzelner Guerillatruppen umherschwärmten. Die königlichen Truppen, welche ungefähr 3000 Mann stark waren, wehrten sich in ihren guten Stellungen ganz tapfer. Hätten sie bessere Führer gehabt und wäre ihnen nicht bei dem entscheidenden Angriff zuletzt die Munition ausgegangen, so

wäre der Ausgang des Treffens ein ganz anderer gewesen. Die Thatsache, daß die neapolitanischen Soldaten ihre gegen sie anstürmenden Feinde mit Steinwürfen empfingen, als ihnen die Munition ausgegangen war, — Garibaldi selbst wurde von einem solchen verletzt — spricht wenigstens für die Tapferkeit des gemeinen Mannes. *) Aber von ihren Führern stets zurückgenommen und den wüthenden Bajonnetangriffen der Freischaaren immer von Neuem ausgesetzt, versagten sie zuletzt und flohen nach Calatafimi mit Verlust einer Berghaubitze. Obwohl der Kampf vom Morgen 11 Uhr bis gegen 3 Uhr Nachmittags gedauert hatte, verloren die Königlichen nur 36 Todte, während die Garibaldiner selbst deren 16 zählten. Der Gesammtverlust an Verwundeten betrug bei jenen gegen hundert, bei diesen ungefähr fünfzig.

Landi setzte sich mit seiner geschlagenen Truppe in Calatafimi fest, und schrieb von hier aus einen Bericht an den Fürsten Castelcicala, in welchem er um Verstärkung, Munition und Lebensmittel bat; Calatafimi, ein Städtchen, das auf einem steilen Hügel liegt und leicht zu vertheidigen ist, wolle er halten; Garibaldi selbst sei geblieben. Dieser Bericht kam aber nicht in die Hände des Adressaten. Er wurde vielmehr von einer Streifpatrouille Garibaldi's abgefangen. Aber ehe nur die Kunde hiervon an Landi kam, hatte er auch schon wieder andere Entschlüsse gefaßt. Noch in der Nacht nach dem Kampfe brach er in Folge einer Nachricht, daß sich in seinem Rücken, bei Alcamo, zahlreiche Squadre umhertrieben, in der Richtung nach Palermo auf. Garibaldi zog darum schon am 16. früh in Calatafimi ein, um am folgenden Tage in Alcamo zu übernachten. Landi war einen Tagemarsch vor ihm, schlug sich durch die von den Aufständischen verbarricadirte volkreiche Stadt Partinico am 17. durch und erreichte am 18. mit seinen verwilderten und todmüden Soldaten Palermo. Als er in die Hauptstadt einzog, stand Garibaldi schon oberhalb Monreale bei Renna, wo sich die von Palermo ausgehende große Straße nach dem Inneren der Insel in die beiden nach Alcamo und San Giuseppe bei Mortilli ausgehenden Arme spaltet. Hier erhielt er denn auch Zuzug von allen Seiten, so daß jetzt das Corps schon auf 4000 Mann anwuchs. Einzelne, von ihm schon von Calatafimi aus vorausgesendete Freischaarenführer, wie der aus den Kämpfen von 1848—49 wohlbekannte La Masa, hatten die nächste Umgebung Palermos wieder in vollen Aufstand gebracht und die Streitkräfte der Königlichen an diesen Platz gefesselt. Rosolino Pilo führte dem Diktator gegen tausend Freiwillige zu. Aber von Renna

*) Rüstow erwähnt das Ausgehen der Munition bei den Neapolitanern gar nicht. Seine Darstellung des Schlachtfeldes ist auch nicht ganz correkt. Er war nicht an Ort und Stelle.

nach Palermo hatten die Königlichen die Straße, welche sich an dem steilen Thalhange hinunterzieht, stark besetzt. Ebenso waren die Höhen, oberhalb Monreale, um das große Benediktinerkloster herum auf's Sorgfältigste bewacht. Zahlreiche Scharmützel der Vorposten bewiesen, daß hier auf dem direkten Wege nicht durchzukommen sei. Garibaldi beschloß daher sich weiter nach Osten zu ziehen und die zweite Heerstraße zu gewinnen, welche von Palermo aus nach dem Inneren und zwar nach Corleone führt. Die sicilianischen Freiwilligen ließ er in der alten Stellung zurück, um die Königlichen über seinen Abzug zu täuschen. In einer finstern Regennacht zog er querfeldein nach Parco ab, das südöstlich von Monreale auf der entgegengesetzten Seite des Oretothales liegt. Obwohl nur wenig über eine deutsche Meile von Palermo entfernt, liegt das Städtchen doch schon über tausend Fuß über dem Meere. Wie das benachbarte Monreale mit seinem mosaikfunkelnden Dome dem frommen Eifer des letzten normannischen Königs, Wilhelm II., seine Entstehung verdankt, so ist Parco eine Schöpfung seiner Waidmannslust. Auch unser Friedrich II. hat in den Gründen des Monte Rebutò gar oft seine Falken steigen lassen.

Von hier aus suchte nun Garibaldi in die Thalebene Palermos herabzusteigen. Um auf alle Fälle gesichert zu sein, ließ er seine Stellung oberhalb der Stadt mit Gräben und Erdaufwürfen befestigen. Aber auch diese Stellung schien am 24. dem General nicht fest genug, um sich in ihr gegen die Uebermacht zu behaupten, welche er sowohl von Monreale als direkt von Palermo aus gegen sich vorrücken sah. Der General Colonna und die Obersten Bosco und von Mechel zogen mit 6000 der besten Truppen gegen ihn heran. Der Höchstcommandirende Salzano befand sich selbst bei dem Corps. Garibaldi beschloß sich vor dieser Uebermacht, der er kaum 1000 Mann einigermaßen geübtes Militär entgegen zustellen hatte, in der Richtung auf Corleone zurückzuziehen, der Oberst Türr deckte den Rückzug durch kleine Nachhutsgefechte in Parco selbst und dann wieder auf der Straße, welche sich um den Felsberg Rebutò im weiten hoch ansteigenden Bogen herum zieht. Die Königlichen plünderten Parco aus und verfaßten ein Siegesbulletin.

In der That war Garibaldi auf dem Rückzuge begriffen und er selbst mußte sich sagen, daß er sich immer weiter von seinem Ziele entferne. Da ersann er einen Ausweg, der eines Hannibal's nicht unwürdig gewesen wäre. Von der Straße, welche nach Corleone führt, zweigt sich in Piana bei Greci ein Seitenweg östlich nach Santa Cristina*) ab. Von

*) Rüstow schreibt San Cristino. Im Detail ist derselbe überhaupt nicht sehr zuverlässig und die Auffassung im Großen und Ganzen doch etwas allzusehr von seinen politischen Ansichten beeinflußt.

hier aus ist es möglich, auf Gebirgspfaden und durch Thalschluchten hindurch die dritte Heerstraße zu erreichen, die von Palermo über Misilmeri, fast ganz östlich von Palermo, nach Catania durch das Centrum der Insel führt. Am 24. Nachmittags versammelte Garibaldi in Piana bei Greci einen Kriegsrath, an dem Sirtori, Türr, Orsini und Crispi Theil nahmen, und legte seinen Plan vor. Orsini solle mit den fünf Kanonen den Rückzug nach Corleone fortsetzen und sämmtliche Bagagekarren, ungefähr vierzig schlechtbespannte zweirädrige Carretti, mit sich nehmen. (Die Bedeckung derselben bestand in 90 Mann mit 11 Gewehren und ungefähr 150 Sicilianern mit Jagdflinten!) Das Gros der Neapolitaner werde die Fliehenden dann weiter verfolgen, Palermo dadurch des besten Theiles seiner Besatzung beraubt werden. Unterdessen wolle er sich mit seinen oberitalienischen Truppen nach Misilmeri wenden, sich mit den Freischaaren unter La Masa und Fuxa, die sich dort zusammengezogen hatten, vereinigen und einen Angriff auf die am schlechtesten besetzte Ostseite Palermos wagen.

So einfach der Plan war, so kühn war er doch. Ein Freischaarenführer hat freilich selbst nicht einmal die Grundregeln des großen Krieges zu befolgen. Garibaldi's Rückzugslinien waren ja auch schon mit der Landung in Marsala abgeschnitten. Aber er mußte doch erwägen, ob es möglich sei, eine Stadt mit tausend Mann zu nehmen, welche von zwölftausend Soldaten besetzt war, die von zwei festen Stellungen aus, dem alten Castell am Meere — Castellamare — und dem königlichen Palaste, auf dem höchsten Punkte der Stadt, die ganze, in großen Zügen regelmäßig gebaute Stadt zwischen sich beherrschten.

Aber es gab fast keine andere Wahl als das Außerordentlichste zu versuchen, oder sich ganz nach dem Inneren der Insel, etwa nach dem uneinnehmbaren Castrogiovanni, dem alten Enna, zurückzuziehen und damit die ganze Expedition für verloren zu geben. Denn daß die sicilianischen Squadre nicht zu organisiren seien, einen Plan, mit dem man etwa den Rückzug hätte maskiren können, wußte Garibaldi schon aus Erfahrung.

Das Glück, das die Tapferen unterstützt, wurde Garibaldi bei der Ausführung seines von den Corpsführern sofort angenommenen Planes nicht untreu. Salzano zog mit den Truppen hinter Orsini her, der sich zuerst in Corleone festzusetzen suchte, dann aber in eiligster Flucht nach dem Süden immer weiter zog. Die Nachricht, die Salzano erhielt, daß ein Theil der Freischaaren in der Richtung auf Santa Cristina abgezogen sei, deutete er so, daß die ganze fliehende Masse, um nur schneller vorwärts zu kommen, sich in zwei Trupps aufgelöst habe, die bei Cor-

leone schon wieder zusammen stoßen würden. Denn von Santa Cristina führt auch ein Weg nach Corleone.

Aber diesen hatte Garibaldi am Abend des 24. Mai nicht eingeschlagen. In einem der wenigen Wäldchen der Insel hatte er in der Nähe Marineos an dem oberen Ficarazzibache Halt gemacht und war dann des Morgens nach Marineo selbst gezogen. Am folgenden Abend rückte er nach Misilmeri, wo sich viele Insurgenten zusammen fanden. Nachdem er diese am folgenden Morgen auf der Berghöhe zwischen Misilmeri und Palermo, in der Nähe des Klosters von Gibilrossa, gemustert hatte, hielt er nochmals einen Kriegsrath. Der Diktator mochte nach Außen hin die ungeheure Verantwortung nicht ganz auf seine Schultern allein nehmen. Man mußte sich auch über den einzuschlagenden Weg verständigen. Doch für seine Person war Garibaldi ganz im Klaren. Zwei Abgesandte des revolutionären Comités von Palermo, welche nach Misilmeri gekommen waren, um Näheres über Garibaldi zu hören, den die neuen Siegesbulletins der Neapolitaner vernichtet schilderten, nahm er kurz nach seiner Ankunft daselbst bei Seite und sagte ihnen, sie möchten ihren Auftraggebern verkündigen, er werde mit den Seinigen am frühen Morgen auf dem Altmarkt Palermos stehen. Die versammelten Führer machten dann auch keine weiteren Schwierigkeiten. In der Frage über den einzuschlagenden Weg gab Garibaldi in Kleinigkeiten nach. Um jedes allzu frühzeitige Zusammentreffen mit den Truppen zu vermeiden, zog man nicht längst der Straße, welche bald in die Küstenebene einbiegt, sondern überschritt die nördlichen Ausläufer des Bergstockes von Belmonte und stieg im ersten Morgengrauen die Felspfade de' Ciaculli und der Favara herab in das Thal des Oreto. Hier kam es zu kleinen Vorpostengefechten. Denn die sicilianischen Squadre konnten es nicht unterlassen Lärm zu machen und dadurch die neapolitanischen Wachen bei den Mühlen zu wecken. Dieselben zogen sich schleunigst über die hohe steinerne Brücke zurück, welche der Großadmiral König Roger's, Georg von Antiochien, über den Oreto hat spannen lassen. Der Wachtposten daselbst setzte sich anfänglich zur Wehr, wurde aber von der Avantgarde Garibaldi's, welche der ungarische Emigrant Inkery führte, bald geworfen, selbst nachdem Verstärkung von der Wache von der Porta Termini herbeigekommen war.

Jetzt galt es dieses Thor, welches verrammelt war und durch zwei Kanonen vertheidigt wurde, die die Straße bestrichen, auf der man heranzog, rasch zu nehmen, ehe von dem Hauptquartiere in dem königlichen Palaste aus allzu zahlreiche Verstärkungen anlangten. Die Gefahr war groß genug.

Die Stadt Palermo hat vier große Thore, welche den zwei sie recht-

winklig durchschneidenden breiten Straßen entsprechen. Rings um die innere Stadt ziehen sich breite Straßen, auf welchen Truppencorps mit der größten Leichtigkeit fortbewegt werden können, welche vom königlichen Palast oder dem Fort Castellamare aus nach einem bedrängten Stadttheile dirigirt werden sollen. Der breite Straßengürtel kann auch auf der Ostseite der Stadt durch ein Kriegsschiff, welches sich vor ihrer Mündung am Meere aufstellte, völlig beherrscht werden.

Garibaldi hatte nicht das Ostthor der die Stadt quer durchschneidenden Strada Maqueda, die Porta S. Antonino, zu seinem Angriff auserwählt, sondern die zwischen diesem und dem Meere gelegene Porta di Termini. Denn einmal war man vor einem Angriff aus dem Inneren der Stadt hier leichter geschützt, da auf das Thor keine schnurgerade lange Straße zuführt, wie bei der Porta S. Antonino, und man von hier aus am Kürzesten auf das Revolutionstheater von Palermo, die Fiera vecchia, gelangt. Dann lag das Thor weiter von dem Hauptquartier der Neapolitaner entfernt als jenes. Obgleich kein Succurs von demselben jetzt erschien, schlug die Besatzung der Porta di Termini zweimal den auf sie unternommenen Sturm ab. Da es mittler Weile in der Stadt lebendig geworden war und einzelne Palermitaner sich schon bewaffnet zeigten, befahl Garibaldi zum dritten Mal zu stürmen. Dieses Mal gelang es die Batterie aus Sandsäcken zu nehmen. Rasch drangen nun die Truppen in die Stadt, breiteten sich in den engen, winkligen Straßen rechts und links von der Porta di Termini aus und besetzten den Altmarkt. Rasch wurden überall die Straßeneingänge verbarrikadirt und gegen 5½ Uhr hatte Garibaldi hier eine feste Position. Die Glocken der vielen Kirchen und Klöster begannen zu stürmen, das niedere Volk erhob sich in seinen Quartieren und bewaffnete sich so gut als es konnte. Auch auf der Südwestseite der Stadt erschienen nun bewaffnete Haufen und beschossen aus den Gärten die Thorwachen. Es war ein wüstes Durcheinander von Garibaldinischen Legionairen, bewaffneten Städtern und den irregulären sicilischen Truppen, die ohne eine Einheit des Commandos an allen Enden der Stadt sich mit den Truppen schlugen. Erst am folgenden Tage wurde unter dem Vorsitz des Herzogs von Verdura ein Vertheidigungscomité gebildet, das einen planmäßigen Bau von Barrikaden leitete und für die Wegräumung der innerhalb des eroberten Terrains vorhandenen Verkehrshemmnisse sorgte. Eine provisorische Regierung war schon auf der Fiera vecchia zur Seite des Diktators unter der Leitung von Gaetano La Loggia kurz nach dessen Einzug in die Stadt zusammen getreten.

Als Lanza sich überzeugt hatte, daß die Truppen Garibaldi's wirklich

innerhalb der Stadt seien und die Seinigen immermehr an Terrain verloren, gab er Befehl, daß alle Soldaten sich auf die Hauptstellungen und die Casernen zurückziehen sollten. Denn das Bombardement der Stadt solle beginnen. Und in der That begann dasselbe von Castellamare und der Flotte aus, welche zehn bis zwölf Segel stark auf der Rhede lag. Ungeheuer war der Schaden, welchen die Vollkugeln und Bomben an Wohnungen und öffentlichen Gebäuden anrichteten. Auch eine Menge Menschen kamen um. Bis zum 1. Juni waren 573 Leichen beerdigt. Von den Bomben, deren anfänglich alle Minuten zwei auf die Stadt fielen, erschlug eine einzige 22 Personen, größtentheils Frauen und Kinder. Gegen 2000 wurden in den ersten vierundzwanzig Stunden in die Stadt geschleudert. Obwohl das Feuer vorzugsweise gegen das Centrum der Stadt gerichtet war, wo Garibaldi in dem Stadthause, nahe bei dem Kreuzungspunkte der großen Straßen, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, so gingen doch sehr viele Kugeln auch ganz fehl. Der Commandant des königlichen Palastes mußte durch den optischen Telegraphen nach Castellamare signalisiren, man möge vorsichtiger schießen, da die Kugeln in die vor dem Schlosse aufgestellten Truppen einschlugen. Oesterreichische Marineofficiere, welche von dem Dandolo aus dem Bombardement zuschauten, versicherten dem Schreiber dieser Zeilen auf Ehrenwort, die neapolitanischen Schiffe hätten nur auf's Geradewohl gefeuert und den Garibaldinern nicht den geringsten Schaden gethan. Dieselben drangen auch in der That unbeirrt durch das fürchterliche Feuer immer weiter in der Stadt vor, ließen die großen steinernen Gebäude, deren Inneres in Brand gerathen war, brennen und suchten vor Allem die Casernen, die in der Stadt lagen, in ihren Besitz zu bekommen. Das gelang auch mit der Caserne von Sant' Antonino und am 27. Abends war schon der größte Theil der Stadt in den Händen der Aufständischen. Man kann den Taumel der Begeisterung, welcher die Bevölkerung ergriffen hatte, ermessen, wenn man hört, daß trotz des Bombardements, der Feuersäulen, welche namentlich aus dem großen Kloster der h. Catharina aufloderten, und des fortdauernden Kleingewehrfeuers doch am Abend die Stadt theilweise illuminirt war!

Und wie sah es in manchen Quartieren derselben aus! Ein Augenzeuge und Mitbetheiligter erzählte mir Folgendes, was auch aktenmäßig constatirt ist. Derselbe, Albert Tich-Holzer, ein alter neapolitanischer Schweizersoldat, wohnte in dem südöstlichsten Stadttheil, unweit des königlichen Palastes. Es bewohnen denselben nur kleine Leute, welche die Bedürfnisse der in der Bastion Montalto und dem königlichen Schlosse casernirten Soldaten befriedigen. Unser Berichterstatter besaß eine Weinkneipe, die von seinen Landsleuten und neapolitanischen Soldaten fleißig besucht

wurde. „Am Morgen des 27. Mai, so erzählte er, wachte ich früh auf. Ich hörte Schüsse fallen. Da sprach ich zu meiner Frau, sie solle aufstehen, es gehe los. Sie war denn auch schnell zur Hand und lief bald aus dem Hause, um unser Pferd in dem unserem Hause gegenüberliegenden Stalle zu füttern. Aber kaum konnte sie von dort wieder über die Straße in das Wohnhaus zurückkommen. Denn die Soldaten schossen schon auf die über die Straßen fliehenden Menschen, und legten Feuer an die Hausthüren an. Als ich mich auch hiervon überzeugt hatte und einsah, daß wir nicht mehr aus dem Hause kommen könnten, ließ ich meine Frau alles Wasser, was wir im Hause hatten, in die Nähe der Thüre bringen und unsere Bettmatratzen hinter dieselbe stellen. Kaum waren wir hiermit fertig, als die Mordbrenner auch schon an unsere Thüre kamen. Sie warfen einige Bündel trockenen Olivenholzes vor dieselbe und steckten sie dann an. Aber ich löschte das Feuer wieder aus, indem ich Wasser hinter der Thür ausgoß, das unter derselben durchlief. Als die Soldaten sahen, warum das Feuer nicht recht brennen wolle, fingen sie an zu fluchen und schossen und stießen gegen die Thüre. Anfänglich fingen die Matratzen alle Kugeln auf. Endlich aber erhielt ich einen Streifschuß an den Kopf, der mich zu weiterem Handeln unfähig machte. Wir hatten auch kein Wasser mehr. Das Feuer an der Thür knisterte jetzt laut und das ganze Häuschen wurde voll Rauch zum Ersticken. Da sagte ich zu meiner Frau, wenn wir doch einmal sterben müßten, so wollten wir uns lieber todtschießen lassen als ersticken, stellte mich auf einen Tisch und zog ein Bündel Zeug aus einer kleinen Fensteröffnung, damit der Rauch hinausziehen könne. Wie ich nun vor dem Loche stehe, um frische Luft einzuathmen, sehe ich einen mir bekannten Neapolitaner. Er hatte immer unser Pferd beschlagen und kam auch zu uns in die Schenke. Ich rief ihm zu und frug, warum sie uns auch tödten wollten, die wir ihnen doch gar Nichts gethan hätten und an dem Aufstand unbetheiligt seien; er solle uns retten. Obwohl der Mann ein Sergeant war, konnte er doch sofort Nichts zu unserer Rettung thun. Bald lief er aber zu einem Officier und sagte, hier kämen Freunde wie Feinde um. Da kam ein Commando Soldaten und befreite uns von unseren Peinigern. Durch den Blutverlust war ich aber sehr schwach geworden und wurde ohnmächtig. Die Soldaten packten mich deshalb und trugen mich über den Schloßplatz hinweg in das Hospital, nahmen mir aber unterwegs meine Uhr und das Geld, das ich gleich Anfangs zu mir gesteckt hatte." *)

Diese Einzelheiten sind erzählt worden, um ein concretes Bild der

*) Vgl. den von mir herrührenden Bericht in der Beilage zu der Frankfurter „Zeit." 1862. Nr. 376 u. f.

Greuel zu geben, die hier verübt wurden. Sie wurden auch die Veranlassung zu folgenreichen Verhandlungen mit Lanza. Am 28. Mai hatte der Kampf in der Stadt fortgedauert. Die Truppen wurden immer mehr auf die nächsten Umgebungen des königlichen Palastes und von Castellamare zurückgedrängt. Selbst der Domplatz und der erzbischöfliche Palast, ganz in der Nähe des Schloßplatzes, kamen in den Besitz Garibaldi's und die Verbindung des Palastes mit dem Hafen wurde auf der Westseite der Stadt durchbrochen. Lanza sah jetzt seine Truppen vollständig auseinandergerissen, sich selbst von der Verbindung mit dem Meere abgeschnitten. Denn im Palazzo Reale war das Hauptquartier.*) Schon am 28. hätte er eine Waffenruhe eintreten lassen mögen, um Zeit zu gewinnen. Doch konnte er sich noch nicht recht entschließen. Er hoffte, Salzano werde am 29. von seiner Verfolgungsreise nach Corleone zurückkehren. Von dem benachbarten Termini hatten die Dampfer in der Nacht vom 28. auf den 29. zwei Bataillone Fremdentruppen herbeigeholt. Aber Salzano kam nicht und alle Angriffe auf die Positionen der Aufständischen schlugen fehl. Auf eine Protestation des englischen Admirals Mundy hatten die neapolitanischen Kriegsschiffe schon am 28. ihr Feuer eingestellt. Am 30. ermattete der Kampf an allen Orten. Nur in der Nähe des Domplatzes wurden noch Schüsse gewechselt.

Diesen Stillstand benutzte ein beherzter, in Palermo wohl bekannter Mann, der Consul der Schweiz, C. Hirzel, um sich nach dem Schutzbefohlenen zu erkundigen, dessen Schicksal wir erzählt haben. Er hatte von den Greueln gehört, welche an der Piazetta Grande und in dem benachbarten Benediktinerkloster geschehen wären, und deren Opfer auch jener Schweizer geworden sein solle. Mit Lebensgefahr durcheilte er die Stadt, überkletterte die Barrikaden und kam endlich an Ort und Stelle an. Das ganze Quartier war verlassen, ein Trümmerhaufen, eine rauchende Brandstätte. Aber das Furchtbarste war der Blick in die Hallen des ausgebrannten Klosters der Benedettini bianchi. Da die Bewohner der benachbarten Häuser in den heiligen Räumen sicher zu sein glaubten, waren manche in das Kloster geflohen. Andere hatten die Soldaten selbst in dasselbe eingesperrt, um sich gegen sie zu sichern. Als man diesen Stadttheil nach dem Verlust der Bastion Montalto räumen mußte, kam ein Teufel von einem Menschen auf den Einfall, das weitläufige Kloster mit

*) Rüstow giebt irrig an, Lanza sei in Castellamare gewesen; er verwechselt Ost und West u. s. w. Hirzel gab mir im Frühjahr 1861 die Anzahl der im Benediktinerkloster verbrannten Palermitaner auf 120 Personen an. In seinem Bericht an die Bundesbehörde von 1860 steht die Zahl 60. Man hat vielleicht später noch mehr Leichname gefunden.

sammt seinen Insassen zu verbrennen. An das Portal wurde Feuer gelegt, das Stroh, welches in den Corridoren aufgeschichtet war, um zu einem Lager für die Soldaten zu dienen, gerieth in Brand und es erstickten und verbrannten weit über 60 Menschen. Verzweiflungsvoll rannten die Unglücklichen in den Gängen auf und ab, bis der Fußboden heiß wurde, sie zu Boden fielen und langsam verbrannten oder erstickten. Auf der großen Marmortreppe konnte man noch lange auf den Stufen die Spuren menschlicher Haut erkennen, die an den heißen Steinen haften geblieben war, als man die Leichen von ihnen losriß und sie auf Haufen von halbverkohltem Stroh in den Sälen aufschichtete.

Durch den Anblick dieser Greuelscenen war Herr Hirzel auf's Tiefste erschüttert. Sofort begab er sich in das königliche Schloß und verlangte eine Audienz bei dem General Lanza. Sie wurde ihm gewährt. Der Consul fragte nach seinem Schutzbefohlenen und als man Nichts von ihm wissen wollte, ergriff er die Gelegenheit dem Alterego des Königs die Greuel zu schildern, die er so eben mit eigenen Augen gesehen hatte, und denselben auf die Eindrücke aufmerksam zu machen, welche eine derartige Kriegsführung bei allen Palermitanern schon hervor gerufen habe und die in ganz Europa sich bald zeigen würden. Er werde die Commandanten der Flottenabtheilungen der Westmächte, welche auf der Rhede lägen, auffordern sich in officieller Weise von den Schandthaten zu überzeugen, die hier im Namen der Obrigkeit verübt seien. Lanza war zuerst allein, als Hirzel eintrat. Später kam Maniscalco hinzu. Jener behauptete gar Nichts von diesen Excessen zu wissen und erwiderte auf die Drohungen des Consuls begütigend und beschwichtigend. Plötzlich frug er, ob er, Hirzel, glaube, daß Garibaldi sich zum Abschlusse eines Waffenstillstandes bereit finden werde. Hirzel entgegnete, das wisse er nicht; er kenne die Absichten des Generals nicht. Maniscalco, der bei dieser Wendung des Gespräches den Gefragten scharf beobachtet hatte, warf jetzt ironisch die Bemerkung dazwischen: Der Herr Consul, der vorher die guten Eigenschaften Garibaldi's — es war die Rede davon gewesen, daß sich jetzt alle Palermitaner an Garibaldi angeschlossen hätten — in ein so günstiges Licht zu setzen gewußt habe, werde wohl auch eine bestimmtere Antwort auf diese Frage geben können. Jetzt antwortete Hirzel, daß er, obwohl durchaus unbekannt mit Garibaldi, doch nach dessen Proclamationen und seiner durch Thaten bewährten Gesinnung glaube, er werde es nicht abschlagen über einen Waffenstillstand in Unterhandlungen zu treten, um den gänzlichen Untergang der schönsten und größten Stadt Siciliens zu verhüten. Damit schloß diese für das Schicksal Palermos wichtige Unterredung.

Die Schilderungen und Vorstellungen Hirzel's hatten ersichtlich einen tiefen Eindruck auf Lanza gemacht.

Aus dem Schlosse zurückgekehrt begab sich Hirzel sofort in das Hauptquartier Garibaldi's und theilte demselben die stattgehabte Unterredung mit. Dieser sprach seine Befriedigung über dieselbe aus und erklärte, er kenne die Neigung Lanza's zum Unterhandeln schon. Derselbe hatte auch den englischen Admiral Mundy schon aufgefordert, die Vermittlerrolle zu übernehmen, war aber abgewiesen worden. Hiervon mochte Garibaldi schon gehört haben. Bald darauf lief auch ein direktes Schreiben Lanza's an Garibaldi ein, in dem dieser anzeigte, er sei bereit, zwei seiner Generäle zu einer Conferenz mit Garibaldi an Bord des englischen Admiralschiffs Hannibal zu entsenden; Admiral Mundy habe seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Verhandlungen zu unterstützen, Garibaldi solle die Stunde bestimmen, in welcher der Waffenstillstand beginnen könne und für die beiden Generäle sicheres Geleite geben.

Garibaldi ging auf diesen Antrag ein. Um 12 Uhr Mittags solle die vollständige Waffenruhe beginnen. Da gab es kurz vor dieser Frist plötzlich Lärm auf der Ostseite der Stadt. Zu derselben Porta di Termini, durch welche Garibaldi eingezogen war, drangen jetzt die Vorposten des Corps von Salzano unter General von Mechel ein. In raschem Anlauf nahmen sie eine Menge von Barrikaden und besetzten den Altmarkt. Erschreckt flohen die Palermitaner davon. Nur die Beispiele heroischer Tapferkeit, welche einige Garibaldiner Oberitaliens gaben, verhinderten es, daß die Colonnen, an deren Spitze die Fremdenregimenter standen, nicht sofort bis in das Centrum der Stadt vordrangen. Von allen Seiten schrie man Verrath, bis daß dann einige Officiere Lanza's in Verbindung mit Officieren Garibaldi's dem Kampfe Einhalt thaten und die Angreifer von dem Waffenstillstande in Kenntniß setzten. Es war ein großer Gewinn für Garibaldi, daß Lanza Wort hielt. Anhänger Garibaldi's, welche Augenzeugen der Kämpfe waren, versicherten mir, hätten die Fremdenregimenter weiter vordringen dürfen, so würden entweder die Garibaldiner aus der Stadt geworfen oder doch gewiß durchbrochen und in zwei Theile zerspalten worden sein.

Die Gefahr war ganz ungeheuer. Besaß doch Lanza jetzt, da alle seine Truppen in und bei der Stadt waren, an 24,000 Soldaten, die Kriegsflotte auf der Rhede, das Fort Castellamare und den großen königlichen Palast, auf der höchsten Bodenerhebung der Stadt!

Und doch zertheilte sich die Gefahr für Garibaldi. Am Nachmittage fand die Conferenz statt. Aber sie führte zu keinem Resultate. Ueber fünf Artikel, welche der neapolitanische General Letizia vorschlug, einigte man

sich bald, der sechste — der Formulirung nach der fünfte — sprach aber das Verlangen aus, die städtische Behörde von Palermo solle eine demüthige Eingabe an Lanza für den König machen, in welcher die wahren Bedürfnisse und Wünsche der Stadt aus einander gesetzt würden. Diese Zumuthung schlug Garibaldi rund weg ab und kehrte in das Senatsgebäude zurück. Von dem Balkon sprach er zu dem in peinlicher Erwartung harrenden Volke: „Der Feind hat mir einen Waffenstillstand angetragen. Ich habe die Bedingungen angenommen, welche die Menschlichkeit mir anzunehmen eingab. Aber unter den Vorschlägen befand sich auch einer, welcher demüthigend für die tapfere Bevölkerung Palermos war. Mit Verachtung habe ich ihn zurückgewiesen. Das Resultat unserer heutigen Verhandlung ist also das, daß morgen die Feindseligkeiten wieder beginnen. Ich und meine Gefährten sind frohen Herzens, entschlossen an der Seite der Söhne der Vesper den letzten und entscheidenden Kampf zu kämpfen." Einstimmig fiel das Volk in den Ruf nach den Waffen ein, als der General geendet hatte. Die Wogen der Volksbegeisterung flutheten wieder hoch. Der geschickte, muthige Steuermann wußte sie zu benutzen.

Am Morgen des 31. Mai war die ganze männliche Bevölkerung Palermos mit dem Bau und der Verstärkung der Barrikaden beschäftigt. Man hatte sogar fünf verrostete Kanonenröhre aufgetrieben und ganz roh auf Karren befestigt.

Doch es kam nicht zum Kampfe, dessen Beginn man zur Mittagstunde erwartet hatte. Lanza schreckte vor dem Aeußersten zurück. Die Disciplin unter den Truppen lockerte sich immer mehr. Es drohte Mangel an Lebensmitteln für die großen Schaaren. Ohne furchtbares Blutvergießen war jetzt die Stadt nicht mehr zu überwältigen. Und selbst wenn die Truppen Sieger blieben, welche Excesse würden dann begangen werden! Würden die Commandanten der Geschwader auf der Rhede alle dem ruhig zusehen?

Schon vor Mittag kam General Letizia im Hauptquartier Garibaldi's an und es wurde die Waffenruhe auf drei Tage, vom Mittag des 31. an gerechnet, verlängert. Unmittelbar nach deren Abschluß schiffte sich Letizia nach Neapel ein, um dem Könige die Lage der Dinge darzustellen und ihn zum Abschlusse einer Convention zu überreden.

Aber der junge König war nicht zu bewegen, mit den Rebellen in Unterhandlung zu treten. Lieber solle Palermo in Brand geschossen und vernichtet werden, meinte er, als ihm Letizia am 1. Juni die Sachlage vorgestellt hatte. Unverrichteter Dinge kam der Abgesandte Lanza's in der Nacht auf den 2. Juni wieder in Palermo an. Der Höchstcommandirende war trostlos über die Antwort. Er sah nicht ein, wie er seinem

Auftrage gerecht werden könne. Seine Truppen waren entmuthigt und schon zeigten sich Viele geneigt zu Garibaldi über zu treten. Hätte dieser doch auch mit dem ihm in Folge der Convention eingeräumten Finanzgebäude über 6,000,000 Thaler baar erhalten, von denen allerdings nur 210,000 dem Staate gehörten. Aber auch Privatleute boten jetzt ihre reichen Geldmittel dem Diktator an. Man versuchte auf Privatwegen die Führer der Fremdentruppen zu bestechen. Der Consul Hirzel stellte Lanza vor, daß wenn das Bombardement von Neuem beginne, vielleicht seine großen Schwefelmagazine in Brand gerathen könnten, deren Dampf alle Einwohner der Stadt ersticken müßte; man solle ihm wenigstens die Erlaubniß geben, dieselben aus der Stadt nach dem Hafen bringen zu lassen.

Für Lanza wirkte aber vor Allem die Nachricht entscheidend, die Letizia neben seinem officiellen Auftrage aus Neapel mitgebracht hatte, daß die königlichen Minister nicht absolut gegen die Unterhandlungen und den Abschluß einer Convention seien. Hatte sich doch schon der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Carafa mit den Vertretern der Großmächte am Hofe von Neapel in ein Einverständniß zu setzen gesucht. Er wollte Palermo räumen lassen, wenn die Mächte den Thron beider Sicilien der bourbonischen Dynastie garantiren würden. Allein die Gesandten nahmen den Vorschlag nur ad referendum; der Plan der Hofcamarilla, der es nicht auf den regierenden König, sondern auf die Dynastie d. h. den Stiefbruder des Königs ankam, fiel damit in's Wasser. So scheint es wenigstens. Ein endgültiges geschichtliches Urtheil läßt sich über diese Vorgänge noch nicht gewinnen.

Die Berichte, die Letizia aus diesen Kreisen brachte, waren aber derartige, daß Lanza glauben durfte, auf eigene Verantwortung hin am 3. Juni den Waffenstillstand verlängern und Letizia mit dieser Nachricht abermals nach Neapel senden zu dürfen. Am 5. kam der General von Neapel zurück und am 6. wurde in Palermo in der That die Convention abgeschlossen, nach der Lanza mit seiner Armee von noch immer zwanzigtausend Mann mit Gewehren, Geschützen und aller Munition die Stadt räumte. Damit hatte die Volkserhebung Siciliens vollkommen gesiegt. Die moralische Niederlage, welche die Truppen durch die Räumung Palermos erlitten hatten, machte dieselben unfähig im freien Felde sich Garibaldi entgegen zu stellen. Nur an feste Punkte wie Messina oder Melazzo gelehnt, konnten die neapolitanischen Führer es noch wagen, den Insurgenten gegenüber zu treten. Die ganze Insel wurde auch bis auf diese Punkte von den Königlichen verlassen. Von Girgenti und Caltanisetta führte der General Afan di Rivera die Besatzungen nach Catania, welches

von seinem Militärcommandanten General Clary schon nach kurzem Kampfe aber um so gründlicherer Plünderung geräumt war. Afan di Rivera brandschatzte die Stadt abermals und überall hin, wo seine Truppe auf ihrem Marsche nach Messina kam, trug sie Brand und Plünderung. Clary hatte in Messina damals Wechsel im Betrag von 57,000 Gulden gekauft und die Summe in allen möglichen Münzsorten bezahlt!

Sollen wir mit dieser die neapolitanische Kriegsführung allerdings sehr charakterisirenden Notiz unsere Erzählung abschließen? Es würde zu einseitig sein, wenn wir damit andeuten wollten, daß Corruption, Feigheit und gemeiner Egoismus der Befehlshaber allein die Ursachen der Niederlagen gewesen seien, welche das neapolitanische Regiment auf der Insel zu Falle brachten. Allerdings sind wohl kaum je so verschiedene Auffassungen des Staatslebens in Kampf gerathen als hier. Auf der Einen Seite der vollkommen selbstsuchtslose, für sein Vaterland und seine Idee kämpfende Freischaarengeneral. Auf der anderen dagegen ein Troß von Officieren, die ihrem Könige bis auf ganz verschwindend wenige nur dienten, weil er sie bezahlte und so lang er sie bezahlte, und eine Armee, die sich nur schlug, weil sie mußte. Ein Wort, das Colletta in Betreff des Feldzugs von 1735 über die damalige Regierung geschrieben hat: Continua presunzione delle tirannidi! volere i soggetti schiavi a servirle, ervi a difenderle; scordando che la natura eterna delle cose, presto o tardi, nella persona e nella discedenza a prezzo di dominii o di sanque fa scontare ai tiranni le praticate crudeltà sopra i popoli — dieses Wort bewies sich jetzt wieder in seiner vollen Wahrheit. Der Absolutismus hat kein Recht von den Unterthanen Aufopferung und Heldenmuth zu verlangen. Der Egoismus, und nicht das Pflichtgefühl der Regierenden hat die absolutistischen Theorien geboren, mit denen man die unbeschränkte Staatsgewalt der Herrscher vertheidigt. Je höher die Culturstufe des Volkes ist, dem man sie annehmbar machen will, desto feiner, desto spiritualistischer müssen sie werden. Aber besser werden sie damit nicht. Der Egoismus der Regierenden hat immer den Egoismus der Regierten zu seiner Kehrseite. Das Wesen des Staates als einer sittlichen Gemeinschaft geht verloren. Von unzähligen, nicht mehr sittlich gebundenen Einzelinteressen zerfressen geht er ruhmlos zu Grunde, zum Staunen und Entsetzen für die Mitwelt. Wer möchte leugnen, daß ihn solches Entsetzen erfaßt habe, als er das Königreich von Neapel so unter den Streichen Weniger dahin sinken sah?

O. Hartwig.

Litteratur- und Culturgeschichte.

(Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. II. Band. Zweiter Theil. Erste Abtheilung, Leipzig 1867.)

Nur den ältesten und treuesten Lesern unserer Jahrbücher kann es erinnerlich sein, daß wir in einem der ersten Hefte dieser Zeitschrift dem Biedermann'schen Werk „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" eine längere Besprechung widmeten. Es lagen damals zwei Bände vor, von denen der zweite die Schilderung der „geistigen, sittlichen und geselligen Zustände" unseres Vaterlandes bis zum Jahre 1740 fortführte. Die lange erwartete Fortsetzung, vielmehr ein Anfang dieser Fortsetzung ist endlich jetzt, nach einem Zwischenraum von vollen neun Jahren, erschienen. Der Verfasser sagt uns in der Vorrede, wie es vor Allem seine publicistische und persönliche Betheiligung an den Tagesereignissen gewesen, was die Vollendung des Werkes gehemmt habe. Diese hemmenden Ursachen dauern noch immer fort; Jedermann weiß, daß unser Publicist und Politiker seine Zeit nicht verloren und nicht an eine schlechte Sache verschwendet hat; man findet vielleicht, daß derjenige, der uns eine deutsche Culturgeschichte geben will, nicht leicht zu lebhaft an der Geschichte der Gegenwart sich betheiligen kann, und wir wenigstens lassen es uns daher gern gefallen, in den jetzt vorliegenden Bogen nur eine Abschlagszahlung, eine Bürgschaft zu erhalten, daß trotz Allem die Arbeit nicht gänzlich in's Stocken gerathen sei und nicht vor dem Ziele ermatten werde.

Nicht glücklich freilich, daß das hier Gebotene noch vor dem Zeitpunkte abbricht, von welchem an wir uns noch als geistig Mitlebende mit den großen Schriftstellern unseres Volkes fühlen. So fühlen wir uns mit Lessing und Kant — was dagegen sind uns die Gellert und Gleim? wer liest, des Lesens wegen, Klopstock's Messias oder Wieland's Agathon? Gerade mit den Letztgenannten aber, mit den Dichtern der Empfindsamkeit und den Vertretern einer halbherzigen Genußsucht, hat es das vorliegende culturhistorische Bruchstück zu thun. Möchte es dem Verfasser wie dem Leser ergehen! Es müßte ihm, dünkt uns, nicht Ruhe lassen, bevor er nicht die Anfänger und Begründer unseres heutigen wissenschaftlichen Denkens, unserer gegenwärtigen politischen und geselligen Sittlichkeit auf die Bühne geführt und die Heldengestalten der beiden großen kritischen Neuerer den schon verblassenden Bildern ihrer Vorgänger gegenübergestellt hätte. Gerade die Revolution unseres nationalen Lebens, in der wir mitteninne stehen, lenkt den Blick immer wieder auf diese Virtuosen verstandvoller Männlichkeit und männlichen Verstandes. Wohl stellt uns die vielverschlungene Wirklichkeit heut andere und bestimmtere Aufgaben: aber zu lösen sind sie nur mit der gleichen genialen Nüchternheit, der gleichen den Schein verachtenden Wahrhaftigkeit und dem gleichen Willen zur Selbständigkeit, wo-

durch Kant und Leſſing für das geiſtige Leben der Nation die Dolmetſcher deſſen wurden, was Friedrich der Große für die ſtaatliche Geſtaltung Deutſchlands geleiſtet hatte.

Auch abgeſehen indeß von dieſen Begründern einer noch heut fortwirkenden Welt- und Lebensanſicht iſt es ja richtig, daß ſchon vom zweiten Viertheil des vorigen Jahrhunderts an die Litteratur, und zwar vorzugsweiſe die ſogenannte ſchöne Litteratur der beherrſchende Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Deutſchland geworden war. Daher die Nothwendigkeit, in die Schilderung der geiſtigen, ſittlichen und geſelligen Zuſtände in weitem Umfange die Geſchichte der deutſchen Dichtung zu verflechten. Schon der neunte Abſchnitt des zweiten Bandes unſeres Werkes beſchäftigte ſich demgemäß mit den erſten Regungen des neu erwachten äſthetiſchen Intereſſes, mit den Haller und Hagedorn, vor Allem mit Gottſched und deſſen Streit mit den Zürchern. Eben hier nimmt jetzt der Verfaſſer ſeine Darſtellung wieder auf. Er beginnt mit den Bremer Beiträgern, charakteriſirt Rabener und Gellert, verweilt dann bei Gleim als dem Haupt der Anakreontiker, zeigt ſofort, wie die Poeſie der Empfindſamkeit in dem Dichter des Meſſias gipfelt, endlich, wie dieſelbe in dem Wieland'ſchen Epikuräismus ihren ergänzenden Gegenſatz findet. Es iſt ein Stück Litteraturgeſchichte — aber in culturgeſchichtlicher Abſicht. Das Beſtreben des Verfaſſers ging dahin, „mit der culturgeſchichtlichen Behandlung auch der ſogenannten ſchönen Litteratur, — von der zwar auch bisher ſchon viel die Rede, aber thatſächlich noch wenig zu ſpüren geweſen, — wirklichen Ernſt zu machen."

Auch wenn wir uns lediglich auf den Standpunkt der Litteraturgeſchichte als einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft verſetzen, ſo hat, das verſteht ſich, dieſes Beſtreben unſere volle Theilnahme. Denn verſelbſtändigen wird ſich jene Wiſſenſchaft doch wohl nur dann, wenn ſie, ohne irgend eine der mannichfachen Beziehungen ihres Gegenſtandes auszuſchließen, alle einheitlich beherrſcht und jeder durch alle anderen ihre Grenze beſtimmt. In je kräftigerer Einſeitigkeit alle dieſe verſchiedenen Beziehungen gelegentlich ihr Recht ſich fordern, deſto willkommener. Nach dem ganzen Plan unſeres Verfaſſers iſt dieſe Einſeitigkeit geboten. Er ſchreibt ja Culturgeſchichte; ihm iſt die Entwickelung der deutſchen Dichtung nicht der Gegenſtand eines äſthetiſchen, eines philologiſchen oder philoſophiſchen Intereſſes, ſondern ein Theil zugleich und ein Denkmal des Geſammtzuſtandes der Nation. Seine Aufgabe daher iſt die — wir bedienen uns wieder halb und halb ſeiner eigenen Worte, — ſowohl die erregenden Urſachen jeder dichteriſchen Thätigkeit in dem geſammten Culturleben ihrer Zeit nachzuweiſen als andererſeits zu zeigen, wie dieſelbe umgeſtaltend und umſtimmend auf das Leben und das Lebensgefühl der Nation zurückgewirkt hat.

Ueber die unermeßliche Schwierigkeit dieſer Aufgabe kann keine Frage ſein. Sie erfordert den ſorgfältigſten, kundigſten Beobachter; ſie erfordert den ſcharfſinnigſten Kenner und Beurtheiler pſychologiſcher Wirkungen. Schon der zuverſichtliche Ernſt, mit dem hier ein Unternehmen angegriffen wird, deſſen letzte und beſte Frucht nichts Geringeres als vermehrte nationale Selbſterkenntniß ſein

kann, scheint uns erfreulich. Unter allem Antheil indeß, mit dem wir der Darstellung des Verfassers gefolgt sind, sammelten sich unsere Gedanken immer wieder bei der Frage, wie weit die Aufgabe überhaupt lösbar und ob die von dem Verfasser befolgte Methode in allem Betracht richtig und zulänglich sei.

Man mag es paradox finden und um eines so paradoxen Tadels willen mögen Andere unseren Verfasser doppelt loben — gleichviel und desto besser! aber unser Haupteindruck von seinem Buche ist der, daß er *nicht beschränkt, nicht einseitig genug* verfahren ist. Unsere neuere Litteraturgeschichte ist so unzählige Male behandelt worden, wir haben uns soviel auf diesen rühmlichsten Theil unserer Geschichte zu Gute gethan, daß es freilich kaum zu vermeiden ist, wie man auch den Standpunkt wähle, hin und wieder in schon ausgetretene Fußspuren hineinzugerathen. Wir sagen nicht, daß z. B. die ästhetisch-historische Seite unserer schönen Litteratur, geschweige denn die sprachliche, schon überall erschöpfend in's Licht gestellt sei. Immer haben wir bedauert, daß A. W. Schlegel die beiden Abhandlungen über Klopstock und über Wieland, mit denen er die von ihm projektirten kritischen Jahrbücher eröffnen wollte, nicht geschrieben hat. Es wären Seitenstücke zu seinem Aufsatz über Bürger geworden; Erörterungen, wie sich der Begriff des Epos, der Ode, des Romans geschichtlich constituirt habe, Auseinandersetzungen über Gehalt und Form beider Dichter, Nachweisungen über ihre Quellen und Muster würden sich zu einer allseitig sicher umschriebenen unvergleichlichen Charakteristik abgerundet haben. Indeß die Anregung, welche Schlegel gegeben, ist nicht verloren gewesen. Ueber Klopstock hat Gervinus ein Capitel geschrieben, das nur von dem über Lessing geschriebenen übertroffen wird, Wieland hat in Löbell einen Beurtheiler gefunden, dem man vielleicht nur vorwerfen kann, daß er allzu warm an seinem Gegenstande Antheil nahm, um mit der Billigkeit überall die nöthige Schärfe zu verbinden — von anderen, zum Theil trefflichen und verdienstlichen Darstellern nicht zu reden. Unter diesen Umständen durfte Biedermann die Kenntniß der litterarhistorischen Thatsachen sowie das Urtheil über die ästhetischen Werthe, viel mehr als er gethan hat, voraussetzen. Die Würdigung zwar der formalen Eigenschaften der Dichter weist er meistens, er weist sie bei Wieland ausdrücklich zur Seite; es ist ihm um den sittlichen und geistigen Gehalt, um den specifischen Stimmungs- und Bildungswerth zu thun. Allein er durfte noch viel entschlossener und gleichmäßiger sich bescheiden und begrenzen. Es sind zum Theil vortreffliche und dankenswerthe Ergänzungen zu jeder bisherigen Darstellung dieser Litteraturepoche, die er giebt; der Abschnitt über Gleim versieht den Litterarhistoriker mit neuem oder weniger beachtetem Material, und den Anfängen Wieland's geht er sorgfältiger nach als irgend ein Litterarhistoriker vor ihm. Allein war es nöthig, den ganzen Stoff in solcher Breite und Ausgeführtheit mitzuschleppen? War *ihm* nicht erst recht erlaubt, was sich Burkhardt in seiner Cultur der Renaissance erlaubt — oft zur Beschämung des weniger bewanderten Lesers erlaubt —, nur anzudeuten, was anderwärts ausgeführt ist, nur auszuführen, was jenseits der gewöhnlichen Darstellungen liegt

und gerade nur dem auf die culturhiſtoriſchen Zuſammenhänge aufmerkſamen Blicke ſich erſchließt?

Und noch in anderem Betracht iſt es uns vorgekommen, als ob bei entſchloſſnerer Einſeitigkeit der wiſſenſchaftliche Gewinn ein noch größerer ſein könnte. Wir wollen nur ſogleich ſagen, daß wir unter der Einſeitigkeit, die wir wünſchen, die der realiſtiſchen Erklärung geiſtiger Erſcheinungen verſtehen. Nicht als ob damit geleugnet werden ſollte, daß es eine Fortpflanzung ſeeliſcher Eindrücke giebt, die ſo zu ſagen in der leeren Luft vor ſich geht und wohl bemerkt und nachempfunden, aber nicht zergliedert und begriffen werden kann. Nicht als ob verkannt werden ſollte, daß es eine ſelbſtändige, ſelbſtändig verfolgbare Entwickelung und eine Stätigkeit der Entwickelung der Ideen der Wahrheit, der Sitte, des Rechts giebt. Es iſt für einen Deutſchen, auch ohne beſondere philoſophiſche Schulung, wenig Gefahr, dieſe Heimlichkeiten des geiſtigen Lebens zu verleugnen. Das aber iſt es eben, was uns noch immer auf dem Gebiete der Culturgeſchichte viel eher das Gras wachſen ſehen als den feſten Grund finden läßt, in welchem es wurzelt. Etwas mehr Realismus, und wir würden zu einer culturgeſchichtlichen Behandlung der Litteraturgeſchichte geſchickter ſein. Die Philoſophie hat uns in mancher Hinſicht trefflich erzogen, ſie hat uns in anderer ganz unverbeſſerliche Unarten angewöhnt, die Unart z. B., daß wir in geſchichtlichen Dingen gern leſen, ohne im A B C feſt zu ſein. Unſer Verfaſſer hat im erſten Bande ſeines Werks die achtungswertheſten Studien über die politiſchen, die materiellen und ſocialen Zuſtände Deutſchlands gemacht, aber wir finden nicht, daß er die dort gewonnene Grundlage hinreichend nutzbar macht zur Aufklärung der Urſprünge und Rückwirkungen unſerer ſchönen Litteratur. Wir verdenken es Keinem, wenn ihn vor der Langenweile der Statiſtik graut, aber wir wünſchten darum nicht weniger, daß ſich Jemand recht gründlich die Mühe nähme, aus einer Statiſtik z. B. des leſenden Publicums uns etwas bekannter mit dieſem „Niemand, dem Kundbaren“ (wie Hamann ſagte) zu machen, und von da aus Schlüſſe zu ziehen auf die Wirkungsweiſe und den Wirkungskreis der Gellert'ſchen Schriften, des Klopſtock'ſchen Meſſias, der Wieland'ſchen Frivolitäten. Verſteht ſich, daß wir den Werth der „prärogativen Inſtanzen,“ will ſagen beſonders charakteriſtiſcher Thatſachen zu ſchätzen wiſſen, dann zumal, wenn ein ſinniges Auge, eine geiſtreiche Combination ſie aufſpürte und verwerthete. Je mehr poetiſche Anſchauung ſich mit der Statiſtik verbände, deſto beſſer. Mit Vergnügen erinnern wir uns aus Freytag's „Bildern“ ſo manches zerſtreuten Winkes, der in dieſer Weiſe auf die culturhiſtoriſche Seite der Litteratur ein überraſchendes Licht wirft. Wir meinen jedoch das Realiſtiſche keineswegs blos im Sinne der äußerlichen Exiſtenzverhältniſſe der Litteratur. Einen recht realiſtiſchen Culturhiſtoriker würden wir den nennen, der ſich nicht ſcheute, bis auf die äſthetiſche Form, auf den Stil, auf die Denk- und Dichtmethode der Schriftſteller einzugehen — aber wohlgemerkt, nicht um das Alles an äſthetiſchen Kategorien und Begriffen zu meſſen, ſondern um es unbarmherzig zu zerſetzen, es aus den Lebensbedingungen der Zeit zu erklären, oder, wenn hier die urſach-

liche Erklärung abreißen müßte, es wenigstens durch die Analogie der die Zeit beherrschenden Sitten und Gewohnheiten, Moden und Bedürfnisse zu erläutern und zu beleuchten. Auf systematische Vollständigkeit müßte freilich bei einem derartigen Bestreben verzichtet werden. Wir stecken sammt und sonders recht tief auch in dieser idealistischen Erbsünde. Muß denn die culturgeschichtliche Ansicht der Litteratur mit Eins fix und fertig, lückenlos aufgestellt werden? Dem Eifer um eine solche allseitig geschlossene Leistung möchten wir es zuschreiben, daß unser Verfasser in seinen Methoden des culturhistorischen Erklärens so vielfach hin- und herschwankt. Er hat offenbar den Zug nach rein realistischen Erklärungen; er trägt zuweilen mit philologischem Fleiß die einzelnen Thatsachen zusammen, denen er ein Ergebniß entlocken will; nur zu oft indeß will die zu erklärende Erscheinung aus den handgreiflich nachzuweisenden Ursachen nicht zu Stande kommen. Unvermittelt tritt dann eine blos vermuthende Erklärung neben die nachweisende, Veranlassungen stellen sich in Reih' und Glied mit Ursachen, Gründe mit Veranlassungen. Um es anders zu sagen: bald wird eine Erscheinung mit nüchternem Pragmatismus abgeleitet, bald müssen wir uns mit einer, die Mittelglieder überspringenden idealistischen Beziehung, zuweilen sogar mit einer nur scheinbar erklärenden Redensart begnügen. Begnügen; denn man erhält sehr bald den Eindruck, daß die ideelle Erklärung allemal da als Lückenbüßer eintritt, wo der Boden der exakten Erklärung fehlt oder nicht tragen will.

Beispiele zu dem Allen wären in Menge zur Hand — allein wir besinnen uns, daß wir schon längst aus der Rolle gefallen und unsere eigentliche Absicht vergessen haben. Recensionen sind überhaupt dieses Ortes nicht, und unsere Absicht ging dahin, nicht unsere Bedenken, sondern unsere Freude an dem Buche auszusprechen und ihm möglichst zahlreiche Leser zuzuführen. Zum Glück ist das Buch ohne Zweifel um so viel lesbarer, als es von bloßer verzichtender Forschung zu abgerundeter allgemein verständlicher Darstellung fortschreitet. Zwischen Erzählung, Betrachtung und Charakteristik wechselnd, führt es uns zwar vielfach bekannte Bilder, aber die meisten doch irgendwie in neuem Lichte, irgendwie im Zusammenhang mit dem allgemeinen Culturleben der Zeit vor. Mit glücklichem Griff werden die Hauptvertreter der verschiedenen geistigen Strömungen der Zeit herausgehoben, um die sich dann die Darstellung faßlich und übersichtlich zusammenzieht. Mit vielem Fleiß ist das Bild Gellert's, des Beichtvaters von halb Deutschland gezeichnet, vielleicht mit zu vielem Fleiß, so daß die charakterisirenden Striche an ihrer Schärfe verlieren und sich, indem sie sich decken und kreuzen, zu einem zwar reichen, aber etwas stumpfen Eindruck abschwächen. Sehr gelungen scheint uns die Darstellung und Würdigung des Gleim'schen Kreises mit seinem Freundschaftscultus, seinem Spiel mit Leben und Dichtung, mit matten Reimen und kalten Küssen. In bündiger, wenn auch nicht ganz erschöpfender, ja nicht ganz gerechter Schilderung wird uns Vater Klopstock vorgeführt, der Mann, der den Deutschen ein Epos schenken wollte und statt dessen eine langathmige Predigt in Hexametern hinterließ. Es

ist, beiläufig, zu bedauern, daß diese über Klopstock handelnden Bogen schon im Druck fertig gewesen zu sein scheinen, als die Neue Folge von Strauß' kleinen Schriften mit Klopstock's Jugendgeschichte erschien. Natürlich konnte Biedermann noch nicht die jüngste, Klopstock betreffende Veröffentlichung, die von Lappenberg gesammelten „Briefe von und an Klopstock" (Braunschweig 1867) kennen. Er wird zu seiner Genugthuung aus dieser Sammlung und den sie begleitenden Anmerkungen (aus dem jetzt zum ersten Mal gedruckten Brief von Fanny an Klopstock vom 3. Januar 1786 und dem, was Lappenberg S. 441 beibringt) ersehen, daß seine Vermuthungen über die Geliebte des Dichters im Wesentlichen das Richtige getroffen haben; er wird andererseits Gelegenheit haben, kleine biographische Irrthümer nach Briefen wie der Klopstock'sche an Ebert vom 29. März 1758 und der langen Reihe von Briefen an die Ambrosius zu berichtigen. Sehr große Kleinigkeiten in der That! — aber wundern sollte es uns, wenn ihm nicht nach der Lektüre dieses Briefschatzes überhaupt der Wunsch käme, das ganze Bild des Messiasdichters mit einigen frischen Farben überarbeiten zu können. Bei alle dem bleibt, was er sonst von seinem culturgeschichtlichen Standpunkte aus in diesem Abschnitt geleistet, in seinem vollen Werthe bestehen. Die Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung ist gewiß vortrefflich; sehr schön hebt er den Fortschritt und die Bereicherung hervor, die das deutsche Gemüthsleben durch die Innigkeit der Klopstock'schen Naturempfindung erfuhr; es sind endlich Triumphe, welche gerade diese Behandlungsweise der Litteraturgeschichte feiert, wenn er den eigenthümlichen teutonesken Patriotismus des Dichters aus der Lebens- und Weltstellung desselben erklärt und dann wieder die Folgen von dessen Verkündigung für die gesammte Stimmung und Bildung unseres Volkes entwickelt. Dasselbe gilt von dem Nachweis des Zusammenhangs der poetisch-sittlichen Anschauungen Wieland's mit den öffentlichen Zuständen einer Zeit, die in so manchem Betracht der Epoche des verfallenden Alterthums glich, und schon oben sagten wir, daß wir dem Verfasser dankbar seien für die Genauigkeit, mit der er der Jugendentwickelung Wieland's Schritt für Schritt nachgehe, um zu zeigen, wie sich aus diesem Schwanken zwischen Schwärmerei und Sinnlichkeit endlich jene laue, impotente Genuß- und Behaglichkeitsphilosophie niederschlug, in der die „unstete und unmännliche Natur" des Dichters des Agathon und der Musarion ihren gemäßesten Ausdruck fand.

Noch einmal freilich hätten wir Lust, in der Art und Weise, wie der Verfasser die Wieland'sche Richtung nicht etwa blos bei Thümmel und Heinse, sondern bei F. H. Jacobi und Göthe wiederfinden will, jene Neigung zu stumpfen und halbwahren Allgemeinheiten zu rügen, der er auch sonst, so deuteten wir an, trotz der ausgesprochenen Absicht, die Dinge concret und genau zu nehmen, mehrfach unterlegen ist. Wir rufen ihn jedoch lieber statt dessen selber zum Zeugen für die Mißlichkeit dieses deutschen Fehlers auf, von dem wir eben Alle unser gehöriges Theil haben. Ein Grundgedanke wird uns das ganze Werk hindurch eingeschärft, Eine Betrachtung drängt sich immer wieder bei dem

Gange durch die früheren Perioden des deutschen Geisteslebens auf. Noch sind auch wir Heutigen nicht völlig geheilt von den Folgen eines Zustandes, in dem es den Wenigsten vergönnt war, sich als thätige Mitglieder einer größeren Gemeinschaft, eines Achtung gebietenden und sittliche Theilnahme fordernden Staatswesens zu fühlen. Ein träger, phlegmatischer Realismus und ein überstiegener, im Aether des Gedankens oder der Empfindung schwelgender Idealismus ging während des vorigen Jahrhunderts Hand in Hand, um die Fähigkeiten und Tugenden, die ein Volk politisch frei und groß macht, nicht aufkommen zu lassen. Diese Krankheitserscheinung, die in dem unklaren Gefühlspatriotismus Klopstock's in der edelsten aber zugleich schärfsten Form auftritt, die dann in immer neuen Verwandlungen sich auch durch die späteren Perioden unserer klassischen, unserer romantischen und unserer jungdeutschen Litteratur hindurcherstreckt, formulirte sich charakteristischer Weise im achtzehnten Jahrhundert überdies zu einem politischen Irrthum, dem selbst der Dichter der Minna von Barnhelm gegen das Ende seines Lebens unterlag. Sowohl der idealistische Germanismus Klopstock's wie der epikuräische Kosmopolitismus Wieland's wandte sich von dem wirklichen deutschen Staate, der in dem Preußen Friedrich's des Großen aufwuchs, zu dem deutschen Scheinstaate, dessen Oberhaupt in der Hofburg zu Wien saß. Dieses politische Trugbild ist erst in den jüngsten Tagen für immer zerstört worden. Der überlieferte Glaube an dasselbe zieht in Folge dessen allgemach aus den Köpfen der Menschen, sie bereiten sich, die staatsmännische Größe anzuerkennen, die mit realen Kräften rechnete, um den realen deutschen Staat endlich herzustellen. In der Anschauung solches Thuns, in dem Genuß seiner Erfolge, in der angespannten Arbeit Aller, ohne welche die Vollendung und Erhaltung des Werkes unmöglich ist, werden wir denn, so Gott will, auch von jenem falschen Idealismus unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen genesen, der selbst in seiner glänzendsten Entfaltung seine Unzulänglichkeit nicht verleugnet hat. Von dem idealen Zug der deutschen Natur zwar werden auch die Culturhistoriker der kommenden Geschlechter zu berichten haben, aber dieser Zug wird sich fortan in neuen und gediegneren Bildungen des Dichtens und Denkens bewähren, denn er wird sich nähren an Allem, was an den wirklichen Zuständen gesund und echt und lebendig ist.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, den 4. April 1867.

Wiederholt haben wir in den letzten Monaten darauf hingewieſen, daß Niemand ſich über die Lage Europas täuſchen möge. Unſere Befürchtungen ſind ſchneller in Erfüllung gegangen, als wir ſelbſt vorausgeſetzt haben. Während wir dafür hielten, daß es kaum früher als im Herbſt dieſes Jahres zu einem Conflikt kommen würde, iſt derſelbe heute ſchon eingetreten.

Ein altes und angeſehenes Fürſtenhaus, das Haus Naſſau-Oranien, welches einſt ſeine ganze Kraft daran ſetzte, die Niederlande von der Herrſchaft Spaniens zu befreien, welches faſt ein Jahrhundert hindurch den Kampf gegen Spanien führte, als dieſer Staat die erſte Großmacht Europas war, welches danach eine große europäiſche Stellung gewann, indem es die Niederlande und den Continent gegen die Suprematie vertheidigte, zu welcher Frankreich unter Ludwig XIV. aufſtieg, welches Europa durch die Erwerbung des engliſchen Thrones von dieſer Uebermacht rettete, welches endlich in Erinnerung an die Dienſte, die es Europa geleiſtet, vom Wiener Congreß zur königlichen Würde erhoben und als Vorwacht gegen Frankreich zum Herren der vereinigten Niederlande eingeſetzt wurde — dieſes Fürſtenhaus hat ſich jetzt dazu verſtanden, ſeine geſchichtliche, ſeine natürliche Stellung aufzugeben, die heiligſten Intereſſen Hollands preiszugeben! Es hat ſeine deutſchen Stammesgenoſſen und Preußen, ſeinen natürlichen Verbündeten, zurückgeſtoßen, es hat ſich mit dem gefährlichſten Gegner der Niederlande verbunden, um Deutſchland zu verrathen. Das Haus Naſſau-Oranien hat das Unglaubliche gethan; es hat dem Neide der Franzoſen gegen die Erfolge Preußens, ihrem Haſſe gegen Deutſchland und ihrer Ländergier ein Stück deutſchen Bodens hingeworfen!

Wohl hatte der niederländiſche Staat, wohl hatten die Epigonen des Hauſes Naſſau-Oranien an ſeiner Spitze es ſich ſchon ſeit ſeiner Gründung angelegen ſein laſſen, jene Weisheit des Wiener Congreſſes, welche das Königreich der Niederlande geſchaffen, auf eklatante Weiſe bloßzuſtellen. Man hätte dem europäiſchen Staatenſyſtem füglich dieſe Erfahrungen erſparen können, man hätte bereits im Jahre 1815 wiſſen können, daß es einer der verkehrteſten Gedanken, ein kindiſches Beginnen war, die Uebermacht Frankreichs nicht durch die Conſolidirung Deutſchlands d. h. Preußens, ſondern durch die Schaffung von Staaten zweiten und dritten Ranges an ſeinen Grenzen, durch die Creirung der Niederlande, der Schweiz und Piemonts balanciren zu wollen. Aber wenn ein Theil dieſer Schuld auf die Gründer der Niederlande fällt, das Haus Oranien hat deren Fehler zu überbieten gewußt.

Dieſer niederländiſche Staat, den die Vornirtheit Lord Caſtlereagh's und der Eifer des Herrn von Gagern nicht groß genug machen konnten, dem nicht blos das deutſche Bisthum Lüttich zugeſchlagen wurde, dem Gagern und Caſt-

lereagh auch Cöln und Aachen zugedacht hatten, der Preußen schließlich wirklich von der Maas verdrängte, fing damit an, seine Stellung zu Deutschland durch die bekannten Chikanen gegen die deutsche Rheinschifffahrt zu nehmen. Danach entfremdete er durch ein Regiment der einseitigsten holländischen Beschränktheit die Belgier, um sich endlich durch eine von französischen Sendlingen und dem belgischen Klerus arrangirte Bewegung von geringer Kraft und noch geringerem Nachhalt die belgischen Provinzen entreißen zu lassen. Belgien trat unter französische Protektion und Deutschland verlor aus diesem Anlaß fast zwei Drittheile des Großherzogthums Luxemburg, welches ihm die Wiener Verträge als altes deutsches Land wiederum zugesprochen hatten. Die Entschädigung, welche dem deutschen Bunde dafür nominell in der holländischen Provinz Limburg zuerkannt wurde, war reell nichts als eine Farce. Danach bemühte sich das niederländische Cabinet, den Ueberrest Luxemburgs, 45 Quadratmeilen und 200,000 Einwohner (70—80 Quadratmeilen waren an Belgien gekommen), durch eine elende Mißregierung in gleicher Weise wie die Belgier zu entfremden. Heute endet es damit, diesen Rest des ihm zu seiner Stärkung gegen Frankreich anvertrauten Landes an Frankreich zu verkaufen, für 500 Francs den Kopf. Wenn Piemont jenen Fehler des Wiener Congresses verbessert hat, indem es sich freilich mindestens ebenso sehr durch beispiellose Glücksfälle, als durch seine eigenen Anstrengungen zu Italien erweiterte, so ist dagegen die Schweiz durch die Annexion Savoyens an Frankreich bedroht und umklammert worden, und die Niederlande bemühen sich, der Correktur, welche die vorjährigen Erfolge Preußens den Wiener Verträgen durch die Consolidirung Deutschlands gegeben haben, ein Bein zu stellen, und sie — so weit es bei ihnen ist — rückgängig zu machen.

Der Verkauf Luxemburgs scheint eine vollendete Thatsache zu sein. Beim Abschluß desselben kann es dem holländischen Cabinet nicht verborgen gewesen sein, daß die ernstesten Gefahren für Holland heraufbeschworen würden, wenn es sich mit Frankreich gegen Preußen verbündete, wenn es als Territorialherr auch der Stadt Luxemburg durch Verkauf des gesammten Territoriums Preußen zu nöthigen unternähme, seine Garnison aus Luxemburg zurückzuziehen und damit ein Besatzungsrecht aufzugeben, welches ihm nicht blos der deutsche Bundesvertrag und der Vertrag mit Holland vom Jahre 1817, sondern bereits der erste Pariser Frieden vom Jahre 1814 zugesprochen hat. Es kann dem holländischen Cabinet ebenso wenig entgangen sein, daß es durch die Cession Luxemburgs an Frankreich die Umklammerung Süd-Belgiens durch französisches Gebiet herbeiführt, daß es damit die belgische Frage aufwirft und somit nicht blos Preußen, sondern auch England zu seinem Gegner macht. Wir meinen nicht, daß man dies im Haag übersehen habe, sondern daß man mit vollem Bewußtsein sein Geschick an Frankreich geknüpft hat und knüpfen wollte. Der Verkauf Luxemburgs hat keinen Sinn, wenn das Haager Cabinet nicht zugleich einen Theilungsvertrag mit Frankreich über Belgien abgeschlossen hat, für den Fall, daß die Cession Luxemburgs den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland herbeiführte. Dieser Theilungsvertrag wird stipuliren, daß das südliche

Belgien an Frankreich, das nördliche an Holland fällt. Man wird sich dabei der Hoffnung hingegeben haben, daß England gegen eine Abmachung, die Brügge, Gent, Mecheln, Mastricht und vor Allem Antwerpen bei Holland beließe, kaum etwas einzuwenden finden würde.

Wir beklagen, daß die Geschicke Luxemburgs, die Geschicke Hollands von seiner eigenen Dynastie in dieser Weise compromittirt und gefährdet worden sind. Wir meinen nicht, daß die bewußten Lügen, welche die holländische Presse zu verbreiten hatte, um die Verhandlung mit Frankreich zu decken, um die Holländer von der Nothwendigkeit einer Anlehnung an Frankreich zu überzeugen, jene Lügen, daß Preußen die Hände nach Mastricht und Venloo, nach dem Zuydersee ausstrecke, überhaupt geglaubt worden sind. Noch weniger freilich, daß so durchsichtige Täuschungen vorhalten könnten, wenn die sehr ernsten Folgen der Thorheit und Leichtfertigkeit eintreten, die das holländische Cabinet begangen hat. Diese Folgen werden sicherlich nicht ausbleiben, wie sich die Dinge auch wenden mögen. Bliebe Preußen Sieger in dem Kriege, den das holländische Cabinet durch seine Abmachungen heraufbeschwören wird oder schon heraufbeschworen hat, so würde schwerlich Frankreich, sondern in erster Linie Holland die Zeche bezahlen. Im anderen Falle hätte Holland selbst seine fernere Existenz von der Gnade seines großen Verbündeten abhängig gemacht.

Aber nicht diese Seite der muthwillig und frivol aufgeworfenen schweren Frage liegt uns am Herzen. Uns liegt es ob, die Aufgabe zu erörtern, welche der vollzogene oder in der Vollziehung begriffene Verrath Hollands an deutschem Land und an einer deutschen Festung dem neuen Deutschland stellt.

Man kann sagen, daß der Besitz Luxemburgs von geringem Werth für Deutschland ist, weil es einem Souverän gehorcht, der dem norddeutschen Bunde nicht angehört, weil es einem Staate angehängt ist, dessen Interessen ihren Schwerpunkt außerhalb der deutschen Gemeinschaft haben. Man kann sagen, daß wenig daran gelegen ist, ob das neue Deutschland 200,000 Menschen mehr oder weniger zählt, besonders wenn diese, Dank dem weisen Verfahren des holländischen Cabinets, zum Theil französirt sind. Man kann sagen, daß die Festung Luxemburg keine große Bedeutung mehr hat. Man kann darauf hinweisen, daß Ludwig Napoleon nur gezwungen handle, wie er handle, daß er sich in einer Lage befinde, die ihm nicht gestatte dem Stolze der Franzosen jede Genugthuung zu versagen. Wäre es klug, den Franzosen eine geringe Satisfaktion zu verweigern, deren Ablehnung entweder den Krieg oder den Sturz Louis Napoleon's, jedenfalls aber eine stärkere Explosion der französischen Volksstimmung nach Innen und Außen herbeiführen muß? Wäre es weise, eine Explosion dieser Art zu provociren, wenn man sie durch einige Nachgiebigkeit vermeiden kann? Und hat Frankreich es nicht in der Hand, unseren doch nur imaginären Verlust an Land und Leuten, den kleinen Verlust des Besatzungsrechts einer nicht mehr erheblichen Festung durch Zugeständnisse anderer Art aufzuwiegen? Frankreich könnte ja Oesterreich bewegen, den Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund, den Eintritt ihrer Abgeordneten

in den norddeutschen Reichstag zuzugestehen; es könnte ja Oesterreich bewegen, auf die Abstimmung in Nordschleswig zu verzichten. Frankreich könnte ja ferner seinen Handelsvertrag mit Mecklenburg aufgeben, welcher ein Hinderniß für Mecklenburgs Eintritt in den Zollverein bildet. Wäre nicht jenes Besatzungsrecht durch solche wenn auch indirekte Concessionen Frankreichs reichlich aufgewogen? Soll Deutschland, trotz solcher Zugeständnisse, es zum Kriege treiben, der unberechenbare Opfer an Menschen und Wohlstand erfordern würde, dessen Erfolg zweifelhaft ist, der, selbst wenn er günstig für Deutschland ausfiele, keinen anderen Erfolg haben könnte, als die Herrschaft Napoleon's zu stürzen. Oder wäre es ein Erfolg für Deutschland, eine andere Regierung an die Spitze Frankreichs zu bringen, seien es nun die Orleans, sei es die Republik, welche von vornherein, welche durch ihren Ursprung selbst darauf angewiesen wäre, der deutschen Nationalität bei Weitem feindseliger zu sein als Napoleon selbst? Abgesehen von den Ansichten dieser Nachfolger des Kaiserthums, die Ereignisse, durch welche sie zur Herrschaft gelangt wären, würden sie zwingen, sich in den Krieg zu werfen und die volle Rheingrenze in Anspruch zu nehmen. Läßt man aber auch Veränderungen dieser Art, die bei Waffenerfolgen Deutschlands nicht ausbleiben könnten, ganz bei Seite; — wäre es nicht leichtfertig, um eines so unbedeutenden Grundes willen Preußen in einen Kampf zu stürzen, der unter allen Umständen eine neue Aera von Kriegen zwischen Frankreich und Deutschland inauguriren müßte? Und welche Gebiete wollen wir denn Frankreich entreißen, die nicht lieber französisch bleiben als deutsch werden wollen? Wo fände sich der Kriegspreis, der die Opfer lohnte, die Deutschland in solchem Kriege zu bringen haben würde?

Unsere Antwort ist einfach. Wie unbedeutend der materielle Werth Luxemburgs erscheinen mag, das Aufgeben Luxemburgs würde moralisch und politisch sehr schwer wiegen. Es ist die Frage der Macht und Ehre Preußens und Deutschlands, die König Wilhelm III. von Holland aufgeworfen hat. Nicht darum kann Preußen Oesterreich aus Deutschland gewiesen, nicht darum das norddeutsche Parlament berufen, nicht darum die süddeutschen Streitkräfte durch die Verträge vom August 1866 sich angeschlossen haben, um seine nationale Mission, um seine neue nationale Stellung in der ersten Frage, die Frankreich zu stellen für gut findet, zu einem Rückzuge zu benutzen. Nicht mit Frankreichs Hülfe hat Preußen Deutschland gegen Oesterreich geeinigt wie Piemont Italien. Es hat dies Werk auf die Gefahr des Krieges mit Oesterreich und Frankreich vollbracht, und es sollte jetzt Frankreich nachträglich eine Bezahlung mit deutschem Land und deutschem Volk, ähnlich der, welche Piemont mit Nizza und Savoyen geleistet hat, zugestehen? Zugestehen dafür, daß Frankreich seinen Siegeslauf gehemmt, ihm die Mainlinie und die Abstimmung in Nordschleswig vorgeschrieben hat? Preußen sollte die Compensation, die es im August geweigert, heute zugestehen, nachdem es Deutschland so viel enger geeinigt, nachdem es die Kräfte Süddeutschlands zu seiner Verfügung gestellt hat?

Die Aufgabe der Einigung Deutschlands ist nicht durch Verträge, durch

Machtmittel allein zu löſen; ſie hat eine ſehr gewichtige moraliſche Seite. Ebenſo ſehr als um die deutſche Armee, handelt es ſich um die moraliſche Aufrichtung des deutſchen Volks, um die Befeſtigung und Sicherung ſeines Nationalgefühls, um die Befriedigung ſeines nationalen Gewiſſens. Es handelt ſich in Wahrheit darum, ihm endlich die Empfindung zu geben, daß ſeine Stellung in Europa, gegen Frankreich wie gegen Rußland, geſichert iſt, daß ſie eine ebenbürtige geworden iſt. Dieſe moraliſche Seite der Aufgabe würde weſentlich verkürzt, das Vertrauen auf Preußens Leitung würde weſentlich erſchüttert, das nationale Gefühl, auf welches der neue Bund gegründet werden muß, erheblich beſchädigt werden, wenn ein von Frankreich völlig willkürlich erhobener Conflikt mit dem Rückzuge der preußiſchen Beſatzung aus Luxemburg endete. Dieſe Seite der Frage iſt es, welche alle jene Compenſationen, die wir oben andeuteten, werthlos und nichtig macht. Selbſt dann, wenn ebenſo viel deutſches Land, ebenſo viel deutſche Menſchen und ebenſo wichtige ſtrategiſche Poſitionen an der Maaslinie von Frankreich und Holland an Deutſchland abgetreten würden, würden wir einen ſo unerfreulichen, und unſere moraliſche Stellung gefährdenden Handel unbedingt verwerfen. Das neue Deutſchland hat keine Politik der Compenſationen zu treiben. Keine Compenſation würde den Nachtheil der Meinung aufheben und ausgleichen, daß Preußen dem Kriege mit Frankreich ausgewichen ſei, daß es ſich Frankreich gegenüber als den Schwächeren bekannt habe. Und keine Compenſation würde den Schaden der üblen Empfindung ausgleichen, daß die Ausſchließung Oeſterreichs, daß der norddeutſche Reichstag und die Verträge mit Süddeutſchland dem neuen Deutſchland dennoch die gehoffte, erwartete und gebührende Machtſtellung nicht gegeben hätten.

Wie würde jeder Rückzug, jede Meinung dieſer Art von den Gegnern der Neubildung Deutſchlands, von den entthronten Fürſten und ihren Anhängern, von den verletzten Intereſſen, von den Großdeutſchen und Ultramontanen ausgebeutet werden! Wie gellend würde der Ruf ertönen, daß Graf Bismarck wohl dem deutſchen Oeſterreich gegenüber den Entſchluß des Krieges gefaßt und allem Widerſtand zum Trotz ausgeführt hätte, aber nun gerade, wo es darauf ankomme, Frankreich gegenüber unzweifelhaft nationale Intereſſen zu wahren, fehle ihm Entſchluß und Muth, da falle er zurück in die Politik Manteuffel, in die Politik des Rekülirens und Marchandirens!

Die Folgen des Rückzuges aus Luxemburg würden ſich nicht hierauf beſchränken. Es iſt kein Geheimniß, es iſt vielfach offen zugeſtanden und ausgeſprochen worden, daß die entthronten Dynaſtien und ihre Anhänger, daß die Renitenten im Süden wie im Norden, in Bayern und Württemberg wie in Hannover und Schleswig-Holſtein ihre Hoffnung auf Frankreich ſetzen. Dieſe Hoffnung muß ein für allemal zu Schanden gemacht werden. Sie würde ſich nicht als eitel erwieſen haben, ſie würde ſich vielmehr mächtig erheben und bald in der Haltung gewiſſer Bevölkerungen ſehr deutlich hervortreten, wenn die preußiſche Beſatzung aus Luxemburg wiche, wenn, gleichviel auf welche Compenſationen hin, Preußen den Conflikt vermiede. Man würde zu deduciren wiſſen,

daß Preußen aus Furcht vor den franzöſiſchen Waffen gewichen ſei, daß es Frankreich als den Stärkeren erkannt und ihm das Recht nicht beſtritten habe, deutſches Land und deutſche Leute einzuſtecken. Darauf hin würden denn alle jene Elemente unermüdlich neue Rechnungen ſtellen und neue Intriguen zetteln. Dieſe würden ſtark genug werden, wenn nicht die Neubildung Deutſchlands in der Schwebe zu halten ſo doch die neuen Zuſtände nicht zur Ruhe und Befeſtigung gelangen zu laſſen, ſie würden endlich die übelſten Rückwirkungen auf alle inneren Zuſtände üben.

Dazu käme dann, daß wenn auch nicht der Kaiſer Napoleon, doch die Franzoſen das Weichen aus Luxemburg nur als den Anfang weiterer Erwerbungen anſehen würden, daß ſie ſich einbilden würden, ſie brauchten nur zu wollen und Lärm zu machen, um ſich weitere Stücke des Rheinlandes anzueignen, um Belgien und die Rheingrenze zu gewinnen. Der Rückzug der preußiſchen Beſatzung könnte mithin unter allen Umſtänden den Krieg nur verſchieben, aber nicht beſeitigen. Man würde in Frankreich darauf beharren, „die Spitze des preußiſchen Degens am Rhein abzubrechen," der in dieſem Jahr vermiedene Krieg würde im nächſten Jahr nur in größeren Dimenſionen zum Ausbruch kommen. Deutſchland kann ihn heute unter günſtigen Bedingungen führen, die des nächſten Jahres würden ungünſtiger ſein. Wir ſind heute beſſer gerüſtet und bewaffnet als Frankreich; im nächſten Jahr wird dies nicht mehr der Fall ſein, wenigſtens nicht mehr in dem heutigen Umfange. Heute iſt das Nationalgefühl Deutſchlands erregt, friſch und ungebrochen und der Glaube an Preußen im Steigen; der erſte Zug rückwärts, den Preußen thäte, raubte ihm die Initiative des Spiels, welche ihm die Partie gegen Oeſterreich gewonnen hat, raubte ihm den Glauben an ſeine Stärke und ſeine Miſſion, bräche das Nationalgefühl und öffnete allen jenen partikularen und dynaſtiſchen Intereſſen, die auf das Erſpähen unſerer Blößen hingewieſen ſind und auf Frankreich rechnen, den weiteſten Spielraum.

Wir ſprechen nicht leichtfertig. Wir wiſſen wohl, wie ſchwer die Verantwortlichkeit wiegt, die auf dem Gewiſſen derer laſtet, welche dieſen Entſchluß zu faſſen, welche deſſen Folgen in erſter Linie zu tragen haben. Aber auch wir haben die Verantwortlichkeit an unſerem Theil erwogen und ſind bereit, ſo viel auf uns fällt, auf uns zu nehmen. Wir haben niemals geglaubt, daß es Deutſchland beſchieden ſein könnte, mit Einem Schlage aus den heilloſen Zuſtänden der Zerſplitterung und der Ohnmacht des Bundestages zu einer zuſammengefaßten ſtaatlichen Exiſtenz zu kommen; wir haben nie geglaubt, daß die Erfolge des vorigen Jahres ohne neue und ſchwere Kämpfe behauptet werden könnten. Die Stunde derſelben ſcheint bereits gekommen zu ſein, und es iſt vielleicht ein Segen, daß ſie ſo früh gekommen iſt. Es giebt kein ſicheres Mittel, die noch ungefügen, die widerſtrebenden Elemente des neuen Deutſchland in einander zu ſchmelzen, als ein Angriff, den Frankreich auf deutſches Gebiet unternähme. Wir haben nichts verlangt, was uns nicht zukommt, wir ſtehen in gerechter Abwehr. Die größere Beſorgniß, welche der deutſche Süden vor der Macht Frankreichs

hegt, ſpannt dort das deutſche Nationalgefühl noch ſchärfer gegen Frankreich, als dies im Norden der Fall iſt. Dies hat ſich im Jahre 1859, wie im vorigen Jahre gezeigt, wo die Bevölkerungen des Südens am meiſten mittelſt der Lüge, daß Preußen das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten habe, gegen Preußen in Harniſch gebracht wurden. In dem Augenblick, in welchem Preußen zeigt, daß es Deutſchland gegen Frankreich zu ſchützen vermag, in welchem eine gemeinſame Abwehr gegen Frankreich eintritt, wäre nicht blos die äußere, ſondern auch die innere Einigung des geſammten Deutſchlands vollzogen. Die neue Waffenbrüderſchaft der nord- und ſüddeutſchen Truppen würde im gemeinſamen Kampfe gegen den alten Bedroher und Schädiger der deutſchen Integrität unzerreißbar für alle Zukunft beſiegelt werden.

Wir unterſchätzen die Gefahren eines Krieges gegen Frankreich nicht; wir wiſſen, daß wir eine ſtarke und ſtreitgeübte Macht uns gegenüber haben und wir ſind nicht ſicher, welche Stellung Oeſterreich einnehmen würde. Wohl zeigt Oeſterreich ſeit den letzten Wochen freundliche Mienen, wohl haben ſich Stimmen in der Preſſe Oeſterreichs erhoben, die es betonen, daß es Oeſterreichs Aufgabe nicht ſein könne, ſein Schwert dem gegen Frankreich kämpfenden Deutſchland in's Herz zu ſtoßen. Aber eine ſichere Gewähr für Oeſterreichs Entſcheidung liegt hierin nicht. Niemand vermag zu überſehen, welche Empfindungen in der Hofburg im letzten Augenblick die Oberhand gewinnen würden. An den ſtärkſten Einwirkungen würde es gegebenen Falls die klerikale Partei nicht fehlen laſſen, und es könnte immerhin geſchehen, daß man den Ausbruch des Kampfes durch ſeine Zurückhaltung begünſtigte, indem man ſich vorbehielte, nach den Umſtänden zu handeln, daß ein Unfall der deutſchen Waffen die Partei der Revanche und der Ultramontanen in Wien triumphiren ließe. Aber wie man ſich an der Donau entſcheiden möge, Preußen und der norddeutſche Bund dürfen auch auf die Gefahr eines auſtro-franzöſiſchen Krieges, ſie dürfen auf keine Gefahr hin weichen!

Wir können heute bereits unſere Befriedigung darüber ausſprechen, daß der norddeutſche Reichstag die Lage von demſelben Standpunkt aus gewürdigt hat, welchen wir einnehmen, daß er über den feſten Entſchluß der norddeutſchen Bevölkerungen: keinen Zoll breit deutſchen Bodens aufzugeben, ſich in unzweideutigſter Weiſe ausgeſprochen hat, und die Antwort, welche Graf Bismarck auf die Interpellation des Führers des Nationalvereins, des Herrn von Bennigſen, ertheilt hat, läßt uns annehmen, daß die preußiſche Regierung die Anſchauungen des Reichstages theilt. Graf Bismarck wird hinter dem Stil, in welchem er die Politik Preußens bisher geführt hat, nicht zurückbleiben, er kann ſchon heute keinen Zweifel darüber haben, daß die deutſche Nation in Süd und Nord nicht zu weichen gemeint und auch den ſchwerſten Krieg, wenn es ſein muß, auf ſich zu nehmen bereit iſt.

Noch dürfen wir hoffen, daß die einmüthige Kundgebung der berufenen Vertretung des deutſchen Volks vom erſten April, die laute Stimme der öffentlichen Meinung Deutſchlands ihre Wirkung auf die Stimmung des franzöſiſchen Volks auf die Haltung des kaiſerlichen Gouvernements nicht verfehlen werden. Man

wird sich in Paris nicht darüber täuschen können, daß man auf einen entschlossenen Widerstand von 38 Millionen Deutscher stoßen wird, und man wird sich die Frage zweimal zu überlegen haben, ob das Objekt, welches man in Anspruch nimmt, die Opfer eines solchen Krieges zu lohnen vermöchte. Freilich wird diese Betrachtung über den Werth des Objekts kaum in Paris die entscheidende sein. Kommt es zum Kriege, so ist nicht Luxemburg, sondern das linke Rheinufer das Objekt, die Frage steht mithin in Paris so: ob man glaubt, Luxemburg und damit den Krieg wollen zu müssen und zwar darum wollen zu müssen, weil der kaiserliche Thron in dem Maße erschüttert sei, daß er ohne den Krieg aufrecht zu bleiben keine Aussicht habe.

Der Aufgabe der auswärtigen Politik, welche ihm die Ereignisse unerwartet zugewiesen haben, hat sich der Reichstag gewachsen gezeigt. Was zur Abwendung des Krieges in seiner Macht lag, hat er gethan, indem er den Franzosen den Entschluß Deutschlands für den Fall des Griffes nach Luxemburg offen verkündete. Der Reichstag kann noch mehr thun, den Krieg abzuwenden, indem er seine Berathungen beschleunigt, indem er den Entwurf in kürzester Frist zum Abschluß bringt, indem er durch seine Beschlüsse über die Wehrverfassung des Bundes zeigt, auf eine wie starke, wie fest gefügte, wie unerschütterliche Kriegsmacht das französische Heer am Rheinufer treffen würde.

Es ist eine patriotische, lang entbehrte Genugthuung auszusprechen, daß die Vertretung des deutschen Volkes, die erste, welche seit 1848 wieder versammelt worden ist, das Werk, welches die verbündeten Regierungen und die deutsche Nation in ihre Hand gelegt hat, die deutsche Verfassung zu Stande zu bringen, mit Kraft und Geschick angegriffen hat. Das giebt uns die Hoffnung, daß das begonnene Werk zu gutem Ende gelangen wird. Der Reichstag hat begriffen, daß die gesammte Lage einen raschen Abschluß fordert; er ist frisch an die Arbeit gegangen, ohne sich mit Commissionsberathungen aufzuhalten, und er hat bereits tüchtige Fortschritte gemacht. Der größere Theil der Verfassung ist votirt. Das Wichtigste freilich, das Bundeskriegswesen und die Finanzen stehen noch zurück.

Die Stellung, welche die Fraktion der Linken einnehmen würde, war vorauszusehen. Sie hat sich auf das System der Verzögerung, der Hinausschiebung der Entscheidungen über die wichtigsten Fragen im Wege zukünftiger Gesetzgebung, auf die Grundrechte, auf die freiheitlichste Verfassung über zwei und zwanzig anderen freiheitlichen Verfassungen gestellt. Wie zu erwarten stand, hat sie dafür die Unterstützung aller Derer gefunden, welche das Werk überhaupt zu verhindern gemeint sind: die Unterstützung der Großdeutschen, der Ultramontanen, der hannöverschen und holsteinischen Partikularisten wie der Polen.

Anders steht die national-liberale Partei. Sie will aufrichtig und ernsthaft das Zustandekommen der Verfassung. Deutlich machen sich jedoch in ihrer Mitte zwei verschiedene Strömungen bemerklich. Die linke Seite dieser Fraktion (meist Mitglieder der ehemaligen preußischen Fortschrittspartei) will die deutsche Verfassung nur unter der Bedingung, daß die bezüglichen Bestimmungen der

preußischen Verfassung intakt in die Bundes-Verfassung übergehen, damit, wie man sich ausdrückt, 24 Millionen Preußen nicht zu Gunsten der neu hinzutretenden 6 Millionen ihre Rechte verlieren, wobei freilich die Süddeutschen, von denen doch sonst so viel die Rede ist, außer Ansatz gelassen werden. Die rechte Seite dieser Fraktion, welche wesentlich durch die Abgeordneten der neuen preußischen Provinzen gebildet wird, steht nicht in den Traditionen des preußischen Verfassungsconflikts, sie hält die preußische Verfassung nicht für einen unverbrüchlichen Maßstab, sie will nichts weiter als daß das gemeine öffentliche Recht Deutschlands sich in der Bundesverfassung wiederfindet, und sie glaubt wenigstens bei der Vorberathung vollkommen frei votiren zu können, ohne Rücksicht darauf, ob die verbündeten Regierungen ein Votum als unannehmbar bezeichnen. Dieser Hälfte der National-Liberalen ist es darum zu thun, bei der Vorberathung vor Allem Zeugniß für ihre liberale Gesinnung abzugeben; sie macht den stillschweigenden Vorbehalt, bei der Schlußberathung auf diese Vota in anderem Sinn zurückkommen zu können. So bestimmt diese Partei den Zweck zugiebt, so stark vergreift sie sich doch hier und da in den Mitteln ihn zu erreichen und wir sind mindestens zweifelhaft, ob es die Würde der Vertretung des deutschen Volkes wahren heißt, sich vorbedacht für die Schlußberathung entgegengesetzte Vota diktiren zu lassen.

Die altliberale Fraktion, die Fraktion des Centrums, geht von dem Gesichtspunkt aus, daß der liberale Gedanke zur Zeit an dem nationalen seine Schranke finde. Sie hält sich überzeugt, daß kein zweiter Moment erwartet werden dürfe, daß keine anderen Männer vorhanden seien oder mit Sicherheit für die Einigung des Vaterlandes in Aussicht genommen werden können; sie hält sich darum nicht für berechtigt, die Verantwortung des Scheiterns auf sich zu nehmen. Sie ist weniger bekümmert ihren liberalen Ruf zu erhalten als der deutschen Nation endlich einen Staat zu gründen. Sie ist durchdrungen von dem Unterschiede der Situation von 48 und der von 67. Damals handelte es sich darum, die Einheit durch das Aufgebot der öffentlichen Meinung und des öffentlichen Willens den Regierungen abzuringen, eine Centralgewalt durch die Uebertragung constitutioneller Befugnisse von den Einzelstaaten auf Preußen zu etabliren. Heute handelt es sich um den Anschluß der deutschen Staaten an Preußen, welches kraft seiner staatlichen Ueberlegenheit die deutschen Regierungen vertragsmäßig gebunden hat. Das Bindemittel ist folglich heute das entgegengesetzte. Von diesem Standpunkt aus kann die altliberale Partei das Hauptgewicht nicht auf die Schaffung einer absolut constitutionellen Centralgewalt legen, sie stellt vielmehr das Ziel dahin, daß ein nationales Werk mit dieser Verfassung geschaffen wird, welches im liberalen Sinn und in liberaler Richtung entwickelungsfähig ist, dessen Normen diese Entwickelungsfähigkeit nach keiner Seite hin ausschließen. Sie unterscheidet sich durch diesen Gesichtspunkt von den beiden Parteien der Rechten, welche dem Entwurfe in allen Punkten zuzustimmen bereit sind.

Eine der Cardinalfragen lag darin, ob die Centralisation über die Linie

hinaus ausgedehnt werden solle, welche die preußische Regierung vertragsmäßig den verbündeten Regierungen bereits in dem Entwurfe abgewonnen hatte. Man mußte sich sagen, daß die Uebermacht Preußens den Bund gegründet, daß er auf dieser, auf der militärischen und wirthschaftlichen Einheit, welche vertragsmäßig festgestellt waren, weit sicherer ruhe als auf jenen verfassungsmäßigen Rechten, die die Frankfurter und Erfurter Verfassung der Krone Preußen zugebilligt hatten. Ging man in der Richtung der Centralisation über die Linie des Entwurfs hinaus, so unternahm man es damit, Preußen aus vertragsmäßig übernommenen Pflichten heraus zu drängen, so stellte man den verbündeten Staaten die völlige Aufzehrung in Aussicht und erleichterte damit den Südstaaten, namentlich Baiern, den Eintritt in keiner Weise.

Es handelte sich zunächst um die Grundrechte. Die Linke verlangte deren Aufnahme, wie sie in der Frankfurter Verfassung festgestellt waren. Die nationalliberale Partei wollte nur, daß im Wege der Bundesgesetzgebung das Minimum an Grundrechten festgestellt werden solle, welches kein Bundesstaat seinen Angehörigen vorenthalten dürfe; es war das wesentlich ein Wunsch der mecklenburgischen Abgeordneten, welche mit solcher Verfügung den Erblandesvergleich und ihre Junkerherrschaft aus den Angeln zu heben hofften. Die Rücksicht auf einen Ausnahmefall konnte die altliberale Partei nicht bestimmen, für einen immerhin gemäßigten Antrag zu votiren, der aber dennoch ein Gebiet der Gesetzgebung centralisirt hätte, das in allen übrigen Bundesstaaten genügend geregelt ist, und mit vollstem Grunde den Vertretungen der Einzelstaaten überlassen bleiben kann.

Im Uebrigen haben die Beschlüsse des Reichstags die Competenz der Centralgewalt etwas weiter erstreckt als im Entwurfe vorgesehen war. Es scheint uns vollkommen richtig, daß der Kreis der Rechtseinheit für das Civilrecht und den Civilprozeß weiter ausgedehnt worden ist. Zweifelhafter liegt ein anderer Punkt; der Entwurf beschränkte die Competenz der Centralgewalt auf die Zölle und auf die indirekten Steuern; der Reichstag hat auch die direkten Steuern der Competenz der Centralgewalt unterworfen. Es ist nicht recht einzusehen, wie es den einzelnen Staaten möglich sein soll, ein geordnetes Budget zu führen, wenn nicht blos die Zölle und die indirekten Steuern, so wie die ohnehin nicht genau zu übersehenden Matrikularbeiträge von demselben abzusetzen sind, wenn dazu auch die Bundesgesetzgebung mit unvorhergesehenen direkten Steuern in das ungleiche Steuersystem der Bundesstaaten eingreift oder bereits bestehende direkte Steuern für sich in Anspruch nimmt.

Es war vielmehr eine Frage des Unitarismus und der Centralisation als des Constitutionalismus, wenn nicht blos die Linke, sondern auch die nationalliberale Partei ein offenes oder verkapptes Reichsministerium mit voller juristischer Verantwortlichkeit verlangte. Man konnte sich schwerlich verbergen, welche Conflikte aus dem Nebeneinanderbestehen der constitutionellen Verfassung mit voller Ministerverantwortlichkeit in allen Einzelstaaten entstehen mußten, wenn daneben zugleich genau dieselbe Form der Verfassung, dieselbe Form der Verantwortlichkeit für den Centralstaat festgestellt wurde. Die volle constitutionelle

Verfaſſung iſt nur möglich entweder in der Centralverfaſſung oder in der Verfaſſung der Einzelſtaaten, nicht in beiden zugleich.

Graf Bismarck betonte, wie uns ſcheint, mit Recht, daß eine einheitliche Leitung der Bundesangelegenheiten unmöglich ſei durch ein preußiſches verantwortliches Miniſterium und ein deutſches verantwortliches Miniſterium, deren Mitglieder ſich gegenſeitig, die Einen auf ihre preußiſche, die Anderen auf ihre deutſche Verantwortlichkeit zurückziehen würden. Wäre auch dieſe unleugbar große Schwierigkeit zu beſeitigen — Niemand kann leugnen, daß die Creirung eines verantwortlichen Bundesminiſteriums nichts anderes bedeutet als die Aufhebung der Miniſterien der Einzelſtaaten, als die Aufhebung der Regierungen der Einzelſtaaten in die Centralregierung. Der Bundesminiſter des Handels, der Bundesminiſter der Finanzen, würde, auf ſeine Verantwortlichkeit dem Reichstag gegenüber geſtützt, in allen Zweigen der Bundescompetenz ſeine Maßregeln zur Geltung zu bringen wiſſen, womit dann die Herbeiführung des Einheitsſtaats bundesverfaſſungsmäßig eingeleitet wäre. Graf Bismarck bemerkte, daß die Einführung eines Bundesminiſteriums eine capitis deminutio für die verbündeten Regierungen ſein würde. In der That wären nicht blos die einzelnen Regierungen in ihrer lokalen Verwaltung und Competenz damit erheblich herabgedrückt, es wäre auch die Stellung des Bundesrathes, der nach dem Entwurf nicht blos den Geſammtſouverain, ſondern auch die oberſte Verwaltungsbehörde des Bundes bildet, entſchieden alterirt. Auf ſeine Verantwortlichkeit geſtützt könnte das Bundesminiſterium die Ausführung der vom Bundesrathe gefaßten Beſchlüſſe einfach ablehnen. Soll das Bundesminiſterium anderen Falls gezwungen ſein, die Beſchlüſſe des Bundesraths auszuführen, ſo kann es nicht verantwortlich ſein für Beſchlüſſe, die nicht von ihm ſelbſt ſondern von Anderen gefaßt ſind. Man weiß zudem, welche Bedeutung die juriſtiſche Miniſterverantwortlichkeit hat. Der berühmte Kenner der engliſchen Verfaſſung im Reichstage hat darüber die beſten Aufſchlüſſe gegeben. Auch ſonſt iſt es ſchwerlich einem von denen, die ſich eingehender mit dieſen Dingen beſchäftigt haben, verborgen, daß die juriſtiſche Verantwortlichkeit keine, daß die wahre Verantwortlichkeit die moraliſche und politiſche iſt. Dieſe liegt in der Discuſſion der Preſſe, im Votum des Reichstags, in den Wahlen zum Reichstag. Iſt der Reichstag ſtark, ſo wird es der Verantwortlichkeit nicht an gebührendem Nachdruck fehlen. Es genügte deshalb, daß dieſe Verantwortlichkeit für den Beamten feſtgeſtellt wurde, welcher den Vorſitz im Bundesrathe führt und den Bundesrath dem Reichstag gegenüber zu vertreten hat: für den Bundeskanzler. Dieſer Antrag der altliberalen Partei iſt angenommen worden, eben ſo wie der andere, der die Competenz des Reichstages auf die Annahme und Ueberweiſung von Beſchwerden und Petitionen an den Bundesrath ausdehnt.

Neben der Competenz der Centralgewalt und des Reichstages liegt der Schwerpunkt der Verfaſſung offenbar in der Zuſammenſetzung des Reichstages. Auf deſſen tüchtigem oder untüchtigem Beſtande beruht der Gang der Entwickelung, die Zukunft des deutſchen Staats, des deutſchen Volks. Die ver-

bündeten Regierungen hatten weit ausgegriffen, indem sie das allgemeine unterschiedslose Wahlrecht für den ersten Reichstag in Anwendung gebracht hatten und dasselbe durch den Verfassungsentwurf für so lange in Wirksamkeit erklärten, als ein anderes Wahlgesetz nicht vereinbart sein würde. Als Gegengewicht, als Sicherung gegen voraussichtliche Mißstände des allgemeinen Wahlrechts, in der Absicht, den neuen Bundesstaat nicht alle drei Jahre den unberechenbarsten Zufällen auszusetzen, verlangten die Regierungen die Ausschließung der Beamten und den Wegfall der Diäten. Die erste Bestimmung ist gewiß von zweifelhaftem Werthe. Man huldigt überwiegend der Meinung, daß es der deutschen Vertretung an der erforderlichen Intelligenz fehlen würde, wenn die Beamten ausgeschlossen würden, womit beiläufig gesagt dem deutschen Volke kein besonderes Compliment gemacht wird. Man ist ferner wenig geneigt und kann bei dem Standpunkte, den das öffentliche Urtheil über politische Dinge bei uns gewonnen hat, wenig geneigt sein, darauf Rücksicht zu nehmen, welche Störungen und Erschütterungen für die Verwaltung, für die gesammte Haltung der Beamtenschaft, daraus hervorgehen, wenn die Beamten abwechselnd die Funktionen des Volksvertreters und eines Gliedes der Executivgewalt auszuüben sich berufen finden. Der Reichstag verstand sich nicht einmal dazu, die richterlichen Beamten außerhalb des politischen Parteikampfs zu lassen. Schwerer wiegt, daß die national-liberale Partei die Diäten in die Verfassung votirt hat. Sie ließ sich offenbar durch die Besorgniß leiten, daß der Kreis der Wählbarkeit zu eng gezogen werden könnte; sie ließ sich durch die Deklamationen der Linken influiren, daß dieser indirekte Census der Wählbarkeit schlimmer sei als jeder andere, daß das allgemeine Wahlrecht nicht existire, wenn nicht wie Jeder wähle, auch Jeder gewählt werden könne, daß die Volksvertretung in Deutschland nun und nimmer das Privilegium der Reichen werden dürfe. Jeder politisch erfahrene Mann weiß, was es mit allgemeinen Sätzen dieser Art auf sich hat. Für unsere Anschauung wiegt der Vortheil der größeren Unabhängigkeit, in welcher sich Vertreter, welche keine Diäten empfangen, sowohl der Bevölkerung als insbesondere der Landesregierung gegenüber befinden, schwerer als diese Bedenken. Uns scheint ferner gegenwärtig der Wohlstand in Deutschland hinlänglich verbreitet zu sein, um einen sehr großen Kreis zur Auswahl für die Vertretung auch beim Wegfall der Diäten übrig zu lassen und wir glauben nicht, daß der Umstand übersehen werden darf, daß die Vertretung Deutschlands nur aus einer Kammer bestehen wird. Die Stimme der Volksvertretung wird mithin nicht durch ein Oberhaus gebrochen, das für sich die Interessen des großen Besitzes vertritt. Das Hauptgewicht legen wir indeß darauf, daß ein Wahlgesetz hergestellt wird, welches, bei möglichst weitgehender Ausdehnung des Wahlrechts, die Resultate der Wahl insoweit sichert, daß die Geschicke des Staats nicht alle drei Jahre einem reinen Experiment überlassen werden, und wir finden hiergegen wenigstens eine gewisse Gewähr darin, daß nur Solche in den Reichstag gelangen können, welche sowohl das Vertrauen der Wähler erworben haben als durch ihre sociale Stellung für die Erhaltung des Bestehenden doch nicht ohne einiges Interesse

ſind. Gewiß wird es hier und da auch minder Wohlhabende geben, welche ein nicht leicht wiegendes materielles Opfer zu bringen bereit ſind, um der Vertretung ihrer Mitbürger obliegen zu können und welche durch dieſes Opfer ihren Wählern nicht weniger bedeuten werden; während andererſeits bei der Zahlung von Diäten ein der Sache durchaus fremdes Motiv zuweilen für die Kandidatur entſcheidet oder wenigſtens von einem Theil der Wähler den Kandidaten — wahrlich nicht zum Frommen des Anſehens der Vertretung — untergelegt wird. Der Kern dieſer Diätenfrage liegt aber darin, ob Deutſchland zu einem politiſchen Stande, welcher die Vertretung der Intereſſen einer großen Nation zu ſeiner Lebensaufgabe macht, gelangen will, gelangen kann oder nicht. Von dieſer Entſcheidung hängt unſeres Ermeſſens die ganze Zukunft des conſtitutionellen Lebens in Deutſchland ab. Die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, wohin das conſtitutionelle Syſtem mit unbezahlten Vertretern in England, wohin es mit bezahlten Vertretern in Frankreich geführt hat; und wenn Herr Twesten im Reichstage bemerkte, daß das allgemeine Wahlrecht und die Militärgewalt in Frankreich zum Cäſarismus geführt hat, ſo hat er vergeſſen den dritten Stützpunkt des Cäſarismus, die reichlichen Diäten für die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, zu erwähnen.

Unſere Anſichten über die Beſtimmungen des Entwurfs, die ſich auf das Bundeskriegsweſen beziehen, haben wir bereits vor vier Wochen offen ausgeſprochen: wir halten an denſelben feſt. Uns erſcheint es als ein weſentlicher Fortſchritt, daß die Contingentirung des Bundesheeres und damit auch die der preußiſchen Armee in der Verfaſſung feſtgeſtellt, daß die Grundzüge des Wehrgeſetzes, welche die Dienſtpflicht des Einzelnen regeln, präcis ausgeſprochen werden, daß die Beiträge der verbündeten Staaten für jeden kämpfenden Kopf, die ihren Regierungen durch mühſame Verhandlungen abgerungen worden ſind, nun ein für allemal beſtimmt werden ſollen. Sie bleiben vertragsmäßige Leiſtungen, wenn der Reichstag dieſe Beſtimmungen nicht zurückweiſt. Es liegt auf der Hand, daß eine jährliche oder periodiſch wiederkehrende Bewilligung der Einnahmen für das Bundeskriegsweſen Seitens des Reichstages die Bundesarmee jedes Mal in Frage ſtellen würde. Mit dem Ablauf jeder Periode wäre die vertragsmäßige Verpflichtung der verbündeten Regierungen ſowohl für die Zahl der Mannſchaften als die bezügliche Geldquote aufgehoben, wären zwei und zwanzig Regierungen im Beſitz des freien Beſchluſſes darüber, wie hoch ſie im Einverſtändniß mit ihren Landſtänden das Contingent an Mannſchaft und die Quote bemeſſen wollten. Die Armee wäre mithin nicht blos den wechſelnden Stimmungen des Reichstages, ſondern auch dem beliebigen Ermeſſen von zwei und zwanzig Regierungen Preis gegeben. Ein ſolcher Zuſtand iſt unmöglich. Wenn es für jeden conſtitutionellen Staat unerläßlich iſt, — die Oppoſition des preußiſchen Landtages hat dies oft und laut genug gefordert —, daß die Einnahmen der Kriegsverwaltung durch permanente Geſetze, welche die Dienſtpflicht des Einzelnen und die Höhe des Contingents d. h. der Friedensſtärke normiren, geſichert ſind, ſo iſt dies für den Bundesſtaat in dreifachem Maße ge-

boten. Der Verfassungsentwurf sichert die Einnahmen der Kriegsverwaltung dergestalt, daß dieselben vertragsmäßig feststehen und nur durch eine Verfassungsänderung alterirt werden können. Der Reichstag wird dies mühsam den Bundesregierungen abgerungene Resultat nicht in Frage stellen wollen; er wird seine Garantien, wie wir bereits früher andeuteten und wie es für die Marine bereits durch den auf Antrag der altliberalen Partei gefaßten Beschluß geschehen ist, in dem Artikel über die Finanzen zu suchen haben. Wir wünschen und erwarten für dieses Kapitel dieselbe Nachgiebigkeit der verbündeten Regierungen, welche wir für die Feststellungen über das Bundeskriegswesen dem Reichstage nicht dringend genug empfehlen können. Der Reichstag kann, wie wir früher gezeigt haben, neben dem Feststehen der Einnahmen für das Kriegsheer das Recht der formalen Bewilligung, gewiß aber das Recht der materiellen Cognition über die Ausgaben üben, und was ihm in diesem Punkte entgehen sollte, wird ihm reichlich ersetzt dadurch, daß er für alle anderen Bundesausgaben nicht wie der preußische Landtag blos das Recht der Ausgabebewilligung, sondern das Recht der wirklichen Bewilligung der Mittel hat, was um so schwerer wiegen wird, als die regelmäßigen Einnahmen des Bundes aus Zöllen und indirekten Steuern nicht einmal den Bedarf der Armee decken. Endlich wird der Reichstag nicht außer Acht lassen dürfen, daß die Durchführung des Organisationsplanes mindestens sieben, im Grunde zwölf Jahre erfordert. Und wenn wir im Beginne des Conflikts über die Reorganisation in Preußen unermüdlich darauf hingewiesen haben, daß es die dringendste Aufgabe der liberalen Partei sei, die preußische Armee für den Verfassungsstaat zu gewinnen, so können wir uns nicht denken, daß der Reichstag es gerathen finden sollte, die deutsche Armee dadurch für die Bundesverfassung zu begeistern, daß er Beschlüsse faßt, welche deren Existenz nach Ablauf von drei, vier oder fünf Jahren vollkommen in Frage stellen würden.

Notizen.

Die bei S. Hirzel erscheinende „Staatengeschichte der neuesten Zeit" hat durch die kürzlich veröffentlichte „Geschichte der Türkei von Dr. G. Rosen, 2 Theile, eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren. Der Herr Verfasser, lange Zeit in Constantinopel und Syrien in amtlicher Wirksamkeit — das Vorwort zu seinem Werk aus dem Herbst des verflossenen Jahres ist von Jerusalem datirt — war theils durch seine persönliche Vertrautheit mit den Verhältnissen des Orients, theils durch die archivalischen Quellen, die ihm zu Gebote standen, zu der schwierigen, durch Vorarbeiten Anderer bisher nur wenig erleichterten Aufgabe besonders berufen. Er hat für die Jahre 1826—39 das Berliner Staatsarchiv, für die spätere Zeit die Acten der preußischen Gesandtschaft in Constantinopel benutzen dürfen; und wenn seine Darstellung hiermit eine sichere, obwohl noch der Vergleichung mit den Archiven anderer Cabinette

bedürftige Unterlage erhielt, so hat ihm das Leben an verschiedenen Punkten der Türkei, insbesondere auch in den von dem Glanz der Hauptstadt entfernten Provinzen zugleich befähigt, Staat und Volk mit nüchternem Urtheil zu betrachten und sich nicht durch den Pomp theoretischer Reformen über den wirklichen Culturzustand und dessen geringe reelle Fortschritte täuschen zu lassen.

Seine Arbeit umfaßt die drei Jahrzehnte von der Vernichtung der Janitscharen durch Machmud II., 1826, bis zum Abschluß des Pariser Friedens, 1856. Der späte Anfangspunkt ist dadurch gerechtfertigt, daß erst mit dem Sturz des türkischen Prätorianerthums, das seit Jahrhunderten die Sultane in Abhängigkeit erhalten hatte, die Möglichkeit einer geordneten Regierung gegeben war. Ein nach europäischer Art disciplinirtes Heerwesen mußte dann auch die Anfänge von Reformen in der Besteuerung, Verwaltung und Justizpflege, in der Stellung der Beamten, den Rechtsverhältnissen der Rajahs u. s. w. nach sich ziehen.

Mit der Regierung des Sultans, an welchen jene Umwälzung sich knüpft, Machmud's II. († 1839), beschäftigt sich der erste Band unseres Werkes. Machmud war kein glücklicher Reformator. Er hatte nicht die gewaltige Kraft eines Peter des Großen, und wenn er sie gehabt hätte, so würde die Ungunst der inneren und äußeren Verhältnisse ihn schwerlich gleich große Erfolge haben erzielen lassen. Als er den Uebermuth der Janitscharen brach, war Griechenland seit Jahren im Aufstand und lauerte Rußland schon auf die Gelegenheit zum Einbruch in die Donauländer. Es gelang ihm, die alte unbrauchbar gewordene Form eines stehenden Heeres zu zerschlagen, aber es lag außer seiner Macht, zur Abwehr der drohenden Gefahren rasch genug eine reguläre Armee zu schaffen. Nur durch das Zusammenstehen der Westmächte hätte die Pforte damals vor dem Ehrgeiz des Kaisers Nicolaus gedeckt werden können, aber es verging noch ein Vierteljahrhundert, ehe die stets wachsenden Erfolge der russischen Politik endlich jenes Zusammenstehen bewirkten. Die Politik Englands und Frankreichs in den Jahren 1827—29 war das Kläglichste, Zweckwidrigste, was man denken kann. Vorzugsweise um die griechische Frage Rußland aus den Händen zu winden, nahmen sie sich des hellenischen Aufstandes an, aber es gelang ihnen weder, die Pforte zur Nachgiebigkeit, noch Rußland aus dem Spiel zu bringen. Sie schlossen zu Gunsten der griechischen Autonomie eine Tripelallianz mit Rußland ab, um es an ihre Schritte zu fesseln und seine Action auf eigene Hand zu durchkreuzen, und das Ende dieser Berechnungen war, daß sie bei Navarin für Rußland die türkische Flotte zerstören halfen, und daß sie damit dem Kaiser Nicolaus den Weg über den Balkan bahnten. Denn nur, weil die russischen Kriegsschiffe nunmehr die Küsten des schwarzen Meeres beherrschten, die türkischen Häfen besetzen, Lebensmittel, Munition und Verstärkungen zuführen konnten, durfte der General Diebitsch 1828—29 es wagen, ohne Rücksicht auf die noch unbezwungene Festung Schumla bis Adrianopel vorzudringen.

Mit dem Friedenstractat von Adrianopel war das Uebergewicht des russischen Einflusses bei der Pforte für lange Zeit begründet. Rußland war die

Schutzmacht der rumänischen Fürstenthümer, es hielt die Hand über Serbien, es besaß die Mündungen des Donaustromes, es hatte die Pforte durch eine ihr auferlegte unbezahlbare Kriegsschuld in seiner Gewalt. Diese beherrschende Stellung wurde noch verstärkt, als mit den dreißiger Jahren Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim Pascha auf dem Schauplatz der orientalischen Geschichte hervortraten. In glänzenden Kriegsthaten dehnte der Pascha von Aegypten seine Macht über Arabien, dann über Syrien und Kleinasien aus. Sein Ziel war die Losreißung dieser reichen Länder von dem Reiche des Sultans. Auch hier neutralisirten sich die Bestrebungen Englands und Frankreichs. Jenes arbeitete dem Vicekönig entgegen, weil es fürchtete, daß aus seinem Triumph der Heimfall Constantinopels an den Czaren hervorgehen werde, dieses träumte von einer Wiedergeburt der Türkei durch die kräftige Dynastie Mehemed Ali's und wollte den Einfluß nicht preisgeben, den es durch die Begünstigung desselben in Aegypten gewonnen hatte. Die Früchte dieser Rivalität aber erntete Rußland. Ihm warf sich die Pforte in die Arme, so oft ihre ungeübten Truppen der überlegenen Strategie Ibrahim's in Kleinasien unterlagen. Russische Regimenter landeten im Bosporus, durch demüthigende Schutzbündnisse wurde das ohnmächtige Reich zum Vasallenstaat seines nordischen Nachbars.

Diese traurigen Verhältnisse dauerten bis über den Tod Machmud's hinaus. Erst unter seinem schwachen Sohne Abdul-Medjid besserte sich, ohne sein Verdienst, die Lage der Türkei dadurch, daß Rußland sich in der ägyptischen Frage England annäherte. Es gelang der Großsprecherei des Herrn Thiers, eine Coalition der vier europäischen Großmächte gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Die Quadrupelallianz vom Juli 1840 machte Herrn Thiers sowie seinen Schützling, den Vicekönig, unschädlich.

Die revolutionären Erschütterungen von 1848—49 berührten die Türkei nur wenig, weil ihre Bevölkerungen sich größtentheils noch nicht auf der Bildungsstufe befanden, auf welcher die socialen und politischen Fragen des Occidents hätten auftauchen können. Wenn aber die türkischen Staatsmänner hofften, daß die Revolution neue Staaten schaffen werde, welche gegen Rußland und Oesterreich sich auf die türkische Freundschaft stützten, so wurden diese Illusionen bald zerstreut. Vielmehr die Revolution steigerte das gebietende Ansehen des Kaisers Nicolaus. Oesterreich dankte ihm die Existenz, Preußen hatte sich ihm unterworfen, und der neue Präsident von Frankreich war mit der Befestigung seiner Autorität im Innern beschäftigt. Nur England war aus der Welterschütterung mit unversehrter Kraft gleich Rußland hervorgegangen. Es war die einzige Macht, die in Constantinopel, seit ihrem energischen Auftreten gegen Mehemed Ali, Ansehen genug besaß, um Rußland entgegenwirken zu können, die einzige daher, die Kaiser Nicolaus, als er im Frühjahr 1853 den „kranken Mann" zu beerben sich vornahm, durch das Anerbieten von Aegypten und Candien auf seine Seite zu locken suchte. Es ist bekannt, daß der Czar zum Vorwande des Krieges den Streitpunkt wegen der heiligen Stätten nahm, der zunächst durch Ansprüche Frankreichs entstanden war. Aber seine Hoffnung,

die Westmächte getrennt zu halten, scheiterte an der Klugheit Louis Napoleon's. Je maßloser jener seine Forderungen bis zur Prätension eines Schutzrechtes über die 10 Millionen griechisch-orthodoxer Christen steigerte, desto bescheidener zog dieser seine Ansprüche zurück. Die Allianz zwischen Frankreich und England, von der die Orleanisten nur geschwatzt hatten, Louis Napoleon wußte sie zu machen. Unbestreitbar hat er das Verdienst, die Tendenzen des Kaisers Nicolaus am frühesten erkannt, und im Bunde mit der öffentlichen Meinung Westeuropas am kräftigsten bekämpft zu haben. Unbestreitbar war er die Seele des Krieges, der 1853 begann und der den großen Erfolg hatte, das Uebergewicht Rußlands im Orient zu brechen, den Donaustrom zu befreien, die rumänischen Fürstenthümer seinem einseitigen Schutzrecht zu entreißen, die Entwickelung der russischen Marine im schwarzen Meere zu vernichten, und die Integrität der Türkei unter europäische Garantie zu stellen.

Die Frage ist nur, ob der Pariser Frieden die Türkei zu einem lebensfähigen Gliede des europäischen Staatensystems gemacht oder ob er nur den Zeitpunkt ihres Unterganges hinausgeschoben hat. Unser Verfasser neigt sich offenbar zu der letzteren Ansicht. Er beschreibt den grellen Widerspruch zwischen den Reformverheißungen des Hatti-Humajun und den thatsächlichen Zuständen. Er weist nach, wie das mit so großem Lärm in die Welt gesetzte Dokument ein Stück Papier geblieben sei, welches weder die Türken von den Prätensionen einer herrschenden Kaste geheilt, noch die Rajah's mit ihrer neuen Lage versöhnt habe. Er fragt, wie Sclaverei und Haremwesen, Polygamie und Eunuchenthum, wie die unbedingte Abhängigkeit sämmtlicher Verwaltungsposten von der Herrscherlaune sich mit den Grundbedingungen eines gesitteten europäischen Staatslebens vertragen sollen. Er findet nicht, daß es bis jetzt gelungen sei, den Unterthanen Sicherheit von Leben und Eigenthum, eine vertrauenswürdige Justizpflege, überhaupt einen tüchtigen, uneigennützigen Beamtenstand zu schaffen, oder ihre materiellen Interessen durch Straßen und Brücken, Eisenbahnen, Kanal- und Hafenbauten zu fördern. Er fürchtet, daß während Rußland unter Alexander II. den Weg zur Genesung geht, die Pforte den zum Marasmus eingeschlagen habe, und knüpft daran die sehr berechtigte Folgerung, daß der Zeitpunkt kommen werde, wo die heute der Pforte zu ihrer Regeneration gegönnte Muße ein Ende hat, und wo die Mächte, welche sie bisher in Schutz nahmen, der gebrachten Opfer müde ihrem Untergang als einem unabwendbaren Ereigniß gleichgültig zuschauen werden.

Von der Universität Greifswald geht uns Folgendes zur Veröffentlichung zu:

Preis-Aufgaben der Rubenow-Stiftung.

Da die von uns auf Grund der bei hiesiger Königl. Universität bestehenden Rubenow-Stiftung unter dem 6. Dezember 1861 ausgeschriebenen beiden Preis-Aufgaben ohne Beantwortung geblieben sind, wir dieselben aber auch jetzt

noch als der Bearbeitung werth und zeitgemäß erachten, so wiederholen wir sie in Folgendem für die bevorstehende fünfjährige Periode.

I. Geschichte der Staatswirthschaft des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Es wird bei dieser Aufgabe zunächst eine aktenmäßige Geschichte der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung des großen Kurfürsten gefordert. Es wird aber ferner gewünscht, daß hiermit eine kritische Darstellung der volkswirthschaftlichen Grundsätze, Einrichtungen und Erfolge dieses Fürsten verbunden werde, unter Berücksichtigung der volks- und staatswirthschaftlichen Ansichten seiner Zeit, so wie der betreffenden Politik der maaßgebenden Staaten Europas.

II. Geschichte der Umwandlung der älteren deutschen Gerichte in gelehrte Gerichte.

Unter den entscheidenden Momenten, welche zur Reception des römischen Rechts in Deutschland geführt haben, nimmt das Eindringen des gelehrten Richterstandes in die deutschen Gerichte die erste Stelle ein. Eine eingehende Darstellung dieses wichtigen Umwandlungs-Processes ist der Zweck der gestellten Aufgabe. Außer den allgemeinen Gesichtspunkten sind folgende Verhältnisse noch besonders zu berücksichtigen:

1. Die Ausbreitung des Studiums der deutschen Juristen auf fremden wie auf einheimischen Universitäten ist nach den verschiedenen Ständen näher als bisher geschehen in's Auge zu fassen. Die Beschaffung statistischen Materials erscheint zu diesem Zwecke besonders wünschenswerth.

2. Es ist nachzuweisen das Aufkommen der Aktenversendung und der Rechtsprechung der deutschen juristischen Facultäten.

3. Es wird gewünscht, daß der Verfasser diese Umwandlung schließlich an einem einzelnen deutschen Lande speciell nachweist.

Die um die Preise sich bewerbenden Schriften sind in deutscher oder französischer Sprache abzufassen und, bis spätestens am 1. März 1871, an den Rector und Senat hiesiger Königl. Universität adressirt hierher einzusenden. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht offen enthalten, sondern sie sind mit einem Wahlspruche und einem versiegelten Briefe zu versehen, in welchem der Name geschrieben und auf welchem derselbe Wahlspruch zu lesen sein muß. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. October 1871.

Als Preise setzen wir nunmehr für die würdig befundene Arbeit je 600 Thlr. Gold oder 680 Thlr. preuß. Courant fest, jedoch mit der Maaßgabe, daß, wenn Eine der Aufgaben gar nicht oder nicht genügend, die Andere aber in vorzüglichem Grade gelöst werden sollte, der Preis für diese Andere bis auf 1000 Thlr. Gold oder 1133⅓ Thlr. preuß. Courant gesteigert werden kann.

Greifswald, im Januar 1867.

Rector und Senat
hiesiger Königlicher Universität.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Leonardo da Vinci.

„Die ungeheuren Umriſſe von Lionardo's Weſen wird man ewig nur von ferne ahnen können." Burkhardt.

Charakter des Zeitalters.

Auseinanderliegende Beſtrebungen des voraufgehenden Zeitabſchnitts zuſammenfaſſen — ihn gleichſam krönend beſchließen, oder der nachfolgenden Zeit den Anſtoß zum Betreten neuer Bahnen geben — einen Zeitabſchnitt gleichſam grundlegend beginnen: das iſt es, was hiſtoriſche Größe ausmacht. Reſultate ziehen oder Aufgaben ſtellen, das iſt ihr Beruf. Ihr Wirken iſt den Zeitgenoſſen entweder Beſtätigung und wird reichlich bewundert und verehrt, oder Räthſel und wird meiſthin verachtet und gehaßt.

Chriſtus — um den Größten der Großen zu nennen — allen nachfolgenden Geſchlechtern die umwälzendſte Entwickelung verkündend, welche es giebt, bleibt von den Zeitgenoſſen unverſtanden, wird gekreuzigt, und heute feiern Millionen ſeinen Tod in ſtiller Trauer. Huß, Galiläi und viele andere prophetiſche Gemüther ſehen ſich verachtet, verfolgt, und hauchen im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen ihr Leben aus, als Märtyrer einer Wahrheit, die den ſpätgebornen Enkeln erſt begreiflich iſt. Und ſelbſt wo das Neue nicht mit dem Anſpruch auftritt, die Anſchauungen der Menſchen, ihr Leben ſelbſt umzugeſtalten; wo es nur neue Seiten des Lebens leiſe erſchließen, nur dem Geſchmack ungeahnte Richtungen geben will —: wie unverſtanden bleibt es meiſt für lange Zeit, wie lange angegriffen und mißachtet. Der große Muſiker, deſſen Werke heute entzücken, die ſtudirt und nachgeahmt werden, ſtarb in ärmlicher Einſamkeit unverſtanden, und ſein Hymnus an die Freude blieb ein Räthſel für ſeine Zeit.

Glücklicher meiſthin ſind jene anderen Sterne der Menſchheit, die in ſich zuſammenfaſſend, was ihre Zeit bewegt, von ihr ſchon verſtanden und bewundert werden, indem ſie dem bis dahin unklaren Ringen der Zeitgenoſſen zum erſten Mal eine beſtimmte, plaſtiſche Form geben.

Für die Nachgebornen üben ſolche Geſtalten vornehmlich den Reiz des Geheimnißvollen, und man müht ſich ab, das Weſen in ſeiner inner-

sten Tiefe zu ergründen, dem es möglich war, Auseinanderliegendstes zusammenzufassen.

Leonardo da Vinci gehört zu ihnen. Er ist der Vertreter, die Personificirung jenes Abschnittes italienischer Geschichte, die durch eine reiche Entfaltung jedes Zweiges des geistigen Lebens berühmt geblieben ist. Er ist der Repräsentant des Humanismus.

Die vollendete vielseitige Bildung wurde bis auf ihn oftmals angestrebt, nie erreicht; umfassende Begabung besaß mancher Italiener des Humanismus vor ihm; aber das Alles-Können blieb meist hinter dem Alles-Wollen zurück, und die Virtuosität bis auf ihn war einseitig oder dilettantisch.

Da trat er auf. Mit erstaunlicher Vielseitigkeit des Forschens verband er Leichtigkeit des Schaffens. Wie er forschte, handelte, schuf, schon die Art, auf die er sich im Leben gab, war die Vollendung dessen, was damals für wünschenswerth, für möglich, — was für modern gehalten wurde.

Von ihm an ging es abwärts. Ein größerer Maler mag Raphael gewesen sein, kühneren Sinn für plastische Darstellung mag Michelangelo gehabt haben: aber worin selbst sie Leonardo voranstehen, sind nur einzelne Seiten dieser einen in dem Reichthum ihrer Begabung harmonisch ausgebildeten Natur.

Während Leonardo's Zeitgenossen, die vor Vasari über ihn schrieben, meisthin nur beiläufig seiner Malereien Erwähnung thun, hat man sich seit Vasari je länger um so mehr gewöhnt, ihn als Maler zu betrachten. Es ist das fast nicht anders zu erwarten, da von allen künstlerischen Hervorbringungen dieses vielseitigen Mannes nur einige wenige Gemälde auf uns gekommen sind, bei wissenschaftlichen Hervorbringungen aber die Nachwelt undankbar zu sein pflegt, und leicht vergißt, was Vorgänger ihr vorangearbeitet haben.

Damals schrieb — am 16. Dec. 1506 — Chaumont, der Statthalter von Mailand, an die Signorie von Florenz folgende Worte, die als Beispiel eines zeitgenössischen Urtheils über Leonardo hier stehen mögen: Alle, die seine Werke gesehen, hätten eine große Meinung von ihm gefaßt; so auch er, der Schreiber des Briefes. Aber nachdem er hier zu Mailand mit ihm verkehrt, und durch eigene Erfahrung seine mannichfaltigen Talente erprobt, habe er wirklich gesehen, daß der Ruhm, den er in der Malerei erlangt habe, dunkel sei im Vergleich zu dem, den er wegen der andern ihm inwohnenden Talente verdiene.

Um Leonardo in seinem Wesen zu verstehen, genügt es nicht die Reihe von Interessen und Fähigkeiten, die er besaß, verbunden darzustellen. Wenn

es Einen giebt, der aus seiner Zeit verstanden werden will, so ist er es. Wir tragen zu einem Bilde Leonardo's bei, indem wir ein Bild des Humanismus zu geben versuchen.

Mit dem Namen Humanismus bezeichnen wir eine der großen Culturperioden in der Geschichte der Menschheit, die mit fast vorherzubestimmender Nothwendigkeit einander folgen, und von denen das Wesen der vorangehenden den Inhalt der nachfolgenden bedingt. Nicht wie Fortsetzungen sondern wie Gegensätze schließen sich diese Perioden aneinander an. Jede geschichtliche Entwickelung, noch so leise beginnend, steigert sich bis zu einem Extrem, auf dem sie unwahr, unmöglich wird. Die Opposition zu diesem Extrem ist der Anfang der neuen Periode. Der Gegensatz der Entwicklungsperioden, das ist der Charakter der geschichtlichen Entwicklung.

Als das Alterthum, die classische Anschauung sich von der Anerkennung der Natur und des Menschen zur Vergötterung beider, von der Freiheit des Geistes zu seiner vollen Schrankenlosigkeit gesteigert hatte, trat an die Hand einer neuen, der christlichen Glaubenslehre eine neue Richtung ein: die Anschauung des Mittelalters, die als ihre erste Aufgabe erkannte, gegen die Vergötterung der Natur und des Menschen, gegen die geistige Schrankenlosigkeit Front zu machen. Es begann in dem ausgebreiteten Institut des Mönchthums das Fasten und Kasteien des Körpers, die Weltentsagung. Die Kirche bildete sich je länger um so mehr aus, nahm mehr und mehr an Macht zu, wurde allmächtig. Die Nationalität, die nationalen Staaten verschwanden, ein Staat der Kirche entwickelte sich. Und wie die Kirche alle Verhältnisse, Staat, Gesellschaft, Familie in sich aufnahm, so begann nun jede wissenschaftliche Richtung, jede Wissenschaft, jede Geistesbewegung der Einen Wissenschaft zuzuströmen, welche allein die Kirche duldete: der Theologie. Die mittelalterliche Theologie war ein Schwamm, der alles Eigenartige auffog, sich vollschwemmte, aber schließlich doch nur mehr aufgedunsen erschien als früher.

Auch diese Richtung kam zu einem Extrem. Wie die classische Anschauung zur Vergötterung der Natur und des Menschen gekommen war, so kam die mittelalterliche Anschauung in ihrem schroffsten Erzeugniß, in dem lateinischen Katholicismus, zur Verdammung der Natur, zur Vernichtung des Menschen. Der Mensch soll sterben um zu leben. Noch der berühmte Gerson konnte die Ansicht aussprechen, daß Selbstmord freilich Sünde wäre, aber daß es Tugend wäre, sein Leben durch Entsagungen abzukürzen. *) Die Aufgabe des Katholicismus war, den Menschen von

*) Er sagt: „Est mala tentatio se velle occidere; sed bene potest quis abbreviare vitam suam per abstinentias discretas."

der Erde loszulöſen, ihn in den Himmel zu erheben, alle menſchlichen Intereſſen aus dem Dieſſeit in das Jenſeit zu verlegen.

Damit trat dieſe Richtung in einen Widerſpruch, in einen directen Gegenſatz zum Leben. Dieſes ideale Element konnte nicht die einzige Baſis der realen Exiſtenz der Menſchheit ſein. Es war das Extrem der mittelalterlichen Anſchauung, durch welches ſie unmöglich wurde.

Aber wie da einlenken? Wie aus dieſen unwahren, heilloſen Zuſtänden den Rückweg zu lebensvollen finden?

Es gab nur Einen Weg. Man mußte aus der ſchwindelnden Höhe des Jenſeit wieder herab auf die Erde ſteigen. Man mußte die Berechtigung, die Sanction der irdiſchen Verhältniſſe nicht mehr aus dem Jenſeit erklären wollen, d. h. ſie verwerfen. Man mußte ſie hinſtellen als berechtigt durch ſich ſelbſt; als berechtigt inſofern ſie ſittlich waren. Sie beſtanden, und „das Beſtehende hat Recht."

Aber wie dieſe Wandelung durchführen?

Es handelte ſich um ein doppeltes: der unwahr gewordene Zuſtand mußte abgeſchafft, es mußte tabula rasa gemacht, dann mußte auf ihr ein neuer lebensvoller Zuſtand auferbaut werden.

Oppoſition gegen die mittelalterliche Anſchauung und Gründung eines neuen Zuſtandes, einer neuen Weltordnung, das ſind die zwei Aufgaben der neuen Zeit.

Die Oppoſition gegen die mittelalterliche Anſchauung mußte zugleich, mußte vornehmlich eine Oppoſition gegen die mittelalterliche Kirchenlehre, gegen den lateiniſchen Katholicismus ſein. Hielt dieſe Richtung den Geiſt gefangen, ſo mußte die Oppoſition von der Befreiung des Geiſtes ausgehen.

Wie wunderbar das doch iſt, daß in eben dem Lande, in welchem die mittelalterliche Anſchauung am ſtärkſten ausgebildet ſchien, in welchem ſie am mächtigſten vertreten war, da wo der päpſtliche Stuhl ſtand, wo der unmittelbare Einfluß des Papſtes alle Verhältniſſe durchzog —: daß in Italien die erſte große Oppoſition gegen die mittelalterliche Anſchauung einſetzt.

Und der Name mit dem wir ſie bezeichnen iſt Humanismus.

Der Humanismus wandte ſich rückwärts der claſſiſchen Anſchauung zu. Er befreite an der Hand der claſſiſchen Anſchauung den Geiſt, den der Katholicismus in Banden gelegt hatte; er ſetzte an ihrer Hand den Körper wieder ein in ſein Recht, das ihm durch die mittelalterliche Kirchenlehre genommen worden war. Er anerkannte wieder das Individuum. Und ſofort begann nun auch das individuelle Leben in Wiſſenſchaften, Künſten, in der ganzen Exiſtenz.

Davon haben wir mit einem Worte ausführlicher zu reden.*)

Mit Dante hebt das Zeitalter des Humanismus an. Er steht auf der Grenzscheide zweier Culturperioden. Man hat seine göttliche Comödie den Schwanengesang des ersterbenden Mittelalters genannt. Wir nennen sie zugleich die erste Blume eines erwachenden Frühlings. Befangenheit in mittelalterlichen Anschauungen ist in ihr wunderbar vermischt mit lebensvollen Beobachtungen einer durchaus individuellen Existenz. Daß er das Papstthum energisch angreift, daß er statt in vergilbtem Mönchslatein in seiner lieben Muttersprache denkt und dichtet, daß es ihn dann wieder drängt seine vita nuova, und in ihr nicht sowohl die Reihenfolge seiner äußern Erlebnisse, als die Fülle seines innern Seelenlebens zu schreiben, das ist das Neue, was er bringt.

Andere folgen. Die Bedeutung der großen Literaten Italiens, vornehmlich Petrarca's, beruht durchaus nicht in ihren Poesien, sondern durchaus in dem engen Verhältniß, in welches sie alle sich zum classischen Alterthum, in dem Gegensatz, in welchen sie sich zur mittelalterlichen Anschauung setzten. Die Literatur schlug die Brücke von der Gegenwart über die Zeiten des Mittelalters hinüber in jene längstvergangenen.

Eine bildende Kunst, von der bisher in Italien nicht zu reden gewesen war, machte sich die Errungenschaft der Poesie zu Nutze. Die geistige Voraussetzung der ersten italienischen Maler, der Giotto, Orcagna und wie sie heißen, ist durchaus die göttliche Comödie Dante's. Schon daß der Drang zur Kunst bildlicher Darstellung sich wie plötzlich zu regen begann, ist bezeichnend. Denn die erste Bedingung der bildenden Kunst ist Beobachtung, Berücksichtigung des Körpers. Der Körper aber, der Leib, der irdische Theil am Menschen, war nach der mittelalterlichen Kirchenlehre grade dasjenige, was überwunden werden sollte. Ihr Ideal — wir sagten es — war grade die Entkörperung des Geistes. Die bildenden Künste des Mittelalters, da ihnen nun einmal ein anderer Beruf als der Dienst der Alles beherrschenden Kirche undenkbar war, hatten sich bestrebt und begnügt, diese Anschauung bildlich darzustellen, d. h. durch Körper die Idee der Entkörperung, der Körperlosigkeit darzustellen, sie malte Körper ohne Körper, jene träumerischen, unbeweglichen, nüchternen, „himmelnden" Gestalten, die in ihrer thatenlosen Ergebenheit das große tiefe Auge sehnsüchtig nach oben wendend dastehen und in ihrer mageren Langenweile das Mitleiden des Beschauers erflehen; sie hatten aufgehört Künste zu sein, sie waren so zu sagen bildlich dargestellte Glaubensbekenntnisse geworden.

*) Benutzt sind die Arbeiten von Roscoe, Ranke, Voigt, Burkhardt u. A.

Jetzt sehen wir diese Künste mit dem Bemühen beginnen, reale Gestalten, wirkliche Körper zu schaffen, Ideen nur so weit darzustellen, als sie durch körperliche Erscheinungen, durch Nachbildung individuellen Lebens darstellbar sind. Wie von Dante ab die italienische Literatur in einen Gegensatz zu der mittelalterlichen kirchlichen Anschauung tritt, so treten von Giotto ab die bildenden Künste in einen Gegensatz zu ihr. Unter der Voraussetzung dieses Gegensatzes beginnen sie ihre Entwickelung, und gelangen zu einer Blüthe, von der wir gleich hernach zu reden haben werden.

Der Gegensatz blieb bei diesen Dingen nicht stehen. Der Drang der Menschen, ihr „Ich" wieder in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen, entwickelte sich mit der Entfaltung der Literatur und Kunst gleichmäßig. Freude am Dasein, Ausarbeitung der individuellen Existenz, Beobachtung der umgebenden Natur als des gemeinsamen Lebenselements, das waren Dinge, um die es sich sofort zu handeln begann. Gegenüber der allgemeinen Kirche, welche mit Rücksicht auf das Jenseit gegründet die Umrisse der einzelnen Persönlichkeit verwischte, entstanden staatliche Gebilde, welche irdische Interessen verfolgten, und den Angehörigen individuelle Ausbildung erleichterten.

Wie oft ist es gesagt worden, daß in jenen kleinen Herrschaften Italiens das erste moderne Staatensystem zu erkennen sei. Es waren die ersten staatlichen Individualitäten der neuen Zeit, nicht unähnlich jenen hellenischen des classischen Alterthums.

Ein ganz neues Streben zu herrschen, Einfluß zu haben beginnt. Welche Reihe von Herrschern, die als plastische Individualitäten bemüht sind, ihrem Staat die schärfste Ausbildung seiner Eigenartigkeit zu geben: die Mediceer in Florenz, die Visconti in Mailand, die Este in Ferrara, und wie sie alle heißen. Und sie alle umgeben von einer Reihe einsichtiger Persönlichkeiten, die ihnen bei den Geschäften der Regierung mit Rath und That an die Hand gehen, Staatsmännern, die würdige Vorgänger Machiavelli's sind: staatsmännischen Individualitäten. Andere Persönlichkeiten, nicht im Besitz der Herrschaft, aber bemüht, sie zu erlangen, treten dazu, sie verstehen für sich zu gewinnen; es wiederholt sich das Ringen um die Lenkung des Staats. Oft tragen solche Condottieren den Sieg davon, den Siegern hängt man an, denn nicht hergebrachte Tradition sondern persönlicher Werth entscheidet.

Dem Drange nach allseitiger Entwickelung der Persönlichkeit, nach Ausbildung aller Interessen des Lebens kamen diese Machthaber eifrig entgegen. Denn solches Entgegenkommen war ihnen eine Garantie für ihre Beliebtheit, für die Festigkeit ihrer Stellung.

Für den Nutzen wie für den Genuß der Unterthanen sorgten sie gleich-

mäßig, und — wunderbar, — je despotischer ihr Herrscherthum seiner Entstehung nach war, desto liberaler war es in sorgfältiger Hingabe an die Wünsche des Landes. Daß von solchen Herrschern große Bauten ausgeführt, Canalisirungen vorbereitet und in Angriff genommen, Befestigungen angeordnet wurden, das war am Ende nicht zum mindesten zu ihrem eigenen Nutzen und ihrer eigenen Sicherheit. Aber die opulenten Gelage, Festspiele, Schaugepränge und dgl., die sie ihren Unterthanen gaben, hatten den Grund nicht. Es hatten die Herrscher aus ihren Classikern gelernt, daß man im alten Rom zu Spielen und Fechterkämpfen seine Zuflucht genommen hatte, um die Plebs bei guter Laune zu erhalten, um des müßigen Haufens Gedanken vom gemeinen Wesen abzulenken. Wer panem et circenses gab, der war damals der Held des Tages gewesen.

Den veränderten Zeiten entsprechend verfuhren jetzt in Italien die Leiter der jungen Staaten. Ohnehin war nunmehr der Sinn der Italiener auf den Schmuck des Lebens, auf die Pracht der umgebenden Natur, auf die Anmuth und die Fähigkeiten des menschlichen Körpers gerichtet. Jene roheren Ergötzungen wie im Alterthum hätten dem Geschmack der Zeit so wenig zugesagt, wie in ihrer langweilenden Wiederholung die eintönigen Prozessionen und frömmelnden Ceremonien, durch welche die Kirche auf ihre Angehörigen hatte wirken wollen.

Jetzt nahm man all' die vielseitigen Interessen des modernen Lebens; von jedem etwas: ein bischen Poesie mit classischen Reminiscenzen, naturgeschichtlichen Raritätenkram und Wunderwerke verbunden mit experimental-physikalischen Räthseln, vielleicht ein Restchen katholischen Weihrauchs versetzt durch eine große Quantität olympischer Allegorie, Ernst und Scherz, gravitätische Ehrbarkeit und ironisirender Humor bunt vermischt, und das Alles gefällig überzuckert durch einen künstlerisch-genialischen Anstrich.

Denn originell mußte man sein, sonst langweilte man statt zu zerstreuen. Niemals sind originellere Feste, Aufzüge, Maskeraden, Schauspiele, Ballets, Triumphe, Fackelzüge und wie die Dinge alle heißen, gefeiert worden, als damals, wo dem ohnehin zu diesen Dingen aufgelegten Sinn der Menschen Fürsten entgegen kamen, die sich durch ihren Geist und Geschmack bekannter Künstler zur Ausführung derselben bedienten. Was durch solche Dinge damals zu erreichen, auch auf dem Gebiet der Politik zu erreichen war, zeigt als einer der Ersten Rienzi, der kein anderes Mittel in dem Maße und mit dem Erfolge anwandte, um zum römischen Tribunat zu gelangen, als lockend geistvolle Allegorien, prunkende Festzüge und überraschende Phantastereien aller Art. Für solche Geschichten wurde dann immer Neues erfunden. Schwebemaschinen, die dem Zuschauer Ah und Oh entlockten, wenn sie glückten, und glückten sie

nicht, Spotten und Hohnlachen, gab es schon im vierzehnten Jahrhundert. Eine neue solche Maschinerie, die alles bisher dagewesene überbot, erfand Brunellesco: „einen überaus kunstreichen Apparat, der eine von zwei Engelkreisen umschwebte Himmelskugel darstellte, von welcher Gabriel in einer mandelförmigen Maschine niederflog."

Das nun war — neben der Bedeutung und dem Zauber ihrer eigenen Persönlichkeit — ein Hauptmittel, dessen sich die Herrschsüchtigen in Italien damals bedienten, um zur Herrschaft zu gelangen, die Herrscher, um sie sich zu erhalten.

Wie der Sinn derer, die sie beherrschen wollten, beschaffen war, das haben wir nunmehr zu sagen; wir wollen ausführen, wie neben staatlichen Individualitäten, durch Beobachtung des umgebenden Lebens, die Menschen zu Individuen wurden.

Burkhardt weist in seinem ausgezeichneten Werk über die Cultur der Renaissance nach, wie auch die Beobachtung der Natur von Dante ausgegangen sei, in dessen göttlicher Comödie überreiche Beobachtungen der äußeren Welt sich finden. Die astronomische Orientirung ist eine der auffälligsten Eigenthümlichkeiten dieses Werks.

Es giebt fast keinen Zweig der Naturwissenschaft, welchem nicht von da ab eine Aufmerksamkeit und Pflege zugewandt wird, der man von allen Seiten bereitwilligst entgegenkommt. Bereits um 1468 hatte Paul Toscanelli in der Hauptkirche zu Florenz seinen großen Gnomon errichtet. Und bis zu den Zeiten des Papst Julius II. hatten sich die astronomischen Beobachtungen so weit gesteigert, daß Johann von Novara als der Erste es wagte, die Fehler in der gäng und gäben Zeitrechnung nachzuweisen, und dieses Resultat seiner Forschungen zugleich mit Verbesserungsvorschlägen dem Papst überreichte. Und Leo X., auf die Sache mit demselben Eifer wie sein Vorgänger eingehend, wandte sich an Akademien wie an einzelne Gelehrte, sie ersuchend, diesen wichtigen Gegenstand in Erwägung zu ziehen, und ihm die Resultate ihrer Untersuchungen schriftlich mitzutheilen. So entstand eine förmliche Literatur über diese wichtige Frage, die dann später — nach fast drei Menschenaltern — ihre Erledigung fand.

Wir dürfen vermuthen, daß der Beobachtung der Erdkugel die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wurde wie der Beobachtung des Firmaments. Derselbe Toscanelli entwickelte seine Ansichten über die Möglichkeit, zur See nach Ostindien zu kommen, und construirte eine Seekarte. Und als am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts wie plötzlich die großen Entdeckungsreisen begannen, sehen wir unter den Ersten und Bedeutendsten solcher Reisenden Italiener — freilich meist in Diensten fremder Mächte,

die dem offenen Meere näher liegend, mehr unmittelbaren Vortheil von solchen Entdeckungen zu erwarten hatten, als die von einem Binnenmeer umspülten Staaten Italiens. Vor Allen den Genueser Columbus, nichts weniger als ein Abenteurer, sondern durch lange Ueberlegung und durch seinen wissenschaftlichen Verkehr mit Toscanelli vorbereitet; den Florentiner Amerigo Vespucci, der dem neuen Continent den Namen gab; seinen Landsmann Johann Verazzini, der für die französische Krone seine westindischen Entdeckungen machte; die Brüder Johann und Sebastian Cabot, einer venetianischen Familie angehörig.

Nicht erst angeregt wurde das Interesse der Italiener an Naturwissenschaften durch diese Entdeckungen. Schon vorher waren Akademiker in diesen Dingen schriftstellerisch thätig. Abhandlungen über die Jagd, über den Vogelfang,*) und dergleichen Dinge, die den Menschen in ein näheres Verhältniß zur ihn umgebenden Natur bringen, finden wir schon früher. Lorenzo von Medici legte zu Careggi einen ersten botanischen Garten an. Und der vorhin erwähnte Pontanus betrieb, wie viele Bemerkungen in seinem Gedicht de hortis Hesperidum — in welchem von der Pflege der Lemonien, Pomeranzen und Citronen gehandelt wird**) — zeigen, bereits wissenschaftlich zugleich und praktisch die Botanik. Von Anderen wurden, gegen Ende des Jahrhunderts, die Werke der Alten über diesen Gegenstand, die Schriften eines Theophrast und Dioscorides übersetzt und commentirt, und befanden sich bald in Aller Händen.

Auch die ersten Thiergärten und Menagerien finden wir zu eben dieser Zeit. Gestüte werden, als die ersten in Europa, angelegt.

Dieselbe Aufmerksamkeit, die man der umgebenden Natur schenkte, schenkte man sich, der Pflege von Geist und Körper, dem genußreichen, erfreulichen Dasein.

Den Geist bildete man durch reges Interesse an den gelehrten Forschungen und Fragen, an den literarischen Erscheinungen, an den künstlerischen Hervorbringungen seiner Zeit. Vor allen Dingen die laienhafteste Kunst, die Musik, kam in Schwung. Nicht allein, daß der Reichthum an neuen Instrumenten, wie wir sie unter anderen von Gemälden der Zeitgenossen her kennen, ihren Zusammentritt zum Orchester herbeiführte, (wie denn z. B. König Alphons von Neapel einst in einem Hofconzert, bei welchem er den Livius las, mitten in der Aufführung eines Musikstücks innehalten ließ, um ungestörter eine schwierige Stelle dieses Schriftstellers

*) Ich erinnere an Belisar von Aquaviva, Mitglied der Akademie zu Neapel, mit seiner Schrift „de venatione et de aucupio."

**) Man lese z. B. seine Anmerkung über das Oculiren bei Roscoe Leben Leo's X. III. S. 272 Anm.

zu überleſen); ſondern, wie es heut zu Tage als fein gilt, Klavier zu ſpielen — wie man ſagt, muſikaliſch zu ſein —, ſo gehörte es damals zum guten Ton, die Viola in der Hand, gefällig improviſiren zu können.

Ein häufiger Wechſel der Moden ſchon belehrt uns über die Sorgfalt, mit der man über die dem Körper bequemſte zugleich und gefälligſte Tracht nachdachte. In der Erfindung immer neuer Haartouren waren die italieniſchen Schönen unermüdlich. Unter dem männlichen Geſchlecht kommt die Gattung der Stutzer, der patenten Herren à la mode auf, die ſich das Haar kräuſeln, die Augenbrauen abhaaren, die in ſanfter Anmuth, als ginge der Athem ihnen aus, mit Vornehmeren ſprechen, die ihren Kopf nicht bewegen aus Furcht, ihr Haar in Unordnung zu bringen, die unter ihrem Barret einen Spiegel, im Aermel einen Kamm tragen. Wo man Geſchmackvolles ſah, ahmte man es nach. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, da ſpaniſcher und franzöſiſcher Einfluß in politiſchen Dingen über Italien herrſchend wurde, fand man einen Genuß darin, auch franzöſiſchen und ſpaniſchen Moden und Sitten Einfluß über ſich zu gewähren. Den Einen imponirte die Lebendigkeit des franzöſiſchen Charakters, und ſie waren bemüht, wenn ſie ſprachen, unabläſſig den Kopf zu bewegen, und auf der Straße die Füße ſo ſchnell zu ſetzen, daß ihnen ihre Diener kaum folgen konnten. Anderen imponirte die ſpaniſche Grandezza, die wie eine aufgehende Sonne ſich langſam vom Horizonte an hoch empor richtete; die auch das Gleichgültigſte mit Wichtigkeit betrieb, und auch bei dem Schwerſten nicht die Schwierigkeit zeigte. Sie ahmten dieſen Spaniern nach, die ſich an das Schachbrett ſetzten, und meiſterhaft ſpielten, während ſie ſich anderweitig unterhielten und mit ihren Gedanken ganz wo anders zu ſein ſchienen. Ein unſchätzbares Buch belehrt uns über all dieſe Dinge: der „Libro del Cortegiano“ vom Grafen Balthaſar Caſtiglione, ein geiſtvolles Pendant zu Knigge, Alberti, und all den Receptſammlungen in vier und zwanzig Stunden ein vollendeter Geſellſchafter zu werden. Der uomo singulare, uomo unico, uomo universale wurden ebenſo techniſche Begriffe für beſtimmte Klaſſen von Individuen, wie z. B. heut zu Tage das Original, der Hausnarr, der gute Geſellſchafter und derartige Worte ſind.

Zum Ideal eines Menſchen von damals gehörte allſeitige und harmoniſche Ausbildung von Körper und Geiſt. Ein Mann, wie Leon Battiſta Alberti iſt die Verkörperung dieſes Ideals;*) er, der von frühſter Jugend an durch alle Arten gymnaſtiſcher Uebungen ſeinen Körper ausbildete, ſo daß er es dahin brachte, mit geſchloſſenen Füßen Anderen

*) Die Schilderung nach Burkhardt.

über die Schulter zu ſpringen, der bis hoch oben an die Decke des Doms ein Goldſtück empor zu werfen vermochte, der mit gelenker Hand das wildeſte Pferd bändigte; der ſelbſt ſagte, in drei Dingen, im Gehen, im Reiten und im Reden den Menſchen untadelhaft erſcheinen zu wollen; der als Autodidakt die Muſik betrieb, und in ſeinen Compoſitionen das bewundernde Lob von Fachmännern einerndtete; der ſich in den Werkſtätten von Handwerkern, in Ateliers von Künſtlern, in den Studirſtuben von Gelehrten einfand, jeden um Belehrung in ſeinem Fach angehend; der von dem Studium der Jurisprudenz zu dem der mathematiſchen Wiſſenſchaft überging, und mit phantaſtiſchem Geſchmack wunderſame Conſtructionen machte und poetiſche Spielereien erſann, vor Allem einen myſteriöſen Guckkaſten, in welchem er bald die Geſtirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsgebirgen erſcheinen ließ, bald weite Landſchaften mit Bergen und Meerbuchten bis in duftige Fernen hinein, mit heranfahrenden Flotten, im Sonnenglanz wie im Wolkenſchatten. Denn eine ſchwärmeriſche und hingebende Liebe zur Natur, ein förmliches Aufgehen in ihr war ihm eigen. Ein blühendes, wogendes Aehrenfeld brachte ihn zu Thränen, ein ſchöngebautes Thier war ſein Entzücken. Seine Feder diente ihm heute dazu, einen anmuthigen Spazierweg auszumalen, morgen, eine Leichenrede auf ſeinen treuen Hund zu ſchreiben.

Dieſe neue, ſcharf ausgeprägte Lebensrichtung übte große Nachwirkung auf die Schriftſtellerei und die Künſte aus. Sie hinderte, daß in dieſen Zweigen der Cultur eine einſeitige Beobachtung der Ueberreſte des claſſiſchen Alterthums, die Befolgung der aus ihr abſtrahirten Regeln und Geſetze das einzig Dominirende wurde. Mit der ſocialen Herausbildung des Individuum, der fortſchreitenden Erkenntniß der umgebenden Natur ihrer Erſcheinungen und ihrer Geſetze hielt die wachſende Einführung von der täglichen Umgebung entlehnten Beobachtungen in Kunſt und Literatur gleichen Schritt. Ein Schriftſteller, wie Aeneas Sylvius — der nachmalige Papſt Pius II. — iſt literargeſchichtlich vor allen Dingen deshalb ſo bedeutend, weil er in ſeinen Schriften eine Vielſeitigkeit der Beobachtung offenbart, die wir in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts anderorts vergebens ſuchen. An die Geſchichtserzählung reiht er ſtatiſtiſche Bemerkungen, geographiſche Schilderungen an. Da finden ſich detaillirte Beſchreibungen von Landſchaften und Städten, von Gewerben und Sitten, von politiſchen Angelegenheiten und Verfaſſungen, und das Alles um ſo ausführlicher und lebendiger, je weniger er es aus Büchern, je mehr er es der eigenen Anſchauung entlehnt. Er hat — wie Burkhardt ſagt — den Drang, all ſeine tauſendfältigen Beobachtungen in Ein Bild zuſammen zu faſſen.

Die Beobachtung seiner selbst, die Dante bereits zur Aufzeichnung seiner vita nuova getrieben, führte später zu Selbstbiographien. Jene von Benvenuto Cellini ist bis heute ein Muster dafür geblieben, wie man auch den unbedeutenden Vorkommnissen des persönlichsten Daseins allgemeine Bedeutung giebt, indem man sie in ihrem phychologischen Zusammenhang verbunden darstellt.

Auch die Kunst*) modernisirt sich in dieser Weise. Den Charakter der Malerei zu Beginn des Humanismus hat man angegeben, wenn man den Charakter der Kunst Giotto's angegeben hat. Während bis auf Giotto in den bildenden Künsten nach Rumohr's vortrefflichem Ausdruck „große Einseitigkeit des Wollens und der Manier" geherrscht hatte; während man sich früher mit typischen Darstellungen der Patriarchen, Propheten, Apostel oder des Heilandes selbst und der bedeutenderen Ereignisse der Evangelien begnügt hatte, beginnt er Mannichfaltiges und Lebensreiches, die vielfältigste Auffassung des Lebens zum Vorwurf der Malerei zu erheben: „frühere Weltlichkeit, plötzliches Erwachen des Bewußtseins des Heiligen, Eintritt in's Leben der Frommen und Abgeschiedenen, Wunder im Leben, wie besonders nach dem Tode, in deren Darstellung, wie es in den äußeren Bedingungen der Kunst liegt, der Ausdruck des Affects der Lebenden die Andeutung der unsichtbaren Wunderkraft überwog. Auch die Lebensbegebenheiten des Erlösers wurden zur Traulichkeit des Familienlebens herabgezogen." Während frühere Maler nicht zum Mindesten aus kirchlich-religiösen Bedenken solche Vorwürfe gemieden hatten, malte man jetzt die Geburt des Heilands, Scenen aus seiner Kindheit und seinem Jugendleben; die Madonnen und heiligen Familien beginnen modern zu sein.

Bei Giotto finden wir bereits ein gewisses Verständniß für die Bedeutung der Formen, vor Allem der Gesichtsbildung, und den Drang sich mit „den allgemeinen Gesetzen des sich Gestaltens und Erscheinens" vertraut zu machen.

Wenn dann freilich die bildende Kunst Italiens zunächst so langsame Fortschritte machte, so kommt das daher, daß die Künstler, befangen von dem reformatorischen Wirken Giotto's, sich mehr begnügten seinen Stil nachzuahmen, als die Prinzipien nach denen er schuf zu studiren und zu befolgen. Schon auf die Zeitgenossen machte diese mechanische Nachahmung der Giottesken Manier den Eindruck des Verfalls, und der bekannte Taddeo Gaddi sagt (bei Franco Sacchetti nov. 196): „Gewiß hat es sehr

*) Es sind im Wesentlichen die Ansichten Rumohr's, des größten deutschen Kunstforschers, die ich mittheile.

große Künstler gegeben, welche das Unerreichbare geleistet haben; indeß ist diese Kunst in Abnahme gerathen und noch immer im Sinken."

Wir müssen sagen, daß noch durch die ganze erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hin — wenige vereinzelte Ausnahmen abgerechnet — nicht sowohl aus Mangel an Talent, als aus Befangenheit in dem Stil des Giotto, die Künstler nicht dazu kamen, ihre Anregungen und Vorbilder statt in schon vorhandenen Kunstwerken in dem sie umgebenden Leben zu suchen.

Im Vergleich zur Natur, und zum Leben selbst aber litt die Kunst Giotto's wesentlich an zwei Mängeln, die um so mehr hervortreten mußten, je mehr der Sinn der italienischen Menschheit sich mit dem Leben und der Natur vertraut machte.

Seine Bilder erschienen flach, ihnen fehlte die Rundung, die Auseinandersetzung der Gestalten, das Helldunkel, plastische Vertheilung der Licht- und Schattenmassen.

Sodann fehlte seinen Figuren physiognomische Feinheit und Schärfe.

Bekanntlich war es zwei Malern vorbehalten, um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts diesen beiden Mängeln abzuhelfen. Den Masaccio drängt die Wucht seines mehr auf das Großartige wie auf das Anmuthige gerichteten Geistes zu plastischem Vortrage; er als der Erste rundet und vertieft seine Darstellungen, er gruppirt in Massen die eine der anderen unterordnend. Er wagt schärfere Beleuchtung, mächtigeren Schatten.

Fiesole sodann in seiner beschaulich frommen Weise ist bemüht, den Gesichtsformen sprechenden Ausdruck zu geben. Und wenn schon es ihn, seiner Natur gemäß, mehr trieb den Ausdruck der Frömmigkeit und gläubigen Hingebung zur Darstellung zu bringen (wie auf seiner Krönung der Maria), so wagte er sich doch auch in lebendigeren Vorwürfen wie in dem Bethlehemitischen Kindermord, an die Darstellung leidenschaftlichen Gesichtsausdrucks. Das Gemisch zwischen Schmerz und Wuth in den Gesichtern der Mütter, deren Kinder vor ihren Augen hingeschlachtet werden, ist von ergreifender Wahrheit. Aber in der Anordnung des Ganzen, in der Steifheit der Figuren zeigt sich noch Befangenheit in der Giotteskten Manier.

Die nächste große Aufgabe der Kunst hätte sein müssen, diese beiden Richtungen zu verbinden. Manch einen gab es, der diese Verbindung versuchte, und namentlich Cosimo Roselli, von der Nachahmung des Fiesole ausgehend, und einlenkend in die Richtung des Masaccio begann in dieser Weise, bis er in eine widerwärtige Manier verfiel.

Aber was anfangs die italienische Kunst neu erweckt hatte, das schien

ihr eben jetzt im Wege zu ſtehen. Jene vorhin geſchilderte Richtung des humaniſtiſchen Italien: die auf das claſſiſche Alterthum gewandten Studien, die auf die Einzelheiten der umgebenden Natur gerichteten Beobachtungen, der Genuß an der eigenen Exiſtenz, das Alles raubte die Begeiſterung, und bald gar den Sinn für die chriſtlichen Kunſtaufgaben; und die Kunſt, indem ſie ſich an das umgebende Leben zu halten begann, drohte von ihrer Höhe herab in die Nachbildung dieſer Umgebungen zu ſinken, und ſich mit der Darſtellung „des Reizes der natürlichen Erſcheinungen" zu begnügen. Angeregt durch das bunte Getümmel eines fröhlichen Volkslebens, durch den geſchmackvollen Reichthum raſch wechſelnder Trachten und Moden, durch die liebenswürdige Anmuth blühender Landſchaften, und die reinliche Behaglichkeit wohlhabender Städte, war ſie in Gefahr ſich darauf zu beſchränken, den Geſchmack an dem Allen mit dem Pinſel zu bekennen. Sie drohte genrehaft zu werden. Einem Maler wie Domenico Ghirlandajo, einem Mann „von mäßigem Geiſt, doch treuem ernſtlichen Streben," gelang es nicht, ſeinen Sinn für wirklich bedeutende Vorwürfe Andern mitzutheilen.

Wenn einer aufgeſtanden wäre, die durch Maſaccio und Fieſole nach ihren beiden Seiten hin verbeſſerte Richtung Giotto's mit der naturaliſtiſchen Richtung der jüngſten Malerei zu verbinden! Ein ſolcher hätte epochemachend ſein müſſen in der Geſchichte der Kunſt.

Wenn wir Leonardo da Vinci an dieſer Stelle nennen, als denjenigen, der das große Problem der italieniſchen Kunſt löſte, ſo geſchieht das nicht, weil damit die weſentlichſte Seite ſeines Charakters angegeben wäre, ſondern nur weil auf dieſem Gebiet ſein Einfluß und ſein Zuſammenhang mit ſeiner Zeit ſich am unmittelbarſten bemerkbar macht.

Vergleicht man die großen Anlagen des vielſeitigen Mannes unter ſich, ſo muß man ſagen, daß ſeine Begabung zur Malerei weder die bedeutendſte noch die dominirende war, und daß am wenigſten er ſelber ſie mit beſonderer Vorliebe gepflegt hat. Man bleibt an der Oberfläche ſeines Weſens ſtehen, wenn man ihn als bildenden Künſtler verehrt; und nur wenig trägt dazu bei, ihn in der Tiefe ſeines Weſens zu verſtehen, wenn man die Einwirkungen ſeiner Zeit auf ſeine Kunſt nachzuempfinden verſucht. Seine Kunſt ward bewundert, ſeine Bethätigung im Leben willkommen geheißen, liebenswürdig und groß haben ihn die Zeitgenoſſen genannt —: aber die allſeitig treibende Kraft ſeines ſchöpferiſchen Genius, der nur der loſen Anknüpfung an ſeine Zeit bedurfte, um ſich weit über ſie zu erheben, ahnte keiner: unergründlich hat ihn keiner genannt, der mit ihm lebte. Wie er ſich giebt, erſcheint er ein Kind ſeiner Zeit, was er ſchafft, heißt ſie willkommen und nutzt es aus —: in die geheime

Werkstatt seiner Gedanken ist keiner hinabgestiegen. Nach ihrer Weise verstanden ihn die Zeitgenossen; und Talente, die in seiner Nähe lebten, glaubten ihm nachzukommen, wenn sie die äußere Erscheinung seiner Schöpfungen nachahmten.

Dürfen wir Spätgeborne hoffen, aus geringen Ueberresten das herauszuahnen, was jenen, die unter demselben Himmel mit ihm lebend, in dieselbe geistige Atmosphäre hineingeboren, im täglichen Umgang mit ihm, in ununterbrochener Beobachtung seines Schaffens nicht geahnt haben?

Leonardo's Leben.

Wunderbar schon war sein Leben. Ein schönes Land ist seine Heimath, ein aufmerksam beobachtendes, lebendig geweckes, lebenslustig fröhliches Geschlecht ist das seiner Landsleute, reges frisches Staatsleben mit politischen Interessen, Reibungen und Kämpfen bewegt sie. Da beginnen neue große Kriege, fremde Nationen überziehen das Land, wer heute siegt ist morgen der Besiegte, es ebbt und fluthet von fremdem Einfluß. Der schweizer Söldling, der Bogenschütze aus der Gascogne, Landsknechte aus Deutschland, spanisches Militär wogt abwechselnd durch die Straßen der italienischen Städte. Heute wehen die französischen Lilien, morgen weht des Reiches Adler, oder spanische Fahnen von den Zinnen der Mauer. Dazwischen auf kurze Zeit das Wappen des italienischen Herrn, bis er vertrieben wird. Friede und Krieg in buntem Wechsel neben einander, und dieselben Menschen, die heute in träumendem Genuß über lachende Landschaften schauen, spähen morgen ängstlich nach dem heranziehenden Feinde in die Ferne.

Als Leonardo, des Ser Pietro natürlicher Sohn, auf dem Schlosse Vinci im schönen Arnothale im Jahr 1452 das Licht der Welt erblickte, wußte man noch nichts von fremden Feinden. Friede war es, auf den Fluren ruhte üppiger Segen, die Menschen pflegten Künste und Handwerke, und berühmt wurde, wer es im Frieden zu werden verstand.

Schön war er bereits als Knabe, und wer ihn sah, wie er sinnenden Geistes auf Alles achtete, wie er in Anmuth und Kraft zugleich den Körper bewegte, hatte seine Freude.

Er wollte die Malerei erlernen. Der Vater bringt ihn in das Atelier des Meisters Verocchio. Das war ein Mann, recht auf der Höhe der Zeit. Es gab kaum etwas den Geist Bildendes, wofür er nicht Sinn hatte, und worin er sich nicht versuchte. Sein etwas schwerfälliges Talent war für die Bildnerei größer als für die Malerei, in welcher er ebenfalls eine plastische Darstellung anstrebte. Studium der Anatomie des Menschen und des Pferdes beschäftigte ihn eifrig. Er arbeitete in Silber

und Gold wie in Erz und Marmor. Daneben betrieb er geometrische Studien und liebte leidenschaftlich die Musik.

Wie und was Leonardo hier lernte, besprechen wir hernach, wo wir von seiner Kunst zu reden haben.

Der Ort, wohin er sich von Florenz wandte, war Mailand; und hier brachte er die schönste und fruchtbarste Zeit seines Lebens zu.

Mailand war damals von den Städten Italiens eine der glücklichsten und blühendsten. Wie vordem das herzogliche Geschlecht der Visconti, so sorgte nach seinem Ausgange das der Sforza für den Nutzen wie für die Schönheit der Stadt.

Da trat, als der junge Giangaleazzo Herzog war, sein Oheim, der Condottiere Ludovico Sforza, den man den Mohren nennt, von dem Zauber des Herrschens erfaßt, hervor. Seiner Begierde nach Herrschaft kam sein Talent zu ihr zu gelangen gleich. Er schaffte des Herzogs treueste Umgebung bei Seite, und gewann von Tag zu Tage mehr Einfluß über ihn. Bald gab es Münzen in Mailand, auf denen das Bild Ludovico's neben dem Giangaleazzo's geprägt war. Des jungen Herzogs schöne und muthige Gemahlin Isabella klagt: in den Händen des Oheims liegt die Entscheidung über Leben und Tod; des Landes Verwaltung ist ihm allein kund, und fremde Gesandte richten ihr Wort an ihn, wie an den Herrn des Landes. Ehre und Ansehen ist uns genommen, und gleich Gefangenen hüten uns spähende Augen.

Ludovico Moro hatte die Macht, Giangaleazzo den Namen des Herrschers.

Und jetzt beeilte sich der mächtige Mann, die Gemüther von des Landes Bewohnern sich zu gewinnen. Er knüpfte mit den zwei mächtigsten italienischen Herrschaften, mit Venedig und Neapel, freundschaftliche Beziehungen an, zugleich um in der Zeit der Gründung seiner Macht vor äußeren Feinden sicher zu sein, und um den Mailändern als der Bringer und Erhalter des Friedens zu erscheinen. Aus den reichen Einkünften des Landes gewann er Söldner und befestigte Burgen. Mehr aber und eifriger ließ er erkennen, daß er für das Volk zu sorgen wünsche, als daß er vor ihm besorgt sei. Er ließ Lazarethe bauen, Canäle graben, Münster und Klöster gründen. Unwirthsame Gegenden verwandelte er in fette Weiden und Ackerland; Forsten mit einem eingehegten Wildstand legte er an. Er sorgte für die Cultur des Maulbeerbaums; Musterwirthschaften, Meiereien, Gestüte wurden gegründet. Er war bemüht, das Land vor Mangel und Räubereien zu schützen. Sicherheit, Behaglichkeit, Vergnügen, geistige Anregung, das Alles wünschte er dem Volk zu verschaffen. Gegen Jedermann war er herablassend und freundlich; leutselig;

im Zorn aufwallend nie. Er wohnte den Gerichtsverhandlungen von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit bei.

Doch nicht zufrieden,*) Mailand mit Ruhm, Reichthum, Tempeln und prachtvollen Gebäuden ausgeschmückt zu haben, wollte er es auch mit ausgezeichneten und seltenen Geistern bereichern, deren dürftige Lage seine Freigebigkeit verbesserte. Künstler und Gelehrte wurden in das Land gezogen, wer nur geistig bedeutend war, fand Zutritt bei Hofe; eifrig wurde dafür gesorgt, daß jedes geistige Interesse reichliche Pflege fände. In Pavia hielt Jason de Maino, einer der größten Juristen seiner Zeit, vor 3000 Schülern Vorlesungen; die mathematischen Studien wurden durch an seinen Hof berufene Gelehrte gepflegt. Er zuerst ließ öffentlich Musik lehren. Dichter verkehrten von nun ab am mailändischen Hofe; nicht solche, die mühsam lange Werke zu Tage fördern, sondern Meister in jener flüchtigen Form der improvisirenden Gelegenheitspoesie, die mit anmuthigen Reimen den Moment umspannen, und die Stimmung des Augenblicks zierlich wiederklingen lassen. Unter ihnen vor Allen der Florentiner Bellincioni, dessen Verse gefällig, dessen Reime geschmeidig waren, und dessen reinere florentinische Sprache zugleich den herberen mailändischen Dialekt veredeln sollte.

So war, nach dieses Dichters Ausspruch, Ludovico bemüht, Mailand zu einem neuen Athen zu machen.**)

Leonardo ist einer von denen, die in diesen von Ludovico sorgfältig gepflegten Zustand einer fast berauschenden Friedlichkeit hineingezogen werden. Als fertiger Mensch von etwa dreißig Jahren***) langt er in diesem Utopien an; nicht sowohl um zu empfangen, als um mitzutheilen.

Das offenbart schon der Brief, welchen er an Ludovico auf dessen Einladung hin zuschickt, und dessen Wortlaut, da er eine Art von Selbstbekenntniß Leonardo's aus dieser Zeit ist, hier wiederholt werden mag, so oft er auch schon an anderen Orten mitgetheilt worden ist.

„Da ich, mein erlauchtester Herr! zur Genüge die Leistungen aller derer gesehen und geprüft habe, die als Meister und Erfinder von Kriegsinstrumenten betrachtet werden, und da die Erfindung und Thätigkeit vorgenannter Instrumente durchaus nicht von denen, welche man gewöhnlich braucht, abweichen, so werde ich mich bemühen, ohne irgend Jemand Anderem Abbruch zu thun, mich Ew. Excellenz verständlich zu machen, in-

*) Worte von Lanzi in seinem Vorwort zu den Gedichten Bellincioni's.

**) „Sonetto in laude de Sr. Lodovico, il quale vuole che Milano in Scientia sia una nuova Athena."

***) Vasari setzt bekanntlich die Ankunft Leonardo's zu Mailand um vieles zu spät (1494) an.

dem ich derselben meine Geheimnisse mittheile, und während ich dieselben bei gelegener Zeit deren Belieben zu Gebote stelle, hoffe ich auf den guten Erfolg aller jener Dinge, die hier kurz aufgeführt werden:

1) Habe ich Mittel, sehr leichte Brücken anzufertigen, die sich sehr bequem transportiren lassen, und mit denen man die Feinde verfolgen, so wie auch denselben nach Gelegenheit entfliehen kann. Und andere, die gegen Feuer gesichert, und von der Schlacht unverletzbar sind, so wie auch leicht und bequem wegzunehmen und wieder aufzuschlagen. Nicht minder auch Mittel die Brücken der Feinde in Brand zu stecken und zu zerstören.

2) Bei der Belagerung eines Orts verstehe ich das Wasser der Gräben abzuschneiden, und unendlich viele Brücken mit Stufen (Pontigatti a scale), so wie andere Instrumente zu verfertigen, die zu einem solchen Unternehmen gehören.

3) Ebenso, wenn wegen der Höhe eines Walles oder wegen der Stärke eines Orts und dessen Lage bei einer Belagerung die Thätigkeit der Bombarden nicht angewendet werden kann, so habe ich Mittel, jeden Thurm oder andere Befestigung zu zerstören, es sei denn, daß dieselbe auf Felsboden gegründet wäre.

4) Noch weiß ich eine Art von Bombarden, die sehr bequem und leicht zu tragen, und mit denen man kleine Ungewitter (minuti di tempesta) schleudern kann. Und mit dem daraus entstandenen Rauche verursachen sie den Feinden großes Entsetzen, zu dessen großer Beschädigung und Verwirrung.

5) Ebenso weiß ich unter der Erde Höhlen und enge gewundene Gänge anzulegen, die ohne Geräusch gemacht werden können, und mit denen man zu einem bestimmten Ziel gelangen kann, wenn man auch unter Gräben oder einem Fluß hinweg passiren müßte.

6) Auch mache ich sichere und unverletzliche bedeckte Wagen, welche, mit ihrem Geschütz unter die Feinde gerathend, auch die allergrößten Heeresmassen zum Weichen bringen können, und hinterher kann die Infanterie ganz sicher und ohne irgend ein Hinderniß nachfolgen.

7) item, wenn es nöthig ist, mache ich Bombarden, Mörser und anderes Feldgeschütz, Passavolante genannt, von sehr schöner und zweckmäßiger Form, und gar nicht im gemeinen Gebrauche bekannt.

8) Wo die Thätigkeit der Bombarden nicht angewendet werden kann, werde ich Steinwurfmaschinen zusammensetzen, so wie Schleudern, Ballisten und andere Instrumente von wunderbarer Wirkung und ganz außergewöhnlicher Art; mit Einem Worte, je nach der Verschiedenheit der Fälle werde ich verschiedene Angriffswaffen machen.

9) Und bei vorkommenden Fällen weiß ich zum Gebrauch auf dem Meere viele Instrumente, die zum Angriff wie zur Vertheidigung sehr geeignet sind, und Schiffe, die der Gewalt jeder, auch der größten Bombarde Widerstand leisten können, so wie auch Staub und Rauch hervorzubringen geeignet sind.

10) In Friedenszeiten glaube ich in Vergleich mit jedem Anderen sehr gut in der Baukunst Genüge zu leisten, sowohl in der Errichtung von öffentlichen und Privatgebäuden, als auch in der Leitung des Wassers von einem Orte zum anderen.

item werde ich in der Marmor-, Bronce- und Thon-Sculptur arbeiten, und ebenso in der Malerei alles das leisten, was nur im Vergleich mit jedem Anderen, wer es auch sei, geleistet werden kann.

Noch werde ich auf das Broncepferd meine Arbeit verwenden können, welches ein unsterblicher Ruhm und ewiges Ehrendenkmal des gesegneten Angedenkens Eures Herrn Vaters und des berühmten Hauses Sforza sein wird.

Und wenn Jemandem einige der vorbenannten Dinge unmöglich oder unausführbar erscheinen sollten, so erbiete ich mich mit der größten Bereitwilligkeit, die Probe davon in Eurem Park oder an jedem anderen Orte zu machen, der Ew. Excellenz genehm ist, welcher ich mich mit der größtmöglichsten Ergebenheit empfehle."

Während frühere Biographen Leonardo's, dem Vasari folgend, erzählen, er sei um seines Lautenspiels willen, und wegen seiner Geschicklichkeit zu improvisiren nach Mailand gerufen worden, geht Guhl, der Herausgeber dieser, und einiger anderer von Leonardo herrührender oder ihn betreffender Schriftstücke (die fast ausnahmslos schon früher bekannt waren), von der durchaus willkürlichen Ansicht aus, daß es der Malerruhm war, dem Leonardo seine Berufung an den mailändischen Hof verdankte. Leonardo habe, so meint der Herausgeber des Briefes, nur zuletzt und gleichsam beiläufig seiner Kunstfertigkeit Erwähnung zu thun brauchen, und Erwähnung gethan, weil er als Künstler damals bereits hinlänglich bekannt gewesen sei. Dem unbefangenen Leser jenes Briefes wird solche Erklärung gesucht erscheinen. Ihm wird die in dem Brief nur beiläufig erwähnte Kunstfertigkeit vielmehr als ein Beweis dafür gelten, daß diese Kunstfertigkeit Leonardo selbst im Verhältniß zu seinen anderen Fähigkeiten nur als etwas Beiläufiges erschien, und daß — wenn man Schorn's Ansicht, nach welcher diese Schrift ein auf mündliche Aeußerungen Bezug nehmendes Memoire wäre, acceptirt — auch Ludovico die anderen Fähigkeiten Leonardo's für wichtiger oder doch für verwendbarer schätzte, als sein Malertalent.

Leonardo, der sich als ein Lernender hielt, bis er Vollendetes zu leisten vermöchte, hatte, ehe er nach Mailand kam, nur Weniges gemalt, und schätzte dieses Wenige, so vollendet und neu es durch die tiefsinnige Wiedergabe der Natur Andern erscheinen mochte, für nichts mehr als für Studien, zu denen ihn seine vielfältigen Beobachtungen angeregt hatten; für praktische Versuche, die seinen wissenschaftlichen Forschungen zur Seite gingen. Andere mochten ihn schon einen Apelles nennen,*) er selber sah sich nach jenen ersten Bildern noch nicht als Maler an.

Man kann die Bemerkung machen, daß, wenn geistvolle und für auseinanderliegende Dinge begabte Menschen sich gleichsam plötzlich zu einander in naher Beziehung sehen, die Schöpferkraft des Einzelnen zunächst wie brach gelegt erscheint. Die Aufmerksamkeit wendet sich ganz auf die Beobachtung der bedeutenden Umgebung, und der Einzelne scheint in ihr aufzugehen, bis er sie zu übersehen und sich selber in seiner Eigenartigkeit gleichsam wiederzufinden beginnt. Dann wird das Fremdartige, vor dem die eigene Productionskraft anfangs zurückschreckte, zur Anregung, und der eigene Geist erscheint um all' die Fähigkeiten der Anderen bereichert.

Noch bis zum Tode des jungen Herzogs Giangaleazzo sehen wir Leonardo wenig als Maler hervortreten. Zu weit anderen Dingen trieb es ihn zunächst. Wie viel Wasser gebraucht das Bette des Weltmeers, um sich zu füllen! Was nicht nimmt der Genius eines unergründlichen Menschen in sich auf, bis er aus reichster Fülle schaffend überströmt!

Leonardo, unabläßig mit der Fortsetzung seines Studiums der Natur, ihrer Erscheinungen und Gesetze beschäftigt, erhält am mailändischen Hofe Gelegenheit, sich auch um das Wissen und Können der Besten die es damals gab zu bereichern. Wir erfahren von gelehrten Zusammenkünften, an denen Leonardo Theil nahm: wie anregend mußte die Vielseitigkeit des hier zur Sprache Kommenden auf einen Menschen wirken, den es drängte Alles vollendet zu wissen und zu können.

Eine besondere Aufgabe ward ihm, so scheint es, sobald er in Mailand war: die Aufgabe, eine Akademie zu gründen. Leider sind wir über diese Akademie sehr im Dunkeln. Daß sie seinen Namen erhielt, geht aus ein paar Kupferstichen hervor, in deren Mitte, von geistreichen Schnörkeln und Ziffern umgeben, die Worte stehen:

ACADEMIA. LEONARDI. VINCI.

und die vielleicht eine Art von Diplom für die Mitglieder der Akademie

*) Bellincioni singt von Leonardo's Ankunft in Mailand:

Qui corne l'ape al mel viene ogni dotto,
Di virtuosi ha la sua corte piena:
Da Fiorenza un Apelle ha qui condotto.

waren. Möglich, daß es eine Malerakademie war; jedenfalls, ein bloßes, jungen Talenten zum Eintritt geöffnetes Atelier war es nicht.

Eine große Zahl von wissenschaftlichen Werken, die von ihm erhalten, oder dem Titel nach aufbewahrt sind, eine Fülle loser Bemerkungen von seiner Hand sind offenbar mit Rücksicht auf diese Akademie verfaßt. Der durchgehende gleichmäßige Charakter derselben, so weit sie auf uns gekommen sind, ist beachtenswerth. Sein „Tractat über die Malerei," der in erster Linie zu nennen ist, kann nur von solchen, die über ihn urtheilen, ohne ihn gelesen zu haben, als eine Theorie der Malerkunst bezeichnet werden. Er enthält in vielen, zum Theil sehr kurzen Kapiteln verschiedenartigste Bemerkungen über alles nur Mögliche, was von einem Maler gewußt zu werden verdient. Aber ohne Ordnung und in keiner Reihenfolge. Neben gelehrten Auseinandersetzungen aus dem Gebiet der Optik, der Perspective, der Anatomie, gehen Fingerzeige für kleine Hülfsmittel und Kunstgriffe beim Erfinden und Darstellen her. Häufig werden in späteren Kapiteln früher bereits gemachte Bemerkungen wiederholt; mehrfach gar mit denselben Worten (wie in Kap. 90 und 95); eine vorher begonnene Betrachtung wird an späterer Stelle weitergeführt, ohne daß auf das bereits Gesagte zurückgewiesen wird. Ebenso finden sich in jenen kleinen Taschenbüchern, die er im Gürtel bei sich zu tragen pflegte, um hinein zu schreiben oder hinein zu zeichnen, was ihm von ungefähr einfiel oder begegnete, Notizen über ähnliche Gegenstände wie in dem Tractat über die Malerei.

Neben diesem Tractat sind andere Schriften — zum Theil leider nur dem Namen nach — auf uns gekommen, die er in dem Werk über die Malerei als solche erwähnt, die er bereits zu schreiben begonnen, oder als solche, die er zu schreiben die Absicht habe; so Abhandlungen über die Anatomie; über die Gesetze der Beugung und Drehung des menschlichen Körpers; über den Schwerpunkt des Menschen im Zustand der Ruhe wie der Bewegung; über die Maaße des menschlichen Körpers; über die Muskeln. Auch ein Werk über die Anatomie des Pferdes; ein anderes über Farbenmischung, der er mit besonderer Sorgfalt nachsann; dazu besondere Abhandlungen über die Perspective und über die Beleuchtung.

Alles Schriften, deren Gesammtinhalt einen Gegenstand betrifft, welcher in einer leichten und wenig systematischen Art auch in dem Tractat über die Malerei gelegentliche Behandlung findet. Als ob dieser Tractat in populärerer bis zur Willkürlichkeit bequemer Form und Fassung das mittheilen sollte, wofür Leonardo die wissenschaftliche Begründung anderorts gegeben, oder zu geben versprochen hätte. Als ob er in demselben von Ungefähr auf die Dinge zu sprechen käme, welche das ausdrückliche

Thema anderer seiner Schriften bildeten. Nicht um künstlerische Heranbildung von Malern allein handelte es sich in dieser Akademie Leonardo's, sondern zugleich und vor Allem um wissenschaftliche Begründung der Malerkunst.

Für Leonardo's Alles umspannende Kraft war das Können vom Wissen unzertrennlich. Von theoretischen Dingen zu reden, ohne die praktische Verwendung derselben zugleich im Auge zu haben, war ihm ebenso unmöglich wie umgekehrt praktische Ausübung ohne vollständige Beherrschung der theoretischen Voraussetzungen. Unternimmt er in dem Tractat über die Malerei einen Punkt der Theorie zu erörtern, so strömen ihm von allen Seiten her Anschauungen zu; verschiedenartige Möglichkeiten der praktischen Verwendung des behandelten Punktes; demselben verwandte und ähnliche Dinge, die der Mühe werth erscheinen, ebenfalls mit ein paar Worte erwähnt zu sein —: und so schreibt er — wir meinen eine der lebhaften Episteln eines Petrarca zu lesen —, aus einer unermeßlichen Fülle von Gelehrsamkeit und Beobachtung, von Erfahrung und Ueberlegung.

Man verzeihe diese Abschweifung über eines der Werke Leonardo's in dem Abschnitt, der von seinem Leben handeln soll. Wir wollten einen Eindruck davon hervorrufen, daß seine wissenschaftliche Arbeit und Wirksamkeit auch hier in Mailand der künstlerischen Production und dem, was man in der Malerkunst Schulebilden nennt, vorhergeht.

Freilich auch mit künstlerischen Productionen sehen wir ihn sofort in Mailand beschäftigt. Aber mit Productionen eigenthümlicher Art. Immerhin mag er erste und immer neue Entwürfe, eingehende Studien zu der bei ihm bestellten Reiterstatue Franz Sforza's gemacht, dieses und jenes Bild gemalt haben; aber davon kam meist nur die Kunde unter die Menschen: diese Entwürfe blieben die Geheimnisse des Ateliers.

Schon früher haben wir von der Leidenschaft für Festfeierlichkeiten bei den Menschen Italiens gesprochen, und angemerkt wie sich die Machthaber dieser allgemeinen Leidenschaft, indem sie ihr entgegen kamen, bedienten, um die öffentliche Meinung wie durch eine Art ästhetischer Bestechung für sich zu gewinnen. Ludovico, aufmerksam auf Alles, was dazu dienen konnte, trotz des Herzogs, ihn in den Mittelpunkt der Herrschaft zu stellen, ließ es sich in besonderem Maße angelegen sein, keine passende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne das Volk von Neuem und jedes neue Mal mehr zu elektrisiren.

Das war das Feld, auf welchem Leonardo sich künstlerisch zu bethätigen hatte. Ein weites Feld! Eine bunte Landschaft, die prachtvolle Stadt, der blaue Himmel darüber, wogende Menschenmassen mit gehobener Feierstimmung, da hatte er ein reiches Material; ein Stück Natur

und Leben, das er in seine Composition hineinverweben durfte. Wie die mächtig einschlagende Rede vor einer Versammlung sich zu einer bei der Studierlampe gefeilten Abhandlung verhält, so verhielten sich diese für die gesteigerte Stimmung des Moments concipirten Schöpfungen zu den sorgsamen Hervorbringungen im Atelier. Den Augenblick sollten sie wie epigrammatisch verkörpern; einschlagen, zünden sollten sie.

Leonardo hat sich diesen Aufgaben willig und mit großem Eifer unterzogen. Seine tiefsinnigsten Studien, seine besten künstlerischen Leistungen waren ihm nicht zu gut, bei solchen Schöpfungen zu dienen. Er verwandte sie praktisch, indem er sie in sein kunstvolles Festarrangement verwebte, und übertraf selbst die gespanntesten Erwartungen. Von Brunellesco's Geschicklichkeit und Erfindungsgabe haben wir in der Einleitung gesprochen. Wie weit doch blieb sie hinter dem zurück, was Leonardo leistete. Da finden wir, bei der von ihm geleiteten Feierlichkeit,*) der 1489 stattfindenden Vermählung Giangaleazzo's mit Isabella von Arragonien, eine von ihm der staunenden Menge vorgeführte Maschine, die er Paradies nannte, und welche die Planeten darstellte, wie sie kreisförmig in ihren Bahnen dahinziehen, bis sie vor dem hohen Brautpaar stillhalten, um einen Sänger im Costüm der dem Planeten zuertheilten Gottheit hervortreten zu lassen, der anmuthige, von Bellincioni verfaßte Verse in anmuthiger Composition zu ihrem Ruhme singt.

Ein paar Jahre hernach — 1492 — sehen wir ihn als Dirigenten der Feierlichkeit bei der Vermählung des Kaisers Max mit Bianca Maria Sforza. Da giebt es auf dem Platze vor dem Schlosse Triumphbogen, und das Modell zu der colossalen Reiterstatue des großen Anverwandten der gefeierten Braut, hineincomponirt in den prächtigen Schmuck des Platzes, wird von Leonardo zum ersten Male den erstaunten Mailändern gezeigt.

Und zwei Jahre später dann, der Einzug von Ludovico's Verbündeten gegen Neapel, dem König Karl VIII. von Frankreich, der mit neuen Festlichkeiten begangen wird.

Daneben Aufzüge und Spiele mannichfacher Art. Eines maskirten Turniers, auf dem einige Diener des Hauses „als wilde Männer," wie es das Fest verlangte, costümirt waren, erwähnt Leonardo selbst.

Mailand war der That nach schon Ludovico's, als Ende 1494 Giangaleazzo starb, und Ludovico nun auch den Titel eines Herzogs erhielt.

Wäre es möglich gewesen, er hätte Mailand jetzt noch mehr bezaubert und berauscht.

---

*) „col grande ingegno ed arte di Maestro Lionardo" sagt Bellincioni von Leonardo's Leitung dieses Festes.

Neue Künstler und Gelehrte werden von dem neuen Herzoge in das Land gezogen. Auf Leonardo's Rath lud er den Frate Luca Pacciolo, einen der größten Mathematiker seiner Zeit, zu kommen ein; und der folgte der Einladung. Reiche Belohnungen erleichterten es all' diesen ausgezeichneten Geistern Vollendetes in ihren Fächern zu leisten. Luca Pacciolo scheint eben damals sein Werk de divina proportione, zu dem Leonardo die erläuternden Bilder zeichnete, in der Handschrift vollendet, und Ludovico überreicht zu haben.*) Von Franchino Gaforio wurde zu eben jener Zeit ein Werk über Musik (die Pratica musica von 1496) publicirt.

Auch für Leonardo, der, von Haus aus unbegütert, sich durch die Vorsorge seines Maecen in Reichthum und Sorglosigkeit befand,**) begann jetzt die wahre Zeit des Schaffens: die Zeit, in der sein Abendmahl entstand.

Zugleich als Beweis seines Schaffensdranges, und als Beweis, in welchem Maß er diesen Drang der Anregung Ludovico's verdanke, unternahm er damals die Ausführung eines Bildes, dessen Sujet er selbst beschrieben hat: „Der Mohr in der Gestalt der Zukunft, Haare, Kleider und Hände vorwärts gerichtet; Messer Gualtieri***) erfaßt mit ehrfurchtsvoller Miene den unteren Theil seiner Kleidung, indem er ihm entgegen kommt. Die Armuth als eine Schrecken erregende Gestalt läuft einem Jünglinge nach; Moro hingegen bedeckt ihn mit dem Saumen des Kleides und droht der Ungestalt mit goldener Ruthe."

Wie Leonardo in ein Bild, so faßte der zeitgenössische Dichter Lazzaroni den segensreichen Einfluß Ludovico's und den Dank, den man ihm dafür schulde, in die Worte zusammen: der Mohr habe ein runzeliches, altes Weib in ein blühendes und anmuthiges Mädchen verwandelt.

Mailand strahlte in Wahrheit in der Anmuth eines blühenden Mädchens. Allgemein empfand man das. Und allgemein war der Dank gegen den Herrscher, der solche Blüthe hervorgelockt hatte. Einen Rosenzweig sah man hie und da abgebildet, und dabei geschrieben das Wort „mit Zeit;" oder einen Malerpinsel und dabei „mit Verdienst und Zeit;" auch wohl einen Maulbeerbaum, der dann erst Blätter bringt, wenn der Frühling sicher ist, als Sinnbild der Klugheit des geliebten Landesvaters. Und wie fühlte er sich als der Herr des gesegneten und blühenden Landes. Glückbringend war er für die Heimath geworden; der unbeugsame Stolz seines Wesens machte es ihm leicht, den Fremden zu imponiren. Als

*) „libellum, cui de Divina proportione titulus est, Ludovico Sforciae Duci Mediolanensi nuncupavi." Herausgegeben wurde es 1509.

**) Im Jahr 1499 schenkte Ludovico an Leonardo 16 Ruthen Weinberg. Die Schenkungsacte vom 26. April 1499. Bei Guhl Künstlerbriefe I. S. 102.

***) ein wegen seiner Freigebigkeit damals berühmter Mailänder.

der päpstliche Ceremonienmeister ihn einst über die Art, wie er einem Cardinal zu begegnen habe, belehren wollte, hat Ludovico ihm in stolzem Selbstgefühl erwidert: „Habt Ihr einen Herzog von Mailand gesehen, welcher gethan, was ich gethan? So werde ich auch wissen, was hier zu thun ist."

Das wurde zum tragischen Verhängniß dieses seltenen Herrschers, daß der Durst nach Macht in ihm unersättlich war. Die Pflege von Kunst und Wissenschaft, das Streben nach Beglückung seines Volks, der verschwenderische Glanz, in den er Mailand hüllte, all die Anlagen, die er zum Nutzen oder Vergnügen seines Volks und Staats ausführte —: all das war ihm nichts weiter als Blumen, hingestreut auf den schroffen Pfad zu immer größerer Macht, den zu wandeln er sich von Anfang her vorgesetzt hatte. Wir bewundern die geniale Virtuosität, mit welcher dieser aufgeklärte Despot des Humanismus Volksbeglückung und Herrschbegierde verband. Es war das Talent eines Humanisten in Diadem und Purpur. Wie er verschwenderisch in jener Richtung gewesen war, so wurde er grandios in dieser. Nicht bei den Beziehungen zu anderen Mächten Italiens und bei Benutzung der einen gegen die andere zu seinem eigenen Vortheil ließ er es sein Bewenden haben. Weiter griff er um sich: Frankreich rief er gegen Neapel; durch die Vermählung des Kaisers Maximilian mit Bianca Maria knüpfte er das Kaiserhaus an sein Geschlecht. Mit dem Kaiser war er hernach gegen Frankreich im Bunde; bis er endlich, nachdem er Alle getäuscht hatte, von Allen verlassen, vor den am 6. October 1499 als Feinden in demselben Mailand einziehenden Franzosen, das sie vor ein paar Jahren als einziehende Verbündete festlich empfangen hatte, flieht. In das Kloster della Gracia, wo Leonardo's vor Kurzem erst vollendetes Abendmahl, zum ewigen Zeichen der Blüthe Mailands unter Ludovico, prangte, wo des Herzogs Gemahlin Beatrice, „die Gefährtin seines Wohlergehens," begraben lag, führte ihn der letzte Gang. Die Strahlen der untergehenden Sonne beschienen ihn, wie er lange in stummer Trauer an ihrem Grabe stand. Dann, als er endlich ging, brachen ihm die vollen Thränen hervor. Immer wieder wandte er sich um nach der geliebten Stätte, und blieb stehen mit zur Erde geneigtem Kopf, in tiefen Gedanken, regungslos. Im Schloßgarten ward es inzwischen lebendig vom Lärmen der Pferde und Menschen, die ihn geleiten sollten. Da riß er sich los und als den anderen Morgen das Frühlicht zu leuchten begann, war er ein Flüchtling auf der nach Como führenden Straße.

Wie die Stadt hinter ihm lag, so lag Mailands goldene Zeit in der Vergangenheit, die nichts zurückführt.

Es begann ein großes Auswandern von ſolchen, die unter Ludovico glücklich geweſen waren und die Zierde ſeines Hofs ausgemacht hatten. Frate Pacciolo ging nach Florenz. Leonardo mußte erleben, wie gascogniſche Bogenſchützen ſein Modell für die Reiterſtatue Franz Sforza's zur Zielſcheibe nahmen und zerſchoſſen. Er folgte dem Freunde und ſchlug in Florenz ſeinen Wohnſitz auf. Unter abgeriſſenen Aufzeichnungen von ihm aus dieſer Zeit findet ſich, wie eine lakoniſche Leichenrede auf den in's Elend gerathenen Herrn und Gönner, und wie eine ſtille Klage über ſein großes, für immer zerſtörtes Kunſtwerk, die kurze Bemerkung:

„Der Herzog hat den Staat, ſein Vermögen und ſeine Freiheit eingebüßt, und keines ſeiner von ihm beſtellten Werke wurde für ihn vollendet."

Leonardo, an reichliches Leben, wie es ſeine Natur forderte, gewöhnt, ſcheint in Florenz ſeine verſchiedenſten Fähigkeiten als Erwerbsquelle angewendet zu haben. Hier entſtanden jetzt mehrere ſeiner uns erhaltenen Porträts, die er zum Theil um Geld gemalt haben mag; er begann für die Stadt mit Canaliſirungsarbeiten; er erhielt eine monatliche Beſoldung von 15 Goldgulden, um den großen Rathsſaal künſtleriſch auszuſchmücken.

Aber die kriegeriſchen Ereigniſſe, die Italien erfüllten und den heiteren, der Pflege von Wiſſenſchaften und Künſten holden Himmel wie Sturmesgewölk umzogen hatten, beanſpruchten Leonardo's Fähigkeiten nach einer anderen Seite hin.

Cäſar Borgia, ſeit Ludovico's Tod der hervorragendſte und begabteſte Staatsmann Italiens, ein Genie der Verſchlagenheit und Intrigue, ehrgeizig und herrſchſüchtig wie Ludovico, nur daß er vor keinem Mittel, auch vor Morden nicht, zurückbebte; er, der mit Frankreich und dem Papſt im Bunde den Krieg begann, der gegen Neapel unternommen zu ſein ſchien, für ſeine eigene Machterweiterung unternommen war: er war es, der Leonardo in ſeinen Dienſt nahm. Unter den Strahlen der mailändiſchen Sonne hatte Leonardo die Künſte des Friedens gepflegt; unter dem flammenden Schwert Cäſar's ſollte er dem Kriege ſeine Fähigkeiten widmen.

„Wir Cäſar Borgia von Francia — ſo lautet die Vollmacht, die er ihm ausſtellte — von Gottes Gnaden Herzog von Romaniola und Valentia, Fürſt von Hadria, Herr von Piombino u. ſ. w., der heiligen römiſchen Kirche Gonfaloniere und Generalcapitän, übertragen und befehlen allen Unſeren Statthaltern, Caſtellanen, Capitänen, Befehlshabern, Officieren, Soldaten und Unterthanen, welchen dieſe Bekanntmachung zukommen wird, daß ſie Unſerem trefflichen und geſchätzten Hofarchitecten und General-Ingenieur Leonardo da Vinci, dem Vorzeiger dieſes, welcher

Kraft Unſeres Auftrags die Orte und Feſtungen der Staaten zu unterſuchen hat, damit Wir ſie nach Unſerem Bedarf und nach ſeinem Gutdünken befeſtigen können, überall für ſich und ſeine Genoſſen freien Eintritt ohne alle Bezahlung geſtatten, und ihn Alles ſehen, ausmeſſen und, wie es ihm beliebt, unterſuchen laſſen. Zu dieſem Ende ſollen ſie ferner Männer nach ſeinem Bedarf beauftragen, ihm jede Beihülfe, Unterſtützung und Begünſtigung, die er etwa verlangt, zukommen laſſen. Endlich wollen Wir, daß jeder Ingenieur bei den Arbeiten, die man etwa in Unſeren Landen ausführen wird, verpflichtet ſei, ihn zu Rathe zu ziehen, und daß er ſelbſt auch nach ſeinem Gutdünken zu Werke gehen ſolle.

Gegeben zu Pavia 1502.

Unſeres Herzogthums Romaniola u. ſ. w."

Leonardo da Vinci als General-Ingenieur des Oberbefehlshabers der päpſtlichen Truppen! Wie er vordem in Ludovico's Dienſt mit dem ausgeſuchteſten Kreiſe der erſten Größen auf allen Gebieten des Geiſtes verkehrt hatte, ſo wirkte er nunmehr, im Dienſte Cäſar's, gemeinſam mit einer auserleſenen Schaar der erſten militäriſchen Größen der Zeit. Denn der Feldherrnruhm des ſiegenden Borgia lockte die berühmteſten italieniſchen Hauptleute zu ſeinen Fahnen; den Vitellozzo Vitelli, Franz Orſino, Pandolfo Petrucci und Andere. Er, der früher Feſte des Friedens arrangirt hatte, hatte jetzt die oberſte Leitung über die Anlage und Ausführung kriegeriſcher Befeſtigungen.

Auch hierin iſt er Meiſter. Mit ſeiner Vollmacht durchreiſt er einen großen Theil Italiens. Ueber ſeine Beobachtungen auf dieſer Reiſe iſt uns ein Stück Tagebuch von ſeiner Hand erhalten, aus dem erſichtlich iſt, wie ernſthaft er es mit ſeiner Stellung nahm, und wie er doch zugleich das Auge für alles andere Wichtige offen behielt. Hier zeichnet er eine Feſtung, einen Hafen ab und notirt die Diſtanzen verſchiedener Ortſchaften von einander, dort beſchreibt er einen Taubenſchlag, oder die Art, auf welche die Einwohner von Ceſena herabhängende Trauben tragen. Daneben befinden ſich Anmerkungen über die Bewegung der Wellen, und über die Harmonie des Waſſers, das aus dem öffentlichen Brunnen in Rimini hervorrauſchte.

Die zunehmenden Kriegswirren in Italien machen für die Folgezeit die Nachrichten über Leonardo dürftig und unbeſtimmt. Wir ſehen ihn im Jahre 1508, alſo zu der Zeit des großen Bundes gegen Venedig (der ſogenannten Liga von Cambray), wieder in Mailand, ohne genau den Grund ſeines erneuten Aufenthalts in der alten Heimath angeben zu können. Nur daß es vornehmlich bauliche Angelegenheiten waren, mit denen er ſich jetzt hier beſchäftigte, können wir ſagen. Er ſcheint an der Ausfüh-

rung jener alten, unter Ludovico's Herrschaft gefaßten Canalisirungspläne gearbeitet zu haben. Ein handschriftlicher Aufsatz von ihm handelt „vom Canale der Martegiana oder Martesana." Er entwirft eine Skizze zu einem Schleusenwerk und einem Stapelplatz, der in der Nähe von San Christoforo zu Mailand am 3. März 1509 vollendet wurde.

Die Schlacht bei Agnadello verschaffte dem König Ludwig XII. von Frankreich den Besitz von Mailand. Wie verschieden waren die Umstände, unter welchen Leonardo für seinen Einzug die Festlichkeit anordnete, von denen vor 14 Jahren bei dem Einzug von seinem Vorfahren Karl VIII. Aber so war ja das politische Leben in dem humanistischen Italien, daß das Legitimitätsprincip um seiner selbst willen wenig Sympathien für sich hatte; des raschen Wechsels der Herrschaft war man gewohnt; wer die Herrschaft nicht behaupten konnte, fiel unbemitleidet; der siegreichen Macht folgte die theilnehmende Hingabe. Die Mailänder mögen Ludwig XII. nicht minder aus vollem Herzen das Evviva entgegen gerufen haben, wie vordem Karl VIII., wie in den Tagen des Glücks so oft Ludovico Moro, und ehe man diesen zum Herrn hatte, dem Herzog Giangaleazzo.

Im weißen wehenden Mantel zog der französische König durch Triumphbogen in die Stadt. Seine Thaten, sein Rath, sein Zug, seine Schlachten waren auf ihm abgebildet, und auch die Nobili von Venedig waren auf ihm angebracht. „In ihren weiten Kleidern, die Hand im Busen, von Gesicht ernst und nachdenkend, sah man sie, als hätten sie nicht allein sich zu vertheidigen, sondern auch den Schaden gut zu machen, ja die Ungetreuen zu bestrafen vor."

Bald ist Leonardo in König Ludwig's Diensten. Wir finden ihn mit dem Titel und Gehalt eines königlichen Hofmalers. Peintre du Roy wird er genannt. Einen Theil des Gehalts machte der Antheil aus, der ihm an jenen von ihm gefertigten Wasserbauten gegeben wurde. *)

Ein paar Jahre behaglichen Lebens für ihn folgen auf's Neue. Er scheint die Sorglosigkeit mehr angewandt zu haben, um zu genießen, als um zu schaffen. Eine handschriftliche Notiz belehrt uns über die ausgedehnte Lectüre, mit der er sich damals beschäftigte. Er habe entliehen, so bemerkt er sich — „vom Messer Octavian Pallavicino den Vitruv; vom Bertuccio Martiano's von der Berechnung; von Fra Bernadigio Alberto vom Himmel und Erde; von Alessandro Benedetto die Anatomie; vom Nicolaus della Croce den Dante."

Die Schlacht bei Novara (1512), die für König Ludwig unglücklich

*) Er erhielt 12 Unzen (d. i. ein mailändisches Längenmaß) Wassers in der Nähe von San Christoforo zu unbeschränkter Nutznießung. Vgl. Guhl Künstlerbriefe Nr. 35 und 36.

ausfiel, trieb Leonardo, von Neuem mittellos, aus Mailand hinweg. Umgeben von einer Schaar von Schülern begab er ſich nach Rom:

„Ich reiſte mit Giovanni, Franzesco Melzi, Salai, Lorenz und Fanfoja den 24. September von Mailand nach Rom ab.“

Es war das Rom Leo's X., das er betrat, die Stadt der Welt, der Wirkungsort Raphael's und Michelangelo's. Hier herrſchte Pflege der Wiſſenſchaft, Sinn für die Kunſt, Lebensluſt, Reichthum, Geiſt. Ein Leben, ein Schaffen war hier, wie es in Mailand zur Zeit des Mohren geweſen war. Wem aber entginge die Verſchiedenartigkeit der Blüthe dieſer beiden Städte. Mailand ein Städtchen in der Lombardei zu plötzlicher Bedeutung erwachſen, durch die umſichtige Sorge Eines Fürſten; Rom die Hauptſtadt des Chriſtenthums, groß ſchon durch eine große Vergangenheit. Hier wie dort gewaltige Leiſtungen auf allen Gebieten des Geiſtes; aber hier ſchon aus Gewohnheit des Genuſſes, dort aus Streben nach Glanz. Das eine Mal eine weltliche Herrſchaft, die ſorgſam den allgemeinen Wünſchen entgegenkam; das andere Mal der Fürſt der Kirche, deſſen Autorität in geiſtlichen Dingen ſich jeder vorurtheilslos unterwarf. Und eben dieſe kirchliche Richtung, durchaus moderniſirt zwar, die allem römiſchen Leben den beſonderen Stempel aufdrückte. Die größte Aufgabe des größten Malers wurde die Ausſchmückung der Zimmer des Vatican, ihr durchgehendes Thema die Verherrlichung des Glaubens, der Kirche, des Papſtthums. Und zu beachten iſt es, daß ſelbſt jene, anderorts meiſt neben den kirchlichen Intereſſen hergehende Richtung der Lebensluſt und ihrer Verherrlichung hier in Rom, ſeit Poggio, den herben Beigeſchmack der frivolen Ironiſirung alles kirchlichen Weſens erhielt. Leichtigkeit der gefälligen Production und das Neue, das vor allen Dingen forderte in ächter Hauptſtadtweiſe das Volk von Rom.

Michelangelo, in der Wucht ſeiner Einwirkung auf Schaffende wie Genießende, und darin ein römiſcher Kaulbach, vor Allen er entzückte. Was nicht Alles ſchuf er: und wie raſch, wie überraſchend. Raphael ſchon konnte ſich von ſeinem Einfluß nicht mehr frei halten. Er huldigte dem römiſchen Geſchmack, indem er an die Stelle einer anſpruchslos-unmittelbaren Beſchaulichkeit, dem Erbe der umbriſchen Richtung, und der Folge ſeines eigenen Weſens — auf den Effect zu malen begann. Die Transfiguration, ſein letztes Werk, erſcheint in der Compoſition wie ein Verrath an ſich ſelbſt.

Der leuchtendſte Stern des mailändiſchen Himmels verirrt ſich in dieſes fremdartige Sonnenſyſtem. Er, der in Gedanken ſchuf und vollendet hatte, wenn er zu verkörpern begann, ſieht ſich inmitten der raſchlebigen Hauptſtadt, unter einer Bevölkerung, die in Bewunderung vor dem

aufgeht, deſſen Kunſt der ſeinen ſo ſehr entgegengeſetzt war; deſſen Kunſt man (zu Florenz) der ſeinen einmal bereits vorgezogen hatte. Vaſari erzählt eine Geſchichte, die vielleicht erfunden, jedenfalls höchſt bezeichnend iſt. Leo X. habe bei dem großen Fremden, dieſer mailändiſchen Berühmtheit, ein Bild beſtellt, und hernach, als man ihm hinterbrachte, Leonardo habe ſofort nach erhaltenem Auftrage Oel und Kräuter zu deſtilliren angefangen, um den Firniß zu bereiten, ausgerufen: „O Weh! der Mann iſt zu nichts zu brauchen, da er früher an das Ende, als an den Anfang denkt.“

Und das ſagte von dieſem Manne der geiſtvollſte der Römer, der Vertreter jener Geiſtesrichtung, der er den Namen gab!

Es iſt begreiflich, daß es den Mailänder in dieſem Rom nicht lange hielt.

Das Glück war den Franzoſen auf's neue günſtig geweſen. Ludwig's XII. Nachfolger, Franz I., hatte bei Legnano geſiegt. Leonardo eilte gen Norden. Wir finden ihn bei Franz' Einzug in Pavia zum dritten Mal für den feſtlichen Empfang eines franzöſiſchen Königs in einer italiſchen Stadt thätig. Jener Löwe, der dem einziehenden Herrn entgegenſchreitend die Bruſt ſich öffnet, aus der Lilien hervorſprießen, iſt ſein Werk.

Franz I. iſt berühmt geblieben als der Fürſt, der bemüht war den vielſeitigen Geiſt des humaniſtiſchen Italiens nach Frankreich zu verpflanzen. Ludwig XII. bereits war — angehaucht vielleicht von dem italieniſchen Geiſt, den er in ſeinen Kriegen in Italien kennen gelernt hatte — bemüht geweſen, ſeinem Lande eine ähnliche Geiſtesrichtung zu geben. Mit beſonderer Sorgfalt hatte er ſich angelegen ſein laſſen die königliche Bibliothek zu vermehren; keine Opfer hatte er geſcheut, geiſtige Größen in ſeine Nähe zu ziehen; ſo Paul Emil als Reichshiſtoriographen, den Griechen Johann Lascaris zu diplomatiſchen und literariſchen Geſchäften, Hieronymus Aleander zum Unterricht in den beiden claſſiſchen und der hebräiſchen Sprache. Gilles Gourmont war der erſte Buchdrucker in Paris, Franz Tiſſard verfaßte die erſte hebräiſche Grammatik u. ſ. w.

Weit großartiger aber erſcheint als Beförderer der Wiſſenſchaften zugleich und der Künſte Franz I., der Bruder der begabten Margarethe von Valois, jener geiſtvollen und gelehrten Dame, die das Lateiniſche, Griechiſche und Hebräiſche verſtand, in ihrer Mutterſprache dichtete,*) die Künſte liebte; deren Hof (ſie war zuerſt an den Herzog Alençon, hernach an König Heinrich von Navarra vermählt) der Sammelplatz der Gelehrten ihres Landes war. Franz war gleichmäßig bemüht, italieniſche Kunſtwerke zu

*) L'Heptaméron, ou l'histoire des amants fortunés.

erwerben, die Kunst in allen ihren Verzweigungen nach Frankreich zu verpflanzen und jedes Mittel zu benutzen, auch die Wissenschaften in Frankreich zur höchsten Blüthe zu erheben. Als er nach der Schlacht bei Legnano nach Mailand kam, ließ er Anstalten treffen, Leonardo's Abendmahl abzuschlagen, um es nach Frankreich hinüber zu führen, und wir bedauern, um des spätern Schicksals dieses Werkes willen, daß ihn die Schwierigkeiten diesen Vorsatz aufgeben ließen. Er bestellte bei Raphael den St. Michael, und zahlte ihm als Preis für das Gemälde doppelt so viel, als jener gefordert hatte, wofür Raphael, um hinter solcher Großmuth nicht zurückzubleiben, dem Könige eine heilige Familie (1518) zum Präsent machte. Hernach malte er auf Franz' Bestellung die St. Margarethe. Aber auf Franz' Wunsch, nach Frankreich überzusiedeln, ging Raphael nicht ein. Bekannt ist, daß auf seine Einladung (1518) Andrea del Saro nach Fontainebleau kam, später (1530) Rosso, und daß diesem hernach andere folgten. Auch Benvenuto Cellini erzählt uns viel von seinem Aufenthalt in Frankreich.

Leonardo war der erste, den Franz nach Frankreich hinüberzukommen einlud; und der dem Rufe folgte*): er war der erste italische Künstler, der sich in Frankreich niederließ. Sein Titel zwar, unter welchem er ein Jahrgehalt von 700 Scudi bezog — war der eines königlichen Hofmalers. Aber er malte wenig mehr, und wir haben ihn uns öfters und länger vor dem Bildniß der Mona Lisa in Träumerei versunken sitzend zu denken, das er in dem Sturme jüngerer Jahre gemalt hatte, und das er — ihm werthvoller vielleicht als Erinnerung an ein Stück vergangener Zeit, denn als ein vollendetes Bild — in die neue Heimath mit hinüber genommen; als sitzend an der Staffelei und über Entwürfen zu neuen Gemälden sinnend. Wir wissen mit Sicherheit von keinem Bilde, das er während seines französischen Aufenthalts erfunden und ausgeführt hat. Sein Geist lebte mehr in der Erinnerung des Vergangenen, als im Drange Neues zu schaffen. Es war der Geist eines Sechzigers.

Franz I. scheint auch, als er den Leonardo in sein Reich einlud, weniger auf die Productivität seines Pinsels, als auf die Universalität seines Geistes gerechnet zu haben. Denn wir sehen ihn in Amboise mit der Gründung einer Akademie beschäftigt, von der wir voraussetzen dürfen, daß sie jener vor einem Menschenalter in Mailand von ihm gegründeten ähnlich war. So geschah es, daß diesem vielseitigen und großen Geiste die Gelegenheit ward zwei Nationen als seine Zöglinge ansehen zu dürfen, sich als ihren Lehrer.

*) Ende 1515 in Fontainebleau nach Laborde, bekanntlich im Gegensatz zur früheren Annahme (Jan. 1516).

Wie bekannt, ist Leonardo nach kurzem Aufenthalt in der neuen Heimath gestorben. Als ein ächter Humanist im Sinn des Dante'schen Ausspruchs: „Meine Heimath ist die Welt," und jenes Ausspruchs des Ghiberti, der fast wie eine Prophezeiung auf Leonardo erscheint: „Nur wer Alles gelernt hat, ist draußen nirgends ein Fremdling." Sein Hinscheiden ist sagenhaft ausgeschmückt. Die Ueberlebenden pflanzen gern Blumen auf die Gräber ihrer großen Todten. Weil er, der unumschränkter Herrscher gewesen auf allen Gebieten des Geistes, der gekrönte Häupter mächtig hatte machen helfen, der zur Blüthe und zum Glanz ganzer Staaten Unermeßliches beigetragen hatte —: weil er werth war in eines Königs Armen zu verscheiden, so wird erzählt, in Franz' I. Armen habe er seine Seele ausgehaucht.

Die Wahrheit ist, daß er — fern von Franz I. — auf dem Schlosse St. Cloud, im fünfundsiebzigsten Jahr seines Lebens, den 2. Mai 1519 starb.

Wirken und Werke.

Nach den bisher angestellten Betrachtungen kann Eins keinem Zweifel unterworfen sein: daß durchaus nicht die Begabung für Malerei die Grundlage für das Wesen dieses außergewöhnlichen Geistes ausmacht. Und wenn wir nach der Art fragen, auf welche er am häufigsten seinen Geist bethätigte, so können wir nicht einmal sagen, daß er vor allen Dingen Maler war.

Wer erkennt an der breiten Mündung des Stromes seine verborgenen Quellen und alle Zuflüsse während der Dauer seines Laufs? Wer ahnt die unermeßliche Tiefe der spiegelglatten Oberfläche? Es ist nur Weniges, was wir gewahren, und oft fesselt von dem Wenigen nur ein Punkt das entzückte Auge.

Leibnitz nennen, und glauben die Tiefe seines Geistes zu umspannen, wenn man in ihm den Philosophen verehrt, bei Göthe sich mit der Bewunderung vor der dichterischen Begabung begnügen —: das heißt sich mit der greifbarsten Seite, auf welche diese Geister sich bethätigten, zufrieden geben, heißt bei der Oberfläche stehen bleiben, und des Wesens Tiefe nicht ahnen.

Wenn Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können Vollendetes hervorbringt, sind Leonardo's Bilder vollendete Malerwerke. Aber gleich vollendet ist Alles, was er sonst hervorbrachte.

Und zu was nicht trieb ihn der Schaffensdrang!

Hier, am Eingang der Untersuchung über das Schaffen dieses Genius stehe, als wundervolles Selbstbekenntniß, jenes kunstvolle Sonett,

der einzig übrig gebliebene Beweis dafür, wie groß er auch als Dichter war:

Kannſt was du willſt nicht, was du kannſt das wolle,
Denn thöricht iſt das Wollen ohne Können;
Drum iſt ein weiſer Mann nur der zu nennen,
Der, wo er nicht kann, auch nicht ſagt, er wolle.

Das iſt für uns das Luſt- und Leidenvolle,
Zu wiſſen ob, ob nicht wir wollen können;
Drum kann nur der, der nimmer trennen
Sein Wollen mag vom Wiſſen, was er ſolle.

Nicht immer iſt zu wollen, was wir können;
Oft deuchte ſüß, was ſich in bitter kehrte,
Wie ich beweint, beſaß ich, was ich wollte.

Drum mög', o Leſer, meinen Rath erkennen:
Willſt du der Gute ſein, der Andern Werthe,
Woll' immerdar nur können das Geſollte.

Was ſeiner Zeit als das Ideal vorſchwebte, ſtrebte er an: Verſtändniß der umgebenden Natur, Herrſchaft über ſie.

Bei ſeinem Körper fing er an. Es gab keine körperliche Uebung, in welcher er es nicht von früh auf Anderen zuvor gethan. Wie der berühmte Humaniſt Leonbattiſta Alberti war er ein Virtuoſe in der Gewandtheit, Anmuth und Kraft. Hufeiſen ſoll er zum Kreiſe gebogen, Glockenſchwengel zur Schraube gedreht haben. Selber ſchön, liebte er es ſich ſchön zu kleiden; er ſuchte die Pracht. Es gab keinen Genuß des Lebens, den er ſich verſagen mochte. Reiche Dienerſchaft, ein ausgeſuchter Marſtall, gute Weine, Verkehr in den feinſten Zirkeln, ohne alledem konnte er nicht leben, auch dann nicht, wenn ſeine Einkünfte ihm ſolchen Aufwand nicht geſtatteten. Denn von Haus aus war er nicht eben reich, und bedurfte des Mäcen.

Auch in dem was „Gunſt bringt," in allen Künſten wollte er ausgezeichnet ſein. Wir dürfen ſchon an dieſer Stelle erwähnen, daß er ein großer Muſiker war, wie er denn nach dem Urtheil von Zeitgenoſſen im Lautenſpiel Alle übertraf, und, eine Guitarre in der Hand, auf dem Titelblatt einer damals geſchriebenen Abhandlung über Muſik abgebildet iſt; wie er Inſtrumente conſtruirte, ſo — nach des Vaſari Mittheilung — eine Leier aus der reich mit Silber beſetzten Hirnſchaale eines Pferdes; wie er neue Inſtrumente, eine Violine mit neuer Beſaitung, erfand. Von ſeiner dichteriſchen Begabung giebt das vorhin angeführte Sonett Zeugniß, welches, auf das ſorgfältigſte gefeilt, dieſelbe Verbindung von genialem Tiefſinn und techniſcher Sauberkeit zeigt, die wir an all' ſeinen Werken

anſtaunen. Von Bewunderung ſeiner Bildhauerarbeiten ſind die Zeitgenoſſen voll; von ihm als Maler weiß alle Welt.

Von Anfang an drängt es ihn, die Geheimniſſe der Natur, die Geſetze ihres Lebens, die Formeln ihres Seins zu finden. Er wirft ſich auf die auseinanderliegendſten Wiſſenſchaften, die ſie zu ergründen ſuchen, zu gleicher Zeit und mit gleichem Eifer. Er beginnt das Studium der Aſtronomie und der Mathematik; er ſucht durch phyſikaliſche und chemiſche Experimente ihre Geſetze; er forſcht dem Bau von Menſchen und Thieren, dem Organismus der Pflanzen nach; er beobachtet das Werden und die Veränderungen der Erde, und den Einfluß der Geſtirne auf ſie.

Und dann, ausgerüſtet mit einer wahrhaft ſtaunenerregenden Allſeitigkeit der Kenntniſſe, beginnt er, dieſelbe zu bethätigen. Der Drang und die Vielſeitigkeit ſeines Schaffens iſt ebenſo wunderbar als die Univerſalität ſeines Wiſſens.

Alle ſeine Schöpfungen gehen aus der unmittelbarſten Verſenkung in die Natur hervor; ſie ſind die Folge ihrer detaillirteſten Kenntniß. Sie alle haben den Zweck, die Herrſchaft über ſie zu befeſtigen; die gewonnene Herrſchaft praktiſch zu verwerthen. Die Natur in ihrem ganzen Umfange, die man bisher in ihren einzelnen Theilen kennen zu lernen bemüht geweſen war, ſoll ihm unterwürfig ſein.

Von dieſem Standpunkt aus beurtheilen wir alle Schöpfungen ſeines umfaſſenden Geiſtes, mögen ſie nun überraſchende Experimente, neue techniſche Conſtructionen, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über Theile der Erſcheinungswelt, oder Werke aus den verſchiedenen Gebieten der Künſte ſein.

„Ich werde — ſo ſagt er einmal (hundert Jahre vor Baco!) — einen beliebigen Gegenſtand behandeln. Vorerſt aber werde ich einige Verſuche vorausſchicken, weil es mein Grundſatz erheiſcht, zuvor die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, um hernach zeigen zu können, warum die Körper gezwungen ſind, nach dieſem oder jenem Geſetze auf einander zu wirken. Denn dieſes iſt die Art und Weiſe, die man bei der Unterſuchung von Naturerſcheinungen zu beobachten hat. Wahr iſt es; die Natur beginnt mit dem Grund und endet mit der Erfahrung. Aber was liegt daran? Uns ſcheint es angemeſſener, den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen: Wir müſſen, wie geſagt, mit der Erfahrung beginnen, und mittelſt dieſer die Urſache davon ergründen.“

Es kann unſere Meinung nicht ſein, all' die uns bekannt gebliebenen Erfindungen und Entdeckungen, welche er auf wiſſenſchaftlichem Gebiet gemacht hat, aufzuzählen und nach ihrem bleibenden Werth zu würdigen. Dazu gehört viel Raum, und mehr gelehrte Kenntniß in dieſen Dingen, als wir haben.

Wie bedeutend aber die Stellung Leonardo's in diesen Dingen war, zeigt — um nur einiges Wenige zu nennen — sein um ein Menschenalter vor Copernicus, ein Jahrhundert vor Galiläi geführter wissenschaftlicher Beweis von der doppelten Drehung der Erde um ihre Achse sowohl als um die Sonne. Ausführlich entwickelt der große Vorgänger der Copernicus, Kepler, Galiläi und Newton als der erste, die damals in der That noch neue Ansicht, daß die Erde nichts sei als ein Planet in dem großen Planetensystem, deren jeder seine regelmäßige Bahn habe, jeder nicht aus sich selber leuchte, sondern sein Licht von der Sonne empfange; und giebt in Folge dieser Entdeckung eine neue Erklärung der Mondphasen. Ebenso umfassend und erfolgreich wie seine Beobachtungen über das Planetensystem und die Stellung und Bedeutung der Erde in ihm, sind seine Forschungen über die gegenwärtige Gestalt des Erdkörpers, und die Veränderungen an seiner Oberfläche. Da erklärt er die Versteinerungen von Seepflanzen und Schalthieren, und folgert aus diesen Versteinerungen, daß die Bergeshöhen ursprünglich Meeresgrund gewesen seien, der anfangs flach und eben, allmählich sich gehoben habe; da weist er nach, wie Ströme ihn durchfurchend erst Risse, hernach Thäler bildeten; wie Gießbäche Bergeshänge schufen, Regengüsse Berge kahlwuschen. Dann wieder betrachtet er, wie die Flüsse einen feinen Schlamm mit sich führen, ihn an der Mündung ablagern, die Ufergewächse und Seethiere mit ihm umhüllend, und wie auf solche Weise Abdrücke oder Versteinerungen gebildet werden. Immer neue Schichten lagern sich dann über dieser ersten, bis endlich ein Damm stets wachsend aufsteigt, den neue Bäche neu durchbrechen.

Und auch das alles Betrachtungen, die unbeachtet blieben, bis sie zwei Jahrhunderte später von Leibnitz aufgenommen — oder vielmehr von neuem begonnen wurden.

Auch über den Grund der von dem Aequator nach den Polen abfließenden Meeresströmungen hat Leonardo nachgedacht und gefunden, daß der Grund für dieses Abfließen in der höheren Erwärmung des Meeres durch die Sonne in den Aequatorialgegenden liege; durch diese Erwärmung würde das Wasser ausgedehnt, so daß es nach den niedrigeren Wassermassen, d. h. nach den Polen zu abflösse, um das Gleichgewicht herzustellen, gleichwie bei dem auf Kohlen siedenden Wasser dasjenige, welches den Mittelpunkt des Siedens umgiebt, in runden Wogen nach den Seiten abfällt.

Er kennt die Zusammensetzung der uns umgebenden Luft, und lehrt, daß man durch Feuer prüfen könne, ob diese Zusammensetzung heilsam sei, oder nicht. Er beweist, daß in Luft, in welcher die Flamme verlischt, kein lebendes Wesen zu athmen vermöchte. Er kennt also bereits „die Iden-

tität der Brenn- und Lebensluft." Luft ist der Nahrungsstoff des Menschen wie des Feuers.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigt er sich mit der Auffindung physikalischer Gesetze in der Natur. Er entwickelt die Theorie von der schiefen Ebene, vom Fall, vom Hebel. Vor Allem macht er optische Untersuchungen, und man vermuthet, daß er bereits verschiedene optische Instrumente (Fernröhre, die camera optica u. a.) construirt habe.

Unzählig sind die von ihm auf Grund all' dieser gefundenen Naturgesetze gemachten Constructionen, deren einige bei jenen früher erwähnten Festvorstellungen, oder zu privaten Spielereien, andere zur Unterstützung seiner Forschungen dienten, andere seine gefundenen Resultate beweisen oder praktisch anwenden sollten.

Wenigstens Einiges mag angeführt sein, um die erstaunliche Productivität und die Leichtigkeit zu zeigen, mit der er auch hierin (um einen von ihm schon gern angewandten Ausdruck zu gebrauchen) Theorie und Praxis verband.

Um die Beschaffenheit und Dichtigkeit der Luft zu messen, construirte er eine Art von Barometer höchst einfach zwar, aber höchst brauchbar: eine Waage mit zwei Schaalen, in deren einer Wachs sich befand, in der andern Baumwolle, Stoffe also, von denen dieser die Luft anzieht, jener nicht. Auf der von ihm enthaltenen Zeichnung zu diesem Instrument finden sich die Worte: „Art zu prüfen, ob das Wetter schlecht wird."

Wie er die Kraft des Feuers zu verwerthen verstand, zeigt die Zeichnung zu einem Bratendreher, der durch die Hitze des Feuers in Bewegung gesetzt wird. „Das ist die wahre Art zu braten — bemerkt er zu dieser Zeichnung — da, je nachdem das Feuer gemäßigt oder verstärkt wird, er sich langsamer oder geschwinder dreht."

Besonders merkwürdig sind seine Bemühungen, den Menschen durch künstliche Nachhülfen fähig zu machen, sich wie auf der Erde, so im Wasser und in der Luft frei zu bewegen, und damit diese Elemente sich gleichsam unterwürfig zu machen. Tauchapparate, auch ein paar Zeichnungen von seiner Hand, die eine mit der Unterschrift „Art und Weise auf dem Wasser zu gehen" die andere mit der Unterschrift „Ring zum Schwimmen," sind auf uns gekommen. Als ob er wünschte, es soll dem Menschen gleich möglich sein, ganz auf der Oberfläche des Wassers, und auf seinem untersten Grunde sich zu bewegen. Dann wieder unternimmt er, nach genauer Beobachtung des Vogelfluges, die Anfertigung eines Apparates zum Fliegen; denn warum auch sollte es dem Menschen versagt sein, dem Vogel gleich in den Lüften zu leben? Er bildet Fledermausflügel, die er als die einzigen zu diesem Zweck brauchbaren befunden hat,

in vergrößertem Maßstabe nach, das Geäder macht er von Rohr, und verbindet es durch feine Schnüre und kleine Räder, durch welche leichteres Ausspannen und Zusammenziehen der Flügel bewirkt werden sollte. Seine eigenhändige Zeichnung existirt noch, die lehrt, wie man diese Flügel zu gebrauchen hätte. Er schreibt vor, „wohin der Mensch die Brust zu legen, die Flügel zu drehen, die Füße zu bewegen habe, und daß er wechselsweise den einen heben und den andern sinken lassen solle; wie man die ausgespannten Flügel zusammenzuziehen, oder vielmehr gegen die Füße abwärts zu senken habe." Er hat sogar nicht nur einen geflügelten Menschen, sondern auch ein geflügeltes Schiff, an welchem die Flügel die Stelle der Ruder vertraten, gezeichnet.

Dazu kamen andere Apparate verschiedenster Art. Für das Wichtigste, wie für das Gleichgültigste wünscht er möglichst große Ersparniß von Zeit und Kraft. Die mühselige Arbeit des Schiffers, sein Fahrzeug dem Strom entgegen zu rudern, erleichtert er durch die Construction von Räderschiffen; unabläßig probirt er neue Brunnenconstructionen — deren viele in Zeichnungen erhalten sind; er macht den Entwurf zu einer Oelpresse, dem er die Worte beifügt: „ich verspreche dir, die Oliven werden so zusammengedrückt, daß Alles fast trocken zurückbleibt. Doch wisse, daß die Presse um Vieles stärker sein müßte." Eine Vorrichtung um Zwirn zu drehen, einen Weberstuhl um Tressen zu verfertigen, ein Werkzeug um Feilen zu machen, Wasseruhren mit Wecker, Compasse und unzählige dergleichen Dinge, die wir unerwähnt lassen, ersann er, zeichnete sie auf, oder führte sie gar aus.

Von besonderer Wichtigkeit aber wurde die erfinderische Kraft seines Schaffens in den verschiedenen Arten der Architektur, jener gelehrtesten zugleich und handwerksmäßigsten Kunst, die ein Maler der Neuzeit geistvoll und bezeichnend zugleich mit dem Schurzfell und vom Hauch des Genius inspirirt dargestellt hat. Rücksicht auf Nützlichkeit leitet Leonardo bei seinen architektonischen Entwürfen in gleichem Maß wie Streben nach Schönheit. Auch hier läßt er es sich vor Allem angelegen sein, die aufgefundenen Naturgesetze praktisch zu verwerthen, und in einer neuen und vollkommneren Art, als es bisher geschehen war, zu schaffen.

In einem früheren Abschnitt haben wir den berühmten Empfehlungsbrief an Ludovico Moro mitgetheilt, in welchem Leonardo selbst mit Ausführlichkeit seine Fähigkeiten in diesem Fache aufzählt, und haben berichtet, wie er später unter Cäsar Borgia Gelegenheit erhielt, die Wahrheit jener Versicherungen zu beweisen.

Die Militärarchitektur mußte in einem Lande und in einem Zeitalter, in welchem unaufhörlicher Krieg zur Umgestaltung der Machtverhältnisse

in vorzüglichem Grade beitrug, und wo zugleich die erste massenhaftere Verwendung von Feuerwaffen die früheren Befestigungen unbrauchbar machte, von besonderer Wichtigkeit werden. Wir finden eine ganze Reihe Militärarchitekten damals in Italien, vor Allem (um nur Einen zu nennen) den im Dienst des Herzog Friedrich von Urbino befindlichen Franzesco di Giorgio,*) der als einer der Begründer der neueren Befestigungskunst anzusehen ist. In Deutschland war es insbesondere Dürer, der, überhaupt dem Leonardo im Kleinen ähnlich, ihm gleich auch diesem Fache sein Talent besonders eifrig zuwandte. Leonardo that es auch auf diesem Gebiete allen seinen Zeitgenossen zuvor. Man hat ihn, und nicht mit Unrecht, als den eigentlichen Reformator der Festungsbaukunst genannt. „Weil heut zu Tage — so sagt er selbst — die Artillerie um drei Viertel an Kraft und Stärke zugenommen hat, ist es nöthig, daß die Mauern der befestigten Plätze auch ihren Widerstand um drei Viertel verstärken." Um die Mauern gegen Kanonenschüsse widerstandsfähiger zu machen, verlangt er, daß von 10 zu 10 Schritt Gegenpfeiler angebracht werden. Auf's genaueste beschreibt er ihre Construction. Er giebt ferner detaillirte Regeln über die Anfertigung der Glacis, über die Anlage von Ravelins, und lehrt, wie die letzteren sein müßten, um zugleich die Position zu beherrschen, und den Feind von der Festung selbst abzuhalten. Eingehend bespricht er das Unterminiren von Festungen, und die Anlage von Contreminen, ihre Tiefe, Richtung u. dgl. Auch über die Ladung der Geschütze und ähnliche Dinge finden sich Bemerkungen von ihm.

Mit nicht minderem Eifer aber als den Festungsbau betrieb er die übrigen Fächer der Architektur. Im Kirchen- wie im Profanbau war er gleich ausgezeichnet. Und zwar reizte ihn auch hier wieder — zumal im Kirchenbau — weniger die, so zu sagen, repräsentative als die constructive Seite. Mehr die Ueberwindung von Schwierigkeiten, als die Entfaltung des Schönen zog ihn an. Berühmt geblieben ist jener Plan von ihm, die alte Taufkirche S. Giovanni zu Florenz über den Boden zu heben, um ihr einen neuen, freieren Unterbau zu geben. Auch einen Plan zu der doppelten Kirche S. Sepolcro, deren eine Hälfte über, die andere unter der Erde war, entwarf er; besonderes Studium verwandte er auf die schwierige Construction von Kuppeln.

Dann wieder sehen wir ihn mit dem Plane zu einem Amphitheater für Pavia oder mit dem Plane zu einem prachtvollen Stall beschäftigt, zu dem ihm Ludovico Moro Auftrag gegeben. Von den Canalisirungen und den Bauten von Stapelplätzen, die er leitete, haben wir früher schon

*) Vgl. über ihn Rumohr, Ital. Forschungen II. S. 182 ff. Rumohr ist es, der diesen Künstler in seiner Bedeutenheit erst gleichsam entdeckt hat.

gesprochen. Um 1492 führte er im Park des Mailändischen Schlosses für die Herzogin Beatrice ein prachtvolles Bad aus. Es existirt noch der Entwurf von seiner Hand mit der Unterschrift „Pavillon im Garten der Herzogin;“ und ein Grundriß mit der Unterschrift: „Der Grundriß des Pavillons, der sich in der Mitte des Labyrinths des Herzogs von Mailand befindet.“ Auch seine Entwürfe von einzelnen Theilen dieses Bades sind uns erhalten, so von der, wie er es nennt, „Aufschließung des Bades der Herzogin“ (sciavona del bagno della duchessa), einer Röhre und einem Hahn, durch welchen man kaltes oder warmes Wasser in das Bad strömen ließ, mit beigefügter Gebrauchsanweisung: „um das Wasser des Bades im Zimmer der Herzogin zu erwärmen, mußt du drei Theile warmes und vier Theile kaltes Wasser nehmen.“

Er der zu Allem Begabung hatte; den es unablässig drängte, die Natur in ihrem Wesen zu erforschen, ihre Regeln und Kräfte zu verwerthen —: sollte den es nicht locken, sie auch in ihrer äußern Erscheinung nachzuahmen?

Daß es sein Wunsch war, malen zu lernen, ist das erste, was wir von dem Drange seines Geistes wissen. Nun lernt er, noch ein Knabe, das Malen bei einem damals bewunderten Künstler, aber der Eifer, den er auf diesem Gebiete zeigt, hält ihn nicht ab, gleichzeitig in eine Fülle anderer Studien sich zu versenken. Er sieht den Meister Verocchio über die Sätze der Mathematik, über die Anatomie des Menschen und des Pferdes nachsinnen, er sieht ihn oft den Pinsel mit dem Meißel vertauschen; Leonardo, der Lehrling, macht es dem Meister nach. Schon überdenkt er mathematische Probleme, und versenkt sich in die Wunder der Natur, da er noch über der Ausführung seiner ersten Bilder sitzt.

Und was nun für Vorwürfe behandelten sie? Nicht solche, zu denen ihn die Kunst Masaccio's mit ihrem Bestreben nach Rundung und Fülle anregt, oder solche, die er der Anregung von Fiesole's Kunst mit ihrem Bestreben nach physiognomischer Feinheit verdankte; nicht einmal solche, die er von seinem Lehrer — der ernsten Sinnes bemüht war, jene beiden Richtungen zu verschmelzen — entlehnte. Halb noch ein Knabe treibt es ihn von den bereits vorhandenen Schöpfungen der Kunst hinweg und hinein in die Natur, in das mysteriöse Räthsel ihres Schaffens, in die großartige Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen. Es drängt ihn sie, nur sie nachzuahmen; nachahmend ihre Geheimnisse zu ergründen, in freier Phantasie ihr gleich Räthsel zu schaffen, die zugleich neu und doch nicht unmöglich sind. Die Vorschrift, welche er später in seinem Tractat über die Malerei Andern gab (Cap. 24), befolgte er selber von Anfang an; die

Vorschrift, daß ein Maler nie sich sklavisch der Manier anderer Maler anschließen soll, weil er nicht die Werke von Menschen sondern die der Natur darzustellen habe. Und die Natur sei so unerschöpflich und tief in ihren Hervorbringungen, daß man zu ihr zurückgehen müsse, und nicht auf andere Maler, die alle ihre Schüler seien, und immer die Ideen der Natur minder schön, minder lebhaft, minder wechselnd wiedergäben, als sie dieselben in der Natur vor Augen sähen.

Als der große Dramatiker Englands, im Wetteifer mit der Natur, seinen Kaliban schuf, war er ein Mann, und hatte ausgelernt. Leonardo war noch ein lernender Jüngling, da er auf die Scheibe von Feigenholz jenes Ungethüm malte, das, zusammengesetzt aus allem Grausigen, was in den Reichen der Thiere gefunden wird, so daß es der Schrecken aller Beschauer war, die Natur um ein Wunder bereichert haben würde, wenn er ihm den Lebenshauch einzublasen vermocht hätte. Er war noch im Werden, als er jenen entsetzlichen schlangenbehaarten Medusenkopf malte, der in fahler Leichenfarbe abgeschlagen auf dem Boden liegt, gläsernen, stieren, im Todeskampf erlöschenden Auges, den Mund halbgeöffnet, in dampfigen Qualen das Leben aushauchend: ein Bild, durch welches er gleichsam den Todeskampf auf die Leinwand zu fixiren gesucht. Einen Neptun, umgeben von allen Zeichen seiner Herrschaft, wild heulenden Winden, gepeitschten Wolken, sturmbewegtem Meer, und lieblich schauenden Nymphen und Meeresgöttern, malte er, als einen Versuch das wunderbare Durcheinander von Anmuth und Grausen in der Natur nachzubilden.*) Auch den Sündenfall hat er dargestellt, auf welchem die paradisische Fülle der neugeschaffnen Natur in hingebender Sorgfalt nachgeschaffen war.

Und das waren die Werke seiner Lehrjahre. Welche Vollendung auch in diesem Zweige des Schaffens er schon früh erreicht hat, erkennt man aus der, vielleicht zwar erfundenen, Erzählung bei Vasari von jenem Engel auf Verocchio's Bild der Taufe Christi, welchen er den Leonardo malen ließ, und der diesem so wohl gelang, daß der Meister abgeschreckt wurde fernerhin den Pinsel anzurühren.

Gereifteren Sinn als die Auffassung der übrigen Schöpfungen der Natur, erfordert die Auffassung des Menschen. Darin hatten alle italienischen Künstler bisher die Vollendung nur angestrebt, aber nie erreicht.

*) Das von Johann Gaddi unter dieses Gemälde geschriebene Epigramm ist geschmackvoll, und werth angeführt zu sein: Es lautet:

Pinxit Virgilius Neptunum, pinxit Homerus,
Dum maris undisoni per vada flectit equos.
Mente quidem vates illum conspexit uterque,
Vincius astoculis jureque vincit eos.

Sie empfanden wohl die Lieblichkeit, die Anmuth, die Kraft der menſchlichen Körperformen, ſie bemühten ſich wohl den Reichthum der Phyſiognomie und des Geſichtsausdrucks zur Darſtellung zu bringen; aber all' dieſe Verſuche und Empfindungen hatten etwas Zufälliges und Empiriſches. Die Gewißheit der Erkenntniß, die Sicherheit der Darſtellung fehlte; wie Rumohr es einmal bezeichnet, es fehlte: „Gründlichkeit und Feinheit in der Auffaſſung der Form, Sicherheit und Zartheit in ihrer Anwendung auf maleriſche Darſtellungen.“ Von den Beobachtungen im Einzelnen war man nicht zu allgemeinen zu Grunde liegenden Geſetzen und Regeln durchgedrungen.

Leonardo trieb nicht ſowohl — wie alle ſeine Vorgänger — der Drang Bilder zu malen, als auch hier wiederum der Drang durchgehende Regeln, allgemeine Geſetze kennen zu lernen, um ſie hernach unter andern auch in der Form von Kunſtwerken darzuſtellen.

Vor dem Genuß des Schaffens her ging ihm auch auf dieſem Gebiet der Genuß des Studiums und der Beobachtung.

An dieſer Stelle haben wir zunächſt an ſeine anatomiſchen Studien zu erinnern. Seit er ſeinen Wohnſitz in Mailand aufgeſchlagen hatte — weit eher als wir ihn mit Figurenbildern, oder bedeutenden ſtatuariſchen Kunſtwerken hervortreten ſehen, finden wir ihn mit der Anatomie des Menſchen beſchäftigt. Der Umgang mit gelehrten Anatomen am Hof Ludovico's iſt ihm förderlich. Er fertigt die Zeichnungen zu der Anatomie Marcantonio della Torre's an, indem er mit dem Rothſtift in der Hand deſſen Sectionen beiwohnt. Er ſagt einmal: „Es iſt eine nothwendige Sache für den Maler, um in der Bewegung und den Geberden, die man etwa machen kann, gut und unterſcheidend die Glieder darzuſtellen, die Anatomie der Nerven, der Muskeln, der Sehnen vollkommen zu verſtehen, damit man bei den verſchiedenartigen Bewegungen und dem Kraftaufwande erkennen könne, welcher Nerv oder welche Muskel die Urſache einer ſolchen Bewegung ſei, und jene allein ſichtbarer und kräftiger darſtelle, nicht aber alle zugleich, wie diejenigen zu thun pflegen, welche, um als große Zeichner zu ſcheinen, ihre nackten Körper hölzern und ohne alle Grazie uns ſo verſinnlichen, daß ſie eher Nußſäcken als menſchlichen Körpern, eher einem Bunde Rettiche als dem muskulöſen Nackten ähnlich ſehen.“

Er war ein Genie, drum wurde er über ſolchen Studien nicht zum Pedanten. „Es iſt etwas Wunderbares in der Natur — bemerkt er bei ſolchen ſorgfältigen Forſchungen freien Blicks — daß unter allen Gegenſtänden, welche ihr das Daſein verdanken, keiner zu finden iſt, der für ſich betrachtet dem andern ähnlich wäre.“

Zu diesen Studien des menschlichen Körpers, die er oft als für den Maler unentbehrlich erklärte, obschon er sie nicht allein zum Zweck des Malens, sondern ebenso sehr aus allgemeinem Wissensdrang anstellte, ging die sorgsamste Beobachtung der Erscheinung, des Charakters des Menschen her. Mit Vorliebe findet man in Kunstgeschichten erzählt, wie er Verbrechern auf den Richtplatz folgte, um ihren Gesichtsausdruck zu beobachten; wie er auffälligen Persönlichkeiten lange nachging, sie beobachtete und sich ihre Sonderbarkeit einprägte; wie er Bauern zu sich einlud, sie durch schnurrige Erzählungen lustig, und durch Wein trunken machte, um das allmähliche Durchbrechen der Natur durch die plumpe Verlegenheit zu verfolgen. Und tausend derartige Geschichten mehr.

Wichtiger als solche Geschichten aber sind einige jener abgerissenen Bemerkungen in seinem Tractat über die Malerei, in denen er selber über die Art, wie er solche Beobachtungen anstellte, Rechenschaft giebt, indem er Anderen räth, wie sie dieselben am Vortheilhaftesten anstellen würden. Wenn der Maler Perspective und Anatomie und die Form jedes Körpers durchaus kennt, soll er keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, die Stellungen und Bewegungen der Menschen zu beobachten. Geht er auf der Promenade, so beachte er, wie hier ein Paar sich freundschaftlich begegnen, dort ein Paar sich streiten oder gar handgemein werden. Er beachte die Umstehenden, jene die nur die Zuschauer machen, wie sie sich an dem Anblick ergötzen, diese die sich an dem Streit betheiligen, und die Parteien zu trennen suchen. Und was ihm bemerkenswerth erscheint, zeichne er sofort auf. Es empfiehlt sich, zu dem Zweck stets Büchelchen mit Blättern, die man ohne sie zu zerreißen abtrennen kann, bei sich zu tragen. Die so entstehende Sammlung von Studien ist sorgfältig aufzuheben, um bei Gelegenheit von Nutzen zu sein. Denn das Gedächtniß kann nicht die Bilder von der Unendlichkeit von Dingen, die zum Object der Malerei dienen, behalten (Cap. 90).

Modelle — sagt er ein andermal (Cap. 95) helfen nichts zum Studium des menschlichen Körpers. Man muß Menschen im Zorn, im Staunen, in Freude, Furcht u. s. w. beobachten, um wahren Zorn, wahres Staunen, wahre Freude und Furcht darzustellen. All' diese Beobachtungen zeichne man auf Blättchen. Als besonders vortheilhaft findet er es, Stumme zu beobachten, die wie die Figuren auf Gemälden angewiesen sind, durch die Sprache der Augen, der Hände und des ganzen Körpers ihre Gedanken auszudrücken.

Unzählige Stellen in seinem Tractat über die Malerei beweisen, wie sorgfältig er selber das befolgt hat, was er selbst als Regel für Andere aufstellte. So schildert er im Capitel 254 die Art, „wie man eine zu

mehreren anderen redende Person darstellt." Er fordert, daß man zunächst die Materie, von der sie redet, überlege, um ihr die entsprechende Haltung zu geben. „Soll sie überreden, so mache man das durch ihre Gesten bemerklich; handelt es sich um die Entwickelung verschiedener Gründe, lasse man sie mit zwei Fingern der Rechten Einen der Linken anfassen, und die anderen geschlossen halten. Das Gesicht sei gegen die Versammlung gewandt, der Mund halb geöffnet, so daß man sieht, sie spricht. Sitzt sie, so muß sie den Kopf etwas vorstrecken, als ob sie sich erheben will; steht sie, so stehe sie etwas gebogen, Körper und Gesicht den Versammelten zugewandt, die aufmerksam und in tiefem Schweigen erscheinen. Alle wenden sie die Augen auf den Sprechenden, und scheinen ihn zu bewundern. Man kann einen Greis einmischen, der seine Bewunderung über das Gehörte zu erkennen giebt. Er hat den Mund geschlossen, die Lippen zusammengepreßt, mit Falten an den Mundwinkeln, an den unteren Partien der Backen, und auf der Stirn; die Augenbrauen hochgezogen. Andere wieder sitzen da, und umfassen mit verschlungenen Händen ihr linkes Knie. Ein Alter sitzt da, mit übereinander geschlagenen Beinen, den Ellenbogen auf ein Knie stemmend, die Hand das von ehrwürdigem Bart bedeckte Kinn stützend."

Und auf ähnliche Art entwirft er in Worten auf detaillirteste Beobachtungen gestützte Gemälde von Naturerscheinungen, von Landschaften, malt er ganze Schlachtenbilder. Berühmt geblieben bis auf den heutigen Tag ist seine Beschreibung eines Sturmes, die man im 66. Capitel des Tractats über die Malerei findet, noch berühmter wohl die Schlachtenbeschreibungen, sowohl jene im 67. Capitel dieses Werks, als auch jene, die den Inhalt seiner „Denkschrift über die Malerei im Rathssaal zu Florenz" ausmacht. Beschreibungen von so unmittelbar plastischer Lebendigkeit, daß sie verdienten, als Muster der Darstellung immer von Neuem angeführt zu werden.

Wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Wir wiederholen — und damit kehren wir zu dem leitenden Gesichtspunkt für die künstlerische Seite Leonardo's zurück — durchaus der gleiche Drang der Nachahmung dessen, was er aus der umgebenden Natur erkannt hatte, leitet ihn bei seinen künstlerischen Darstellungen. Zuvor sie erkennen, dann erst sie nachahmen, das ist's, was er immer und immer wieder in seinem Tractat fordert: Studirt die Theorie vor der Praxis. Das Können folgt dem Wissen, ruft er in dem Tractat seinen Lesern zu (Cap. 7). Gewiß — sagt er ein andermal — ist Abwechslung von Licht und Schatten auf einem Gemälde nöthig. Aber man muß die Gründe für diese Abwechslung kennen, damit sie wahr sei (Cap. 10). Diejenigen, welche sich in

die Praxis wagen, ehe sie die Theorie gelernt haben, gleichen Matrosen, die sich auf einem Boote, dem Steuer und Compaß fehlen, in's Meer wagen. Sie wissen nicht, welche Richtung sie einschlagen sollen. Die Praxis muß stets auf eine gute Theorie gegründet sein (Cap. 23).

Hat man die theoretische Seite der Kunst gründlich und in ihrem ganzen Umfang inne, so ist man zugleich über die große Gefahr hinweg, einseitig zu werden. Denn das ist nichts Besonderes (Cap. 5), daß ein Maler sich in Einer Sache auszeichnet, daß er Wolken oder Köpfe oder Drapperie oder Thiere, Landschaften und andere Einzelheiten gut malt. Es giebt keinen noch so plumpen Geist, der nicht mit der Zeit, wenn er sich nur auf Ein Ding wirft, und bei unausgesetzter Uebung dahin kommt, das Eine gut zu machen. Vielmehr (Cap. 8) muß der Maler, wie er seine Kenntnisse allseitig bereichern soll, auch Alles, was ihm begegnet, aufmerksam beobachten, und durch ernstes Nachdenken die Gründe dessen, was er sieht, aufsuchen. Und gleiche Aufmerksamkeit hat er dabei dem Vortrefflichen und Vollkommenen, wie dem minder Vortrefflichen und Unvollkommenen zuzuwenden. Auf solche Weise wird die Phantasie des Künstlers dem Spiegel gleich alle Gegenstände in ihrem Wesen wiederzugeben im Stande sein. Auf solche Weise wird geschehen, was Leonardo als wesentliches Erforderniß jedes wahren Künstlers verlangt —: so wird er universell werden. Geht der Künstler dann an das Schaffen, so schafft er aus sich selber und braucht keine äußere Anregung mehr.

Erst wenn die Phantasie sich von dem darzustellenden Gegenstande ganz vollgesaugt hat, beginne man mit der Ausführung. Langsam und sorgfältig soll diese Ausführung geschehen; gleichsam mit stetem Zaudern und Zweifeln. Denn nur derjenige, der sich unausgesetzt aller Schwierigkeit bewußt ist, und unausgesetzt sie zu überwinden arbeitet —: nur der kann wirkliche Kunstwerke schaffen. Dann soll man, was man den Tag über an der Staffelei geschaffen, sich in der Stille der Nacht in seinem Bette noch einmal durch den Sinn gehen lassen, noch einmal Alles überlegen, durchmustern gleichsam; und die Schwierigkeiten im Geiste noch einmal, Linie für Linie, durchgehen und nachzeichnen (Cap. 17).

Nie soll man es abweisen, fordert Leonardo mit der Bescheidenheit wahrer Größe, verschiedene Ansichten über seine entstehende Schöpfung zu hören. Denn man braucht nicht immer erst Maler zu sein, um die Formen des menschlichen Körpers zu kennen. Und warum sollte man ein zu langes Bein, eine zu große Hand und all' diese Dinge, die in der Natur jeder bemerkt, nicht auch an Kunstwerken bemerken können (Cap. 19). So lange aber Andere, oder der Künstler selbst Fehler an seinem Werk bemerken, gebe man es nicht in die Oeffentlichkeit, sich mit jener beliebten

Phraſe: ich werd's das nächſte Mal beſſer machen, tröſtend. Denn in der Malerei iſt es nicht, wie in der Muſik, die im Moment vorüber iſt, und die ſo zu ſagen, im Entſtehen ſtirbt (Cap. 14). Vollends ſoll man ſich nicht mit ſeiner Armuth entſchuldigen, welche die nöthigen Studien nicht erlaube. Das Studium der Tugend dient zur Ernährung des Körpers wie des Geiſtes. Wie oft hat man Philoſophen geſehen, die Schätze verlaſſen haben, aus Furcht, daß dieſelben ſie von dem Studium der Tugend abziehen möchten.

Anfangs zeigte Leonardo in ſeiner künſtleriſchen Nachahmung der umgebenden Natur den Hang, ſie in ihren Ausſchreitungen nachzuahmen. Den Jüngling lockte das Wunderbare der Schöpfung. Die Wahl der Vorwürfe in einer ſpäteren Zeit, da er ein Mann und in ſich beſchloſſenen Geiſtes war, offenbart, daß er bemüht war, ſie in ihrer „edlen Einfalt und ſtillen Größe" nachzubilden. Der Genuß an ſchlangenhaarigen Meduſen und ungeheuerlichen Drachen war ihm dahin, die unbewußte Anmuth des Kindes, die gefällige Grazie in der Haltung eines empfindungsvollen Mädchens, die Würde des Mannes, der Ernſt des Greiſes, und all' die leiſeren oder ſtärkeren Ausdrücke, wie ſie ſich bei gleichen Stimmungen der Seele wiederholen, das zog ihn an; das ſuchte er in ſorgfältigen Nachbildungen auf die Leinwand zu feſſeln. Die größte Natürlichkeit ſtrebte er in dieſen Dingen an; zugleich wahr und wirklich ſollten ſie erſcheinen. Ueber dem Streben nach phyſiognomiſcher Feinheit in ſeinen Figuren unterließ er es nicht, wie Fieſole es unterlaſſen hatte, auf den Ausdruck und die Bewegung des ganzen Körpers ſorgſam zu achten. Rundung der Figuren, maſſigere Vertheilung von Licht und Schatten, Beleuchtung, Farbengebung, Sanftheit in den Farbenübergängen („wie die Sonnenſtrahlen auf Wolken thun, wenn ſie den Regenbogen bilden, ſo thue der Pinſel des Malers," Cap. 99) finden wir in ſeinen Bildern unausgeſetzt und mit beſonderer Sorgfalt angeſtrebt, in ſeinen Schriften häufig als Gegenſtand eingehender Betrachtungen. Von Thon modellirte er Figuren, behing ſie mit Zeug, und ſtudirte ſo Licht- und Schattenvertheilung. Und wenn wir annehmen dürfen, daß er die im Tractat über die Malerei gegebenen Angaben ſelbſt befolgte, ſo ſehen wir ihn peinlich in der Wahl des Ateliers, und in der Art ſeiner Erhellung. Wenn es nicht — wie es das Wünſchenswertheſte ſei — nach Norden lag, ſo ſtellte er geölte Rahmen in's Fenſter; er richtete die Beleuchtung ſtets ſo ein, daß die Länge des Schattens auf der Erde der Höhe ſeines Gegenſtands glich (Cap. 27). Hinwieder mußte, um ein Portrait zu malen, das Zimmer offen und der Luft ausgeſetzt ſein. Die Zimmerwände mußten die Fleiſchfarbe haben. Als paſſendſte Zeit galt ihm der Sommer, und

zwar Stunden, in denen die Sonne von leichten Wolken bedeckt war. Stand zu befürchten, daß sie sich enthüllen werde, so mußte die südliche Zimmerwand so erhoben werden, daß die Sonnenstrahlen nicht auf die nördliche Wand fallen konnten, da sie durch ihren Reflex falsche Lichter gegeben, und die Schatten verdorben hätten (Cap. 26). Ist es nicht als sähen wir ihn, wie er das Portrait der Mona Lisa malte, voll ängstlicher Sorgfalt, nichts zu unterlassen, was die Nachbildung eines theueren Gegenstandes vollendeter zu machen im Stande wäre.

Nach diesen Betrachtungen halten wir unser Urtheil über das berühmteste Werk seines Pinsels nicht länger zurück. Und um so lieber verweilen wir ausführlicher bei seiner Darstellung des Abendmahls, als wir dadurch diejenigen Leser zum Schlusse zu versöhnen glauben, die bereits unwillig geworden sind, daß sie bei einer ausgedehnten Betrachtung über den Schöpfer des Abendmahls, von dieser Schöpfung nichts erfahren haben.

Leonardo unausgesetzt bemüht, die Natur nachzubilden, wählt einen historischen Vorwurf, indem er das Abendmahl darzustellen unternimmt. Seine gesammte Geistesrichtung — ich sage nicht seine Kunstrichtung allein — verbietet ihm außerhalb der natürlichen Möglichkeit liegende Mittel anzuwenden, verbietet ihm so zu sagen Wahrheiten auf Kosten der Wirklichkeit zu malen; verbietet ihm, nicht ein Realist zu sein.

Die Frage ist, ob der biblisch-heilige Vorgang in seiner ganzen Bedeutung durch die Mittel der Kunst Leonardo's darzustellen ist; oder ob Leonardo, um ihn würdig darzustellen, von der ihm eigenthümlichen Kunstrichtung lassen mußte.

Kaum einen anderen malerischen Vorwurf giebt es, den in seiner kunstgeschichtlichen Entwickelung zu verfolgen mit dem Abendmahl gleiches Interesse böte. Vielleicht nur die Geschichte der Darstellung des Christuskopfs mag lehrreicher sein.

Bereits am Eingange der Epoche der modernen Malerei — oder wollen wir es mit seinem wahren Namen bezeichnen — bereits von dem Ersten Maler der christlichen Malerkunst, von Giotto, haben wir eine Darstellung des Abendmahls. Er hat es im Refectorium von S. Croce zu Florenz *) gemalt. An der Rückseite des langen Tisches, dessen Vorderseite nur durch Judas besetzt ist, sitzen als Mittelgruppe Christus, auf den niedergebeugt Johannes ruht, zu beiden Seiten je eine Gruppe von fünf Jüngern. Große Ruhe auf allen Gesichtern, und die Bewegungen der Einzelnen wohl erkennbar, aber verhalten und gleichsam ge-

*) Oft abgebildet. In dem Werk v. Rambour in drei Theilen, doch unter dem Namen Taddeo Gaddi's.

dämpft. Der Eindruck der Ruhe überwiegt; das Außergewöhnliche macht sich energisch geltend. Der Mangel an Bewegung erscheint unnatürlich, und die Versammlung wie in Stein verwandelt, ehe sie noch über die ersten Ansätze der Aufregung hinweggekommen. Dieser lapidare Charakter des Bildes entstammt sowohl der Art und dem Grad der Befähigung Giotto's, als vor Allem den Anschauungen der Zeit, in der er malte. Noch war die freie Verfügung über die Anwendung der nachzuahmenden Natur in kirchlichen Darstellungen nicht eingeführt. Hätte man sie auch schon nachzuahmen vermocht, für verwerflich würde man es angesehen haben, sie in heiligen Dingen nachzuahmen. Daß die heilige Zwölfzahl in plastischer Ruhe entgegentrete, ist wichtiger, als die Vorführung von Stimmungen, in welchen der Künstler die Zwölf sich denkt. Daß Judas gesondert sitzend als der Ausgestoßene erscheint, ist wichtiger, als daß man ihn in die übrige Composition, zu deren Belebung hereinzieht. Und dem Herrn und Heiland muß der Jünger, den er lieb hat, im Schooß liegen, mag solche Anordnung nun dem Ganzen von Nutzen oder Nachtheil sein.*) Um ein Jahrhundert später malte ebenfalls in Florenz, und zwar in der Zelle eines seiner Klosterbrüder in S. Marco, Fiesole ein Abendmahl.**) In der Art der Composition offenbart sich durchaus der fromme Sinn des heiligen Bruders. Nicht sowohl das historische Motiv, als den kirchlichen Act wählt er zur Darstellung. Nicht das durch die Entlarvung des Verräthers gestörte letzte Mahl Christi mit seinen Jüngern bringt er zur Darstellung, sondern die friedliche Stimmung, welche das Gedächtniß an jenen Einsetzungsact bei jedem hervorruft, der zum Tisch des Herrn geht. An zwei im Winkel gegen einander stehenden Tischen sitzen auf den Rückseiten je vier Männer. Vier, welche an dem Tisch in der Mitte die Vorderplätze einnehmen, dem Beschauer also den Rücken zuwenden würden, sind von ihren Sesseln, die leer stehend, die Eintönigkeit des lang herabhängenden Tischtuches unterbrechen — aufgestanden, und knien an der rechten Seite des Bildes. Christus aber geht herum, jedem das heilige Mahl reichend. Die vier an dem Einen Tisch, die es bereits genossen haben, sitzen in sanfter Verklärung da; die vier an dem mittleren Tisch, an den der Heiland eben herantritt, in leise schauernder Erwartung, der zunächst Sitzende ihm am meisten zugeneigt, hungernd und dürstend nach der dargebotenen Speise. In geringerer Neigung des Körpers jeder folgende; und die vier letzten knien wie in Anbetung ver-

*) Das etwa zu derselben Zeit von Duccio Buoningegna im Dome zu Siena ausgeführte Abendmahl übergehe ich, da es uns nur auf die in Florenz entstandenen Darstellungen dieses Vorwurfs ankommt.

**) Abgebildet bei H. Schütz und bei E. Förster.

ſunken und harren ſehnſuchtsvoll.*) Wir wiſſen, die zwölf Männer ſind die Jünger Chriſti, aber ſie gleichen mehr frommen Communicanten; wir wiſſen, Chriſtus iſt es, der das Mahl vertheilt, aber er gleicht mehr dem Prieſter, der die heilige Handlung vollzieht. Vergebens ſuchen wir die argliſtige Geſtalt des Judas in dieſer mehr gläubigen als heiligen Verſammlung; und daß im Vordergrund links eine Frauengeſtalt kniet, in der wir Maria vermuthen, nimmt uns bei ſolcher Auffaſſung des Gegenſtands nicht Wunder. Fieſole glaubte die große Bedeutung der Einſetzung des Abendmahls nicht anders darſtellen zu können, als durch die Darſtellung der bedeutſamen Feier, die täglich zum Gedächtniß dieſer Einſetzung begangen wird. Nicht ſowohl, indem er verſuchte, den hiſtoriſchen Act dem Beſchauer bewältigend darzuſtellen, als lediglich indem er ſich der Darſtellung jenes plaſtiſchen Mittels bediente, durch welches die Kirche an den großen Act erinnert, glaubte er in dem Beſchauer die Empfindung von der Größe der Einſetzung ſelbſt rege machen zu können.**)

Dieſe eingeſtandene Unzulänglichkeit ſeiner Kunſt hat etwas Rührendes. Aber eine Unzulänglichkeit bleibt es. Es war die Frage, ob jener hiſtoriſche Act nicht doch bedeutend an und durch ſich darzuſtellen ſei?

Ghirlandajo, der ſich ebenfalls zu Florenz (in dem Kloſter Ogniſanti) an die Darſtellung des Abendmahls ***) wagte, und ſie zu einer Zeit beendete (um 1480), da Leonardo ſich noch in dieſer Stadt aufhielt, wandte ſich zu jener Auffaſſung Giotto's zurück, die Fieſole's ignorirend. Aus dem Vergleich jener erſten bedeutenden Darſtellung des Abendmahls in Florenz mit dieſer dritten erkennt man die verwandelte Kunſt. In einem früheren Abſchnitt iſt an den mit der Zeit in der Florentiner Kunſt einreißenden Hang zum Naturaliſiren erinnert worden. Die klöſterliche Einſamkeit hatte den Geiſt des Bruders Angelico vor zu großem und allſeitigem Eingehen in dieſe Richtung bewahrt. Sinnige Beſchaulichkeit überwog bei ihm das ſinnlich Anſchauliche. Mit großer Wucht bricht dieſer Hang bei Ghirlandajo hervor. Und indem er ſich an die Darſtellung des Abendmahls macht, geräth er in einen merkwürdigen Widerſpruch. Das gleichſam verſteinerte Leben der Giotteſken Auffaſſung von dieſem Gegenſtande behält er bei. Gruppirung und Abwechſelung der Figuren fehlt nicht;

*) E. Förſter nimmt an, daß von den vier Knienden der am weiteſten von dem Beſchauer Entfernte Judas iſt, deſſen Kopf durch die Köpfe der Anderen verdeckt iſt, damit man durch ſeine Phyſiognomie nicht geſtört werde. Eine willkürliche Annahme.

**) Ich bemerke, daß Fieſole das Abendmahl noch einmal in ähnlicher Weiſe dargeſtellt hat. Und zwar in dem Leben Chriſti in der Gallerie delle belle arti zu Florenz (Ed. G. B. Nocchi. Firenze 1843. No. XX.)

***) Abgebildet u. a. bei G. Rosini storia della pittura italiana Taf. CCXLVII. Neuerdings durch den Farbendruck der Arundel Society allgemeiner verbreitet.

eine gewiſſe inwendige Bewegung zittert durch ſie hindurch. Aber der Lapidarſtil der Compoſition Giotto's tritt als das Bemerkenswertheſte hervor. Rumohr ſagt, es rauſche eine leiſe, durch die bekannteſten Worte Chriſti veranlaßte Bewegung über die Verſammlung hin, welche ein ganz erfreuliches Formenſpiel hervorruft. Ich finde dieſe Bewegung bereits — nur noch „leiſer" — beim Giotto. Die Darſtellung Ghirlandajo's, ſo weit ſie die Figuren betrifft, erſcheint durchaus nur als eine der veränderten Florentiniſchen Kunſtrichtung entſprechende Moderniſirung der Giotteſken Darſtellung. Dieſe Moderniſirung aber macht ſich beſonders in den Zuthaten, in dem ganzen Arrangement, in der reichen Architektur und verſchwenderiſchen Ausſchmückung bemerkbar. „In der Mitte des Bildes — ſo ſchildert Rumohr in ſeiner kurzen und treffenden Art — befindet ſich ein Tragſtein, welcher dem Gewölbe der Decke zum Anſatze dient, und in halber Höhe zwei Halbrundungen hervorbringt; dieſe benutzte der Künſtler, den Hintergrund in zwei ſeitwärts laufende Gewölbe abzutheilen, in deren Grunde zwei Fenſteröffnungen, durch welche ein heiterer Himmel und trefflich behandelte Stechpalmen und Orangenbäume hervorblicken."

Dieſe Zuthaten, hervorgehend aus genauen Beobachtungen der umgebenden Natur, ziehen die außergewöhnliche Handlung einigermaßen in den Bereich des gewöhnlichen Lebens herab. Neben dem idealen hiſtoriſchen Moment wird dem Auge eine Situation aufgedrängt, in welcher derſelbe ſich ereignete. Die bis zur Spielerei angehäufte Fülle von Einzelheiten, die ſich in der Natur verſtreut finden, läßt die Situation wohl natürlicher, zugleich aber läßt ſie ſie unbedeutender erſcheinen. Die einfache Erhabenheit des eigentlichen Vorwurfs vermiſcht ſich mit der reichen Anmuth liebenswürdiger Beigaben. Der Lapidarſtil erſcheint wie umrankt mit Blumen. Doch ſind es nur Nebendinge, welche auf Ghirlandajo's Bild den Vorwurf in ſolcher Weiſe beeinfluſſen.

Leonardo kannte — ſo dürfen wir annehmen — jene drei wichtigſten Florentiniſchen Darſtellungen des Abendmahls, als er in dem Kloſter della Gracie zu Mailand denſelben Gegenſtand darzuſtellen unternahm.

Sein Bild iſt weltbekannt, und durch Göthe's auf des Ritter Boſſi ausführliches Werk geſtützte Abhandlung hat jeder ſowohl die Kenntniß von den Schickſalen dieſes berühmten Kunſtwerks, als auch eine Anſicht über daſſelbe, zu der jedoch ich mich nicht bekennen kann. Göthe hat weder von der italieniſchen Kunſt, noch von dem Leben Leonardo's und dem Charakter jenes Zeitalters genügende Kenntniß, um ein Urtheil zu fällen, das ſich auf anderes als auf ſeinen eigenartigen Geſchmack an Bildwerken ſtützt. Und ähnlich voreingenommen wie durch Göthe's Darſtellung iſt das Urtheil des Kunſtfreundes durch Raphael Morghen's Nachbildung, die durch

eine Copie seines Stiches von F. Wagner noch verbreiteter ist.*) Ein Studienkopf zum Christus, der neuerdings nach dem Original in Mailand durch die Photographie vervielfältigt ist (derselbe, wie es scheint, von welchem in Göthe's Kunst und Alterthum III. 2. S. 162 ff. gehandelt wird), und die im Besitz der Großherzogin von Sachsen-Weimar befindlichen farbigen Zeichnungen zu den Köpfen, soeben nach vortrefflichen Zeichnungen von F. Nieſſen photographirt —: schon sie zeigen die verflachende Kunst dieses Kupferstechers, der virtuos in der Technik seiner Kunst wie kaum je ein zweiter, diese Virtuosität nur zu oft auf Kosten der nachbildenden Treue anwendet, ohne dafür, wie ein Mark Anton oder Christ. Friedrich Müller, individuelle Stimmung und selbständige Schöpferkraft zu setzen.

Von der Nachbildung der Natur geht Leonardo's Kunst aus. Ihre unausgesetzte Beobachtung hatte ihn die Mängel erkennen lassen, die in der künstlerischen Darstellung des Menschen vereint bisher niemals überwunden worden waren: Mangel an Rundung und Gruppirung, d. h. an richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, und an Auseinanderhaltung der einzelnen Theile des Bildes auf der einen Seite; auf der anderen Seite Mangel an individuellem Leben, wie es sich sowohl in Physiognomie, wie in Bewegung ausspricht. Es ist unverkennbar, daß er es sich, seinem Geist durchaus angemessen, vor allen Dingen angelegen sein ließ, der Kunst über diese Klippen hinweg zu helfen. In seinen theoretischen Betrachtungen verweilt er bei eben diesem Punkte mit besonderer Vorliebe, und nimmt jede Gelegenheit wahr, auf ihn zurückzukommen.

Und bei jedem seiner Bilder sehen wir besonders die größte Sorgfalt in eben diesem Punkte beobachtet. Sein Abendmahl ist in dieser Beziehung gradezu unerreicht, und wenn man solche Behauptungen aufstellen darf: unerreichbar. Energische Beleuchtung, großer ruhiger Faltenwurf, scharfe Sonderung der Gruppen, jede plastisch ausgearbeitet und durch Vertheilung des Lichts in sich gerundet. Dabei größte Lebendigkeit der Bewegung, jeder Kopf individuell ausgebildet. Neben der Physiognomik der Gesichter eine förmliche Physiognomik der Hände. Dieser letzte Vorzug des Bildes wie oft ist er nicht Veranlassung zu geistvollen Auseinandersetzungen gewesen, von Nachweisungen der Uebereinstimmung jeder einzelnen Persönlichkeit wie sie uns geschichtlich überliefert ist, mit ihrer Darstellung auf dem Bilde.**) In der That, es ist verlockend das dramatische Leben dieses Gemäldes in Worte umzusetzen, und die Vollendung zu beobachten,

*) Ich gehe hier auf die einzelnen Nachbildungen des Abendmahls nicht ein. Aufgezählt finden sie sich in den einschlägigen Büchern, so bei Heinrich, Schulen von Toscana.

**) Vor Allen Göthe (vgl. Guillon, le cénacle de Leonard de Vinci 1811).

mit welcher Leonardo ein praktiſches Beiſpiel von ſeiner Anweiſung über die Art eine Verſammlung zu malen, in der Einer redet und die Anderen zuhören, giebt. Wir dürfen es unterlaſſen, ſolche Bemerkungen zu wiederholen.

Wenn wir ſodann bemerken, daß manche Einzelheiten auf Leonardo's Bild bereits in der Darſtellung des Giotto ſich finden, ſo berühren wir dieſen beachtenswerthen Punkt weniger Leonardo zum Schaden als Giotto zum Ruhm. Den dritten der Jünger links vom Heilande (vom Beſchauer aus) ſehen wir dieſelbe abwehrende Handbewegung machen, wie beim Leonardo den Andreas, und ebenſo ſtimmt die Bewegung der Hände bei den beiden an der äußerſten Rechten des Tiſches ſitzenden Jüngern überein. Ein Beweis dafür, daß Giotto bereits eine gewiſſe dramatiſche Bewegung ſuchte, und ein paarmal durch ein ſolches Mittel zur Darſtellung brachte, wie es auch Leonardo benutzte. Neuerdings iſt in der engliſchen Zeitſchrift The fine arts (Januar 1867 No. III.) ein früherer Entwurf Leonardo's zum Abendmahl veröffentlicht worden. Wenn er ächt iſt — und für die Aechtheit ſprechen mehrere Gründe — ſo iſt er ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel für die Art, auf welche Leonardo ſich von der damals noch herrſchenden Darſtellungsweiſe des Abendmahls losrang. Denn noch ſitzt auf dieſem Entwurf Judas dem Heiland ganz in der alten Weiſe gegenüber; und der Johannes liegt, wenn auch nicht in dem Schooß des Heilands, ſo doch in auffälliger Weiſe hart auf dem Tiſche neben ihm. Daneben aber, als offenbare Hauptabſicht ſchon dieſer Skizze, ſelbſtändige Bewegung und individueller Ausdruck jeder einzelnen Figur mit ihrer beſonderen Stimmung, unbekümmert um die Zuſammenordnung in Gruppen; ein paar Figuren ungefähr ſchon ſo, wie Leonardo ſie ſpäter beibehielt, vor allen der zweite Jünger rechts (vom Beſchauer aus), der als Taddeus gilt, hier aber Philippus heißt, und Jacobus Major, der heute Philippus genannt wird. Die ganze Compoſition jedenfalls weniger aus der bibliſchen Anregung hervorgegangen, wie aus dem Wunſch, eine Reihe leidenſchaftlicher Stimmungen und Bewegungen in prägnanter Weiſe zu entwerfen.

Gegen dieſes Meiſterwerk Leonardo's nun, das ſo vollendet erſcheint, daß Tadel für geſchmacklos gelten könnte, haben wir gleichwohl eine Bemerkung zu machen. Sie betrifft einen Umſtand, der bei der üblichen Beurtheilung nicht ſowohl außer Acht gelaſſen, als vielmehr nicht vorausſetzungslos erwähnt zu werden pflegt. Wenn wir auch nicht tadeln wollen, ſo wollen wir doch dem Bilde ein Lob nehmen, das ihm von allen Seiten zuſtrömt, und das ihm nicht gebührt.

Leonardo malt einen hiſtoriſchen Vorwurf. Ein ſolcher läßt ſich befriedigend nicht malen, ohne daß man ihn in ſeiner ganzen Bedeutung

malt. D. h. der Maler hat, indem er ihn malt, auf das schärfste die Mittel, deren er sich zur Darstellung desselben bedient, und den Inhalt, der zum Ausdruck kommen soll, auseinander zu halten. Raphael's Transfiguration ist deshalb in der Composition minder glücklich, weil die Mittel, die er anwendet, um die Verklärung Christi zur Anschauung zu bringen, mit der Thatsache dieser Verklärung nicht in Uebereinstimmung stehen. Sie überwiegen, und sind die Hauptsache. Raphael malt den Christus in den Lüften nicht für uns, sondern für die Versammlung am Fuß des Berges. Das Factum, statt in seiner unmittelbaren Größe und Schönheit zu wirken, wirkt gleichsam durch die Vermittlung eines dramatischen Acts. Als ob der Vorwurf nicht mehr allein durch den großen ihm innewohnenden Charakter wirkend wäre, sondern Spitzfindigkeiten des Verstandes seine Wirkung vergrößern helfen müßten. Die Unmittelbarkeit, die Naivetät der Auffassung fehlt.

Das letzte Mahl des Heilandes mit seinen Jüngern unterscheidet sich von allen Mahlzeiten, die jemals gehalten worden sind, durch die Bedeutung, die es für alle Zeiten hat. Jedes Motiv, welches der Darsteller des Abendmahls einer gewöhnlichen Mahlzeit entlehnt, die Uebertragung von Einzelheiten, die man an geselligen Zusammenkünften gewahrt, auf diese zu geweihtem Zweck vereinte Versammlung beeinträchtigt die Größe der Situation, macht sie wohl wirklicher aber unwahrer. Man nimmt dem Vorwurf seinen individuellen Charakter in dem Maß, als man ihn aus individuellen Einzelheiten zusammensetzt. Giotto's Abendmahl mag künstlerisch niedrig stehen, aber es macht in der anspruchslosen Großheit, mit der es dasteht, den Eindruck des Außergewöhnlichen. Wir vermissen naturalistische Feinheit, Individualisirung des Detail, Gewandtheit der Formgebung und dgl. Aber wir empfinden etwas von der symbolischen Bedeutung des Gegenstandes.

Leonardo ist auf das Eifrigste und Erfolgreichste bemüht, Alles auf seinem Abendmahl zu individualisiren. Mit großer Strenge verfährt er nach den von ihm selbst (Tractat Cap. 97) aufgestellten Regeln für historische Compositionen, Wiederholung zu meiden, Menschen mit verschiedenem Aussehen zu untermischen, und wenn man ein ernstes und heiliges Sujet darstellt, bei dem es sich um wichtige Dinge handelt, mehr ältere als jüngere Personen in die Darstellung aufzunehmen (Cap. 254): mit wahrer Penibilität sind die Giotteskten Gemeinplätze gemieden; bis in die Fingerspitzen hinein Leben gehaucht. Mit einem staunenswerthen Raffinement des Verstandes und mit nicht minder staunenswerther Sicherheit der Beobachtung sind die einzelnen Persönlichkeiten dargestellt, wie sie ihrem biblischen Charakter gemäß die schmerzliche Offenbarung ihres Meisters auffassen.

Leonardo hat das Bild ganz aus individueller Einzelheit zusammengesetzt.

Und das eben ist, wie wir sagten, die Weise, auf welche in seiner welthistorischen Größe dieser Gegenstand nicht dargestellt werden kann. Was Leonardo gemalt hat, ist nichts als Ein Redender, und 12 Hörende; Christus mit seinem „Einer unter Euch wird mich verrathen," und die Jünger mit ihrer Stufenleiter daraus hervorgehender Stimmungen. Aber giebt dieses Verhältniß die welthistorische Bedeutung des Abendmahls wieder?

Ist die welthistorische Bedeutung dieses Ereignisses nicht weit mehr in dem unmittelbar auf den Beschauer berechneten Einfluß des Bildes von Giotto angedeutet, in welchem die Heiligkeit der Situation durchaus den dramatischen Vorgang zurückdrängt; als auf dem Bild Leonardo's, auf welchem vielmehr eine heilige Situation nur gewählt zu sein scheint, um als Thema für eine dramatische Scene zu dienen. Giotto ging von der religiösen Idee des heiligen Mahles aus, er nahm in seine Darstellung auf, nur was ihm zur Verkörperung dieser Idee dienlich schien; Leonardo geht von der malerischen Idee einer reich bewegten Unterhaltung aus, die er anlehnt an eine kirchliche Ueberlieferung, ohne ihr weiter zu folgen, als es seine Kunst erlaubt.

Darin liegt das — wenn man es so nennen darf — Bedenkliche dieses Bildes, daß es durchaus nur naturalistischer Mittel sich bedient, um einen Vorwurf zu malen, der nur durch diese Mittel nicht zu malen ist. Der Christus des Abendmahls ist ein Mensch voller Trauer, voller Schmerz, mit einem Antlitz „mehr des Leidens als des Zorns," — aber doch nur ein Mensch. Die Bewegungen, die Geberden der Jünger, so schön, so groß, so charakteristisch sie sind, sind doch eben nur Bewegungen und Geberden zuhörender Menschen. Dasselbe Entsetzen würden wir uns denken müssen, wenn es sich um einen andern Menschen handelte, der in rührender Resignation und geweihtem Ernst inmitten seiner Getreuen eine ähnliche Offenbarung macht, wie Christus seinen Jüngern.

Das Abendmahl Leonardo's ist ein vollendetes Bild, aber nicht wegen seiner religiösen Stimmung, sondern wegen seiner realistischen Behandlung; nicht weil es den historischen Moment in seiner Größe wiedergiebt, sondern weil es eine dramatische Action in ihrer hundertfältigen Lebhaftigkeit ausführt. Es ist ein vollendetes Bild, denn was Leonardo hat darstellen wollen, das hat er dargestellt: nicht sowohl einen kirchlichen, christlichen, als einen natürlichen, so zu sagen, socialen Act.

Halle im Mai. G. Droysen.

Die Entwickelung der europäischen Staatsterritorien und das Nationalitätsprincip.

Eine Studie im Gebiete der vergleichenden Annexions- und Nationalitätsstatistik.

Erster Artikel.

1.

Das Jahr 1866 wird mit goldenen Lettern in die Bücher deutscher Geschichte eingetragen werden. Nach mehr denn einem halben Jahrtausend des Zwischenreiches ist wieder ein mächtiger, wahrhaft deutscher Staat erstanden. Aus den bescheidenen, aber von jeher soliden Anfängen des brandenburg-preußischen Staatswesens hatte sich fortschreitend und wachsend an innerer und äußerer Kraft im Laufe von zwei Jahrhunderten dieser Staat rasch entwickelt, und war seit lange von jedem Unbefangenen als der Krystallisationskern für die neue Staatsbildung des deutschen Volks erkannt worden. Aber erst das Jahr 1866, erst der Tag der Abrechnung bei Königgrätz sollte auch dem Verblendeten und Uebelwollenden den unerschütterlichen Beweis liefern, wem die Palme gebühre, wer von den beiden Rivalen in den Ostmarken des alten Reiches mit Recht den Anspruch erhebe, Mittelpunkt der deutschen Neugestaltung zu werden. Der Pflanzstaat des kernigsten der deutschen Stämme, des sächsischen, welcher rastlos germanisirend nach Osten vorgedrungen ist, siegte über den bayrischen Pflanzstaat, der fast seit den Karolingischen Zeiten der deutschen Nation und Cultur kaum einen Fußbreit neuen Bodens gewonnen hat.

Die erste und wichtigste Thatsache, welche die Ereignisse des vorigen Jahres herbeiführten, ist die, daß Oesterreich nunmehr auch nach formellem Recht geworden ist, was es nach dem Geiste seiner Bevölkerung und der Hauspolitik seiner Dynastie freilich seit lange war: es ist Ausland geworden. Wohl hat diese Thatsache nicht nur für Oesterreich, welches in ihrer Anerkennung das Lösegeld des Besiegten zahlte, sondern auch für Preußen und Deutschland ihre bedenkliche Seite. Die „Freiheit der Allianzen“ ist nun vorhanden. Oesterreich kann sich rücksichtslos mit dem Erbfeind der deutschen Nation verbinden, um freilich nur um so mehr gegen sein eigenes Interesse zu wüthen, d. h. gegen den Nationalstaat der Deutschen, von welchem es schließlich allein eine Förderung seiner so gern betonten östlichen Culturmission erwarten kann. Ueber sechs Millio-

nen Deutsche sind mit Deutsch-Oesterreich aus jedem formellen politischen Zusammenhang mit ihrer Nation getreten, und Niemand leugnet, daß diese Abtrennung ihr Schmerzliches hat. Aber sie braucht nicht ewig zu währen und gerade die durch die zeitweise Ablösung Deutsch-Oesterreichs geschaffene Möglichkeit, vorerst in engerem Rahmen die politische Consolidirung der großen Mehrzahl des deutschen Volks zu verwirklichen, verspricht für die Zukunft einen Zustand, in welchem es dem staatlich organisirten deutschen Volke möglich sein wird, die abgelösten Theile organisch seinem gesundeten Staatskörper wieder einzufügen. Noch wundern wir uns oftmals und schmähen darüber, daß die abgetrennten Theile des deutschen Volks, die Schweizer, die Elsässer und Lothringer, die Flamländer und Holländer, daß Grenzprovinzler wie die Luxemburger so wenig deutschen Sinn zeigen und eine engere Verbindung mit Deutschland scheuen. Aber wie konnte das bisher anders sein? War die Erbärmlichkeit der Staatszustände einladend für diese Abtrünnigen? Erinnern wir uns daran, daß selbst die Venetianer noch im Jahre 1848 eingefleischte Particularisten waren. Ein paar Jahrzehente großartigen deutschen Staatslebens und das Bild wird sich geändert haben.

Die einstweilige vollständige Trennung von Deutsch-Oesterreich ist ein einschneidendes, schmerzhaftes Heilmittel, aber das einzige, das mit Sicherheit Genesung von der Jahrhunderte alten Staatskrankheit des deutschen Volks verheißt. Ja, diese Trennung führt *sofort* und für *beide* Theile mehr Gutes als Bedenkliches mit sich. Eine bezeichnende Aeußerung eines russischen Staatsmanns von deutscher Abstammung, der sich sein deutsches Nationalgefühl wenigstens in diesem Punkte noch erhalten hatte, stellt das bisherige Verhältniß in Deutschland in das richtige Licht. Diesem Politiker war es als Deutschem immer noch beschämend, daß in großen politischen Fragen zwei mächtige Staaten wie Preußen und Oesterreich eigentlich gar nicht in Betracht kamen. „Im Nothfall wirft man ihnen wie zwei knurrigen Hunden einen Knochen hin, um den sie sich in die Haare fahren, und ist sicher, nun ruhig seines Weges gehen zu können.“ Das derbe Gleichniß paßt vollkommen. So lange Oesterreich und Preußen, das äußerlich mächtige, innerlich todtkranke, und das äußerlich unscheinbare, aber seiner inneren Gesundheit und Stärke bewußte, stets auf derselben Arena der deutschen Frage ihre Kräfte maßen, reducirte sich Deutschlands politische Bedeutung naturgemäß auf Null. Und nach Außen konnte kein großes Interesse gewahrt werden. Vertraget Euch, einiget Euch, liebet Euch, predigten die braven Leute und schlechten Musicanten, die den ersten Grundsatz alles individuellen Lebens auf jedem Gebiete der Einzel- und der Staatsexistenz nicht kannten, daß Personen

— und Staaten sind ja Personen — mit durchweg entgegengesetzten Interessen sich abstoßen wie feindliche Elemente. Der Prager Friede hat die Herrschaftssphären abgegrenzt und dadurch die bisher gebundenen Kräfte beider Staaten für die getrennten politischen Aufgaben eines jeden entfesselt. Das ist wahrlich für Oesterreich ein großer Gewinn. Noch wirkt die Verstimmung über die verdiente Demüthigung nach in Oesterreich. Der alte Groll der wenig fähigen Dynastie ist nicht so rasch überwunden. Aber Oesterreichs Geschick wird nur davon abhängen, daß es endlich neidlos lernt, Preußen als den deutschen Staat zu betrachten und die Vortheile der veränderten Lage mit Verständniß für seine wahren politischen Aufgaben verwerthet. Auch Oesterreich hat keinen Fehler zu begehen mehr übrig.

Die zweite Errungenschaft des Kriegssommers 1866 liegt für Deutschland in den Veränderungen der inneren politischen Verhältnisse. Exact statistisch läßt sich der immense Fortschritt hier nachweisen. Die Kleinstaaterei ist auf einen Umfang und auf eine Stellung beschränkt worden, welche nicht mehr die Gefahr in sich bergen, einen großen Theil der Kräfte der Nation durch die völlige politische Desorganisation, durch eine wahre Auflösung des Staats der Deutschen in Staatsatome gänzlich verschwinden zu sehen, und das noch schädlichere, weit gefährlichere Mittelstaatenthum ist gebrochen.

So vielen unserer gelehrtesten deutschen Staats- und Rechtshistoriker ist freilich leider ob der Beschäftigung mit den tausenderlei Rechten der deutschen Reichsstände und Territorien der Sinn für das Recht der deutschen Nation auf einen Staat, in dem man leben und athmen, sich bewegen und gedeihen kann, verloren gegangen. Die rein theoretischen Speculationen über Politik, die privatrechtliche Anschauung, die Vorliebe für das praktisch Unhaltbare, Unnatürliche; die Sucht, überall organisch, langsam, stetig fortzubilden, wo doch notorisch in der Natur, im Menschen-, im Staatsleben oftmals Krisen das einzige Mittel sind, das Verrottete wegzuräumen und klare Bahn für den Neubau zu schaffen; das ehrfurchtsvolle Staunen ob der Altehrwürdigkeit des deutschen Reichs selbst zu einer Zeit, als dieses Reich zu einem vielleicht niemals ganz zu löschenden Schandfleck der deutschen Geschichte und zu einem eclatanten Armuthszeugniß für die politischen Fähigkeiten unserer Nation geworden war; die noch in unser Aller frischem Gedächtniß stehenden Grübeleien über Staatenbund und Bundesstaat, über Föderativprincip innerhalb eines Volks, das so geringe Unterschiede in seinen verschiedenen Bestandtheilen aufweist wie kaum ein anderes Hauptvolk Europas, über Triasidee und ähnliche Phantasmen; Grübeleien, welche keinen anderen Zweck verfolgt zu ha-

ben ſcheinen, als im Moment, wo man im Sumpfwaſſer unterzugehen droht, nur jede Feuersgefahr abzuwenden, im Augenblick, wo die politiſche Decentraliſation das größte vorhandene Uebel war, das Zukunftsſchreckgeſpenſt franzöſiſcher Centraliſation an die Wand zu malen, in dem Zeitpunkte, wo den concentrirten nationalen Einheitsſtaaten gegenüber nichts nothwendiger war, als ſich ebenfalls zuſammen zu raffen, nur um Gottes willen Staatsformen zu wählen, welche die coloſſalen Kräfte der deutſchen Nation abermals nur zum Scheine verbänden, damit ja das Ausland nicht erſchrecke über des deutſchen Volkes Macht, — wahrlich es iſt eine Summe von Beſchränktheit, Kleinlichkeit, Mikrologie und Unverſtand, die ſelbſt bei ſonſt ausgezeichneten Männern, tüchtigen Gelehrten, geſinnungsvollen Leuten, die auf manchen unſerer berühmteſten Hochſchulen den Blick für das wahre Weſen der inneren deutſchen Zuſtände völlig getrübt hat. Die verwickelten Rechte und Rechtsverhältniſſe von den Kurfürſtenthümern bis herab zu den Reichsdörfern, Reichsritterkreiſen und Cantonen, den Herrlichkeiten und Ganerbſchaften ſind uns alle treulich aufgezählt worden, wenn durch dieſes tolle Gewirr auch die Berichterſtatter ſelbſt ſich ſchließlich kaum mehr hindurchfinden konnten. Anziehend blieb der Gegenſtand dennoch, denn „ein vollkommener Widerſpruch iſt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.“ Der einzige einheitliche Geſichtspunkt in dieſem Gewirre von Rechtsverhältniſſen, daß nämlich Alles darauf einmüthig hinauslief, Deutſchland politiſch möglichſt verkommen zu laſſen, wurde kaum nebenbei betont. Auch die eigentlich ſtatiſtiſche Seite der Sache wurde kaum beachtet, das quantitative Moment, die reelle Bedeutung des deutſchen Staatengetrümmers im Ganzen und in deſſen einzelnen Beſtandtheilen, welche mit der imaginären Bedeutung nach den Reichsgeſetzen und Reichseinrichtungen und den ſpätern Bundesgeſetzen blutwenig zu thun hatte, kam in den wiſſenſchaftlichen Betrachtungen nicht zur Geltung. Die Statiſtik des vorigen Jahrhunderts, die auch heute noch ihre Verehrer hat, die berühmte Conring-Achenwall-Schlözer'ſche Staatskunde war ja eine Zwillingsſchweſter jener unglücklichen Reichs- und Rechtshiſtorie, jenes hypergelehrten Staatsrechts, das den Wald vor lauter Bäumen nicht ſieht, erzeugt in demſelben Geiſte, empfangen von derſelben mikrologiſchen Gelehrſamkeit, geboren an denſelben Stätten, aufgezogen unter den gleichen Einflüſſen — die Geſchwiſter ſahen ſich verzweifelt ähnlich. Den großen Stolz der Deutſchen auf die Erfindung dieſer Statiſtik, die den beſchränkten Horizont der Reichshiſtoriker und Staatsrechtslehrer wiederum nicht erweiterte, haben wir niemals recht begreifen können. Eine ſtatiſtiſche Analyſe der deutſchen Staatszuſtände im Sinne der Statiſtik unſeres alten neben Achenwall oft kaum erwähnten Süßmilch oder ſeines

modernen Nachfolgers Quételet legt die verrotteten Verhältnisse des alten und des bisherigen Deutschlands auf den ersten Blick dar.

Wir heben schon hier wenigstens ein paar Schlagziffern hervor. Bei einer Gruppirung der deutschen Staaten in Größenklassen der Gebiete ergiebt sich, daß von den vielgepriesenen Culturcentren, den Kleinstaaten der kleinsten Sorte, um das Jahr 1792 nicht weniger als 304 vorhanden waren, mit einer Durchschnittsgröße von $6,^{02}$ Quadratmeilen! Diesen schlossen sich drei größere Kleinstaaten à 84 und 11 kleinere Mittelstaaten à 136 Quadratmeilen an. Für die großen politischen Zwecke der Nation, für ein Staatsleben, das auch bei den mäßigsten Ansprüchen diesen Namen verdient, waren diese Quasistaaten völlig verloren. Sie umfaßten aber im Ganzen doch ein großes, in vieler Beziehung das von Natur günstigste Gebiet, nicht weniger als resp. 1830, 253 und 1497, zusammen 3580 Quadratmeilen oder beziehungsweise $15,^{8}$, $2,^{1}$ und $12,^{6}$, zusammen 30 Procent des damaligen schon stark gegen ehemals reducirten, aber den burgundischen Kreis (Belgien) noch einschließenden Staatsgebiets von Deutschland (Preußisch-Schlesien mit eingerechnet). Selbst wenn die anderen Staaten einig gewesen wären, der dritte Theil Deutschlands kam also gegen Außen gar nicht in Betracht. Die Staatskräfte von 318 Duodezstaaten konnten, selbst wenn dazu der beste Wille bei Herrschern und Beherrschten vorhanden gewesen wäre, nicht auf einen Zweck concentrirt werden. Dabei lassen wir die Exclaven- und Enclavenwirthschaft, die „Parcellirung" der Staatsgebiete ganz unberücksichtigt, obgleich sie in ihrer entsetzlichen Uebertreibung für die Staatscultur so nachtheilig, als für die Bodencultur die übermäßige Bodenzersplitterung ist. Gottlob, wie ein reinigender Sturmwind fegte die französische Revolution und die Kriegszeit auf in diesem unnützen Staatsgetrümmer. Die Herrschaft der Immermann'schen Freiherrn von Schnuck-Muckelich-Pumpel-Erbsenscheucher und alle mit ihr verwandten Staatsformen, Bopfingen und Conf., schwanden auf immer dahin. Leider, daß unsere Nation der demüthigende Vorwurf trifft, diese Wohlthat erst feindlicher Gewalt zu verdanken. Aber von den größeren Kleinstaaten und kleineren Mittelstaaten blieben doch einige bestehen und nährten sich selbst von Annexionen der kleinen, und sogar von diesen letzteren überlebten manche die Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses, den Rheinbund und gingen in den neuen deutschen Bund über. Ja einige wurden da sogar aus der wohlverdienten Grabesruhe von Neuem hervorgeholt und unter dem Bundestage fristeten sie nun natürlich als kostbare Reliquien und Staatsmerkwürdigkeiten in noch viel wörtlicherem Sinne als dem Achenwall'schen ihre nützliche Existenz. Immer bestanden beim Kriegsausbruch im Jahre 1866 noch 17 kleine von $19,^{8}$, 4 größere Klein-

ſtaaten von 83 und 6 kleinere Mittelſtaaten von 183 Quadratmeilen Durchſchnittsgröße. Im Durchſchnitte waren ſie gewachſen — natürlich durch Annexion, welche ſie jetzt nicht genug als Teufelswerk brandmarken können. Noch immer waren 1755 Quadratmeilen oder 15,3 Procent des deutſchen Bundesgebiets ſtaatlich atomiſirt. Hätte ſich nicht Preußen ſchon vordem der Wehrkraft einiger dieſer Zwergſtaaten erbarmt, ſie wären für politiſche Zwecke der Nation kaum mehr als ehedem der ſchwäbiſche Kreis in Betracht gekommen. Was einige von ihnen, wie Naſſau, ſelbſt in Verbindung mit den größeren Mittelſtaaten leiſteten, das erweiſt die Geſchichte der Reichsarmee von 1866. Jetzt ſind erſt Dank den preußiſchen Erfolgen die Kräfte auch dieſer kleinſten und kleinen durch die Einfügung in den preußiſchen Staat und den norddeutſchen Bund und die vernünftige Beſchränkung der Souveränetät für die Nation wieder gewonnen worden. Es iſt, als ob uns eine Inſel von ein paar tauſend Quadratmeilen Flächeninhalt mit blühender Cultur und Wirthſchaft, von Millionen tüchtiger Landsleute bewohnt, wie aus dem Boden der See emporgeſtiegen und Deutſchland zugewachſen wäre.

Und wahrlich, nicht allein die Macht der Nation iſt größer geworden, wie die aus jedem Schlupfwinkel vertriebenen Particulariſten jetzt räſonniren, indem ſie den Machtcultus verdammen. Auch um die ſtaatliche Macht und Größe iſt es freilich ein ſchön und edel Ding, das nach allen Seiten ſeine culturliche Bedeutung hat. Leider ſcheint das in der Heimath noch immer nicht gebührend gewürdigt zu werden. Wir draußen in Oſt und Weſt, in Rußland und Frankreich, in England und Nordamerika fern von der Heimath lebenden Deutſchen wiſſen das beſſer zu ſchätzen. Denn wir fühlen die bisherige Ohnmacht der Deutſchen demüthigend und erkennen an unſerer Umgebung, was es heißt, einem großen Staate anzugehören. Darum tönt es denn jetzt aus New-York und Petersburg, aus Paris und London einmüthig von den Deutſchen aller bisherigen 33 Vaterländer, aller Parteien, aller Berufe und Stände: helft, helft, was an Euch iſt, das großartig begonnene Werk der Neugeſtaltung Deutſchlands durch Preußens herrlichen Staat fortführen und vollenden! Aber auch von der „Macht“ abgeſehen: ein großes Staatsleben hat auch ſonſt ſeine weittragende, befruchtende Wirkung. Alles gewinnt dadurch, Gewerbe und Handel, Kunſt und Literatur, nicht zum Wenigſten auch viele Wiſſenſchaften, der ganze Menſch wird ein anderer, größerer. Namentlich die Wiſſenſchaften vom praktiſchen Leben, die Staatswiſſenſchaften, die Volkswirthſchaftslehre, die Finanzwiſſenſchaft, die Statiſtik, die Politik, die Staatengeſchichte ziehen ihren reichen Nutzen, die Anſchauungen werden erweitert, die Cathedertheorien modificirt, der Ge-

ruch der nächtlichen Lampe, der Dunst der bloßen Stubengelehrsamkeit verzieht sich. Und dabei brauchen wahrlich die soliden Seiten deutscher Gelehrsamkeit auch in diesem Kreise von Wissenschaften nicht dahin zu schwinden. —

Und noch einen anderen Vortheil neben der Beseitigung und Unschädlichmachung der Kleinstaaterei hat das Jahr 1866 gebracht, ja noch einen größeren. Die Kleinstaaterei legte die vorhandenen Kräfte der Nation nur lahm; das Mittelstaatenthum dagegen gab einem bedeutenden Theil dieser Kräfte sogar eine Richtung direct gegen das Interesse des deutschen Volkes, eine feindliche Richtung gegen jedes heilsame Bestreben, die gesunde politische Neugestaltung der Nation anzubahnen. Dieses Mittelstaatenthum war schon in den letzten Jahrhunderten des Reichs vielleicht die größte aller politischen Calamitäten. Denn in seinen Afterstaatsbildungen gab es einen scheinbaren Ersatz für den Mangel eines großen Staatslebens. Es hatte die äußere Einrichtung und Technik des Großstaats angenommen, dem es getreulich abgesehen, „wie er sich räuspert und wie er spuckt." Ewig bezeichnend für diese Art Staaten ist der herrliche Ausdruck „das Reich der Welfen" für — das Königreich Hannover, diesen Theil des einstmaligen niedersächsischen Reichskreises mit den Bruchtheilen des westfälischen Kreises! In Erinnerung wird das classische Wort bleiben, mit dem der arme verblendete und bethörte blinde König, der Christ, Monarch und Welf, von seiner Hauptstadt Abschied nehmend, ihr ankündigte, er begebe sich in die südlichen Provinzen seines Landes. Südliche Provinzen! Göttingen und Grubenhagen! Vierundvierzig Quadratmeilen, 200,000 Einwohner! Liegt in den zwei Worten nicht das beste Urtheil über Hannovers Politik, über die ganze Misère des Mittelstaatenthums!

Aber auch sonst war dieses Mittelstaatenthum schon zu des Reiches Zeiten eine gefährliche politische Institution des deutschen Volks. Zu ohnmächtig für eine selbständige politische Rolle, war es doch schon damals mächtig genug, da und dort, durch Anschluß an das Ausland mit den Ausschlag zu geben oder durch Anlehnung an eine der beiden rivalisirenden deutschen Mächte den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen in seinem Interesse bis zur völligen Paralysirung jedweden Fortschritts in den deutschen politischen Dingen zu steigern. Jetzt erst ist es endlich durch Preußens mannhaften Sieg, im Augenblicke als dieser gefürchtete Gegner durch das ränkevolle Spiel Oesterreichs und seiner Schützlinge am Bundestage, wie diese hofften, dem Untergang entgegen zu eilen schien, herabgestoßen worden von der bevorzugten Stelle, welche gerade ihm durch die politischen Ereignisse im Anfang des Jahrhunderts zu Theil geworden

war. Denn darin lag ja der große Nachtheil der damaligen Territorialvertheilung, daß die Mediatisirung der kleinen und die Säculariſirung der geiſtlichen Staaten vornehmlich das Mittelſtaatenthum vergrößerte. Wie hätte es auch anders ſein können in dem von fremden Mächten dictirten Entſchädigungsmodus von 1803 und in der Rheinbundszeit, wo Napoleon mit richtigem Verſtändniß das ausländiſche Intereſſe an der Territorialvertheilung Deutſchlands zur Richtſchnur nahm, oder auf dem Wiener Congreß, wo die Schöpfungen des Rheinbunds, in ihrem Beſitzſtand durch voreilige Verträge garantirt, ſo mächtige Protection genoſſen, und die Eiferſucht der anderen europäiſchen Mächte auf das verdienſtvolle Preußen ſelbſt jetzt keine geſunde Machtvertheilung zuließ? Der ſchlimmſte von dieſen Staaten von Napoleon's Gnaden, der einzige, welcher noch heute weder in ſeiner Dynaſtie, noch in ſeiner Bevölkerung eine wirklich deutſche Geſinnung zeigt, Würtemberg, hat noch heute genau die Grenzen, welche ihm ſein Schöpfer gegeben, denſelben mehr als doppelten Umfang wie am Ende des vorigen Jahrhunderts (354 gegen 166 Quadratmeilen)!

Was iſt charakteriſtiſcher für die Rheinbundszeit, als daß die vier Mittelkönigthümer, Bayern, Würtemberg, Sachſen und Weſtfalen, welches damals gewiſſermaßen die leere Stelle von Hannover einnahm, um 1812 3529 Quadratmeilen oder 37,2 Procent des deutſchen Bodens in Beſitz hatten, zu dieſem Boden das ehemalige Reichsland Oeſterreichs und Preußens, nicht aber das im franzöſiſchen Reiche einverleibte, mitgerechnet? Zuſammen mit den ſieben anderen kleineren Mittelſtaaten umfaßte das Gebiet dieſer Staatenkategorie um 1812 4816 Quadratmeilen oder 50,8 Procent, über die Hälfte des noch unter deutſchen Regierungen ſtehenden Deutſchlands. Im alten Reiche hatten dieſe Mittelſtaaten um 1792 nur 3622 Quadratmeilen oder 30,4 des Reichsterritoriums inne gehabt, darunter einige größere geiſtliche Staaten inbegriffen. Die Regulirung von 1815 erſetzte Weſtfalen durch das beinahe ebenſo große Hannover. Die vier kleinen Königreiche umfaßten noch immer 2715 Quadratmeilen auch nach der Theilung Sachſens und der mehr an Land als an Leuten erheblichen Verkleinerung Bayerns. Faſt ein Viertel des Bundesgebiets (23,7 %) und mit Inbegriff der ſechs kleineren Mittelſtaaten Baden, beide Heſſen, Mecklenburg-Schwerin, Holſtein-Lauenburg, Luxemburg, ein volles Drittel (33,6 %) oder 3848 Quadratmeilen war mittelſtaatlich, hintermächtlich. Faſt nichts hat ſich daran bis Anfang 1866 geändert. Die ſo gut wie vollſtändige Souveränetät, über welche ſo eiferſüchtig gewacht wurde, kam Allem und Jedem, gewiß auch manchem Guten, aber nicht weniger Schlechtem, ſicherlich nur nicht den großen nationalen Aufgaben zu Statten. Auch hier hat Gottlob das Jahr 1866 aufgeräumt. Zerſtört iſt einer

der schlimmsten größeren, zerstört sind zwei kleinere, unschädlich gemacht ist einer der übrigen größeren Mittelstaaten und ihrer aller in der Vereinigung bedeutenden Kräfte sind verfügbar und verwendbar geworden zum Heile Deutschlands. Das Gebiet der Mittelstaaten ist auf 2754 Quadratmeilen, wovon 2006 Quadratmeilen auf dasjenige der bestehen gebliebenen drei Königreiche kommen, auf 23,7 und resp. 17,3 % des bisherigen Bundesterritoriums reducirt worden. Damit ist das Mittelstaatenthum seinem Gesammtumfang nach unter das Verhältniß von 1792 endlich wieder hinunter gedrückt worden. Preußen und der norddeutsche Bund haben entsprechend gewonnen. Ein gedeihliches Verhältniß und eine vielversprechende Entwickelung der Territorialverhältnisse ist wieder angebahnt worden. —

Die Gründung des norddeutschen Bundes und die noch erfreulichere Vergrößerung und Kräftigung seines Kerns, des deutschen Zukunftstaates Preußen, ist gelungen. Dreißig Millionen, fast lauter kerndeutschen Stämmen angehörig, sind für die großen politischen und Culturaufgaben der Nation wieder geeinigt. Vierundzwanzig Millionen davon erfreuen sich bereits der unmittelbaren Angehörigkeit an Preußen und der Möglichkeit, den Unterschied zwischen Großstaat und Kleinstaat, Vormacht und Hintermacht zu erkennen und den Stolz des Franzosen, Briten, Russen nachzufühlen. Mehr als acht Millionen anderer Deutscher harren des Augenblicks, wo ihnen der engere Anschluß an den norddeutschen Bund ermöglicht wird. Die staatliche Consolidirung von achtundbreißig Millionen Deutscher ist in sicherer Aussicht. Wehe dem, der an diesen Staat des deutschen Volkes rührt! Der erste Kanonenschuß des raubgierigen und neidischen westlichen Nachbars wird Alles unter Preußens Fahnen schaaren. Noch rafft zwar auch im Inneren der Particularismus seine letzten Kräfte zusammen, aber er kann das große Einigungswerk nicht mehr gefährden, nicht einmal mehr ernstlich aufhalten. Der Angriff der Fremden auf die nämliche staatliche Gestaltung der deutschen Nation, welche ein jedes unserer großen Nachbarvölker nur schon viel früher zu erreichen so glücklich war, wird die Redlichen unter den Particularisten ebenfalls unter das nationale Banner führen, wird sie die heilige Sache des Vaterlandes mit vertheidigen lassen. Den Verrotteten und Unverbesserlichen gegenüber wird aber doch endlich auch in Deutschland dasselbe Gefühl der Verachtung erwachen, das in den länger geeinten Staaten, in Frankreich, Spanien, England, Rußland, ja zu seiner Ehre sei es gesagt, auch schon in Italien Jedem begegnet, der dem nationalen Einheitsgedanken feindlich ist und sein Vaterland in politische Atome aufgelöst zur politischen Ohnmacht und damit zum Untergange verdammt sehen will.

Preußen und der norddeutsche Bund sind uns zu klein, so rufen

heute viele Deutsche, denen noch vor Kurzem ihr Siebenhundert-Quadratmeilenland Hannover, durch welfische Brillen betrachtet, groß genug war, ja als „Reich" erschien. So ruft gar der Würtemberger, der Holsteiner, der Frankfurter. Auch uns und keinem im Norden ist der neue Staat bereits groß genug. Aber immerhin ist schon etwas erreicht, wenn jetzt König Wilhelm die Vertreter einer größeren Anzahl Deutscher um sich versammelt, als jemals der stolzesten und mächtigsten Kaiser Einer, Karl den Großen selbst nicht ausgenommen. Denn das Karolingische Reich war nur größer an Land, nicht an Bewohnern. Und dieses Dreißig-Millionenreich mit seinen achtehalb tausend Quadratmeilen verspricht der Ausgangspunkt und der Kern eines der größten und mächtigsten Reiche der Welt zu werden. Und damit berühren wir die dritte der großen Errungenschaften des Jahres 1866. *Es ist das Fundament gelegt worden zur Wiederherstellung des durch unsere Zersplitterung so furchtbar zu der Deutschen Ungunst verschobenen politischen Gleichgewichts.* Nicht ein Conglomeratreich aus Bruchtheilen verschiedenster Völker wird dieses neue deutsche Reich werden, wie es, von anderen antiken Reichen zu schweigen, das altrömische, später das Karolingische, das heilige römische Reich deutscher Nation in der Zeit seiner höchsten Blüthe und seiner größten territorialen Ausdehnung war, wie es neuerdings der erste Napoleon als ephemere Schöpfung in's Leben rief, wie noch heute etwa das britische und russische Weltreich dastehen. Auch nicht ein Schwarzenberg'sches Siebzigmillionenreich wird erstehen, in welchem das ganze wüste Völkerchaos jenseit March und Leitha Platz finden sollte. Nein, ein *wesentlich nationales* Reich steht uns in Aussicht, ein Reich, das seine Gesundheit und Naturgemäßheit dadurch kundgiebt, daß es ein *Staat* ist, in welchem die ungeheure Mehrheit Eine Sprache, wenn auch in mancherlei Mundarten, spricht, Eine Literatur, Eine Wissenschaft besitzt, die religiösen Gegensätze nicht zerstörend sind, die confessionellen Unterschiede nicht die politische und culturliche Gemeinschaft aufheben, ein Staat mit einem Worte, der den Namen des *deutschen* mit vollstem Rechte, wenn er auch nicht ausschließlich deutschnationale Angehörige umfaßt, und mit ungleich größerem Rechte als das alte deutsche Reich in der Periode seines Glanzes führen darf. Auf der Grundlage des *Nationalitätsprincips*, wie jeder gesunde Staat, nicht auf derjenigen des Stammesprincips oder gar einer beliebig herausgerissenen Volks- und Landmasse, wie die bisherigen Territorien und sogenannten Staaten Deutschlands, wird sich dieser deutsche Staat entwickeln. In echt deutscher Weise wird dabei das Nationalitätsprincip mit Recht die leitende Richtschnur sein, aber das andere Princip, nach welchem die Staatsangehörigkeit ge-

nügt, um das Staatsvolk zu bilden, wird damit passend vereinigt werden. Die deutsche Nation ist groß genug und hat, im Gegensatz zu den Franzosen, hinlängliche innere Vermehrungskraft, um nicht die Größe ihres Staats erst durch die immer leicht drückende, immer leicht Herrscher und Beherrschte entsittlichende Beherrschung fremder lebens- und entwickelungsfähiger Völker oder größerer Bruchtheile derselben zu erlangen. Wir brauchen die verrückte und ungerechte Theorie der „natürlichen Grenzen" nicht und haben nicht nöthig, überall nach aneignungsfähigen Absplissen fremder Nationalitäten und Staaten uns umzuthun, die Brosamen gierig sammelnd, die vom Tische der Territorialregulirung fremder Völker abfallen. Die Deutschen werden auch wie jedes großartig colonisirende Volk niemals beanspruchen, ihre jetzt schon fast über die ganze Erde, über Osteuropa, Nord- und Südamerika, Australien verbreiteten Colonien als Theile ihres Reiches zu betrachten, wenn sich auch der mächtige Nationalstaat seiner verstreuten Landsleute besser als es bisher geschehen in Nothlagen annehmen wird. Die deutsche Nation ist aber auch mächtig und werthvoll genug, um nicht da, wo bei einer politischen Trennung wegen der geographischen Lage der Wohnsitze eine Mehrzahl Deutscher unter fremde oder Fremde unter deutsche Herrschaft gebracht werden müssen, ihr gutes Vorrecht zu behaupten, wie an den deutschen Ostgrenzen gegenüber Polen und Litthauen. —

Das sind die Ergebnisse, welche die preußischen Thaten von 1866 gebracht, die Hoffnungen, welche sich an diese großen Ergebnisse anknüpfen. Sie sind eine Folge zufälligen Waffenglücks, sagen die Feinde der deutschen Sache drinnen und draußen, ein künstliches Machwerk, das wieder zerstieben kann, zerstieben muß, rufen particularistische Verräther, mit Sehnsucht nach Westen blickend. Und von dort scheint ihnen Hülfe kommen zu sollen. Der kleinliche Neid jener Nation, die sich die erste dünkt, scheint eine ruhige Entwickelung des Regenerationsprocesses Deutschlands nicht dulden zu wollen. Nun, wohlan, sei es denn. Ein gerechterer Krieg begann noch nicht. Denn was ist Preußens und Deutschlands Verbrechen, als daß sie sich schaffen wollen, was die Franzosen längst besitzen, den großen nationalen Einheitsstaat. Nein, kein Kunstprodukt sind die politischen Gestaltungen Deutschlands, die wir Preußen verdanken, sie sind nur ein nothwendiges Resultat langer Entwickelung, ein nur später, aber ebenso wie überall bei den Hauptvölkern Europas eintretender Proceß der staatlichen Consolidirung des deutschen Volks. Mit gutem Muthe und festem Vertrauen auf seine Kraft könnte Deutschland wenn jemals, so heute, in den Kampf gehen. Wenn nicht noch andere, so würde es wenigstens Rußland, das mit Deutschland fast keine entgegengesetzten und sehr viel

gleiche Interessen hat, unter seinen Verbündeten oder doch unter seinen Freunden finden.

Betrachten wir nun die deutsche Staatsentwickelung im Zusammenhang mit derjenigen der anderen europäischen Staaten, um näher nachzuweisen, daß wir überall demselben Entwickelungsgesetz begegnen: dem Siege des Nationalitätsprincips.

2.

Unser Jahrhundert wird oftmals als die Epoche der Großstaaten bezeichnet. In dieser Allgemeinheit ist dieser Ausdruck nicht berechtigt. Die europäischen Staaten haben sich weder der Zahl nach allgemein vermindert, noch die Großstaaten sich allgemein vergrößert. Die Mittel- und Kleinstaaten sind nicht durchaus verschwunden, noch auch alle kleiner geworden. Die Kriegsperiode im Anfang des Jahrhunderts schloß mit dem Siege der kleineren Großstaaten gegen das übertriebene Großstaatenthum der Universalmonarchie. Seitdem beschränken sich die bedeutenderen Territorialänderungen fast ausschließlich auf drei große Länder- und Völkergruppen, auf Italien, Deutschland und Südosteuropa. In den beiden ersteren vermindert sich in den fünfzig Jahren von 1816 bis Ende 1866, als Fortsetzung eines bereits früher begonnenen Entwickelungsgangs, die Staatenzahl allerdings nicht unerheblich und in der That endlich auch hier zu Gunsten des Großstaatenthums, in Italien von 10 auf 4, in Deutschland von 39 auf 28, Luxemburg-Limburg noch eingerechnet. Umgekehrt vermehrt sich in Südosteuropa die Zahl der Staaten von 1 auf 5, da man die drei türkischen Schutzstaaten Rumänien, Serbien und Montenegro jetzt wohl schon als selbständige Staaten, fast wie Griechenland, ansehen darf. Im übrigen Europa ist die Zahl der Staaten gleich geblieben: sie beträgt 11. Zwar verschwand Krakau (1846) und mit ihm der letzte Rest eines selbständigen Polen, aber Belgien kam neu hinzu (1830). Die Gesammtzahl aller europäischen Staaten hat sich demnach von 59 auf 47 vermindert. Holland mit Luxemburg-Limburg und im Jahre 1816 auch Dänemark mit Holstein-Lauenburg, ferner Schweden und Norwegen und auch bereits die frühere Schweiz vor ihrer Umbildung zum Bundesstaat sind hier je als ein Staat gerechnet. Auch die meistens vergessene kleine Pyrenäenrepublik Andorra wurde in den obigen Zahlen berücksichtigt.

Die Verminderung der Staatenzahl auf dem gleichen Territorium, den 181,000 Quadratmeilen Europas, bedeutet natürlich eine durchschnittliche Vergrößerung jedes Staats, statistisch berechnet. Aber da sich die Territorialänderungen fast ganz auf die genannten Ländergruppen beschrän-

ken, so ergiebt sich als Resultat nur eine bedeutende Vergrößerung der Durchschnittsgröße eines italienischen und deutschen Staats und die Verkleinerung eines südosteuropäischen. Im übrigen Europa ist mit Ausnahme von Holland und Belgien fast Alles gleichgeblieben. Die Zahl der italienischen und vollends der deutschen Staaten ist schon vor dem Jahre 1816 viel kleiner geworden, also auch damals die Durchschnittsgröße gewachsen. Aber die neuere Veränderung erfolgte weit mehr als die frühere im Interesse Italiens und Deutschlands, weil die Vergrößerung nicht mehr zu Gunsten der Mittel- und der anderen Kleinstaaten oder gar des Auslands, sondern zu Gunsten des nationalen Einheitsstaats vor sich ging. Genua und Venedig, wie schon früher Mantua, Montferrat, von älteren Zeiten zu schweigen, waren schon 1816 aus der Zahl der selbständigen Staaten verschwunden. Aber ihr Gebiet, wie später dasjenige von Massa-Carrara und Lucca, vergrößerte zum Theil nur das Herrschaftsgebiet der fremden Macht oder des heimischen Particularismus. Wie in Italien so ging es in Deutschland. Die Revolutionskriege, der Reichsdeputationshauptschluß, der Rheinbund, die Friedensschlüsse und Verträge von 1814—16 haben freilich die Staatenzahl von 324 auf 39 reducirt. Aber zum großen Theil profitirten davon, wie wir sahen, die Mittel- und Kleinstaaten, welche das Geschick noch bestehen ließ, oder fremde Staaten, wie Belgien, halbfremde wie Oesterreich, selbst noch Frankreich und die Schweiz. Bis zum Kriege von 1866 verminderte sich die deutsche Staatenzahl nur von 39 auf 33. Zwei verzichteten freiwillig auf ihre Souveränetät, beide Hohenzollern (1849), und nur ihr kleines Gebiet wuchs dem Einheitsstaate zu. Die Herrscherhäuser von vier anderen Staaten starben aus, aber Land und Volk vergrößerte die Klein- und Mittelstaaten. Gotha (1825) ward von den jetzigen Staaten Coburg-Gotha, Meiningen-Hildburghausen und Altenburg beerbt. Durch das Aussterben von Köthen (1847) und Bernburg (1863) vermochte Dessau wieder eine Gesammtmonarchie Anhalt zu bilden. Hessen-Homburg fiel an Darmstadt (1866). Es gab und giebt vielleicht noch brave deutsche Patrioten, die da meinten, die deutsche Einheit werde nach unseres Herrgotts Rathschluß schon durch das allmähliche Aussterben der Dynastien herbeigeführt werden!

Erst die Jahre 1859 und 1866 brachten nach langer Pause in Italien und Deutschland eine gesunde Weiterentwicklung der Territorialbildung auf Kosten fremder Staaten und des Particularismus zuwege. In der immer noch großen Zahl der Staaten tritt diese günstige Entwicklung nicht einmal so vollständig zu Tage, wie es der Wirklichkeit entspricht. Aus Sardinien ist Italien geworden, der neue Einheitsstaat hat fast sein ganzes Nationalgebiet errungen. Zwar noch besteht der Kirchenstaat neben ihm,

aber schon ist der größte Theil des Gebiets des ersteren mit Italien vereinigt. Von 753 Quadratmeilen mit 3,12 Millionen Einwohnern sind dem päpstlichen Staate nur noch 214 Quadratmeilen mit 0,7 Million Einwohnern verblieben, — und auf wie lange noch! Die zwei anderen Staaten San Marino (1,12 Quadratmeilen mit 7080 Einwohnern) und Monaco (¼ Quadratmeile mit noch nicht 2000 Einwohnern) können bei ihrer verschwindenden Kleinheit ohne Schaden für das Ganze ihre Existenz fortführen oder ganz ignorirt werden. So giebt es eigentlich nur noch zwei italienische Staaten. Freilich noch haben fremde Mächte italienischen Boden und italienisches Nationalgebiet inne, Frankreich Corsica und nunmehr auch Nizza, um von dem in nationaler Beziehung streitigeren Savoyen und von dem abgekauften Theil Monaco's nicht zu reden, England immer noch Malta und zwischen Italien und Oesterreich ist der Streit um Südtirol, Triest und das Küstenland, vielleicht selbst um Istrien und Theile von Dalmatien noch nicht definitiv ausgetragen. Aber in der Hauptsache doch zum nationalen Einheitsstaate erwachsen und in innerer Consolidirung begriffen, kann Italien allgemach daran denken, auch die übrigen Gebiete seiner Nationalität und Cultur, welche noch unter Fremdherrschaft stehen, wieder zu erlangen.

Nicht so weit ist Deutschland bereits gekommen, aber doch befindet es sich auf dem besten Wege, das Ziel vielleicht noch früher als sein vorausgeeilter Leidensgenosse, Italien, zu erreichen. Groß genug ist die Zahl der deutschen Staaten immer noch, noch immer größer als die aller anderen europäischen Staaten zusammen genommen. Aber glücklicher Weise sieht sie schlimmer aus als sie ist. Der norddeutsche Bund mit seinen 21 Staaten kann jetzt für die wichtigsten politischen Fragen als ein mit Preußen identischer Staat gelten, so gut wie die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dann vermindert sich die Zahl der deutschen Staaten bereits auf 8 oder auf den vierzigsten Theil der Zahl von 324, welche vor den Revolutionskriegen 1792 zwar das eine deutsche Reich bildeten, aber damals viel selbständiger waren, als sie es jetzt innerhalb des norddeutschen Bundes sind. Zur Zahl 8 gehört das minimale Liechtenstein (2,9 Quadratmeilen mit 8000 Einwohnern), welches auch hier wohl ohne Schaden ignorirt werden kann. Die süddeutschen Staaten, selbst das schwäbische Würtemberg, haben mit Preußen Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen, durch welche auch ihre Kräfte der nationalen Sache, also dem Einheitsstaatszweck, zu Gute kommen. So bleibt neben dem neuen Deutschland nur noch Luxemburg-Limburg und Deutsch-Oesterreich stehen. Sollten diese auf immer verloren sein und abgetrennt bleiben? Wahrlich, Deutschlands politische Gestaltung hat Dank Preußen einen ge-

waltigen Fortschritt zum Besseren und Besten gemacht. „Was seiner Fürsten Trug zerklaubt, vom Kaiser und vom Reich geraubt" hat Deutschland durch Preußen mannhaft wieder zusammen zu bringen begonnen.

Diese einfache Gruppirung bekannter Thatsachen zeigt, daß der Charakter der Epoche in der Umbildung des deutschen und italienischen Staatengetrümmers zu nationalen Einheitsstaaten liegt. Vergebens redet Napoleon III. seinen Unterthanen ein, umsonst schmeicheln sich diese, daß unser Jahrhundert die allgemeine Tendenz zur Großstaatenbildung kundgebe. Vergebens werden die Franzosen hoffen, daß nun wieder an sie die Reihe komme, sich auf Kosten der Kleinen zu vergrößern, nachdem es Preußen und Italien gethan. Umgekehrt, an letztere kam die Reihe eben erst später. Die deutsche und italienische Nationalität haben nun *nachgeholt*, was Großbritannien und Spanien, Frankreich und Rußland bereits vor Jahrhunderten bewerkstelligt hatten: auch sie schaffen sich endlich den nationalen Einheitsstaat und werden zu Großstaaten, weil ihre Völker numerisch und culturlich stark sind. Nicht auf Kosten fremder Völker erfolgt diese Entwicklung, wie es nothwendig wenigstens zum Theil die Ausdehnung Frankreichs thun würde, weil in den von ihm erstrebten Ländern auf dem linken Rheinufer weit mehr Rein-Deutsche und Deutsche flämischen und holländischen Dialekts als Franzosen (Wallonen) wohnen.

Faßt man die politischen Concentrirungen, welche sich bei den genannten vier größeren Völkern Europas bereits früher vollzogen haben, in ihrem Zusammenhang mit der jetzigen analogen Entwicklung in Deutschland und Italien auf, und stellt man daneben den Auflösungsproceß der Türkei und vielleicht der österreichischen Monarchie, so erweist sich das neunzehnte Jahrhundert nicht als die Epoche der Großstaaten, sondern als diejenige der *Nationalstaaten*. Unter diesen aber behaupten natürlich diejenigen den *Vorrang*, welche große Völker zusammenfassen, und insofern wird man von der *Epoche der großen Nationalstaaten* sprechen dürfen. Zur maßgebenden Bedeutung, nicht nothwendig — und hoffentlich nicht — zur unmittelbaren Herrschaft über lebens- und entwicklungsfähige kleine Völker, gelangen damit die *Hauptvölker* und in dem Maße, als sie dieses sind. Ist das nicht in jeder Hinsicht eine natürlichere, gesundere, sittlichere Entwicklung, als sie die früheren Zeiten kannten? Nein, nicht gewaltthätig ist unser Jahrhundert, wie es sogar die Franzosen jetzt gern nennen und wie die kleinen Nebenvölker klagen. Es vertheilt nur die Macht endlich wieder an diejenigen, welchen sie von Gott-, Natur- und Rechtswegen gebührt, an die *Hauptvölker*!

Es giebt in Europa kein einzelnes Volk, welches an Zahl und an körperlicher und geistiger, sittlicher und wirthschaftlicher Stärke die anderen

so überragte, um den alleinigen Vorrang zu behaupten. Wie sich auch Frankreich immer gebehrde, es kommt über die Thatsache nicht hinweg, daß die drei anderen großen Nationalstaaten des Continents, Preußen, Italien und zuletzt vor diesen Rußland, den Vorsprung wieder eingeholt haben, um welchen ihnen Frankreich in der einheitsstaatlichen Entwicklung voraus war. Was geschieht damit auch Frankreich für ein Unrecht? Hatte dieser Staat nicht bereits am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts erreicht, was er jetzt anderen zu erlangen mißgönnt? Umfaßte er nicht damals schon sein National- und Culturgebiet und griff sogar nach einer Seite darüber hinaus? Zieht Frankreich z. B. Deutschland gegenüber nicht noch heute seinen Vortheil aus dieser früheren Staatsentwicklung, die ihm bei gesunden inneren Zuständen ermöglichen würde, Culturaufgaben zu lösen, mit denen sich Deutschland gerade wegen der Sorge um seine staatliche Consolidirung noch nicht einmal beschäftigen kann? Oder ist es ein Unrecht, daß Deutsche und Italiener große Völker sind? Wahrlich, der nüchterne Franzose müßte sich endlich einmal sagen, daß sein Volk ein, aber nicht das Hauptvolk Europas ist. Ja es könnte den westlichen Nachbarn nur frommen, wenn sie nicht übersähen, daß ihre Nation nach Zahl und nach politischen und geistigen Eigenschaften nicht einmal primus inter pares ist. Das wird nur zu ihrem eigenen Schaden bei dem eitlen Gerede vom „legitimen Uebergewicht“ und vom tambourartigen Marschiren à la tête de la civilisation vergessen. Die Franzosen können unter den Hauptvölkern im günstigsten Falle nur ein Gleichgewicht beanspruchen. Sein zeitweiliges Uebergewicht verdankte Frankreich, wie gelegentlich Rußland, nicht so sehr der Zahl und den Eigenschaften seines Volks, diesen dauernden Grundlagen der Staatsmacht, als der Zersplitterung und deshalb der Kraftlosigkeit der anderen großen Nationen Europas, vor Allem dem politischen Zustande Deutschlands. Auch ohne Annexionen, welche seine Nachbarn und Rivalen stärken, muß ein Volk, das wie das französische fast keine innere Vermehrungskraft mehr zu haben scheint, nothwendig mit der Zeit an Kraft und Macht von anderen überholt werden, welche sich stark vermehren und doch gleichzeitig ihre wirthschaftlichen und Culturmittel mit dieser Vermehrung Schritt halten zu lassen wissen. Eine solche Nation wächst an Quantität und Qualität. Soll die daraus hervorgehende Verschiebung der nationalen Machtverhältnisse, wenn sie auch der renommistische Gegner in seiner Straußenpolitik gern übersieht, sich auch niemals praktisch geltend machen dürfen? Möchten die Franzosen beachten, worauf erst neuerdings gelegentlich Prediger in ihrer Wüste einen Blick warfen, daß schon bisher Deutschland oder der deutsche Bund und vollends Preußen und Norddeutschland an Volkszahl

waltigen Fortschritt zum Besseren und Besten gemacht. „Was seiner Fürsten Trug zerklaubt, vom Kaiser und vom Reich geraubt" hat Deutschland durch Preußen mannhaft wieder zusammen zu bringen begonnen.

Diese einfache Gruppirung bekannter Thatsachen zeigt, daß der Charakter der Epoche in der Umbildung des deutschen und italienischen Staatengetrümmers zu nationalen Einheitsstaaten liegt. Vergebens redet Napoleon III. seinen Unterthanen ein, umsonst schmeicheln sich diese, daß unser Jahrhundert die allgemeine Tendenz zur Großstaatenbildung kundgebe. Vergebens werden die Franzosen hoffen, daß nun wieder an sie die Reihe komme, sich auf Kosten der Kleinen zu vergrößern, nachdem es Preußen und Italien gethan. Umgekehrt, an letztere kam die Reihe eben erst später. Die deutsche und italienische Nationalität haben nun *nachgeholt*, was Großbritannien und Spanien, Frankreich und Rußland bereits vor Jahrhunderten bewerkstelligt hatten: auch sie schaffen sich endlich den nationalen Einheitsstaat und werden zu Großstaaten, weil ihre Völker numerisch und culturlich stark sind. Nicht auf Kosten fremder Völker erfolgt diese Entwicklung, wie es nothwendig wenigstens zum Theil die Ausdehnung Frankreichs thun würde, weil in den von ihm erstrebten Ländern auf dem linken Rheinufer weit mehr Rein-Deutsche und Deutsche flämischen und holländischen Dialekts als Franzosen (Wallonen) wohnen.

Faßt man die politischen Concentrirungen, welche sich bei den genannten vier größeren Völkern Europas bereits früher vollzogen haben, in ihrem Zusammenhang mit der jetzigen analogen Entwicklung in Deutschland und Italien auf, und stellt man daneben den Auflösungsproceß der Türkei und vielleicht der österreichischen Monarchie, so erweist sich das neunzehnte Jahrhundert nicht als die Epoche der Großstaaten, sondern als diejenige der *Nationalstaaten*. Unter diesen aber behaupten natürlich diejenigen den *Vorrang*, welche große Völker zusammenfassen, und insofern wird man von der *Epoche der großen Nationalstaaten* sprechen dürfen. Zur maßgebenden Bedeutung, nicht nothwendig — und hoffentlich nicht — zur unmittelbaren Herrschaft über lebens- und entwicklungsfähige kleine Völker, gelangen damit die *Hauptvölker* und in dem Maße, als sie dieses sind. Ist das nicht in jeder Hinsicht eine natürlichere, gesundere, sittlichere Entwicklung, als sie die früheren Zeiten kannten? Nein, nicht gewaltthätig ist unser Jahrhundert, wie es sogar die Franzosen jetzt gern nennen und wie die kleinen Nebenvölker klagen. Es vertheilt nur die Macht endlich wieder an diejenigen, welchen sie von Gott-, Natur- und Rechtswegen gebührt, an die *Hauptvölker*!

Es giebt in Europa kein einzelnes Volk, welches an Zahl und an körperlicher und geistiger, sittlicher und wirthschaftlicher Stärke die anderen

ſo überragte, um den alleinigen Vorrang zu behaupten. Wie ſich auch Frankreich immer gebehrde, es kommt über die Thatſache nicht hinweg, daß die drei anderen großen Nationalſtaaten des Continents, Preußen, Italien und zuletzt vor dieſen Rußland, den Vorſprung wieder eingeholt haben, um welchen ihnen Frankreich in der einheitsſtaatlichen Entwicklung voraus war. Was geſchieht damit auch Frankreich für ein Unrecht? Hatte dieſer Staat nicht bereits am Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts erreicht, was er jetzt anderen zu erlangen mißgönnt? Umfaßte er nicht damals ſchon ſein National- und Culturgebiet und griff ſogar nach einer Seite darüber hinaus? Zieht Frankreich z. B. Deutſchland gegenüber nicht noch heute ſeinen Vortheil aus dieſer früheren Staatsentwicklung, die ihm bei geſunden inneren Zuſtänden ermöglichen würde, Culturaufgaben zu löſen, mit denen ſich Deutſchland gerade wegen der Sorge um ſeine ſtaatliche Conſolidirung noch nicht einmal beſchäftigen kann? Oder iſt es ein Unrecht, daß Deutſche und Italiener große Völker ſind? Wahrlich, der nüchterne Franzoſe müßte ſich endlich einmal ſagen, daß ſein Volk ein, aber nicht das Hauptvolk Europas iſt. Ja es könnte den weſtlichen Nachbarn nur frommen, wenn ſie nicht überſähen, daß ihre Nation nach Zahl und nach politiſchen und geiſtigen Eigenſchaften nicht einmal primus inter pares iſt. Das wird nur zu ihrem eigenen Schaden bei dem eitlen Gerede vom „legitimen Uebergewicht“ und vom tambourartigen Marſchiren à la tête de la civilisation vergeſſen. Die Franzoſen können unter den Hauptvölkern im günſtigſten Falle nur ein Gleichgewicht beanſpruchen. Sein zeitweiliges Uebergewicht verdankte Frankreich, wie gelegentlich Rußland, nicht ſo ſehr der Zahl und den Eigenſchaften ſeines Volks, dieſen dauernden Grundlagen der Staatsmacht, als der Zerſplitterung und deshalb der Kraftloſigkeit der anderen großen Nationen Europas, vor Allem dem politiſchen Zuſtande Deutſchlands. Auch ohne Annexionen, welche ſeine Nachbarn und Rivalen ſtärken, muß ein Volk, das wie das franzöſiſche faſt keine innere Vermehrungskraft mehr zu haben ſcheint, nothwendig mit der Zeit an Kraft und Macht von anderen überholt werden, welche ſich ſtark vermehren und doch gleichzeitig ihre wirthſchaftlichen und Culturmittel mit dieſer Vermehrung Schritt halten zu laſſen wiſſen. Eine ſolche Nation wächſt an Quantität und Qualität. Soll die daraus hervorgehende Verſchiebung der nationalen Machtverhältniſſe, wenn ſie auch der renommiſtiſche Gegner in ſeiner Straußenpolitik gern überſieht, ſich auch niemals praktiſch geltend machen dürfen? Möchten die Franzoſen beachten, worauf erſt neuerdings gelegentlich Prediger in ihrer Wüſte einen Blick warfen, daß ſchon bisher Deutſchland oder der deutſche Bund und vollends Preußen und Norddeutſchland an Volkszahl

Frankreich immer mehr den Vorsprung abgewannen. Die Herren Duval, Randot und Andere haben jüngst betont, welche Consequenzen die langsamere Volksvermehrung Frankreichs im Vergleich zu anderen Ländern in der Zukunft haben könnte. Höchstens das Großbritannien gegenüber schon gegenwärtig geänderte Verhältniß wird dabei in Betracht gezogen. Denn immer noch lieben es ja diese Westvölker vornehmlich nur mit einander sich zu vergleichen, als gäbe es außer ihnen nichts Ebenbürtiges. Will man damit vielleicht über die unangenehme Thatsache hinwegkommen, weil man sie sich selbst im Augenblicke, wo man den Landsleuten die Gefahr vorhält, noch nicht offen zu gestehen wagt, daß nämlich die verschiedene Volksvermehrung bereits die Machtverhältnisse zwischen Deutschland, Preußen und Frankreich stark verändert hat?

Nun, hier die beredten Zahlen! Frankreich ohne seine italienischen, Preußen ohne seine deutschen Annexionen verglichen, der norddeutsche und der deutsche Bund daneben gestellt, ohne Einrechnung der leider bereits 1839 an Belgien abgetretenen zwei Drittheile von Luxemburg und ohne Berücksichtigung des für diesen Verlust in Limburg nur scheinbar gegebenen Ersatzes. Auf diesem also gleichgebliebenen Territorium vermehrte sich die Bevölkerung Frankreichs von 1821—61 von 30,^{46} auf 36,^{80} Millionen. Für die Zeit von 1806—21 liegt keine Zählung vor. Im Jahre 1816 wird die Bevölkerung ziemlich genau auf 30 Millionen angenommen werden können. Die Einwohnerzahl des Deutschen Bundes betrug 1816 30,^{06}, also fast genau so viel, 1864 dagegen 46,^{55} Millionen Einwohner, also fast 10 Millionen mehr, als die Frankreichs. Es ist dabei die rechnungsweise Vermehrung der Bevölkerung in Deutsch-Oesterreich von 1857, wo die letzte Zählung stattfand, bis 1863 nach der amtlichen Angabe, ferner die durch die erste ordentliche Volkszählung — ebenfalls eine Errungenschaft des norddeutschen Bundes, zu der es die Kirchthurmsinteressen unter dem deutschen Bunde nicht kommen ließen — in Hamburg im Jahre 1866 constatirte stärkere Bevölkerung dieses kleinen Staats berücksichtigt worden. 1816 lebten in Frankreich 3110, in Deutschland (deutscher Bund) 2630, 1861 resp. 1864 dagegen 3820 und 4100 Menschen auf der Quadratmeile, damals in Frankreich fast 500 mehr, jetzt fast 300 weniger. Dieser große Fortschritt Deutschlands, Symptom und Folge und wiederum Ursache der verbesserten und noch stärker als in Frankreich verbesserten wirthschaftlichen Zustände und der zu unseren Gunsten verschobenen Machtverhältnisse, ist in höherem Maße auf Rechnung des Nordens und namentlich Preußens und Sachsens zu setzen. Darin tritt ein ebenfalls oft übersehener Punkt, die im Laufe dieser fünfzig Jahre allmählich veränderte natürliche Machtstellung der deutschen Staaten unter

einander, soweit diese von der Größe der Bevölkerung abhängt, hervor. Preußens Bevölkerung, einschließlich Ost- und Westpreußen und Posen, aber ohne Hohenzollern, stieg von 1816—64 von 10,35 Millionen auf 19,19 Millionen Einwohner. In diesem Zeitraume ist nur das coburgische Fürstenthum Lichtenberg im Jahre 1834 mit damals 22,000 Einwohnern zum preußischen Territorium hinzugekommen. Am Schluß der napoleonischen Aera dreimal so stark an Volkszahl als das auch damals durch die Eifersucht der Mächte kleingehaltene Preußen, war Frankreich auch dem Preußen vor dem Kriege von 1866 nicht mehr um das Doppelte überlegen. Auf dem zum Theil so stiefmütterlich ausgestatteten Boden Preußens wohnen jetzt fast genau so viel Menschen, auch mit Einbeziehung der nordöstlichen Provinzen, als auf dem gesegneten Boden Frankreichs, 3800 pro Q.-Meile, ehemals, 1816, dagegen 1050 weniger (2050)! Nach der Bundesmatrikel von 1816 zählte Deutsch-Oesterreich 1,4 Million Einwohner mehr, 1864 aber 1,26 Million weniger als die im deutschen Bunde stehenden Provinzen Preußens. Bayern hatte 1816 etwas mehr als den dritten Theil, 1864 nur noch den vierten Theil der Volkszahl Preußens (resp. 3,56 und 4,81 Millionen), Hannovers Bevölkerung betrug damals mindestens 12,6, vermuthlich 13—14 Procent der preußischen, jetzt nur noch ein wenig über 10 Procent. Im Gebiete des norddeutschen Bundes (ohne Schleswig) wohnen jetzt 28,85, 1816 nur 16,48 Millionen, in den südwestdeutschen vier Staaten damals c. 6,4, heute 8,52 Millionen Einwohner. Welch verschiedenes Tempo in allen diesen Fortschritten und welch günstiges Bild Norddeutschlands und voran Preußens im Vergleich mit Süddeutschland und Oesterreich, und ganz Deutschlands im Vergleich mit Frankreich! Und dieses viel stärkere Wachsthum der Bevölkerung trotz und neben der viel stärkeren Auswanderung! Daran ändert es auch nichts, wenn das günstigere Verhältniß Deutschlands und besonders des Nordens in Wirklichkeit vielleicht um ein Weniges zurücktreten würde, wenn die älteren Volkszählungen nicht alle von gleichem Werthe und namentlich die französischen schon genauer gewesen sein sollten, als die deutschen, so daß die reelle Zunahme ein wenig kleiner wäre. Ohnehin ist dieses nicht sicher zu behaupten. Auch in den letzten 30 Jahren, wo auf alle Zählungen fortwährend mehr Verlaß ist, läßt sich die geschilderte Ungleichheit im Tempo der Entwickelung zwischen den genannten Staaten fast von einer Zählungsperiode zur anderen wahrnehmen.

Die praktische politische Bedeutung der veränderten Bevölkerungsverhältnisse liegt auf der Hand. Es ist möglich geworden, Deutsch-Oesterreich mit fast 13½ Mill. Einwohnern — hoffentlich nur zeitweise — aus dem neuen politischen Verband Deutschlands ausscheiden zu lassen und doch in

dem mit dem Südwesten vereinten preußisch-deutschen Bundesstaate einen Frankreich in jeder Beziehung und namentlich auch an Volkszahl ebenbürtigen Staat an die Seite zu setzen. Dieses Neu-Deutschland enthält 37,77 (1864), Frankreich selbst mit seinen italienischen Annexionen, welche eine unedle Politik als Trinkgeld dem Verbündeten abrang, nur 37,47 Millionen Einwohner (1861). Im Jahre 1816 mußte Oesterreich noch 9,5 Millionen Einwohner stellen, um dem deutschen Bunde die gleiche numerische Stärke wie Frankreich zu geben. Noch einige Jahrzehnte einer in dieser Weise fortdauernden Entwickelung und Frankreich ist auch von dem unter Preußen geeinten Deutschland allein wieder weit überflügelt, ohne daß dazu Oesterreich oder den anderen Nachbarn, welche so viel Angst vor Neu-Deutschland heucheln, ein Fußbreit Land genommen zu sein brauchte. Das ist freilich, naturwissenschaftlich betrachtet, auch eine Art Annexion, Naturstoffe werden dabei in Fleisch und Bein verwandelt und neue Menschengeister erstehen. Grollt Frankreich auch darob? Fast möchte man es meinen! Es ist doch der äußerste Grad politischer Naivetät der in diesem Genre großen Franzosen, wenn im Journal des Débats Stimmen ertönen, wie die des Herrn Duval. Dieser Herr nimmt Act davon, daß das schnellere Wachsthum der Bevölkerung in vielen Staaten Europas Frankreich mit einer allgemeinen Ueberflügelung bedrohe und betont die Nothwendigkeit der Abhülfe. Mehr und mehr zerfalle auch dadurch das im Jahre 1815 zwischen den Organen des europäischen Staatensystems begründete Gleichgewicht der Kräfte und darin liege ein Grund mehr für die Herstellung desselben auf neuen Basen. Hätte Frankreich hierbei nur auf die Ziffer seiner Bevölkerung hinzuweisen, welche, ohne ganz still zu stehen, doch hinter der allgemeinen Bewegung zurückbleibt, so würde es zu kurz kommen. Ja freilich! Oder verlangt der Herr eine periodische Revision der Karte von Europa zu Gunsten des zurückbleibenden Frankreichs?! Sollen zur Herstellung des Gleichgewichts etwa Annexionen Statt finden, zur Ausgleichung der langsamen Volksvermehrung, vielleicht als Prämie für das berufene Zweikinbersystem?! Hat Frankreich an seiner deutschen Bevölkerung im Elsaß- und Moseldepartement nicht mehr gesundes Blut genug zur Auffrischung seiner Kräfte und braucht es schon neue deutsche Länder für diesen Zweck! Bei Gott, es thäte Noth, daß dieses erste Volk der Civilisation allmählich ganz Deutschland annectirte, nur um seine in natürlicher Vermehrung zurückbleibende Volksmenge wieder in's Gleichgewicht mit derjenigen anderer Staaten zu setzen!

Aber nicht allein die Franzosen verzehren sich in Neid über den politischen Regenerationsproceß des italienischen und vollends des deutschen Volks. Auch die kleinen Völker um uns herum schmollen jetzt ob ihres

auf immer dahin geschwundenen Einflusses und klagen über die Gewaltthätigkeiten, welche sie vermeintlich von den großen nationalen Einheitsstaaten und etwa gar von Deutschland bereits erleiden sollen oder doch zu befürchten hätten, vergessend, was gerade sie so oft einst im Uebermuthe gefrevelt. So manche von ihnen haben zwar ohne der Deutschen Zuthun gerade von Frankreich oder von Rußland zu leiden gehabt, von denen sie schon früher in die gebührenden Schranken zurückgewiesen wurden. Aber sie ahnen doch nicht so ganz mit Unrecht, daß ihre Zeit der Herrschaft über Andere erst mit der Wiedergeburt Deutschlands für immer dahin ist. Nur die Zersplitterung der Kräfte dieses deutschen Volks, des an sich mächtigsten in Europa, ermöglichte ja sogar numerisch so schwachen Völkern wie Türken, Polen, Schweden, Dänen, oder vollends bloßen abgefallenen kleinen Bruchtheilen großer Nationen, wie den Holländern oder den Schweizern, eine Zeitlang eine bedeutendere Rolle zu spielen und einigen von ihnen, selbst den Hauptvölkern, Befehle zu dictiren. Wie wurde gar erst das arme Deutschland in seiner unwürdigen Zersplitterung der Spielball selbst dieser Nebenvölker, mußte sogar ihnen Provinzen überlassen! Gottlob, das hat sich geändert. Der Deutsche tritt wieder als Hauptvolk hervor. Wenn Einer, so er, nicht der Franzose oder Brite, wird der Erste unter den Gleichen sein. Wenn der Pole oder Schwede, der Holländer oder Däne folgerichtig denken kann, so muß er die jetzige politische Bedeutung seines Staats oder seiner Nation als die immerhin viel natürlichere und wichtigere, die einstige dagegen als den Gipfel der Unnatur betrachten. Damals war die Ausnahme, jetzt ist die Regel in der Entwickelungsgeschichte der Völker und Staaten eingetreten. Beklagen kann der Angehörige der Nebenvölker höchstens, daß sein Volk kein Hauptvolk ist. Fast nirgends herrschen bisher die großen Völker über die für ein selbständiges Staatsleben fähigen kleinen Völker. Schweden, Norweger und Dänen, Türken und Ungarn, Holländer, Belgier und Schweizer, Portugiesen haben ihre unabhängigen kleinen Nationalstaaten erhalten, obgleich die Berechtigung mancher von ihnen dazu zweifelhaft genug ist aus dem Standpunkte des Nationalitäts- (nicht des particularistischen Stammes-) Princips. Aber der Gefahr, daß diese Kleinen wieder die Großen zerstückeln möchten, ist allerdings durch das System der großen Nationalstaaten, welches seinen Abschluß in der politischen Consolidirung der Russen, Italiener und Deutschen findet, wohl dauernd vorgebeugt. Das kann nur bedauern und ändern wollen, wer jene ehemals herrschenden kleinen Völker so zahlreich und tüchtig wie die großen zu machen vermöchte.

3.

Ein seltsamer Vorwurf, in welchem sich französische Chauvinisten wie Thiers und Consorten, österreichische und großdeutsche und manche Politiker jener kleinen Nebenvölker jetzt begegnen, wird unserem Zeitalter daraus gemacht, daß in ihm das Nationalitätsprincip die vornehmste Grundlage der Staaten und der leitende Grundsatz der Politik geworden sei. Welch höheres Lob könnte es für unser Jahrhundert geben, wäre dieser „Vorwurf" begründet! Denn giebt es eine natürlichere und sittlichere Grundlage der Staatsbildung? Wo anders sind die größten Thaten der Geschichte bei den alten und neuen Völkern verzeichnet, von den Perserkämpfen der Athener bis zu den Thaten der Schweizer und Holländer und den Befreiungskriegen der Preußen und Deutschen, als da wo das nationale Gemeinwesen vertheidigt wurde? Wo ist mehr Schwungkraft gewesen, als eben in den Nationalstaaten? Wo fühlte sich jemals ein lebensfähiges Volk von Ehr- und Selbstgefühl oder ein Bruchtheil eines solchen wirklich auf die Dauer wohl unter der Fremdherrschaft oder in der erzwungenen, wenn vielleicht auch vielfach wohlthätigen Verbindung mit einem anderen? Zeigt nicht gerade die Geschichte der meisten der vorerwähnten Nebenvölker des neueren Europa, daß hier der Mangel materieller Kraft so oft durch glühenden Patriotismus für den Nationalstaat ersetzt und alle Fähigkeiten des Individuums bis- zum Aeußersten angespornt wurden? Sind diese Staaten nicht lebendige Zeugen für die Wahrheit und Berechtigung des Nationalitätsprincips in kleinen Verhältnissen? Warum soll nicht dasselbe in größeren gelten? Nein, nur deutlicher erkannt, theoretisch erfaßt und auf diese Weise von Neuem mit vermehrter Kraft in die praktische Politik eingedrungen ist das Nationalitätsprincip. Aber das belebende Element im Staate war es von jeher, war es namentlich in den letzten Jahrhunderten seit der zweiten Hälfte des Mittelalters. Es hat sich bei den großen Völkern lange Zeit nach Außen gegenüber den von Fremden beherrschten Nationalitätsbruchtheilen nicht so stark geltend gemacht, weil zuvor im Innern das aus der Stammesverschiedenheit hervorgegangene Trennungsgefühl durch das Gefühl der höheren nationalen Zusammengehörigkeit überwunden sein mußte. Auch die durch den Feudalismus bewirkte Zersplitterung der Volks- und Staatskräfte mußte erst durch den Einheitsstaat bis zu einem gewissen Umfang beseitigt sein. Alsdann aber hat sofort die Reaction nach Außen begonnen und der erstarkte Nationalstaat sucht sich der ihm abgerissenen oder seit lange getrennten stammverwandten Grenzlande zu bemächtigen.

In zwei einfachen statistischen Thatsachen tritt die Wahrheit dieser Behauptungen hervor: seit 3—400 Jahren hat sich in Europa, von Ita-

lien, Deutschland und der Türkei abgesehen, die Zahl der Staaten kaum verändert, um so mehr sind die Größen- und Machtverhältnisse verschoben worden. Lebens-, wir möchten sagen, staatsfähige, auch kleine Culturvölker erhielten ihren Nationalstaat selbst im Kampf mit den großen, aber sie verloren freilich die Gebiete, welche ihnen als Nation nicht gehörten. Die großen Völker rangen mit einander in heißen langen Kämpfen, aber sie behaupteten auf die Dauer selten, was sie vom Nationalgebiet anderer Culturvölker zeitweilig erworben hatten, auch wenn sie im Ganzen siegreich waren. Sie verloren dagegen umgekehrt auch selten von ihrem eigenen Nationalgebiete Erhebliches, auch wenn sie an Macht und Größe zurückkamen.

Es bleibe nur einmal der Blick nicht immer an den leitenden Personen, den Fürsten, Staatsmännern und Feldherrn hängen, welche Alles spontan zu machen, nicht an den zufälligen Umständen, unter welchen die historischen Vorgänge sich zu entwickeln scheinen. Man betrachte nur den Gang der Geschichte im Großen, wie er wohl in der allmählichen Veränderung und Entwickelung der Staatsgebiete am Deutlichsten zum Vorschein kommt. Mindestens die neuere Geschichte Europas in den letzten 600 Jahren ist ein glänzender Sieg des Nationalitätsprincips fast in allen Staaten. Vergebens rangen die mächtigsten und größten deutschen Kaiser, um die Idee des heiligen römischen Reichs Culturvölkern gegenüber in Geltung zu erhalten. Des deutschen Volkes Blut, des deutschen Staates Macht zerrann im Kampf wider das Nationalitätsprincip. Deutschlands Herrschaft über fremdes endete mit der Herrschaft Fremder über deutsches Nationalitätsgebiet. Der lange Streit Frankreichs mit Deutschland, was war er in seinen ersten Stadien anders, als eine berechtigte Reaction des durch Deutschland gegenüber den Franzosen verletzten Nationalitätsprincips? Und ähnlich im übrigen Europa, bei kleinen und großen Völkern und Staaten. Ja, die stärkste Verletzung, welche gerade in der neuesten Zeit das Nationalitätsprincip erfahren zu haben scheint, die Theilung und Zerstörung Polens, — auch sie ist eine freilich zu weit getriebene Sühne, welche dem zuerst von den Polen in kaum dagewesener Weise verletzten Nationalitätsprincip besonders gegenüber den Russen und den deutschen Colonien im Osten zu Theil geworden ist. Alle die politischen Zuckungen, welche im mittleren und südlichen Osteuropa das Staatsleben, wie Erdbeben den Boden, durchfahren, gehen noch heute in Polen, Oesterreich, der Türkei von dem verletzten Nationalitätsprincip aus.

In Großbritannien und in Spanien ist von den großen Staaten der Sieg des Nationalitätsprincips und die Ausdehnung des Nationalstaats auf die ganze Nation am Frühesten erreicht worden. Die insulare

und peninsulare Lage ist beiden Ländern auch hier zu Gute gekommen. England und Schottland endlich durch Erbgang vereinigt, gingen friedlich zur Realunion über. Stammverwandt war die Bevölkerung beider Königreiche, denn der ursprüngliche gälische Stamm, in einzelnen Gegenden selbst bis in die Neuzeit und die Gegenwart seine Sprache behauptend, saß in Wales, Cumberland, Cornwallis so gut wie in den schottischen Hochlanden und dem platten Lande von Mittelschottland, wenn auch in verschiedene Glieder zerfallend. Das germanische Element beschränkte sich seit der Einwanderung der Angelsachsen und Dänen nicht auf England, sondern umfaßte auch Südschottland, Caithneß, Inverneß. Das neu entstehende Mischvolk, mit normannischen Bestandtheilen nur schwach versetzt, war in Schottland und England nahe verwandt. Die Vereinigung beider Länder ist eine dauernde und zufriedenstellende geblieben. Irland, was so oft vergessen wird, war doch seit Jahrhunderten die wichtigste englische Colonie, in welcher das englische Element auch nach Blut und Abstammung, nicht nur nach der heutigen Sprache der keltischen Abkömmlinge, stark vertreten ist, namentlich im Osten und Norden der grünen Insel. Die politische Behauptung Irlands durch Großbritannien ist eben deshalb so berechtigt, wie diejenige der ehemals slawischen, polnischen Provinzen Preußens durch Deutschland. Sprachen doch schon im Jahre 1851, allerdings nach der ersten großen Massenauswanderung, welche immer besonders aus dem irischen Stamme hervorgegangen ist, in Irland blos noch 4,88 % der Bevölkerung ausschließlich, blos noch 18,38 % derselben neben dem Englischen irisch (Minimum Leinster mit 0,01 und 3,53, Maximum Konnaught mit 13,54 und 37,18 %, also doch noch die Hälfte). Eine gewisse Verletzung der anderen Nationalität ist freilich bei einer solchen Colonisation niemals ganz zu vermeiden. Eine wunde Stelle im britischen Staatswesen bildet ja auch Irland heute noch. Aber zur Bedeutung vermag die Fenierbewegung doch nur durch die Unterstützung feindlicher Staaten zu kommen. Im jetzigen Stand der Dinge würde der Sieg des Fenierthums in Irland ein Sieg über das Nationalitätsprincip sein, so gut wie ein Sieg der Polen in Westpreußen und im größten Theil der Provinz Posen oder in der Mehrzahl der westlichen Gouvernements Rußlands. Sein Nationalgebiet in Europa umfassend hat der britische Staat keine ernstliche Beunruhigung in dessen ausschließlicher Beherrschung erfahren. Wo er dagegen selbst im Sinne der alten dynastischen und feudalistischen Erb- und Kriegspolitik über das nationale Gebiet hinausging, wie in den langen Kriegen mit Frankreich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, endete der Kampf schließlich mit dem völligen Siege des Nationalitätsprincips zu Gunsten Frankreichs. Eine *staatliche* Verbindung mit dem deutschen

Lande Hannover, deſſen Dynaſtie Großbritannien auf ſeinen Thron rief, wurde nicht einmal erſtrebt. Nur militäriſche und maritime Poſten wußte England im Nationalitätsgebiet anderer europäiſcher Staaten zu behaupten, wie Helgoland, die normanniſchen Inſeln, Gibraltar, Malta. Aber auch einzelne ſolcher Poſten, wie z. B. den letzten Reſt ſeiner Continentalbeſitzungen, Calais (1558) oder Minorca (vom Frieden von Utrecht bis zu dem von Verſailles beſeſſen 1713—1783) mußte England doch bereits wieder abtreten. Die Ueberlaſſung der Joniſchen Inſeln an Griechenland war ein freiwilliges Zugeſtändniß an das Nationalitätsprincip (1864). Werden richtiges Verſtändniß und Billigkeit oder Gewalt einſt den Verzicht Großbritanniens auf die Drohpoſten bewirken, welche dieſer Staat im natürlichen Nationalitäts- und Machtgebiet Deutſchlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens noch inne hat?

Die kaum vereinigte ſpaniſche Monarchie beendigt die langen nationalen und Glaubenskämpfe der einzelnen Königreiche wider mauriſche Herrſchaft und Muhamedanismus mit der Zerſtörung des letzten kleinen arabiſchen Reiches in Granada (1497). Die hartnäckigen Kriege Frankreichs, welche für Spanien ſpäter ſo oft ſchimpflich enden, rauben dem ſpaniſchen Volke, dem numeriſch ſchwächſten der ſechs europäiſchen Hauptvölker, doch von ſeinem nationalen Staatsgebiet nichts Weſentliches. Die Pyrenäengrenze hat das alte kleine Königreich Navarra faſt ganz bei Spanien gelaſſen und verbleibt letzterem als Schutzmauer auch nach dem Verluſt von Perpignan (1633) und Rouſſillon (1659). Seit Jahrhunderten iſt die Unabhängigkeit des ſpaniſchen Nationalſtaats trotz ſeiner wachſenden Schwäche nicht ernſtlich gefährdet, das nationale Gebiet keiner Verminderung ausgeſetzt geweſen, — abgeſehen von der ephemeren Epoche des erſten Napoleon, deſſen Pläne und Macht hier wie anderswo doch an dem von ihm zertretenen Nationalitätsprincip mit ſcheitern ſollten. Dagegen haben alle Macht, Glanz und Ruhm zweier Welten, welche die große ſpaniſche Monarchie des ſechszehnten Jahrhunderts in ſich vereinigte, auch nicht einen Fußbreit deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Bodens unter ſpaniſcher Herrſchaft dauernd zu erhalten vermocht. Iſt daran, wie die Gegner des Nationalitätsprincips behaupten, nur die geprieſene Gleichgewichtspolitik der letzten Jahrhunderte, nur der Fanatismus und Stumpfſinn der Regenten, die Bigotterie, Trägheit, der Hochmuth des ſpaniſchen Volks ſchuld? Gewiß hat dies Alles dazu beigetragen, aber der letzte Grund war doch, daß in dieſer durch Heirathen und Kriege zufällig zuſammen gebrachten Ländermaſſe das nationale Gemeinſchaftsgefühl als Träger der Staatsidee fehlte. Selbſt das ſo mannichfach verwandte Portugal, ohnehin ein natürlicher Theil Spaniens, wenn jemals der Grund-

satz der natürlichen Grenzen berechtigt sein soll, ließ sich nur kurze Zeit mit Spanien unter einem Scepter vereinigt erhalten (1580—1640). Die Grenzen beider Staaten haben sich seit mehr denn 600 Jahren mit Ausnahme des kleinen Gebiets von Olivenza auf dem linken Guadianaufer (8 Quadratmeilen), welches Spanien im Frieden von Badajoz (1801) erlangt und gegen die Bestimmung des ersten Pariser Friedens von 1814 behalten hat, auch nicht im Geringsten verändert. Man spricht heute mitunter wieder von einer Union der beiden Staaten, welche sogar die Braganza's vom Thron des kleineren auf den des größeren Staats führen soll. Im Interesse der numerisch schwachen und in der Cultur zurückgebliebenen Völker der iberischen Halbinsel und in demjenigen des europäischen Gleichgewichts wäre eine solche Union, welche einen Staat von 10,987 Quadratmeilen mit 20,^{65} Millionen Einwohner, etwa von den Machtverhältnissen Italiens, schüfe, wohl zu wünschen. Aber die furchtbare Verkommenheit der spanischen Bourbonen ist noch keine genügende Bürgschaft für die dauernde Einigung beider Staaten. Bei der geringen wirthschaftlichen Entwicklung beider Völker, dem geographischen Charakter der Halbinsel fragt sich doch noch, ob eine innere Verschmelzung der stammverwandten und ziemlich gleichmäßig gemischten Nationen bereits möglich ist. Eine starke Annäherung, welche spätere Trennungsgelüste nicht wieder aufkommen läßt, scheint jetzt wenigstens noch nicht erfolgt zu sein.

Deutschlands große Nachbarvölker im Westen und Osten hatten bereits bedeutendere Schwierigkeiten, als Engländer und Spanier zu überwinden, und brauchten längere Zeit, um die nationale Einheit und das von fremden Staaten ihnen abgerissene Nationalgebiet zu erringen. Frankreich hatte die großen Vasallengebiete, Rußland die Theilfürstenthümer wieder zu vereinigen, dieses die Herrschaft der Mongolen, jenes diejenige der Engländer wie die Spanier die der Araber abzuschütteln. Große Gebiete Frankreichs befanden sich Jahrhunderte lang in mehr oder weniger engem Verband mit dem deutschen Reiche. Gebiete, in welchen die französische Nationalität, wie sie sich unter dem numerischen Vorherrschen gallischer, allmählich durch die Mischung mit romanischen, später mit germanischen, fränkischen, burgundischen u. s. w. Elementen gebildet hatte, durchaus die herrschende war. Aehnliches galt von den westlichen und südwestlichen Theilen Rußlands, welche von Russen bewohnt unter die lang dauernde Herrschaft Litthauens und Polens gerathen waren. Kaum war für das französische und russische Volk der Kern zum nationalen Einheitsstaat geschaffen, als die langwierige Arbeit beginnt, die abgerissenen Theile der Nation und des Nationalgebiets wieder zu erlangen. Regentenehrgeiz, Uebermuth des Siegers, die Idee des europäischen Gleich-

gewichts leiteten Frankreichs Könige und Rußlands Czaaren, die Erbärmlichkeit der deutschen und polnischen Staatszustände erleichterte die Arbeit und der Erfolg verlockte zu immer weiteren Schritten, welche selbst wieder zu Verletzungen des Nationalitätsprincips auf Kosten der ehemaligen Herrscher führten. Das Berechtigte der ersten Bewegung der Franzosen nach Osten und der Russen nach Westen darf trotzdem vollständig anerkannt werden. Die gänzliche Zerstörung Polens, und die Erwerbung des Elsaß und ganz Lothringens ist mehr eine Schmach für Polen und Deutschland, denn sie ging aus deren Zuständen nothwendig hervor, als ein Vorwurf für Rußland und Frankreich.

4.

Wir Deutschen sind nur zu geneigt, in der östlichen Ausbreitung Frankreichs von Anfang an einen unberechtigten Angriff auf das deutsche Reich zu sehen. Die Idee des heil. römischen Reichs deutscher Nation und des weltlichen Schwerts auf Erden, welches unsere Kaiser schwingen sollten, schwebt uns immer noch vor, selbst wenn wir erkannt haben, daß dieser trübe Traum uns so lange den nationalen Staat gekostet hat. Freilich war ja ein Viertel des heutigen Frankreichs ehemals deutsches Reichsland, wie ein großer Theil von Italien, wurde von den Kaisern zu Lehen gegeben an deutsche und welsche Fürsten und Bischöfe, welche dadurch Reichsfürsten wurden. Aber kann man den Verlust fast aller dieser Länder, welche zum Theil ja noch am Schluß des vorigen Jahrhunderts in Lehensverband mit dem deutschen Reiche standen, ernstlich bedauern? Mit demselben, ja mit mehr Recht wie die Erwerbung der meisten Länder südlich vom Elsaß durch Frankreich müßten wir noch heute die Bildung eines sardinischen Staats anfechten, dessen festländisches Gebiet ein Jahrtausend lang zum deutschen Reiche gehörte. War doch Savoyen selbst noch im vorigen Jahrhundert actives Mitglied des Reichsfürstenrathes, sandte noch 1773 seinen Gesandten nach Regensburg. Gegenüber Italien giebt die neuere deutsche Geschichtsschreibung und die politische öffentliche Meinung bereitwillig zu, daß die alte Reichs- und Kaiserpolitik an diesem herrlichen Land und Volk fast so viel verschuldet hat, als an Deutschland selbst. Auch Frankreich hat uns eine Gegenrechnung für die frühere Zeit zu machen, wenn wir ihm seine neuere Raubpolitik vorhalten.

Den uralten Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich bis zum jüngsten Streit um Luxemburg bildet das Reich Lothar's (843). Dieses alte Lotharingien und seine späteren Haupttheile, welche nach einander und neben einander den Namen Burgund führen, treten in der Periode der aufsteigenden Macht des deutschen Volks und Staats alle in Verbindung

mit und in Abhängigkeit von dem deutschen Reiche. So das alte Königreich Burgund oder Arelat und seine wichtigeren mit der Zeit sich selbständiger stellenden einzelnen Bestandtheile, die Provence, das Delfinat (Dauphiné, Vienne), Savoyen, Klein-Burgund (Schweiz), Hoch-Burgund (Franche-Comté), ferner das alte Moselherzogthum und spätere eigentliche Lothringen und Elsaß, endlich das ripuarische und friesische Gebiet, Luxemburg, Brabant, Hennegau u. s. w., das heutige Belgien östlich der Schelde und Holland. Zeitweise traten selbst noch westlich außerhalb des alten Lothar'schen Reiches liegende Länder, Westflandern, Artois, Theile von Bourgogne (Dijon), in Beziehung zum deutschen Reiche. Alt-Lotharingien umfaßt die Grenzländer gemischt germanischen und gallisch-romanischen Stammes, aber als ungetheilte Masse betrachtet mit überwiegend französischer Bevölkerung, welche namentlich im ganzen Süden und im Westen dieses Gebiets sitzt, während der kleinere Theil im Norden und Osten den Deutschen gehört. Auch diese Deutschen in der Schweiz, Belgien, Holland haben frühzeitig in loserer Verbindung mit dem Reiche gestanden. Noch heute wirkt die Theilung von Verdun auf Deutschland ein! Sobald Frankreich dazu innerlich erstarkt war, was war natürlicher und berechtigter, als daß es die Länder Lotharingiens, welche nach der Nationalität und geographischen Lage mit weit mehr Fug und Recht zum französischen als zum deutschen Staate gehörten, aus dem deutschen Lehensverband abzulösen und für sich zu erwerben suchte? Nur eine falsche patriotische Parteilichkeit kann das verkennen.

Frankreichs Erwerbungen im lotharingischen Gebiet zerfallen geographisch in drei Gruppen. Im Ganzen hat jede dieser drei Gruppen auch in verschieden nahem Verbande mit Deutschland gestanden und ist in einer verschiedenen Periode der Geschichte von Frankreich erworben worden. Die Länder südlich vom Breitengrade des Genfersees, welche im Allgemeinen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bereits vollständig theils direct vom Reiche, theils von dessen Lehensträgern erlangt sind, machen den Anfang. Sie gehören in geographischer und nationaler Beziehung am Wenigsten zu Deutschland, am Meisten zu Frankreich. Durch die Abtretungen von Seiten Savoyens (Bresse, Bugey, Gex 1601), Spaniens (außer Rousillon auch die burgundische Grafschaft Charolles 1659 im Pyrenäer Frieden), Preußens (Fürstenthum Orange an der unteren Rhone 1713) und noch zuletzt des Kirchenstaats (Avignon und Venaissin 1796), endlich jüngst durch die Annexion Nizzas und Savoyens (1860) wurde dieser südliche Erwerb vervollständigt und abgerundet. Ueber die Rhone erstreckte sich ehemals das deutsche Reichsgebiet hinaus: auf dem rechten Ufer dieses Flusses gehörten Theile der heutigen französischen De-

partements Loire, Rhone, Ardèches, Gard und die Stadt Lyon zum Reiche, der Erzbischof von Lyon war noch im vierzehnten Jahrhundert Reichsfürst. Das Gebiet von 14—15 heutigen Departements, ungefähr 1350 Quadratmeilen mit heute 4,7 Millionen Einwohnern, war dazumal mit dem deutschen Reiche verbunden. Dieser Herrschaftswechsel zwischen Deutschen und Franzosen entsprach den nationalen und geographischen Verhältnissen des Gebiets durchaus. Nur Italien hätte das Recht sich in Betreff kleiner Grenzländer über Frankreich zu beschweren.

Die zweite Gruppe der Erwerbungen liegt im Norden. Der Erwerb wird vorbereitet und erleichtert durch die Eroberungen in der Mitte, mit denen er ungefähr gleichzeitig, vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert, erfolgt. Nachdem schon früher aus dem Zerfall des neuburgundischen Staats die picardische Grafschaft Amiens wieder erlangt war, folgten Artois (1659) und die Grenzstreifen von Flandern, Hennegau und Luxemburg, welche Frankreich den damaligen spanischen Niederlanden in den Pyrenäer, Aachener und Nymwegener Friedensschlüssen (1659, 1668, 1678) nach und nach abzureißen wußte. Uralte Reichstheile, wie z. B. Kammerich (Cambray) gingen hierbei verloren, — aber, schon nach Maßgabe der damaligen historischen Entwicklung, war dieser französische Erwerb eigentlich kein Verlust des deutschen Reiches, so wenig wie er im Ganzen ein solcher der deutschen Nation war. Es war ein Verlust fast ganz auf Kosten des heutigen Belgiens, der ehemaligen spanischen, späteren österreichischen Niederlande, welcher für Deutschland verhältnißmäßig gleichgültig war. Will man gleichwohl den Gewinnst Frankreichs auf das Verlustconto Deutschlands setzen, so hätte man eigentlich zu berücksichtigen, daß die alte französisch-belgische Grenze von der Theilung zu Verdun an südlich von Gent aus durch die Schelde gebildet wird. Erst mit der burgundischen Erbschaft der Habsburger kommt die heutige belgische Provinz Westflandern nebst einem kleinen Theil von Ostflandern, ferner Artois wieder in nähere Verbindung mit dem deutschen Reiche, jedoch bei der baldigen Theilung der Monarchie Karl's V. auch nur auf kurze Zeit. Erst vom Utrechter Frieden an bis zu dem von Campoformio (1713 bis 1797) gehört Flandern jenseits der Schelde, welches allerdings nördlich Cortryk (Courtray) durchaus flämisch-deutsch ist, mit den übrigen österreichischen Niederlanden als burgundischer Kreis zum deutschen Reiche. Man weiß, wie lose die Verbindung gerade dieses Kreises mit Deutschland schon damals war. Frankreichs Gewinn im siebzehnten Jahrhundert besteht in dem Boden des heutigen Dep. Nord und in zwei Drittheilen von Pas-de-Calais, — dem Binnengebiet dieses letzteren. Dazu kommen, wenn man den heutigen Besitzstand zu Grund legt, einige kleinere Theile

des Dep. Ardennen, auf dem rechten Maasufer (Givet, Vireux, auf dem linken, mit ihrem Gebiet auf dem rechten Ufer, ferner Sedan u. s. w.), welche Frankreich von Luxemburg und Lüttich an sich gebracht hatte. Bouillon, Philippeville und Marienburg, welche gleichfalls schon damals erworben worden — und noch nach dem ersten Pariser Frieden bei Frankreich geblieben waren, wurden das erstere an Luxemburg, die beiden anderen an Belgien im Jahre 1815 zurückgegeben. Bouillon ging für Deutschland erst durch die Abtretung des größeren Theils von Luxemburg an Belgien (1831 resp. 1839) verloren. Die bei Frankreich verbliebenen Theile des ehemaligen burgundischen und westfälischen Kreises — zum letzteren gehörte das lüttichische Gebiet — betragen ungefähr 190 Quadratmeilen mit heute circa 1,800,000 Einwohnern, die bevölkertste und industriellste Provinz Frankreichs, das sog. französische Flandern und ein Theil der Picardie. Frankreich könnte unter Hinweisung auf die alte Scheldegrenze Belgien eine Gegenrechnung über circa 80 Quadratmeilen und circa 950,000 Einwohner machen. Uebrigens ist dieses von Ludwig XIV. eroberte Gebiet größerentheils wallonisch und gehört somit eher zu Frankreich als zu Deutschland, wenn auch das Flämische in einzelnen Strichen noch stark verbreitet ist.

Die dritte Gruppe der französischen Erwerbungen liegt in der Mitte des Westens. An sie knüpfen sich die traurigsten und schmachvollsten Momente der deutschen Geschichte. Zwar der Verlust der Franche-Comté, welche ohnehin schon in den Händen der spanischen Habsburger war, 1679 im Nymwegener Frieden, wäre mit Rücksicht auf Nationalität und Lage dieser Provinz noch neben den Verlust der heutigen südöstlichen Theile Frankreichs zu stellen und eher zu verschmerzen. Die Deutschen trifft dabei nur noch der besondere Vorwurf und die Schande, daß die Abtretung des Elsaß auch die der Franche-Comté so gut wie die Lothringens mit anbahnte. Frankreich hat sich aus dieser alten burgundischen Freigrafschaft, nebst dem Gebiete von Mömpelgart, welches ihm erst in der Revolutionszeit und selbst in den Pariser Friedensschlüssen von 1814 und 1815 ohne Entschädigung überlassen wurde, die drei Departements Doubs, Haute-Saone und Jura gebildet, 283 Quadratmeilen mit heute 911,000 Einwohnern. Zusammen mit den obigen südlichen und nördlichen Erwerbungen wäre dies ein Gebiet von circa 1823 Quadratmeilen mit heute 7,41 Millionen Einwohnern, das Frankreich zwar vom deutschen Reiche abgerissen, aber doch ohne größere Verletzung des Nationalitätsprincips. Hier ließe sich die Theorie von den „natürlichen Grenzen" noch allenfalls hören.

Der flagrante Uebergriff Frankreichs und die offenkundige Schmach

Deutschlands tritt erst in dem anderen Theile dieser dritten Gruppe von Erwerbungen deutlich hervor, in Elsaß und Lothringen. Hier kann auch die Thatsache, daß das Nationalitätsprincip selbst bei diesem Raube Frankreichs nicht so stark verletzt worden ist, als man deutscher Seits oft annimmt, nichts beschönigen, wenn sie auch den Verlust etwas leichter ertragen läßt. Welchem Deutschen ruft der Name Elsaß, Straßburg, Lothringen nicht die Röthe der Scham in's Gesicht! Schlimmer fast noch als der wirkliche Verlust war die Art, wie derselbe vor sich ging, wie ein mächtiges, auch damals sicher das zahlreichste Volk Europas sich Dank seiner Zersplitterung in Staatentrümmer diesen Raub gefallen ließ. Wie da Anfangs in den Reformationswirren die Bisthümer Metz, Toul und Verdun dem Reichsfeind überlassen (1552), dann in den Friedensschlüssen und noch zuletzt definitiv im westfälischen Frieden abgetreten wurden; wie diese Lande vollends den territorialen Zusammenhang des ausgesetzten und seit lange halbfranzösischen Herzogthums Lothringen zerreißen; wie der Erwerb des Herzogthums Bar (1633) Frankreich noch weiter den Weg zum Rhein eröffnet, bis endlich der böse Friede von 1648 die norddeutschen Lande des Elsaß und des Sundgau an den Reichsfeind überliefert, — es ist eine ewig schmachvolle Geschichte, nur überboten an Schande von der Fortsetzung, welche sie bald fand. Schlau genug war erst das Elsaß erworben, bevor das übrige Lothringen in Frankreichs Händen sich befand. Elsaß war einstweilen noch eine französische Enclave in Deutschland, ohne territorialen Zusammenhang mit dem übrigen Frankreich, weshalb bald eine breite Militärstraße durch Lothringen erzwungen wurde. Das Besatzungsrecht und die Landvogtei über die elsäß'schen Reichsstädte besaß Frankreich nach dem westfälischen Frieden gleichfalls. Der Erwerb Straßburgs und der anderen Städte, der reichsständischen Enclaven im Elsaß, ja derjenige Lothringens und der Franche-Comté war vom Jahr 1648 an schon fast zur geographischen und politischen Nothwendigkeit geworden. Bis er erfolgt war, konnte Frankreich nicht ohne Grund von dem Erforderniß „natürlicher Grenzen" sprechen. Denn in der That von jedem anderen als von dem leider rein deutschen Standpunkt der unnatürlichsten und lächerlichsten Enclaven- und Exclavenwirthschaft aus war ein Territorialzustand wie der damalige im Westen des Oberrheins unerträglich. Es sah da so bunt fast wie heute in Thüringen aus. Dieser Territorialzustand erklärt mit die Reunionen, die Occupation der Reichsstädte, den Raub Straßburgs, wenn er sie auch nicht beschönigt und am Wenigsten dem deutschen Reich die Schande abnimmt, sich dieses Alles ruhig gefallen lassen zu haben. Dieses herrliche Staatswesen führte die Reichsstädte ja dafür noch über ein Jahrhundert lang in der Reichsmatrikel auf,

und ließ sie bei Reichsdeliberationen im Reichsstädtischen Collegium noch immer aufrufen! Factisch geht Lothringen zeitweise bereits in den Kriegsläuften verloren, schwer wird es im Ryswicker Frieden (1699) wieder freigegeben, aber nur um ein Menschenalter später durch die österreichische Hauspolitik abermals und nunmehr definitiv an den Reichsfeind verhandelt zu werden (1735 resp. 1766). Kam es doch schon damals so weit wie später in der napoleonischen Zeit, daß deutsche Lande an fremde Exfürsten als Altentheil vergeben wurden. Das alte deutsche Herzogthum Lothringen mußte erst durch die Hände des vertriebenen Polenkönigs gehen, bevor es sich der unmittelbaren Herrschaft der Bourbonen erfreuen sollte! Von Luxemburg war gleichzeitig mit den flandrischen Grenzstreifen Diedenhofen (Thionville) und Montmédy abgerissen und so das Gebiet von Bar (Longwy) und von Metz abgerundet (1659) und auch hier im Osten die französische Grenze zur Vervollständigung der westlicheren Erwerbungen vorgeschoben worden.

So war denn südlich von Weißenburg und Lauterburg der Rhein bis Basel zur Grenze geworden. Die Grenze gegen die Pfalz und das heutige Rheinpreußen lief sogar für Frankreich günstiger als heute. Denn Landau war ja französisch und das französische Gebiet erstreckte sich über die Saar nördlich von dem dem Reiche verbleibenden Saarbrücken bis in die Gegend von St. Wendel und Birkenfeld. An der Saar baute Vauban die Festung Saarlouis. Doch noch besaß das deutsche Reich selbst nach den Reunionen, abgesehen von mancherlei mittelbaren Gebieten, deren Souveränetät von den Fürsten, Grafen und Herren bereits auf Frankreich übergegangen war, im Elsaß und Lothringen eine Reihe kleinerer Enclaven. Würtemberg hatte hier seit 400 Jahren die burgundische gefürstete Grafschaft Mömpelgart (Montbeillard), der Bischof von Basel, bis zuletzt Reichsstand, das an Mömpelgart grenzende Gebiet von Pruntrut (Porrentruy), Hessen-Darmstadt den südlich von Bitsch gelegenen Theil der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Nassau Saarwerden, Wied-Runkel die Grafschaft Krichingen inne, die Salm'schen Lande lagen zum Theil hier und kleinere Gebiete anderer Reichsstände. Fast alle diese Gebiete, zusammen noch 30—40 Quadratmeilen, blieben Frankreich selbst noch im zweiten Pariser Frieden ohne entsprechende Entschädigung an Deutschland, so daß also in dieser Beziehung zu Gunsten Frankreichs die Grenzen von 1792 nicht ganz wiederhergestellt wurden. Entriß man doch 1814 sogar das neuerdings so wichtig gewordene Saarbrücken, welches vor der Revolution niemals französisch gewesen war und noch dazu ganz im Zusammenhang mit dem deutschen Gebiet stand, ferner einen Landstrich um Landau Deutschland und gab ihn Frankreich. Erst der zweite Pariser Frieden, in welchem

die Eifersucht der Mächte ja die Rückgabe des Elsaß und wenigstens des deutschen Theils von Lothringen abermals verhinderte, fügte durch die Grenzberichtigung an der Saar Saarbrücken und Saarlouis, ferner Landau zu den deutschen linksrheinischen Landen hinzu, welche Frankreich 1814 wieder hatte herausgeben müssen. Aber trotzdem besitzt Frankreich selbst heute noch 10—15 Quadratmeilen deutschen Landes in Elsaß, Lothringen und der Freigrafschaft mehr, als vor 1792. Das ist die unerträgliche, mitleidlose Territorialvertheilung, welche die Franzosen den Verträgen von 1815 vorwerfen, der Mißbrauch der Gewalt, welchen das besiegte Frankreich sich von seinen unbarmherzigen Siegern gefallen lassen mußte! Deutschland wurde damals großmüthig behandelt! Selbst die Schweiz erhielt auf Kosten Deutschlands, ohne eine Entschädigung geben zu müssen, fast das ganze bischöflich basel'sche Gebiet.

Sechs seiner schönsten Departements hat Frankreich aus Lothringen und Elsaß gebildet, Maas, Mosel, Meurthe, Vogesen, dann Ober- und Unterrhein. Das Gebiet dieser sechs Departements ist fast genau dasjenige der beiden alten deutschen Lande, wie es mit Einschluß der drei Bisthümer und der kleinen Reichslande im Wesentlichen seit dem elften Jahrhundert begrenzt war. Die Außengrenzen laufen mit sehr geringen Abweichungen so wie damals. Im Norden sind nur die kleinen ehemals luxemburgischen Districte von Montmédy und Thionville zum Maas-Departement hinzugekommen. Im Süden gehört der größte Theil von Mömpelgart, wie schon bemerkt, bei der heutigen Eintheilung zu den Departements Doubs und Haute-Saone. Jene sechs elsässisch-lothringischen Departements umfassen 589 Quadratmeilen mit 2,689,000 Einwohnern im Jahre 1861. Das ist die Maximalziffer, welche man für den Betrag der eigentlichen Beraubung Frankreichs an Deutschland aufstellen kann. Sie ist groß genug, ein schönes deutsches Königreich von den bisherigen Proportionen der Mittelstaatskönigthümer!

Den heutigen Deutschen kann bei dem Gedanken an Elsaß und Lothringen nur das Eine trösten, daß vom Standpunkte des Nationalitätsprincips aus, welches doch einmal der vornehmste politische Grundsatz für die Abgrenzung der Staatsgebiete großer Völker ist, selbst der Verlust von Lothringen-Elsaß nicht so empfindlich ist, als es oft ohne Weiteres angenommen wird. Freilich hat in den 100 — 200 Jahren französischer Herrschaft das Deutschthum in diesem Gebiete Rückschritte gemacht, während es unter der Herrschaft eines ordentlichen deutschen Staats wohl vorgeschritten wäre. Aber trotz aller Anstrengungen, neuerdings besonders mit Hülfe des französirten Volksschulwesens, ist wenigstens auf dem platten Lande die Sprachgrenze, und das ist in statistischer und politischer Be-

ziehung, wie Böckh mit Recht betont, im Wesentlichen die Nationalitätsgrenze, doch weniger zu Ungunsten des deutschen Elements verdrängt worden, als man öfters meint. Der Rücken der Vogesen und etwa die Linie in der Breite von Straßburg westlich von Saarburg nach Metz und zur heutigen belgisch-luxemburgischen Grenze bildet heute so ziemlich die Sprachscheide. Von Lothringen kann daher nur der größere nordöstliche Theil des Mosel-, ein kleiner Theil des Meurthe-Departements, dagegen freilich fast der ganze Elsaß, vielleicht mit Ausnahme einzelner Gegenden im Südwesten, als sprachlich deutsch bezeichnet werden. Schwerlich ist zur Zeit der französischen Erwerbung die deutsche Sprache noch viel weiter gegangen. Stärker abgenommen hat dieselbe aber in den Städten jenes deutschen Gebiets, theils durch Einwanderung von Nationalfranzosen, theils durch Französirung der Deutschen. Aber die städtische Bevölkerung unterliegt vollends heut zu Tage einem raschen Wechsel durch Ein- und Auswanderung. Unter günstigen Umständen könnte das französische Element gewiß auch hier rasch wieder durch das deutsche ersetzt und verdrängt werden. Auch im übrigen Lothringen existirt sicherlich viel deutsches Blut, aber französirt waren die Bewohner wohl auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bereits in der Hauptsache, ähnlich wie in den südlichen burgundischen Landen. Das oben bezeichnete sprachlich deutsche Gebiet umfaßt höchstens 240 Quadratmeilen, 30—40 weniger als Baden oder Sachsen, ungefähr so viel als Mecklenburg-Schwerin, und enthält heute circa 1,400,000 Einwohner. Es beträgt also dem Umfang nach ungefähr den zehnten, der Bevölkerung nach fast den siebenten Theil des gesammten alten Reichsterritoriums von circa 2412 Quadratmeilen mit 10,0 Mill. Einwohnern, welches gegenwärtig Frankreich gehört. Die Verletzung des Nationalitätsprincips zu Ungunsten Deutschlands durch Frankreich ist also immerhin, so schmerzlich sie uns fällt, verhältnißmäßig unerheblich. Eine Grenzberichtigung nach dem stricten Nationalitätsprincip ließe heute z. B. Metz sicherlich bei Frankreich. Aber gewiß wäre die Vogesenlinie und die Linie Zabern, Pfalzburg oder Saarburg auf Thionville und Longwy viel mehr die „natürliche“ Grenze beider Staaten und auch in geographischer Beziehung viel berechtigter und zweckmäßiger als der Rhein, welchen die französischen Chauvinisten in ihrer tollen Theorie von den natürlichen Grenzen noch heute zu verlangen sich nicht scheuen, das Conto der Territorialabrechnung zwischen Deutschland und Frankreich schließt heute immerhin schon ganz anders ab, als vor 55 Jahren, und auch jetzt noch billiger für uns, als ehemals für Frankreich. Wäre doch ein Frankreich in den alten Grenzen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, selbst die übrigen zeitweise spanischen und englischen Besitzungen inbegriffen, heute

nur ein Staat von 7438 Quadratmeilen mit 27,4 Mill. Einwohnern statt von 9850 Quadratmeilen mit 37,5 Mill. Einwohnern.

Eine genaue Sprach- und Nationalitätsstatistik Frankreichs, auf Censusaufnahmen oder sonstige zuverlässige Beobachtungen gegründet, fehlt zur Zeit noch. Lepoit, der Chef der französischen amtlichen Statistik, hat sich sogar nicht entblödet, die Ersprießlichkeit oder gar die Nothwendigkeit einer solchen in dem nur von „Franzosen" bewohnten Frankreich auf dem Londoner internationalen statistischen Congreß zu bestreiten. Hier siegte einmal wieder politische und kirchliche Befangenheit jener beiden Völker, welche sich so gern die ersten der Civilisation nennen. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Aufnahme der Sprache und des Glaubensbekenntnisses nicht unter die unbedingt nothwendigen, sondern nur unter die facultativen Punkte der modernen Volkszählung zu stellen. Auf diese Weise bleiben zwei der wichtigsten und interessantesten Seiten des Volkslebens im Dunkel. Ist es nach diesem Vorgehen von Engländern und Franzosen ein Wunder, wenn auf dem Berliner statistischen Congreß ein russischer Statistiker, von Buschen, ausdrücklich vor der Hereinziehung solcher Punkte in das Volkszählungswesen warnte? Die neueren Sprachaufnahmen bei den Volkszählungen in Belgien, Irland, der Schweiz, Preußen, jüngst auch in den Städten Livlands haben die Möglichkeit und die Nützlichkeit der Sprachstatistik erwiesen. Die so höchst interessanten österreichischen ethnographischen Daten wurden auf andere Weise gewonnen, sind aber deshalb nicht immer zuverlässig. In Livland kommen 4—5 Sprachen und Nationalitäten in ziemlicher numerischer Stärke und außerdem kleinere Bruchtheile von anderen Sprachen neben einander in denselben Orten vor. Die Aufnahme der Sprache ist um so schwieriger, weil die Kenntniß der Volkssprache, des Estnischen und Lettischen, nur bei wenigen Gebildeten verbreitet ist. Trotzdem ist das Werk gut gelungen. Und in Frankreich scheut man sich aus kleinlichen politischen Rücksichten davor! Natürlich kann die Unmöglichkeit, die genaue Zahl und Verbreitung der Deutschen in Frankreich anzugeben, nichts leichter als eine Ueberschätzung dieser Zahl und der räumlichen Ausdehnung der deutschen Sprache bewirken, wie es z. B. lange Zeit auch in Betreff der Zahl der französischen Protestanten geschah.

Auch die mangelhaften Schätzungen genügen indessen, um Frankreich als diejenige unter den Großmächten erscheinen zu lassen, welche in der That das Nationalitätsprincip am Meisten betonen darf, weil sie es am Wenigsten verletzt hat. Außerhalb der französischen Grenzen wohnen noch immer c. 2,^{83} Millionen Franzosen, nämlich c. 2,^{15} Millionen Wallonen in Belgien, 11,000 in Preußen, wozu dann noch eine nicht näher bestimm-

bare Zahl in Luxemburg kommt, ferner c. 580,000 französische Schweizer. Dieses französische Sprachgebiet außerhalb Frankreichs steht im bequemsten, vollständigsten territorialen Zusammenhang mit demjenigen des Hauptlandes, — ein Vorzug, welcher bekanntlich viel weniger von der Vertheilung der Deutschen gilt, und begreiflich genug bei der seßhaften Natur des Franzosen und dem Wanderdrang und der Colonistennatur des Deutschen, welche diesen größere und kleinere Sprachinseln unter den Völkern im östlichen Europa (Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Polen, Ostseeprovinzen, Rußland) hat bilden lassen. Diesen fast 3 Millionen Gleichsprachigen außerhalb stehen heute schwerlich viel mehr als 2 Millionen Fremdsprachige innerhalb Frankreichs gegenüber, nur 6—7 % seiner Bevölkerung. Alle Anderen, Provençalen, Wallonen inbegriffen, bilden in der Hauptsache eine homogene Nationalität. Es mögen sich darunter vielleicht höchstens noch weitere 2 Millionen erst in den letzten Jahrhunderten französirte Fremde befinden. Von den Fremdsprachigen der Gegenwart gehören aber die Reste der kleinen isolirten Völker der Basken und Bretonen naturgemäß, ähnlich wie überall in gleichen Fällen, in das französische Herrschaftsgebiet. Die Schätzungen über die gegenwärtig noch vorhandenen Basken und Bretonen gehen weit auseinander, z. Th. weil dabei Abstammung und Sprache noch weniger genau wie sonst unterschieden werden. Die Angaben schwanken zwischen 50—160,000 für jene und 150,000 bis 1,1 Million (!) für diese. Wir veranschlagen nach dem jetzigen Sprachverhältniß resp. 100,000 und 250,000. Nur die übrigen c. 1,7 Million Fremde können nach dem Nationalitätsprincip als Einwohner gelten, welche nicht von selbst unter französische Herrschaft gehören: es sind Angehörige culturfähiger großer Nationen. Dazu zählen c. 380,000 Italiener, vornehmlich in Corsica, z. Th. in Nizza, einige in Savoyen. Die übrigen sind Deutsche, Reindeutsche in Elsaß und Lothringen, Flamländer in Flandern (Dep. du Nord). Namentlich über letztere fehlt es sehr an zuverlässigen Angaben, welche von $^1/_{10}$ bis fast 1 Million schwanken. Die erstere Ziffer wird der Wahrheit viel näher kommen, aber ob 100 oder 200,000, ist schwer zu entscheiden, wenn man auch nach dem allein zuverlässigen Kriterium der Sprache geht. Die Nachrichten über die Verbreitung der Flamländer weichen ebenfalls ab. Nach den einen wäre nur im nordwestlichen Theile des Norddepartement das Flämische verbreitet und die Sprachscheide liefe etwa in der Mitte zwischen Calais und Dünkirchen von Gravelines an nördlich von St. Omer in einem Bogen nach Cortryk, von wo sie sich, wie durch Zählung genau constatirt ist, Belgien in einer ziemlich graden Linie durchschneidend etwas südlich von Brüssel und Löwen nördlich nach Lüttich hinzieht. Nach anderen Nachrichten ist

auch in dem übrigen französischen Flandern, z. B. um Lille, das Flämische noch stark verbreitet neben dem Wallonischen, das indessen jedenfalls die Hauptsprache ist. Die Zahl der Deutschen endlich, welche sich in Elsaß und Lothringen noch des Deutschen als Familiensprache bedienen, darf wohl immerhin auf 1¼ Millien geschätzt werden, ungefähr so viel als schon vor längerer Zeit Schubert annahm. Block mit 3—400,000, Hausner mit 900,000 schätzen gewiß zu niedrig, Kolb mit 2 Millionen, allerdings die in Paris lebenden inbegriffen, wohl zu hoch. Jedenfalls wohnen auch diese Deutschen so, daß der territoriale Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande durchaus gewahrt ist, — ein günstiger Fall, welcher politisch nicht unwichtig ist.

Es beweist vielleicht keine Thatsache besser die Macht des Nationalitätsprincips und seine Bedeutung für die Staatenbildung und die Abgrenzung der Staatsterritorien als der Umstand, daß das heutige Frankreich ein so compacter nationaler Einheitsstaat ist, nicht mehr aber auch nicht weniger. Jahrhunderte lange, zeitweise so erfolgreiche Kämpfe mit Deutschland, Oesterreich, Holland, Spanien, Savoyen, die Geschicklichkeit und Energie eines Franz' I., Heinrich's IV., Ludwig's XIV., Napoleon's I., die frühzeitig concentrirte Staatsmacht, der für Kriegsruhm und Eroberung so empfängliche Sinn des Volks — das Alles genügte zwar einen großen Theil des abgetretenen national-französischen Bodens mit Frankreich zu vereinigen, aber doch noch nicht einmal die gesammte französische Nation in den französischen Staat aufzunehmen. Und alle die Anstrengungen, das Nationalitätsprincip auf Kosten anderer Völker zu Gunsten Frankreichs stärker zu verletzen, fügten schließlich nur einige hundert Quadratmeilen fremdnationalen Bodens zu dem französischen Territorium der ersten Capetinger dauernd hinzu: etwa 2½ — 3 Procent des heutigen Frankreich. Und welche elende Gegner standen dabei Jahrhunderte lang der straffen Einheit Frankreichs gegenüber! In diesen wichtigen Thatsachen liegt uns auch die beste Bürgschaft, daß die Rheingrenze für Frankreich immer ein Traum bleiben wird. Aller Kriegsruhm und alle Annexionen der Revolutions- und Kaiserzeit beseitigen diese Thatsachen nicht. Frankreich hat sich seit anderthalb Jahrhunderten nicht wesentlich mehr zu vergrößern vermocht, also seitdem es das Gebiet seiner Nationalität in der Hauptsache in Besitz genommen. Denn die erst etwas später vollständig gewordene Erwerbung Lothringens ist doch bereits durch Ludwig XIV. und früher angebahnt gewesen. Die bedeutenderen übrigen neueren Annexionen, mit welchen zum Theil gegen das Nationalitätsprincip verstoßen wurde, wie die Corsicas (1768), Savoyens und Nizzas (1860) erfolgten auf friedlichem Wege.

Gerade in diese Periode des Stillstands der französischen Territorialausdehnung seit dem spanischen Erbfolgekrieg fällt dagegen die riesige Entwickelung des russischen Reiches in Europa und die großartige staatliche Wiedergeburt Deutschlands durch Preußen und Italiens durch Savoyen-Sardinien: die politische Consolidirung der drei anderen continentalen Hauptvölker. Daß dadurch der politische Schwerpunkt Europas verrückt und das zeitweilige Uebergewicht Frankreichs zu einem Gleichgewicht mit anderen Hauptvölkern herabgedrückt werden mußte, versteht sich von selbst. Die wenigstens im letzten halben Jahrhundert — und wer weiß ob nicht schon früher — relativ raschere Entwickelung besonders Deutschlands, wie sie sich in der stärkeren Volksvermehrung bei wesentlich verbesserter physischer und geistiger Lage der Bevölkerung unverkennbar ausspricht, hat in derselben Richtung gewirkt und deshalb noch mehr dazu beigetragen, das Gewicht Frankreichs zu vermindern. Darin zeigt sich der große politische Fehler der inneren und äußeren französischen Politik — bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Alles wäre und käme noch jetzt für Frankreich darauf an, seine wahre innere Kraft zu fördern und namentlich alle Schranken zu beseitigen, welche die materielle Entwickelung und die Volksvermehrung bisher mit derjenigen Deutschlands und Großbritanniens nicht Schritt halten ließen. Denn auf der Grundlage des mit Recht neuerdings nach Außen verfochtenen Nationalitätsprincips kann die Macht des französischen Staates nur parallel gehen derjenigen des französischen Volkes. Da letzteres größtentheils seit geraumer Zeit schon im französischen Staat zusammengefaßt ist, so handelte es sich um das quantitative und qualitative Wachsthum der Franzosen innerhalb Frankreichs selbst. Und eben da liegt die Vernachlässigung. Ewige chauvinistische, völlig ungerechtfertigte und schließlich gar nicht durchführbar gefundene Eroberungstendenzen nach Außen, ewige innere Staatsumwälzungen haben dieses Gedeihen der Nation nur aufgehalten. Noch um 1815 war nur die russische Nationalität numerisch erheblich stärker als die französische, die deutsche, selbst alle außerhalb des deutschen Bundes befindlichen Bruchtheile eingerechnet, aber ohne die slawische Bevölkerung in diesem Gebiete und ohne Holländer und Flamländer, etwas, die britische, italienische und spanische sehr viel schwächer. Heute hat sich das Verhältniß bedeutend verschoben. Die russische und deutsche Nationalität sind beide viel stärker als die französische, die englische (ohne Gälen und Iren) und die italienische sind an die französische näher herangerückt, selbst die Spanier scheinen stärker zugenommen zu haben. Und dazu hat sich vornehmlich aus germanischen, englischen und deutschen Elementen jenseits des Oceans ein Staatswesen von einer Größe und Macht gebildet, welches

bald auch in europäischen Fragen ein gewichtiges Wort mitreden wird und erst jüngst dem kaiserlichen Frankreich in der mexicanischen Frage seine demüthig befolgten Befehle dictirte. Wie Graf Bismarck die komischen Prätensionen der Polen auf ein Reich in den Grenzen von 1772 mit dem Hinweis darauf, daß es zu wenig Polen in der Welt für ein solches Staatswesen gebe, abwies, so kann man ähnlich auch den Franzosen gegenüber argumentiren. Es giebt heut zu Tage nicht mehr genug Franzosen, um gegen andere Völker eine Suprematie jener aufrecht erhalten oder gar neu begründen zu können. Freilich hat die centralisirte französische Staatsmacht selbst noch bis in die jüngste Zeit grade unter dem dritten Napoleon, durch die Verbindung mit Großbritannien gegen Rußland und Dank der Zersplitterung der politischen Kräfte der deutschen Nation und der Paralysirung des größten Theils dieser Kräfte vermöge des Gegensatzes von Oesterreich und Preußen, diese Suprematie bewahren können. Aber diese beruhte nicht sowohl auf der eigenen Kraft als auf zufälligen günstigen äußeren Umständen. Die neidisch betrachteten Erfolge Preußens im Jahre 1866 haben gerade diese letzteren beseitigt und das Facit aus einer Machtabrechnung gezogen, welche schon seit geraumer Zeit für Frankreich immer ungünstiger abschloß.

Im Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse liegt oft eine wunderbare Bedeutung, welche mitunter erst spät richtig gewürdigt werden kann. Die Herrschsucht und Ländergier Ludwig's XIV. entging im spanischen Erbfolgekriege nur um ein Haar der scharfen Bestrafung. Leicht wäre von Frankreich wieder abzureißen gewesen, was es in langen Kämpfen von fremdnationalen Territorien errungen hatte. Der Utrechter und Rastadter Frieden hat Frankreich sein Nationalitätsgebiet im Wesentlichen gelassen. Wer hat aber nicht schon schmerzlich bedauert, daß der deutsche Raub nun definitiv in Frankreichs Händen blieb? Aber dennoch war mit diesem scheinbar so resultatlosen Kriege die Land- und Machterweiterung Frankreichs so ziemlich abgeschlossen. Außer Lothringen und den deutschen Enclaven (circa 320 Quadratmeilen) betrugen die übrigen Erwerbungen seit jener Zeit circa 380 Quadratmeilen schwach bevölkerten Landes (Corsica und die italienischen Annexionen). Das von Ludwig XIV. hinterlassene Frankreich war circa 9100, das heutige ist 9850 Quadratmeilen groß. Wie haben sich dagegen die Staaten der drei anderen großen Continentalvölker ausgedehnt und welche trefflich gelegenen, relativ gutbevölkerten und wirthschaftlich entwickelten Länder sind diesen Staaten zu ihrem Bestande an viel weniger günstig situirten Ländern seit dem Jahre 1700 hinzugewachsen! Rußland hat seitdem die Stellung an beiden Ufern des finnischen Meerbusens, am baltischen und schwarzen Meere und die

polnischen Besitzungen errungen und seinem abgelegenen europäischen Binnengebiet von 76,200 Quadratmeilen nicht weniger als 23,100 Quadratmeilen bestgelegenen Landes in Europa hinzugefügt. In Italien war das Herzogthum Savoyen noch ein kleiner Staat von circa 600 Quadratmeilen, welcher in dem heutigen Königreich Italien zum nationalen Einheitsstaat von 5166 Quadratmeilen angewachsen ist. Und Preußen, der Kern des deutschen Nationalstaats, war ein schwach bevölkerter, aus ganz zusammenhangslosen Stücken bestehender Mittelstaat von 2005 Quadratmeilen und ist heute ein wohl arrondirter, stark bevölkerter Großstaat von 6393 Quadratmeilen, welcher mit dem ihm eng verbundenen Gebiete seiner norddeutschen Bundesgenossen 7542, und mit Hinzufügung des Territoriums seiner ihm durch Schutz- und Trutzbündnisse in militärischer Beziehung unterstehenden süddeutschen Verbündeten 9633 Quadratmeilen und 37,77 Millionen Einwohner, d. h. fast ebenso viel Land und sogar etwas mehr Einwohner als Frankreich zählt. Wahrlich, Dank Gott und Preußen, die Machtverhältnisse des deutschen Volks, welche das heil. römische Reich deutscher Nation so furchtbar zu der letzteren Ungunsten hatte verschieben lassen, sind nicht nur den Kleinen, welche einst mit Deutschland ihr Spiel trieben, den Schweden und Polen, den Dänen und Holländern, sondern auch den Franzosen gegenüber wieder in entsprechender Weise hergestellt worden. Und das sei ein gutes Omen auch für den neuen Kampf, welchen der raubgierige Erbfeind gegenwärtig wieder so leichtsinnig provociren zu wollen scheint.

Und noch in einer anderen Beziehung sollte der letzte der Raubkriege des vierzehnten Ludwig bedeutsam werden. Er hat indirect Ereignisse mit vorbereitet nnd ermöglicht, welche die nothwendige Vorbedingung für die spätere Zerschellung der französischen Uebermacht und für die Herstellung eines richtigen Gleichgewichts zwischen den europäischen Mächten gewesen sind. Auch diese Ereignisse sind dem Siege des Nationalitätsprincips in Europa zu Gute gekommen. Ungestört vom mittleren und westlichen Europa, welches durch den französischen Krieg beschäftigt ward, vermochte Peter der Große für sein Binnenreich die Stellung am baltischen Meere zu erobern und damit den Grund zur russischen Macht und zur späteren Unterwerfung Polens zu legen. Ein Jahrhundert später war der nordische Czaar der ebenbürtige Rival des großen westlichen Imperators. Der napoleonische Versuch des neuen abendländischen Weltreiches zerstob im Kampf wider den letzten unbesiegten Staat des Continents.

Der Habsburger selbst überwand im Rachegefühl gegen Ludwig XIV. die bereits keimende Eifersucht gegen den kleinen Markgrafen von Brandenburg und souveränen Herzog in Preußen, der nur mit seinem wohl-

geordneten Staatswesen, seinem tüchtigen Heere und seinen guten Finanzen auch für den Mächtigen schon ein begehrenswerther Bundesgenosse geworden war. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts, dem sein Staat den politischen Charakter aufprägen sollte, erscheint der neue König in Preußen. Die Anerkennung der Königswürde von Seiten der später so bitter verfeindeten kaiserlichen Dynastie ist der Preis für die unentbehrliche preußische Hülfe im Kampfe gegen Frankreich. Im Utrechter Frieden erkennen auch Frankreich und Spanien den neuen König an, von welchem der stolze Bourbon so wenig als der hochmüthige Habsburger ahnen mochten, daß in diesem jungen Königsstaate und seiner wackeren Dynastie der Rächer für die Begehungssünden des einen und die Unterlassungssünden des anderen am deutschen Reiche ihren Nachfolgern erstehen sollte.

Und ein genaues Gegenstück hierzu: ähnliche politische Verhältnisse und Rücksichten während dieses nämlichen habsburg-bourbonischen Kampfs verhalfen dem savoyischen Staat, den aller Ehrgeiz und alle Staatsklugheit seiner Regenten seit 300 Jahren nicht wesentlich zu stärken vermocht hatten, jetzt zur Vergrößerung um das Doppelte und ließen auch ihn zur Königswürde gelangen. Damit war denn auch hier der Grund zu der Macht gelegt, durch welche das unglückliche Italien wieder zur Einheit und damit zu würdigem politischen Leben gelangen sollte. Auch in diesem Staate war somit ein nothwendiges Gegengewicht gegen Frankreich geschaffen.

Wer wagt noch zu sagen, es giebt keine Gerechtigkeit in der Weltgeschichte!

Dorpat. Adolph Wagner.

Die „unächten Erinnerungen an Möhler,“ oder der „Mythiker“ und der Benedictiner.

Eine Erwiderung von D. F. Strauß.

In der Vorrede zu der Schrift: „Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild von Professor Balthasar Wörner. Mit Briefen und kleineren Schriften Möhler's herausgegeben von Pius Bonifacius Gams, O. S. B. Regensburg 1866“ sagt der Herausgeber S. IV: „Eben in unsern Tagen werden andere, unächte Erinnerungen an Möhler von einem bekannten Mythiker colportirt, welche ausschließlich in das Gebiet der Fabel und des Klatsches zu verweisen sind.“

Der bekannte Mythiker soll ich sein. Sehr geschickt ist die Bezeichnung gerade nicht, doch will ich sie mir gefallen lassen. Aber Colporteur, noch dazu unächter Waare, das ist doch stark. Nach einer Anmerkung zu S. 386 des Buchs hat es „der“ (der Artikel vertritt hier die Stelle von drei Kreuzeszeichen) „Doctor D. F. Strauß über sich gebracht, in seiner neuesten Schrift“ (es sind meine Kleinen Schriften, neue Folge, Berlin 1866, gemeint) „Erinnerungen an Möhler mitzutheilen, und siehe, er hat nur die schon erwähnten Erinnerungen einer Protestantin aufgewärmt und colportirt. Eine solche Haltung entzieht sich jeder Kritik.“

Im Gegentheil, mein Verhalten in dieser wie in allen andern Sachen entzieht sich so wenig der Kritik, daß ich vielmehr wünschen möchte, der ehrwürdige Pater hätte wenigstens einige Kritik angewendet, ehe er darüber ein Urtheil fällte. Doch was rede ich von Kritik? Pater Bonifaz hat die von ihm für unächt erklärten Erinnerungen nicht einmal gesehen. Er hat nur davon gehört. „Vor einigen Jahren,“ sagt er S. 31 f., „gingen durch Berliner und Stuttgarter Blätter Auszüge aus dem Tagebuch einer verstorbenen Protestantin, die sich mit Möhler, mit seinem Aufenthalt im Bade B. im Jahre 1832 beschäftigten. Ich selbst habe diese Auszüge nicht zu Gesicht bekommen.“ Das stellt sich dar; sonst würde der Pater nicht so confus von der Sache reden. In einer Berliner Zeitschrift, den von Oppenheim herausgegebenen Deutschen Jahrbüchern, waren „die Erinnerungen an Möhler“ ursprünglich von mir veröffentlicht worden; das waren aber keine Auszüge aus einem Tagebuch, sondern eine besondere von der Verfasserin unmittelbar nach Möhler's Tode verfaßte Denkschrift über ihr Zusammensein mit ihm in jenem Bade; wie dies in

der von mir vorangeschickten Einleitung deutlich auseinandergesetzt war. Ein Auszug erschien sodann in einem Stuttgarter Demokratenblatt unter dem Titel: „Der verliebte Jesuit," für dessen cynische Plumpheit mich derjenige nicht verantwortlich machen wird, der meine schon erwähnte Einleitung gelesen hat. „Aber," fährt der Verfasser fort, „ein junger katholischer Priester sagte mir, daß diese Auszüge ihm eine schlaflose Nacht bereitet haben." Schade um den hoffnungsvollen Jüngling; aber sollen die „Erinnerungen an Möhler" darum unächter sein, weil sie einem jungen katholischen Geistlichen eine schlaflose Nacht verursachen? Wenn das die Logik im Bonifaciuskloster zu München ist, so hat sie hier außen keinen Curs, und auch die der alten gelehrten Benedictiner ist sie nicht gewesen.

Indeß, der junge Priester setzte den Pater nur von der Wirkung in Kenntniß, welche die „Erinnerungen" auf ihn gehabt; erst „der inzwischen gestorbene Protestant Bromme aus Stuttgart erzählte ihm das Nähere" von ihrem Inhalt; „aber aus der einfachen Lesung" (wer liest? der Pater nicht; der hat ja in seinem Kloster nicht einmal die Auszüge zu Gesicht bekommen; also ist „die Lesung" des verstorbenen Bromme gemeint, von der ihm dieser Bericht erstattete; — aus der einfachen Lesung also, fügt der Pater bei) „ergiebt sich weiter nichts, als daß Möhler auf jene Person einen tiefen und bleibenden Eindruck machte." Und dies findet er ganz in der Ordnung; denn „diesem Eindruck," sagt er, „konnte sich nicht leicht entziehen, wer in Möhler's Nähe kam, wenn er nicht selbst geist- und gemüthslos war." Also den Eindruck von Möhler's Persönlichkeit stellen jene Erinnerungen, nach dem eigenen Zeugniß unseres Paters, ganz richtig dar: und doch sollen sie „ausschließlich in das Gebiet der Fabel und des Klatsches zu verweisen sein?" Freilich stellen sie auch noch etwas Anderes dar, das den Herren von dem Schlage des Pater Bonifaz nicht ebenso willkommen ist. Der Eindruck, den Möhler auf „jene Person" (um in der feinen Sprache des geistlichen Biographen zu reden) machte, ist nur die eine Seite dessen, was sich aus den in Rede stehenden Aufzeichnungen ergiebt; die andere Seite ist der Eindruck, den die junge Dame auf ihn machte. Und das ist es nun eben, warum die „Erinnerungen" kurzweg für unächt erklärt worden. Daß ein katholischer Priester, geschweige ein Kirchenlicht wie Möhler, für weiblichen Reiz empfänglich sein, ja nur jemals dafür empfänglich gewesen sein soll, das ist es, was dem jungen Kleriker eine schlaflose Nacht bereitet, was von dem ehrwürdigen Pater mittelst eines Machtspruchs in das Gebiet der Fabel und des Klatsches verwiesen wird. Dieser sagt in seiner Vorrede, wenn man seine Biographie Möhler's arm an Ereignissen finde, so möge man beachten, „daß das Leben eines deutschen Professors vorzugsweise in sei-

nen Schriften ruhe." Ganz sicher natürlich dann, wenn der Biograph Alles im Leben seines Helden, was über Bücher und Brevier*) hinausgeht, als Fabel von der Hand weist. An Möhler's Persönlichkeit bildet gerade das einen tiefern Reiz, daß er außer dem Priester und Gelehrten auch noch ein Mensch war, wenigstens von Anfang noch war, ehe der Priester den Menschen mehr und mehr in sich aufgezehrt hatte. Eben hierin liegt für jeden außerhalb des Klosters auf gesund natürlichem Boden stehenden der Werth der von mir mitgetheilten Erinnerungen; eben darin aber auch der Grund, warum sie dem Pater ein Dorn im Auge sind, den er auszuziehen eilt, indem er sie für unwahr erklärt.

In der Welt hier außen pflegt man für eine solche Erklärung wenigstens eine Art von Beweis zu verlangen. Des Paters kräftigster Beweis scheint in dem Worte „Mythiker" zu stecken, womit er mich, den Verbreiter jener Erinnerungen, bezeichnet. Was ein Mythiker mittheilt, kann selbst nur Mythus — und das heißt ja gewissen Leuten nichts als Klatsch und Lüge — sein. Der Schluß ließe sich allenfalls hören, wenn Mythiker soviel als Mythenmacher wäre. Allein auf mich angewendet kann es höchstens soviel als Mythensucher, Mythenfinder sein. Wer es mit den Evangelien so genau nimmt, daß er einen guten Theil ihrer Erzählungen als Mythen beanstandet, dem ist zuzutrauen, er werde es bei seinen eigenen Erzählungen so wenig genau nehmen, daß man sie zum Voraus als Mythen betrachten darf: — das ist auch wieder ein Stück moderner Benedictinerlogik, das außerhalb St. Bonifaz schwerlich viel Beifall finden wird.

Oder läge etwa in dem „Colporteur," zu dem mich der Pater macht, ein Beweis für seine Verdächtigung? Im Gegentheil verräth er damit nur von Neuem, wie wenig er sich von dem Thatbestand unterrichtet hat. Wenn er sagt, ich habe in meiner neuesten Schrift unter der Rubrik: Erinnerungen an Möhler, „nur die schon erwähnten Erinnerungen einer verstorbenen Protestantin aufgewärmt und colportirt," so stellt er sich also vor, ich habe diese Aufzeichnungen aus Berliner und Stuttgarter Blättern, wo sie von einem Andern mitgetheilt gewesen, in meine Kleinen Schriften aufgenommen. Er weiß also nicht, wovon ihn der erste Blick in diese Schriften unterrichten mußte, daß schon die ursprüngliche Mittheilung in den Deutschen Jahrbüchern von mir ausgegangen, ja daß schon die Aufzeichnung derselben durch die verstorbene Freundin von mir veranlaßt war.

---

*) „Noch ist nachzutragen," lesen wir S. 51, „daß Möhler mit großer Gewissenhaftigkeit sein Breviergebet täglich verrichtete. Er bediente sich, wahrscheinlich wegen seiner vielen Reisen, eines Einlegebreviers." Das ist eine von den Wichtigkeiten, die ein biographischer Pater nicht umkommen lassen darf!

Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo ruht alſo die Glaubwürdigkeit der fraglichen Mittheilungen über Möhler auf folgenden Gründen. Für's Erſte auf dem äußern Grunde meines Zeugniſſes, daß ſie aufgezeichnet ſind von einer glaubhaften Verfaſſerin aus friſcher Erinnerung an Erlebtes und einer Verehrung für Möhler heraus, die ſich am wenigſten eine Abweichung von der Wahrheit zu ſeinen Ungunſten erlauben mochte. Für's Andere auf dem innern Grunde, daß der ganze Ton der Erzählung das Gepräge gewiſſenhafter Wahrhaftigkeit trägt, ihr Inhalt aber mit Möhler's Perſönlichkeit, wie ſie dem unbefangenen Menſchenbeobachter erſchien, durchaus zuſammenſtimmt. Der Pater beruft ſich auf das Urtheil eines Recenſenten meiner Kleinen Schriften in der Allgemeinen Zeitung (dem ich im Uebrigen für ſeine verſtändige Würdigung derſelben um ſo dankbarer bin, als ſich manche andere Beurtheiler dieſen kleinen Gerichten gegenüber wie der Bauer bei'm Auſterneſſen angeſtellt haben), der von ſich bekenne, daß ihn dieſe „Erinnerungen“ angewidert haben. Das iſt ein ſubjectives Geſchmacksurtheil, das über ihren hiſtoriſchen Werth nicht entſcheiden kann, wohl auch nicht entſcheiden will, und dem ich das Urtheil von Männern entgegenſtellen darf, die Möhler gekannt, und durch jene Erinnerungen ihn ſich vollkommen vergegenwärtigt gefunden haben.

Dieſe äußern und innern Gründe hätte Möhler's klöſterlicher Biograph zu widerlegen gehabt, wenn er meine Mittheilungen von der Hand weiſen wollte. Er hat dazu nicht einmal den Verſuch gemacht; ſein ganzes Verdict gegen ſie beruht vielmehr auf den zwei Schlüſſen: Erſtens, ein Mythiker kann nur Mythiſches, nur Klatſch und Fabeln, verbreiten; zweitens, was einem jungen katholiſchen Prieſter eine ſchlafloſe Nacht bereitet, kann nur Blendwerk des Böſen ſein. Wo uns denn nichts übrig bleibt, als dem einſichtsvollen Pater im Bonifaziusſtift zu München viele recht „wohlſchlafende Nächte“ zu wünſchen.

Luxemburg und seine Verbindung mit Deutschland.

Hülfsmittel. a) Für die ältere Zeit:

Jean Bertholet, Histoire Ecclésiastique et Civile du Duché de Luxembourg, 8 tomes, à Luxembourg 1731—43.

J. P. J. Du Mont, Histoire de Belgique, 2 tomes, Anvers 1836.

S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., Bd. 1 (Berlin 1862), Excurs XI.

K. E. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 5. Ausgabe, Göttingen 1843—44.

b) Für die neuere Zeit (seit 1814):

H. F. v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, Bd. 2 (der Congreß zu Wien), Stuttgart 1826, Bd. 5 (der zweite Pariser Friede), Leipzig 1845.

J. L. Klueber, Acten des Wiener Congresses, 9 Bde., Erlangen 1815—19 und 1835.

G. F. de Martens, Nouveau Recueil des Traités, à Gottingue 1817 et suiv.

Ph. A. G. v. Meyer, Corpus Juris Confoederationis Germanicae, 3. Ausg., 3 Bde., Frankfurt a. M. 1858—65.

(J. B.) Rothomb, Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien, deutsch von A. Michaelis, Stuttgart 1836.

Munchen, Pasinomie Luxembergeoise, 1830—54, 2 tomes, Luxembourg 1850—56.

H. A. Zachariae, Art. Luxemburg und Limburg, in Bluntschli's und Brater's Staatswörterbuch, Bd. 6, Stuttgart und Leipzig 1861.

Abermals steht ein kleines deutsches Grenzland im Vordergrunde des politischen Interesses. Selbst die Theilnahme der Nation an der Gründung einer Verfassung für den norddeutschen Bund ist überwogen worden durch das Gewicht der aufsteigenden Luxemburger Frage, und auch die Berathungen und Beschlüsse des Reichstags haben sich dem Einfluß der drohenden Verwickelung nicht entzogen. Es läßt sich nun freilich kaum verkennen, daß der gefürchtete Conflikt des französischen und deutschen Volkes nicht hervorgerufen ist durch die gegenwärtige Lage des Luxemburger Ländchens, sondern auf umfassenderen und tieferen Motiven beruht; aber jedenfalls ist Luxemburg der Hebel geworden zur Inangriffnahme der auf Verdunkelung der preußischen Siege und Compensation der preußischen Erwerbungen gerichteten französischen Pläne. Demgemäß wird die weitere Gestaltung des Verhältnisses der beiden großen Nachbarnationen voraussichtlich zunächst entschieden werden durch den Erfolg der von der französischen Regierung in Betreff Luxemburgs vorbereiteten Forderungen. Welche Haltung die preußische Regierung und das deutsche Volk diesen Versuchen gegenüber einzunehmen haben, dafür ist, neben den aus der allgemeinen politischen Situation hervorgehenden Erwägungen, ein dreifacher Gesichtspunkt maßgebend: das Recht Deutschlands und speciell Preußens an Gebiet und Festung; der Werth beider für die deutsche Machtstellung; endlich und vor Allem der natio-

nale Zusammenhang der luxemburgischen Bevölkerung mit Deutschland. Das erste Moment wird bestimmt durch die völkerrechtlichen Verträge; das zweite vornehmlich durch militärische Rücksichten; das dritte durch die Gemeinschaft der Sprache, Denkweise, Geschichte. Alle diese Beziehungen in gleichmäßiger Ausführlichkeit zu behandeln, sind wir außer Stande; aber wir glauben, daß eine historische Darstellung der bisherigen Schicksale Luxemburgs mit besonderem Hinblick auf sein wechselndes und doch im Ganzen constantes Verhältniß zu Deutschland nach all jenen Seiten einiges Licht verbreiten wird. Aus dem praktischen Zweck ergiebt sich jedoch mit Nothwendigkeit eine gedrängtere Zusammenfassung der älteren, eine eingehendere Betrachtung der neueren Thatsachen.

I.

Luxemburg gehörte zum deutschen Reiche von der Zeit an, wo dasselbe zuerst festen Bestand gewann, bis kurz vor dessen völliger Auflösung. König Heinrich I., der überhaupt als der Begründer einer dauernden politischen Einheit für alle reindeutschen Stämme der großen Karolingischen Monarchie betrachtet werden muß, brachte jene reichen Lande zwischen Rhone, Saone, Rhein und Nordsee, welche nebst der Provence und Italien im Vertrage von Verdun dem ältesten Bruder Lothar zugefallen, aber bald zum Zankapfel zwischen dem west- und ostfränkischen Reiche geworden waren, als Herzogthum Lothringen in dauernde Verbindung mit dem letzteren (925). Wahrscheinlich aus demselben Geschlecht wie jener Giselbert, welchen Heinrich zum Herzog über Lothringen setzte, stammte der Ahnherr des luxemburgischen Grafenhauses, Siegfried. Reichbegütert in den Gegenden der Saar und Mosel und in den Ardennen, erwarb dieser im Jahre 963 durch Tausch von der Abtei St. Maximin bei Trier castellum Lucilinburc (Lützelburg = kleine Burg) an der Elz mit dem umliegenden Gebiete; ein Tauschvertrag mit dem Erzbisthum Trier diente zur Abrundung des neuen Besitzthums. In die Geschicke des Reichs griffen die nächsten Nachkommen Siegfried's stärker ein seit der Königswahl Heinrich's II., der noch als Herzog von Bayern Siegfried's Tochter Kunigunde geehlicht hatte; der König erhob seinen Schwager Heinrich zum Herzog von Bayern; ein anderer Bruder Kunigundens, Theoderich, erlangte das Bisthum Metz, während ein dritter, Adalbero, durch Usurpation des bischöflichen Stuhles von Trier langwierige Unruhen erregte. Unter Heinrich III. wurden noch einmal zwei Lützelburger, Enkel Siegfried's, mit den Herzogswürden über Bayern und Niederlothringen belehnt; aber beide starben ohne männliche Nachkommen. Während so die Aussicht, eine größere Hausmacht im Reiche zu gründen, verschwand, wurden die Stammgüter, deren Mittelpunkt die Lützelburg bildete, namentlich durch glückliche Heirathen wiederholt erweitert und zu einer erblichen Grafschaft Lützelburg umgebildet. Noch einmal schien dem Hause eine höhere Zukunft beschieden, als im Jahre 1081 Hermann, Bruder des Grafen Konrad von Lützelburg, zum deutschen Könige von den Gegnern Heinrich's IV. gekürt wurde; doch der Gegenkönig, trotz zweier glänzenden Siege, vermochte nicht sich zu behaupten und

starb eines unrühmlichen Todes. Im Jahre 1136 erlosch das ältere Grafengeschlecht; die Grafschaft ging über auf einen cognatischen Vetter, Heinrich von Namur; dessen Tochter Ermesinde heirathete den Herzog Walram von Limburg; aus dieser Ehe entsproß das jüngere Grafengeschlecht. Zunächst nur in Fehden gegen die benachbarten Fürsten und gegen die Stadt Trier sich auszeichnend, wurde dasselbe im vierzehnten Jahrhundert durch eine überraschende Gunst des Schicksals zu jener Größe erhoben, welche die älteren Grafen kaum vorübergehend erreicht hatten. Nach der Ermordung König Albrecht's I. wußte der Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, ein geborener Luxemburger, die Wahl der Kurfürsten, welche einen Herrscher aus mächtigem Hause scheuten, trotz der österreichischen und französischen Bewerbungen auf den wenig bekannten, aber mit allen ritterlichen Tugenden geschmückten Grafen Heinrich von Luxemburg zu lenken. Nur fünf Jahre, 1308—1313, nahm Heinrich VII. den deutschen Thron ein; den größten Theil seiner kurzen Regierungszeit füllte der vergebliche Versuch einer Ordnung der italienischen Wirren; aber durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit Elisabeth, der Erbin von Böhmen, legte er den Grund einer bedeutenden Hausmacht, welche seinen Nachkommen neunzig Jahre lang (1346—1437) die deutsche Kaiserwürde sicherte. Das luxemburgische Stammland, bald von Seitenverwandten, bald von Gouverneuren regiert, hatte jedoch von dieser Herrlichkeit kaum einen anderen Vortheil, als die Erhebung zu einem Herzogthum durch Karl IV. (1354). Der leichtsinnige König Wenzel verpfändete dasselbe sogar an den Herzog von Brabant für die Mitgift seiner Nichte Elisabeth von Görlitz. Nach dem kinderlosen Tode ihres Gatten behauptete sich Elisabeth in dem Besitze Luxemburgs; dann aber bedrängt von dem Herzog Wilhelm von Sachsen, welchem die Tochter und Erbin Kaiser Sigismund's, Elisabeth, ihre Rechte auf dieses Land abgetreten hatte, rief sie den Beistand des Herzogs Philipp des Gütigen von Burgund an und ernannte denselben zum Administrator des Herzogthums. Doch als dieser den deutschredenden Theil der Bewohner zum Gebrauch der französischen Sprache zwingen wollte, brach ein gefährlicher Aufstand aus, der von Truppen des sächsischen Prätendenten Unterstützung erhielt, aber gegenüber dem Heer Philipp's das Feld nicht behaupten konnte. Nachdem auch die Stadt und das Schloß Luxemburg durch Ueberrumpelung in die Hand Philipp's gefallen waren, verzichtete der Herzog von Sachsen auf seine Ansprüche und Elisabeth überließ das Herzogthum definitiv dem siegreichen Bundesgenossen (1444).

Luxemburg bildete eines der letzten Glieder in jener Kette von Erwerbungen, durch welche fast das gesammte Gebiet der beiden heutigen Königreiche Belgien und Holland nebst den angrenzenden französischen Provinzen dem burgundischen Scepter unterworfen wurde. Mit diesen benachbarten Ländern trat es nunmehr, insbesondere durch das Zusammenwirken in den Generalstaaten, wiederum in ein engeres politisches Verhältniß, welches seit der Beschränkung des Herzogthums Niederlothringen auf das brabantische Territorium zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nicht bestanden hatte. Dagegen lockerte sich die Ver-

bindung mit dem Reiche, dessen Schutz die burgundischen Herrscher entbehren zu können glaubten. Erst Kaiser Maximilian fand es während der Minderjährigkeit seines Enkels Karl für gut, den Zusammenhang der burgundischen Lande mit dem Reiche durch Aufnahme in dessen neue Kreiseintheilung zu stärken (1512). Kaiser Karl V. selbst erfuhr in den wiederholten Kriegen gegen König Franz I. von Frankreich, namentlich in dem vierten, wo vorübergehend das ganze Herzogthum Luxemburg, so wie ein Theil Flanderns und Brabants in die Hände der Franzosen gefallen war, daß seine niederländischen Besitzungen nicht im Stande seien, sich selbst auf die Dauer gegen den westlichen Nachbar zu schirmen; deshalb errichtete er auf dem Reichstag zu Augsburg (1548) mit den Reichsständen einen Vertrag, wodurch dem burgundischen Kreise der Schutz des Reichs verheißen wurde und derselbe dagegen zu den Reichsausgaben einen doppelten churfürstlichen Anschlag übernahm, auch für die Erfüllung dieser Verpflichtung sich der Reichsgerichtsbarkeit unterwarf. Jedoch die zunehmende Schwäche des Reiches und die inneren Wirren, welche bald die Niederlande heimsuchten, beeinträchtigten die Wirksamkeit jener an und für sich zweckmäßigen Festsetzungen in hohem Grade. An dem Aufstande gegen die spanische Herrschaft betheiligte sich das Herzogthum Luxemburg nicht, sei es weil der Protestantismus dort durchaus keinen Boden gewonnen hatte, oder sei es aus einer unleugbar dort immer vorwiegenden partikularistischen Gesinnung; nicht einmal bei dem Abschluß der Genfer Pacification (1576), welche vorzüglich die Entfernung der spanischen Truppen bezweckte, fand eine Mitwirkung luxemburgischer Abgeordneter statt; vielmehr bahnte sich, wie neun Jahre früher der Herzog von Alba, so jetzt alsbald Don Juan d'Austria von dem sichern Luxemburg aus den Weg nach Brüssel. Als dann gegen Ende seines Lebens (1598) Philipp II. sich entschloß, die Souveränetät über die wiedergewonnenen südlichen Provinzen seiner Tochter Isabella und ihrem designirten Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, zu übertragen, erschienen auch die luxemburgischen Abgeordneten zur gemeinschaftlichen Huldigung der Generalstaaten in Brüssel, aber verlangten in deutscher Sprache zu schwören: so leisteten auch später die luxemburgischen Stände in deutscher Sprache dem Könige Karl II. den Eid (1666). Die erneute dynastische Vereinigung mit Spanien, welche in Folge des kinderlosen Todes Albrecht's und Isabellens eintrat, ward übrigens für Luxemburg eine Quelle schwerer Leiden, da die französischen Angriffe auf die spanischen Niederlande sich wiederholt mit großer Macht gegen dieses wichtige Grenzland richteten. Schon im pyrenäischen Frieden (1659) mußten von dem luxemburgischen Gebiete die drei festen Städte Thionville, Montmédy und Dampvillers mit ihren Bezirken an Frankreich abgetreten werden. Ludwig's XIV. Reunionskammer zu Metz sprach ihrem Monarchen sogar das ganze Herzogthum Luxemburg zu; drei Jahre nach einander erschien eine französische Armee vor der festen Hauptstadt, bis dieselbe endlich (1684) durch die von Vauban geleiteten Belagerungsarbeiten zur Capitulation gezwungen wurde. Ein bald darauf abgeschlossener zwanzigjähriger Waffenstillstand ließ dieses Bollwerk in französischen

Händen, und Vauban's Befestigungskunst that das Mögliche in den nächsten Jahren zur Verstärkung der gewonnenen Position; aber im Frieden von Ryswick (1697) sah sich Ludwig durch die allgemeine Lage zur Rückgabe dieser wie fast aller anderen Eroberungen genöthigt. Wenige Jahre später (1701) nahm jedoch Luxemburg wieder französische Besatzung auf im Namen Philipp's V.; während des ganzen spanischen Erbfolgekrieges blieb es in französischen Händen, zuletzt neben Namur der einzige Platz Belgiens, welcher den siegreichen Alliirten widerstand. Durch die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastadt (1713 und 1714) kam alsdann das Herzogthum Luxemburg wie die gesammten bisher spanischen Niederlande an Oesterreich; zu den zahlreichen belgischen Festungen, in welchen die Holländer Besatzungsrecht erlangten, gehörte Luxemburg nicht. Das ganze Luxemburger Land erfreute sich unter der österreichischen Herrschaft einer fast ungetrübten Ruhe. Das Verhältniß zum deutschen Reiche blieb freilich, wie das aller österreichischen Erblande, schwankend und von politischen Conjuncturen abhängig. An der brabantischen Revolution, welche durch die schlecht bedachten und übereilten Reformmaßregeln Joseph's II. hervorgerufen wurde (1789—90), nahm Luxemburg keinen Theil, und wie früher den spanischen Feldherren, so gelang es jetzt dem österreichischen Feldmarschall Bender, von diesem Stützpunkt aus sämmtliche belgische Provinzen zum Gehorsam zurückzubringen. Zwei Jahre später drangen durch Luxemburg die Preußen in Frankreich ein; nach dem unglücklichen Rückzug aus der Champagne und der Niederlage der Oesterreicher bei Jemappes hielt sich wiederum in Luxemburg allein eine österreichische Besatzung, während die Franzosen ganz Belgien überschwemmten. Aber dieses Mal blieb die luxemburgische Bevölkerung nicht unthätig; das ganze Herzogthum erhob sich gegen die Tyrannei der Jakobiner; ein erbitterter Guerillakampf in den ausgedehnten Wäldern dauerte fort bis zum Sommer 1794. Noch ein Jahr länger hielt sich die Festung Luxemburg; sie erlag nur dem Hunger (Juni 1795). Bald darauf wurde das Herzogthum Luxemburg von den Siegern bei der vorläufigen Organisation Belgiens in das département des Forêts verwandelt; im Oktober 1795 folgte die förmliche Vereinigung mit Frankreich; der Friede zu Campo-Formio (17. Oktober 1797) gab derselben durch den Verzicht des Kaisers auf seine gesammten Niederlande rechtliche Sanktion. Die Erfolge der zweiten Coalition vermochten jedoch noch einmal (Oktober 1799) das Landvolk des östlichen, reindeutschen Theiles von Luxemburg zur Erhebung gegen die fremden Herren; aber die Armee Jesu Christi und die Klöppels-Armee, wie die Franzosen höhnend ob der Führung eines Geistlichen und ob der schlechten Bewaffnung die aufständischen Haufen nannten, von den Städtern nicht unterstützt, wurden bald durch Cavallerie zersprengt; einige Füsilladen stellten die Ruhe vollkommen wieder her. Der Lüneviller Friede (9. Februar 1801, genehmigt durch das Reichsgutachten vom 7. März desselben Jahres) löste auch ausdrücklich das bisherige Band zwischen den belgischen Provinzen und dem deutschen Reiche. Seitdem blieb Luxemburg, wie ganz Belgien, im ungestörten Besitze der Franzosen bis zum Jahre 1814; die Hauptstadt

wurde sogar erst in Folge des Pariser Friedens vom 30. Mai den Preußen übergeben.

II.

Der erste Pariser Frieden ließ die politische Zukunft Luxemburgs noch ungewiß, während er über den größten Theil der ehemaligen österreichischen Niederlande bereits zum Vortheil Hollands verfügte. Die persönliche Gunst der englischen und der russischen Regierung für den Prinzen von Oranien und der Wunsch, Holland, welches in seiner Erhebung zu Ende des Jahres 1813 einige nationale Kraft gezeigt hatte, als eine starke Schranke gegen künftige französische Gelüste herzustellen, auf der einen Seite, auf der anderen die Abneigung Oesterreichs, den lästigen und unsicheren Besitz Belgiens wieder anzutreten, waren die leitenden Motive; aber da bei der genaueren Grenzbestimmung zu viele verschiedene Interessen in das Spiel kamen, so begnügte man sich, in das öffentliche Friedensinstrument die Bestimmung zu setzen, daß Holland, unter die Souveränetät des Prinzen von Oranien gestellt, eine Gebietsvergrößerung erhalten sollte, und in den geheimen Artikeln das Land zwischen der Nordsee, den französischen Grenzen und der Maas für diesen Zweck zu bestimmen; dagegen die Grenzen auf der rechten Seite der Maas sollten nach den militärischen Bedürfnissen Hollands und seiner Nachbarn geregelt werden, die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer überhaupt eben sowohl zur Vergrößerung Hollands, als zu Entschädigungen für Preußen und andere deutsche Staaten dienen. Auf dem Wiener Congreß, wohin die näheren Verhandlungen verwiesen waren, nahmen nun die Instruktionen der oranischen Bevollmächtigten insbesondere Luxemburg unbedingt für Holland in Anspruch, theils aus jener Begehrlichkeit, welche selbst bei den besten Freunden des Prinzen lebhaftes Mißfallen erregte, theils auch im Hinblick auf die frühere politische Verbindung dieses Herzogthums mit den übrigen belgischen Provinzen. Andererseits war namentlich Fürst Metternich, welchem die „Affenliebe" für „das Schooßkind der Mächte," den neuen Staat der Niederlande, wenig zusagte, ernstlich bemüht, Luxemburg, dessen großer Werth in der Wiener Staatskanzlei wohl erinnerlich sein mußte, für Deutschland wieder zu gewinnen, seiner Ansicht, „daß die Niederlande auch noch nicht zuverlässig genug seien, um ihnen ganz sorglos Luxemburg zu überlassen," pflichteten sogar die englischen Staatsmänner durchaus bei. Ein wesentliches Element der Ausgleichung für diese verschiedenen Anschauungen lag in dem Bestreben, die Niederlande, sei es durch Wiederherstellung des burgundischen Kreises, wie der erste preußische Plan der Bundesverfassung vorschlug und wie Graf Münster schon im August 1814 als möglich andeutete, oder als „Bundesverwandte," wie Metternich wollte, in ein näheres Verhältniß zu dem stammverwandten und durch das gemeinschaftliche Interesse der Vertheidigung gegen Frankreich verbundenen Deutschland zu bringen.

Die Abtretung der nassau-oranischen Stammlande, der Fürstenthümer Dietz, Siegen, Dillenburg und Hadamar, an Preußen war ein fernerer Grund,

dem Prinzen von Oranien, der so aufhörte, deutscher Fürst zu sein, durch eine neue Combination diese Eigenschaft zurückzugeben; zugleich konnte, wenn er einen Theil seiner neuen Erwerbungen als Entschädigung für jene Besitzungen erhielt, den auf die letzteren bestehenden eventuellen Erbansprüchen Rechnung getragen werden. Aus allen diesen Erwägungen und Rücksichten ging das verwickelte Arrangement in Betreff Luxemburgs hervor, welches in den Artikeln 3, 4 und 6 des am 31. Mai 1815 zwischen dem nunmehrigen Könige der Niederlande und den vier alliirten Großmächten abgeschlossenen Vertrages einen dann in der Wiener Congreßakte (Art. 67—69 und 71) fast wörtlich wiederholten Ausdruck erhielt. Das ehemalige Herzogthum Luxemburg, im Süden vergrößert durch einen Theil des Herzogthums Bouillon, im Osten dagegen verkleinert durch Abtretungen an Preußen, wurde unter die Souveränetät des Königs der Niederlande gestellt, aber nicht als ein Theil des neuen Königreichs, sondern als ein besonderes Großherzogthum; dasselbe sollte ein Glied des deutschen Bundes bilden, nach der Bundesakte mit einer Stimme im engeren Rath und drei Stimmen im Plenum der Bundesversammlung; die in dem nassauischen Erbverein von 1783 enthaltenen Bestimmungen über Successionsrecht und -ordnung wurden auf das Großherzogthum übertragen, jedoch dem Könige der Niederlande das Recht vorbehalten, für seine Söhne die Nachfolge in das Großherzogthum nach den Interessen seiner Monarchie und seinen väterlichen Absichten zu regeln; die Stadt Luxemburg sollte in militärischer Beziehung als Bundesfestung gelten, der Großherzog aber die Befugniß haben, vorbehaltlich der Zustimmung der Bundesversammlung, den Gouverneur und den Commandanten der Festung zu ernennen.

Kaum waren diese Stipulationen abgeschlossen, als das Ungenügende derselben klar hervortrat. Der Einbruch Napoleon's in Belgien, der freilich durch die Schlacht bei Waterloo sein jähes Ende fand, zeigte doch, daß die niederländische Macht nicht hinreiche, auch nur den ersten Stoß eines französischen Angriffs auszuhalten, und daß nur Preußen die unentbehrliche Hülfe gegen den gefährlichen Nachbar zu gewähren vermöge. Es mußte daher bedenklich erscheinen, einen für die Vertheidigung Belgiens und der deutschen Rheinlande so wichtigen Punkt, wie Luxemburg, den schwachen Händen der Niederlande und den künftigen Verfügungen der noch gar nicht zusammengetretenen Bundesversammlung zu überlassen; jene Theorie von der im Interesse der Gleichheit aller Bundesglieder nothwendigen Abwechselung aller in der Besatzung Luxemburgs, die v. Gagern ernstlich und ohne Widerspruch von anderer Seite auf dem Wiener Congreß hatte vorbringen können, war gegenüber den jüngsten Ereignissen unhaltbar geworden. Die preußischen Staatsmänner selbst, welche in Wien ihre Anstrengungen allzu einseitig auf den gehofften Erwerb Sachsens und die damit zusammenhängenden polnischen Angelegenheiten concentrirt hatten, faßten jetzt mehr die Interessen der deutschen und preußischen Westgrenzen in das Auge, vor Allem die militärische Schwäche Deutschlands in der Saargegend; sie verlangten wenigstens die Festungen Saarlouis und Thionville, welche im

ersten Pariser Frieden noch den Franzosen geblieben waren, und Luxemburg; sie waren zudem geneigt, das ganze Großherzogthum Luxemburg oder einen Theil desselben durch ein neues territoriales Arrangement zu erwerben. Metternich begünstigte diese preußischen Wünsche, um, wie er offen aussprach, Preußen Frankreich gegenüber durch vielfache Berührungspunkte für die Zukunft zu „compromittiren." Der Herzog von Wellington vertrat entschieden die Ansicht, daß Luxemburg naturgemäß nicht zur Vertheidigungslinie der Niederlande gehöre. Rußland unterstützte, wenn auch schwach, die Bestrebungen Preußens. Der König der Niederlande setzte indessen jeder Concession in Bezug auf Luxemburg zähen Widerstand entgegen, wiewohl er andererseits neue Vergrößerungen auf Kosten Frankreichs eifrig suchte und auch theilweise erhielt; sein Bevollmächtigter v. Gagern rieth dieses Mal, da er eine neue Häufung von Unzuträglichkeiten fürchtete, verständigerweise, aber vergeblich, das ganze Großherzogthum gegen Entschädigung an Preußen zu überlassen. Das endliche Arrangement, welches diesen Befürchtungen nur zu sehr Recht gab, scheint dem Kopfe Nesselrode's entsprungen zu sein. In dem zu Paris am 3. November 1815 paraphirten, am 20. November unterzeichneten Protokoll, welches die neuen Abtretungen Frankreichs, die damit zusammenhängenden Territorialveränderungen und das Defensivsystem des deutschen Bundes zu regeln unternahm, wurde die Erklärung Luxemburgs zur deutschen Bundesfestung wiederholt, zugleich aber versprachen die Monarchen Oesterreichs, Rußlands und Großbritanniens ihre besten Dienste, um dem Könige von Preußen das Recht zu verschaffen, gemeinschaftlich mit dem Könige der Niederlande in der Festung Luxemburg Besatzung zu halten, so wie die Befugniß den Gouverneur dieses Platzes zu ernennen. Der König der Niederlande war nicht in der Lage, diesem in der That außerordentlich rücksichtsvollen Beschlusse der alliirten Großmächte die Ausführung zu verweigern. In dem Supplementarvertrage, welchen er am 8. November 1816 mit Preußen abschloß, erfolgte die nähere Regulirung des neuen Verhältnisses. Die Bestimmung der Wiener Verträge, daß Luxemburg als Bundesfestung angesehen werden sollte, wurde darin „aufrecht gehalten und ausdrücklich bestätigt;" die Uebereinkunft, in der Festung Luxemburg gemeinschaftliche Besatzung zu halten, begründet durch Hinweis auf den Pariser Traktat vom 20. November 1815 und durch den Willen der beiden Contrahenten, „für die vereinigte Vertheidigung ihrer respectiven Staaten auf die wirksamste Art und Weise Sorge zu tragen;" die Besatzung sollte zu drei Viertheilen aus preußischen und zu einem Viertheil aus niederländischen Truppen bestehen; nicht allein den Gouverneur, sondern auch den Commandanten sollte der König von Preußen ernennen, aber beide dem Bundestag auf dessen Verlangen den Eid leisten; während im Allgemeinen die Souveränetät des Königs der Niederlande über Stadt und Festung und die Unabhängigkeit der Civilverwaltung sorgfältig verclausulirt wurden, sollte doch die Macht des Gouverneurs unumschränkt sein „im Fall eines Krieges, oder wenn eine oder die andere beider Monarchien, der preußischen und der niederländischen, mit einem Kriege bedroht und die Festung in Belagerungszustand er-

klärt würde;" die gänzliche Wiederherstellung der Festung übernahmen die beiden Mächte, die Entscheidung über die künftige Unterhaltung derselben „zur allgemeinen Vertheidigung" wurde dem Bundestage vorbehalten. Diese Vereinbarungen wurden demnächst ihrem wesentlichen Inhalt nach in die Separatverträge zwischen den Niederlanden einerseits und Oesterreich, Rußland, Großbritannien andererseits aufgenommen; wörtlich wurden sie dann wiederholt in den Artt. 35—37 des allgemeinen Frankfurter Territorialrecesses vom 20. Juli 1819. Erst nachdem so das preußische Besatzungsrecht allseitig festgestellt war, beschloß der deutsche Bundestag, auf Grund von Verabredungen der Wiener Ministerialconferenzen, die Uebernahme Luxemburgs wie der beiden anderen „nach den europäischen Verträgen bestehenden Plätze" Mainz und Landau, unter ausdrücklicher Anerkennung der vertragsmäßig hinsichtlich dieser Plätze bestehenden Garnisonsrechte (5. October 1820). Diese „Grundbestimmung" sollte jedoch nur als Basis fernerer Verhandlungen dienen; es vergingen noch fünf Jahre, bis der Bundestag die demnächstige förmliche Uebernahme der drei Festungen und zugleich nähere Bestimmungen über die künftigen Verhältnisse derselben beschloß (28. Juli 1825). In Friedenszeit sollten darnach die Bundesfestungen, insbesondere auch der Dienst der Garnisonen für die Festungszwecke, unter den Befehlen und der Aufsicht der Bundesversammlung stehen, im Kriege deren Rechte auf den Oberfeldherrn des Bundes übergehen; für die Herstellung von Luxemburg und Mainz wie für ihre künftige Unterhaltung aus Bundesmitteln wurde Fürsorge getroffen.

Während der Bundestag mit der ihm eigenthümlichen Langsamkeit die militärischen Verhältnisse der Festung Luxemburg ordnete, ließ er die allgemeine politische Lage des Großherzogthums, obwohl dieselbe mit der Absicht der Verträge von 1815 kaum in Einklang zu bringen war, völlig außer Augen bis zum endlichen Eintritt einer gewaltsamen Katastrophe. König Wilhelm nämlich regierte das Großherzogthum nicht als einen besondern deutschen Bundesstaat, sondern behandelte dasselbe durchaus als einen integrirenden Bestandtheil des Königreichs der Niederlande. Schon zur Notabelnversammlung, welcher im August 1815 das Grundgesetz der Vereinigten Niederlande vorgelegt wurde, war eine große Zahl luxemburgischer Mitglieder berufen; nach Durchführung dieser Verfassung entsandte Luxemburg vier von den 55 Vertretern der südlichen Provinzen in die Generalstaaten; zu den Staatsschulden der Niederlande trug es fortwährend bei, seine Domanialwaldungen wurden zum Vortheil der allgemeinen Staatskasse verkauft; Justiz und Verwaltung wurden auf denselben Fuß gestellt wie in den übrigen Provinzen; in internationalen Verträgen wurde Luxemburg unter der Bezeichnung des Königreichs der Niederlande mitbegriffen; damit endlich diese Vereinigung eine dauernde sei, wurde durch ein Gesetz vom 25. Mai 1816 das dem zweiten Sohn des Königs, dem Prinzen Friedrich, nach dem nassauischen Erbverein von 1783 zustehende Successionsrecht zu Gunsten des Prinzen von Oranien, Thronfolgers der Niederlande, aufgehoben gegen eine Entschädigung durch holländische Domainen. Dieses System mochte zu-

nächst den Interessen des oranischen Hauses entsprechend erscheinen; aber der schließliche Erfolg war ein ganz entgegengesetzter. Die Luxemburger, nunmehr in eine engere Verbindung mit den anderen belgischen Landestheilen, als je zuvor bestanden hatte, gebracht, lernten mehr und mehr sich als Belgier zu fühlen und theilten vor Allem sämmtliche Beschwerden der südlichen Provinzen gegen die niederländische Regierung. Als daher im September 1830, nach dem mißlungenen Angriff des Prinzen Friedrich auf das insurgirte Brüssel, ganz Belgien sich erhob, blieb Luxemburg nicht zurück; in wenigen Tagen war das ganze Großherzogthum, mit Ausnahme der Hauptstadt und des unmittelbaren Festungsrayons, wo die preußische Besatzung jede Bewegung verhinderte, dem Aufstand gewonnen. Auf Rath eines jungen Luxemburgers, der später in der belgischen Geschichte eine der hervorragendsten Rollen gespielt hat, J. B. Nothomb's, entschloß sich die in Brüssel gebildete provisorische Regierung zur Besitznahme Luxemburgs durch Dekret vom 16. October 1830. Zum Nationalcongreß, der im folgenden Monat zusammentrat, entsandte auch Luxemburg seine Vertreter. Der Nationalcongreß seinerseits, indem er am 18. November die Unabhängigkeit des belgischen Volkes, freilich mit Vorbehalt der Verhältnisse Luxemburgs zum deutschen Bunde, verkündete, ließ doch gerade durch die Fassung des Vorbehalts die Absicht erkennen, Luxemburg in den neuzugründenden belgischen Staat aufzunehmen; demgemäß wurde auch im ersten Artikel der am 7. Februar 1831 beschlossenen Verfassung Luxemburg als Provinz Belgiens aufgeführt unter Wiederholung jener auf den deutschen Bund bezüglichen Clausel. Luxemburg dem deutschen Bunde zu entziehen, lag durchaus nicht in den Intentionen der Belgier; die Fortdauer des, abgesehen von der Festungsbesatzung, fast nur nominellen Verhältnisses erschien ihnen nicht beschwerlich, während sie die bei einem gegentheiligen Verfahren unvermeidlichen Zerwürfnisse mit Deutschland scheuten. Nichts desto weniger war die Luxemburger Frage länger als acht Jahre hindurch ein bedeutendes Hinderniß der endgültigen Constituirung Belgiens und bedrohte während dieser Zeit wiederholt Europa mit den bedenklichsten Verwickelungen.

König Wilhelm hatte sich sofort an die Bundesversammlung in Frankfurt mit dem Gesuch um die ihm als Bundesglied zukommende Hülfe gewandt. Da aber die luxemburger Angelegenheit unverkennbar mit der gesammten Frage der belgischen Unabhängigkeit enge zusammenhing und diese bereits durch den Zusammentritt der Conferenz in London, an welcher auch die beiden deutschen Großmächte Theil nahmen, Gegenstand europäischer Verhandlung geworden war, so fand der Bundesstaat es nicht mit Unrecht angemessen, zunächst die Conferenz um Auskunft anzugehen, ob sie keine Mittel, welche die Intervention Deutschlands überflüssig machten, aufgefunden hätte oder aufzufinden im Begriff sei. Die Conferenz ihrerseits stellte sich in Bezug auf Luxemburg zunächst durchaus auf den Boden der Verträge von 1815 und schien eben damit der Erwartung des Bundestags völlig gerecht zu werden: schon in dem Protokoll vom 20. December 1830, welches die Unabhängigkeit Belgiens im Princip sanktionirte, erklärte sie, daß durch die zu diesem Zweck zu treffenden Arrangements in keiner

Weise die Rechte des Königs der Niederlande und des deutschen Bundes auf das Großherzogthum Luxemburg beeinträchtigt werden dürften; in Uebereinstimmung mit diesem Vorbehalt wies der zweite Artikel der Trennungsgrundlagen vom 20. Januar 1831 dem neuen belgischen Staate alle Gebietstheile des Königreichs der Niederlande zu, welche im Jahre 1790 nicht der Republik der Vereinigten Niederlande gehört hätten, „mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das, unter einem andern Rechtstitel im Besitz der Prinzen des Hauses Nassau, einen Theil des deutschen Bundes ausmacht und fortwährend ausmachen wird." Während so die Großmächte den Umstand, daß Luxemburg als Entschädigung für die nassau-oranischen Stammlande dem König Wilhelm gegeben war, und die mindestens theilweise damit zusammenhängende Qualität als Bundesland, welche dem legitimen Besitzer einen besondern Schutz von Seiten aller deutschen Regierungen verbürgte, in den Vordergrund stellten, machten die Belgier die von dem Souverän Luxemburgs selbst unter stillschweigender Zustimmung des Bundes ausgegangene staatsrechtliche Verbindung mit den übrigen südlichen Provinzen, die früher seit der burgundischen Zeit bestandene Gemeinschaft, endlich den unzweifelhaften Willen der luxemburgischen Bevölkerung mit Nachdruck geltend. Ihre hauptsächlich nur durch die Rücksicht auf Luxemburg motivirte Weigerung, die Trennungsgrundlagen anzunehmen, schien, seitdem die Conferenz dem König von Holland gegenüber durch dessen Annahme gebunden war, Belgien mit ganz Europa und vor Allem mit dem deutschen Bunde in Conflikt bringen zu müssen. Der König von Holland sandte seinen unternehmendsten General, den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, nach der Festung Luxemburg, um das Großherzogthum wieder in Besitz zu nehmen; der Bundestag beschloß die Mobilisirung eines Corps von 24,000 Mann, um daselbst die Ruhe und die Autorität des Großherzogs wiederherzustellen; die Cabinette der Großmächte erörterten den Plan einer Theilung des widerspenstigen belgischen Landes. Jedoch die Besorgniß vor der in Frankreich herrschenden Gährung, welche namentlich Angesichts einer bewaffneten Einmischung des deutschen Bundes zu einer gewaltsamen Explosion zu führen drohte; der alle Gemüther beschäftigende Verzweiflungskampf Polens gegen die russischen Heere; vor Allem endlich der Einfluß des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg bewirkten einen Umschwung zu Gunsten Belgiens, welcher vornehmlich in der Luxemburger Frage sich äußerte. In dem Protokoll vom 21. Mai 1831 erklärten sich die Großmächte für den Fall, daß Belgien die Trennungsgrundlagen annehme, bereit, mit dem Könige der Niederlande Unterhandlungen anzuknüpfen zu dem Zweck, den Besitz Luxemburgs, das übrigens in seinem bisherigen Verhältnisse zum deutschen Bunde bleiben müsse, den Belgiern gegen angemessene Entschädigung zu sichern; der deutsche Bund sollte gleichzeitig eingeladen werden, während der Dauer dieser Unterhandlungen die Ausführung der zur militärischen Besetzung des Großherzogthums getroffenen Maßregeln zu unterlassen. Noch vortheilhafter schien sich die Aussicht der Belgier auf den Erwerb Luxemburgs zu gestalten durch die der Thronbesteigung Leopold's unmittelbar vorhergehenden und

gleichsam ihre Voraussetzung bildenden achtzehn Artikel vom 26. Juni 1831. Jetzt wird man kaum darüber zweifelhaft sein, daß die Verwirklichung dieser Aussicht, unter Festhaltung des Verhältnisses Luxemburgs zum deutschen Bunde, auch für die deutschen Interessen die erwünschteste Lösung gewesen wäre. Aber im Rathe der Großmächte überwogen bald andere Rücksichten. Die Weigerung des Königs Wilhelm, die achtzehn Artikel an die Stelle der Trennungsgrundlagen treten zu lassen, erhielt durch den siegreichen Augustfeldzug eine tiefwirkende moralische Verstärkung; dagegen die in überraschendem Maße hervorgetretene militärische Schwäche der Belgier ließ es bedenklich erscheinen, ihnen ein gegen Frankreich so wichtiges Grenzland wie Luxemburg anzuvertrauen; auch scheuten sich die beiden deutschen Großmächte, dem Usurpator Leopold Aufnahme in den deutschen Bund zu gewähren. Da die strategischen Gründe aber ebenfalls das Verbleiben der Maaslinie in den Händen Hollands verlangten, man jedoch den Belgiern nicht den Verzicht auf ganz Luxemburg und zugleich auf einen großen Theil Limburgs zumuthen konnte, so schlug man den Ausweg einer Theilung beider Provinzen ein. Daß auf diese Weise dem deutschen Bunde ein Stück seines Gebietes entzogen werden sollte, war von Seiten der beiden deutschen Großmächte, welche der Bund mit der Vertretung seiner Interessen in der Conferenz beauftragt hatte, ein höchst bedenkliches Zugeständniß, wenn auch eine Territorialentschädigung durch limburgische Bezirke in Aussicht gestellt wurde; dagegen zeugte für eine Berücksichtigung nationaler Gesichtspunkte, daß für die Abgrenzung in Luxemburg die Sprachgrenze maßgebend sein sollte, so daß die deutschredenden Theile dem König Wilhelm und folgeweise dem deutschen Bund verbleiben, nur die wallonischredenden an Belgien fallen sollten; doch gelang es der belgischen Regierung noch im letzten Augenblick vor Abfassung des entscheidenden Protokolls vom 14. October eine Abänderung zu erreichen, welche ihr die Stadt Arlon und mehrere Landgemeinden deutscher Zunge verschaffte. Im Ganzen zählte der zur Einverleibung in Belgien bestimmte Theil Luxemburgs gegen 165,000 Seelen, während 170,000 die Souveränetät des König-Großherzogs künftighin anerkennen sollten; räumlich war der belgische Antheil weit ausgedehnter, aber weniger fruchtbar und wohlhabend; besonders aber fiel in das Gewicht, daß die Hauptstadt, deren Besitz die deutsche Bundesversammlung als für die Sicherheit des Bundes unerläßlich bezeichnet hatte, dem Großherzogthum blieb.

Als bekannt darf es gelten, daß die belgische Regierung, im Gefühl der kürzlich erlittenen Niederlage und von dem Wunsche nach allseitiger internationaler Anerkennung geleitet, die von den Großmächten vorgeschlagenen vierundzwanzig Artikel durch Vertrag von 15. November 1831 annahm, während König Wilhelm, stolz auf den errungenen Sieg und in der sichern Hoffnung auf eine unausbleibliche Restauration, mit allen möglichen diplomatischen Mitteln den Abschluß hinausschob. Selbst als er in Folge der Einnahme von Antwerpen durch ein französisches Heer und der Blokade der holländischen Häfen sich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah, schloß er zunächst nur einen Waffenstillstand auf

Grund des Statusquo, mit ausdrücklicher Ausdehnung auf das Großherzogthum Luxemburg, bis zum Zustandekommen eines Definitivvertrags, 21. Mai 1833; und in die darauf begonnenen Unterhandlungen über den endlichen Friedensschluß wußte er ein neues Hinderniß zu werfen, indem er verlangte, die ihm für den wallonischen Theil Luxemburgs bestimmten limburgischen Landestheile einfach dem Königreiche der Niederlande einzuverleiben und so dem deutschen Bunde und den nassauischen Agnaten jede Entschädigung zu entziehen, aber durchaus keinen Schritt zur Herbeiführung der Zustimmung dieser beiden Parteien that. Erst im November 1833, nach dem Abbruch der Unterhandlungen in London, wandte sich die niederländische Regierung mit ihrem Begehren an den Bund und an den Herzog von Nassau; der Letztere sprach alsbald seine Weigerung aus, ohne Ersatz auf seine eventuellen Rechte zu verzichten; der Bundestag gelangte erst im August 1836 zu dem Beschluß, daß er seine Einwilligung in die Abtretung eines Theils des Großherzogthums Luxemburg ohne Territorialentschädigung nicht geben könne, und daß die durch Separatunterhandlung festzustellende Entschädigung im Limburgischen, wenn auch nach Areal und Bevölkerung geringer, dagegen in Bezug auf Contiguität und Vertheidigungslinie den Interessen des Bundes möglichst zusagen müsse. Nach Empfang dieser Antwort ließ König Wilhelm noch beinahe zwei Jahre ohne Wiederaufnahme der Unterhandlungen verfließen; plötzlich, im April 1838, erklärte er sich bereit zur Unterzeichnung der vierundzwanzig Artikel. Die Nachricht von dieser unerwarteten Wendung rief in Belgien die größte Aufregung und Bestürzung hervor; mit tiefstem Schmerze empfand man vor Allem die drohende Losreißung der luxemburgischen und limburgischen Bevölkerungen, welche durch achtjährige Gemeinschaft völlig mit dem neuen Staate verwachsen waren und die sich auch jetzt in lebhaftester Weise für die Aufrechthaltung dieser Verbindung aussprachen. Aber die belgische Regierung konnte, während ihre Vorstellungen gegen die Belgien angesonnene übermäßige pecuniäre Belastung nicht ohne bedeutenden Erfolg blieben, in der Gebietsfrage keine Concession erlangen. Die deutschen Großmächte drangen um so energischer auf die endgültige Regulirung der Territorialverhältnisse, als zwischen der Bundesbesatzung von Luxemburg und den Behörden und Bewohnern der Umgegend wiederholte Conflikte vorgefallen waren, welche auch das deutsche Nationalgefühl erregten; die französische Regierung trat der einzigen friedlichen Lösung, welche zu Gunsten Belgiens allenfalls möglich war, entgegen durch ihr absolutes Veto wider einen etwaigen Eintritt des Königs der Belgier in den deutschen Bund; die belgischen Wünsche, unter Ausschluß jener Combination, auf die Gefahr eines europäischen Krieges hin zu unterstützen, war sie nur bereit unter Voraussetzung der Bundesgenossenschaft Englands; Lord Palmerston wollte aber kein Zerwürfniß mit den deutschen Mächten, kein aggressives Vorgehen Frankreichs. Somit sah sich König Leopold zur Nachgiebigkeit gezwungen. Am 19. April 1839 wurde zu London der Separations- und Friedensvertrag zwischen Holland und Belgien, mit unveränderter Beibehaltung der in den vierundzwanzig Artikeln aufgestellten Gebietsbestim-

mungen, unterzeichnet; von beiden Staaten wurden an demselben Tage mit den fünf Großmächten Verträge abgeschlossen, nach welchen jener Vertrag als wörtlich wiederholt und damit unter die Garantie der fünf Mächte gestellt gelten sollte; für den deutschen Bund unterzeichneten die Vertreter Oesterreichs und Preußens eine besondere Accessionsakte, welcher der Bundestag durch Beschluß vom 11. Mai desselben Jahres die Ratifikation ertheilte. Die in diesem Beschluß vorbehaltene nähere Verständigung wegen des dem Bunde und den nassauischen Agnaten zukommenden Ersatzes für den aufgegebenen Theil Limburgs erfolgte nunmehr rasch. Das herzogliche Haus Nassau ließ sich durch eine Geldsumme von 750,000 Gulden abfinden; die zu Wiesbaden am 27. Juni 1839 abgeschlossene Uebereinkunft bekräftigte jedoch ausdrücklich „die Rechte der Linie Walram's vom Hause Nassau auf den bleibenden Theil des Großherzogthums Luxemburg, mit Inbegriff der Stadt und Bundesfestung gleichen Namens." Dem Bundestage erklärte König Wilhelm am 16. August 1839 seine Bereitwilligkeit, die ihm überwiesenen limburgischen Landestheile, mit Ausnahme der altniederländischen Städte und Festungen Mastricht und Venloo, als Herzogthum Limburg in den deutschen Bund treten zu lassen; dieses Herzogthum solle freilich unter dieselbe Verfassung und Verwaltung mit dem Königreich der Niederlande gestellt, dadurch aber die Anwendung der deutschen Bundesverfassung auf dasselbe in keiner Weise gehindert werden; indem der Bundestag am 5. September desselben Jahres sich durch diese Entschließung befriedigt erklärte, konnte er doch nicht vermeiden, auf die Unzukömmlichkeiten hinzuweisen, welche aus dem Doppelverhältnisse Limburgs sich möglicherweise ergeben dürften.

Der deutsche Theil Luxemburgs, welcher fortan allein das Großherzogthum bildete, mußte schon wegen der räumlichen Entfernung vom Königreich der Niederlande als besonderer Staat regiert werden. Die Bewohner empfanden in der ersten Zeit bitter ihre völlig isolirte Lage, und die von Hassenpflug geleitete Verwaltung war wenig geeignet, sie mit dem neuen Zustande auszusöhnen. Erst nach der Abdankung König Wilhelms I. (7. Oct. 1840) trat eine Besserung ein: Hassenpflug erhielt seine Entlassung; die Verleihung einer ständischen Verfassung (12. Oct. 1841), die sich freilich in den Grenzen der Bundesbestimmungen hielt, gab der Bevölkerung mindestens einen mäßigen Einfluß auf ihre eigenen Angelegenheiten; der Beitritt zum Zollverein (1. April 1842) stellte die wirthschaftliche Existenz des Landes auf eine sichere Grundlage — so weit die Existenz des Zollvereins selbst eine gesicherte war. Trotz der wachsenden Zufriedenheit blieben die Stürme des Jahres 1848 nicht ohne Einwirkung auf die Haltung der Luxemburger; doch wußte der Großherzog jedem gewaltsamen Ausbruch zuvorzukommen durch Berufung der Ständemitglieder in doppelter Anzahl zum Zweck einer Verfassungsrevision. Bei der damals vorherrschenden politischen Strömung und in Folge des langdauernden Zusammenlebens der Luxemburger mit dem belgischen Staate war es natürlich, daß die belgische Constitution dem neuen Elaborate fast wörtlich zu Grunde gelegt wurde; nichts desto weniger sanktionirte der König-Großherzog dasselbe ohne Anstand am 9. Juli 1848 und beschwor

die so festgestellte Verfassung am folgenden Tage in Gegenwart einer Deputation der luxemburgischen Stände. Glücklicher als die meisten in derselben Periode zu Stande gekommenen Grundgesetze ähnlichen Inhalts schien die luxemburgische Verfassung die nachfolgende Zeit der Reaction zu überstehen, bis ganz unerwarteter Weise im October 1856 die Regierung eine Revision der nun mehr als acht Jahre in Wirksamkeit bestehenden Einrichtungen forderte, um dieselben „mit den gebieterischen und unabweisbaren Anforderungen der deutschen Bundesverfassung in Einklang zu setzen." Der entschiedene Widerstand der Abgeordnetenkammer gegen dieses Verlangen wurde mit einer Auflösung beantwortet; und als die in der neugewählten Kammer numerisch schwächere Opposition durch Entfernung von den Sitzungen Beschlußunfähigkeit herbeiführte, glaubte sich der König-Großherzog Wilhelm III. „im Gefühl seiner Pflichten gegen seine Unterthanen und seine Bundesgenossen" zu einer Octroyirung befugt, welche, wenn sie auch ein im Ganzen nicht unfreisinniges Werk herstellte, doch wiederum in manchen Beziehungen selbst über das bundesmäßig Erforderliche hinausging. Der Bundestag fand indessen weder aus formellen noch aus materiellen Gründen das Vorgehen der luxemburgischen Regierung tadelnswerth, sondern erklärte vielmehr seine „Befriedigung" mit demselben (29. Januar 1857). Auch die neue Ständeversammlung erkannte die einseitige Revision der Verfassung an und bekämpfte nur die außerdem in der Zwischenzeit erlassenen provisorischen Gesetze; als die Regierung in der Session von 1859 zu erheblichen Modifikationen der letzteren sich entschloß, wurde der innere Friede wiederhergestellt.

Fast nur in Beschränkung der verfassungsmäßigen Freiheit kam das Bundesverhältniß für Luxemburg zur Geltung; in allen übrigen Beziehungen wurde höchstens der unvermeidliche Gehorsam geleistet: bei den Abstimmungen des Bundestags selbst in den wichtigsten Angelegenheiten war die luxemburgische Stimme regelmäßig nicht instruirt. Auch an den Versuchen einer Reform der deutschen Gesammtverfassung betheiligte sich Luxemburg in sehr schwachem Maße: die Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung von 1848 wurden nur unter den mannichfachsten Vorbehalten angeordnet; den preußischen Unionsbestrebungen gegenüber verhielt sich die luxemburgische Regierung durchaus abwartend; auf dem Fürstentag von 1863 nahm der Statthalter Prinz Heinrich alle Beschlüsse „ad referendum;" als im vorigen Jahre die deutsche Verfassungsfrage der entscheidenden Krisis entgegen ging, war die Thätigkeit des niederländischen Cabinets allein auf die Entlassung Limburgs aus dem Bunde gerichtet. Der zu diesem Zwecke am 19. Mai 1866 in der Bundesversammlung gestellte Antrag verhehlte nicht, daß die Rücksicht auf die exceptionelle Stellung Limburgs den König bisher regelmäßig veranlaßt habe, „seine Zustimmung zu Anträgen und Einrichtungen zu verweigern, deren Annahme vielleicht im Interesse des mit vielen deutschen Verhältnissen und Einrichtungen eng verbundenen Großherzogthums Luxemburg wünschenswerth und vortheilhaft, ja oft nöthig gewesen wäre." Der dadurch hervorgerufenen „besonders schwierigen, ja peinlichen und

unhaltbaren Stellung" des Königs der Niederlande als Großherzogs von Luxemburg gegenüber dem Bunde machte die in Folge des Bundesbeschlusses vom 14. Juni eingetretene Sprengung des Bundes ein unvorhergesehenes Ende.

III.

Mit der Auflösung des deutschen Bundes ist der Großherzog von Luxemburg frei geworden von allen in der bisherigen Bundesverfassung begründeten Verpflichtungen; seine Souveränetät über das Großherzogthum ist jetzt voll und ungehemmt, so weit nicht andere völkerrechtliche Verträge oder die Landesgesetze, insbesondere die revidirte Verfassung, eine Schranke bilden: namentlich ist also hinweggefallen das Erforderniß einer ausdrücklichen Zustimmung der Gesammtheit der Bundesglieder zu einer freiwilligen Abtretung von Souveränetätsrechten an einen Nichtverbündeten (Wiener Schlußakte Art. 6). Daß der König der Niederlande im Jahre 1815 Luxemburg gerade vorzugsweise mit Rücksicht auf das für ihn und dieses Land gleichzeitig festgesetzte Verhältniß zum deutschen Bunde erhalten hat, kann, wie wichtig es auch für politische Erwägungen sein mag, an jenem Resultate juristisch nichts ändern; juristisch standen die Verpflichtungen Luxemburgs gegen den Bund auf derselben Linie wie die aller anderen Bundesstaaten, sie waren nur Beschränkungen, nicht Voraussetzungen der Souveränetät (Wiener Congreßakte Art. 67); besonders in Bezug auf die Festung Luxemburg ist dieser Gesichtspunkt wiederholt in den ausdrücklichen Vorbehalten der Souveränetät des Großherzogs gegenüber der dem Bunde zustehenden militärischen Servitut ausgesprochen (Pariser Protokoll vom 3. November 1815; Frankfurter Territorialrecceß Art. 35, vgl. Art. 37). Aus rechtlichem Gesichtspunkte müssen wir auch, in Uebereinstimmung mit der preußischen Regierung, jede Verpflichtung Luxemburgs, dem norddeutschen Bunde beizutreten, leugnen; denn dieser steht durchaus nicht im Verhältniß eines Rechtsnachfolgers zum deutschen Bunde, vielmehr beruht er nur auf der freiwilligen oder durch Krieg erzwungenen Vereinigung der einzelnen norddeutschen Staaten, an welcher eben Luxemburg sich nicht betheiligt hat und, da sein theoretisch vielleicht anzunehmender Kriegszustand gegenüber Preußen durchaus keine praktische Folge gehabt, zu betheiligen auch nicht genöthigt worden ist. Die unbestreitbare nationale Grundlage des norddeutschen Bundes erzeugt für die einzelnen Bestandtheile der Nation keine Rechtspflicht des Anschlusses; denn erst im Staat oder Bund gewinnt die nationale Gesammtheit eine rechtliche Herrschaft über ihre einzelnen Theile, und nur über diejenigen, welche bereits Glieder dieses Gemeinwesens geworden sind.

Dagegen können wir vom rechtlichen Standpunkte aus nicht zugeben, daß mit dem Aufhören des bisherigen Bundesverhältnisses auch das Besatzungsrecht Preußens in der Festung Luxemburg erloschen sei. Die gegentheilige Behauptung wäre nur dann richtig, wenn das preußische Garnisonsrecht einfach ein Ausfluß, eine Institution des Bundesrechtes gewesen wäre: in der That aber beruht dasselbe nicht auf der Bundesakte oder auf späteren Bundesbeschlüssen,

sondern auf besonderen internationalen Verträgen — dem Pariser Protokoll vom 3. November 1815, den 1816 und 17 von den Niederlanden mit Preußen, Oesterreich, England und Rußland abgeschlossenen Separatverträgen endlich dem Frankfurter Territorialrecess vom 20. Juli 1819. Der Zeit nach ging freilich die Bestimmung Luxemburgs zur Bundesfestung dem preußischen Rechte vorher, und dieses letztere mußte sich deshalb, namentlich in Bezug auf die Beeidigung des Gouverneurs und des Commandanten und auf Veränderungen in der Zusammensetzung der Garnison, der Bundescompetenz unterordnen; aber auf der anderen Seite erkannte der Bundestag bei dem Beschluß der Uebernahme der Festung Luxemburg die preußischen und niederländischen Garnisonsrechte als bereits kraft besonderer Verträge bestehend an (5. Oktober 1820). Und wenn schließlich das Protokoll vom 3. November 1815 die Verwendung Oesterreichs, Englands und Rußlands für das dem Könige von Preußen einzuräumende Besatzungsrecht unter die Rubrik des „Vertheidigungssystems des deutschen Bundes" stellte, so bezeichnete der am 8. November 1816 zwischen dem König von Preußen und dem König der Niederlande abgeschlossene Vertrag noch ausdrücklich „die vereinigte Vertheidigung ihrer respectiven Staaten" als Zweck der Uebereinkunft, in Luxemburg gemeinschaftlich Garnison zu halten, und diese Zweckbestimmung erhielt durch ihre Wiederholung in dem Frankfurter Territorialrecess auch die Sanktion Oesterreichs, Englands und Rußlands. — Wenn aber demnach das preußische Besatzungsrecht seine Gültigkeit nicht verloren hat, so würde dasselbe doch in mehrfacher Beziehung, z. B. der ferneren Unterhaltung der Festung, der neuerdings (17. November 1856) mit Rücksicht auf die Bundesmilitärpflichten Luxemburgs und deren theilweise Uebernahme durch Preußen vereinbarten Besatzungsverhältnisse, einer neuen vertragsmäßigen Regulirung bedürfen. Sodann läßt sich nicht verkennen, daß das Recht Preußens nur einen einzelnen Theil eines gegen Frankreich gerichteten europäischen Defensivsystems bilden sollte; dieses System aber, schon durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Belgiens und später durch die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich bedeutend modificirt, ist in seinen Fundamenten erschüttert durch die völlige Auflösung des deutschen Bundes; ist also überhaupt eine gemeinschaftliche Sicherung der Nachbarstaaten Frankreichs gegen dessen mögliche Uebergriffe eine europäische Nothwendigkeit, so muß dieselbe auf neuen Grundlagen festgestellt werden. Nach Analogie der am 14. December 1831 über die belgischen Festungen geschlossenen Convention würde der französischen Regierung nicht einmal eine Mitwirkung bei diesen Verhandlungen einzuräumen sein; jedoch die allgemeine politische Lage, die Wichtigkeit der Festung Luxemburg für die auch unter französischer Garantie stehende Neutralität Belgiens, endlich der enge Zusammenhang der Besatzungsfrage mit der künftigen politischen Stellung des Großherzogthums machen eine solche Ausschließung unstatthaft; vielmehr wird eine Conferenz der Unterzeichner der Verträge von 1839 aus allen diesen Gesichtspunkten am räthlichsten sein, wenn gleich jene Verträge das preußische Besatzungsrecht in Luxemburg gar nicht erwähnen.

Die Aufgabe einer solchen Conferenz würde, falls die Fortdauer der preußischen Besatzung in Frage gestellt werden soll, zunächst darin bestehen müssen, für die deutsche Westgrenze und für Belgien gleichwerthige Garantien gegen einen Angriff von französischer Seite zu finden. Diese Garantien müßten aber zudem so beschaffen sein, daß sie das Luxemburger Land selbst gegen eine gewaltsame oder friedliche Einverleibung in Frankreich wirksam sicherten. Denn mag auch das rechtliche Band, welches Luxemburg bisher an Deutschland knüpfte, bis auf den dünnen Faden des preußischen Garnisonsrechts zerrissen sein, Luxemburg ist und bleibt ein deutsches Land, welches der deutschen Nationalität nicht entfremdet werden darf. Seit mehr als neunhundert Jahren bestand, wie wir sahen, mit geringen Unterbrechungen seine politische Verbindung mit Deutschland; seine einheimischen Herrscher haben zu wiederholten Malen die höchsten Stellungen im deutschen Reiche eingenommen; gegen französischen Druck hat die sonst jeder gewaltsamen Erhebung abgeneigte luxemburgische Bevölkerung wiederholt zu den Waffen gegriffen; mehrfach hat in früheren Jahrhunderten die Ueberzeugung sich geltend gemacht, daß die deutsche Sprache die eigentliche Landessprache sei; endlich ist im Jahre 1839 das jetzige Großherzogthum Luxemburg als ein der Volkssprache nach reindeutsches Land ausgeschieden worden, und wenn auch seitdem ein französischer Firniß über einen Theil der gebildeten Klassen sich gelagert hat, die Sprache der Volksschulen, der Kirche, der Steuerzettel ist deutsch geblieben. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Deutschland ist freilich den Bewohnern des Großherzogthums in neuerer Zeit, zumeist wohl in Folge der Mißgriffe des deutschen Bundes, mehr und mehr entschwunden; aber die Zusammengehörigkeit selbst besteht fort und damit die Grundlage jenes Bewußtseins, welches nur neuer Weckung bedarf. Deshalb ist vom nationalen Standpunkte aus jede Lösung verwerflich, welche das Großherzogthum einer fremden Nation Preis gäbe; aus denselben Gründen aber müssen wir wünschen, daß der Anschluß Luxemburgs an ein neues deutsches Gemeinwesen nicht für alle Zeit aufgegeben werde; denn nur durch Eintritt in die politische Gemeinschaft Deutschlands oder zunächst Norddeutschlands kann die deutsche Nationalität Luxemburgs dauernd bewahrt werden und zur vollen Entfaltung und Geltung gelangen.

S. Brie.

Politische Correspondenz.

Berlin, 7. Mai 1867.

„Frankreich trauert über die Erfolge des Krieges von 1866. Sein Kummer ist um so nagender, als dieser Krieg seinen friedlichen Neigungen Gewalt angethan hat. Aber es hat keine kriegerischen Aspirationen, es will keinen Conflikt über Luxemburg mit Preußen, es ist nicht die Opposition, die zum Kriege treibt."

So sagt Herr Forcade in der Revue des deux mondes. Wie überraschend diese Versicherung sein mag, wir nehmen gern Akt von derselben. Freilich ist es schwer, die berühmte Rede des Herrn Thiers über die Fehler der kaiserlichen Politik, die lebhafte Anerkennung, welche er Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV. und dem ersten Napoleon für ihre deutsche Politik zollte, mit derselben zu reimen. Und es stimmt zu dieser plötzlichen Friedensliebe Frankreichs nicht besser, daß der Lärm gegen Deutschland in der Liberté sowohl als in den imperialistischen Blättern fortdauert, daß sich die Franzosen mit Einschluß der Elsasser — selbst die welche die Friedensadressen unterschreiben — von dem Axiom durchdrungen zeigten: Preußen habe Luxemburg zu räumen, da Frankreich für gut befunden die Räumung zu verlangen. Die Mittheilung, die Herr von Moustier über den Zusammentritt der Conferenz und die friedlichen Hoffnungen, die sich an diese knüpften, am 3. d. M. im Corps législatif machte, fand eine auffallend kühle Aufnahme. Noch weniger freilich spricht das Verfahren der Regierung für den Wunsch nach Frieden. Gewiß, die offiziösen Blätter verheißen ihn, aber inzwischen werden die Rüstungen in größtem Maßstabe fortgesetzt. Der Moniteur selbst erklärte in jenem Artikel, der die angebliche Sistirung der Rüstungen verkündete, daß die Pferdeankäufe fortgesetzt werden würden. Aber man ist hierbei nicht stehen geblieben. Die Kanonenboote von Toulon, die den Uebergang über den Rhein decken sollen, stehen in Straßburg bereit, Massen von Kriegs-Material werden in Belfort aufgehäuft, die Festungen an der Ostgrenze werden armirt und erweitert, und das Lager von Chalons, das sonst nur 30,000 Mann beherbergte, wird in diesem Jahre eingeständlich 100,000 Mann zählen. Chalons liegt auf dem Wege nach Metz. Metz und Straßburg bilden die Basis jedes französischen Angriffs auf Deutschland, der die Neutralität Belgiens respektirt.

Wie anders Deutschland und Preußen! Beide haben nicht aufgehört vom ersten Auftauchen der Streitfrage an die vollgültigsten Beweise aufrichtiger Friedensliebe zu geben, sie beharren noch heute in dieser Beweisführung. Wäre es Preußen überhaupt um den Krieg mit Frankreich zu thun gewesen, so hätte es niemals bessere militärische Aussichten, als sich ihm im Jahre 1859 darboten, gehabt. Die Chancen, welche die Situation Ende Juli und Anfang August 1866 den preußischen Waffen gewährte, waren nach allen Richtungen hin entschieden günstiger Art. Antwortete Preußen in diesem Frühjahr gleich zu Anfang April

der französischen Rüstung mit deutschen Rüstungen, so war der Krieg freilich unvermeidlich, aber die Aussichten für Preußen sicherlich nicht die schlechtesten. Nach dem Eingeständniß des Moniteur selbst hätten wir die französische Armee unvorbereitet und in halber Streitfähigkeit gefunden. Wir wiederholen, Deutschland konnte keinen größeren Beweis seiner Friedensliebe geben, als indem es weder dem Vertrage mit Holland, der hinter seinem Rücken über ein deutsches Land, über ein Preußen von Europa zuerkanntes Recht, in dessen unbestrittener Uebung es sich funfzig Jahre befand, abgeschlossen wurde, noch dem Umfange der französischen Rüstungen die geringste Gegenrüstung bis auf den heutigen Tag entgegengestellt hat. Das ist das Verhalten des preußischen Cabinets. Daß die öffentliche Meinung Deutschlands, das deutsche Volk den Krieg mit Frankreich ebenso wenig will als die preußische Regierung, wenn man uns in Frieden in unseren Grenzen und in unserer Ehre ungekränkt läßt, wenn man das Grundrecht jeder Nation: sich selbst ihre Verfassung zu geben, nicht antastet und sich enthält, dafür Compensationen zu fordern, das hat Herr Garnier-Pagès seinen Landsleuten, der republicanischen Partei Frankreichs, in deren Auftrage er Deutschland angeblich bereiste, nun bereits aus persönlicher Wahrnehmung bestätigen können.

Wir wissen zu gut, was der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland bedeutet, als daß wir nicht von Herzen wünschten: er möge beiden Völkern erspart bleiben. Es war unsere Meinung nicht, daß Preußen eine europäische Garantie an die Stelle der Garantie treten ließe, welche es Kraft des Rechts der Nationalität wie Kraft vertragsmäßigen Rechts besaß, daß es auf einen anerkannten Besitzstand verzichten solle, weil Frankreich diesen Verzicht verlangte. Preußen hat den schweren Schritt, das große Zugeständniß um des Friedens willen nicht gescheut, sich dem Ausspruch Europas zu fügen, wenn „ihm diejenigen Compensationen gewährt werden, welche der Absicht entsprechen, die durch das Besatzungsrecht in Luxemburg erreicht werden sollte.“ Die Conferenz tritt heut in London zusammen. Wir können trotzdem in ihrer Eröffnung Angesichts der Fortdauer der französischen Rüstungen noch kein volles Unterpfand für die Erhaltung des Friedens erblicken. Immer von Neuem lassen diese weitgreifenden Rüstungen die Besorgniß aufsteigen, daß man in Paris den Krieg will. Wäre das wirklich der Fall, dann hätte Deutschland durch seine Friedensliebe, wenn es sich nicht in Nachtheil gesetzt hätte, wenigstens bereits auf eine Reihe sehr werthvoller militärischer Vortheile verzichtet.

Erwägt man unbefangen die Lage, prüft man ruhig die Aussichten für die eine oder die andere Entscheidung, so fällt dabei weder die Rechtsfrage noch der Anlaß des schwebenden Conflictes sonderlich in's Gewicht. Gewiß, man kann den sublimen Einfall, das saubere Geschäft des Königs von Holland, ein ihm gegen Frankreich anvertrautes deutsches Land Frankreich zu verkaufen, diesen Verrath an Pflicht, Treue, Ehre und Vaterland nicht stark genug kennzeichnen, man kann nicht stark genug die Kunst der Perfidie und die Tenacität der Lüge brandmarken, durch welche man den Holländern die Meinung

beibrachte, daß Holland genöthigt sei gegen die räuberischen Absichten Preußens den Schutz Frankreichs zu suchen — selbst ehrliche Conservative wie Groen van Prinsterer nehmen die geschickt ausgestreute, hartnäckig aufrecht erhaltene Lüge für baare Münze, und die sparsamen Holländer bewilligen Millionen auf Millionen für die Reorganisation ihrer Armee und die neuen Vertheidigungslinien; man kann den jämmerlichen Versuch, Holland nachträglich außer Verantwortung zu setzen, indem man besondere Agenten für Luxemburg an die Höfe Europas schickt, kaum verächtlich genug zurückweisen — all diese Treulosigkeit, Thorheit und Jämmerlichkeit ist für das Wesen der Frage zwischen Frankreich und Deutschland ohne Bedeutung. Ebenso wenig fördert es, den dunklen Ursprung des Handels aufzuklären. Wenn Herr Zuylen van Nyveldt in der niederländischen Kammer versichert, daß weder die niederländische noch die großherzogliche Regierung den Verkauf angeregt habe, so wird gleichzeitig in Paris behauptet, daß die Initiative nicht von Paris ausgegangen sei. Es wird sich denn wohl so verhalten, wie van Nyveldt sagte: „daß Besprechungen an verschiedenen Orten stattgefunden hätten, aber unter nicht accreditirten Personen." Indiscrete Zeitungen wollen wissen, daß Madam Musard diese nicht „accreditirte Person" sei, welche zwischen Brüssel und Paris hin und her reisend sowohl hier als dort „nicht accreditirte Unterredungen" halten konnte. Der König von Holland brauchte Geld und man war in Paris bereit es zu zahlen, natürlich sollte nur der Werth der luxemburgischen Domänen erstattet werden.

Das war der Anlaß. Man ergriff ihn in Paris, weil man eine Ableitung der Aufmerksamkeit nach Außen brauchte, weil die Parteien drängten, weil man bei dieser Gelegenheit nachträglich Einiges von den Vortheilen erlangen zu können hoffte, die man im August 1866 vergebens in Berlin gefordert hatte. Man meinte vielleicht zudem, daß Preußen aus einer so unbedeutenden Erwerbung keinen Kriegsfall machen werde. Preußen erklärte auf die Eröffnungen, welche ihm Holland machte, daß es sich in europäischem Auftrage seit 50 Jahren in Luxemburg befinde, daß es die Ansicht der Unterzeichner der Verträge von 1839, welche den Ueberrest Luxemburgs dem Könige von Holland garantirt haben, zu vernehmen gedenke.

Die diplomatische Campagne begann. Frankreich wollte versuchen, ob Preußen nicht in eine ähnliche Lage zu bringen sein möchte, wie die, in welche es Rußland vor dem Krimmkriege gebracht hatte. Es war die Frage der Allianzen, der Isolirung Preußens, welche damit aufgeworfen wurde. Diese diplomatische Campagne war unerläßlich, selbst wenn man überzeugt war, wenige oder keine Vortheile aus derselben ziehen zu können. Man brauchte Zeit. Frankreich war völlig unvorbereitet. Die Truppen aus Mexiko waren noch nicht zurück, die Truppen aus Algier noch nicht heran, die Chassepot-Gewehre waren noch lange nicht fertig, selbst die Mannschaften, die sie erhalten hatten, waren mit denselben nicht geübt. Man hatte die größten Lücken im Armeematerial und in den Munitionsvorräthen auszufüllen, und wenn auch im August 1866 für 7 — 8 Millionen Francs Pferde gekauft worden waren, ihre Zahl reichte bei

Weitem nicht aus, den Bedarf der Armee und der Kolonnen zu decken. Aber abgesehen von unentbehrlichem Zeitgewinn, auch an sich gewährte ein diplomatischer Feldzug sehr gute Aussichten. Man durfte auf Oesterreich ziemlich sicher rechnen, man stürzte das Kabinet Ricasoli und erhob Ratazzi, um in Florenz unbedingt gebieten zu können, man kannte die weitgehende Friedensliebe Englands. Es kam zunächst darauf an, sich selbst eine friedliebende Position zu geben, um Preußen zum Friedensstörer zu machen. Man erklärte sich eventuell bereit, auf die Erwerbung Luxemburgs, auf die aus dem mit dem Könige von Holland geschlossenen Vertrage erworbenen Rechte zu verzichten, falls Preußen seiner Seits auf das Besatzungsrecht verzichte. Man konnte unmöglich friedliebender, billiger und gerechter auftreten. Thatsächlich freilich besaß Frankreich nichts, auf das es verzichtete oder verzichten konnte. Räumte Preußen, so war dies ein reiner Gewinn für Frankreich ohne jede Gegenleistung. Frankreich hatte damit einfach den Zweck erreicht, Preußen aus Luxemburg zu verdrängen. Veräußern konnte der König von Holland Luxemburg nicht; weder seinen Agnaten noch seinen Ständen, noch jener Garantie der Großmächte gegenüber, Frankreich konnte mithin selbstredend aus diesem Kauf keine Rechte gewinnen. Preußen hatte das Recht eines funfzigjährigen Besitzstandes und die europäischen Aufträge von 1815 und 1839 für sich; es konnte ferner einwenden, daß selbst wenn alle diese Verträge hinfällig geworden sein sollten, der 1866 gegen den Großherzog von Luxemburg erklärte Kriegszustand es zum rechtmäßigen Herren der Festung gemacht haben würde. Was war das Alles gegen den Schein, den vorläufigen Schein eines großmüthigen Verzichts, wenn man durch diesen Preußen die Schuld des Krieges zuschieben, wenn man es dadurch in Europa isoliren konnte? Auf dieses Programm hin beeilte sich Herr von Beust in's Feuer zu gehen. Mit der Schlauheit, die diesen Staatsmann auszeichnet, proponirte er die Verbindung des Großherzogthums mit Belgien, Ausdehnung der belgischen Neutralität auf Luxemburg. Dafür sollte Belgien dann den Distrikt von Marienburg und Philippeville an Frankreich abtreten. Der Vorschlag sorgte sowohl für Frankreich als für Belgien; er sollte durch den Vortheil für Belgien auch England gewinnen. Belgien wies diesen Tausch ab. Nach dieser Abweisung blieb nur die Neutralisation Luxemburgs übrig. Die Verhandlungen über die österreichische Proposition kreuzten sich mit der Anregung, welche Preußen selbst gegeben hatte: die Unterzeichner des Garantievertrages von 1839 möchten sich über die von Holland aufgeworfene Frage aussprechen. Der Einwirkung Rußlands und Englands — letztere betrieb Lord Loftus lauter als angemessen war in Berlin — gelang es, die Conferenz zu Stande zu bringen. Preußen wollte offenbar den Krieg vermeiden, wenn er irgend zu vermeiden war, es wollte sich einer europäischen Besprechung nicht widersetzen, die es indirekt selbst zuerst verlangt hatte, welche die Aussicht gewährte, den Frieden Europas durch Vermittelung der unbetheiligten Mächte zu erhalten. Die Conferenz tritt heute zu einer freien Berathung über die Frage der Neutralisation Luxemburgs zusammen. Weder Graf Derby noch Herr von Moustier haben der Conferenz eine bestimmtere Basis

beigelegt. Der Erstere begnügte sich am 2. Mai im englischen Oberhause zu sagen, „daß die Uebereinstimmung der unbetheiligten Mächte, auf welche er nach den unter ihnen ausgetauschten Mittheilungen zählen zu dürfen glaube, die Conferenz zu Beschlüssen führen werde, welche der militärischen Ehre der beiden interessirten Großmächte keinen Eintrag thun und die Besorgnisse Europas heben würden." Herr von Moustier sagte dem Corps législatif: „daß die im Vorwege ausgetauschten Gesichtspunkte die Zuversicht (assurance) auf eine den Interessen und der Würde der betheiligten Mächte entsprechende Abmachung gäben."

Will man der Zukunft ein Prognostikon stellen, so muß man das Wesen der Frage scharf in's Auge fassen. Dies liegt nicht in Luxemburg, sondern darin, ob Frankreich ehrlich und aufrichtig gemeint ist, sich mit der Stelle in Europa zu begnügen, die ihm mit der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung zugefallen ist. Die Frage ist nicht, ob diese oder jene Partei Frankreichs, ob die Opposition oder die Regierung dies ehrlich will oder kann, sondern ob alle die Faktoren, welche zusammenwirkend oder sich kreuzend die Entscheidung geben und den Staatswillen bilden, dahin gelangen, diese Resignation auf sich zu nehmen. Im anderen Falle würde die Lösung des jüngsten Zwischenfalls, die Beseitigung des Luxemburger Anlasses, den Krieg nur vertagen und derselbe würde um so heftiger wüthen, je länger es gelungen wäre, ihn hinauszuschieben. Wir unseres Orts begreifen sehr wohl, wie schwer es dem Kaiser, dem französischen Stolz fällt und fallen muß, auf eine Art von Suprematie zu verzichten, die Frankreich mit Ausnahme einer kurzen Periode im achtzehnten, einer etwas längeren im neunzehnten Jahrhundert, unleugbar auf dem Continent Europas geübt hat. Und weil wir dies begreifen und weil uns die Meinung, die uns auf jedem Schritte in Frankreich begegnet: Preußen müsse räumen, da Frankreich es verlange, keinen Beweis dafür zu geben scheint, daß man in Frankreich geneigt ist, die Thatsache des neuen Deutschland und deren Consequenzen anzuerkennen, eben darum können wir zu unserem Leidwesen noch immer kein rechtes Vertrauen auf die Dauer des Friedens, auf einen die Zukunft sichernden Ausgang der Conferenz fassen. Wir müssen uns vielmehr sehr wider Wunsch und Willen zu der Meinung bekennen, daß die Conferenz selbst im glücklichsten Falle nur einen Waffenstillstand von geringer Dauer aufzurichten im Stande sein wird.

Werfen wir einen Blick auf die Mittel, welche der Diplomatie der Londoner Conferenz zu Gebote stehen. Sie könnte ohne Zweifel das Wirksamste, den Frieden dauernd zu sichern, in Anwendung bringen. Wenn England, Oesterreich, Rußland einstimmig erklärten: wir dulden keinen Uebergriff Frankreichs, wir sind bereit, Preußen in dem ihm von Europa übertragenen Rechte zu schützen, wir sind bereit, dem Angreifer mit vereinter Kraft entgegen zu treten, so würde diese Sprache den Franzosen den Entschluß zu jener Resignation, welchen sie selbst sich abzugewinnen schwerlich im Stande sind, wesentlich erleichtern und den Frieden Europas gewährleisten. Aber wer könnte eine solche Sprache und

Haltung auch nur von England erwarten, ſo nahe ſie gerade dieſer Macht gelegt wäre im Hinblick auf die Minderung der Sicherheit Belgiens, die nicht blos eine eventuelle Erwerburg Luxemburgs durch Frankreich, die ſchon der Abzug der preußiſchen Garniſon aus Luxemburg herbeiführen muß. Vielmehr hat England bereits durch den Mund ſeines auswärtigen Miniſters vor dem Parlamente erklärt, daß es unter allen Umſtänden eine ſtrikte Neutralität beobachten werde. Wer könnte jene Haltung von Oeſterreich, welches ſich unter keinen Umſtänden die franzöſiſche Allianz verlegen will, erwarten? Da den unbetheiligten Mächten thatſächlich der Wille einer ſo reſoluten Politik fehlt, bleibt ihnen nur die Rolle der Vermittelung, die ſie bereits bisher und zwar weſentlich in einem gegen Preußen gerichteten Sinn ausgeübt haben. Sie haben Preußen zur Nachgiebigkeit, zur Räumung gerathen und dadurch nichts erreicht, als Frankreich in dieſer und weiteren Abſichten zu beſtärken. Für die Fortſetzung ſolcher Vermittelung auf der Conferenz bietet ſich natürlich keine andere Baſis als die der Neutraliſirung Luxemburgs, die Frankreich keinerlei Opfer koſtet, Preußen aber die Thatſache des Verzichts auf ein Recht und auf eine ſtarke militäriſche Stellung auflegt. Die Neutraliſation Luxemburgs d. h. deſſen Erklärung zu einem unabhängigen, neutralen und unverletzlichen Staat iſt eine Poſſe ohne die einſtimmige Garantie Europas. Wenn Frankreich die Kanonen Preußens in Luxemburg, d. h. in einer deutſchen Stadt eines deutſchen Staats, bedenklich, ja unerträglich findet, obwohl ihm die Geſchichte der letzten funfzig Jahre keinen Beleg dieſer Unerträglichkeit bietet — jeden Falls waren dieſe Bedenken früherhin, als Preußen, Oeſterreich ſammt dem deutſchen Bunde und Rußland in enger Vereinigung gegen Frankreich ſtanden, weit begründeter; ſo wird man es Deutſchland nicht verargen können, daß es, wenn noch einmal des Friedens wegen ein Stück ſeines Bodens von ihm gefordert wird, wenigſtens volle Sicherheit dafür verlangt, von den Kanonen Frankreichs in Luxemburg nicht eine neue Bedrohung der Art zu erfahren, wie die, welche die Kanonen deſſelben Staats in Straßburg ſeit zwei Jahrhunderten für Deutſchland geweſen und heute noch ſind.

Beſteht der ernſte Wille unter den in London heute verſammelten Mächten eine wirkſame Garantie, welche weſentlich gegen Frankreich gerichtet iſt, zu übernehmen? Die Ausſichten für die wirkſame Garantie Europas ſcheinen uns wenigſtens dadurch keinen Vorſchub erhalten zu haben, daß der König von Holland noch in der letzten Stunde — wir wiſſen nicht ob auf eigenen oder auf fremden Betrieb — auch Einladungen an Belgien und Italien gerichtet hat. Die Einladung Belgiens läßt darauf ſchließen, daß das Projekt einer Einverleibung Luxemburgs in Belgien noch nicht aufgegeben iſt. Italien iſt bereit — leider dürfen wir daran nicht länger zweifeln — auf den Befehl Frankreichs gegen Deutſchland zu marſchiren. Sollte es eine Garantie, die Frankreichs Ausdehnung nach dem Rhein hin verhüten ſoll, zu übernehmen in der Lage ſein ohne ausdrückliche Einwilligung und Weiſung von Paris? Iſt es wahrſcheinlich, daß Oeſterreich eine Garantie übernimmt, wenn es vorausſieht, daß dieſe Garantie

es in Conflikt mit Frankreich setzen, daß es ihm die Allianz Frankreichs in gewissen Momenten unmöglich machen könnte? Was England betrifft, so kennt man den hergebrachten Grundsatz seiner Politik, keine Garantien zu übernehmen. Sollte es von diesem in einem Augenblicke Frankreich gegenüber mehr als zum Scheine abweichen wollen, wo ihm an der Unterstützung Frankreichs im Orient gegen die Pläne Rußlands zu thun ist?

Jeden Falls wird die Haltung Italiens und Oesterreichs auf der Conferenz bei der Rücksicht, welche diese beiden Mächte auf Frankreich nehmen, dann aber auch die Haltung Englands Kennzeichen dafür gewähren, ob Frankreich der Neutralisation Luxemburgs gegenüber loyale Absichten hegt, oder ob Hintergedanken vorhanden sind, die nur bis zum Ende der Ausstellung, bis zur Vollendung der Rüstungen zurückgeschoben sind. Vorausgesetzt, daß Europa eine effective, keine scheinbare Garantie übernimmt, so blieben die Detailfragen zu regeln. Soll dem Könige von Holland, nach Allem was geschehen ist, die freie Verfügung über Luxemburg bleiben; kann man nicht ebenso gut ein neutralisirtes Land verkaufen, als ein nichtneutralisirtes? Kann ein neutraler Staat, wie es Luxemburg werden soll, mit einem nicht neutralen wie Holland vereinigt bleiben? Soll der König von Holland auf Luxemburg verzichten und das Großherzogthum etwa seinem Bruder Heinrich abtreten, oder soll die Neutralität auf die gesammten Niederlande ausgedehnt werden? Hat Frankreich in dieser oder in anderer Beziehung Verpflichtungen gegen Holland übernommen? Kann ein neutrales Land im deutschen Zollverein bleiben oder nicht? Alle diese Fragen stehen zur Entscheidung der Conferenz. Weiter aber. Daß die Festung mit der Räumung zugleich geschleift werden muß, wäre selbstverständlich die Gegenbedingung Preußens. Diese Schleifung reißt jedoch eine empfindliche Lücke in das Defensivsystem Deutschlands. Kann Preußen Luxemburg schleifen und räumen, bevor diese Lücke durch die Errichtung eines Waffenplatzes von ähnlicher Bedeutung weiter ostwärts gedeckt ist? Und wer hätte die Kosten der Schleifung, der Errichtung dieses neuen Waffenplatzes zu tragen?

Wir nehmen an, daß es der Conferenz gelingt, alle diese Fragen glücklich zu lösen. Wo liegt für Deutschland die Garantie dagegen, daß Frankreich nicht im Herbst zu der Ansicht gelangte: auch Landau bedrohe seine Sicherheit. Landau sei ebenfalls Bundesfestung und der Bund bestehe nicht mehr. Landau ist erst im zweiten Pariser Frieden an Deutschland zurückgestellt worden. Aber Landau ist heute ein unbedeutender Platz; Mainz desto bedeutsamer. Wo liegt die Garantie dagegen, daß Frankreich es nicht angemessen fände, den Abzug der preußischen Besatzung aus Mainz zu fordern? Mainz liegt in dem Gebiete Hessens, das nicht zum norddeutschen Bunde gehört. Da es Frankreichs Aufgabe stets gewesen ist und bleiben muß — so behaupten Herr Thiers und General Changarnier — die schwachen Staaten zu schützen, da diese Politik allein seinem großmüthigen Charakter angemessen ist, so kann es nicht wohl anders sein — Preußen muß Mainz verlassen, wie es Luxemburg verlassen hat. Frankreich hat zwar durch seine Mediation in Nikols-

burg den gegenwärtigen Territorialbestand Preußens, den Abschluß des norddeutschen Bundes bereits indirekt anerkannt. Wenn jedoch die süddeutschen Staaten den Eintritt in denselben verlangen, wenn Deutschland die letzte Hand an seine Einigung legen will; wäre Frankreich verpflichtet, dem ruhig zuzusehen?

Wir haben es für unsere Pflicht erachtet, gerade am Tage der Eröffnung der Conferenz auf alle diese Schwierigkeiten und Eventualitäten hinzuweisen. Die Räumung Luxemburgs gegen die Garantie Europas für dessen Neutralität ist zu wenig, Frankreich zu befriedigen, aber ein ausreichender Erfolg, um neue Forderungen hervorzurufen.

Inzwischen sind wir zufrieden, daß Deutschland, wenn es die militärische Gegenrüstung unterlassen hat, wenigstens mit Erfolg bemüht gewesen ist, seine politische Rüstung zu verbessern. Wir haben die Aufgabe nicht unterschätzt, die deutschen Staaten und Stämme auf constitutionellem Wege zu einigen, d. h. durch die Vereinbarung mit fünfundzwanzig Regierungen und danach durch das Votum einer Centralvertretung und weiter durch das Votum von zweiundzwanzig späterhin fünfundzwanzig Sondervertretungen eine gemeinsame Verfassung aufzurichten. Wir waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der günstige Augenblick zur Lösung dieser fast unlösbaren Aufgabe um keinen Preis verloren gehen dürfe. Wir haben demgemäß den entschieden nationalen Standpunkt betont; wir haben darauf hingewiesen, daß schlimmsten Falls selbst die Einheit der Diktatur der deutschen Nation heilsamer werde als die Fortdauer ihrer Zerrissenheit, ihrer Ohnmacht, als wenn sie noch einmal den Beweis lieferte, daß ihr unpraktisches und theoretisches Wesen so unheilbar sei, daß sie ihre vornehmste Aufgabe, die Frage ihrer Existenz, zu lösen, wiederum außer Stande sich befinde. Wir konnten aber zugleich hervorheben, daß die Nation keines Weges vor der schweren Alternative stehe zwischen Einheit und Freiheit zu wählen, daß die Bundesverfassung, selbst wenn die Form, in welcher sie von den Regierungen geboten war, keine Veränderung erfahren sollte, dennoch entwickelungsfähige Grundlagen biete.

Wir haben heute die Genugthuung, konstatiren zu können, daß Deutschland einen Reichstag, aus allgemeiner und direkter Wahl hervorgegangen, gefunden hat, welcher es verstand, die Berathung der deutschen Verfassung in sieben Wochen zu beendigen, der es verstand, auf Einiges zu resigniren, um nicht Alles auf das Spiel zu setzen. Das Beispiel, welches der Reichstag gegeben, kann für die Sondervertretungen nicht verloren sein. Die Annahme der Reichsverfassung durch den preußischen Landtag mit großer Mehrheit ist gesichert. Die erste Kammer des Königreichs Sachsens hat dieselbe bereits einstimmig, die zweite mit siebenundsechzig Stimmen gegen sechs angenommen. Freilich würde man irren, wenn man in diesem Votum die herzliche Zustimmung des sächsischen Volkes erkennen wollte; alle Reden, welche in Dresden gehalten wurden, richteten ihre Spitze *gegen* die Verfassung. Aber die Thatsache der rechtsgültigen Anerkennung ist erreicht, wenn auch unter dem Drucke einer besonderen Lage;

wobei uns die Ueberzeugung zum Troste gereicht, daß keine Verfassung der Welt die freudige Beistimmung aller Bruchtheile des deutschen Volkes erhalten hätte. Und wenn nun auch die Stände Mecklenburgs erst auf den ersten Juni einberufen sind, ja selbst wenn sie sich reniteut erweisen sollten, so wird Graf Bismarck dennoch in der Lage sein, vor dem 18. August, d. h. vor dem Ablauf der bezüglichen Verträge und nicht lange nach dem Jahrestage des Austritts Preußens aus der alten Bundesverfassung die neue deutsche Verfassung, d. h. die Wiedergeburt der deutschen Macht, der Großmacht Deutschland zu proklamiren.

Welch' ein Unterschied zwischen den dreiundsiebzig Artikeln dieser Verfassung und den zwanzig Artikeln der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815! Das deutsche Volk hat nicht vergebens gestrebt und gearbeitet. Der phantastische Idealismus seiner Studenten und Demagogen, die Taschenausgabe des Constitutionalismus in den süddeutschen Staaten, der beharrliche Doktrinarismus der süddeutschen Opposition, die ernste mühselige Arbeit der preußischen Bureaukratie in Preußen wie in der Schöpfung des Zollvereins, die ungestüme Bewegung des Jahres 1848, die Kämpfe um die Gründung und den Ausbau, die Aufrechthaltung der preußischen Verfassung, die herbe Zähigkeit des norddeutschen Junkerthums, die unablässige Sorge um die Erhaltung der Streitfähigkeit der preußischen Armee durch fast funfzig lange Friedensjahre, die Hartnäckigkeit, mit welcher die Reorganisation aufrecht erhalten wurde — alle diese so weit auseinanderliegenden Bestrebungen, alle diese Forderungen und Kämpfe, alle diese Arbeiten und Anstrengungen mit ihrer Verschlingung, mit ihren gegenseitigen Hemmungen und Einwirkungen waren erforderlich das große Ergebniß hervorzubringen, mit welchem Deutschland heute seine politischen Lehrjahre zu schließen im Begriff steht.

Wie unerwünscht es sein mag, von sich selbst zu sprechen, der Wendepunkt, welcher durch die Ereignisse des vorigen Jahres, welcher durch den Abschluß der deutschen Verfassung in den Geschicken Preußens und Deutschlands eingetreten ist, drängt unwillkürlich den Blick rückwärts und vorwärts. Als wir vor nunmehr zehn Jahren diese Blätter begründeten, hatte die Demokratie den politischen Kampfplatz in Preußen, welchen sie 1848 geräumt, noch nicht wieder betreten, die altliberale Partei stand allein in Vertheidigung der Verfassung, die sie der Regierung 1850 abgewonnen hatte, in ausharrender Opposition gegen eine Staatsleitung, welche die Machtstellung Preußens und seine deutsche Mission preisgegeben hatte, und auf allen Gebieten des Staatslebens mit Ausnahme des wirthschaftlichen die entschiedenste Unfähigkeit zeigte. Wir unterstützten die Opposition der altliberalen Partei von dem nationalen Gesichtspunkte, von dem deutschen Berufe Preußens aus so lebhaft wir konnten. Wir hoben zugleich schon damals hervor, daß der Staat nicht blos die Aufgabe hätte, die Idee der Freiheit zu verwirklichen, sondern auch die, sich in der realen Welt zu behaupten; der reale Staat sei nicht der gegebene Stoff zu beliebigen Experimenten der Freiheit; jeder derselben stehe unter besonderen Lebensbedingun-

gen, die seinen specifischen Charakter, die unverächtliche Quelle seiner Kraft und wesentliche Faktoren seiner Entwickelung bildeten. Als wenige Jahre darauf der Versuch eines liberalen Regiments in Preußen gemacht wurde, legten wir das wesentliche Gewicht darauf, daß derselbe nur in dem Falle Dauer und Halt gewinnen werde, wenn es gelänge, das neue, das liberale und demokratische Preußen mit dem alten Preußen d. h. mit dem Grundbesitz, mit der Beamtenschaft, mit dem Militärstaate zu versöhnen, wenn es gelänge, die beharrenden, die historischen, die streng monarchischen Elemente Preußens, welche dessen Aktion bedingten, zu liberalen Anschauungen hinüberzuziehen und jene stramme und einseitige, aber unentbehrliche Muskulatur Preußens mit dem Geiste der nationalen, der liberalen Aufgabe zu durchdringen. Noch mehr aus diesem Gesichtspunkte empfahlen wir die Annahme der Reorganisation als aus der Ueberzeugung, daß sie die unentbehrliche Vorbereitung für die Lösung der deutschen Aufgabe Preußens sei, die wir niemals für eine Freiheitsfrage allein, sondern zugleich stets für eine Machtfrage gehalten und angesehen haben. Auch die weitgemessensten Volksrechte konnten Oesterreich nicht aus Deutschland werfen und Europa zum Zusehen bestimmen. Als es dennoch zum Verfassungskampfe in Preußen über die Reorganisation kam, beklagten wir es, daß die Volksvertretung ein unleugbares formales Recht gegen eine sachlich begründete und unerläßliche Reform geltend machte. Unserer Seits aber hatten wir nun unsere Pflicht zu thun; wir vertheidigten die Verfassung so nachdrücklich wir irgend vermochten. Sobald sich Preußen entschloß, für Schleswig-Holstein gegen Dänemark, und wenn es sein müßte gegen England, gegen Europa einzutreten, als es die Herzogthümer durch den Rücktritt vom Londoner Protokoll, durch die Erneuerung des Krieges von Dänemark losriß, machten wir sofort die Rechte geltend, welche Preußen sowohl der Bevölkerung der Herzogthümer als den Ansprüchen des Prätendenten, sowohl seinem Alliirten Oesterreich als der Politik des Bundes (d. h. den Interessen der Mittelstaaten) gegenüber aus der Erfüllung dieser nationalen Pflicht erwachsen seien. Wir wollten keinen neuen Mittelstaat in Schleswig-Holstein, der die Kraft der Mittelstaaten und das Gewicht des Bundestags stärkte, der Preußen hemmte und die Schwierigkeiten der künftigen Herstellung der nationalen Einigung noch weiter erschwerte. Als die Bedingungen Preußens zurückgewiesen wurden, verlangten wir die Annexion auf die Gefahr des Krieges mit Oesterreich und mit dem Bundestag. Wir schreckten vor dem angeblichen Bruderkriege nicht zurück, nachdem sich endlich ein Mann in Preußen gefunden hatte, der die nationale Idee vom conservativen Standpunkte aus ergriffen hatte und diese durchzuführen entschlossen schien. Wie schmerzhaft der Kampf sein mochte, er mußte einmal gewagt werden, und wenn in Preußen selbst nicht alle Bedingungen für diese schwere Entscheidung günstig lagen, so ergab die europäische Lage dagegen eine Constellation, die vielleicht nie wiederkehrte, so schmal immerhin der Raum sein mochte, den selbst diese exceptionelle Conjunktur gewährte.

Wir dürfen heute wohl daran erinnern, daß uns die Ereignisse Recht ge-

geben haben, und ebenso dürfen wir vielleicht mit aller Bescheidenheit hinzufügen, daß unsere Beurtheilung des Entwurfes der Bundesverfassung gegenwärtig von der großen Mehrheit der liberalen Parteien getheilt wird, daß die Erfüllung der Wünsche, welche wir für die Amendirung derselben stellten, diese Verfassung, wie sie aus den Berathungen des Reichstages hervorgegangen ist, nunmehr auch der eben bezeichneten Mehrheit als eine wohl geeignete Grundlage für die tüchtige Entwickelung des politischen Lebens der deutschen Nation erscheinen läßt. Dieselben Organe der Presse, welchen der Entwurf so überaus mangelhaft erschien, sind heute der Meinung, daß die Rechte, welche die Bundesverfassung der Vertretung des Volkes zugestehe, nicht hinter denen der preußischen Verfassung zurückblieben, daß der Wegfall des Herrenhauses, der früherhin kaum berührt wurde, doch von sehr erheblicher Bedeutung sei, daß das Budgetrecht im Bundesstaate, der mit dem Deficit beginnt, viel schwerer wiege als im wohlgeordneten Einheitsstaate, dessen Einnahmen die Ausgaben übersteigen, daß selbst die Contingentirung der Friedenspräsenzstärke auf ein Prozent der Bevölkerung, die „ewige Einnahme" der Bundeskasse von 225 Thlr. für den Mann oder 2¼ Thlr. für den Kopf der Bevölkerung, keine unerschwingliche Last sei, daß die Bevölkerung Preußens bei ähnlicher Belastung mindestens um jährlich ein Prozent gestiegen sei. Wir hatten bereits früher darauf hingewiesen, daß „die sich gleichbleibende Last" gegenüber der steigenden Volkszahl und dem steigenden Wohlstande eine immer leichtere werde. Man gesteht jetzt selbst zu, daß bei fernerer gleichmäßiger Zunahme der Bevölkerung im Jahre 1877 statt eines Prozentes derselben nur $^{9}/_{10}$ Prozent unter Waffen sein würden, und statt 2¼ Thlr. dann nur noch 2 Thlr. zu zahlen sein werden. Wir haben erlebt, daß der Prozentsatz in Preußen bei einer Friedensstärke von 130,000—140,000 Mann von 1¼ Prozent im Jahre 1820 im Jahre 1850 auf 0,80 gefallen ist und daß sich der Aufwand für diese Stärke von 37 Prozent der Gesammtausgaben auf 24 Prozent derselben verminderte. Uebereinstimmend heben heute sogar so hartnäckige Schleswig-Holsteiner wie die Herren Francke und Schleiden die Vorzüge der Bundesverfassung hervor. Der Letztere findet, daß das Budgetrecht der Bundesverfassung ausgiebiger bemessen sei als das des englischen Unterhauses. Herr Twesten bekennt, daß man auch eine schlechtere Verfassung um der Einigung willen hätte annehmen müssen und daß der Mangel der Diäten nicht wesentlich sei; wenn man dagegen behaupte, daß ein Reichstag ohne Diäten dem freien Willen des Volkes nicht den entsprechenden Ausdruck gebe, so stelle man damit dem deutschen Volke ein Armuthszeugniß aus. Herr Jung bestätigt, daß es das ärgste Armuthszeugniß für Deutschland wäre, wenn es keine tüchtigen Vertreter ohne Diäten finden sollte. Herr v. Unruh findet, daß ihn der Mangel der Grundrechte nicht störe, da diese ja nur allgemeine Versprechungen seien, denen ohne positive Gesetze nur ein unbedeutender Werth beiwohne. Herr Jung setzt hinzu, daß die Aufnahme der Grundrechte überflüssig sei, da sie ja bereits von allen Deutschen besessen würden, mit Ausnahme von 6—700,000 Mecklenburgern und Reuß-Greizern, denen zu Liebe man doch die ganze Verfassung nicht ablehnen könne,

und die Herren Lasker und Max Simon bemühen sich aus allen Kräften ihre Wähler in Berlin und Breslau zu überzeugen, daß die Freiheit durch die Annahme der Bundesverfassung nicht in Gefahr sei.

Wir deuten auf diese Thatsachen hin, um zu beweisen, wie haltlos das Vorgeben der Demokratie ist, daß diese Verfassung keinen Boden im deutschen Volke gewinnen werde, daß sie niemals eine wahre Einigung der Nation herbeiführen könne. Wir an unserem Orte haben stets der Meinung fern gestanden, daß die Grundrechte und die Rechte der Volksvertretung genügten, einen Staat zu schaffen. Der Schutz des Individuums, der Rechtskreise, die Befugniß freiester Kritik und Bewegung, das Gewicht der Vertretung bedürfen des Correlats der zusammenhaltenden Kräfte, wenn jene Freiheiten nicht centrifugal werden oder in diesem Sinne ausgebeutet werden sollen. Gilt dieser Satz für den Einheitsstaat, so gilt er dreifach für den Bundesstaat. Es war der Grundirrthum des deutschen Liberalismus, daß er nur Rechte verlangte, statt diesen zugleich die entsprechenden Pflichten gegenüber zu stellen. Daß dieser Irrthum mit den nunmehr geschlossenen Lehrjahren beseitigt ist, zeigen die eben angeführten Aeußerungen. Der neue Bundesstaat hat seine zusammenhaltende Kraft, die für die Pflichterfüllung sorgende Macht in Preußen. Nicht die Vertretung des deutschen Volkes hat heute wie 1848 die Centralgewalt Preußen übertragen; Preußen hat dieselbe von sich aus in die Hand genommen und Bedingungen geboten, welche die Regierungen wie die Vertretung des deutschen Volks unterschrieben haben. Es bringt Deutschland seine staatsbildende Kraft, seine sittliche Spannung, seine wirthschaftliche Tüchtigkeit, seine Armee und seine Disciplin, alle Lasten, welche mit einem großen Staate untrennbar verbunden sind. Es empfängt den reichen Zuwachs, das freier strömende Leben, die raschere Beweglichkeit, die stärkeren liberalen Aspirationen der übrigen Stämme. Die Freiheit kann nur bestehen, wenn sie von einer festen Disciplin getragen wird, und es darf im freien Staate weder Macht noch Recht ohne Pflichten geben. Nur die Erfüllung der Pflichten gegen den Staat giebt Rechte in demselben und Anrechte auf dessen Leitung, das Maß der Rechte wächst mit dem Maße der Pflichten und deren Erfüllung. Daß die Bundesverfassung dies große und allein gedeihliche Prinzip realisirt, ist die beste Bürgschaft ihres Bestehens, es giebt dem deutschen Volke die sichere Aussicht auf eine große und glückliche Zukunft des Vaterlandes.

Nachschrift der Redaction.

12. Mai.

Seit obige Zeilen niedergeschrieben wurden, hat sich auf der Londoner Conferenz die friedliche Wendung des Luxemburger Handels entschieden. Ueberall in Deutschland ist dieser Ausgang mit Freuden aufgenommen worden; denn Niemand unter uns wünschte einen Krieg, der zwei große Völker auf Jahrzehnte hinaus zu verfeinden drohte. Der unfertige norddeutsche Bund bedarf der stä-

tigen Fortbildung, die Armeen von Süddeutschland sind noch nicht reorganisirt, und unsere Volkswirthschaft, deren dringende Forderungen unser verehrter Correspondent wohl nicht genugsam beachtet, hat seit dem Beginn des schleswig-holsteinischen Streites eine Zeit gesicherter Ruhe nicht mehr gesehen. Nichts desto weniger lassen wir die Bemerkungen unseres Mitarbeiters unverändert stehen; seine Bedenken haben durch die jüngste Aenderung der Situation nichts von ihrem Werthe verloren. Ganz gewiß hat Preußen ein sehr großes Opfer gebracht für die Erhaltung des Friedens. Wir haben verzichtet auf eine nicht unwichtige militärische Position, die uns durch europäische Verträge anvertraut war — verzichtet ohne jede ernstliche Gegenleistung. Frankreichs Rücktritt von einem rechtlich nichtigen und ohne unsere Zustimmung auch thatsächlich unausführbaren Vertrage kann als eine Compensation nicht gelten. Und was die Neutralisation des Ländchens unter europäischer Garantie bedeutet, das lehrt die neueste Geschichte von Savoyen, das lehrt noch deutlicher die englische Presse, die mit Behagen verkündet, Englands Verpflichtungen seien durch die übernommene Garantie nicht erweitert, sondern beschränkt. In der That, der Preis, den wir zahlten, ist hoch; erst die Haltung Frankreichs in der nächsten Zukunft wird uns zeigen, ob er allzu hoch war. Ziehen die Franzosen aus dem Verlaufe des Streites den Schluß, daß es nicht wohlgethan sei, die werdende Einigung Deutschlands durch unberufenen Einspruch zu stören, so scheint uns der Frieden nicht zu theuer erkauft. Wenn aber durch den wohlfeilen Erfolg die Anmaßung unserer Nachbarn verstärkt wird, und Frankreich versuchen sollte, die unvermeidliche Verschmelzung des Südens mit unserem Norden zu verhindern, dann müssen wir die Londoner Conferenz als eine diplomatische Niederlage Preußens bezeichnen. Wir hätten von ihr nur das eine Ergebniß, daß bei dem dennoch ausbrechenden Kriege Deutschland um eine Festung ärmer wäre, und nur den einen Trost, daß Preußens friedfertige Gesinnung vor den Augen der Welt dargethan ist durch Beweise, welche schwerer wiegen als jene wohlfeilen Friedensadressen, die man heute jenseits des Rheins in Scene zu setzen liebt. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

G. B. Niccolini.

Ein Beitrag zur Geſchichte der italieniſchen Literatur.

An die moderne Poeſie der Italiener knüpft ſich ein ganz beſonderes Intereſſe. Niemals hat die ſchöne Literatur eines Volkes in ſo engem Zuſammenhang mit deſſen politiſchen Idealen und Beſtrebungen geſtanden. Eine Geſchichte der neueren italieniſchen Literatur ſchreiben hieße die Geſchichte Italiens in dieſer Zeit ſchreiben, und auf die politiſche Entwickelung ſelbſt fällt erſt dann das volle Licht, wenn man die literariſchen Entwickelungen, welche jener zur Seite gingen und ſie beeinflußten, im Auge behält. Es kann fraglich erſcheinen, ob ein ſolches Verhältniß für die Literatur ein Gewinn war: gewiß iſt, daß ſie an politiſcher und nationaler Bedeutſamkeit gewann, was ſie, rein äſthetiſch angeſehen, dadurch verlieren mochte.

Eingeleitet wurde dieſe Richtung, die mit einer dreihundertjährigen Ueberlieferung zu brechen hatte, im Grund ſchon in der Aufklärungszeit, deren Hauptvertreter, Parini und Alfieri, jener das Element des geſunden Menſchenverſtandes und der bürgerlichen Tüchtigkeit, dieſer die abſtracte Freiheitsidee und die Oppoſition gegen conventionellen Zwang in die Literatur einführten. Aber den entſcheidenden Wendepunkt bildete die Zeit der Franzoſenherrſchaft, welche den italieniſchen Volksgeiſt in ſeinen Tiefen aufrüttelte und nicht blos die Staaten und Einrichtungen, ſondern auch alle Elemente der Cultur durcheinander warf. Was aus dieſer allgemeinen Gährung werden ſollte, hing zunächſt davon ab, wie die ſtaatlichen Zuſtände der Halbinſel nach der großen Kataſtrophe geordnet wurden. Man weiß, welches Loos Italien bei der neuen Ordnung der Dinge zog. Zu den Täuſchungen, welche die Revolutionsjahre gebracht hatten, trat jetzt die größte und ſchmerzlichſte. Den ausſchweifenden Hoffnungen folgte Reſignation, auf den wahnſinnigen Wirbel der Leidenſchaften Niedergeſchlagenheit und die Anfänge der Selbſterkenntniß. Und dies war nun die Stimmung, aus der eine neue Literatur heraus geboren wurde. Hatten die ernſteren Geiſter ſchon während des Taumels der Revolutionszeit all-

mählich den Glauben verloren, daß diese Wege zu gedeihlichen Zuständen führen könnten, so ward die Ueberzeugung jetzt allgemeiner, daß die sittliche Unreife des Volks die Hauptschuld trage an dem Schiffbruch der nationalen Hoffnungen. Die Nation sittlich und geistig zu heben, die religiösen Grundlagen des Volkslebens wieder zu kräftigen, und durch Pflege des Volksthümlichen die Keime für die Wiedergeburt des Vaterlands auszustreuen, war der ausgesprochene Zweck derer, welche zuerst wieder zur Feder griffen, um in der Nation den Glauben an sich selbst zu erhalten. Bereits war eine verwandte Richtung in Frankreich aus ähnlichen Zuständen hervorgegangen. In Deutschland herrschte eine neue ästhetische Kritik, welche die Literatur dem Leben zu nähern suchte und die Götzen des falschen Classicismus gestürzt hatte; hier und in England hatte die Muse neue Saiten angeschlagen, welche den modernen durch ernste Schicksale hindurchgegangenen Menschen ganz anders berührten als die Schäferspiele oder die Produkte einer selbstgerechten Aufklärung. Alle diese Elemente fanden jetzt, begünstigt durch die Friedensjahre, Eingang in Italien. Eine neue Welt that sich der ihrer classischen Vorbilder müden Jugend auf. Mit den Schaaren der Reisenden zog der Geist der Romantik über die Alpen, erobernd und vertiefend, polemisch und schaffend, vor Allem aber erweckend und die Kräfte der Nation zu eigener Thätigkeit aufrufend. Denn dies ist nun das Eigenthümliche an der Romantik in Italien, daß sie von Anfang Alles auf das Nationale bezog. Weder die Sympathie mit dem Mittelalter, noch die Wiederaufnahme des Religiösen, noch auch die Neuerungen in der Aesthetik waren das Wesentliche. Manzoni hatte unzählige Nachfolger mit seinen religiösen Hymnen, aber sie sind heute alle vergessen. Dagegen gab sein Roman zu einer in Italien ganz neuen Dichtungsart den Anstoß, wesentlich durch den glücklichen Griff, den er mit einem vaterländischen Stoffe that, und gerade diese Richtung wurde immer consequenter festgehalten. Die Neuerungen, die er als Dramatiker im Sinn der Schlegel'schen Kritik einführte, schlugen nicht durch, man blieb beim regelrechten Drama, aber die nationale Färbung, die er seinen Tragödien verlieh, begründete eine neue Epoche und ergriff gleichmäßig alle Arten der Dichtung, den Roman, das Epos, die Romanze, die Ode, die Satyre und später die Geschichtschreibung. Ob Silvio Pellico seine Gefängnisse beschreibt oder die romantischen Sagen seiner Heimath erzählt, ob Berchet seinen Haß gegen den „Verräther" Karl Albert in glühende Romanzen gießt, oder in den Heldenthaten der Pargioten die künftige Befreiung des eigenen Vaterlandes feiert, ob Leopardi in classischen Oden um Italien trauert, oder den Schmerz, der ihm an der Seele nagt, in vernichtende Ironie kleidet, ob Massimo d'Azeglio nach

Manzoni's Vorgang Kataſtrophen der Nationalgeſchichte in Romanform erzählt, Giuſti in ſchneidenden Satyren die Polizeiwirthſchaft und die Schlechtigkeit von Regierenden und Regierten geißelt, oder Balbo zum erſtenmal die Geſchichte Italiens im Zuſammenhang und in populärer Form erzählt, — überall, nur immer beſtimmter und entſchiedener, trotz der Verfolgungen, trotz der Cenſur und der künſtlichen Abſperrung der einzelnen Staaten, derſelbe Drang einer aus ihren Feſſeln ſich emporringenden Nation, überall das Bewußtſein, daß die Literatur der politiſchen Wiedergeburt des Vaterlandes die Wege bereiten müſſe.

So betrachtet, iſt die italieniſche Literatur ein einziges großes Feld der politiſchen Vorarbeit, aber freilich ein überaus mannichfaltiges, mit verſchiedenen ſich durchkreuzenden und bekämpfenden Richtungen. Die romantiſche Schule hatte eine kräftige Anregung gegeben, deren Schwingungen ſich überall hin fortpflanzten. Aber ſie ſtieß ſofort auch auf ſehr hartnäckigen Widerſpruch, mühſam mußte ſie ſich jeden Schritt erkämpfen, mit manchen Tendenzen ſcheiterte ſie ſofort an der Uebermacht der Tradition, und auch dasjenige, was ſich den Eingang erzwang, ward doch raſch im Sinne der Ueberlieferung umgebildet und ſo zu ſagen nationaliſirt. Es ging dem eindringenden nordiſchen Geiſt ungefähr ebenſo wie 6 Jahrhunderte früher, als er in die Entwickelung der italieniſchen Kunſt eingriff. So wenig dieſe ſich ſeines Eindringens erwehren konnte, ſo hartnäckig erwieſen ſich doch ihre Traditionen, welche ſich der fremden Elemente bemächtigten, um ſie in ihrem Sinne umzubilden und die Continuität der eigenen Entwickelung zu behaupten. Die romantiſche Richtung ſah ſich alſo von Anfang in einen Kampf geſtellt, und wenn dieſer im Grunde ohne Reſultat verlief, ſo war die Urſache die, daß er auf ein ganz anderes Gebiet hinübergeſpielt wurde und die Momente, die ſich während deſſelben herausſtellten, nicht mehr auf dem literariſchen Feld zum Austrag gebracht werden konnten.

So lange indeſſen der Kampf noch als ein literariſcher geführt wurde, knüpfte er ſich vorzugsweiſe an zwei Mittelpunkte des geiſtigen Lebens in Italien, an Mailand und Florenz. Dort das Feldlager der Romantiker, hier die feſte Burg der Claſſiciſten, dort ein friſches Sichhingeben an die vom Norden kommenden Einflüſſe, hier ein mißtrauiſches Sichabſchließen in die eigene Tradition, dort ein jugendliches Anſtürmen gegen pedantiſchen Zwang, hier gewiſſenhaftes Feſthalten an überkommenen Regeln, dort ein erneuter religiöſer Aufſchwung, hier das ungläubige Kopfſchütteln des achtzehnten Jahrhunderts, dort nach den erſten Anläufen ein Ueberwuchern katholiſcher Stimmungen und die Flucht in quietiſtiſche Reſignation, hier ein nüchterner, vorwiegend politiſcher Geiſt, eine entſchieden antipapale Geſin-

nung. Wie diese beiden Richtungen sich bekämpfen, sich theilweise zu Compromissen verstehen, dann auf politischem Gebiet abermals aufeinanderstoßen, wo die Hauptentscheidung erfolgt, — diese Entwickelung bildet gleichsam den Hintergrund, auf welchem sich die dichterische Persönlichkeit Giovanni Battista Niccolini's abhebt.

1.

Niccolini war längst aufgetreten, als die Wendung der vaterländischen Geschicke zuerst in der zur österreichischen Provinzialstadt gewordenen Hauptstadt des Königreichs Italien jene literarischen Reformbestrebungen hervorrief. Er hatte sich einen Namen gemacht durch seine Stücke in der alten Schule. Noch einmal hatte das classische Drama einen bedeutenden Namen aufzuweisen, noch einmal schritten mit neuen Versen ein Oedipus, eine Medea, eine Polyxena über die Bühne. Er schien ein fertiger Dichter, fertig in seinen Stoffen, seinen Ideen und seinen Formen. Nun fühlt er sich in seinem gewohnten Kreise gestört, als plötzlich einige Neuerer es wagen die drei Einheiten für eine Pedanterie zu erklären und statt des tragischen Kothurns einen menschlich natürlichen Dialog verlangen. Er mischt sich in den Streit, der zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen entbrennt, und er ist ein Vertheidiger des Alten, des classischen Stils, der tragischen Würde. Er dichtet weiter in seiner Manier. Aber wie? Nach kurzer Zeit treten statt der Helden der altgriechischen Sage Figuren aus der vaterländischen Geschichte auf. Der Schauplatz ist nicht mehr in Troja oder in Argos, sondern in Venedig und Florenz. Die mythischen Entdeckungsgeschichten und Liebschaften sind von nationalen Begebenheiten und Verschwörungen abgelöst. Ein neuer Geist zieht mit diesen heimischen Gestalten ein in seine Poesie, sie rückt der Gegenwart und ihren Hoffnungen näher. Und nun ist es interessant zu beobachten, wie mit dem Hereindrängen der modernen Ideen auch die Form eine freiere wird; er selbst giebt jetzt die drei Einheiten auf, erst die lästigste, die des Orts, aber je energischer der Geist der Gegenwart zu pulsiren beginnt, um so rücksichtsloser wird das Gebäude der alten Tragödie wie von innen gesprengt, und es entstehen großartige, lose componirte, dramatische Gemälde, die, dem Dichter vielleicht unbewußt, ihre Berechtigung nur im romantischen Princip haben.

Niccolini war im Jahr 1782 in den Bädern von San Giuliano bei Pisa geboren, aus einer adligen, aber armen Familie; durch die Mutter stammte er von Filicaja, dem Dichter des berühmten Sonetts über Italien, ab. Nachdem er in Pisa mehr philologische und literarische Studien, als Jurisprudenz getrieben, wurde er, zweiundzwanzig Jahre alt, durch die

Protection der Königin von Etrurien, Elise Bonaparte, Sekretär und Professor der Mythologie an der Akademie der schönen Künste zu Florenz. Nach der Restauration zog ihn der Großherzog Ferdinand in seine Dienste und machte ihn zum Bibliothekar der Palatina. Aber die Abhängigkeit vom Hof behagte ihm nicht; Krankheit vorschützend, bat er nach kurzer Zeit um seine Entlassung und kehrte an seine Sekretärstelle zurück, die er nominell bis wenige Tage vor seinem Tode behielt. So gehörte er ganz Florenz an, das er nur verließ, um im Sommer sein mütterlicherseits ererbtes Landgut zwischen Prato und Pistoja zu bewohnen. An den politischen Ereignissen hat er sich nie betheiligt. Auch in dem gesellschaftlichen Leben, das die literarischen Kreise von Florenz im dritten und vierten Jahrzehnt so berühmt gemacht hat, spielte er keine hervortretende Rolle. Schroff, unbeugsam in seinen Meinungen war er in der Regel wortkarg und verschlossen; nur wenn er zum Widerspruch gereizt wurde, konnte er heftig aufbrausen. Lieber als im Salon gefiel sich sein bizarres Wesen in kleinem vertrautem Kreise. Zumal, seitdem durch die Folgen der Julirevolution auch die Unbefangenheit des literarischen Lebens in Florenz gestört war, zog er sich mehr und mehr aus der Gesellschaft zurück, bis endlich der wunderliche Alte verschollen war, von Allen doch in Ehren gehalten nicht blos um der zukunftverkündenden Dramen willen, deren Ruhm einst die Halbinsel von einem Ende zum anderen erfüllte, sondern auch wegen seiner energischen, charakterfesten Persönlichkeit und der unerschütterlichen Freiheitsliebe, die im Greis noch so lebendig und feurig war wie im Jüngling.

Auch in lyrischen, allegorischen und epischen Dichtungen hat sich Niccolini früh und spät versucht, wir können über sie kurz hinweggehen. Sein Erstlingswerk sind die Terzinen la Pietà vom Jahre 1804, veranlaßt durch die Pest, die in diesem Jahr in Livorno wüthete; eine vielfach an Dante erinnernde Allegorie, in der heidnische und christliche Vorstellungen durcheinander gemengt sind. Die eigentliche Lyrik war nicht Niccolini's Feld. In den späteren Gedichten herrscht die politische Tendenz immer ausschließlicher, aber zugleich ein rhetorischer Schwulst, der sich mit der frischen Unmittelbarkeit der Giustischen Muse nicht entfernt vergleichen läßt.

Am wenigsten können die mythologischen Forschungen interessiren, die Niccolini als Professor an der Akademie in den Jahren 1807 und 1808 hielt und die er im Jahr 1855 herausgab, zu einer Zeit, wo die aller Philosophie baare Aufzählung der großen und kleinen Götter nach Hesiod, die Beschreibung ihrer Tempel, Opfer, Culte u. s. w. längst etwas gänzlich Veraltetes war. Aber auch die Reden, die er in seiner Eigenschaft als Sekretär bei den feierlichen dreijährigen Konkursen zu halten pflegte,

gehen nicht über diesen veralteten Standpunkt hinaus, der sich zuweilen geflissentlich gegen die fortschreitende Wissenschaft, zumal wenn sie von Deutschland kam, ablehnend verhielt. Sie sind theils allgemeinen Inhalts, wie die Reden über das Verhältniß der Poesie und Malerei und über die moralischen Wirkungen der Künste, theils biographische Denkmale von Künstlern und Gelehrten. Daß er in den Gedächtnißreden auf Orcagna und L. B. Alberti gegen den deforme stile, die maniera tedesca, die tedesca barbarie, d. h. gegen den gothischen Stil polemisirt, versteht sich von selbst. Von Alberti wird gerühmt, daß er mit seinen Grundsätzen einer richtigen Erziehung den Oltremontani zuvorkam; aber freilich gehe die blinde Bewunderung für deren Bücher in Italien Hand in Hand mit einer schimpflichen Vernachlässigung alles Heimischen. Es war dies im Jahr 1819 geschrieben, also eben als der Streit über die romantische Schule am heftigsten entbrannt war. In der Rede über Michelangelo (1825) erörtert er den Begriff des Erhabenen und polemisirt gegen die Kantische Philosophie, der er indeß an einem anderen Orte wenigstens nachrühmt, daß sie, wenn auch absurd in ihren Principien, doch in ihren Consequenzen streng sei.

Für die ästhetischen Grundsätze Niccolini's ist am bezeichnendsten der Aufsatz, den er aus Anlaß einer neuen Uebersetzung von Pope's Lockenraub für die Anthologie schrieb. Zunächst wendet er sich gegen die Wuth des Uebersetzens aus dem Deutschen und Englischen, die jetzt so arg sei wie früher das Uebersetzen aus dem Französischen. Um die Einbildungskraft zu bereichern und der Armuth der Literatur aufzuhelfen, die indessen Gottlob jetzt nicht mehr so fühlbar sei, sei das ewige Uebersetzen ein schlechtes Mittel, dadurch würden nur die nordischen Fehler eingeführt, denen der eigene Geist unterliegen müsse. Pope selbst aber wird, wie billig, gelobt als ein energischer, gefühlvoller und eleganter Poet, überhaupt solle man wohl die Alten, wie Shakespeare, Milton und Pope, übersetzen, nicht aber die Neueren, die vielleicht bloße Meteore seien. Dann wirft er die Frage auf: darf man in der Poesie und in den schönen Künsten alle Regeln abwerfen, ohne in Barbarei zu verfallen? Sind nicht unsere großen Schriftsteller in jener richtigen Mitte, wo die Griechen und Römer standen, d. h. gleichweit entfernt von der Timidität des französischen Geschmacks und des barbarischen Deliriums der Deutschen? Ist es im Faust, dem Meisterwerk für die Romantiker, dem Greuel für den classischen Geschmack, so ein Prachtstück der Erfindung, einen Prolog auf Erden und einen im Himmel zu machen? Was neues finden wir in Mephistopheles, der den Herrn um Erlaubniß bittet Faust zu versuchen, wenn wir das 1. Kap. des Hiob lesen? Diejenigen welche das Schicksal, das eine Phädra und Myrrha

zu frevelhafter Liebe treibt, unwahrscheinlich finden, wie können sie unserer Phantasie zumuthen zu glauben, daß der Doctor Faust die Seele an den Teufel verhandelt, zum Hexensabbath geht und an dem Dasein Gottes zweifelt? Was hat vor Antigone und Hermione jene Margarethe voraus, welche zu Doctor Faust sagt, wie ein Dienstmädchen zum Gebieter, wenn sie allen seinen Wünschen willfahren will: che fate voi? come potete baciar questa mano? ella è così ruvida, così rozza; mi tocca a far tutta. Und Madame Stael konnte in gutem Glauben solche Muster den Mitbürgern Racine's zur Nachahmung empfehlen? Welche Originalität können die Deutschen haben, deren Literatur nach der Philosophie entstand, ja aus ihr hervorging? Ueberhaupt seien Klopstock, Göthe und Schiller blos die Nachahmer von Milton und Shakespeare. — Bezeichnend ist auch die Polemik, die Niccolini aus diesem Anlaß gegen die versi sciolti führt, die der italienischen Sprache nicht natürlich seien. Er vertheidigt dagegen den Reim und steht nicht an selbst auf Metastasio sich zu berufen, der jetzt aus demselben Grund mißfalle, wie die Philosophie Locke's und Condillac's, weil er nämlich nicht jene charlatanische Dunkelheit habe; denn jetzt sei es Mode einen Schriftsteller um so mehr zu bewundern, je weniger man ihn verstehe.

Diese Probe von Niccolini's ästhetischem Glaubensbekenntniß wird genügen. Theoretisch hielt er zeitlebens an diesem schalen Empirismus, an dieser Verachtung fremdländischer Literatur, an diesem Haß gegen die Romantik fest. Allein sein eigener dichterischer Genius war zu mächtig, um sich in die ausgetretenen Bahnen festbannen zu lassen. Die Praxis kam allmälig in Widerspruch mit der Theorie, und während er bis zuletzt in den Romantikern entweder schnöde Verächter der vaterländischen Literatur oder dumpfe Römlinge sah, schrieb er schließlich selber Stücke, die, was Verachtung der Regeln betrifft, weit über Shakespeare hinausgingen, und eine Mischung der Gattungen enthielten, die von keinem romantischen Theoretiker mehr gerechtfertigt worden wären.

Diesen Entwickelungsgang haben wir nun in seinen Dramen zu verfolgen. Er giebt sich in dreifacher Weise zu erkennen: rücksichtlich der dramatischen Kunstform erscheint er als Fortschritt von der classischen zur romantischen Tragödie, rücksichtlich der Gegenstände als ein Fortschritt von antiken zu modernen und nationalen Stoffen, rücksichtlich der Intention des Dichters endlich als ein Fortschritt von dem rein künstlerischen Interesse zur politischen Tendenz. Classische Stücke von herkömmlichem Zuschnitt, dies ist der Anfang. Aber bald werden sie von Stoffen aus der vaterländischen Geschichte abgelöst, und die Handlung, wenn sie auch in einer Familiengeschichte besteht, erhält zugleich politische Motive, die dem

Ganzen die rechte Farbe geben. Endlich aber, in den letzten Stücken, ist Alles beseitigt, was nicht unmittelbar dem politischen Interesse dient: es sind große politische Fragen deren dialektische Auseinandersetzung das ganze Stück erfüllt. Damit ist der Dichter gleichsam an der Grenze seiner Mission angelangt, die er unmittelbar dem Politiker vom Fach übergiebt, und im Gang des Dramatikers spiegelt sich so lebendig jene Wendung wieder, welche die italienische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt genommen hat. Behutsam hatte sie erst den nationalen Interessen den Eingang vergönnt, aber der aufgenommene Gast ward bald so mächtig, daß er die Poesie als sein dienendes Werkzeug betrachten durfte und sie an einen Punkt führte, wo die schöne Literatur überging in die politische Literatur.

2.

Niccolini war ein Zögling der Alten, classische Studien hatte er vorzugsweise getrieben, Bearbeitungen und Uebersetzungen griechischer Dramen beschäftigten ihn nicht blos beim Beginn seiner Laufbahn. Es lag dies in der allgemeinen Richtung der Zeit, der er seine Bildung verdankte, einer Richtung, die durch die politischen Ereignisse nur gefördert wurde. Hatte die Verpflanzung der französischen Freiheitsbäume auf italienischen Boden hier überall die altclassischen Traditionen wieder belebt, — nicht zum Vortheil für den italienischen Volkscharakter in dieser Zeit, — so gab die Befestigung der französischen Herrschaft, die Schöpfung des Königreichs Italien dieser Richtung eine gewisse Sanction und feste Ausprägung. Der Geist der politischen Institutionen drückte sich auch der Literatur auf, dazu kam das auf dem Gebiet des Dramas unbedingt geltende Ansehen Alfieri's, der, wie das in der ganzen Tendenz seiner Reform lag, ausdrücklich moderne und bürgerliche Stoffe verworfen, diejenigen seiner Stücke, die solche Stoffe behandelten, selbst getadelt und die antike Heldensage als den einzig würdigen Vorwurf der Tragödie erklärt hatte. Als ein Schüler Alfieri's ward denn auch Niccolini begrüßt, als er im Jahr 1811 mit seinem ersten Versuch, Polissena, auftrat, der den von der Crusca ausgesetzten Preis gewann und sofort die glänzendsten Hoffnungen erweckte. Der große Stil, die Einfachheit der Charaktere, der energische Ausdruck der Leidenschaften verriethen Alfieri's Schule.

Zugleich aber gab schon diese Tragödie Beweis von der eigenthümlichen Selbständigkeit des jungen Dichters. Die Fabel ist sehr frei behandelt, mit großem dramatischen Geschick, so daß aus dem in der ursprünglichen Sage sehr einfachen Stoff eine große Mannichfaltigkeit der Situationen sich erzieht. An die Stelle der einfachen Handlung, die bei

Alfieri in großen Zügen zu verlaufen pflegt, ist ein verwickeltes Intriguenspiel getreten. Auch jene äußeren Mittel, welche, in der französischen Tragödie zu Hause, Alfieri mit Bewußtsein verschmähte, sind wieder zu Hülfe genommen. Der Geist des Achilleus wird aus dem Grabe heraufbeschworen, um die Peripetie zu erleichtern, und ganz opernhaft und unalfierisch ist die Lösung des Conflikts. Den Götterspruch, daß zur Versöhnung von Achilleus Schatten eine von Priamos Töchtern durch liebende Hand getödtet werden müsse, weiß der Dichter nicht anders hinauszuführen, als indem er Polyxena durch Zufall in das Schwert fallen läßt, das ihr Liebhaber Pyrrhus auf Calchas gezückt — diese Sünde hätte Alfieri seinem Schüler nie verziehen!

Allein trotz dieser Anwendung äußerer Mittel ist nun doch zugleich die Charakteristik eine weit reichere als bei Alfieri. Die intriguante Staatsklugheit von Calchas und Ulysses, deren berechnender Verstand dem durch Affekte bestimmten Handeln der übrigen Personen gegenübersteht, der Conflikt, in welchen Pyrrhus und Agamemnon zwischen ihrer Neigung und dem Staatswohl versetzt sind, Polyxena, die der Liebe zum Mörder ihres Vaters sich nicht entschlagen kann, Cassandra, deren Loos an Agamemnon gefesselt ist, dem sie in prophetischer Ekstase die künftigen Gräuel des Pelopidenhauses verkündigt, Hecuba endlich, die in ihrem Unglück ebenso zärtlich gegen die Töchter als würdevoll gegen die Griechen ist, — alles dies bietet ein reiches Feld für die Charakteristik, für die Entfaltung wechselnder Gefühle und Leidenschaften. Und, was nun abermals einen Fortschritt über Alfieri hinaus bezeichnet, diese Leidenschaften kommen zu ihrem vollen Ausdruck im breiten Strom der Rede. Der knappe energische Stil Alfieri's, der mehr verschwieg und andeutete als zur vollen Aeußerung brachte, war schon von dessen unmittelbaren Nachfolgern aufgegeben worden. Sie fühlten das Bedürfniß, das nackte Gerippe, zu dem sich Alfieri's Dialog mit Absicht kasteit hatte, wieder mit lebendigem Fleisch zu bekleiden. Keiner that es mit größerer rhetorischer Begabung als Niccolini, der hierin eine gewisse Verwandtschaft mit der Schiller'schen Diction zeigt. Wenn sich auch in einzelnen Fällen die Leidenschaft zu der epigrammatischen Kürze Alfieri's zusammenballt, so strömt sie ein anderesmal in desto vollerem Flusse dahin. Erzählungen werden breit ausgeführt, lyrische Ergüsse drängen sich hervor, Liebesscenen wie leidenschaftliche Auftritte klingen in vollen Accorden aus.

Die nächsten Tragödien, Juo e Temisto, Medea, Edipo und Matilde, bewegen sich, was die dramatische Technik betrifft, wesentlich in derselben Bahn. Beobachtung der drei Einheiten, überhaupt die französische Mache, einschließlich der Vertrauten und der von Alfieri gleichfalls als

naturwidrig verbannten Seitenreden, hielt der Dichter für den unerläßlichen Rahmen, um darin sein Gemälde gewaltiger Leidenschaft einzuspannen. Nur die Medea ist durch ein unsicheres Schwanken bemerklich, da hier ein willkürliches Versmaß mit willkürlichen Reimen herrscht und so ein wunderliches Mittelding zwischen Oper und regelmäßigem Drama entsteht. Dadurch daß die kurzen schneidenden Alfierischen Gegenreden durch den Reim markirt sind, erhält die Diction etwas Gesuchtes, es ist ein verunglückter Versuch, die Alfierische Knappheit mit lyrischem Schwung zu vereinigen. Aber bald kündigt sich ein bezeichnender Fortschritt an. In diese heroischen Stoffe drängt sich ein politisches Interesse ein, das einerseits auch wieder an Alfieri erinnert, aber insofern über ihn hinausgeht, als dasselbe bei diesem wesentlich an den Personen haftet, die entweder als Tyrannen oder als Tyrannenhasser charakterisirt sind, während bei Niccolini mehr ein principielles Interesse an den Freiheitsfragen hervortritt.

Höchst bezeichnend in dieser Beziehung ist der Oedipus. Der Inhalt ist in Kürze der, daß Polyneikes um Hülfe in seinem Bruderkampfe fleht, sowohl bei Oedipus, den er mit nach Theben nehmen will, als bei Theseus; von beiden abgewiesen, als unreumüthiger Brudermörder aus dem Tempel ausgeschlossen, zieht er entschlossen in den Kampf, während Oedipus im Tempel der Erinnyen den ersehnten Frieden und durch einen Blitzstrahl, der ihn sammt dem Tempel verzehrt, den willkommenen Tod findet. Das Stück zeigt eine höchst reiche Handlung; einzelne Scenen, wie die im zweiten Act, wo der Priester den unglücklichen Greis mit der Erinnerung an seine Gräuel peinigt, und die große Scene zwischen Vater und Sohn im vierten Act sind von ergreifender Wirkung. In den eingestreuten Priestergesängen zeigt sich die später stärker hervortretende Tendenz einer Erweiterung der dramatischen Form. Aber das Interessanteste ist die politische Idee, welche das ganze Stück durchtränkt: „Den Erinnyen wohlbekannt ist jede Königsburg," dies Wort der Tragödie könnte ihr Motto sein, der Fluch, der auf dem absoluten Königthum ruht, ist ihr bewegender Grundgedanke. Besonders grell tritt derselbe hervor in dem Gespräch zwischen Oedipus und dem Priester im dritten Act. Oedipus fragt nach dem Grund, warum solche Leiden über ihn verhängt seien, nach dem Schlüssel zu seinem Schicksal. „Du warst groß," antwortet ihm der Priester; „darin daß es die Mächtigen erniedrigt, zeigt das Schicksal seine Macht. Vielleicht sammelt der Himmel Schuld und Unglück auf dein Haupt, damit die Throne fallen und Hellas endlich frei werde von der Schmach der Willkürherrschaft, und nicht fern ist die Stunde." Dieser Fluch ist es, dem das ganze Haus des Oedipus erliegt. Als Poly-

neikes den Prieſter fragt: ſoll Eteokles keine Strafe für ſein Vergehen haben? antwortet jener mit der ächt Alfieriſchen Phraſe: è già punito: ei regna. Ganz beſonders aber trifft jener Fluch den Polyneikes, den ſchon die Gier nach Rache, das ſich ſträubende Haar dem Prieſter als König verräth, der durch Brudermord nach dem Thron ſtrebt und, was das Schlimmſte iſt, fremde Waffen dazu wirbt; denn Fremdherrſchaft iſt noch ſchlimmer als Tyrannei. „Schmachvoller Kampf!“ ruft der Prieſter aus, „dieſes Land habe Schläge, Schrecken und tauſend Tyrannen, doch niemals Fremde!“

Dieſem von den Göttern gerichteten Labdakidenhaus ſteht nun Theſeus gegenüber nicht blos mit ſeinen menſchlichen Tugenden, ſondern mit den politiſchen Grundſätzen, die unter ihm in Athen walten. Denn Theben hat Sklaven, Athen hat Bürger, hier iſt der Wille des Vaterlands das oberſte Geſetz, dem auch der König ſich beugt, und wenn das Vaterland die Söhne ruft, iſt er der erſte zu gehorchen. Dieſe Gegenüberſtellung trägt dazu bei, das überſpannte antimonarchiſche Pathos, das ſo weit geht, daß Oedipus ſeinen Sohn mit in den Tempel nimmt, um ihn der Königskrone ewigen Haß ſchwören zu laſſen, in etwas zu mildern. Allein die politiſche Leidenſchaft iſt noch in einer ganz abſtracten Sphäre, ſie bildet noch keine dramatiſchen Charaktere. Die Freiheitsliebe und der Fremdenhaß ſind noch keine thatengeſtaltenden Motive für die handelnden Perſonen; erſt in Stoffen, die dem Vaterland und der Gegenwart näher lagen, konnten ſie wirkſame Hebel der dramatiſchen Action werden.

Den Uebergang zu dieſen Stücken bilden Matilde und Nabucco, beides noch unſichere Verſuche, indem das einemal ein vaterländiſcher Stoff noch ganz in der alten Weiſe behandelt, das anderemal ein moderner Inhalt in eine antike Tragödie eingekleidet iſt. Die erſtgenannte Tragödie entlehnt ihren Stoff der mittelalterlichen Geſchichte Siciliens. Es iſt hier wenigſtens ein hiſtoriſcher Hintergrund, aber er iſt noch fern und unbeſtimmt; es fehlt die Lokalfarbe, das hiſtoriſche Coſtüm. Es kommen wohl Anſpielungen vor, wie z. B. wenn der Franke der ewige Feind Italiens genannt wird, aber das Nationale iſt noch kein Motiv für die Handlung, die ganz nur in einer Familiengeſchichte mit den obligaten Ausſetzungen und Erkennungsſcenen beſteht. Die Einheit des Orts iſt ſchon hier nur mit Mühe feſtgehalten.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt der Nabucco ein (1819), der in der Geſchichte eines orientaliſchen Despoten das Schickſal Napoleon's wiedergeben ſollte. Etwas Aehnliches hatte Foscolo in ſeinem Aias (1811) verſucht. Wenigſtens hatte die napoleoniſche Polizei herausgewittert, daß unter Agamemnon Napoleon, unter Aias Moreau, unter Calchas Pius VII.

u. ſ. w. gemeint ſeien, und es mag hier erwähnt ſein, daß Foscolo, der gerade aus dieſem Grund Mailand verlaſſen mußte und bis zum Jahr 1813 in Florenz ſich aufhielt, damals eng verbunden mit dem jüngeren Niccolini war und die Freundſchaft erneuerte, die er ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalt in Florenz mit ihm angeknüpft hatte. Allein was bei Foscolo ein ungezwungen aus dem Gegenſtand ſich ergebendes Hereinſpielen moderner Züge war, wurde bei Niccolini zu einer künſtlich bis in's Einzelne durchgeführten Parallele. Die Tragödie, deren Inhalt Napoleon iſt, iſt an das Ufer des Euphrat verlegt: blos Zeit, Ort und die Namen ſind vertauſcht. Nebukadnezar iſt ein thatkräftiger Fürſt, der durch eine Empörung gegen die in Weichlichkeit verſunkene Dynaſtie ſich des Throns bemächtigt hat, der durch glückliche Kriege ſeine Herrſchaft ausbreitet, und durch die Heirath mit einer Tochter des mediſchen Königs ſie befeſtigt. Ein unglücklicher Zug gegen die Scythen bewegt die ihm gezwungen Verbündeten, ſelbſt den Schwiegervater, zum Abfall und zur Verbindung unter einander, und dieſer Coalition vermag der Eroberer nicht zu widerſtehen; freiwillig endet er ſein Leben im Euphrat und befiehlt ſeinen Tod geheim zu halten, damit die Wellen ſeine Leiche behalten, die Könige aber ihn zitternd erwarten. Die Verbindung zweier ganz diſparater Stoffe, die keinen inneren ideellen Zuſammenhang haben, giebt dem ganzen Stück etwas Kaltes. Man kann ſich für die Geſchichte des orientaliſchen Despoten nicht erwärmen; auch wenn ihr künſtlich ein modernes Intereſſe beigemiſcht iſt. Auch auf dieſem Wege war es noch nicht möglich mittelſt des Dramas eine Wirkung hervorzubringen, welche die Seele der Nation nach den Schickſalen, durch die ſie hindurchgegangen war, im Innerſten berührte. Die antike Form nur als durchſichtige Verkleidung um einen modernen Gegenſtand zu legen, war bereits ein Schritt zur Emancipation von der Alfieriſchen Tradition. Aber es mußte mit dem antiken Drama völlig gebrochen werden, wenn die Literatur ein wirkſames Organ für die Gedanken der nationalen Freiheit werden ſollte.

3.

Indem nun Niccolini mit Bewußtſein dieſer Wirkung zuſtrebte, berührte er ſich mit den Beſtrebungen der Romantiker, von denen er doch andererſeits durch eine tiefe Kluft getrennt war. Er bildete ſich einen Stil aus, der von den Neuerungen der Romantik weſentlich beeinflußt war, aber er that jeden Schritt in dieſer Richtung nur zögernd und hielt in weſentlichen Punkten an der alten Tradition feſt. Die Neuerungen, die Manzoni, geſtützt auf Schlegel, im Drama einführte, beſtanden einmal in der Erweiterung der dramatiſchen Form, die ſich, behutſam genug,

über die Aristotelischen Einheiten hinwegsetzte, dann in der Einführung lyrischer Elemente, die aber bei ihm sehr unvermittelt die dramatische Handlung unterbrechen, endlich aber und vor Allem in dem Herabschrauben der Diction von dem classischen Kothurn auf den Boden des wirklichen Lebens. Dies war der Kern der Reform, hier fand sie auch den hartnäckigsten und schließlich unbesiegbaren Widerstand. Manzoni trat der Theorie von einem doppelten Stil entgegen; er leugnete, daß die Helden der Tragödie eine andere Sprache reden müssen, als die gewöhnlichen Menschenkinder, er schnallte ihnen die Stelzen ab, entkleidete sie des rhetorischen Pomps und legte ihnen eine einfache, der jedesmaligen Situation angemessene, zum Herzen dringende Sprache in den Mund. Gegen diese Neuerung nun war die Alfierische Tradition, und man kann sagen, die ganze geschichtliche Bildung der italienischen Literatur zu mächtig. Konnten die Classicisten auch über andere Bedenken hinwegkommen: diese Forderung war ihnen nicht blos vom ästhetischen Standpunkt aus unverständlich, sondern sie fürchteten damit die nationale Grundlage der italienischen Poesie zu verlieren und an ausländische Einflüsse preiszugeben.

Indessen brachten es schon die allgemeinen literarischen Verhältnisse mit sich, daß der anfängliche Gegensatz der Romantiker und Classicisten seine Schärfe verlor und Compromisse zwischen dem Alten und Neuen sich bilden konnten. Während nach der Niederwerfung der Revolutionen von 1820 und 1821 in der Lombardei, in Piemont, in Modena, in Neapel ein strenges Unterdrückungssystem geübt und die wissenschaftlichen Kreise gewaltsam auseinandergesprengt wurden, bildete von nun an Florenz, wie man es genannt hat, eine glückliche Oase, wo der milde Sinn des Großherzogs und das, wenn nicht freisinnige, doch duldsame System Fossombroni's der Literatur eine friedliche Stätte bereitete, die um so bedeutungsvoller wurde, je mannigfaltigere Talente sich aus der ganzen Halbinsel hier zusammenfanden. Es war hier ein gemeinsamer Boden gegeben, wo die Neapolitaner mit den Piemontesen, die Romagnolen mit den Lombarden sich begegneten, ihre Erfahrungen austauschten, ihre Hoffnungen auf die Zukunft in gemeinsamer Arbeit aufrecht hielten, und es wurde dies zugleich ein gemeinschaftlicher Boden für die ästhetischen Theorien, die bisher auch lokal getrennt, jetzt in neutralen Organen sich gegenseitig auseinanderzusetzen und zu verständigen suchten. Den Mittelpunkt bildete das Vieusseux'sche Haus am Dreifaltigkeitsplatze, wo die einheimischen Notabilitäten Toscanas mit den Ausgewanderten sich zusammenfanden, und gleichzeitig der Zusammenhang mit der europäischen Literatur und Wissenschaft für die italienischen Gelehrtenkreise vermittelt wurde. Von hier ging auch die Anthologie aus, die an die Stelle des unterdrückten Con-

ciliatore von Mailand trat und, weniger einseitig als dieser, zum Kampfplatz der Romantiker und Classicisten wurde. Es liegt auf der Hand, wie sehr ein Journal, an dem der katholische Romantiker Tommaseo, der radikale Romantiker Mazzini, der Ghibelline Forti, der Freigeist Montani, die Classiker Giordani und Niccolini arbeiteten, dazu beitragen mußte, jenen literarischen Kämpfen die Spitze abzubrechen und vermittelnden Ansichten Bahn zu brechen. Auch war es nicht zufällig, daß diese Annäherung auf dem Boden Toscanas und unter dem dominirenden Einfluß des toscanischen Volksgeists erfolgte, dessen klare, praktische, allen Extremen abholde Verständigkeit auch hier nachhalf. Dieser praktische Sinn war es denn auch, der jene Streitigkeiten überhaupt in den Hintergrund drängte. Das literarische Gezänk kam allmählich in Verruf, in demselben Maß, in dem man die national-politischen Ziele direkter in's Auge faßte. Weit positiveren Gewinn glaubte man dagegen aus den historischen Studien schöpfen zu können, und das geschichtliche Interesse trat nun als ein ganz neues Element in das geistige Leben Italiens ein. Galt einmal die Hebung der moralischen Zustände als die unerläßliche Vorbedingung für die politische Wiedergeburt, so schien zu dieser propädeutischen Wirksamkeit nichts geeigneter, als die Nation in ihre eigene Geschichte zurückzuführen, und ihr aus dieser Quelle Nahrung, Belehrung und Ermuthigung zuzuführen. Dies geschah nun in einem ganz anderen Sinne als während der Revolutionsjahre, da man den Italienern von den Großthaten ihrer Vorfahren, von Brutus und Cassius, von den Gracchen und Scipionen vordeclamirt hatte. Lief auch jetzt bei dem phantasievollen Volke viel Stolz und Eigenliebe mit unter, so war doch die Absicht die, durch ein genaueres Verständniß der vaterländischen Schicksale dem nationalen Streben die rechte Vertiefung und einen moralischen Halt zu verschaffen, um die Periode der Meuchelmorde und wahnsinnigen Aufstände überwinden zu lernen. Botta und Coletta erneuerten die Traditionen der altitalienischen Geschichtschreibung, und während ihre Werke die nächste Vergangenheit sich zum Vorwurf nahmen, wandte man sich gleichzeitig wieder den älteren, mittelalterlichen Epochen zu, die Specialforschungen begannen, die Archive wurden nach längst vergrabenen Documenten durchsucht. Auch diese geschichtlichen Studien sind als eine Folge der Anregung zu betrachten, welche von den Romantikern ausging. Aber gerade auf diesem Gebiet sollte sich dann der Kampf zwischen Romantikern und Classikern, zwischen den modernen Guelfen und Ghibellinen erneuern und zu bedeutenden wetteifernden Leistungen steigern, ein Kampf, der gleichfalls bald eine praktische Wendung nahm und in die politische Geschichte eingriff.

Diese Verhältnisse muß man im Auge behalten, um den Fortschritt

vom Nabucco (1819) zu Antonio Foscarini (1827) — so lange hatte Niccolini's tragische Muse geschwiegen — zu verstehen. An die Stelle des abstracten Freiheitsideals ist jetzt die nationale Tendenz getreten, zu dem künstlerischen Interesse gesellt sich ein geschichtliches und diesem neuen Inhalt gegenüber vermag auch das geschlossene Gefüge der französischen Tragödie sich nicht zu behaupten, die Form wird freier, und zunächst die Einheit des Orts, bald auch die der Zeit über Bord geworfen. Jetzt folgen sich in ununterbrochener Reihe die geschichtlichen vaterländischen Tragödien, und wie der umfassende kosmopolitische Sinn Schiller's, den wir schon einmal zum Vergleich herbeigezogen, schon darin sich zu erkennen giebt, daß er die europäischen Länder der Reihe nach zum Schauplatz seiner geschichtlichen Dramen wählte, so zeigt sich umgekehrt der nationale Charakter der Dichtung Niccolini's schon darin, daß er nach einander Venedig seinen Foscarini, Sicilien seinen Johann von Procida, Mailand seinen Ludwig Moro, Rom seinen Arnold von Brescia, Florenz seinen Philipp Strozzi schenkte.

Das Geschichtliche in der Tragödie Foscarini ist bekannt. Ein junger Venetianer, der mehrere Jahre Gesandter der Republik in Frankreich, England und der Schweiz gewesen war, kehrt zurück, unruhigen, hochstrebenden Sinnes, in demselben Augenblick, da die Lage der Republik eine Verschärfung der Gesetze nothwendig macht. In Folge der Verschwörung des spanischen Gesandten Marquis von Bedmar wird das Gesetz gegeben, daß Jeder, der mit Feinden des Vaterlands Umgang pflegt und im Hause fremder Gesandter getroffen wird, mit dem Tod bestraft werden soll. Eines Abends wird Antonio in Verkleidung ertappt, als er den Palast (oder den Garten) des spanischen Gesandten verläßt, der geheime Proceß wird eingeleitet, das Urtheil erfolgt, und der Schuldige wird auf der Piazetta erdrosselt. Die Wahrheit ist nie an den Tag gekommen. Nur so viel ist gewiß, daß der Prozeß ungewöhnlich beschleunigt worden war, und daß neun Monate nach dem Urtheil der Spruch umgestoßen und die Ehre Foscarini's wiedergestellt wurde.

Dies die historische Grundlage, die aber die venetianische Volkssage bereits längst mit romantischen Zügen ausgeschmückt hatte. Foscarini liebte, so erzählte die Tradition, Teresa, die jedoch während seiner Abwesenheit an Contarini, einen der Drei, verheirathet worden war. Sie gesteht ihm eine heimliche Unterredung zu, diese wird entdeckt, Foscarini kann sich nur durch den Garten des spanischen Palasts retten, wird aber erkannt und verfällt so der Strenge des Gesetzes. Ein weiteres romantisches Motiv war, daß der Vater Foscarini's zum Degen gemacht wurde, der somit seine väterlichen Gefühle niederkämpfend, das Urtheil aussprechen

mußte. An dieſe Tradition ſchloß ſich Niccolini an und bildete daraus eine Tragödie, die ſeine populärſte wurde, und wie Reumont ſagt, ſein wirkſamſtes und bühnengerechteſtes Stück iſt. Die Expoſition iſt vortrefflich, die Handlung ſpannend bis zum Ende, die Charaktere beſtimmt gezeichnet, einzelne Scenen, wie z. B. im dritten Act die Liebesſcene und im vierten das Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn, erreichen eine außerordentliche dramatiſche Wirkung. Die Motive ſind einfach und verſtändlich. Loredano hegt alten Haß auf den Dogen und will ſich durch den Untergang von deſſen Sohn an ihm rächen. Contarini wünſcht aus Eiferſucht ſeinen Nebenbuhler zu verderben, und den erwünſchten Anlaß giebt dieſer durch die unfreiwillige Uebertretung jenes Geſetzes. Antonio hätte ſich vielleicht retten können, wenn er die Wahrheit geſtand, daß er nicht mit dem ſpaniſchen Geſandten verkehrte, ſondern der verbotene Weg ihn nur vor der Entdeckung ſeines Stelldicheins retten ſollte. Aber er verſchmähte dieſe Vertheidigung aus Schonung für die Ehre Tereſa's, die flehentlichſten Bitten des Vaters vermögen ihm das Geheimniß nicht zu entlocken; jetzt ſieht auch der unparteiiſche Badoero keine Möglichkeit, dem Lauf des Geſetzes Einhalt zu gebieten und Antonio fällt als ein Opfer des Geheimniſſes, das die Ehre der Geliebten bedeckt.

Man ſieht, die dramatiſche Handlung dreht ſich eigentlich nicht um ein politiſches Motiv, wie denn auch das aus Juvenal genommene Motto eben dieſe Sorge um der Geliebten Ehre als den Grundgedanken des Stücks bezeichnet. Allein gleichwohl iſt nun die Atmoſphäre eine durchaus politiſche, die Handelnden ſind politiſche Charaktere, die eine ganz beſtimmte Stellung zum Staat und ſeinen Geſetzen einnehmen, und Antonio iſt nicht nur das Opfer ſeines Geheimniſſes und der Unerbittlichkeit des Geſetzes, ſondern zugleich einer inquiſitoriſchen Staatsmaſchine, einer freiheitsmörderiſchen Ariſtokratie. Dazu ſind es jetzt bekannte Verhältniſſe, es weht die Luft der vaterländiſchen Geſchichte in dieſer Tragödie. Gleich die Schilderung der allgemeinen Zuſtände, wie ſie die Berathung der Drei enthüllt, mußte an die Gegenwart erinnern: Italien liegt darnieder unter den fremden Waffen, noch mehr unter ſeiner eigenen Schuld, ſeine Sitten haben nichts mehr von den Vätern behalten, was einſt Laſter hieß, iſt jetzt Mode geworden, nichts beſitzt es mehr zu eigen, als ſeine Laſter: Uebermuth ohne Reichthum, Niedrigkeit, die ſich mit hochſtrebenden Phraſen bedeckt, und in ſchnödem Wetteifer Titel und knechtiſcher Sinn. War dies der Zuſtand Italiens überhaupt, ſo war dann derjenige Venedigs insbeſondere der einer rückſichtsloſen Härte der Ariſtokratie, die durch Schrecken über Adel und Volk gleichmäßig herrſcht. Gegen dieſen Druck lehnt ſich Antonio auf, der in der Geſchichte als unruhig, intriguant und

gennützig geſchildert, vom Dichter hingegen als Träger der Freiheitsideen gezeichnet iſt. Dieſe klopfen vergebens an das ſtarre ariſtokratiſche Staatsweſen an, das eben deshalb, weil es einer Erneuerung durch moderne Ideen ſich verſchließt, unrettbar dem Untergang verfällt. Antonio hat zwar den Vorſatz nach ſeiner Rückkehr aller thätigen Verſuche der Reform ſich zu enthalten und hier, wo Alles Tyrannei, im Stillen ſein Glück zu ſuchen. Allein noch vom lebendigen Beiſpiel der Freiheit in den armen Bergen der Schweiz erfüllt, kann er ſeine Geſinnung über ein grauſames Regiment nicht verleugnen, das den Gedanken noch vor der That ſtraft, der Gerechtigkeit die Form der Rache giebt und jeden männlichen Gedanken durch Corruption der Sitten erſtickt. Die Erneuerung, ſagt er zu Badoer, hat den Staaten noch ſtets wohlgethan, denn die unveränderte Ruhe iſt der Tod, doch von der Bewegung kommt neue Jugend in die ſterblichen Dinge, und wenn unſer altes Reich in alten Geſetzen und neuen Laſtern dahin ſiecht, ſo wird es einſt kaum berührt von fremder Hand zuſammenbrechen, wie eine faule Frucht vom müden Stengel fällt. Höchſt bezeichnend iſt der Zug, daß Antonio, als er die Verheirathung Tereſa's erfährt, nicht zuerſt an den eigenen Verluſt denkt, ſondern daran, daß die Tyrannei auch in dieſe Verhältniſſe greift, daß derſelbe Zwang wie das bürgerliche Leben ſo auch das Familienleben, nicht blos die Gedanken, ſondern auch die Gefühle beherrſcht. Erſt dann findet er Worte für den eigenen Schmerz. So hat die tragiſche Verwickelung zuletzt doch in den tyranniſchen Staatsverhältniſſen ihren tieferen Grund, wie zu dem perſönlichen Haß Loredano's und Contarini's noch der Argwohn der Staatsgewalt gegen den neuerungsſüchtigen Jüngling tritt und deſſen Schickſal weſentlich mitbeſtimmt. Indem dann das Urtheil in außerordentlicher Weiſe beſchleunigt und die künftige Rechtfertigung des ſchuldlos Gerichteten angedeutet wird, erſcheint dieſer vollends als ein Opfer despotiſcher Staatsgewalt, ſein Untergang als ein politiſcher Mord.

Die Einheit des Orts iſt im Foscarini bereits völlig aufgegeben, faſt mit jedem Akt wechſelt die Scene. Aber wie um ſein Gewiſſen darüber zu beruhigen und trotz alledem ſein Feſtſtehen in der Tradition zu beweiſen, ſtützt ſich der Dichter an verſchiedenen Stellen ausdrücklich auf claſſiſche Beiſpiele. So beruft er ſich für die Expoſition auf Corneille und Voltaire, für eine Prophezeiung, die er ſeinem Helden in den Mund legt, auf Homer, Aeſchylos und Byron, für das ſchwarze Zelt, das er am Schluß ſich öffnen läßt, um die Leiche Foscarini's zu zeigen, auf Aeſchylos, Sophokles und Alfieri. Die Seitenreden, die Vertraute der Tereſa, die durchgängige Anrede mit dem altrömiſchen tu anſtatt mit voi, alles das gehört zum Apparat der claſſiſchen Tragödie, abgeſehen davon,

daß die Charaktere mit ihrem rhetorischen Pathos oft genug den Classicisten verrathen. An der Theorie eines eigenen poetischen Stils hält Niccolini auf's Eigensinnigste fest, er bezeichnet die Dinge nicht mit ihrem Namen, sondern durch Bilder und Umschreibungen. Er sagt nicht Venedig, sondern: dieses Rom des Oceans, nicht das adriatische Meer, sondern: die adriatische Thetis. Am Bezeichnendsten ist die Stelle III, 2, wo auf die heimlichen Gefängnisse Venedigs angespielt wird, der Dichter aber, wie er selbst sagt, sich nicht getraut, die Worte pozzi und piombi in der Poesie zu gebrauchen. „Seltsame Bedenklichkeit des Schriftstellers!" ruft Marc Monnier aus, „er würde es wagen, Oesterreich anzugreifen, auf die Gefahr in die Bleidächer gesteckt zu werden, aber er würde dieses Wort nie in einem Verse schreiben!" An diesem äußerlichen Apparat der alten Tragödie hielt Niccolini auch später fest, als er sich noch rücksichtsloser über die drei Einheiten hinwegsetzte.

Der Erfolg des Stücks war außerordentlich. In Florenz wurde es 100 Mal nach einander aufgeführt, die Schauspielerin Maddalena Pelzet, Niccolini's Freundin, glänzte in der Rolle der Teresa, die eigens für sie geschaffen war. Aber auch außerhalb Florenz war der Ruhm des Dichters jetzt für immer festgestellt; in die entlegensten Orte drang sein Name, und es konnte vorkommen, daß bei Wanderungen, die der Dichter mit Florentiner Freunden in's Gebirge machte, Dorfbewohner ihm Ovationen veranstalteten, wenn sie erfuhren, es sei der Dichter des Foscarini. Ein solcher Erfolg galt nicht zum wenigsten dem politischen Charakter der Tragödie. Freilich gab dieser andererseits auch wieder Anlaß zu Tadel und Empfindlichkeiten. Man hat auch in liberalen Kreisen, und nicht blos in Venedig selbst, eine solche Schilderung der altvenetianischen Verfassung, solche Verurtheilung eines einheimischen Staatswesens wenig patriotisch finden wollen. Gegen die Fremden, nicht gegen die eigenen Landsleute, hieß es, solle der Dichter seine Waffen kehren, zumal wenn diese jetzt selbst unter der Fremdherrschaft seufzen. Es erschien sofort eine Gegenschrift, und noch im Jahr 1847 sah sich selbst Manin in dem geschichtlichen Theil der Beschreibung Venedigs, welche als Prachtwerk für den wissenschaftlichen Congreß herausgegeben wurde, veranlaßt, die heimischen Institutionen zu vertheidigen, mit deutlicher Rücksichtnahme auf die besonders durch Niccolini's Tragödie veranlaßten übertriebenen Vorstellungen. Als einmal A. Brofferio während eines Besuchs bei Niccolini gleichfalls jene patriotischen Bedenken äußerte, sagte der Dichter: „Ich weiß, Sie wollen sagen, der fremden Regierung gegenüber müssen alle unsere Erbärmlichkeiten schweigen. Aber da ich den Glauben habe, daß Italien seiner Auferstehung nahe ist, soll es in seiner Auferstehung wissen, daß seine Freiheit immer

vom Adel verletzt worden ist, daß seine Leiden immer vom Adel herkamen und daß es, wenn es sich erhebt, vor dem Adel sich zu hüten hat, um nicht wieder ruhmlos und unbeklagt zu fallen. Die Fremdherrschaft in Italien kann doch nur eine Episode der modernen Geschichte sein, Alles conspirirt wider sie; eben weil sie fremd ist, kann sie niemals Wurzel in unserem Boden schlagen; was ich fürchte, ist vielmehr die innere Unterdrückung. Wäre denn jetzt das doppelte Joch Roms und Wiens überhaupt möglich ohne die kleinen italienischen Herren, die in der Eigenschaft von Königen, Herzogen, Cardinälen und Höflingen aller Arten eine Legion von Sklaven bilden, um ihren Herrn anzubeten und über andere Sklaven, noch niedriger als sie, zu herrschen! Glauben Sie mir, die Fremdherrschaft kann nicht sicherer getroffen werden als in diesen Niederträchtigkeiten des eigenen Landes." Uebrigens konnte Niccolini die Bedenklichkeiten des jugendlichen piemontesischen Dichters noch auf andere Weise beschwichtigen. Er griff in sein Pult und zog einige Blätter heraus mit den Worten: „Sie sollen nicht meinen, es liege mir fern, die Fremdherrschaft in ihren eigenen Zelten zu bekriegen. Hier ist die erste Skizze eines Johann von Procida, der daran erinnern soll, wie viel Thränen und Blut es ein Volk Italiens gekostet hat, die Franzosen zu verjagen."

Giovanni da Procida ging zum erstenmal im Jahr 1830 in Florenz über die Bühne. Ueberall, wo er gegeben werden durfte, erregte er gleichen Enthusiasmus wie Foscarini. Der Griff des Dichters war nicht minder glücklich gewesen. Aber während in diesem Stück den zarteren Regungen der Liebe immer noch ein Raum gegönnt war, herrscht im Procida durchaus ein harter, schroffer Ton, Alles drängt mit unerbittlicher Wucht zu der That, welche die Verschworenen vorbereiten, ihr müssen alle menschlichen Regungen zum Opfer fallen. An poetischer Schönheit steht das zweite Stück zurück, aber es athmet dafür eine leidenschaftliche Gluth, in die aller verhaltene Haß eines seine Fremdherrschaft empfindenden Volks ausströmt.

Niccolini wollte hier, wie er sagt, eine private Angelegenheit mit einer großen politischen Handlung in Verbindung setzen. Die historische Grundlage der Geschichte ist bekanntlich eine sehr zweifelhafte und Gegenstand lebhafter historischer Controversen gewesen. Doch findet sich schon bei Boccaccio die Notiz, daß Giovanni durch einen seiner Frau angethanen Schimpf zur Rache gegen die Franzosen entflammt worden sei. Diese Andeutung gab Niccolini das Motiv zu einer Fabel, die ziemlich im Geschmack der alten Tragödie erfunden ist. Auch die Charaktere und ihre übertreibende Sprache erinnern wieder lebhafter an Alfieri. Aber dafür ist es ein ganz modernes, Jedem verständliches Interesse, das in dieser

Tragödie überaus energischen Ausdruck gefunden hat. Wenn überhaupt von einer Dichtung gesagt werden kann, daß sie eine That bedeute, so ist es diese.

Procida kehrt nach Palermo zurück, nachdem er Europa und dann heimlich Sicilien durchreist hat, um Bundesgenossen zu werben und den Aufstand vorzubereiten. Inzwischen hatte sich seine Tochter Imelda heimlich mit Tancred vermählt, angeblich dem Sohn eines verbannten Venetianers, in Wahrheit aber dem Sohn des französischen Gouverneurs in Messina, Heribert von Orleans. Eine geheime Stimme sagt Imelda, daß diese Verbindung sträflich sei. Sie zittert bei des Vaters Rückkehr, und dieser schöpft bald aus ihrem Benehmen Verdacht. Einem Vertrauten seines Plans, Gualterio, verspricht er Imelda zur Frau. Diese entdeckt Gualterio, daß sie einem Anderen verbunden ist. Tancred erscheint, tritt in offener Rede den Verschwörern entgegen und bekennt sich als Franzosen. Sie zücken die Schwerter, aber Imelda wirft sich zwischen sie. Dem wüthenden Vater erzählt sie den Hergang und rührt ihn einen Augenblick durch den Anblick ihres Kinds. Aber als der Vater erzählt, daß Heribert ihm einst die Frau geraubt habe, dämmert Imelda ein furchtbares Licht auf: es kommt an den Tag, daß Imelda und Tancred dieselbe Mutter haben, und der Haß Procida's verwandelt sich in Entsetzen und Mitleid mit der armen Tochter. Inzwischen sind die Vorbereitungen zum allgemeinen Aufstand getroffen. Vortrefflich ist die Steigerung, welche durch Chorgesänge und die aufreizenden Reden der Verschworenen in der Stimmung der Menge hervorgebracht wird. Nur das Zeichen der Glocke wird noch abgewartet, während die Franzosen der nahenden Katastrophe in sorglosem Uebermuth entgegengehen. Erst im letzten Augenblick erfährt auch Tancred das Geheimniß seiner Geburt, und nun schließt das Stück mit dem Ruf: zu den Waffen! mit dem Glockengeläute zur sicilischen Vesper.

Johann von Procida ist ein wahres Muster einer Verschwörungstragödie. Die Schilderung solchen intensiven, durch persönliche Motive allerdings verstärkten Hasses gegen eine übermüthige Fremdherrschaft, dieses krampfhafte Ballen der Faust, diese Schwüre der Rache, dieses heimliche Unterwühlen des vom sorglosen Feind eingenommenen Bodens, alle diese Schilderungen konnten nur in Italien entstehen. Eine gewitterschwüle Atmosphäre breitet sich über das Ganze aus; diesem Grundton, der von Anfang bis zu Ende festgehalten und die Ursache der großen Wirkung ist, müssen sich alle einzelnen Partien unterordnen. Alles ist in diese grelle aufregende Farbe getaucht. Man nehme z. B. die Steigerung der Angst Imeldens von dem Augenblick, da ihr das erste Bedenken über ihre Ver-

bindung auffteigt, bis zur Entdeckung von deren verbrecherischem Charakter, und die einschneidenden Fragen und Reden, mit denen der mißtrauische Vater sie auf's Aeußerste foltert. Daß der Charakter Procida's, der keine andere Regung mehr kennt als den Haß, der auch seiner Tochter zumuthet, keine andere Regung zu haben, und als Mitgift ihr seine Rache mitzugeben verspricht, übertrieben gehalten, ist keine Frage. Aber bei der gewaltigen Unternehmung, die er allein in's Werk setzt, ist wenigstens kein Mißverhältniß zwischen seinen Worten und seinen Thaten; überdies steht ihm der ruhige maßvolle Gualterio und der offene ritterliche Tancred gegenüber. Namentlich Gualterio tritt immer da mäßigend ein, wo die Leidenschaft Procida fortreißt. Dieses verfluchte Geschlecht, sagt dieser von den Franzosen, fand immer da sein Vaterland, wo es galt zu schänden und zu rauben, für jede Sache schlägt es sich mit gleicher Wuth, ein wilder Sklave; ein edler Gedanke ist beim Franzosen ein schneller Blitz, das Wort stets verschieden von Gedanke und That, eine ewige Lüge. Gualterio wirft treffend ein: auch ich verabscheue sie im Frieden, aber bewundere sie in der Schlacht, und wohl möchte ich, daß Italiens Krieger ihnen glichen. Aber dafür ist es auch das alle Zweifel niederkämpfende Selbstvertrauen Procida's, das allein den Muth zu solcher That finden und in Anderen entzünden kann. Und welche Listen und Anschläge, frägt Gualterio, führst du im Sinn? — Anschläge? erwidert Procida, keine. Ein Volk verschwört sich nicht, ein Jeder versteht sich mit dem Anderen ohne Abrede. — Aber, wirft Gualterio ein, soll blos die Knechtschaft mit der Knechtschaft vertauscht werden? Du weißt, der Fremde siegt hier durch den Fremden, unter dem Gewicht des neuen Jochs wünscht man das alte zurück, so sind wir abwechselnd Sklaven und Rebellen, wir haben kurze Tyrannen, aber ewige Knechtschaft. — Procida: Ich war Manfred's Freund, groß und einig wollte er sein Vaterland machen, darum raubte ihm der Welfe Ehre, Leben und Grab; Peter von Arragonien, Constanzens Gemahl, soll der Erbe so großer Unternehmung sein. — Gualterio: Aber können wir Freiheit und Königthum zugleich haben? — Bedenke, entgegnet Procida, wie Italien liegt; einem Ghibellinen brauch' ich nicht zu sagen, daß die republikanische Freiheit der Größe Feind ist, — und nun folgen die berühmten prophetischen Worte von dem mächtigen König, dessen Scepter das Schwert, dessen Krone der Helm, der die Wunden der Knechtschaft heilen und Italien die Einheit schenken werde — Worte, deren Erfüllung der Dichter am Ende seiner Tage noch erleben durfte.

Diese Stellen beweisen zugleich, wie Niccolini mit Absicht die sicilische Vesper aus ihrer lokalen, oder wie man heute sagen würde, municipalen Bedeutung heraushebt zu einer nationalen Angelegenheit. Ueberall bilden

den Gegensatz Franzosen und Italiener; nicht um Siciliens Befreiung handelt es sich, sondern um die Italiens. Die heißen Wünsche des unterdrückten Italiens hat Procida mit sich getragen, als er Europa durchzog, und so ist ihm die Befreiung Siciliens nur der Anfang zur Freiheit und Einheit Italiens. Dies war ein weiteres Moment der zündenden Wirkung dieser Tragödie. Das war nicht mehr abstrakter Tyrannenhaß, sondern der Ausdruck dessen, was Italien zunächst Noth that und in allen Herzen sein Echo fand. In der ersten Vorstellung war das diplomatische Corps zugegen, und der österreichische Gesandte sagte zu seinem französischen Collegen: L'adresse est pour vous, mais la lettre est pour moi.

Ist Johann von Procida die Tragödie der politischen Leidenschaft, so ist Lodovico il Moro (1834) die Tragödie der politischen Berechnung, der kalten Staatsklugheit. Von dem Boden der Verschwörung werden wir auf den Boden der Diplomatie und der Intrigue versetzt. Wir lernen die Erfolge derselben kennen, aber auch deren Unsicherheit und verhängnißvolle Wirkung. Moro, der als politischer Jago, als Dramatisirung des Machiavell'schen Fürsten erscheint, nimmt zwar als Sieger schließlich von der Bühne Abschied, aber nicht bevor dem aller Idealität baaren Tyrannen, in Form des Fluchs Isabella's, der Paß nach der französischen Festung mitgegeben wird, worin er seine letzten Jahre als Gefangener zubringen sollte. Alle Figuren, die ihm begegnen, gebraucht er als Mittel für seine Zwecke. Nicht auf die Tugenden, wie er selbst sagt, sondern auf die Laster der Menschen baut er seine Pläne. Vom Zufall weiß er seine Rathschläge zu ziehen, Volk und Könige, Furcht und Hoffnung, Laster und Tugend macht er sich dienstbar, um Alles, was sich ihm entgegenstellt, zu brechen oder zu beugen. So benutzt er die Franzosen, um sich seines Neffen zu entledigen und die Gefahr abzuwenden, die ihm von Neapel, von Seiten der Verwandten Isabella's, droht. Einen Zwischenfall benutzt er, um Isabella's Treue zu verdächtigen und sie mit ihrem Gemahl zu entzweien. Die Mailänder Großen benutzt er durch erheucheltes Entgegenkommen zu einer Stütze gegen Karl VIII. und endlich triumphirt er mit dem Diplom, das er durch Bestechung vom Kaiser erkauft, über Alle.

Die Energie seines Charakters, die Geschicklichkeit seiner Operationen, mit denen er durch Hindernisse aller Art sich emporgearbeitet, fesselt unwillkürlich. Aber abstoßend wirkt zugleich die grausame Kälte, mit der er nicht blos politische Gegner überlistet, sondern auch Wehrlose vernichtet und die politische Tugend höhnt. Er ist unzweifelhaft Allen überlegen, und die Art, wie er den mächtigen Bundesgenossen, den er gerufen, für seine Zwecke sich dienstbar macht, den Verschlagenen, Mißtrauischen an Verschlagenheit übersietet, hat etwas Großes. Aber er ist es zugleich, der

durch den Ruf nach fremder Hülfe die traurigſte Periode der italieniſchen Geſchichte eingeleitet hat. Er, der, wie ihn der Dichter ſchildert, zu einem Reformator Italiens das Zeug gehabt hätte, wird ſo zum Helden einer elenden Intrigue, zum Fluch Italiens. Dies iſt der Geſichtspunkt, unter welchem er in der Tragödie erſcheint. Der tragiſche Ausgang liegt nicht im Schickſal des Helden, ſondern im Schickſal Italiens, das durch die That Moro's für Jahrhunderte beſiegelt iſt. Niccolini wählt diesmal nicht einen Helden, dem er ſein eigenes Pathos in den Mund legt, er iſt objektiver, hiſtoriſcher geworden. Die politiſche Tendenz knüpft ſich nicht an die Ideen und Beſtrebungen des Protagoniſten, ſie liegt vielmehr in der hiſtoriſchen Verwickelung ſelbſt und deren Bedeutſamkeit für die künftige Geſchichte Italiens. Eben darum war es möglich, Charaktere und Situationen mit größerer geſchichtlicher Treue darzuſtellen. Mit größtem Geſchick ſind die einzelnen Züge der Geſchichte, die ſelbſtſüchtigen Pläne Ludwig Moro's, ſein Verhältniß zu ſeinem unglücklichen Neffen, zu Frankreich, zum deutſchen Kaiſer, endlich zum Mailänder Adel zu einer dramatiſchen Verwickelung geſchürzt. Alles iſt hiſtoriſch getreu. Nur die Figur des Ritters Biſignano iſt eigene Erfindung, die den Dichter des neunzehnten Jahrhunderts nicht verleugnen kann.

In dieſem Biſignano iſt nämlich der excentriſche unbeſonnene Patriotismus des jungen Italiens perſonificirt. Aus dem verbannten neapolitaniſchen Baron, der nach Frankreich geflüchtet iſt, wird ein moderner Carbonaro, der im Heere Karl's für Italiens Zukunft zu wirken hofft. Er hat einſt Iſabella geliebt, war der Freund ihres Bruders und hat als Verbannter ſeine erſte Liebe, wie ſeine Liebe zum Vaterland ſich bewahrt. Denn er haßt die Franzoſen, denen er ſcheinbar dient. Iſabella wünſcht eine heimliche Audienz bei Karl. Biſignan verſpricht ihr dazu zu verhelfen, und nun ſpielt eine lange Scene in einem unterirdiſchen Gang, auf welchem der Ritter die Fürſtin zu Karl führen will, eine Scene, die ebenſo als ein Zugeſtändniß an die Romantik erſcheint, als ſie an den Verſchwörungsapparat des jungen Italiens erinnert. Jetzt enthüllt nämlich Biſignan ſeinen Plan den König zu ermorden oder wenigſtens einen Tumult zu erregen, in dem Iſabella fliehen und den Gemahl retten könne. Ihm ſtehen die Alfieriſchen Phraſen: ich habe Arm und Herz, dieſes haßt die Tyrannen, jener tödtet ſie, — ſteht die Berufung auf Mucius Scaevola vortrefflich; denn dies war der Ton, in dem die Carbonari redeten. Aber Iſabella ahnt mit Recht, daß der tollkühne, aber aller Berechnung baare Jüngling nur in einen Hinterhalt gefallen und verloren iſt. Und wenn ich dem Tod entgegengehe, erwidert er, ſo hab' ich ihn verdient, denn auch ich habe die Fremden gerufen. Mit dem

Blut will ich dieſen Schimpf abwaſchen; wenn ich ſterbe, ſo ſterbe ich für Italien und für dich. Der heißblütige Neapolitaner, deſſen Phantaſie von einem Dolchſtich ungemeſſene Erfolge träumt, der aber auch ſein Wagniß mit dem Tod zu bezahlen bereit iſt, war ein vortrefflicher Spiegel für die Mazziniſtiſche Jugend.

Der politiſche Schwerpunkt des Stücks ruht in den Verhandlungen Moro's mit ſeinem Rath Belgiojoſo ſowohl über die Räthlichkeit fremder Hülfe als über die Einſchränkung der abſoluten Fürſtengewalt. Auch in dieſen Partien iſt die Einwirkung moderner Ideen unverkennbar, obwohl der Dichter in ſeinen Noten zu beweiſen ſich bemüht, daß unter Franz Sforza wirklich dieſelben Verhandlungen zwiſchen dem Fürſten und dem einen Vertrag verlangenden Adel geführt worden ſeien. Belgiojoſo iſt in der Geſchichte der Geſandte Moro's bei Karl VIII., der eilends von Paris nach Mailand reiſt, um im letzten Augenblick noch ſeinen Herrn von dem Vorſatz, die Franzoſen zu rufen, abzubringen. Der Dichter macht ihn außerdem zu einem Republikaner, der Moro zur Bewilligung einer Art von Verfaſſung bewegen will. Geſtützt auf ſeine Erfahrungen am franzöſiſchen Hof wiederholt er erſt ſeine Gründe gegen die fremde Hülfe; Frankreich ſei gewöhnt hinter hochherzige Worte ſeine ſelbſtſüchtigen Abſichten zu verbergen. Moro erwidert: ſeitdem Roms großes Weltreich müde von ſeiner Größe ausruhe, habe das in ſich geſpaltene Italien jedem Feind den Weg geöffnet. Jetzt aber ſei der Tag gekommen, mit gewaltiger Trompete es aus ſeiner weichlichen Ruhe aufzuwecken: ich will ein niedergetretnes Volk erheben und ihm Waffen in die Hand geben. Gegen ſolch' verhängnißvolles Wagniß erinnert Belgiojoſo an das Bündniß der Häuſer Sforza und Arragon und an die vermittelnden Beſtrebungen Lorenzo's de' Medici, der durch Herſtellung eines politiſchen Gleichgewichts zwiſchen dieſen drei Gruppen die Unabhängigkeit der ganzen Halbinſel ſicher ſtellen wollte. „Ja dieſer Große wollte Italien geeinigt wie ein einziges Gemeinweſen, auf daß es zur Vertheidigung der ewigen Mauern, welche die Natur ihm vergebens geſetzt, herbeieile. Mein Italien, dich netzt das Meer, es ſchützt dich nicht, und mehr noch die Herzen als die Länder trennt der Apennin, kein Schutz ſind dir die Alpen, vielmehr wie hinter verſchloſſener Thür ein untreues Weib, giebſt du dich kurzen Liebesräuſchen hin und rufſt in das mißachtete Schlafgemach andere Herren." Moro vertheidigt ſich, er habe Frankreich gerufen, um das Joch des Hauſes Arragon zu brechen, das die Hand nach Mailand ausſtrecke, nirgends ſonſt habe er Hülfe gefunden. Er traue Karl keineswegs; wenn dieſer ſich die Herrſchaft anmaße, wolle er ſeine Vaſallen kaufen und ihn mit ſeinen eigenen Leuten ſchlagen. Belgiojoſo: „Du haſt die Knechtſchaft

Italiens erkauft, und wie viel sie kostet, kannst du nicht wissen, enthüllen werden es die langen Jahrhunderte des Unglücks und der Schande, die du auf das Haupt deiner Heimath heraufbeschwörst." Nun lockt durch tückische Andeutungen Moro geschickt den wahren Gedanken seines ehrlichen Raths heraus. Ich verabscheue, sagt Belgiojoso, die Knechtschaft und den Fremden. Weißt du nicht, daß in meinem Vaterland noch solche sind, die die Zeiten der Republik gesehen, und daß, als der letzte Visconti starb, Mailand seine Ketten brach, und über die bisher furchtsam geschlossenen Lippen ein Name sich wagte, der nächst Gott angerufen wird, die Freiheit? Deinem Vater vertraute Mailand seine Geschicke an, er unterdrückte es, und vergebens verlangte Trivulzio bei dessen Einzug einen Vertrag. Moro: Was er verweigerte, will ich geben, und auf Belgiojoso's Zweifel fährt er fort: worauf anders kann ich meine Herrschaft gründen als auf die Zustimmung des Volks? Und nun muß Belgiojoso zu einer Intrigue gegen Frankreich und gegen das Erbrecht Galeazzo's die Hand bieten, wodurch Moro die Herrschaft gesichert und durch eine Verfassung die Zustimmung des Senats gewonnen werden soll. Die Furcht vor der Usurpation Frankreichs hält Belgiojoso bei Moro fest, obwohl er sein Mißtrauen nicht verbirgt: wenn du mich täuschest, hat dein Name ewige Schande, und Ludwig Moro wird das ganze Unglück Italiens heißen. — Die Intrigue gelingt, Belgiojoso bringt aus dem Senat die Urkunde, aber Moro, der jetzt die Maske abwirft, zerreißt sie und zeigt das eben angekommene Diplom des Kaisers, das ihn als Herzog bestätigt. Gleichzeitig hat er seine anderen Gegner unschädlich gemacht. Galeazzo stirbt an Gift, sein Söhnlein ist beseitigt, und die Franzosen sind durch Ueberrumpelung des Kastells in Moro's Gewalt, der ihnen höhnisch zuruft, sie sollen über die Alpen zurückkehren, sonst schneide er ihnen den Rückzug ab. Unter den Verwünschungen Belgiojoso's und Isabella's setzt er sich die Krone auf und schließt mit den trotzigen Worten: impreca, io regno.

Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß poetisch betrachtet die Glanzpunkte des Stücks die Scenen sind, in welchen die männliche leidenschaftliche Isabella auftritt, überhaupt diejenigen, in welchen die Familientragödie des unglücklichen Hauses sich abspielt. Im Uebrigen ist leicht zu bemerken, daß auch hier der Schauplatz vom Dichter aus der privaten oder provinziellen Sphäre auf die weite Bühne der italienischen Nation hinausgehoben ist. Gleich im Anfang beginnt Isabella mit einer Klage über das unglückliche Italien, dem die Zwietracht zur anderen Natur geworden ist und das nur, wo es eigenen Schaden gilt, einen gemeinsamen Willen zeigt. So sind denn Bisignano und Belgiojoso ganz vom nationalen Pathos erfüllt, und Moro selbst muß, um letzteren zu täuschen,

heuchlerisch seine Liebe zu Italien betheuern. Der beziehungsreiche Stoff eignete sich in der That, wie nicht leicht ein anderer, zu einem Drama mit nationaler Tendenz. Unwillkürlich drängte sich dem Hörer die Erinnerung an die späteren Schicksale Italiens auf; denn was Italien seither erlebte, läßt sich zurückführen auf den verhängnißvollen Zug Karl's VIII., den Moro rief, weil er ihn zu benutzen und dann zu überlisten gedachte. Jetzt wird man sich beim Lesen des Stücks kaum des weiteren Gedankens erwehren, daß in unseren Tagen dieselbe Politik, die freilich ebenso von großen und sittlich berechtigten Motiven dictirt, als diejenige Moro's selbstsüchtig und verwerflich war, die damals eingeleitete Periode italienischer Geschichte gesühnt und abgeschlossen hat.

4.

Zwischen Lodovico il Moro und Arnaldo da Brescia ist abermals eine längere Pause. Sie war ausgefüllt durch geschichtliche Studien unseres Dichters, die vornämlich der Hohenstaufenzeit galten. Niccolini beschäftigte sich sogar mit einer Geschichte des schwäbischen Hauses, und sie soll ziemlich vorgerückt in seinem Nachlaß sich vorgefunden, scheint sich jedoch nicht zur Herausgabe geeignet zu haben. Aber bereits 1843 erschien sein dramatisches Gedicht, das den Kampf der Hohenstaufenzeit in einem großartigen Gemälde zusammenfaßt und als das Hauptwerk seines Lebens betrachtet werden muß. Schon im Johann von Procida bemerkten wir ein entschiedenes Interesse des Dichters für die Ghibellinen; sie erschienen hier, den Welfen gegenüber, als die Repräsentanten Italiens, das sie zu einem Nationalstaat zu einigen versuchten. Aber waren sie denn nicht selbst Fremdlinge, war nicht das Recht der italienischen Nation ein älteres und ursprünglicheres als das der hohenstaufischen Kaiser, sind die nordischen Eindringlinge die legitimen Vertreter des nationalen Gedankens, wo ist überhaupt in dem Kampf auf Tod und Leben zwischen Kaiserthum und Papstthum das Interesse des italienischen Volks, ist es hier oder dort, oder ist es vielleicht weder auf dieser noch auf jener Seite? — dies sind die Fragen, die sich einem italienischen Patrioten bei der Betrachtung der mittelalterlichen Geschichte aufdrängen mußten.

Es war nicht eine zufällige Liebhaberei, daß man sich jetzt mit besonderem Eifer in diese entlegenen Zeiten versenkte. Die historischen Studien hatten, wie wir gesehen, ihre politische Seite. In den wissenschaftlichen Controversen bekämpften sich politische Parteien. Mit Vorliebe warf man sich deshalb auf diejenigen Wendepunkte der italienischen Geschichte, welche an sich selbst ein Interesse für die modernen Kämpfe darboten und den Gang von Jahrhunderten bestimmend in ihren Wirkungen bis in die

Gegenwart reichten. Zwei Epochen waren es insbesondere, welche ebenso der wissenschaftlichen Forschung wie dem politischen Streit ein unerschöpfliches Material darboten: der Sturz der Longobardenherrschaft durch die Franken und der Kaiser-Papststreit im späteren Mittelalter. Beidemal handelte es sich um die Fragen der Nationalität, der Fremdherrschaft, der weltlichen Herrschaft des Papstthums. Letzteres Moment war es besonders, was den wissenschaftlichen Eifer in beiden Lagern zur Leidenschaft schürte. Sowohl die neuguelfische als die neughibellinische Geschichtschreibung waren von nationalen Motiven geleitet, aber die Papstfrage schied sie in zwei erbitterte Lager. Dort nahm man Partei für das nationale Papstthum gegen die barbarischen Longobarden, wie gegen die hohenstaufischen Kaiser, hier erwärmte man sich für die Anfänge des Nationalstaats unter den Longobarden und später unter den Hohenstaufen, gegen die römische Macht, die den Nationalstaat hinderte; dort erblickte man das nationale Interesse im Bund mit dem Papstthum, hier im Kampf gegen dasselbe. Die literarischen Leistungen waren auf beiden Seiten ebenbürtig, hartnäckig vertheidigte jede Partei ihre Position, durch die Werke der deutschen Wissenschaft suchte jede sich zu verstärken. Für eine ausgleichende parteilose Auffassung war die Zeit noch nicht gekommen. Aber blieb der wissenschaftliche Streit unentschieden, so bemächtigte sich die politische Literatur und die Tendenzpoesie um so nachdrücklicher dieser Zeitfragen, um sie in das unmittelbare Interesse der Gegenwart zu ziehen.

Principiell genommen, für die Wissenschaft war unstreitig die Longobardenfrage die wichtigere. Die Kämpfe der Hohenstaufenzeit waren nur die nothwendige Folge der fränkischen Invasion; aber für die dichterische Behandlung hatten sie mannigfache Vorzüge. Die Gegensätze hatten eine bewußtere Form angenommen. Die Folgen jenes Schritts von Papst Leo hatten sich in großartigen geschichtlichen Entwickelungen verkörpert, kraftvolle Persönlichkeiten standen sich kämpfend gegenüber. Auch jetzt war, wie zur Longobardenzeit, die Aussicht auf einen Nationalstaat wiederum nahe gerückt, wiederum durch das Papstthum vereitelt. Aber es waren jetzt zugleich schon solche Bildungen vorhanden, welche gleicherweise gegen das Papstthum wie gegen die Kaisermacht sich erhoben, die denn doch erst im Begriff war sich zu nationalisiren. Als Manzoni seinen Adelchi schrieb, war in diesem Drama aus dem Ende der Longobardenzeit kein Raum für das italienische Volk; denn der guelfische Dichter erkannte die Longobarden nicht als Vertretung desselben an. Eben darum legte er seine Chorgesänge ein, in welchen das italienische Volk als der ideale Zuschauer zum Ausdruck seiner Gefühle und Stimmungen gelangen sollte. Anders war es in der Hohenstaufenzeit, wo in den lombardischen Städten ein

nationaler Geist erwacht war und ein Arnold von Brescia von beiden Mächten, dem Kaiserthum und dem Papstthum, erdrückt und ein Opfer ihres Bundes wurde. Die Tendenzen und Situationen waren also ungleich mannichfaltiger; sie boten zugleich directere Anknüpfungspunkte für die modern-ghibellinische Richtung dar, welche von der älteren nur den Haß gegen das Papstthum geerbt hatte, aber mit dem Papstthum zugleich jede Fremdherrschaft haßte.

Eben in diesem Sinne ist nun das Drama gedichtet, das Niccolini wie eine Brandfackel in das morsche Gebäude der Hierarchie schleuderte. Sein Arnold hat eine doppelte Spitze, die eine ist gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums, die andere gegen die Fremdherrschaft gerichtet. So lange diese beiden Mächte unter sich im Streit sind, hat die Erhebung der italienischen Sache Aussicht auf Gelingen, zunächst in Form der römischen Republik; sobald sie sich vereinigen, fällt ihnen der religiös-politische Schwärmer, der jene Sache repräsentirt, zum Opfer, ihr Bündniß besiegelt die geistige und politische Knechtschaft Italiens. In Arnold unterliegt die Sache der Vernunftfreiheit gegen den Zwang der Hierarchie, die Sache der Religion gegen weltliche Priestermacht, die Sache der bürgerlichen Freiheit gegen den Despotismus, die nationale Unabhängigkeit gegen fremde Unterdrückung. Aber die Vernunftfreiheit und die Nationalität sind ewige Principien, die zeitweise unterdrückt, aber nicht vernichtet werden können. Um zum endlichen Sieg zu gelangen, bedürfen sie auch keiner unnatürlichen Compromisse. Arnold verschmäht ebenso, auf den Kaiser gegen den Papst sich zu stützen, wie dies im Sinn des alten Ghibellinismus gewesen wäre, als sich mit dem Papst wider den Kaiser zu verbinden, was das guelfische Interesse verlangt hätte. Rein stehen sich die Principien gegenüber, es ist ein großartiger weltgeschichtlicher Kampf, der sich vor unsern Augen entrollt, und von diesem weltgeschichtlichen Ernst ist nun jede Scene des bedeutenden Gedichts erfüllt.

Die Handlung beginnt auf einem Platz in der Nähe des Capitols. Zwei Patricier, Giordano Pierleone und Frangipani, haranguiren das Volk, jener ein Freund Arnold's, dieser ein Anhänger des Papstes. Die Exposition führt uns mitten in die durch das Schisma verursachten Kämpfe. Die Stadt ist durch den Ehrgeiz Hildebrand's und seiner Nachfolger verwüstet, der Hunger macht das Volk unzufrieden. Ein Streit über Arnold entspinnt sich und Giordano fordert das Volk auf ihm auf das Capitol zu folgen. Er thut es, weil Arnold wieder angelangt ist, der nun auf dem Capitol freudig begrüßt wird, sein Progamm: Freiheit und Gott verkündigt und das Volk auffordert, der Kirche Scepter und Schwert zu entreißen. Wider Gottes Gebot habe sie schnöde Reichthümer aufgehäuft.

Alles mit Lug und Trug erworben. Bei der alten Größe Roms beſchwört er die Menge ſich zu einem freien Volk aufzuſchwingen: zu Euch reden dieſe Ruinen; Capitol, ſchüttle das ſchmähliche Joch von dir. Es erhebe ſich wieder die alte Republik, die alten Aemter, die Conſulen, die heilige Majeſtät des Senats, die Ritter, die Tribunen. Die Menge will Arnold zum Conſul und Tribun ausrufen. Eine Stimme wirft ein: er iſt kein Römer. Ich bin Italiener, erwidert er. Aber er wolle nicht Conſul oder Tribun ſein, mit ſeinem Rath wolle er die neue Republik unterſtützen und für die Freiheit Roms, Italiens, der Welt beten. Er komme aus Deutſchland, eine neue Ueberfluthung der Barbaren ſtehe bevor, ſchon habe er die lombardiſchen Städte zum Bund geeinigt, aber Alle, ſo viel ihrer zwiſchen Alpen und Lilybäum die ſüße Luft Italiens athmen, ſollen Brüder ſein: zu einem einigen Volk mache Euch die Freiheit! In dieſem Augenblick kommt ein Zug berittener Cardinäle, mit der Nachricht daß der neue Papſt gewählt ſei: der Engländer Breakſpear, als Hadrian IV. Es folgt eine aufgeregte Volksſcene. Arnold's Beredtſamkeit fordert das Volk auf zu ſiegen oder zu ſterben, und es bricht in den Ruf aus: Tod den Barbaren! Zweitauſend Schweizer, die Arnold als Bundesgenoſſen mitgebracht, treten auf, und der Act ſchließt mit lyriſchen Ergüſſen, Duetten, Reſponſorien, faſt in opernhafter Weiſe.

Der zweite Act beginnt mit einer Unterredung des Cardinals Guido und Adrian's in den Gemächern des Vatican. Jener will mit Waffengewalt auf's Capitol zurückkehren. Aber Adrian will nicht blutig beginnen. Er iſt überhaupt noch unſchlüſſig, ob er Friedrich's Partei oder die der lombardiſchen Städte ergreifen will. Denn Friedrich iſt im Grund ebenſo ketzeriſch als Arnold, er ſinnt nur darauf die Kirche in die alte Dienſtbarkeit des Kaiſerthums zurückzuführen, und wenn er auch Arnold dem Papſt ausliefert, ſo rächt er damit nur das Reich, nicht die Kirche. Er will verſuchen, ob es nicht gelänge Arnold in den Schooß der Kirche zurückzuführen und einen Löwen Gottes aus ihm zu machen. So bereitet dieſes Geſpräch in ſpannender Weiſe auf die geheime Unterredung Arnold's mit dem Papſt vor. Letzterer iſt in ſeinem anfänglichen Schwanken vortrefflich gezeichnet. In einem Monolog gedenkt er mit wehmüthiger Sehnſucht der ſtillen Kloſterzelle, während ihm jetzt unter den Tumulten der aufgeregten gottloſen Stadt die Edelſteine der Tiara auf das müde Haupt brennen. Arnold iſt inzwiſchen bei Giordano, deſſen Zweifel und Bedenklichkeiten er zu zerſtreuen ſucht. Er räth Friedrich und Adrian zu trennen, an jenen Geſandte zu ſchicken und ihm vorzuhalten, welch treuloſer und gefährlicher Bundesgenoſſe für ihn die Curie wäre. Wenn Rom ſich jetzt frei halte, müſſe es das Haupt der geeinigten italieniſchen Städte

werden. Ein Bote des Papſtes ladet Arnold in den Vatican. Dieſer geht mit dem Vorſatz einen Verſuch zu wagen, den Papſt zu ſeiner apoſtoliſchen Stellung zurückzuführen und das Schwert vom Hirtenſtab zu trennen. Aber gleich der Eingang der nun folgenden großen Scene zeigt, daß eine Verſtändigung unmöglich iſt. Auf die Forderung unbedingten Gehorſams antwortet Arnold mit den ſchärfſten Angriffen auf die Verweltlichung der Kirche, die aus den goldenen Kelchen Vergeſſenheit ihrer einſtigen Tugenden getrunken. Arnold wird verbannt. Auf die Nachricht davon große Aufregung des Volks vor dem Capitol. Es kommt zum Zuſammenſtoß, die Päpſtlichen unterliegen, Guido ſelbſt fällt. Die Schlußſcene ſpielt vor St. Peter. Geiſtliche bringen den Leichnam Guido's und ſuchen das Volk aufzuſtacheln. Während dem öffnet ſich die Thüre von St. Peter, in welcher der Papſt und die Cardinäle ſichtbar werden. Und nun entfaltet der Papſt in wirkungsvollſter Weiſe die volle Macht der mittelalterlichen Kirche. Dem Volk, das eintreten will, wird der Eingang verwehrt. Schranken werden vorgezogen, die aber den Blick in's Innere der Kirche frei laſſen. Betreten weicht das Volk zurück, die Weiber ſchreien um Gnade und Vergebung. Ein Prieſter meldet dem Volk den Zorn Gottes und regt es auf durch Schilderung der Schrecken des Interdikts. Die Todtenglocke wird angezogen. Der knieende Papſt und die Cardinäle vollziehen in reſpondirenden Geſängen das große Anathem. Die heiligen Gebräuche werden vollzogen, die Bilder Chriſti verhüllt, die Kerzen auf die Erde geworfen und ausgelöſcht.

Der Tumult hat Arnold in die Campagna nahe dem Meer verſchlagen. Der dritte Act trifft ihn hier, entmuthigt, doch zu neuer Hoffnung ſich ſammelnd. Giordano bringt aus der Stadt die Nachricht, daß der Papſt das Interdikt aufgehoben habe und jetzt nur an den als Feind nahenden Kaiſer denke. Arnold, will Giordano, ſoll zum Kaiſer gehen und ihn, der ja auch die weltliche Herrſchaft des Papſtes aufheben will, zu gewinnen ſuchen. Aber wie Arnold dem Verſuch des Papſtes widerſtanden hat, auf ſeine Seite gegen den Kaiſer zu treten, ſo widerſteht er auch dem Rath Giordano's, mit Friedrich gegen den Papſt ſich zu verbünden. Er will nicht, daß der Deutſche ſich das zueigne, was die Kirche den Völkern Italiens geraubt, ſondern wünſcht die Zeit herbei, wo das doppelte Ziel erreicht: die Altäre wieder geheiligt und die Throne in Staub geſunken ſind. Die Schweizer, die der Kaiſer unter Drohungen zur Heimkehr aufgefordert, ziehen unter Chorgeſängen voll Heimweh vorüber. Arnold begiebt ſich zu einem ihm befreundeten Landedelmann Oſtaſio, in einem anderen Theil der Campagna. Der Mordanſchlag, den ein vom Papſt aus-

gesandter Mönch auf Arnold versucht, wird durch Ostasio's Dazwischenkunft vereitelt. Chorgesänge schließen die Scene ab.

Der vierte Act führt in die Gegend von Sutri. Die Wirkungen von Friedrich's verheerendem Kriegszug werden durch Flüchtige aus den lombardischen Städten anschaulich gemacht, die ihre grausamen Erlebnisse schildern. Das deutsche Heer naht heran. Friedrich erscheint mit seinen Räthen. Er ertheilt den apulischen Großen und den Pisanern Befehle und erklärt seinen Willen die Rechte des Reichs zurückzufordern, die italienischen Bewegungen zu unterdrücken und das Reich vom Mittelpunkt Rom wieder herzustellen; für den Deutschen existiren die Alpen nicht, Italien gilt ihm als eine deutsche Provinz. Ein folgender Kriegsrath führt noch näher in die Pläne Friedrich's ein. Cardinäle kommen und kündigen den Papst an. Sie sind selbst unter sich im Streit und theilweise auf Seite des Kaisers. Endlich erscheint Adrian selbst. Die beiden Herrscher der Welt, die Vertreter der geistlichen und der weltlichen Macht, treten sich Angesicht gegen Angesicht gegenüber. Aber sofort entspinnt sich auch der alte Streit zwischen beiden Gewalten. Der Papst weigert dem Kaiser den Kuß, weil dieser ihm beim Absteigen vom Zelter den Bügel nicht gehalten. Auch die Erinnerung an Arnold vermag den Zwiespalt nicht beizulegen, sie trennen sich unversöhnt. Aber Friedrich wird nachgeben müssen, wie schwer er die jugendliche Aufwallung bezwingt. Die Großen stellen ihm vor, nur im Bund mit dem Papst könne er Italien bezwingen: Arnold sei das Opfer, das Reich und Kirche versöhnt. Friedrich ist jetzt entschlossen. Bei Nepi leistet er Adrian den verlangten Dienst, aber mit dem bekannten Vorbehalt, der auf's Neue beide trennen müßte, wenn nicht die gemeinsame nächste Gefahr sie verbände. Das Schicksal der Gesandtschaft des römischen Senats, die gleich darauf vorgelassen wird, ist damit entschieden. Auf die Aufforderung, in Rom als Retter gegen die Priesterherrschaft zu erscheinen und wie die alten Cäsaren als Träger des Volkswillens dort zu wohnen, antwortet Barbarossa mit Hohn und Forderung unbedingter Unterwerfung. Der Bund zwischen Adrian und Friedrich ist besiegelt, sie umarmen sich, und der Act schließt unter dem Ruf: es lebe der Kaiser und der Papst! Auf nach Rom!

Fünfter Act. Adrian sitzt im Vatican vergnügt über die Unterwerfung Friedrich's und des deutschen Volks überhaupt. Nur Ein Schatten drängt sich in sein Glück: der Widerstand des römischen Volks und Arnold's unentdecktes Versteck. In diesem Augenblick stürzt ein Weib in leidenschaftlicher Aufregung in die Gemächer. Es ist Ostasio's Gattin. Gewissensbisse treiben sie an den Aufenthalt des Erzketzers zu verrathen. Aber damit hat sie auch ihren Gatten verrathen. Zwar vom Papst hat

ſie Verzeihung für dieſen erlangt. Aber Friedrich, der hinzukommt, verlangt den ungetreuen Vaſallen ebenſo für ſich wie der Papſt den Ketzer. Im Senat befeſtigt unterdeſſen Giordano den Entſchluß zu dem äußerſten Widerſtand gegen Krone und Tiara. Arnold ſitzt gefangen in den Verließen der Engelsburg. Der Präfekt, deſſen Aufforderung, die Ketzerei abzuſchwören, er ſtolz zurückweiſt, kündigt ihm den Tod an. In einem Zwiegeſpräch mit Gott ſucht und gewinnt er Stärke. Ihm befiehlt er ſeine Sache, damit einſt die alte Lüge zu den Füßen der ewigen Wahrheit ſterbe. Und nun nimmt er Abſchied von der Welt, die Zukunft ſchwillt ſeine Seele, und in ſchwungvoller Prophezeiung ſieht er den Bund der lombardiſchen Städte, den Sieg bei Legnano, die Flucht der Deutſchen über die Alpen. An der Engelsbrücke hat ſich inzwiſchen der Kampf zwiſchen den Deutſchen und den Römern entſponnen. Letztere unterliegen nach tapferem Streit. Arnold iſt verbrannt, ſeine Aſche in die Winde zerſtreut. Mit ihm, ſagt Oſtaſio, ſtarb die römiſche Freiheit. Adrian und Friedrich triumphiren. Die Schlußſcene zeigt ſie auf den Stufen von Sanct Peter, und auf den Trümmern der römiſchen Freiheit ſcheint der Bund zwiſchen Kaiſerthum und Kirche für alle Zeiten befeſtigt.

Die bloße Skizze des gewaltigen Werks zeigt, daß daſſelbe nicht in den Rahmen eines gewöhnlichen Drama ſich fügt. Der weltgeſchichtliche Inhalt ſchien ausgedehntere Formen zu verlangen. Wer es dem dreißigjährigen Dichter prophezeit hätte, daß er einſt ein Stück ſchreiben werde, das mit ſolchen Maſſen handelnder Perſonen angefüllt iſt, das jeden Augenblick die Scene wechſelt, und worin die dramatiſche Handlung immer wieder durch lyriſche Epiſoden unterbrochen iſt! Dieſe lyriſchen Elemente insbeſondere, aber auch die rhetoriſchen, die Ausführlichkeit, mit der die Reden und manches Nebenſächliche behandelt iſt, drohen jeden Augenblick die dramatiſche Form zu ſprengen. Und doch kann man dem Gedicht die höchſte Einheit, die der Handlung und des Intereſſes, nicht abſprechen. Die Epiſoden ſind doch untergeordnet und dienen in ihrer Weiſe dazu irgend ein Moment der Haupthandlung anſchaulicher zu machen. Auch der Doppelkampf, welcher den Inhalt des Stücks bildet, dient nur dazu die dramatiſche Verwicklung zu ſteigern, nicht aber das Intereſſe zu trennen. In der That iſt es im Grund ein und derſelbe Kampf, den Arnold an der Spitze des nach Befreiung ringenden Roms kämpft. Die bürgerliche, die nationale, die religiöſe Freiheit ſind gerade auf dieſem welthiſtoriſchen Punkte Eins. Weder der Kaiſer für ſich, noch der Papſt für ſich wäre im Stande die italieniſche Freiheit zu erdrücken. Nur im Bund mit einander ſind ſie dazu mächtig genug, und ihrem Bund fällt Arnold und die römiſche Republik zum Opfer. Allerdings neigt ſich der Schwer-

punkt des urſprünglich religiös-politiſchen Kampfs mehr und mehr auf die politiſche Seite. Der Papſt wird doch nur durch weltliche Mittel Herr über den Ketzer und in Arnold ſelbſt löſt ſich die prophetiſche Miſſion allmählich in politiſche Schwärmerei auf. Es iſt bezeichnend, daß Arnold in der Viſion ſeiner letzten Momente zwar die Niederlage Barbaroſſa's und die Befreiung Italiens von der Fremdherrſchaft, aber nicht ebenſo die Entweltlichung des Papſtthums voraus verkündigt. Wollte der Dichter ſeinen Helden nur in die nächſte Zukunft blicken laſſen, oder mochte er ſelbſt vorausſehen, daß der Kampf gegen das Papſtthum ein langwierigerer ſein werde, als der um die nationale Unabhängigkeit? Wie dem auch ſei, für das Drama iſt es ein entſchiedener Gewinn, daß das Politiſche vorwiegt. Trotz der langen Reden iſt es voll Handlung, voll Leben und Bewegung, ſo ſehr, daß die phychologiſche Entwickelung und Vertiefung der Charaktere darunter leidet. Es fehlt nicht an Anſätzen dazu, aber im Ganzen treten die Perſonen fertig, in unveränderlicher Haltung einander gegenüber. Arnold namentlich iſt von Anfang bis zu Ende derſelbe. Sein Bewußtſein erleidet keine Wandlung, jede Abweichung von ſeinen Grundſätzen, jedes Compromiß aus Zweckmäßigkeitsgründen iſt unmöglich. Ueberhaupt vermag nie ein Geſpräch irgend eine Umſtimmung herbeizuführen, es kann höchſtens vorhandene Gegenſätze ſteigern oder in äußerlicher Weiſe für momentan dringliche Zwecke neutraliſiren. Der Inhalt der Geſpräche iſt daher nicht dialektiſch, ſondern rhetoriſch. Jeder häuft, faſt unbekümmert um die gegneriſche Meinung, Gründe für ſeine Anſicht, und es iſt nur natürlich, daß hierbei meiſt eine pathetiſche Steigerung, ein Uebermaß im Ausdruck eintritt, das bei allen Ketzereien in der dramatiſchen Form wieder den Claſſiciſten verräth. Andererſeits erhalten dann wieder die handelnden Perſonen durch dieſe Starrheit ihrer Principien eine gewiſſe monumentale Größe. Es iſt nichts Zufälliges mit im Spiel. Nicht augenblickliche Regungen können den Gang durchkreuzen, den ein eiſernes Schickſal vorgeſchrieben. Es iſt der ſichere Schritt der Nothwendigkeit, der jede Wendung bezeichnet. Der weltgeſchichtliche Hauch iſt um ſo reiner, je mehr in den Perſonen weltgeſchichtliche Mächte verkörpert ſind.

So bezeichnet, mit ſeinen Vorzügen und Mängeln, Arnold von Brescia den Höhepunkt des Dichters. Ein beſonderes Intereſſe aber gewinnt nun dieſes Drama noch, wenn wir uns erinnern, daß es im Jahr 1843 veröffentlicht wurde, in demſelben Jahr, in welchem das ſiegreiche Manifeſt der Gegenpartei, Gioberti's Buch vom moraliſchen und politiſchen Primat Italiens, erſchien. Der Gegenſatz konnte nicht ſchärfer ſein. Jenes war ebenſo der entſchiedenſte Ausdruck des Neughibellinenthums, wie die-

ſes die höchſte Blüthe des Neuguelfenthums. Hier eine politiſche Schrift, die mehr der Poeſie anzugehören ſchien, dort ein Gedicht, das mehr ein politiſches Pamphlet war. Im politiſchen Libell überwog die ideale Phantaſie, im dramatiſchen Gedicht der politiſche Verſtand. Iſt es ein Wunder, wenn die öffentliche Meinung berauſcht und geblendet jenem die Palme zuerkannte, und, während man über das antipapale Zorngedicht die Achſeln zuckte, von nun an die Guelfen ſich an der Spitze der nationalen Bewegung behaupteten. In den oberitalieniſchen Kreiſen hatten ſie zuvor ſchon die Oberhand. An Gioberti's Primat beſaßen ſie nun eine Standarte, mit der ſie unter den Patrioten ganz Italiens Propaganda machten. Nur eines fehlte, um den Sieg vollſtändig zu machen: ein Papſt, der ſich zum Organ dieſer Idee machte. Auch dieſer ſollte ſich finden. Mit Johann Maſtai ſtieg Gioberti's Neuguelfenthum auf den päpſtlichen Stuhl. Es hatte ſich jetzt praktiſch zu bewähren. Jedermann weiß, wie es die Probe beſtand. Ein Jahr reichte hin, um alle neuguelfiſchen Illuſionen für immer zu zerſtören. Der jähe Fall des liberalen und nationalen Papſtthums war die glänzendſte Rechtfertigung für Niccolini. Nach jenem allgemeinen Schiffbruch war das Guelfenthum verſchwunden, das Papſtthum hatte ihm ſelbſt den Todesſtoß verſetzt, und als ſich neue nationale Parteien bildeten, ſchien ihr Programm eher den Ideen des Arnold, als Gioberti's Primat entlehnt.

Niccolini ſelbſt hatte jene Zeit der neuguelfiſchen Schwärmerei faſt zur Verzweiflung gebracht. Er konnte wüthend werden, wenn er nur die Namen Balbo und Gioberti hörte. Der Gedanke einer Wiedergeburt Italiens durch das Papſtthum und gar unter Protection des Kaiſers von Oeſterreich war ihm unerträglich. Mit zudringlichen Freunden, die ihn bekehren wollten, brach er vollſtändig. „Wenn ich Unrecht habe," ſagte er einmal in dieſen Tagen, „ſo habe ich vergebens gelebt. Betrogen hat mich das Licht der Geſchichte, betrogen das Licht der Philoſophie. Die Gedanken, die meine Worte eingegeben haben, ſind nichts als Täuſchungen geweſen und es bleibt mir nichts übrig als öffentlich Buße zu thun für meine Irrthümer. Sagt jenen Profeſſoren in Piſa (Montanelli und Centofanti ſind gemeint), ſie mögen die Statue Galilei's mit einem Schleier bedecken. Denn wenn Gioberti Recht hat, ſo hat auch Rom Recht gehabt Galilei zu verdammen." Auch Brofferio hat uns ein Geſpräch mit dem Dichter aus dieſen Tagen aufbewahrt. „Ich weine und knirſche," ſagte Niccolini, „und ſchmerzgebeugt klage ich Gott an, daß er mich ſo lange am Leben erhalten, um mit einem Fuß im Grabe noch dies troſtloſe Schauſpiel mit anſehen zu müſſen. Hätten Sie je gedacht, daß die italieniſche Wiedergeburt zu den ſtupiden Proportionen einer theologiſchen Con-

troverſe zuſammenſchrumpfte, und daß es einem Prieſter gelingen könnte, mit einem Plunder aus der Sacriſtei den geſunden Sinn des italieniſchen Volks zu verwirren? Wie kann man glauben, daß die Autorität, die ſich mit Lüge erhält, die Herrſchaft, die ſich durch die Gewalt behauptet, beide unverſöhnliche geſchworene Feinde der Wahrheit und Gerechtigkeit, unerbittliche Bedrücker des Volks, das ſie haſſen, verachten und berauben, zu dieſem Volk ſagen könnten: wach' auf, und herrſche. Um das zu glauben, muß man den Verſtand verloren und auf Geſchichte, Philoſophie und die ganze Erbſchaft menſchlichen Wiſſens verzichtet haben." Der Schmerz machte ihn krank. Völlig troſt- und muthlos war er dann, als Pio Nono den Thron beſtiegen hatte und ſelbſt ſeine Freunde in dem antipapalen Florenz den allgemeinen Enthuſiasmus theilten. Schon vorher menſchenſcheuer Art, zog er ſich jetzt ganz in miſanthropiſche Einſamkeit zurück. Man fürchtete für ſeinen Verſtand. Marc Monnier erzählt in ſeiner draſtiſchen Weiſe: „Einſam ſah man ihn durch die Straßen von Florenz irren. Mit Bitterkeit murmelte er zwiſchen den Zähnen: ein liberaler Papſt! ein liberaler Papſt! Endlich zog er ſich in ſein Haus zurück und verſchloß die Thüre. Man ſagte von ihm, er ſei verrückt. Ein Jahr ſpäter erkannte man, daß er allein von Allen weiſe geweſen war."

Im Jahr 1847 erſchien ſein letztes dramatiſches Werk, Filippo Strozzi, das nun allerdings ein bedeutendes Nachlaſſen wenigſtens der dramatiſchen Geſtaltungsfähigkeit zeigt. Der Stoff war diesmal aus der Nähe geſchöpft. In der Nähe von Montemurlo, wo Strozzi's Unternehmung erlag, war das Landgut, auf dem Niccolini die Sommermonate zuzubringen pflegte. Der Stoff der Tragödie, die letzten Zuckungen der Florentiner Republik und das Emporkommen Coſimo's, bot der dramatiſchen Momente genug, aber der Dichter vermochte ſie nicht mehr unter die Einheit einer dramatiſchen Action zu zwingen. Allen Regeln iſt jetzt wie mit Abſicht geſpottet. Nicht nur wechſelt mit Shakeſpeare'ſcher Freiheit jeden Augenblick die Scene, ſondern ſelbſt die Einheit des Intereſſes iſt jetzt einem willkürlichen Nacheinander von einzelnen Scenen gewichen. Der Verfaſſer der Poliſſena war nicht mehr zu erkennen, wenn nicht in dem rhetoriſchen Stil, der allein noch aus der Alfieriſchen Periode übrig geblieben war.

Schon der ausgedehnte hiſtoriſche Apparat, den der Dichter ſeinem Werk mit auf den Weg gab, beweiſt, daß der Zweck vorherrſchend ein geſchichtlicher war, wie denn die Vorrede offen ausſprach: „ich hoffe, wenn dieſe Compoſition den Glanz des italieniſchen Theaters nicht erhöhen wird, daß es wenigſtens für die beſſere Kenntniß jenes unglücklichen Jahrhunderts einigen Nutzen bringen wird, in welchem Italien durch die Uebermacht Karl's V. und die Treuloſigkeit Frankreichs aufhörte eine Nation zu ſein."

Die hiſtoriſche Treue iſt denn auch das Verdienſtlichſte an dem Stück. Die Parteien und deren Führer mit ihrer meiſt zweideutigen Vergangenheit ſind gut gezeichnet, die Zerſetzung der politiſchen Tugend, die der alte Republikaner Ruccellai treffend in den Worten zuſammenfaßt: ognun fu reo, schiavi tutti saremo, ſehr anſchaulich gemacht. Doch fehlt es an einer lebendigen Individualiſirung, wenigſtens der Volksparteien, und die Debatten zwiſchen den Adligen ſind ermüdend und leiden an Wiederholung derſelben Argumente.

Am meiſten vergriff ſich der Dichter in der Wahl des Helden. Dieſer Philipp Strozzi iſt Alles, nur nicht der Held einer Tragödie; weder Perſönlichkeit noch hiſtoriſche Stellung konnten ihn dazu erheben. Humaniſtiſch gebildet, ein Heide in Leben und Meinungen, nach Ruhe bedürftig, die ihm wie durch ein Verhängniß niemals zu Theil wird, ſchwach, wankelmüthig, die Ereigniſſe mehr leidend, als in ſie eingreifend, ſchiene er eher zum Vorwurf eines Romans ſich zu eignen. Kaufmann, Bankier, Diplomat, Literat, meiſt auf Seite der Medici, mit denen er in enger Geſchäftsverbindung ſteht, aber ohne daß man ihn als zuverläſſigen Anhänger behandelt, in der Kriſis von 1529 vorſichtig zurückhaltend, mit Aleſſandro aus perſönlichen Gründen verfeindet, nach deſſen Ermordung durch ſeinen Reichthum mehr als durch perſönlichen Antheil an die Spitze der republikaniſchen Bewegung geſtellt, deren Ende, die Niederlage von Montemurlo, auch ſein Ende wird, — ſo iſt ſein Leben, das zu dem eines Gelehrten beſtimmt ſchien, wider ſeinen Willen in alle Wechſelfälle des politiſchen Lebens hineingezogen. Ein Stoff, der vielleicht für eine pſychologiſche Behandlung nicht wenig dankbar wäre; und wirklich hebt das Drama an, als ſollte in Strozzi ein neuer Fauſt gezeichnet werden, dem die Jahre ſchwinden, der Alles verſucht hat und in Büchern kein Heilmittel mehr findet gegen das Gefühl der Leere und Verwirrung, das ihm die Welt bietet. Aber dieſe Saite wird, kaum angeſchlagen, wieder verlaſſen. Die politiſchen Ereigniſſe nehmen ſofort die Bühne ein, und damit gleitet auch das Hauptintereſſe von dem nominellen Helden abwechſelnd auf Lorenzino, den Mörder Aleſſandro's, auf Pietro, den thatendurſtigen Sohn Filippo's, auf Guicciardini, den Diplomaten der Ariſtokratie, auf Coſimo, den Alle überliſtenden Cäſar, auf dem nun das Intereſſe dauernd ruht, bis es zuletzt wieder zu dem perſönlichen Schickſal Strozzi's zurückkehrt, der nach Montemurlo von den Kaiſerlichen an Coſimo ausgeliefert wird und im Gefängniß ſich ſelbſt den Tod giebt. Der Held eines Stücks dieſes Inhalts wäre naturgemäß Coſimo, auch macht dieſer lakoniſche, verſchlagene Charakter ſeine ganze Ueberlegenheit über die Rhetoren der übrigen Geſellſchaft geltend, und man wünſchte, daß ſein Emporkommen

über die Mutter, über Guicciardini, über Senat und Volk erſchöpfender behandelt wäre; denn hier iſt der Nerv des Stücks. Im Uebrigen gab das widerſtreitende Intereſſe Frankreichs und Spaniens und wieder der Adels- und Volksparteien zu einer Menge von Sentenzen und Anſpielungen auf die Gegenwart Anlaß. Wir führen nur die Worte an, mit welchen der auf Frankreichs Hülfe pochende Pietro die Macht des Einheitsſtaats preiſt:

— come Dio nel cielo
Un popolo quaggiù sol vive e regna
Per unita: posa un diviso impero
In falso sempre, e parte invan si spera
Salvar, se il tutto e di salvar negato,
Figli d'Italia, io vi ripeto indarno
Un doloroso vero . .

Die Einheit Italiens! Sie iſt ſtets der Traum des Dichters geweſen. Einer der conſequenteſten Unitarier, hatte er ſich mit keinem der Compromiſſe, zu denen die an der Arbeit befindlichen Parteien in der Zeit der Vorbereitung ſich bequemten, befreunden können. Er, der Dichter, kannte ſchon in den Jugendjahren kein anderes Ziel, als daß es einſt hieße: Wir ſind alle Brüder, alle Italiener; dann, fügte er hinzu, würde er gerne ſterben. Unbeugſam und mit der ganzen Feſtigkeit ſeiner Natur hielt er an dieſem Glaubensbekenntniß feſt. Aber er wußte auch, daß er nicht zum thätigen politiſchen Leben berufen war. Die Stürme des Jahrs 1848 lockten ihn nicht mehr aus der Einſamkeit hervor, in die er ſich eingeſponnen hatte. Selbſt die Auszeichnungen, die ihm das damalige conſtitutionelle Miniſterium von Toscana zugedacht hatte, lehnte er ab. Noch beſchäftigte ihn in den letzten Jahren der Plan zu einem umfaſſenden dramatiſchen Gedicht, das die Verjagung der Cimbern und Teutonen durch Marius ſchildern ſollte. Es blieb Entwurf. Krankheit und Schwäche des Alters ſind die letzten Jahre ſeines Lebens. Aber bevor er es ſchloß, durfte er noch ſeiner Hoffnungen Erfüllung ſchauen, das nationale Königthum bedeutete die Einheit und bedeutete die Freiheit, und als Victor Emanuel, „der Erwählte des Volks, das Verlangen und der Seufzer ganz Italiens“ zum erſtenmal als König von Italien nach Florenz kam, begrüßte ihn auch der Dichter des Procida mit einer Anſprache, worin er die tiefe Freude ſeines Herzens ausdrückte, daß ihm, bevor die Augen ſich für immer dem ſchönen Himmel Italiens verſchließen, noch die Freude vergönnt ſei, den glühendſten Wunſch erfüllt zu ſehen, den er dreißig Jahre zuvor in den Worten ausgedrückt hatte:

Qui necessario estimo un re possente:
Sia di quel re scettro la spada e l'elmo

La sua corona, le divise voglie
A concordia riduca; a Italia sani
Le servili feriti e la ricrei . .

Niccolini ſtarb am 20. September 1861, faſt achtzigjährig. Die Stadt Florenz beſchloß ſeine Leiche in der Kirche Santa Croce beizuſetzen, der Weſtminſterabtei Italiens, wo ſie an Alfieri's Seite ruht.

Wilhelm Lang.

Die Stellung der Hanseſtädte zum Zollverein.

Die politiſchen Zuſtände Deutſchlands, wie ſie dem Umſchwung des vorigen Jahres und ihrer Frucht, der norddeutſchen Bundesverfaſſung, vorauſgingen, waren nicht eben dazu angethan, in den Hanſeſtädten deutſchen Patriotismus zu nähren. Ihr vielfältiger Verkehr mit dem Auslande lehrte die hanſeatiſchen Kaufleute manches Land kennen, in welchem es ſich, ohne daß Geſittung und Bildung höher geſtanden hätten als in Deutſchland, doch ungleich freier, behaglicher und glücklicher leben ließ. Wo es ihren beſonderen Intereſſen hätte zu Gute kommen ſollen, daß ſie einer großen und kraftvollen Nation angehörten, da ließ das gemeinſame Vaterland ſie im Stich. Es konnte ſie nicht ſonderlich locken; es ſchützte ſie nicht; es flößte ihnen keinen Stolz ein. Im Gegentheil mußten ſie ſorgfältig vermeiden, unter Fremden das Geſpräch auf die Vorzüge der verſchiedenen Nationen zu bringen, weil es dabei niemals ohne eine Demüthigung ihres patriotiſchen Bewußtſeins abging. Dergleichen wirkt bei der Maſſe der Menſchen, zumal in flauen und rückläufigen Zeiten, unfehlbar auf die politiſche Stimmung zurück.

Dieſelbe Wirkung der Schwäche unſerer nationalen Exiſtenz haben wir, nur noch weit craſſer und ärgerlicher ausgeprägt, bei den im Auslande anſäſſigen Deutſchen erlebt. Bis zu einem gewiſſen Zeitabſchnitt waren ſie der Mehrzahl und Regel nach berüchtigt durch die renegatenmäßige Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich ihrer Nationalität entäußerten und eine fremde annahmen. Was ſie ſo widerſtandslos hinriß, die augenfällige politiſche Ueberlegenheit des fremden Volkes über ihr eigenes, das wirkte in zwar ſchwächerem Grade als auf ſie, aber doch in ungleich beſtimmterer Weiſe als auf die Bewohner des Binnenlandes, auf die Hanſeaten ein. Am Stärkſten auf die Hamburger, theils vermöge der Größe

und Vielſeitigkeit ihres Weltverkehrs, und theils auch ſchon wegen der kosmopolitiſchen Zuſammenſetzung ihrer Bevölkerung. Es iſt ja bekannt, wie nach einander engliſche Merchant-Adventurers, portugieſiſche Juden, franzöſiſche Hugenotten, Holländer, Scandinavier und faſt jede europäiſche Nation ihr Contingent zu derſelben geſtellt hat; woher es denn z. B. kam, daß Hamburg im norddeutſchen Reichstag ausſchließlich durch fremdländiſche Namen vertreten war, einen engliſchen, einen franzöſiſchen und einen däniſchen, wenn deren Träger natürlich auch darum nicht weniger gut deutſche Patrioten waren. Hat doch andrerſeits der Abgeordnete von Emden ſogar noch bis ins letzte oder vorletzte Jahrzehnt hinein ſeine Geſchäftsbücher holländiſch führen laſſen.

Auf dieſes Sachverhältniß konnten ſich die Schutzzöllner der dreißiger und vierziger Jahre berufen, wenn ſie Hamburg und Bremen dem deutſchen Publicum als „Factoreien des Auslandes," d. h. nicht blos als Stapelplätze für nichts als fremde Producte, ſondern auch als Geburtsſtätten unpatriotiſcher Geſinnung denuncirten, und ſo die Freihandelslehre verdächtigten, welche von den Hanſeſtädten aus vornehmlich geprebigt wurde. Allein was jene relative Entfremdung von den vaterländiſchen Intereſſen anbetraf, ſo fiel ſie weniger irgend einer beſonderen Verſtocktheit des hanſeatiſchen Gemüths zur Laſt, als vielmehr der allgemeinen Schwäche und Auflöſung des nationalen Lebens. Und ferner hatte der Patriotismus wenig mit den Handlungen oder den Anſichten zu thun, deretwegen Hamburg und Bremen in den Augen der deutſchen Schutzzöllner nicht viel beſſer als Sodom und Gomorrha waren.

Die deutſche Induſtrie machte damals im großen Durchſchnitt ihre erſten Verſuche zu gehen. Sie fand nicht allein den allgemeinen Weltmarkt, ſondern ſogar den heimiſchen Markt mehr oder weniger in Beſchlag genommen durch die induſtriellen Erzeugniſſe Englands, das in der Anſammlung maſſenhaften Capitals, in der Auffindung von Kohlen und Eiſen, in der Anwendung von Maſchinen, in dem Genuſſe vollkommener wirthſchaftlicher Freiheit und vollkommener innerer wie äußerer Ruhe vor den Staaten des Feſtlandes einen Vorſprung von beinahe einem Menſchenalter voraus hatte. Die Vermittler der engliſchen Lieferungen an den Verbrauch Deutſchlands waren großentheils die Hanſeſtädte. Von ihnen vornehmlich kam alſo jene fremde Waare, durch deren Verdrängung ſich die deutſche Induſtrie am Leben zu behaupten und auszudehnen ſuchen mußte. Von ihnen kamen aber überdies die Ideen der modernen Nationalökonomie, welche ſich mit beſonderer Schärfe gegen den ſogenannten „Schutz der nationalen Arbeit" durch hohe Zölle wendeten, jene beredten Aufreizungen der großen conſumirenden Maſſe, ſich die Beſteuerung zu Gunſten weniger

Fabrikanten nicht gefallen zu laſſen, welche der Staat ihnen in ſeinem Tarif ſo nebenher auferlege. Kein Wunder, daß unſere Induſtriellen in der Angſt und Sorge ihres mühſeligen Aufſtrebens den Hanſeſtädten mitunter das Schickſal von Sodom und Gomorrha gönnten! Die Schwäche des nationalen Zuſammenhangs derſelben mit dem Ganzen rechtfertigte die ſchutzzöllneriſchen Anklagen bis auf einen gewiſſen Grad auch in den Augen unintereſſirter Patrioten. In den Hanſeſtädten umgekehrt, ja unter den Freihändlern überhaupt bekam das nationale Pathos durch ſeinen Mißbrauch für gewiſſe Zolltarif-Intereſſen einen lange nachwirkenden Beigeſchmack.

Nichtsdeſtoweniger verbreiteten ſich die nationalen Regungen der vierziger Jahre auch nach Bremen und Hamburg. Als im Jahre 1848 durch die Wahl zur erſten deutſchen Nationalverſammlung für die allerorts herrſchende politiſche Geſinnung Zeugniß abgelegt werden mußte, erſchienen aus den Hanſeſtädten einige der feurigſten und opferwilligſten Patrioten, unter denen nur an Gabriel Rießer, als an einen bereits Verſtorbenen, erinnert zu werden braucht. In Bremen gelang es der nationaldeutſchen Strömung ſogar, die handelspolitiſche Auffaſſung zu färben; von dort gingen vor wie nach 1848 Vorſchläge zu einem deutſchen Handelsbunde aus, der auf Differenzialzölle gegründet werden ſollte, verſchieden hohe Zollſätze für die Einfuhr derſelben Waare aus verſchiedenen Ländern. In Hamburg machte man ſich ſolcher Ketzerei gegen die reine Freihandelslehre nicht ſchuldig. Der umfaſſendere Charakter des dortigen Handelsverkehrs und der kosmopolitiſche Strich der Bevölkerung bewirkte, daß die freihändleriſche Strömung unvermiſcht neben der nationalen herlief. Dies trat in den Verhandlungen über ein gemeinſchaftliches deutſches Zollweſen, welche ſich an die Verfaſſungsarbeit in der Paulskirche knüpften, deutlich genug hervor.

Die neue Verfaſſung für Deutſchland kam aber damals noch nicht zu Stande, und ſo blieben auch die an ſie ſich knüpfenden handelspolitiſchen Verhandlungen ohne Reſultat. Den Erfolg hatten ſie jedoch, daß die Gleichgültigkeit gewichen war und blieb, mit welcher man bisher namentlich in Hamburg auf die Geſtaltung der deutſchen Geſchicke zu blicken gewohnt geweſen war. Bis 1848 hatte man von dort aus an dem deutſchen Zollweſen nicht viel höheren Antheil genommen, als etwa an dem däniſchen oder engliſchen. Seit 1848 bemächtigte ſich die Vorſtellung der Geiſter, daß früher oder ſpäter die allgemeine handelspolitiſche Entwickelung Deutſchlands diejenige Hamburgs in ſich hereinziehen und verſchlingen könne. Man nahm folglich an den Debatten über den Tarif und die ſonſtigen Einrichtungen des Zollvereins fortan ernſteren und lebhafteren Theil als bisher. Ausſchließlich zu dieſem Zwecke entſtand in Hamburg der Verein für Handelsfreiheit; weſentlich mit zu dieſem Zwecke in Bremen das Bremer Han-

delsblatt. In den Jahrgängen des letzteren kann man die allmähliche Entwickelung des in Bremen herrſchenden handelspolitiſchen Geiſtes von ſchutzzöllneriſch-patriotiſchen Anfängen zu der unbedingt freihändleriſchen Auffaſſung Hamburgs deutlich verfolgen. Man hat deshalb in Bremen, wie bekannt, an activem und opferfähigem Patriotismus nichts eingebüßt; es hat ſich nur geſchieden, was nicht zuſammengehörte, die Hingebung an die nationale Gemeinſchaft und die wirthſchaftliche Anſicht vom Zollweſen. Der Hamburger Freihandels-Verein, dem von Haus aus kein übermächtiges Gefühl die Klarheit des Auges trübte, nahm in den erſten Jahren nach 1848 eifrigen Antheil an den handelspolitiſchen Discuſſionen des Tages. Und zwar geſchah es in einem dem Zollverein nicht günſtigen Sinne. Da er dieſe vaterländiſche Schöpfung lediglich nach ihrem Tarif beurtheilte, ſo fand er an ihr nichts lobenswerthes als die lange zurückliegende, von einem raſch lebenden Geſchlecht ſchon wieder vergeſſene Aufhebung ſo und ſo vieler Binnenſchranken, aufgewogen oder gar überwogen durch die Höhe der gegen die Außenwelt aufgeworfenen gemeinſamen Schranken. Der Hamburger Verein für Handelsfreiheit begnügte ſich nicht, die auf zunehmende Erhöhung der Zollſätze gerichtete Tendenz zu bekämpfen, welche ſeit dem Anfang der vierziger Jahre, genährt durch die Verſunkenheit der preußiſchen Politik und das relative Uebergewicht Süddeutſchlands, den Zollverein regierte. Er agitirte vielmehr auch gegen den ſogenannten September-Vertrag von 1851, der, hannoverſcher Seits durch Herrn v. Münchhauſen eingefädelt, den hannoverſch-oldenburgiſchen Steuerverein in den Zollverein aufgehen, und damit dieſen die Nordſee gewinnen ließ. Die Agitation blieb fruchtlos; es gelang nicht, die hannoverſchen Kammern und den oldenburgiſchen Landtag zur Verwerfung des September-Vertrags zu beſtimmen. Der Zollverein ſchob in der Sylveſternacht des Jahres 1853 ſeine Grenzen nicht nur bis an das „deutſche Meer," ſondern auch bis an die Thore Hamburgs und Bremens vor, und verſetzte ſo namentlich die letztere Stadt, die er ſofort auf allen Seiten umſchloſſen hielt, in die Nothwendigkeit, der ſchwierigen Frage ihres eigenen Eintritts näherzutreten. Hamburg hatte doch noch wenigſtens rechts der Elbe anderes Gebiet neben ſich, das von keinerlei Zollſchranken umgebene Mecklenburg und die von einem anderen Zollſyſtem beherrſchten Herzogthümer Schleswig-Holſtein-Lauenburg. Aber freilich, in dem Schickſal Bremens mußte es ſein eigenes zukünftiges Schickſal vorgezeichnet finden, und von einem ſpecifiſch hamburgiſchen Standpunkt aus konnte man es daher ſo wenig wie unter dem einſeitig und ausſchließlich freihändleriſchen Geſichtspunkt dem Hamburger Freihandels-Verein verdenken, daß er ſich dem Eintritt des Steuervereins in den Zollverein nach Kräften widerſetzte.

In Bremen entſpann ſich 1852 und 53 ein ziemlich heftiger Kampf zwiſchen dem überwiegend größeren Theile der Kaufmannſchaft, welche vom Eintritt in den Zollverein nichts wiſſen wollte, und denjenigen Gewerbtreibenden, deren Abſatz vorzugsweiſe nach Deutſchland war, ſowie den an der Kundſchaft der hannoverſchen und oldenburgiſchen Umgegend intereſſirten Platzhändlern. Die Börſe erfüllte ſich bei dieſer Gelegenheit mit freihändleriſchen Ideen überhaupt, — ein Umſtand, der auf's ſegensreichſte nachwirkte, als 1857 die amerikaniſch-europäiſche Handelskriſis hereinbrach und es galt ſich gegen die Verſuchung der Bettelei um Staatshülfe zu ſtemmen, was den Wenigen, die es aus Ueberzeugung unternahmen, ohne eine gewiſſe günſtige allgemeine Dispoſition ihrer Standesgenoſſen ſchwerlich gelungen ſein möchte. Die Forderung der Börſe trug den Sieg davon: Bremen blieb außerhalb des Zollvereins. Doch ſchloß es im Jahre 1856 einen Vertrag mit dieſem, der es auf ſeine Dauer, und vorbehaltlich der handelspolitiſchen Selbſtbeſtimmung, in eine Art Freihafen des Zollvereins umwandelte. Der Zollverein legte nämlich ein Hauptzollamt mit ausgedehnten Abfertigungsbefugniſſen nach Bremen und ſtellte daſelbſt eine zollfreie Niederlage für ſolche Zollvereinsgüter her, die in den Verkehr des Zollvereins zurückkehren ſollten, während die Bremer Kaufmannſchaft auf ihre Koſten ein Declarationsbureau errichtete, das ihr ſelber die Weitläufigkeiten der Verzollung abnahm, den Zollbehörden eine erhöhte Sicherheit gegen Betrügereien gab. Dieſer Vertrag hat das Seinige dazu beigetragen, daß der Entſchluß des Nichteintritts im weſentlichen für alle Theile zufriedenſtellend ausſchlug. Er iſt Ende 1865 auf weitere zwölf Jahre erneuert worden, und würde ohne die ſeitdem eingetretenen mächtigen Ereigniſſe vorausſichtlich unerſchüttert in Kraft geblieben ſein, unbeſchadet kleiner Verbeſſerungen, wie ſie beſonders ſeit der Erſetzung der eiferſüchtigen hannoverſchen Regierung durch die unbefangene preußiſche möglich geworden ſind.

Mit dem Jahre 1854 rückte der Zollverein den Hanſeſtädten räumlich nahe, und faßte demzufolge in derjenigen, die er alsbald völlig umſchloſſen hielt, in Bremen feſten Fuß; ſpäter that er einen ſtarken Schritt, ſich ihnen allen auch innerlich zu nähern. Die öffentliche Meinung, von dem Congreß deutſcher Volkswirthe ſeit 1858 geführt und aufgeklärt, neigte ſich je länger deſto entſchiedener auf die Seite der Freihandelsanſicht. Von ihr getragen, trat die preußiſche Regierung zu Anfang der ſechziger Jahre in die von Paris ausgehende continentale Zollreformbewegung ein. Durch den deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrag erfuhr der Tarif des Zollvereins ſeine erſte durchgreifende Herabſetzung im freihändleriſchen Sinne. Es koſtete zwar einige Zeit und Mühe, dieſe ſchon ſo

lange nothwendig gewordene Reform-Maßregel durchzuſetzen. Die ſüddeutſchen Staaten widerſtrebten ihr hartnäckig, weniger noch aus Reſten von Sympathie mit der Schutzzoll-Partei, als weil ſie der preußiſchen Führung auf keinem Gebiet etwas verdanken wollten. Allein inzwiſchen war endlich in die Politik Preußens wieder etwas von entſchloſſenem Unternehmungsgeiſt gekommen, und da man die widerſtrebenden Staaten vor die Wahl ſtellte, entweder aus dem Zollverein zu treten oder den Handelsvertrag mit Frankreich zu ratificiren, ſo ratificirten ſie.

Damit war der Tarif reformirt. Aber die Verfaſſung des Zollvereins blieb die alte: Gleichberechtigung des kleinſten ſogenannten Staats mit dem größten, und das Erforderniß der Einſtimmigkeit für alle wichtigeren Abänderungen. Der Zollverein ſollte nach wie vor in Kataſtrophen fortſchreiten, welche in der Regel nur einmal alle zwölf Jahre eintreten konnten, und die neue Periode zwölfjährigen Stillſtandes begann mit dem 1. Januar 1866. Wäre nicht die glückliche militäriſche Revolution deſſelben Jahres dazwiſchen gekommen, ſo würden die Hanſeſtädte durch den reducirten Tarif von 1865 auch noch nicht bewogen worden ſein, die Frage ihres Eintritts in erneuerte Ueberlegung zu ziehen.

Nun aber nöthigte der Sieg Preußens über Oeſterreich — von der ausgemachten Mehrzahl ihrer Bewohner heiß erſehnt und freudig begrüßt — ſie nicht nur zu neuer Erwägung, ſondern entſchied ſogar die Frage innerhalb gewiſſer Grenzen ohne weiteres. Er nahm ihnen das werthvollſte Stück ihrer Souveränetät, die handelspolitiſche Autonomie — gerade wie er den mit Preußen gehenden norddeutſchen Fürſten im Intereſſe der Geſammtheit die für ſie werthvollſte Prärogative raubte, die militäriſche Selbſtherrlichkeit. Und gerade wie Preußen Mitleid übte mit den Schmerzen der Herzöge und Fürſten, und ihnen von ihrer theuren Militärgewalt dasjenige ließ, was allenfalls ohne entſchiedenen Schaden und dringende Gefahr in ihrer Hand bleiben konnte, ſo trieb es auch die handelspolitiſche Mediatiſirung der Hanſeſtädte nicht weiter, als ſchlechthin nothwendig erſchien. Es decretirte nicht einfach: Hamburg, Bremen und Lübeck liegen von dem und dem Tage an innerhalb des Zollvereins, — ſondern es begnügte ſich, ſie wie alle anderen Beſtandtheile Norddeutſchlands in Zoll- und Handelsſachen der Competenz der neuen Bundesgewalten zu unterwerfen, während ein Satz der Verfaſſung die Frage, ob ſie ihre Freihafenſtellung lieber aufgeben möchten als beibehalten, ihrer eigenen Entſcheidung überwies. Damit iſt in der That das eigentlich nationale Intereſſe gewahrt. Handels- und Schiffahrtsverträge mit fremden Mächten können die Hanſeſtädte fortan nicht mehr abſchließen, und haben ſogar ſchon vor den erſten Berathungen des Bundesverfaſſungsent-

wurfs ſchwebende Unterhandlungen dieſer Art abgebrochen. Freihäfen oder nicht, hangen ſie in Allem, was das Zollweſen angeht, genau ſo durchgreifend von den Bundesgewalten ab, wie irgend ein anderes norddeutſches Gemeinweſen. Sollte endlich zu irgend einer Zeit die Meinung entſtehen, ſie machten von der ihnen eingeräumten Freiheit der Entſchließung betreffs der Freihafenſtellung keinen den allgemeinen nationalen Intereſſen gemäßen Gebrauch, ſo haben Bundesrath und Reichstag es ſtets in der Gewalt, das ihnen verfaſſungsmäßig zuerkannte widerrufliche Selbſtbeſtimmungsrecht wie jeden anderen Satz der Verfaſſung zu caſſiren und darauf ihrerſeits die für richtig erachtete Entſcheidung zu treffen. Sie ſind alſo gleichſam Freihäfen auf Wohlverhalten; oder beſſer geſagt, ſie werden es nur ſo lange bleiben, als es erſtens ihnen ſelbſt, und als es zweitens der dauernden öffentlichen Meinung der Nation recht und billig, nützlich und erſprießlich dünkt.

In rechtlicher Hinſicht traf der Umſchwung der Verhältniſſe die drei Städte natürlich auf ganz gleiche Weiſe. In wirthſchaftlicher Hinſicht aber ſtanden ſie demſelben ſehr verſchiedenartig gegenüber. Bremen, das in der erſten Hälfte der funfziger Jahre der eigentliche Heerd der Agitation für und wider den Eintritt geweſen war, verhielt ſich jetzt, äußerlich angeſehen wenigſtens, völlig ſtill. Dagegen nahm in Hamburg und Lübeck der Kampf raſch einen ſehr ernſten Charakter an. Der Grund iſt einfach: die Zollvereinsſchranken, welche bis dahin nur Bremen ganz, Hamburg blos auf dem linken Elbufer umgaben, Lübeck gar nicht, rückten nun auf allen Seiten auch gegen Hamburg und Lübeck heran. Der Eintritt der preußiſchen Provinzen Schleswig, Holſtein und Lauenburg in das preußiſch-deutſche Zollſyſtem verſteht ſich von ſelbſt; der Eintritt Mecklenburgs wird in Kürze ein Gegenſtand ernſter Verhandlungen, und hoffentlich eines unwiderſtehlichen Druckes von preußiſcher Seite werden. So geht den beiden Plätzen der freiere Verkehr mit ihrem nächſten und wichtigſten Hinterlande, den deren bisherige Zölle geſtatteten, verloren; die Vielheit der umgebenden Zollſyſteme, welche den Anſchluß an eines derſelben geradezu verbot, macht der alleinigen Geltung desjenigen unter ihnen Platz, das von jeher am eheſten auch auf Hamburgs und Lübecks Beitritt rechnen konnte. Dieſe Situation, verſchärft durch das Bewußtſein der rechtlichen Abhängigkeit von den Bundesgewalten in Berlin, konnte nicht umhin die Bevölkerung Hamburgs und Lübecks in eine lebhafte Aufregung zu verſetzen, die wohl auch nicht eher ganz weichen wird, als bis ihre geſetzgebenden Körperſchaften mindeſtens einen vorläufig abſchneidenden Beſchluß in der Sache gefaßt haben.

Bremen ſeinerſeits erfreut ſich gegenwärtig in gewiſſen Grenzen des

Gefühls, dieſen Streit hinter ſich zu haben. Nicht als ob vom Eintritt in die Zolllinie dort gar nicht mehr die Rede wäre. Aber die Frage hat ihre brennende Bedeutung eingebüßt. Das zeigte ſich am deutlichſten während der Reichstagswahlen. Indeß die Candidaten Hamburgs und Lübecks das Läuterungsfeuer einer ausdrücklichen und ſcharfen Befragung über ihre Anſicht von der Zollfrage zu paſſiren hatten — wobei in Hamburg eine ſehr große Mehrheit der Wähler gegen den Anſchluß Partei nahm, in Lübeck eine ziemlich ebenſo große Mehrheit für den Anſchluß —, wagte in Bremen der Candidat der Minderheit nicht, aus der Anſchlußfrage Capital zu machen, weil er fürchten mußte damit ſeine eigenen Chancen nur noch zu verſchlechtern. Während der ganzen Wahlbewegung, die doch tief genug ging, ſpielte der Zollanſchluß bei weitem die Rolle nicht, welche man vorher geneigt war ihm auch in Bremen beizulegen. In der That hat ſich unter der Oberfläche ſeit 1854 viel geändert. Die Verhältniſſe haben ſich nach der damals eintretenden Umringung mit höheren Zöllen zurechtgezogen: die Bremer Induſtrie, ſoweit ihr Hauptaugenmerk der Abſatz im Zollverein war, hat ſich nach dem raſch emporgewachſenen Fabrikort Hemelingen verlegt, eben jenſeits der hannoverſchen Grenze, und gleich Bremen zwiſchen Strom und Eiſenbahn belegen, oder ſie ſteht auch mit dem einen Bein noch auf dem freien Weltboden Bremens, mit dem andern aber auf dem binnenländiſchen Boden Hemelingens; die Vermittlung zwiſchen den Kaufleuten und den Zollbeamten, zwei natürlich verfeindeten oder mindeſtens ſchwer verträglichen Claſſen, hat das Declarationsbureau der Handelskammer in die Hand genommen; der Detailhandel hat ſich mit der Kundſchaft einer ſoviel ſchmaleren Umgegend einrichten gelernt; er und das Handwerk ſind insbeſondere durch die negativen Erfahrungen der Handelskriſis von 1857 und ſpäter der Jahre des amerikaniſchen Krieges inne geworden, wie weſentlich ihr Abſatz von dem Gedeihen des Großhandels abhängt; der Handwerkerſtand hat über ſeinem mehrjährigen, fruchtloſen Widerſtande gegen die 1861 eingeführte Gewerbefreiheit auch verſtehen gelernt, daß die Conſumtions-Intereſſen ebenſo gut Beachtung erheiſchen wie die Productions-Intereſſen, an deren einſeitige Verfolgung die Zunft ihn gewöhnt hatte: — kurz, es waren veränderte Zuſtände und geläuterte Anſichten, auf welche die Zollanſchlußfrage traf, als ſie zum zweiten Mal für Bremen praktiſche Bedeutung erlangte. Sie regte deshalb nicht entfernt die Leidenſchaften auf, wie das erſte Mal. Man beſchränkte ſich einſtweilen ganz darauf, ſie in kleineren Kreiſen ruhig und rein ſachlich zu erörtern. Nur die damit verwachſene Frage des von der Stadt zu zahlenden Averſums anſtatt des Antheils ihrer Bevölkerung an der unmittelbaren Zollzahlung, die ihre beſonderen

Schwierigkeiten hat theils wegen der keineswegs blühenden Finanzlage des Staates als ſolchen, theils wegen des Ineinanderfließens von Staat und Gemeinde — nur dieſe Averſumsfrage enthält allenfalls einigen Stoff, die Anſchlußfrage auch in Bremen wieder zu einer eigentlich brennenden zu machen. Indeſſen wenn preußiſcher Seits nicht gerade ganz übertriebene Forderungen erhoben werden, ſo wird man auch über dieſen Stein des Anſtoßes wohl hinauskommen, ohne auf's neue in den Sumpf der Parteiung zu verſinken.

In Lübeck war man ſchon 1848 nach einer eingehenden Berathung zu dem Schluſſe gekommen, daß es das Beſte ſein würde, wenn die Stadt in die allgemeine deutſche Zollinie einträte, an einer paſſenden Stelle außerhalb aber ein Freihafen errichtet würde; und dieſe Anſicht überwiegt auch jetzt anſcheinend in den Kreiſen, welche zuletzt vorausſichtlich den Ausſchlag geben werden. In officieller Ventilation befindet ſich die Angelegenheit nun ſchon wieder ſeit 1864, ſeit nämlich die Aufnahme Schleswig-Holſteins in den Zollverein Gegenſtand der allgemeinen Erwartung wurde. Ein lebhafterer Ton iſt aber in die Verhandlung auch erſt durch die Ereigniſſe des vorigen Sommers gekommen. Seitdem hat ſich die Kaufmannſchaft deutlich in zwei Parteien geſpalten, Exporteure und Detailliſten, von denen die erſteren, welche Lübecks Antheil am Welthandel, ſein ſogenanntes nordiſches Geſchäft repräſentiren, dem Zollverein am liebſten ganz fernbleiben möchten, während die Detailliſten den Eintritt der Stadt als eine Lebensfrage betrachten und für die Intereſſen des Großhandels geringere Sympathie zeigen. Der letzteren Partei gelang es, in einer Verſammlung der Kaufmannſchaft vom 11. Januar 1867 ungeachtet eines abmahnenden Berichts der Handelskammer mit der Mehrheit von 116 Stimmen gegen 102 den Beſchluß durchzuſetzen, daß der unbedingte Anſchluß an den Zollverein zu erſtreben ſei, wobei denn der hinzugefügte Satz wegen thunlichſter Erleichterung des Seeverkehrs der ganzen Lage der Sache nach nur das Gepräge eines frommen Wunſches trug. Indeſſen wandten ſich dafür die Großhändler ihrerſeits mit einem Geſuch um Schutz ihrer bedrohten Intereſſen an den Senat, und dieſer wird ſich ſchwerlich zum einfachen Executor des Beſchluſſes vom 11. Januar machen laſſen. Auch von der Bürgerſchaft iſt wohl kaum eine einfache Parteinahme für das Intereſſe des Detailgeſchäfts zu erwarten. Als Staatskörperſchaften und nicht Intereſſen-Vertretungen, die ſie ſind, werden Senat und Bürgerſchaft erwägen, daß man nicht etwa blos zu ermitteln habe, welches von beiden Intereſſen das höhere und des Sieges würdigere ſei, um dieſem dann das andere einfach zu opfern, ſondern daß es auf einen Compromiß ankomme, der beide ſtreitenden Parteien ſo gut als möglich be-

ruhige und zufriedenſtelle. Hiernach läßt ſich annehmen, daß Lübeck für die Stadt ſelber den Eintritt in die Zolllinie, daneben aber an paſſendem Platze die Errichtung eines Freihafens beantragen wird. Einer der ſtärkſten realen Gründe, der dem Eintritt der Hanſeſtädte überhaupt im Wege ſteht, iſt die Verödung und Entwerthung der bisher benutzten Privatſpeicher, welche eintreten muß, ſobald der ganze Zwiſchenhandel — d. h. derjenige Handel, den die deutſche Stadt als Vermittlerin zwiſchen fremden Producenten und fremden Conſumenten treibt — in öffentliche Niederlagen verpflanzt wird. Dieſer Grund hat in Lübeck inſofern relativ noch mehr Gewicht als in Hamburg und Bremen, weil dort ohnehin ſchon, vermöge des eingeſchrumpften Verkehrs der einſtigen „Königin der Oſtſee," ein Ueberfluß an Speicherräumen beſteht; abſolut aber iſt er von deſto geringerer Bedeutung, denn der Werth ſämmtlicher Speicher zuſammengenommen ſoll 200,000 Thaler nicht überſteigen. Ueber den paſſendſten Ort für die Errichtung des Freihafens ſind die Betheiligten noch nicht einig; während die Einen an Travemünde denken, die Anderen gar an den halbwegs zwiſchen Lübeck und Travemünde gelegenen Flecken Schlutup, ſcheint die in der Handelskammer herrſchende Anſicht auf einen Raum zu beiden Seiten der Trave zu gehen, der dort liegt, wo der Fluß die Stadt verläßt, und eine ſehr gut gedachte und geſchriebene kleine Schrift endlich, welche im vorigen Herbſte erſchien, „Lübeck und der Zollverein," empfiehlt mit recht einleuchtenden Beweiſen den jetzigen Holzlagerplatz zwiſchen dem Bahnhof und der Trave. In derſelben Schrift wird (mit zum Theil freilich ſchwächeren Gründen) auch die Forderung erhoben, daß zwiſchen dem Freihafen in Lübeck und demjenigen in Hamburg freier unbeläſtigter Verkehr beſtehen müſſe, da ſonſt gewiſſermaßen auf den Waarenzug zwiſchen Nordſee und Oſtſee ein neuer Sundzoll gelegt ſein würde.

Wird in Lübeck über die Anſchlußfrage ein ernſterer und lebhafterer Streit geführt als bis jetzt in Bremen, ſo verhält ſich derſelbe zu dem in Hamburg ausgebrochenen Kampfe doch an intenſiver Bedeutung nur etwa wie die jährliche Waarenbewegung der beiden Plätze unter einander. Die Intereſſen, die in Hamburg auf dem Spiele ſtehen, berechnen ſich nach Hunderttauſenden und Millionen. Es ſtehen ſich auch nicht blos Klein- und Großhandel, oder Induſtrie und Handel feindlich gegenüber; vielmehr wird die Verhandlung auf beiden Seiten vorzugsweiſe von Großkaufleuten geführt, wenn es auch feſtſteht, daß der weit überwiegende Theil des Handelsſtandes gegenwärtig wider den Eintritt der Stadt in die Zolllinie iſt. Ein erhebliches Material zur Beurtheilung der kritiſchen Fragen iſt dadurch gewonnen worden, daß die frühere Commerzdeputation, jetzige Handelskammer im vorigen Herbſte eine große Anzahl tonangebender Ge-

ſchäftshäuſer aller Art zur Abgabe ſchriftlicher Gutachten beſtimmte. Zwar hielt ſie die eingegangenen Gutachten, 61 an der Zahl, dann vorläufig unter Schloß und Riegel, und begnügte ſich durch ihren Vorſitzenden öffentlich zu conſtatiren, daß die große Mehrzahl derſelben ſich gegen den Anſchluß ausſpreche; allein in der Hauptſache wurde man bald dadurch entſchädigt, daß der „Verein für den Anſchluß Hamburgs an den Zollverein," der ſich zur Zeit der Wahlbewegung bildete, neun von den ſeiner Tendenz entſprechenden Gutachten im Druck herausgab, und dadurch die Gegner reizte, daß ſie ihrerſeits alsbald mit zwanzig Gutachen ihrer Farbe antworteten. Man hat alſo faſt die Hälfte, und jedenfalls die reichhaltigſten und beſtabgefaßten dieſer individuellen Voten jetzt vor Augen — ein äußerſt wichtiger Stoff nicht nur zur Entſcheidung der Anſchlußfrage, ſondern überhaupt zur Kenntniß des Hamburger Geſchäfts, wofür es ſonſt beinahe nichts giebt als die Hieroglyphenſchrift ſtatiſtiſcher Tabellen und den Kleinkram täglicher oder wöchentlicher Marktberichte.

„Das Hamburger Geſchäft" — ſo drückt ſich eins dieſer Gutachten treffend aus — „iſt nicht ſowohl durch einzelne große, als durch viele kleine Zweige groß. Dadurch unterſcheidet es ſich namentlich von dem Bremer Geſchäft, von dem ein viel anſehnlicherer Theil auf einige bedeutende Stapelartikel kommt. Selbſt Kaffee ſpielt in Hamburg nicht die überwiegende Rolle wie in Bremen Taback und Reis, früher eine Zeit lang auch Baumwolle, und ſeit kurzem Petroleum. Die Fülle der in Hamburg lagernden Waaren verſchiedenſter Art macht, daß es ein beſonders beliebter Platz für die Einnahme ſolcher Schiffsladungen iſt, welche ihrer Beſtimmung wegen aus vielerlei kleinen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſein müſſen." — „Es giebt unſeres Wiſſens," heißt es in dem Gutachten der Herren Carl L. D. Meiſter und Comp., „in ganz Europa keinen Ausfuhrhafen, der in Betreff der Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit ſich aſſortirte Ladungen bis zur Auffüllung der Schiffe aufmachen laſſen, mit Hamburg verglichen werden könnte." Herr Auguſt Bolten, einer der erſten Schiffsmakler Hamburgs, führt dies folgendermaßen noch etwas näher aus: „Selbverſtändlich wählt man zum Sammelplatz der Ausſendungen denjenigen Hafen, der durch gute, reichliche und billige Schiffsgelegenheiten, durch billige Verladungs-Speſen, durch raſche Beförderung der Waaren die größten Vortheile gewährt; und da Hamburg vermöge ſeiner bedeutenden Schiffahrt, ſeiner überſeeiſchen Verbindungen und ſeiner vollſtändigen Verkehrsfreiheit dieſen Anforderungen beſſer zu entſprechen vermochte, als andere Seeplätze, manche zur Auffüllung der Ladungen beſonders geeignete Artikel als Genever, Mobilien u. ſ. w. bedeutend von hier exportirt werden, ſo war es natürlich, daß dieſer Geſchäftszweig ſich vornehmlich nach

Hamburg wandte, und jetzt von Rußland, Schweden, Norwegen, ſelbſt England, Schottland, Belgien, Holland, Frankreich und dem Mittelmeer die Erzeugniſſe mit denjenigen Deutſchlands hier zuſammentreffen, um vereint mit den eigenen Exportartikeln ihrer weiteren Beſtimmung zu folgen." — „An feineren werthvollen Waaren" — ſagen die Herren Meiſter und Comp. weiterhin — „fehlt es auch den mit uns concurrirenden fremden Exporthäfen nicht, wohl aber an dem bei uns vorhandenen Geſammtcomplex, namentlich an den viel Raum einnehmenden, ein Schiff füllenden ſogenannten Bulk-Artikeln. Hier haben wir alle möglichen Sorten: Genever, Spirituoſen, Biere, Weine, Cigarren, Hausgeräthe, Möbeln, muſikaliſche Inſtrumente, hölzerne Häuſer, Glas, Steinzeug, Porzellan, Spiegel- und Spielwaaren, Tauwerk, eiſerne Töpfe und Küchengeräth, alle Arten von Lebensmitteln, Reis, Hülſenfrüchte, Fleiſch, Häringe, getrocknete Fiſche, mit Einem Worte Alles, was eine transatlantiſche Bevölkerung nöthig hat und was ein Schiff ſchnell füllen kann. Was an zollvereinsländiſchen, engliſchen, franzöſiſchen, belgiſchen, ſchweizeriſchen, öſterreichiſchen, holländiſchen, ruſſiſchen Waaren zum Sortiment erforderlich iſt, findet ſich theils auf den hieſigen Engros-Lägern, theils kann es mittelſt der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe raſch herbeigeholt werden. Alles kann hier ohne irgendwelche zollamtliche Controle und Beaufſichtigung, je nach Bedürfniß, aſſortirt, zuſammengeſetzt und verpackt werden. Viele dieſer fremden Waaren, wohl die meiſten, könnten billiger und ſchneller ihren Beſtimmungsort erreichen, anſtatt den oft großen Umweg über Hamburg zu machen, und dennoch wendet man Zeit und Koſten auf dieſen Umweg, eben weil unſer Platz als Freihafen, wie kein anderer, die gedachte Annehmlichkeit bietet, hier alle Waaren zur Verladung zuſammenzubringen, die Colli zu öffnen, zu unterſuchen, die Waaren umzupacken, Muſter-Sortimente zuſammenzuſtellen, kurz Alles ſo zu beſchaffen, wie der Committent, den Anforderungen ſeines Marktes gemäß, es wünſcht, und wie es eben an keinem anderen Platze mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit geſchehen kann." Das Bolten'ſche Gutachten entwickelt dieſelbe Idee namentlich dadurch noch weiter, daß es den Unterſchied zwiſchen der jetzt üblichen und der unter der Vorausſetzung des Eintritts in den Zollverband künftig zu erwartenden Behandlung eines einlaufenden Schiffes anſchaulich zu machen ſucht.

Dies iſt denn in der Hauptſache das allgemeine Thema, das die Menge der anſchlußfeindlichen Gutachten, jedes nach dem beſonderen Geſchäftszweig der Verfaſſer, vielgeſtaltig genug variirt. Wir finden den Beweis der Verderblichkeit des Anſchluſſes namentlich geführt von dem Standpunkt des Wein- und Spirituoſen-Geſchäfts, des Thran-Geſchäfts, des Drogerie-Geſchäfts, des Glas-Geſchäfts, des Tabacks-Geſchäfts, des

Salzfleiſch-Geſchäfts u. ſ. f., und natürlich nicht am wenigſten auch vom Standpunkt des Colonialwaaren-Geſchäfts. Entſchieden getheilt ſind eigentlich nur die Stimmen, welche ſich über das Manufacturwaaren-Geſchäft vernehmen laſſen; dieſes hat der Anſchluß-Partei ihre beredteſten Anwälte geſtellt.

Die herrſchende Vorausſetzung iſt dabei, daß man die Wahl habe zwiſchen einem Zuſtande, der dem gegenwärtigen ſo ziemlich entſpräche, wonach alſo Hamburg, Altona, und die mitteninne liegende Vorſtadt St. Pauli etwa bis zu der die Stadt umgebenden äußeren Acciſe-Linie Freihafengebiet blieben, die Elb-Inſel Grasbrook aber und vielleicht noch ein anderes leicht abzuſchließendes Stück Landes ein Hauptzollamt ſammt einer umfänglichen zollfreien Niederlage aufnähme, — und andererſeits dem umgekehrten Zuſtande von dieſem, d. h. daß die Stadt Hamburg in die Zollinie einträte, der Grasbrook u. ſ. w. aber Freihafengebiet würde. Der eine Fall iſt nicht völlig, wenn auch allerdings im weſentlichen die Umkehrung des anderen. Wäre das Zollvereins-Gebiet z. B. auf die Räumlichkeiten einer zollfreien Niederlage mehr oder weniger beſchränkt, wie im erſteren Falle, ſo fiele es ins Gewicht, daß in dieſelbe nur zollpflichtige Waaren aufgenommen, andere der gleichen Art folglich nicht mit ihnen gleichzeitig dem Käufer dargeboten werden können. Auch hinſichtlich der ſtrengeren oder gelinderen Controle wird ſich wohl, wenn nicht rechtlich, ſo doch thatſächlich ein Unterſchied herausſtellen, je nachdem die öffentlichen Speicher der Behörde Zollvereins-Waare oder ausländiſche zollpflichtige Waare in ſich aufnehmen ſollen.

Die Vertheidiger des Anſchluſſes fordern natürlich übereinſtimmend das liberalſte vorhandene oder denkbare Entrepot-Syſtem. Ihr Führer und Präſident des von ihnen gebildeten Vereins, Herr C. Woermann, will es zur erſten Bedingung des Anſchluſſes gemacht wiſſen, daß Sortiren, Stürzen, Umpacken (Beſchädigung abnehmen) der Waare im Entrepot zuläſſig ſei. Aber ebenſo einſtimmig mißtrauen die Gegner der Möglichkeit, wirklich befriedigende Einrichtungen zu erlangen, geſtützt auf die von ihnen anderwärts gemachten üblen Erfahrungen. Im Dock zu London, behaupten ſie beiſpielsweiſe, finde eine ſo heilloſe Waarenbehandlung ſtatt, daß jede Calculation dabei aufhöre. Zumal hinſichtlich des Tabacks ſcheint dies allerdings feſtzuſtehen, denn man nimmt allgemein an, daß guten Theils aus dieſem Grunde Bremen als Tabacksmarkt London den Rang abgelaufen habe. Auf den Fall des Anſchluſſes fordern ebenſowohl Gegner (A. Tesdorpf) wie Freunde des Anſchluſſes (Ferd. Plate), daß Privatſpeicher unter Zollverſchluß nach Art der bonded warehouses in New-York u. ſ. w. eingeführt werden, und alle Stimmen aus dem Ma-

nufactenwaaren-Geſchäft ſammt der einen Stimme aus dem Glas-Geſchäft (Schrader und Rooſen) betrachten es als ſelbſtverſtändlich, daß man Hamburg nach ſeinem Anſchluß das in Leipzig bereits beſtehende Contirungs-Syſtem einräumen werde. Dies iſt ein Zwillings-Inſtitut mit den auswärts vorkommenden Privatſpeichern unter Zollverſchluß, und läuft darauf hinaus, daß Eingang und Ausgang controlirt und nach dem ſich ergebenden Betrag des letzteren halbjährlich der Zoll entrichtet wird.

Werfen wir einen Blick auf die dem Anſchluß am entſchiedenſten widerſtrebenden Zweige des Hamburger Geſchäfts, ſo ſagt das Gutachten einer Anzahl von Häuſern über den Kaffee- und Zimmt-Handel: „Unſer Kaffee-Import, der ſich über alle Sorten erſtreckt, würde nie ſeine große Bedeutung erlangt haben, wenn die freie Bewegung uns nicht geſtattete, die ankommenden Ladungen von etwaiger Beſchädigung zu befreien, nach den einzelnen Qualitäten zuſammenzuſtürzen und ſomit eine Auswahl zu bieten, die den vielſeitigſten Anforderungen genügt, was an Plätzen, die Entrepot-Syſtem haben, nicht in gleichem Maße thunlich iſt. Betrachten wir andererſeits beiſpielsweiſe den Artikel Caſſialignea, für den London früher der Hauptmarkt war, und der jetzt von Hamburg dominirt wird; forſchen wir nach dem Grunde dieſer Aenderung, ſo ergiebt ſich, daß ſich das Geſchäft nach hier gewandt hat, weil unſere Einrichtungen uns geſtatten, die Waare durch Auspacken, Entfernung des Bruches und der Beſchädigung, durch Reinigen und durch eine reelle Wiederverpackung zum directen Uebergang in den Conſum tauglich zu machen, während der Artikel in London in dem Zuſtande genommen werden muß, wie er vom Productionslande zugeführt wird.“

Verſchiedene Gutachten verweilen bei der Gefahr, welche dem Geſchäft mit Genever und ähnlichen Spritfabrikaten aus dem Anſchluß erwachſen würde. Daſſelbe hat neuerdings außerordentliche Dimenſionen angenommen; es füllt alljährlich 70 — 80 nach Südamerika, Weſtindien u. ſ. w. gehende Schiffe völlig, und dient für 100 weitere als Hauptartikel der Fracht, während es bei noch viel mehreren eine beinahe volle Ladung ergänzt. Daſſelbe beſchränken würde folglich auf den geſammten Schiffsverkehr und Rhedereibetrieb Hamburgs einen empfindlichen Druck ausüben heißen. Es erſcheint aber jedenfalls fraglich, ob daſſelbe bei einem Eintritt Hamburgs in den Zollverein nicht erheblich beſchränkt werden würde, da die Betreibung der Fabrikation innerhalb des abzugrenzenden Stückes Freihafengebiet ebenſo große Schwierigkeiten bieten möchte, wie die Ermittelung des Alkohol-Gehalts und die darauf zu gründende Gewährung eines Rückzolls, falls die Fabrikation innerhalb des Zollvereinsgebiets ſtattfände. Die Herren Biancone, Klee und Comp. führen in dieſer Beziehung

warnend an, daß eine der größten Hamburger Fabriken, die Wolfe'ſche, vor einer Reihe von Jahren erſt von New-York dorthin verlegt worden ſei, um den Weitläufigkeiten des in der Praxis doch recht liberalen amerikaniſchen Zollweſens zu entgehen.

Das Thran-Geſchäft macht geltend, daß zwei Drittel ſeines Abſatzes nach fremden Ländern gingen, insbeſondere nach Oeſterreich, ohne den Zoll des Zollvereins, der etwa 5 % vom Werthe ausmacht, tragen zu können; ins Entrepot aber könne der Handel nicht verlegt werden, weil der roh eingehende Stoff der Behandlung bedürfe, um die Kunden zufriedenzuſtellen, und namentlich auch weil man im Entrepot die durchſickernde Flüſſigkeit (im Durchſchnitt 2 %) nicht wie im eigenen Speicher auffangen könne.

Zu den heftigſten Widerſachern des Anſchluſſes gehört das Drogerie-Geſchäft, in deſſen Namen zwanzig Firmen vereinigt proteſtiren: „Das Drogerie-Geſchäft Hamburgs hat ſeit den letzten zwanzig Jahren eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, namentlich dadurch, daß Eiſenbahnen und Dampfſchiffe die Verſendung der meiſten werthvollen Drogen nach weiten Entfernungen ermöglichten, ſo daß der Abſatz keineswegs mehr auf unſer eigentliches Hinterland, auf das Gebiet des deutſchen Zollvereins beſchränkt iſt. Von gleicher, vielleicht von größerer Bedeutung iſt der Abſatz nach Ländern außerhalb des Zollvereins geworden, namentlich nach Rußland, Oeſterreich, der Schweiz, Italien, Frankreich, Holland u. ſ. w. In den letzten Jahren kamen noch anſehnliche und regelmäßige Aufträge für Verſendungen nach transatlantiſchen Häfen hinzu. Dieſe Ausdehnung des Geſchäfts hat ſtattgefunden, obgleich wir auf allen außerdeutſchen Märkten eine Concurrenz mit anderen Häfen, namentlich eine ſchwere Concurrenz mit London zu beſtehen hatten. Die Zufuhren Londons überwiegen natürlich die unſrigen, die Verbindungen für den Transport ſind ebenſo leicht und ſo ſicher, oft ſogar häufiger mit London als mit Hamburg; Agenten von Londoner Häuſern vermitteln auf allen Plätzen die directen Beziehungen, und es kann nicht fehlen, daß die Auftraggeber bei gleichen Verhältniſſen ſehr geneigt ſind, ihre Aufträge nach Hamburg ſtatt nach London zu geben. Wenn deſſenungeachtet das Hamburger Geſchäft dieſe und ähnliche Concurrenz anderer Häfen auf außerdeutſchen Plätzen wie innerhalb des Zollvereins beſtehen konnte, ſo war der Hauptgrund grade der, daß Hamburg in ſeiner Freihafenſtellung Vorzüge bietet, welche die concurrirenden Häfen bei ihrem Entrepotſyſtem nicht gewähren konnten .... Die Importen unſerer Artikel, aus allen Ländern der Welt eingehend, würden auch bei einem liberalen Entrepotſyſtem doch faſt immer nur in Original-Collis und in natureller Qualität zollfrei wieder ausgeführt werden kön-

nen, während es grade ſehr oft darauf ankommt, die Originalpackung zu theilen oder eine Veränderung der naturellen Qualität der Waaren durch Abſieben, Ausſuchen, Miſchen der verſchiedenen Partien u. ſ. w. vorzunehmen, wenn überhaupt die Aufträge nach Vorſchrift ausgeführt werden ſollen. Es kommt ferner ſehr oft vor, daß transatlantiſche und deutſche Drogen zuſammenverpackt verſandt werden müſſen; auch das würde bei einem Entrepotſyſtem nicht möglich ſein ..... Die Ausſendungen nach manchen transatlantiſchen Ländern, z. B. Mexico, Braſilien, müſſen, theils um den Transportmitteln jener Länder wie Maulthier-Ladungen u. dgl., theils um den Forderungen der Beſteller nachzukommen, in ganz genau vorgeſchriebenen, ein beſtimmtes Gewicht enthaltenden Collis verpackt werden. Bei dieſen und vielen anderen Sendungen nach außerdeutſchen Ländern kommt es ſehr häufig vor, daß Gewürze u. ſ. w. im gemahlenen (gepulverten) Zuſtande oder Compoſitionen aus verſchiedenen officinellen Salzen, Oelen, Parfümerien u. ſ. w. beordert werden und in kleinen Gläſern, Doſen u. ſ. w. verpackt werden müſſen. Daß eine Manipulation dieſer Art im Entrepot und bei erſchwerenden Zollformalitäten nicht möglich iſt, liegt auf der Hand ..... Ferner giebt es viele Artikel, welche ein ſorgfältig gewähltes Lager verlangen, wenn ſie nicht raſch verderben ſollen, oder welche doch oft beſichtigt, gelüftet, geſtürzt werden müſſen, um ſie in gutem Zuſtande zu erhalten oder Leckage zu vermeiden; wir nennen von unſerer Branche nur z. B. Vanille, Kanthariden, Tamarinden, Succade u. ſ. w., dann die ſehr werthvollen ätheriſchen Oele. Ganz abgeſehen von den jedenfalls höheren Speſen im Entrepot iſt die Gefahr des Verderbens Grund genug, um das Geſchäft in dergleichen Artikeln weſentlich zu beeinträchtigen." Das Schlußurtheil der zwanzig Firmen iſt: „In demſelben Augenblick, wo wir den in der Freihafenſtellung liegenden Vorzug aufgeben müßten, würde das Geſchäft unſerer Branche ſo gut wie verloren ſein."

Glaswaaren ſind, wie Spirituoſen, ein ſtets und überall leicht anzubringender Artikel, weshalb ſie auch in Hamburg gleicherweiſe viel zur Vervollſtändigung der Schiffsladungen verwendet werden. Auch in ihrem Namen wird, und ziemlich mit denſelben Gründen wie bei Spirituoſen und Drogen, gegen den Anſchluß Proteſt erhoben. Insbeſondere behauptet das mitgetheilte Gutachten noch, auch das Contirungsſyſtem könne dem Großhandel mit Glaswaaren nicht genügen, denn dann müßte man alle halbe Jahre den Beſtand des Lagers aufnehmen, was man jetzt der enormen Weitläufigkeiten halber nur alle drei Jahr einmal thue.

Daß das Wein-Geſchäft ſich gegen die Beaufſichtigung durch Zollbeamte ſträubt, damit wird man am wenigſten Mitleid zu fühlen geneigt

ſein. Indeſſen grade deswegen iſt es doch wohl intereſſant, wie eins der größten Hamburger Häuſer, in Firma G. C. Lorenz Meyer, das Sträuben rechtfertigt: „Junge Weine bedürfen in den erſten Jahren einer fortgeſetzten Aufſicht. Gährungen treten mitunter plötzlich auf, und nur 24-ſtündige Verſpätung in der Anwendung geeigneter Hülfsmittel kann zarten Weinen unwiederbringlichen Schaden thun. Später, wenn die Eigenſchaften der Weine ſich mehr feſtgeſtellt haben, iſt es oft erforderlich, Fehler zu verbeſſern, magere Jahrgänge durch kräftigere zu unterſtützen, geringere Weine durch Zuſatz von beſſeren zu veredeln. Nicht ſelten kommt es vor, daß bereits auf Flaſchen gezogene Weine wegen Gährung, fehlerhafter Bildung, Ranz, Roſt u. dgl. auf das Faß zurückgeleert werden müſſen, um ſie wiederherzuſtellen. Genug, der Wein iſt ſteter Veränderung unterworfen, und muß beaufſichtigt, gepflegt und beſorgt werden, ähnlich einem lebenden Weſen ..... Unter dem Druck hoher Zölle und entſprechender amtlicher Controle kann der hanſeatiſche Weinhandel nur ein kümmerliches Daſein führen.“ Ein anderes Gutachten, von Herrn C. L. Jebens, bemerkt: „Einzig unſere freie Stellung hat dem Geſchäft nach Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Spanien, Portugal und Italien, ſowie nach allen transatlantiſchen Plätzen eine ſolche Bedeutung geben können, da die in jenen Ländern beſtehenden Zollverhältniſſe eine Verarbeitung und Miſchung von Weinen aus verſchiedenen Ländern oder gar eigenen Landestheilen unmöglich machen. Spanien und Portugal z. B. vermögen nicht, die beſonders im engliſchen Markte geſuchten geringeren heißen Weine ſo billig und mundgerecht herzuſtellen, wie wir es hier durch Zuſammenſtellung von paſſenden Weinen aus verſchiedenen Ländern, unter Zuſatz von hieſigem oder preußiſchem Sprit, ermöglichen. Wir beziehen aus dem Süden Europas die beſten, ſchwerſten Weine und Moſte, vermiſchen dieſelben nach Preis und Qualität mit Weinen aus dem Norden Frankreichs oder bei billigen Jahrgängen mit Rhein- und Moſelweinen, und bilden ſo einen Artikel, der trotzdem, daß eine ſo große Nachfrage für denſelben, doch nur in den Freihäfen Hamburg und Bremen herzuſtellen iſt. Lähmt demnach eine Steuer, ſo hoch wie der Anſchluß an den Zollverein ſie uns bringen würde, unſere Manipulationen, ſo würde, da eine Rückſteuer bei der Ausfuhr in dieſem Falle undenkbar und unausführbar iſt, dieſer bedeutende Ausfuhrartikel Hamburgs vollkommen aus dem Handel verſchwinden. Angenommen, eine Rückſteuer ſei dennoch möglich, ſo würde wiederum dieſelbe wegen der ſo großen Verſchiedenheit der Gebinde, des Stärkegehalts und der Qualität mit ſo vielen Weitläufigkeiten und Zeitverluſten verknüpft ſein, daß die an prompteſte Ausführung ihrer Ordres gewöhnten Engländer und Franzoſen uns ſchon aus dieſem Grunde

ihre Beſtellungen entziehen würden. Letzterer Grund nöthigt mich, derartig eingerichtet zu ſein, daß ich jeder Ordre, welche Morgens eintrifft, und wenn ſie Hunderte von Fäſſern umfaßt, ſchon am nächſten Morgen an Bord ſchaffen kann."

Ein wenig bekannter, aber nicht unwichtiger Zweig des Hamburger Geſchäfts iſt der Handel mit geſalzenem Fleiſch nach England, den hauptſächlich Herr J. D. Koopmann auf Grundlage einer großartigen Schweineſchlächterei betreibt. Hier iſt die hohe Salzſteuer des Zollvereins der Sitz der Gefahr. Sollte ſie auch durch Erlaß oder Rückſteuer an ſich unſchädlich gemacht werden können, ſo entſpricht ihr doch ein gleich hoher Salzzoll, und ohne gewiſſe billige fremde Salze iſt der Betrieb nicht wohl aufrecht zu halten. Herr Koopmann verbraucht im Jahre 14,000 Centner Salz; danach läßt ſich der Belang des Falles ermeſſen.

Es iſt unnöthig, weitere Einzelfälle zu häufen. Nur der wichtigſte aller Handelszweige, und deſſen Stellung zur Zollanſchlußfrage zugleich die unklarſte iſt, das Manufacturwaaren-Geſchäft, hat noch auf eine etwas nähere Betrachtung Anſpruch. Hier ſtehen ſich Behauptungen und Widerlegungen, Hoffnungen und Beſorgniſſe am ſchroffſten gegenüber; ja vielleicht kann man auch ſagen, das Alte und das Neue, das deutſche Geſchäft und das fremde.

Die Commerz-Deputation hatte in ihrem Rundſchreiben des grade für Manufacturwaaren bedeutungsvollen Umſtandes gedacht, daß das nordiſche Geſchäft Hamburgs im Laufe der letzten Jahrzehnte erheblich abgenommen und das deutſche Geſchäft, ſowohl was Verſorgung als was Benutzung des Marktes betrifft, ebenſo merklich zugenommen habe. Die Thatſache konnte von Niemandem angefochten werden. Aber während die Fürſprecher des Anſchluſſes daraus die Nothwendigkeit ableiten, den Intereſſen des deutſchen Geſchäfts die entſcheidende Stimme einzuräumen, heben die Gegner mit demſelben Nachdruck hervor, daß das nordiſche Geſchäft doch trotzdem immer noch höchſt bedeutend ſei, und daß ſich ihm ſeit einiger Zeit ein ſüd- und weſteuropäiſches an die Seite zu ſtellen verſpreche. Die Erſteren — in ihrem Namen vor Allen eingehend und geſchickt Herr A. Tidemann — weiſen nach, in welchem Umfange bisher ſchon der Vertrieb der Erzeugniſſe deutſcher Textilinduſtrie von Hamburg nach Berlin, Leipzig und anderen binnendeutſchen Plätzen gewandert ſei, was vollends überhand nehmen werde, wenn man ſich nun auch von dem freien Verkehr mit Schleswig-Holſtein-Lauenburg und Mecklenburg noch abſchneiden laſſe. Herr Tidemann und mehrere andere der befragten Gewährsmänner erklären grade zu, wenn Hamburg nicht in den Zollverein trete, ſo müßten und würden ſie ihrerſeits nach einem Zollvereinsplatze

überſiedeln. Trete Hamburg ein, ſo könne ihm das Aufſteigen zu einem Centralmarkt deutſcher Induſtrieproducte nicht fehlen. Solche Erwartungen erklären die Anhänger der Freihafenſtellung, namentlich die Herren May und Hinrichſen, für ganz chimäriſch. Dem ſtehe ſchon die Neigung der deutſchen Fabrikanten entgegen, alle Zwiſchenmänner möglichſt zu umgehen und ſich unmittelbar mit den letzten Kunden in Beziehung zu ſetzen. Sollte dieſe Gewohnheit aber wohl als etwas ſo unerſchütterlich Feſtſtehendes anzuſehen ſein? ſollte ſie nicht mit der urſprünglichen Kleinheit unſeres Fabrikbetriebs, der Enge des früheren Geſichtskreiſes zuſammenhangen, und ſchwinden in dem Maße wie die deutſche Induſtrie zu einer wahrhaften Weltverſorgerin erſtarkt? Das Geſuch der Chemnitzer Handelskammer an die preußiſche Regierung, Altona in die Zolllinie hereinzuziehen, ſcheint durch ſeine Motivirung wohl auf dergleichen hinzudeuten. Außer der Vorliebe des Fabrikanten ſteht der Entwickelung Hamburgs zu einem großen Stapelplatz deutſcher Manufactur auch noch die Neigung der überſeeiſchen Abnehmer entgegen, perſönlich oder durch ihre Agenten die Fabrikanten direct aufzuſuchen. Aber es iſt eben die Frage, ob ſich dies nicht allmählich ändert, wenn Hamburg ſich übrigens in die Verfaſſung ſetzt, jeder fremden Nachfrage durch ein Lager ohne Lücken zu entſprechen. Die Herren Gebrüder Bordier erwarten ſogar, daß nach dem Anſchluß größere deutſche Fabrikbeſitzer in Hamburg Commiſſionsläger errichten würden, wie etwa bisher in Leipzig. Auch noch in einer anderen Beziehung ſchlagen ſich die Beweisführungen der Gegner und der Freunde des Anſchluſſes ſchnurſtracks ins Geſicht. Jene entnehmen ein Argument daher, daß die dem Zollverein bisher nicht angehörigen nordelbiſchen Gebiete nach wie vor fremder Waare in einem gewiſſen Umfang den Vorzug ertheilen würden. Dieſe halten nichts für ſo ausgemacht, als daß nach dem Anſchluß dieſer Gebiete der Proceß der Verdrängung fremder Erzeugniſſe durch deutſche, den man von Hannover her kenne, ſofort beginnen und einen raſiden Verlauf nehmen werde.

Eine nahe Zukunft wird dieſe Räthſel löſen. Inzwiſchen geht grade aus der Discuſſion innerhalb der Manufacturwaaren-Branche hervor, daß das binnenländiſche Intereſſe keineswegs ſo ausſchließlich, wie gemeinhin angenommen wird, auf den Eintritt der Hanſeſtädte in die Zolllinie hinweiſt. Der Induſtrie freilich mag es gelegen ſein, das Capital und den Unternehmungsgeiſt der Hanſeaten mehr als bisher auf Anſammlung von deutſchen Waaren gerichtet, ſie mit Berlin, Leipzig, Magdeburg und ähnlichen Plätzen in dieſer Beziehung concurrirend in die Schranken treten zu ſehen. Aber welchen Vortheil haben Berlin, Leipzig, Magdeburg u. ſ. w. davon, daß der Kleinhändler des zwiſchenliegenden Gebiets, wenn er ſich

auf den Sommer oder auf den Winter mit Modewaaren aller Art verſorgen will, nach Hamburg oder Bremen gezogen wird, während er bisher zu ihnen kam? Der Magiſtrat von Berlin wird das überwiegende Intereſſe ſeiner Stadt doch wohl richtig aufgefaßt haben, wenn er — wie uns Herr Tidemann in ſeinem Gutachten verräth — ſchon nach dem Anſchluß Hannovers und Oldenburgs hanſeatiſche Manufacturwaarenhändler einlud, ihr Geſchäft nach Berlin zu verlegen. Unter dem Geſichtspunkt dieſes Geſchäftszweiges mag es im Intereſſe der Stadt Hamburg liegen, daß zwiſchen ihr und dem Binnenlande die Zollſchranken fallen; aber im Intereſſe ihrer binnenländiſchen Rivalen liegt es offenbar nicht.

Dieſer Satz iſt übrigens noch einer bedeutenden Verallgemeinerung fähig. Hals über Kopf in die Zolllinie hereingezogen, würde der hanſeatiſche Handelsſtand einen guten Theil der Energie und der Mittel, die er bisher auf die Concurrenz mit fremden Plätzen verwendete, der Rivalität mit den größeren Mittelpunkten des Verkehrs in Deutſchland widmen müſſen. Jetzt dient dieſe Summe von Thätigkeit und Vermögen dazu, einen beſtimmten Antheil an den Jedermann zugänglichen freien Gewinnſten des Welthandels in deutſche Canäle zu lenken. Sie füllt unſeren nationalen Seckel aus der allgemeinen Schatzkammer der geſitteten und handeltreibenden Menſchheit. Würde ſie dieſer Bahn plötzlich entriſſen, ſo ſähe ſie ſich genöthigt mit dem binnenländiſchen deutſchen Handelsſtande um Gewinnſte zu kämpfen, die auch bisher ſchon in deutſche Taſchen floſſen. Der Gewerbthätigkeit ließe ſich ſo vielleicht ein noch um etwas ſtärkerer Anſtoß geben; aber auch dieſer würde leicht aufgewogen werden durch die geſchwächte Kraft der Hanſeſtädte, die Ausfuhr deutſcher Induſtrie-Erzeugniſſe zu erweitern.

Soviel wird aus der näheren Vergegenwärtigung des Hamburger Geſchäfts dem unbefangenen Leſer jedenfalls klar geworden ſein, daß Intereſſen vorhanden ſind, welche eine jähe und rückſichtsloſe Vorſchiebung der Zolllinie an den Hafenrand im höchſten Grade gefährden würde. Der hanſeatiſche Handel iſt eben auf dem Boden freier Bewegung und verſchwindend niedriger oder gar keiner Zölle zu ſeinem jetzigen Beſtande emporgewachſen; der Vergleich mit London, Liverpool, New-York u. ſ. w. ſagt daher gar nichts, wenn man ihn zu Gunſten unverweilten Anſchluſſes geltend macht, während er allerdings ſeine Bedeutung für die weiterreichende Frage hat, ob Plätze wie Hamburg und Bremen überhaupt nicht anders exiſtiren können, als vermöge ihrer bisherigen Freihafenſtellung. Es liegt natürlich durchaus auf dem Wege einer Zeit, welche in die Völker ſowohl den Trieb nach nationaler Conſolidirung wie denjenigen nach Nivellirung aller rechtlichen Ungleichheit gelegt hat, mit den Freihäfen aufzuräumen;

und das Jahrhundert wird ſchwerlich ablaufen, ohne daß mit Trieſt, Cadiz und verſchiedenen andern Plätzen auch Hamburg und Bremen in die ihr Vaterland umſchließende allgemeine Zolllinie zurückgetreten ſein werden. Vieles drängt augenblicklich ſchon dahin. Außerhalb der beiden Städte das eingebildete oder wirkliche Intereſſe der deutſchen Induſtrie, wie es außer in dem obenerwähnten Chemnitzer Geſuch auch im Schoße des Handels- und Gewerbe-Vereins für Rheinland-Weſtfalen bereits zu Worte gekommen iſt, ferner die nicht unnatürliche Eiferſucht der übrigen Seehandelsplätze, und der gerechte Wunſch ihrer eigenen unmittelbaren Umgebungen nach freiem Verkehr mit der nächſten großen Stadt; innerhalb Hamburgs und Bremens der den Wünſchen der Umgegend entſprechende Vortheil der Ladeninhaber, dann das Abſatzbedürfniß der localen Induſtrie, zum Theil ſogar des Großhandels, und endlich mit der Zeit wahrſcheinlich auch finanzielle Verlegenheiten. Allein eine raſche, tumultuariſche Entſcheidung im Sinne des Anſchluſſes wird dies alles nicht herbeiführen, und eine ſolche iſt vom Standpunkt der nationalen Politik, muß man behaupten, auch nicht wünſchenswerth.

Der überſchauende Politiker nimmt, wenn er die Agitationen hinſichtlich der Stellung der Hanseſtädte zum Zollverein betrachtet, neben ihnen alsbald eine andere, mächtigere Strömung wahr, welche wohl ſo ausſieht, als könnte ſie jene ganz verſchlingen. Eine der ſtärkſten finanziellen und ökonomiſchen Tendenzen der Zeit iſt dahin gerichtet, das angeſchwollene Zollweſen der Staaten wieder einſchrumpfen zu machen — es von dem Niveau einer förmlichen Wiſſenſchaft, auf das es ſich in ſeinen Prätenſionen mitunter ſchon erhoben hat, herunter zu nöthigen zu einem aller Welt verſtändlichen Handbüchlein mit wenigen einfachen Sätzen und Regeln, wie es offenbar ſein muß, weil es alle Welt binden ſoll. England iſt uns, wie mit der Lehre und Verwirklichung des Freihandelsſyſtems, auch mit der Vereinfachung des Zollſyſtems überhaupt in ſo glänzendem Beiſpiel vorangegangen, daß die Nachfolge unmöglich noch lange auf ſich warten laſſen kann. Der Finanzminiſter des Norddeutſchen Bundes wird alle Urſache haben, in Peel's und Gladſtone's Fußtapfen zu treten, d. h. den Zolltarif derart zu reformiren, daß der höchſtmögliche Ertrag mit den geringſten Erhebungskoſten und der mindeſtdenkbaren Beläſtigung des Verkehrs verbunden wird. Es wird ihm auch in dieſem Beſtreben weder an der äußeren Möglichkeit noch an thatkräftiger Unterſtützung fehlen. Der Zolltarif iſt nicht länger das verſteinerte Geſetz, das er früher war; die Mehrheit der verwaltenden und der repräſentirenden Körperſchaft kann ihn in Zukunft jeden Augenblick ändern. Auf der Tagesordnung des volkswirthſchaftlichen Congreſſes hat eine Zollreform, welche ſich gleichzei-

tig die Herabsetzung aller schutzzöllnerisch wirkenden, d. h. verkehrverhindernden Sätze auf ein vernünftiges Maß und die Reduction des immer noch viel zu nummernreichen Tarifs auf wenige einträgliche Positionen zum Ziele setzte, schon seit seiner Gründung im Jahre 1858 gestanden; und eben jetzt schickt der Congreß sich an, die Schulter von neuem an das nun vom Hemmschuh befreite, bequemer rollende Rad zu stemmen. Kommt die Sache so in Fluß, so ist nicht zu erkennen, woher ihr besonders gefährliche Gegner auferstehen sollten. Es wird mit der Beschränkung des Tarifs auf ein halbes Dutzend finanziell erklecklicher Artikel oder wenig mehr und mit der finanziell zweckmäßigsten Besteuerung derselben reißenden Fortgang nehmen, sobald nur die Verhältnisse vollends für die Behandlung von Tariffragen und dergleichen überhaupt geebnet sind.

Welches ganz andere Aussehen gewinnt dann die hanseatische Frage! Jetzt schon deuten einige der anschlußwidrigen hamburgischen Gutachten leiser oder lauter an, daß sich bei einem namhaft reducirten Zolltarif wohl von Anschluß möchte reden lassen. Die meisten Zeugen aber sprechen natürlich rein unter der Voraussetzung des Bestehenden, und blicken entweder nicht so weit oder erachten es nicht für klug, eine denkbare Umgestaltung der Zukunft ebenfalls im voraus mit zu berücksichtigen. Könnte aber z. B. eine Tarifreform, wie sie eben charakterisirt worden, nicht das Drogerie-Geschäft so gut wie gänzlich außer Betheiligung am Zollwesen setzen? das Glas-Geschäft, das Salzfleisch-Geschäft, das Manufacturwaaren-Geschäft und viele andere Zweige wesentlich erleichtern? der Schiffs-Expedition einen großen Theil der Umständlichkeit nehmen, welche eins der angeführten Gutachten so abschreckend schildert? Würde eine solche Tarifreform nicht alle die Einwände, welche sich gegenwärtig noch wider die Verweisung des ausländischen Geschäfts ins Entrepot erheben, auf einen unwichtigen kleinen Rest zurückführen? Würde sie nicht der Speicher-Frage, der drohenden „Entwerthung des Grundeigenthums" ihre Schrecken nehmen?

Es ist daher, um die Gefahr und Einbuße für den hanseatischen Handel möglichst einzuschränken, gewiß gerathen, mit einer gleichviel wie beschaffenen, moralischen oder formellen Nöthigung zum Eintritt so lange zu warten, bis der Zolltarif unter der Wirkung der nun schrankenlos auf ihn eindringenden reformirenden Tendenzen eine mehr oder weniger definitive Gestalt gewonnen hat. Es ist auch gerathen aus einem zwar secundären, aber doch nicht unbedeutenden finanziellen Gesichtspunkt, demjenigen der Errichtung der erforderlichen Docks. Eins der hamburgischen Gutachten glaubt ihre Kosten für Hamburg mäßig anzuschlagen mit 25 Millionen Thalern. Daran könnte sicherlich eine sehr angenehme Summe

geſpart werden, wenn die Poſitionen und die Sätze des Tarifs vorher gründlich reducirt wären; und nicht blos der Zollkaſſe halber ſollte man deswegen ſo lange warten, ſondern auch um der betreffenden Lagerbeſtände und Speicher willen, die ſonſt ja einer mehrmaligen gänzlich zweckloſen Hinundherbewegung, Räumung und Füllung raſch hintereinander unterworfen werden würden.

Die Zwiſchenzeit kann auch von Seiten der Zollverwaltung im allgemeinen vaterländiſchen Intereſſe nützlich angewendet werden, wenn ſie ihre Formen und Proceduren mittlerweile möglichſt auf den Fuß des großen Weltverkehrs ſpannen will. Daß in dieſer Hinſicht noch mancherlei zu wünſchen übrig bleibt, ergeben ſchon die wiederholten Berathungen von Abgeordneten preußiſcher Seeſtädte in Berlin, deren Hauptſtoff jedesmal die Formalitäten der Zollbehörden ausmachten. Die ganze Zollordnung des Zollvereins bedarf einer zeitgemäßen Reviſion. Sie ſtammt aus einer Vergangenheit, welche noch nicht eigentlich vom Dampf beherrſcht wurde, d. h. von einer hohen und durchgängigen Werthſchätzung der Zeit. Sie iſt auch urſprünglich für ein Gebiet erlaſſen worden, das mit dem eigentlichen Weltverkehr, d. h. dem oceaniſchen, wenig zu thun hatte. Indem die Hanſeſtädte dieſem Gebiet zuwachſen — und das werden ſie ja mit oder ohne Anſchluß auf der Stelle thun, da auch Hamburg im letzteren Falle unzweifelhaft zu einem „Freihafen des Zollvereins" gleich Bremen werden wird —, verändert ſich deſſen allgemeines Weſen, und muß demgemäß das Zollverfahren nun leichtere und flüſſigere Formen annehmen. Insbeſondere hinſichtlich unbeſchädigter Waaren, Waaren die aus dem Auslande an den Abſender zurückkommen, und Waaren die bei der Expedition eines überſeeiſchen Dampfſchiffes liegen bleiben, werden billigere Vorſchriften am Platze ſein. Die Höhe der Zoll-Credite ſcheint den Hamburgern ebenfalls nicht hinzureichen, und in dem beſtehenden Contirungsſyſtem entdecken ſie noch Härten. Nicht wenig wird auch darauf ankommen, daß man ihnen Beamte ſchickt, welche einen gewiſſen Reſpect vor der Bedeutung der im Welthandel auf dem Spiele ſtehenden Intereſſen haben.

Wenn unſer nationales Zollweſen in allen dieſen Richtungen während der nächſten Jahre die Fortſchritte macht, zu welchen der allgemeine Aufſchwung der Nation ihm die Kräfte und Mittel darbietet, ſo wird der Tag wohl nicht ſo fern ſein, wo auch in Hamburg und Bremen die öffentliche Stimme mehr oder minder einmüthig erklärt, ſie halte es nun nicht länger für gefährlich oder überwiegend nachtheilig, wenn die Zolllinie bis an den Hafenrand vorgeſchoben werde. Dann wird ſich auch äußerlich präſentiren, was innerlich bereits zur Wirklichkeit geworden iſt: die volle

und unbedingte Solidarität unserer beiden großen Welthandelsplätze mit der nationalen Gesammtheit.

A. Lammers.

Hannover seit der Einverleibung in Preußen.

Mehr als ein halbes Jahr ist verflossen seit der Verkündigung des königlichen Erlasses, welcher die Hannoveraner zu Preußen machte, und wie der Ausfall der Reichstagswahlen schon bekundete, hat die Anfangs unleugbar weit verbreitete Mißstimmung über diesen Akt bei der Mehrzahl des Volkes allmählich verständigerer Auffassung Raum gegeben. Aber noch immer giebt es eine nicht geringe Anzahl sonst nicht übler Leute, die sich in ihn durchaus nicht zu finden vermögen, verdrießliche, bekümmerte, haßerfüllte Gemüther, Hoffnungen auf einen Umschwung nach dem Alten hin, die nicht recht leben und doch auch nicht sterben können, Befürchtungen, zehnmal widerlegt und ebenso oft wieder aufgetaucht, Kundgebungen stärkster Abneigung gegen die neue Gestalt der Dinge aus der Mitte der verschiedensten Parteien.

Bis in die letzten Wochen hinein, bis heute noch grollte ein sehr erheblicher Theil der Hannoveraner, grollten namentlich die untersten und die höchsten Stände mit der Gegenwart, sehnten sie sich nach der Vergangenheit zurück, konnten sie den Gedanken nicht fassen, daß dies immer so bleiben, die Annexion unwiderruflich, der Stern des Welfenthums für alle Zeit untergegangen sein sollte.

Anhänglichkeit an das Welfenthum? Trauer über seinen Untergang? Unzufriedenheit über die Einverleibung des Landes in Preußen? Fürwahr, man sollte meinen, daß diese Empfindungen wenigstens in den Schichten der Gesellschaft, welche die Geschichte auch nur der letzten dreißig Jahre einigermaßen im Gedächtniß haben, recht selten sein müßten. Man sollte meinen, daß es sich besser wohne neben der Mühle von Sanssouci, als neben der Schleuse von Emden, die König Georg bekanntlich für dringend der Verbesserung bedürftig erklärte, aber nicht verbessern konnte, weil einige Emdener sich zu den Grundsätzen des Nationalvereins bekannt hatten.

Hannover ein Meierhof der Welfen, halb von England ausgebeutet, halb vom Landesadel für seine Interessen verwerthet, sonst von seinen Besitzern in jeder Weise vernachlässigt und hintangesetzt. Dann Ernst August's absolutistisches Regiment, gewaltsamer, schnöder Verfassungsbruch, Maßregelung der Kammern, Vertreibung der Göttinger Sieben. Zuletzt ein König, der so ziemlich alle Fehler seiner Vorfahren in sich vereinigte, dessen Hochmuth und dessen asiatische Anschauungen von der Bedeutung der Königswürde wiederholt und bis heute den Spott herausforderten, dessen Egoismus das Land wiederholt und bis heute noch schwer beschädigte. Kein Hannoveraner von einigem Urtheil und

geſpart werden, wenn die Poſitionen und die Sätze des Tarifs vorher gründlich reducirt wären; und nicht blos der Zollkaſſe halber ſollte man deswegen ſo lange warten, ſondern auch um der betreffenden Lagerbeſtände und Speicher willen, die ſonſt ja einer mehrmaligen gänzlich zweckloſen Hinundherbewegung, Räumung und Füllung raſch hintereinander unterworfen werden würden.

Die Zwiſchenzeit kann auch von Seiten der Zollverwaltung im allgemeinen vaterländiſchen Intereſſe nützlich angewendet werden, wenn ſie ihre Formen und Proceduren mittlerweile möglichſt auf den Fuß des großen Weltverkehrs ſpannen will. Daß in dieſer Hinſicht noch mancherlei zu wünſchen übrig bleibt, ergeben ſchon die wiederholten Berathungen von Abgeordneten preußiſcher Seeſtädte in Berlin, deren Hauptſtoff jedesmal die Formalitäten der Zollbehörden ausmachten. Die ganze Zollordnung des Zollvereins bedarf einer zeitgemäßen Reviſion. Sie ſtammt aus einer Vergangenheit, welche noch nicht eigentlich vom Dampf beherrſcht wurde, d. h. von einer hohen und durchgängigen Werthſchätzung der Zeit. Sie iſt auch urſprünglich für ein Gebiet erlaſſen worden, das mit dem eigentlichen Weltverkehr, d. h. dem oceaniſchen, wenig zu thun hatte. Indem die Hanseſtädte dieſem Gebiet zuwachſen — und das werden ſie ja mit oder ohne Anſchluß auf der Stelle thun, da auch Hamburg im letzteren Falle unzweifelhaft zu einem „Freihafen des Zollvereins“ gleich Bremen werden wird —, verändert ſich deſſen allgemeines Weſen, und muß demgemäß das Zollverfahren nun leichtere und flüſſigere Formen annehmen. Insbeſondere hinſichtlich unbeſchädigter Waaren, Waaren die aus dem Auslande an den Abſender zurückkommen, und Waaren die bei der Expedition eines überſeeiſchen Dampfſchiffes liegen bleiben, werden billigere Vorſchriften am Platze ſein. Die Höhe der Zoll-Credite ſcheint den Hamburgern ebenfalls nicht hinzureichen, und in dem beſtehenden Contirungsſyſtem entdecken ſie noch Härten. Nicht wenig wird auch darauf ankommen, daß man ihnen Beamte ſchickt, welche einen gewiſſen Reſpect vor der Bedeutung der im Welthandel auf dem Spiele ſtehenden Intereſſen haben.

Wenn unſer nationales Zollweſen in allen dieſen Richtungen während der nächſten Jahre die Fortſchritte macht, zu welchen der allgemeine Aufſchwung der Nation ihm die Kräfte und Mittel darbietet, ſo wird der Tag wohl nicht ſo fern ſein, wo auch in Hamburg und Bremen die öffentliche Stimme mehr oder minder einmüthig erklärt, ſie halte es nun nicht länger für gefährlich oder überwiegend nachtheilig, wenn die Zollinie bis an den Hafenrand vorgeſchoben werde. Dann wird ſich auch äußerlich präſentiren, was innerlich bereits zur Wirklichkeit geworden iſt: die volle

und unbedingte Solidarität unserer beiden großen Welthandelsplätze mit der nationalen Gesammtheit.

A. Lammers.

Hannover seit der Einverleibung in Preußen.

Mehr als ein halbes Jahr ist verflossen seit der Verkündigung des königlichen Erlasses, welcher die Hannoveraner zu Preußen machte, und wie der Ausfall der Reichstagswahlen schon bekundete, hat die Anfangs unleugbar weit verbreitete Mißstimmung über diesen Akt bei der Mehrzahl des Volkes allmählich verständigerer Auffassung Raum gegeben. Aber noch immer giebt es eine nicht geringe Anzahl sonst nicht übler Leute, die sich in ihn durchaus nicht zu finden vermögen, verdrießliche, bekümmerte, haßerfüllte Gemüther, Hoffnungen auf einen Umschwung nach dem Alten hin, die nicht recht leben und doch auch nicht sterben können, Befürchtungen, zehnmal widerlegt und ebenso oft wieder aufgetaucht, Kundgebungen stärkster Abneigung gegen die neue Gestalt der Dinge aus der Mitte der verschiedensten Parteien.

Bis in die letzten Wochen hinein, bis heute noch grollte ein sehr erheblicher Theil der Hannoveraner, grollten namentlich die untersten und die höchsten Stände mit der Gegenwart, sehnten sie sich nach der Vergangenheit zurück, konnten sie den Gedanken nicht fassen, daß dies immer so bleiben, die Annexion unwiderruflich, der Stern des Welfenthums für alle Zeit untergegangen sein sollte.

Anhänglichkeit an das Welfenthum? Trauer über seinen Untergang? Unzufriedenheit über die Einverleibung des Landes in Preußen? Fürwahr, man sollte meinen, daß diese Empfindungen wenigstens in den Schichten der Gesellschaft, welche die Geschichte auch nur der letzten dreißig Jahre einigermaßen im Gedächtniß haben, recht selten sein müßten. Man sollte meinen, daß es sich besser wohne neben der Mühle von Sanssouci, als neben der Schleuse von Emden, die König Georg bekanntlich für dringend der Verbesserung bedürftig erklärte, aber nicht verbessern konnte, weil einige Emdener sich zu den Grundsätzen des Nationalvereins bekannt hatten.

Hannover ein Meierhof der Welfen, halb von England ausgebeutet, halb vom Landesadel für seine Interessen verwerthet, sonst von seinen Besitzern in jeder Weise vernachlässigt und hintangesetzt. Dann Ernst August's absolutistisches Regiment, gewaltsamer, schnöder Verfassungsbruch, Maßregelung der Kammern, Vertreibung der Göttinger Sieben. Zuletzt ein König, der so ziemlich alle Fehler seiner Vorfahren in sich vereinigte, dessen Hochmuth und dessen asiatische Anschauungen von der Bedeutung der Königswürde wiederholt und bis heute den Spott herausforderten, dessen Egoismus das Land wiederholt und bis heute noch schwer beschädigte. Kein Hannoveraner von einigem Urtheil und

einigem Sinn für das Sittliche im politischen Leben könnte, so sollte man annehmen, den endlichen Zusammenbruch solcher Verhältnisse anders als eine Erfüllung der siebenten Bitte im Vaterunser empfunden haben.

Und dem ist wirklich so. Eine Anzahl legitimistischer Doctrinäre, ein beträchtlicher Theil des Geschlechts, welches mit dem Herzen zu denken pflegt, persönlich zu Danke Verpflichtete, romantisch Schwärmende, solche, die über dem tausendjährigen Alter der vertriebenen Dynastie die Sünden derselben vergessen, mögen aufrichtige Bekümmerniß über den allerdings furchtbaren Sturz König Georg's von der Höhe seiner Träume fühlen. Die weit überwiegende Mehrheit der „treuen Hannoveraner" grämt sich nur scheinbar darüber. Ihre „Treue" ist entweder Verdruß über den Sieg Preußens, dessen Natur ihnen aus demokratischen, ultramontanen oder gar keinen Gründen zuwider ist, oder verletztes Interesse, oder, und das ist der häufigste Fall, ein Gemisch aus beiden. Man meint, wenn man den umgestürzten Welfenthron beklagt und seine Wiederaufrichtung ersehnt, in der Hauptsache das mit demselben zu Grunde gegangene kleinstaatliche Leben, verlorene Privilegien, genommene oder bedrohte Vortheile, anerzogene, unter der letzten Regierung sorgsam gepflegte, schließlich vor dem Sturm der Geschichte zerfahrene Einbildungen von der Bedeutung des Staatswesens, dem man bis zum September des vorigen Jahres angehörte.

Die Hannoveraner, von Haus aus ein Volk so gesund und wacker wie eines, werden binnen Kurzem in der Luft des Großstaates, der sie sich zum Heil des Gesammtvaterlandes erobert, alle ihre guten Eigenschaften entwickeln. Wir werden sie bald — darüber kann kein Zweifel obwalten — den besten Preußen beizuzählen haben. Aber wie die Dinge jetzt liegen, hat sie — namentlich in der Residenz — das kleinstaatliche Wesen vielfach degeneriren lassen, und der spezifische Welfengeist hat dabei ein Uebriges gethan.

Wenig sich anstrengen und wenig steuern, ungebührlich geschützter Verdienst, leichter Erwerb, behaglicher Genuß, während Andere draußen sich im Schweiß ihres Angesichts rührten, Gelegenheit, mit mäßigem Witz, Wissen und Eifer eine Rolle zu spielen, unter die Arme greifende Vettern, die zu Amt und Würden emporhalfen, die Gönnerschaft eines Hofes, der so bereitwillig und reichlich wie vielleicht kein zweiter in diesem Jahrhundert die Schmeicheleien zudringlicher Selbstsucht honorirte — alles das und manches Andere ist mit dem Exodus von Herrenhausen nach Hietzing dahin. Statt dessen hat man, über den Trümmern des alten Phäakenglücks stehend, eine Zukunft vor sich, unbehaglich großartig wie das Wesen einer Großstadt dem plötzlich in deren Mitte versetzten Kleinstädter, gemüthlos streng in ihren Anforderungen, mit schweren Pflichten, die nicht abzukaufen, mit Rechten, deren Werth gegenüber den bisherigen leicht faßlichen Vortheilen man noch nicht zu schätzen weiß. In der That, es ist begreiflich, wenn manchem in jenen kleinen Verhältnissen Gediehenen vor dieser Zukunft graut, und wenn er sich sehnsüchtig die Vergangenheit als die alte gute Zeit zurückwünscht.

Die Besten aber sind diese Rückwärtsschauenden natürlich nicht. Der wirklich tüchtige Theil des Volkes beginnt mit jedem Tage in weiterem Umfang sich mit der aufgehenden neuen Zeit zu befreunden, und auf diesen kommt es

zunächst an. Die Uebrigen werden nachfolgen, sobald sie inne werden, daß man auch hier, wenngleich mit etwas mehr Rührigkeit und Umsicht, seine Rechnung findet.

Am meisten Verbitterung herrschte bisher im Calenbergischen, im Lüneburgischen, im Göttingenschen und in der Gegend von Hoya und Diepholz. Das zeigten die letzten Wahlen, und die Erklärung liegt auch nicht fern. Alle diese Landschaften sind alter welfischer Besitz und in Folge dessen fester mit der Dynastie verwachsen als der Rest des ehemaligen Königreichs Hannover, von welchem überdies beträchtliche Stücke bis vor etwa fünfzig Jahren Theile der preußischen Monarchie waren, also jetzt nur zu dem Körper zurückkehrten, von dem sie die Politik des Wiener Congresses losgetrennt. So vor Allem Ostfriesland, welches zu allen Zeiten die Erinnerung an seine einstige Zugehörigkeit zum Staate Friedrich's des Großen bewahrte und bethätigte. So die Niedergrafschaft Lingen, welche 1702 an Preußen, durch den Tilsiter Frieden an Frankreich und erst 1815 an Hannover fiel, und die allerdings nicht gerade zu den in unserm Sinne gutgestimmten Gegenden gehört, aber nicht aus Begeisterung für die Welfen, sondern weil der Beichtstuhl — die Bevölkerung ist hier katholisch — antipreußisch denkt. So ferner der Kreis Meppen, der gleichfalls erst 1815 hannovrisch wurde, die von Reformirten bewohnte Grafschaft Bentheim, das Fürstenthum Hildesheim, beide um dieselbe Zeit annectirt, das Eichsfeld und Goslar, Osnabrück und das Harlingerland. Wo sich in einigen von diesen Strichen Widerwille gegen die neue Gestalt der Dinge äußerte, war er immer mehr oder minder auf die Ränke der katholischen Geistlichkeit zurückzuführen, die wie überall in ihrer Mehrzahl Sympathien für Oesterreich hegt und pflegt. Länger als die zuletzt genannten Gebiete gehörte das Land Hadeln zum vormaligen Königreich Hannover, aber in eine innige Gemeinschaft mit demselben ist das Volk dieser Gegend, welches bis in die fünfziger Jahre die meisten seiner uralten Einrichtungen bewahrte, niemals getreten. Dagegen wuchs das Herzogthum Bremen und Verden, im westphälischen Frieden an Schweden gekommen, 1712 von Dänemark erobert und sieben Jahre später an Hannover abgetreten, rascher mit den alten Welfenlanden zusammen, da hier ein zahlreicher armer Adel haust, von dessen Mitgliedern viele kaum den Grundbesitz von Großbauern aufzuweisen haben und deshalb auf Fürstendienst bei Hofe, im Militär und in der Verwaltung angewiesen sind. Viel Freude an der Gesinnung dieses weitgedehnten Strichs hat man indeß in Hietzing nicht erlebt; denn die Wahlen fielen hier fast allenthalben mit großer Majorität im nationalen Sinne aus und damit für Preußen.

Das Bisherige reicht nicht aus, um zu einem klaren Urtheil über die Elemente zu verhelfen, welche Preußen in Folge der Einverleibung Hannovers zu verarbeiten hat. Beruf, Lebensstellung und Confession lassen zahlreiche Ausnahmen von der Regel hervortreten, welche die Vergangenheit der verschiedenen hannoverschen Landestheile an die Hand giebt, und wie allenthalben zeigt sich auch hier, daß die Parteien häufig, wenigstens im Wesentlichen, mit den Ständen zusammenfallen.

Die Bevölkerung Hannovers besteht gleich der von Schleswig-Holstein in

weit überwiegender Masse aus Landleuten. Nur ein Ort hat einigen Anspruch darauf, sich Großstadt zu nennen, die Residenz, und auch diese trug noch vor wenigen Jahrzehnten nichts weniger als jenen Charakter. Dazu kommen dann ein halb Dutzend zum Theil recht stattlicher Mittelstädte, Osnabrück, Hildesheim, Göttingen mit der Universität, Harburg, Emden, Lüneburg und Celle, der Sitz der hannoverschen Themis. Noch mögen Clausthal und Zellerfeld im Oberharz und das alte Goslar genannt werden. Was sonst von Städten im Lande existirt, Hameln, Nienburg, Stade und das ostfriesische Leer etwa noch ausgenommen, gehört in die Klasse der kleinen Ackerstädtchen, deren Einwohner sich von denen des umliegenden platten Landes nur dadurch unterscheiden, daß sie städtische Gerechtsame besitzen, und daß sich in ihrer Mitte ein Gericht oder eine Amtsverwaltung befindet.

Die Zahl der Gewerbtreibenden ist verhältnißmäßig gering. Fabriken von Bedeutung trifft man nur in der Hauptstadt und dem benachbarten Linden, wo Egestorff, Hannovers Borsig, seine Maschinenwerkstätten aufgeschlagen hat, in Harburg, Osnabrück, hier und da am Unterharz, in Celle und einigen kleinern Orten. Mit der rheinischen und westphälischen, mit der sächsischen und der Berliner Industrie ist alles das, einige wenige Etablissements ausgenommen, kaum zu vergleichen.

Hannover hat ferner in der Residenz und in den größeren Nordseeplätzen einen intelligenten Kaufmannsstand, der mehrere große Firmen aufweist, und einen zahlreichen, aber nur in wenigen seiner Familien wohlhabenden oder reichbegüterten Adel. Rechnen wir dazu noch die Schiffer- und Fischerbevölkerung der Küsten und Inseln, eine dem Bedürfniß angemessene Anzahl von Advocaten, höheren und niedern Lehrern, von Aerzten und Geistlichen, ein sehr reichliches Beamtenpersonal, etwas Künstlerschaft und etwas unzünftiges Gelehrtenthum, endlich die Ueberbleibsel des Hofhaltes und der Armee, einen Schwarm von Lakeien, einige pensionirte Offiziere, so werden wir ungefähr beisammen haben, was nach der Stellung, die es in seinen einzelnen Kreisen durchschnittlich zu der Thatsache der Annexion einnimmt, zu betrachten sein wird.

Der Bauer, soweit er nicht in die selbstdenkende Klasse der größeren Landwirthe gehört, die hier namentlich in den bremenschen Marschen mehrere recht wackere Vertreter hat, bildet keine Parteien, aber er dient ihnen gelegentlich und dann meist den conservativen. Er ist bei Regierungsveränderungen in der Regel passiv, vorausgesetzt, daß er nicht mit sehr starken Mitteln künstlich oder durch Nebenbetrachtungen, welche sich aus der Natur der Sache ergeben, natürlich aufgeregt wird. Beschränkten Horizonts, liebt er das Naheliegende und Gewohnte, ist er mißtrauisch gegen alles Fremde und Neue, und so sind ihm Veränderungen überhaupt zuwider. Bei den in Rede stehenden regen sich in ihm vor Allem egoistische Gedanken. Er fürchtet höhere Steuern, Unterbleiben eines ihm wünschenswerthen Chausseebaues, Verlegung eines ihm bequemen Amtssitzes und Aehnliches. Sonst läßt ihn die Staatsaction ziemlich gleichgültig, wird er doch sein Getreide und sein Vieh unter dem neuen Fürsten gleich theuer oder gleich wohlfeil verkaufen, als unter dem alten. Wo sich in dörflichen Kreisen ja ein mehr oder minder warmes Gefühl für das angestammte Fürstenhaus

regt, weicht es gewöhnlich bald der Betrachtung: „Wat de groten Herren maket, da könnt wi nix an ännern.“ „Ja ja, es ist wohl nicht anders, und was schadet es denn auch,“ setzt dann etwa ein Aufgeweckterer hinzu, oder ein noch Klügerer weiß, daß es nicht blos nicht schadet, sondern in der oder jener leicht begreiflichen Beziehung sogar Nutzen verheißt.

Deutschen Patriotismus findet man auf dem Lande nur sehr sporadisch, solchen, der sich für das spezifische Vaterland begeistert, aus naheliegenden Gründen nur in Preußen weit verbreitet und constant; viel öfter begegnen wir einem gewissen Stolz und einer gewissen Liebe in Bezug auf den engsten Bezirk, in dem man sich bewegt, der Provinz, der Grafschaft, in der man geboren ist.

So und nicht anders war es auch in den meisten Strichen Hannovers. Und so und nicht anders wäre es hier überall gewesen, wenn nicht einige Momente hinzu gekommen wären, welche die gleichgültige Stimmung, den auf materiellen Erwerb gerichteten Sinn des Bauern bei Vielen alterirt hätten. Unser Landvolk befand sich wohl, namentlich im Vergleich mit früher. Seit einem Menschenalter hatte die Gesetzgebung vorwiegend zu seinen Gunsten gearbeitet. Es wußte nichts von drückenden Steuern und hatte es in der Hand, alles derartige von sich abzuweisen, besonders jede Erhöhung der Grundsteuer. Wäre unser Adel nicht in seiner Mehrzahl so bornirt, wie er in Wirklichkeit ist, hätte er die Handhabe, welche die Verfassung ihm bot, benutzt, die Staatsmittel Hannovers wären ohne Zweifel noch mehr zum Vortheil der Grundbesitzer verwendet worden.

Hierzu traten dann noch andere Betrachtungen. Zunächst war seit Jahren im ganzen Lande, vorzüglich aber in den alten Provinzen, die Verherrlichung des Welfenthums und andererseits die Aufregung gegen Preußen systematisch betrieben worden, und etwas davon hatte sich auch dem Phlegma der Dorfbewohner mitgetheilt. Dazu kam das fortwährende stille Wühlen des Klerus in den katholischen Gegenden. Dazu ferner der hannoversche Patriotismus und der Preußenhaß, der den Bauersöhnen, die in der Armee dienten, angedrillt und von diesen bei Beurlaubungen und nach ihrer Entlassung aus dem Regiment in der Heimath weiter verbreitet wurde, was namentlich nach der Affaire von Rendsburg geschah. Endlich aber nach der Annexion begann eine überaus rührige und nicht ungeschickte Agitation mißvergnügter Adliger, Pastoren, Schulmeister und Beamten, die nichts verschmähte, um das Mißtrauen, welches der Bauer von Natur schon der neuen Gestaltung der Dinge entgegentrug, zu mehren, das Gefühl des Angestammtseins zu stärken, über Preußens Macht und die Ohnmacht der verjagten Dynastie zu täuschen und Hoffnungen auf einen Umschwung zu nähren, an welche die klügeren dieser Agitatoren schwerlich selbst geglaubt haben werden.

War es dem Bauern im Durchschnitt ziemlich einerlei, welchem Potentaten er seine Steuern bezahlte, wenn sie nur möglichst niedrig waren, so mußte er jetzt ängstlich, verdrießlich und, wenn er Choleriker war, rabiat werden, wenn ihm jene Wühlerschaft Uebertreibungen hinsichtlich der preußischen Besteuerung zuflüsterte, wenn ihm die künftigen Abgaben z. B. als solche dargestellt wurden,

daß — so sagte man den Leuten eines Ortes bei Celle wörtlich — auf jedes Huhn seines Hofes jährlich zwei Groschen zu entrichten sein würden. Der Unsinn wurde geglaubt, daran, wie man in Altpreußen dabei habe bestehen und sich wohl befinden können, dachte die liebe Einfalt nicht, und so war es nur natürlich, daß man der Veränderung aufrichtig und gründlich gram wurde.

Der wohlhabende Voll- oder Halbmeier hatte bisher seinen Sohn für drei- bis fünfhundert Thaler, je nachdem friedliche oder kriegerische Conjuncturen die Preise veränderten, vom Soldatwerden losgekauft. Jetzt sollte das Privilegium des Geldbeutels wegfallen und damit einer der werthgehaltenen Unterschiede zwischen dem dörflichen Magnaten und dem dörflichen Proletarier. Der Bauernsohn und der Sohn des geringen Häuslings trug künftig, wenn das so blieb, in demselben Bataillon die Muskete, und das noch dazu drei volle Jahre. Ein zweiter Grund zu schwerer Bekümmerniß, der sich von der Agitation gegen Preußen ausbeuten ließ, und der von ihr mit allerhand groben Unwahrheiten, mit der Behauptung, die Preußen mißhandelten ihre Rekruten, und ihre Soldaten müßten ohne Zuschuß von Hause Hunger leiden, und ähnlichen Fabeln nach Möglichkeit wirksamer gemacht wurde.

Eine sehr kräftige Unterstützung fand dieses Treiben in den beurlaubten Militärs der vormaligen hannoverschen Armee, den „Helden von Langensalza." Nur selten war der Vater oder Nachbar des Heimgekehrten über die Grenze seines Amtsbezirks hinausgekommen, niemals über die des Landes. Seine Kenntniß von Geographie und Geschichte war sehr mäßig und beschränkte sich auf Hannover. Selbst der Schulmeister konnte in der Regel nicht aushelfen, man hatte ihn zu viel mit dem neuen Katechismus geplagt, als daß ihm Zeit geblieben wäre, sich auf das Studium der Landkarte einzulassen. Daß es mächtigere Fürsten gab als Georg Rex in Herrenhausen, und einen davon ganz in der nächsten Nachbarschaft, ahnten die Meisten in den Dorfidyllen der lüneburger Haide und des Calenbergschen vor dem Kriege so wenig, daß sie beim Ausbruch desselben darauf geschworen hätten, der Preuße würde „Nackenschläge kriegen." Und als die „Helden" von der thüringer Heerfahrt zurückkamen, hörte man jene Erwartung bestätigen. Die Preußen waren, so erzählten sie, wirklich und zwar ganz gründlich geschlagen worden, und wenn das dem König und dem Lande nichts geholfen, so konnte lediglich Verrath die Ursache gewesen sein.

In der That, es ist in den ersten tollen Wochen nach der Occupation und später nach der Einverleibung, wo Unfug treiben eine Zeitlang wohlfeil und bequem war, wahrhaft ungeheuerlich in den Dorfschenken Preußen gegenüber renommirt und unglaublich viel unkluges Geschwätz in Umlauf gesetzt worden, und neben dem frondirenden Adel, der zu Wagen und zu Pferde herumzog, um, plötzlich über die Maßen leutselig geworden, die bisher über die Achsel angesehenen Bauern aufzureizen, Gerüchte, Tröstungen, Hetzereien von Hietzing an den Mann zu bringen, Broschüren, Flugblätter, Proclamationen des Exkönigs zu colportiren, haben die entlassenen Gefangenen von Langensalza das Meiste dabei geleistet.

Die thörichtsten Märchen wurden herumgetragen von Wirthshaus zu Wirthshaus, von Spinnstube zu Spinnstube. Nichts war so abgeschmackt, daß es der

einmal aufgeregten Phantasie der Leute nicht als Trost willkommen gewesen wäre. Heute hatte man die Nachricht, daß der Franzose sich rüste, um König Georg wieder nach Herrenhausen zurückzuhelfen. Den nächsten Tag stand der Russe schon, an die dreimalhunderttausend Mann stark, in gleicher Absicht bei Verden. Eine Woche später lag die Stadt Hannover in Trümmern und ringsum war Alles voll todter Pickelhauben. Selbst der kleine Däne mußte bei solcher Mythenbildung dienen und gegen die Preußen Großthaten verrichten.

Wem Fama hierbei zu viel des Guten that, der tröstete sich oder ließ sich trösten mit der Zukunft, und zwar je nach seinem Bildungsgrad oder Temperament. Die Sanguiniker waren überzeugt, „dat et up dat Frühjohr wat gift." Besonders Kluge und Genaue wußten, daß König Georg zum 26. Mai (der 27. ist sein Geburtstag) wieder auf dem Thron seiner Väter Platz nehmen werde. Resignirtere Propheten meinten, in zehn Jahren wäre Alles wieder beim Alten, wobei die Zeit von 1803 bis 1813, die uns der Hofhistoriograph Schaumann so rührend geschildert, vorgeschwebt haben mag. Umsonst predigten die Zeitungen Vernunft. Der Bauer las sie nicht, er nimmt nicht einmal von der kleinen Lokalpresse Notiz.

Dagegen gingen Prophezeiungen volksthümlicher Art von Mund zu Mund, vorzüglich im Lüneburgschen, Osnabrückschen und Hoyaschen, die zum Theil uralte Phantasien modernisirt wieder auf den Markt brachten. Spökenkieker haben auf irgend einer Haide den Spuk des zweiten Gesichts erlebt und Züge von Kriegsvolk, Schlachten und Niederlagen der Preußen in der Luft gesehen. Wickewiwer haben ähnliche blutige Visionen zu berichten. Zu Burgdorf hat vor etwa zweihundert Jahren ein Mann gelebt, Wickenthieß mit Namen, der seiner Vaterstadt ihre Zukunft bis auf das Jahr 1868 voraussagte. Um diese Zeit wird es Krieg geben unter den deutschen Völkern, Hannover wird von einem Volk in Mützen überzogen werden, zuletzt werden sich fremde Potentaten einmischen, und da wird man sich bei Burgdorf eine große Schlacht liefern, die Anfangs zweifelhaft stehen wird.

„Wenn aber der Reiter auf dem weißen Pferde (für uns ein Götterschatten aus der Heidenzeit, Wodan auf seinem Roß Sleipner, oder der bekannte Weltgerichtsreiter der Apokalypse, für den Bauer vermuthlich der Kronprinz Ernst August auf dem Welfenschimmel des hannoverschen Wappens) von Celle her erscheinen wird, so werden die Feinde, die kein undeutsches Volk sind (die Preußen, denkt der Bauer bei dieser unzweifelhaft modernen Interpolation), sich vor dem Heere des Königs der sieben Länder (Rußland oder Oesterreich?) zur Flucht kehren und so eilig flüchten, daß, wenn ein Brot auf dem Schlagbaum läge und sie noch so hungrig wären, sich doch keiner die Zeit gönnen würde, es mitzunehmen."

Und wer dem alten Wickenthieß nicht traut, der glaubt wenigstens den Propheten, welche der Himmel in neuester Zeit seinem Volke erweckt hat. Dem Müller bei Nienburg z. B., der für dieses Frühjahr sechs Ueberschwemmungen der Weser und hinter der letzten, die in die Ernte fallen wird, die Wiederbringung aller welfischen Dinge geweissagt hat. Oder dem hellsehenden Schäfer im Osnabrückschen, der erst im vorigen December gestorben ist. Derselbe wußte Tag

und Stunde seines Todes und sogar, daß bei seinem Begräbniß der Wagen zerbrechen würde. Er hatte aber auch sicheren Bericht über weiter hinaus Liegendes, unter Anderen Politisches. Vierzehn Tage nach seinem Ableben, so verkündete er, werde für sechs Wochen Thauwetter eintreten. Dann werde, abermals für sechs Wochen, scharfer Frost kommen und hierauf ein Krieg und die Wiedereinsetzung König Georg's. Aber, die Wetterprophezeiung ist ja nicht eingetroffen? Schadet nichts. Man nimmt sich von der Sache, was paßt. Auch wir befragen ja in Angelegenheiten, in denen wir unschlüssig sind, die Rockknöpfe, sie antworten nein oder ja, und wir thun doch, wonach uns der Sinn stand, ehe wir fragten.

Damit ist ein großer Theil unseres Landvolks charakterisirt, wie er bis gegen das Ende des verflossenen Jahres gestimmt war. Viele dachten und hofften ohne Zweifel noch vor vierzehn Tagen so, zumal die welfische Propaganda und die ultramontanen Gegner Preußens in manchen Gegenden ihre Aufstachelung der Gemüther fortsetzten und die Trübung des westlichen Horizonts den angeführten Prophezeiungen Recht geben zu wollen schien. Viele Andere dagegen haben sich offenbar mit den neuen Zuständen ausgesöhnt, und das ist selbst in den alten welfischen Landen und nicht minder in den katholischen Dörfern des Hildesheimschen und des Osnabrückschen zu bemerken. Nie und nirgends endlich ist es einem Bauer eingefallen, seiner üblen Stimmung anders als durch Worte Luft zu machen, wenigstens nicht in nüchternem Zustande. Nur der Branntwein führte bei Märkten und Controlversammlungen einigemal zu Thätlichkeiten, wie in einem anderen Artikel, in welchem nach den hier geschilderten Parteien die Ereignisse seit der Annexion erzählt werden sollen, zu berichten sein wird.

Für einen Aufstand aber zu Gunsten des Hietzinger Hofes sind unter dem Landvolk durchaus keine Elemente vorhanden. Nicht einmal erheblicher passiver Widerstand ist in diesen Schichten der Bevölkerung geleistet worden. Die Umwandlung der Gesinnung vollzieht sich langsam, aber stetig. Ostfriesland ist von Anfang an mit Freuden unter die Fittiche des schwarzen Adlers zurückgekehrt. Die Großbauern des Marschlandes zwischen dem Ausfluß von Weser und Elbe hießen die Einverleibung gleichfalls fast ohne Ausnahme willkommen. Der Harz, von der Regierung sehr abhängig, kennt nichts von Opposition. Auch anderwärts kann man mit der Gegenwart im Ganzen zufrieden sein und von der Zukunft Besseres hoffen.

Würdigung des großen Gewinns, den die Annexion brachte, Begeisterung bei dem Gedanken, einem Volke anzugehören, welches künftig in europäischen Fragen mitzureden hat, Begreifen des Umstandes, daß dieses neue Recht nicht blos eine Ehre ist, sondern auch auf die materielle Wohlfahrt des Einzelnen fördernd zurückwirken muß, wird Niemand von dem Landbewohner erwarten, wenigstens von der Masse nicht. Aber andere Vortheile der Verwandlung der Hannoveraner in Preußen beginnen auch der Menge schon aufzudämmern. Die preußischen Steuern sind etwas höher als die bisherigen, aber sie sind gerechter vertheilt, und der kleine Mann steht sich besser dabei. Das preußische Militärwesen legt uns Lasten auf, die weit schwerer sind als die, welche das hanno-

versche uns zu tragen zumuthete. Aber einmal wären wir, wenn das Land selbständig geblieben, damit nicht verschont worden, und dann hat die Sache auch ihre lichte Seite. Der Dorfproletarier setzt im Regiment seine Schule fort, gewinnt bessere Haltung, Sinn für Pünktlichkeit und Sauberkeit, bekommt etwas von der Welt zu sehen. Der Sohn des Großbauern kann als einjähriger Freiwilliger eintreten, wenn der Vater das Geld, welches er früher für einen Einsteher zahlte, dazu verwendet, ihn was Rechtes lernen zu lassen, was später nach der Heimkehr dem Gehöft zu Gute kommt. Arm und Reich haben fortan gleiche Pflichten zu erfüllen, und wenn das den Reichen noch verdrießt, so hat der Arme Ursache, sich dessen zu freuen.

Die Liebe zu der alten Dynastie saß, wie bemerkt, nirgends sehr tief und fest. Die Hoffnung auf einen Umschwung der Lage würde trotz der antipreußischen Propaganda und ihrer Propheten merklich kleiner und zager geworden sein, wenn die Luxemburger Frage sie nicht aufgefrischt hätte, und nicht außer Acht zu lassen ist, daß neben ihr die Befürchtung herging, der Krieg, der sie allein erfüllen könnte, werde den Sohn in Lebensgefahr bringen und den Wohlstand des Vaters mit Verwüstung heimsuchen. Der Bauer sieht die alten Hoheitszeichen an den Wegen und Grenzen mit preußischen vertauscht, er hört seinen Pastor für König Wilhelm beten. Er bekommt Briefe aus der Garnison des Bataillons oder der Schwadron, der ein Angehöriger seines Haushalts zugetheilt ist, und liest, daß derselbe sich in seiner Stellung gefällt, und daß das gefürchtete Hungerleiden der Preußen ebenso sehr Märchen war als der Rekruten prügelnde Corporal.

So schleicht sich ein Vorurtheil und ein Grund zum Groll nach dem anderen hinweg, und wenn bei Manchem noch geraume Zeit ein Rest von Abneigung bleiben wird, die große Mehrzahl ist uns sicher.

Die Stellung des hannoverschen Bürgerthums zu den neuen Zuständen ist weniger leicht zu bezeichnen. Im Allgemeinen wirken hier vielfach dieselben Momente wie unter den Bauern, aber auch mehrere andere, und dann ist zwischen den Einwohnern der Residenz und denen der kleineren Städte, sowie ferner zwischen den Wohlhabenden und den kleinen Leuten und zwischen den verschiedenen Berufsarten, Altersklassen und Bildungsstufen zu unterscheiden.

Im Großen und Ganzen gilt, daß unser Bürgerstand sich über die Annexion rasch trösten wird, und daß ein beträchtlicher Theil desselben von Anfang an überhaupt der Tröstung nicht bedurfte. Die Großindustrie befindet sich überall wohl, wo man sie nicht einschränkt, und sie gehörte in ihren Hauptvertretern schon lange zu der Partei, welche auf Ziele hinsteuerte, wie wir sie jetzt zu erreichen im Begriff sind. Dem Welfenthum dankte sie nichts, im Gegentheil, es benachtheiligte sie durch die Gunst, die es den Zünften zuwandte. Ein Commerzrathtitel, Zuwendung der einen und der anderen Lieferung konnte dafür nicht entschädigen. Man war liberal, und so mißbilligte man die Bismarck'sche Politik im Innern, man brauchte Frieden für sein Geschäft, und so gefiel der „Bürgerkrieg" nicht. Als er aber mit dem Siege Preußens geendet, nahm man seine Früchte gern an. Versetzte doch die Metamorphose Hannovers in größere Verhältnisse und verhieß sie doch dem Unternehmungsgeist mehr Sicherheit und

weiteren Spielraum. Ordnete sie ihn doch nicht mehr — man denke an das unverantwortliche Verhalten der hannoverschen Regierung während der letzten Zollvereinskrisis — antinationalen Velleitäten der welfischen Großmannssucht unter. Idealere Betrachtungen, wirklich patriotische Empfindungen thaten ein Uebriges, und so werden von unseren bedeutenderen Fabrikherren nur wenige als der neuen Ordnung unserer Verhältnisse abhold zu bezeichnen sein.

Aehnliches ist von einem beträchtlichen Theil der wohlhabenderen und intelligenteren Kaufleute, Rheder und Handwerker zu sagen. Die innere und äußere Politik des Welfenthums hatte in diesen Kreisen immer ihre entschiedensten Widersacher, die Opposition in der zweiten Kammer und der Nationalverein die eifrigsten Anhänger. Der katholische Beichtstuhl übte hier weniger Einfluß, wie denn Osnabrück und Hildesheim mit einer Einwohnerschaft, von der über ein Drittel der römischen Kirche angehörte, dem Regiment des Grafen Borries von allen Städten des Landes Jahre hindurch am Meisten zu schaffen machten. Man schwärmte in der Zeit vor dem Kriege für das „gute Recht" Schleswig-Holsteins, man nahm es übel, als das Selbstbestimmungsrecht des Volkes nicht anerkannt werden sollte, man stimmte in das allgemeine Zeter über Graf Bismarck's Energie gegen Oesterreich und den Bund ein, und man hätte es lieber gesehen, wenn Hannover bei der Abrechnung eine gewisse Selbständigkeit und seine Dynastie behalten hätte. Nicht im Mindesten aus Werthschätzung der letzteren, aber man hatte in der Presse, die man las, und in den Volksversammlungen, die man besuchte, so viel von der Vorzüglichkeit eines Bundesstaats und von Selfgovernment gehört, daß man sich von solchen Vorstellungen nicht leicht trennen konnte. Jetzt ist das abgethan, und Graf Bismarck hat vielleicht nirgends wärmere Lobredner als in dieser Schicht der hannoverschen Gesellschaft. Nur einige „berechtigte Eigenthümlichkeiten," die letzten Winkel, in die sich der sanfte Particularismus mit dem bösartigen schließlich flüchtete, müßte er stehen lassen.

Das ist die Regel. Aber sie ist nicht ohne vielfache Ausnahmen.

Zunächst ist die Majorität derjenigen Gewerbtreibenden, welche bisher Genossen einer Zunft waren, der Einverleibung in Preußen feindselig, weil sie das Aufhören der Zunftprivilegien im Gefolge haben mußte. Zwar waren letztere von der neuen Zeit stark durchlöchert, und die letzten Tage der Welfenregierung waren im Begriff, eine neue freiere Gewerbeordnung zu schaffen. Aber es wäre doch vielleicht möglich gewesen, daß König Georg, der die Zünfte zu seinen politischen Zwecken, bei den Wahlen z. B. brauchte, und der sie deshalb nach Möglichkeit ehrte, sich und den Kronprinzen in eine derselben aufnehmen ließ, und in den Entwurf zu jener Gewerbeordnung immerhin noch Begünstigungen der alten Innungen gegenüber den Fabrikanten einschob, sich eines Anderen besonnen und die Sache vertagt hätte. Preußen, das wußte man, brauchte zur Förderung seiner Zwecke Verlebtes nicht zu hätscheln, und da die Trägheit im Wegfall ihres Schutzes ihren Ruin vor Augen sah, so mußte sie unwirrsch werden. Zünftler und Preußenfeind waren fortan Begriffe, die sich in der Regel deckten.

Zweitens gehört hierher eine sehr beträchtliche Anzahl der Gewerbtreibenden

in der bisherigen Hauptstadt, und zwar befinden sich darunter auch viele nichtzünftige. Hannover war, wie angedeutet, dadurch, daß es Residenz geworden — freilich noch mehr durch die Eisenbahn — in ein völlig anderes Lebensstadium getreten. Um den Hof gruppirten sich Ministerien und andere Centralstellen, Gesandtschaften, höhere Militärs. Der Adel des Landes verlebte einen Theil des Jahres in der Stadt und entwickelte, von Ernst August dazu veranlaßt, so viel Luxus, als seine Kräfte gestatteten. Es wurde viel gebaut und sonst mancherlei Neues geschaffen, was zu verdienen gab. Zahlreiche neue Straßen, ganze neue Stadttheile entstanden vor dem Wall im Norden und Osten. Eine Gruppe stattlicher Hotels erhob sich vor dem Bahnhof. Bierwirthschaften der elegantesten Art, zum Theil in gothischem Stil eingerichtet, daß der fremde Gast in eine Kirche zu treten meinte, öffentliche Gärten mit zehntausend Lampen, nur in Paris Ihresgleichen findend, boten der Vergnügungssucht nach allen Richtungen hinreichlichste Befriedigung. Ein brillant ausgestatteter Modewaarenladen mit kolossalen Spiegelscheiben, ein Goldarbeitergeschäft neben dem andern that sich in den Hauptverkehrsstraßen auf.

Und wie viele dieser und anderer Etablissements binnen Kurzem auch existirten, fast alle machten erwünschte Geschäfte. Die Hauswirthe, wie theuer sie gebaut, nahmen bis in die letzten Jahre vor der Katastrophe, wo sich Uebersspeculation herauszustellen begann, befriedigende Miethen ein. Die Hoteliers und Restaurants, die Inhaber von Weinstuben und Bierkellern wurden nach kurzer Zeit reiche Leute. Die Kaufläden erfreuten sich der besten Kundschaft. Besonders lohnende Geschäfte machten Bankiers, welche die Zäume zu nehmen verstanden, wie sie hingen. Staatsgelder, ihnen zu zwei oder drei Procent überlassen, warben in ihrer Hand wacker Zinsen.

Wer von den Krämern und größeren Handwerkern seinen Vortheil begriff, näherte sich dem Hofe, benutzte dessen schwache Seiten und trug gewinnbringende Lieferungsaufträge oder Vorschüsse zu niedrigen Zinsen davon, zumal wenn er mit den Gönnern, die ihn empfohlen, zu theilen wußte. Eine wahrhaft ungeheuerliche Musterkarte von Hofouvriers entstand, die das ganze Alphabet vom Hofapotheker bis zum Hofzuckerbäcker umfaßte und bei jedem Allerhöchsten Geburtstage um mindestens ein Dutzend — an dem von 1861 um nicht weniger als siebzehn — Namen vermehrt wurde. Wer sich recht hervorthat in unterthänigen Bücklingen vor dem Götzen des Welfenthums, eroberte sich auch wohl einen Commerzrath oder eine Verdienstmedaille oder gar einen Guelphenorden. Endlich fand auch der vornehme und der ordinäre Bettel, der directes Almosen heischte, bei der Zugänglichkeit des Königs Georg, seiner Geringschätzung des Geldes und seinem Bedürfniß zu captiviren, fast in allen Fällen seine Rechnung.

Wie die Stadt dadurch an moralischem Gehalt verlor, wie sich in das Geschäftsleben Abenteurer und Schwindler eindrängten, wie Hannover in vielen Dingen ein kleines Paris im Stil der Napoleoniden wurde, soll hier nicht untersucht werden. Genug, daß Viele sich dabei wohl fühlten. Wie lange freilich diese Herrlichkeit gedauert haben würde bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge, ist zweifelhaft. Die Betreffenden scheinen nicht im Zweifel zu sein, daß sie „bis an das Ende der Tage" gewährt hätte, wenn die Preußen nicht gekommen wären.

Mit dem Hofe gingen die Gesandten, fielen die Centralstellen weg, versiegten andere Quellen leichten Verdienstes, hörten die Darlehen zu niedrigen Zinsen, die Begünstigungen ähnlicher Art, die Almosen auf. Der Adel zog weg und kündigte überdies die auf einer Anzahl Bürgerhäusern stehenden Capitalien. Die kriegerische Zeit drückte auf Handel und Wandel. Auch die Ueberspeculation rächte sich. Man mußte fortan das Geld ansehen, bevor man es ausgab, man mußte sich gewöhnen, mehr zu arbeiten als zu genießen, und da das unbequem ist, so sah man viel saure Gesichter, wenn die Rede auf Preußen kam. Alles so knapp, so sparsam, so gewissenhaft. So wenig mit Gesinnungsschwindel zu verdienen. Concurrenz, nicht mehr Bevorzugung aus Gnade. Hannover eine Provinzialstadt, der König weit weg, und kein Schutz vor den Berliner Speculanten.

Vergebens sagt man den Verzweifelnden, daß eine Stadt, die ohne einen Hof nicht existiren kann, überhaupt nicht zu existiren, mindestens nicht zu blühen verdient. Umsonst weist man, von den moralischen Nachtheilen eines Hofhalts in einer Mittelstadt, die sie nicht begreifen würden, absehend, auf die günstige geographische Lage Hannovers und auf die Blüthe von Magdeburg, Leipzig und Breslau hin. Das große Prinzip der Selbsthülfe tröstet sie nicht, erschreckt ihre Verwöhntheit nur. Was die Regierung gethan oder versprochen, unzweifelhafte Ausfälle zu ersetzen, den Uebergang in das neue auf sich selbst gestellte Leben zu erleichtern, findet bei ihnen keine Anerkennung. Unsern König wollen wir wieder haben, ist der Schluß aller ihrer Betrachtungen der Sachlage, und die Triebfeder aller der vielen kleinen Demonstrationen, mit denen sie ihre Gesinnung äußern.

Daß sie mit diesen Kundgebungen sich selbst schaden, daß sie damit die Beruhigung Anderer aufhalten, daß dadurch das Vertrauen und mit diesem wieder der Credit und der Unternehmungsgeist gestört wird, der manche Wunde heilen würde, daß sie mit Manifestationen von Haß gegen den neuen Souverän das vereiteln, was viele von ihnen sehnlichst wünschen, Uebersiedelung eines Berliner Hofhalts, alles das bleibt ihnen verborgen.

Dennoch gebe ich auch diese Klasse der Unmuthigen nicht auf. Die Zeiten werden für den Geschäftsbetrieb besser werden und mit ihnen die Menschen. Man wird allmählich begreifen, wo der wahre Vortheil liegt, und daß man aus ungesunden Zuständen in gesunde, wenn auch zunächst nicht behagliche, versetzt ist. Man wird von dem neuen Lebensstrome ergriffen werden, zuerst widerwillig in sein Treiben gerathen, dann lustig mitschwimmen ohne Rückschau und sich wohl dabei fühlen. Die Wenigen, die das nicht fertig bringen, werden an ihrer Thorheit zu Grunde gehen. Wieder andere Dinge sind es, die neben der Bedrohung des Zunftwesens und der Geschäftsstockung die ärmeren Gewerbtreibenden gegen die neue Ordnung der Dinge aufgebracht haben. Ein Theil dieser Klasse hing aufrichtig an der Dynastie, entweder weil er im Heere gedient hatte oder aus unklaren Gründen, ein anderer ging bis auf die Junikatastrophe mit dem radikal-demokratischen Flügel der hannoverschen Fortschrittspartei und des Nationalvereins, und während jener Theil seine Treue festhält, bewahrt dieser, von Demagogen bearbeitet, den alten Haß gegen den Grafen Bismarck,

die alten Phantasten vom ganzen Deutschland und die alten Phrasen von der Freiheit, die sich mit Preußens Wesen nicht vertragen soll. Es herrscht hier ungefähr die Stimmung, die in Berlin das „Organ für jedermann aus dem Volke" vertritt, nur sind diese Demokraten in ihrem Eifer gegen Preußen und ihrer Verbindung mit dem welfisch gesinnten Adel, dem sie Handlangerdienste leisten, so weiß und gelb geworden, daß sie den Legitimisten bisweilen zum Verwechseln ähnlich sehen, ein Farbenspiel beiläufig, welches auch anderwärts, z. B. in Schleswig-Holstein, beobachtet wurde.

Hierher gehört auch die Mehrzahl der Fabrikarbeiter in Hannover und Linden, auf welche zugleich die Lehren Lassalle's und das Erbtheil seines Hasses gegen den Nationalverein und den Liberalismus des höheren Bürgerthums einigermaßen wirken, was noch mehr unter den Harburger Arbeitern der Fall ist, während die Osnabrücker verständigen Vorstellungen zugänglich waren, und sich fast Mann für Mann auf die Seite der Anhänger Preußens stellten.

Bei der geringen Bildung dieser Volksschicht ist hier für die nächsten Monate nicht viel Besserung zu hoffen. Doch wird der Umstand, daß die von ihr hauptsächlich auf den Schild gehobenen Reichstagsabgeordneten in Berlin nicht durchsetzten, ja im Wesentlichen nicht einmal durchzusetzen versuchten, was sie hier versprochen, einige Wirkung nicht verfehlen. Auch wird man allmählich die Befreiung der Arbeit, die gleiche Militärpflicht, die Freizügigkeit, die gerechte Besteuerung und die Aufhebung der Erschwerungen des Heirathens gebührend schätzen lernen. Irgend welche ernste Gefahr droht übrigens von diesen Mißvergnügten so wenig wie von den vorher besprochenen. Sie machten mitunter etwas Skandal, so lange es erlaubt schien. Jetzt machen sie nur eine Faust in der Tasche, und niemals, so lange ein preußisches Bataillon mit ein paar Geschützen in Hannover steht, werden sie, so zahlreich sie auch sind, eine Revolution wagen.

Ich werfe jetzt noch einen kurzen Blick auf den gelehrten Theil des Bürgerthums, um sodann ein Wort über den Adel und die Gründe seiner Opposition gegen die Regierung zu sagen und schließlich die Parteien zu zeichnen, die sich aus allen diesen Elementen gebildet haben.

Da haben wir zuerst die Universität, das „Juwel in der Welfenkrone," die Göttinger Georgia Augusta. Vor Ausbruch des Krieges zerfiel die Professoren- und Docentenschaft in drei Parteien: politischen Dingen im Allgemeinen Abgewendete, nur in ihrer Wissenschaft Lebende, dann eifrig antipreußische Politiker, zum Theil deshalb erbittert, weil Graf Bismarck ihre Deductionen für das gute Recht des Hauses Augustenburg nicht anerkannt, zum Theil darüber verletzt, daß dieser Staatsmann das Ideal, welches sie vom deutschen Staat für die Welt zurecht gemacht, nicht nach seinem Geschmacke fand, endlich eine kleine Schaar trotz oder wegen Bismarck gut preußisch Gesinnter, theils für den Bundesstaat nach Nationalvereinsschema, theils Unitarier sans phrase. Und so ist es ungefähr noch heute. Die erste Partei zieht ihre Kreise und hat nur gelegentlich ein verdrießliches Wort über die Störung, die der Krieg und sein Ausgang auch in ihr stilles Dasein gebracht. Die zweite, von Zachariä im Reichstag vertreten, hat einige Mitglieder an die dritte verloren, und da

dieser die Zukunft gehört, so ist Hoffnung vorhanden, sie mit der Zeit ganz mit dieser verschmolzen zu sehen.

Die Advocaten, soweit sie politische Interessen haben, halten sich größtentheils zu den Nationalliberalen. Einige in Hannover sind schon vor der Katastrophe durchweg mit der in Berlin verfolgten Politik einverstanden und von den Irrthümern, in die der Nationalverein verfiel, frei gewesen. Dasselbe ungefähr gilt von den mir bekannten Aerzten. Nur was mit dem Hofe zusammenhing oder von ultramontanen Obern Weisung empfing, sitzt noch im Schmollwinkel.

Anders der größte Theil der Geistlichkeit. Die ultramontan-katholische denkt und thut, was in Hildesheim, wo man sich bischöflicherseits dem Anschein nach verständig und gefügig zeigt, und von Osnabrück angeordnet wird. Die lutherische kann nicht vergessen, daß König Georg ein frommer Herr war, der jede seiner Reden mit salbungsvollen Wendungen verbrämte und wenn ihm Verherrlichungen des Welfenthums entflossen, den dreieinigen Gott und Christi Blut dabei verwendete. Sie ehrte, soweit sie orthodox mit Beimischung von Pusehismus war — eine Zeit lang in Hannover die Modetheologie — in dem König einen Gesinnungsgenossen und war ihm dankbar für den freilich mißglückten Versuch, durch einen neuen Katechismus auch dem Volke ihre Ansicht beizubringen. Sie haßt mit einem Feuer, das sich dem heißesten aus der Zeit der Verfolgung der Cryptocalviniſten vergleichen läßt, die Union und fürchtet deren Einführung als Folge der Annexion. Ihr Blatt, die „Hannoversche Landeszeitung," zeterte in langen Artikeln über das Unheil, welches den Seelen ihrer Beichtkinder damit bevorstehe. Auch der Huldigungseid gab ihr Anlaß, in der den Herren eigenen breiten und schwungvollen Weise Bedenken zu erwecken und Unfrieden zu säen, und allen Berichten zufolge haben nicht wenige Pastoren auch in anderer Beziehung gegen die neue Ordnung der Dinge gewirkt, so viel sie vermochten. Indeß ist das immer nur ein Theil; neben vielen Gleichgültigen giebt es auch solche, die der neuen Gestalt der hannoverschen Zustände die bessere Seite abgewonnen haben, und schließlich sind, soviel mir bekannt, mit zwei oder drei Ausnahmen, alle ihrer Zweifel so weit Herr geworden, daß sie den Eid leisteten.

So ziemlich einmüthig sitzen im Schmollwinkel die Künstler, die der Hof und die Bauluſt der Bürger hierher gezogen, und wenn man ihre Lage betrachtet, so kann man ihren Kummer nicht hart beurtheilen. Es wird eine Zeit lang hier sicher nicht mehr so viel Schenkwirthschaften zu decoriren, nicht so viel gothische Schnörkelbauten mit Erkerchen und Thürmchen in die Welt zu setzen geben. Satter und Seinesgleichen haben ihre Weide eingebüßt, auch ehrenwerthe Leute, auch das Museum und was Gutes darin ist und aus- und eingeht, werden von Preußen, welches noch lange nicht an das Schmücken seines Baues denken kann, die gewohnte Unterstützung nicht oder nur spärlich erlangen. Sie werden sich dann eben bescheiden und sich mit der Hoffnung trösten müssen, daß die Stadt, wenn sie, wie zu erwarten, weiter blüht, den Hof zum Theil ersetzen wird. Auch Leipzig ernährt eine beträchtliche Anzahl von Künstlern und besaß nie einen Hofhalt.

Wenn König Georg, wie erzählt wurde, in seinem Exil sich unter Anderm auf die Treue der „königlichen Diener," d. h. der Beamten verließ und der Meinung war, dieselben würden den Huldigungseid verweigern, so hat er sich stark getäuscht. Keine zehn von ihnen haben ihn verweigert, und das wundert den Kenner der Verhältnisse nicht, aber allerdings gehörte in den ersten Monaten ein großer und gehört noch jetzt ein nicht unbeträchtlicher Theil des Beamtenstandes zu denen, die sich nur mit innerem Widerstreben dem Zwang der Umstände fügen und, wo es ohne Nachtheil geschehen kann, nicht fügen, und das kann auf den ersten Blick verwundern. König Georg behandelte die königliche Dienerschaft, gleichviel wie hoch sie dem Range nach stand, in einer Weise, die Männern von Geist und Ehrgefühl durchaus nicht angenehm sein konnte. Nur wenige traten ihm persönlich näher. Selbst dem begründetsten Widerspruch drehte sein Eigensinn und sein Gefühl der Unfehlbarkeit in der Regel kurz angebunden die Kehrseite zu. Ernennungen und Begünstigungen erfolgten häufig hinter dem Rücken der Minister, und ebenso häufig geschah es, daß der Monarch, nachdem er seinen Räthen in der oder jener Sache nachgegeben, sich in der letzten Stunde von dem einflußreicheren Nebenrath der Camarilla umstimmen ließ und die schon im Zuge begriffene Maßregel, um die sich's handelte, zu großer Beschämung der Minister unterblieb. Beamte der Mittel- und Unterbehörden wurden zurückgesetzt, wenn sie nicht für servile Wahlen gewirkt, welfische Gesinnung galt als oberstes Verdienst, vor dem Intelligenz, Fleiß und Rechtschaffenheit zurückstehen mußten.

Wenn ein Theil der Beamten trotzdem die Regierungsveränderung mit Verdruß betrachtete, so war es theils, weil man sich an diese unwürdige Stellung gewöhnt hatte, theils weil man, im Dienste der Welfen ergraut, ehrliche Anhänglichkeit an sie und Alt-Hannoverland empfand, theils weil man mit den Ultramontanen zusammenhing. Bei den meisten unzufriedenen Beamten aber spielte ein Viertes die Hauptrolle: die Befürchtung, daß die neue Ordnung ihre persönlichen Interessen benachtheiligen werde. Ganz wie in Schleswig-Holstein bis auf die Gegenwart, war auch in Hannover in der guten alten Zeit der Complex der Richter- und Verwaltungsposten beinahe vollständig in den Händen gewisser Beamtendynastien, die vom Volksmunde als „schöne Familien" bezeichnet wurden. Die höheren dieser Stellen gehörten, nach Herkommen, nach ungeschriebenem, aber nichtsdestoweniger streng beobachtetem Recht, etwa wie Erbpachtstellen, dem Adel, die übrigen theilten jene bürgerliche Familien unter sich. Die Beamten bildeten eine Kaste, in die nur selten ein Anderer als der Sohn, der Neffe oder der Schwiegersohn eines Beamten Aufnahme fand. Wer das für Uebertreibung hält, der sehe sich das letzte hannoversche Hof- und Staatshandbuch an, er wird den Namen gewisser Familien fast auf allen Sprossen der bureaukratischen Leiter begegnen.

Nun hat sich das in neuester Zeit allerdings einigermaßen geändert. Aber alte Mißbräuche lassen sich nicht so rasch wegschaffen, und so ist ein recht ansehnlicher Rest dieses Nepotismus geblieben. Hierzu kommt, daß Hannover offenbar zu viele Beamte hat. Preußisch geworden, wird es sich mit einem geringeren Apparat von Verwaltungsstellen behelfen müssen. Manche fürchten

Reformen, nach denen sie mehr oder doch anders arbeiten müßten als bisher, Ersparungen, Versetzungen und Pensionirungen. Auch die Anstellung von Altpreußen hat böses Blut gemacht, und so giebt es selbst unter den jüngeren Leuten, die sonst durchschnittlich gut preußisch denken, eine Anzahl Verstimmter. Im Ganzen aber steht es gegenwärtig auch hier wesentlich besser als vor sechs Monaten. Alle gehorchen dem neuen Regiment, viele thun ihre Schuldigkeit in musterhafter Weise, nicht wenige sind der nunmehrigen Gestalt der Dinge aufrichtig zugethan, einige und nicht die am wenigsten tüchtigen, haben sie vorausgesehen und herbeigewünscht.

Ueber die Offiziere, deren Betrachtung sich am besten hier anschließt, da sie mit einem Fuß unter den Beamten, mit dem andern unter den Adeligen stehen, kann ich mich kurz fassen, da etwa vier Fünftel ihrer Gesammtzahl jetzt preußische Uniform tragen. Artillerie und Geniecorps entschlossen sich am leichtesten und beinahe ausnahmslos zum Weiterdienen unter neuer Fahne, und das war bei der höheren Bildung dieser Waffengattungen zu erwarten; am wenigsten willig bewies sich die Cavallerie. Niemand hat zu bereuen gehabt, zu den Preußen übergetreten zu sein, und wer von den Herren noch hier ist, lobt einstimmig die Rücksicht, die ihnen vom Ministerium in allen erfüllbaren Wünschen erwiesen worden, und das freundliche und liebenswürdige Verhalten der altpreußischen Kameraden. Auch die älteren Offiziere, welche sich mit Pension zur Dispositon stellen ließen, haben Ursache zufrieden zu sein. Was von den jüngeren sich des Uebertritts in das preußische Heer enthielt und nicht anderswo, in Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen, Unterkommen fand, frondirt mit adeligen Vettern und es scheinen darunter Einzelne zu sein, die sich mit der Hoffnung schmeichelten, bald unter französischer Tricolore als Führer welfischer Emigrés die Preußen verjagen zu können.

Der hannoversche Adel ist der Einverleibung in Preußen so feindselig entgegengetreten und mit einer Vollzähligkeit seiner Mitglieder wie kein anderer Stand des Landes. Er hat mit den Hofouvriers der Residenz um die Wette demonstrirt und conspirirt, er hat sich nicht gescheut, mit der radicalsten Demokratie zu liebäugeln, lediglich weil dieselbe von gleichem Preußenhaß brannte. Einige hochstehende Herren dieses Standes — ich darf den Lüneburger Landschaftsdirector v. d. Knesebeck, den Erbmarschall Graf Münster auf Derneburg und einen Herrn v. Voß nennen, der im fünften Wahlbezirk als „conservativ-nationaler" Reichstagscandidat auftrat — sind der neuen Regierung von Anfang an entschieden versöhnlich entgegengekommen. Alle übrigen, die ganz Apathischen abgerechnet, versuchten, was in ihren Kräften stand, ihr Steine in den Weg zu legen.

Fragen wir, wo dieser Eifer sich herschreibt, der weder in Nassau noch in Kurhessen und am wenigsten in Schleswig-Holstein ein Seitenstück findet, so lautet die Antwort folgendermaßen: zu der Fronde des hannoverschen Adels gehören achtungswerthe in legitimistischen Anschauungen befangene Gemüther, denen ein Fürst unantastbar ist, wenn er sich auch als Landschaden für die Interessen der Nation verhält, und nach deren Ansicht vor dem Erbrecht König Georg's alle anderen Rücksichten hätten in den Schatten treten sollen. Dann zählen dazu

wackere und um das Land vielfach verdiente höhere Beamte von ehedem, die, je mehr sie ihre Blicke und Kräfte gerade diesem Staate zuwendeten, desto weniger über dessen Grenzen hinaus dachten und für das allgemeine Vaterländische Interesse gewannen, redliche Arbeiter auf engem Gebiet, denen mit dem Aufhören des Welfenstaats, der in seinen guten Seiten zum Theil Werk ihrer eignen Hände war, ein Gefühl durch die Seele ging, als ob ein Stück ihres Lebens hinweg genommen wäre. Ich nenne v. Münchhausen und Graf Alexander Bennigsen. Ehren wir ihren Kummer, wenn sich der erstere auch wiederholt zu Ausbrüchen desselben hinreißen ließ, die uns nicht gefielen.

Das ist die Minorität. Die Masse folgt wohl auch bis zu einem gewissen Grade legitimistischen und localpatriotischen Impulsen, der Hauptgrund aber ihres Mißvergnügens und die Haupttriebfeder ihres oppositionellen Gebahrens ist da zu suchen, wo sie mit den „schönen Familien" einerseits und mit den Hofouvriers der Residenz andererseits zusammentrifft. Kern und Wurzel der Opposition unseres Adels gegen Preußen ist der Eigennutz, und damit verbindet sich die Vorstellung, daß der Ritter noch heutzutage berechtigt ist, dem Fürsten, der ihm nicht gefällt, Fehde anzukündigen, auch wenn er sich von dessen Regierung als Beamter besolden läßt — eine in der That recht naive, recht alterthümliche Vorstellung, die uns aber nicht zu sehr verwundern darf, da ebenso wie nach früheren Andeutungen der materielle, auch der intellectuelle Besitz in diesen Kreisen in schwachem Maße vertreten ist.

Die hannoverschen Ritter sind sehr zahlreich, aber der großen Mehrzahl nach nur sehr mäßig mit Glücksgütern gesegnet, viele geradezu arm. Keine fünfhundert von ihnen ziehen aus ihrem Grundbesitz ein Einkommen von mehr als 1000, keine dreißig eins von mehr als 10,000 Thalern, viele kaum 300. Aber es war anderweit für sie gesorgt. In der guten alten Zeit der Kurfürsten namentlich, wo sie nicht nur frei von Staatssteuern und Gemeindelasten waren, sondern ihnen auch eine höchst stattliche Anzahl der einträglichsten Geheimraths-, Minister- und Gesandtenposten, Hofämter und Offiziersstellen, die Drosten-Carriere mit Domanialpachtungen und ähnliche Versorgungsanstalten des patriarchalischen Staats den Mangel am eignen Vermögen am Besten ersetzten. Die westphälische Zeit machte dieser Ausbeutung des Staates zu Gunsten adeliger Geburt ein Ende, die Restauration von 1814 stellte sie in wichtigen Punkten wieder her. Erst das Jahr 1848 brachte eine Verfassung, welche die Ritter mit ihren Ansprüchen dahin verwies, wohin sie von Rechtswegen gehörten. Sie fiel, von den Intriguen des Adels untergraben, 1855 durch König Georg's Hand und die dadurch wo nicht in alle ihre alten Privilegien, doch in ihren alten Einfluß Wiedereingesetzten erwiesen sich dankbar, sie halfen redlich bei der Domänenausscheidung mit, sie bildeten mit der ihnen wieder eingeräumten ersten Kammer für das System des Grafen Borries die zuverlässigsten Stützen.

In dieser ersten Kammer hatte Hannover einen Gesetzgebungsfactor, der überwiegend aus Repräsentanten der Ritterschaft zusammengesetzt war, einer Klasse, deren Grundbesitz nicht über fünf Procent des gesammten umfaßte, und die nicht entfernt mehr wie früher die Intelligenz des Landes vertrat. Dieselbe hatte ebenso viel Recht bei der Gesetzgebung auszuüben, ebenso viel bei der

Verfügung über den Staatssäckel zu sagen, als das ganze übrige Volk zusammen. Die Rittergüter wählten in 35 Deputirten die Majorität dieser Kammer, und die Verfassung bestimmte — ein laut redendes Beispiel, wie wenig der Besitz und wie sehr die ritterschaftlichen Privilegien in ihr Beachtung gefunden — daß der zu Wählende aus seinem Grundeigenthum ein jährliches Einkommen von mindestens 600 Thalern haben müsse. Sechshundert Thaler — so steht's geschrieben.

Leicht hintertrieb der Egoismus des Adels mit dieser Maschine ihm unliebsame Reformen. Auf bequeme Weise, mit einiger Gefälligkeit gegen den Hof, einigen dort gern gehörten Reden begründete der junge Ritter in dieser Kammer seine Carriere. Auch halfen die Diäten, die den Herren aus Gründen, die sich aus dem Obigen ergeben, ganz ebenso wie den Gemeinen der zweiten Kammer gezahlt wurden, die auf dem Lande langweiligen Wintermonate ergötzlich in der vergnügungsreichen Residenz zu verbringen.

Daneben war für die Versorgung der wenig wohlhabenden Familien des Adels von dem alten Erbe am Staatswesen immer noch ein erkleclicher Rest übrig geblieben. Da gab es Aemter von Landschaftsdirectoren und Ritterschaftspräsidenten, zahlreiche Landschaftsräthe, alle mit wenig Arbeit und vortrefflicher Dotation. Da gab es Hofchargen in Menge, Gesandschaftsposten, Generalspatente und Ministerportefeuilles. Und da gab es endlich in Herrenhausen eine Hand, die nicht knauserte, wenn es galt, getreuen Anhängern die Schulden zu bezahlen oder sie mit Darlehen und Gratificationen über dem Wasser zu halten.

Mit allen diesen goldnen Aepfeln ist's aus, seit der Baum des Welfenthums umgehauen ist. Die Möglichkeit, durch eine ritterschaftliche Majorität in erster Kammer jede Entwickelung der Legislatur, welche mehr die Landes- als die Standesinteressen im Auge hatte, zu vereiteln, ist hin. Es giebt keine hannoversche erste Kammer mehr, und das preußische Herrenhaus ist für unsere Ritter, besonders für unsere armen Ritter ein schlechter Trost. Es verlangt beträchtlichen Besitz und gewährt keine Diäten, auch würden nach einem Vergleich mit unseren Nachbarprovinzen aus Hannover höchstens acht oder neun Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes, ein Repräsentant des zu bildenden Grafenverbandes und die drei Standesherren des vormaligen Königreichs, der Herzog von Aremberg, der Herzog von Looz-Corswaaren und der Fürst von Bentheim, in jene parlamentarische Körperschaft zu berufen sein. Die bisher nahegelegenen und ziemlich bequem zu erreichenden Gesandschaftssinecuren, Ministergehalte und Generalsepauletten sind zum Theil ihrer Zahl nach vermindert, alle ferner gerückt und alle als Posten in einem Großstaat in der Regel nur groß angelegten Naturen erreichbar. Von den Hofchargen in Berlin wird nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil dem hannoverschen Adel zu Gute kommen. Die Begünstigungen aus Staatskassen fallen gänzlich weg, die Almosen aus königlichen Privatmitteln fließen spärlicher.

Fürwahr, man begreift den Kummer über alle diese Verluste. Was man aber nicht gleich begreift, ist, daß ein Theil der Landbevölkerung, die diese Herren genugsam kennen gelernt hat, die ihnen keine einzige von den ihr gewordenen Er-

leichterungen der Neuzeit zu danken hat, deren Vertreter sie 1855 aus der ersten Kammer hinausstoßen halfen, sich auf ihre Seite schlug und ihren Tiraden von hannoverschem Patriotismus Glauben beimaß. Aus dem Obigen wird es verständlich werden, und noch weniger wird man sich über das Zusammengehen von Ritter und Kleinbürger wundern, wenn man erfährt, daß jener bei diesem in der Maske des Liberalismus, des Schwärmers für die von märkischem Junkergeist angeblich bedrohte deutsche Freiheit erschien, daß die particularistische Partei, als ob es kein Gedächtniß gäbe, sich in ihren Wahlreden und Preßorganen geradezu als die deutsche und liberale zu bezeichnen die Dreistigkeit hatte. Vertheidiger des Rechts, Sachwalter der Freiheiten des Landes, der Selbstbestimmung des Volkes, Propheten der politischen Sittlichkeit wollten sie jetzt sein, diese Handlanger bei zwei Verfassungsbrüchen, diese Advocaten des Monopols.

Das etwa wären die Elemente der Parteien, die wir in den Tagen nach der Einverleibung sich bilden und in dem Kampfe der Wahlen zum Reichstage sich messen sahen.

Es gab und es giebt seit dem Fall des Welfenthums hier nur zwei Parteien: die particularistisch-antipreußische mit der Parole: Wiederherstellung Hannovers oder doch — man lernte sich unter den Klügeren allmählich bescheiden — im Innern Einrichtungen, die Hannover neben, nicht in Preußen stellten, sein Verhältniß zu diesem zu einer Art Personalunion machten, nach Außen, in deutschen Fragen einen möglichst lockeren Bundesstaat; dann die nationale, preußische, die, mit der Annexion mehr oder minder einverstanden, mehr oder minder liberal, die Politik der Regierung mehr oder minder rückhaltslos zu unterstützen, den von ihr in Angriff genommenen, genial entworfenen und rüstig geförderten Bau der deutschen Einheit auch mit Opfern vollenden zu helfen entschlossen ist.

Die particularistische Partei vergleiche ich dem aus allerlei unverschmolzenen Metallen zusammengesetzten König in Goethe's Märchen und prophezeie ihr ein gleiches Ende. Sie ist kein natürliches Gewächs, sondern ein Conglomerat. In allen Farben spielend, Wünsche und Bestrebungen die wie Feuer und Wasser zusammenpassen, in sich vermengend, geborne Gegner unter ein Dach stellend, ist sie die Frucht einer Begegnung in gemeinsamem Hasse, nicht, wie alle gesunden Parteien, die Geburt einer Vereinigung in gemeinsamer Liebe. Der Haß, der sie verband, entspringt aus den verschiedenartigsten Ursachen, aus verletztem oder gefährdetem Egoismus, aus beleidigten Gefühlen, aus nicht anerkannter Eitelkeit, von dem Gegenstande des Hasses nicht beachteten doctrinären Schrullen, confessionellen Motiven und dergleichen mehr. Er kittet das sich naturgemäß Widerstrebende nur für den Moment zusammen. Man heuchelt sich gegenseitig an. Man meint zu benutzen und wird benutzt. Das Compromiß, auf dem man steht, ist nur eine Vertagung des Streites, der sofort wieder entbrennen wird, sobald eines der Elemente der Coalition seinen Frieden mit dem gemeinschaftlich Bekämpften zu machen für gerathen findet.

Der Bekämpfte ist der Genius Preußens. Die Coalition gegen ihn sieht so kraus und bunt aus wie die Reichsarmee von Sechsundsechzig. Jesuitenhüte

marschiren in ihrer Armee Schulter an Schulter mit orthodoxen lutherischen Pastoren, denen Rom das Weib in Scharlach aus der Apokalypse ist. Agenten des Hietzinger Exulanten, des Absolutisten von echtestem Schrot und Korn, conspiriren in traulicher Unterhaltung mit Freiheitsaposteln von ehedem. Hofouvriers erscheinen Arm in Arm mit demokratischen Schulmeistern, mit denen auf der Straße sich erblicken zu lassen, ihnen vor der Katastrophe des Juni v. J. als Hochverrath gegen sich selbst vorgekommen wäre. Legitimisten von ältestem Adel geben das Geld her zu Blättern, welche von Plebejern redigirt werden, die kaum an den Grundrechten von Frankfurt genug haben; ja das Unerhörte geschieht, diese hochadeligen Herren erklären sich unverblümt für diese Grundrechte.

Und weiter. Ein ehemaliger Minister von hoher Extraction schlägt dem Wahlbezirk, in welchem er ablehnen muß, als den geeignetsten Candidaten einen demokratischen Literaten ohne Sach- und Geschäftskenntniß vor, lediglich weil er den bittersten Preußenhaß verkörpert. Eingefleischte Localpatrioten schwärmen mit ehemaligen Nationalvereinsrednern der Residenz für Deutschland, freilich nur für das Deutschland „Wolkenkuckuksheim" der idealistischen Nebelregion unserer Vergangenheit. Schwarzrothgoldne Politiker werden zum Dank dafür Liebhaber des welfischen Weiß und Gelb. Alte Radicale tragen Loyalitätsadressen für den verjagten Nachkommen und Geistesverwandten der Stuarts zur Unterschrift herum, der die Grundsätze ihrer Partei als Ruchlosigkeiten verfolgte, legen Todtenkränze am Denkmal seines Vaters und Vorgängers nieder, der sie mit souveräner Verachtung tractirte, liebäugeln mit dem Zopf der Zünftler, den sie einst nach Kräften lächerlich gemacht, redigiren Zeitungen in herzlicher Eintracht mit notorischen Werkzeugen des Ultramontanismus.

In herzlicher Eintracht dem Anschein nach. In Wahrheit meint es nur die unklare Masse ehrlich. Die Führer der vermengten Parteien haben außer ihrem Groll gegen Preußen und den Willen, dessen Gedeihen zu hemmen, nur das Eine gemein, daß jeder das Glaubensbekenntniß des andern, soweit es Preußen nicht angeht, im Stillen für Thorheit und Schlechtigkeit hält. Der hannoversche Particularist lächelt beifällig, wenn Parteifreunde von der linken Seite die Reichsverfassung von 1849 preisen, er lobt sie fleißig mit, er giebt sich die Miene, für sie zu arbeiten, weil er damit gegen Bismarck's Ideen arbeitet, aber im Grunde seines Herzens ist sie ihm die Quelle alles Unheils. Der conservative Ritter sieht den Troß aus dem Demokratenlager, welches ihm und seinen Vettern einst ihre Privilegien genommen, insgeheim und unter Seinesgleichen etwa wie einen Gesellen an, vor dem goldne Uhren und Dosen in ihren Taschen nicht sicher sind, aber der Bursch schwellt die Partei, er setzt sich aus, er versteht sich auf's Wühlen und Schreien, er giebt der Sache einen volksthümlichen Anstrich. Der Demokrat wiederum weiß recht wohl, daß der neue Freund, zur Herrschaft gelangt, ihn und das gesammte Plebejervolk unter die Füße treten würde, aber er leistet ihm jetzt mit seinem großen Namen gute Dienste, er schafft der Agitation einen vornehmen Zug, er verbürgt ihr durch seine hohe Stellung auch wohl einige Sicherheit vor durchgreifenden Maßregeln, und was die Zukunft betrifft — interim aliquid fit.

Für alle vorhin angeführten Gruppirungen und Metamorphoſen ließen ſich Beiſpiele, zum Theil in Menge anführen. Ich ſehe davon ab und weiſe nur auf das Organ der Partei, die „Deutſche Volkszeitung" hin, die in ihrer verhältnißmäßig viel zu langen Exiſtenz unter Ausnahmezuſtänden zugleich ein Beiſpiel für die Langmuth iſt, welche die Regierung dem Treiben der Coalition gegenüber an den Tag legte.

Erreicht hat die Partei mit all' ihrer Rührigkeit, ihren Schleichwegen, ihren Perfidien nichts als negative Ergebniſſe. Sie hat die Regierung von wohlwollender Milde zur Strenge getrieben, ſie hat die Beruhigung der Gemüther und damit die Wiederkehr des Vertrauens in der Geſchäftswelt gehindert, ſie hat die Preußen ein wenig geärgert. Die Wahlen zeigten, daß ſie mit ihrer Behauptung, des Landes Stimme zu ſein, die Unwahrheit geſagt, ihre Candidatenliſte ging nur zum kleineren Theile durch, und ſelbſt in mehreren Wahlbezirken der alten welfiſchen Provinzen behielten die Gegner das Feld. Im Reichstage hat ſie eine ſehr ſchwächliche Rolle geſpielt und nichts von den kühnen Vorſätzen wahr gemacht, mit denen ſie die Wähler gewonnen, ihr die Stimme zu geben. Zuletzt hat ſie ſich ſogar herbeilaſſen müſſen, in einer Petition um Anhörung hannoverſcher Vertrauensmänner vor Feſtſtellung der neuen Verwaltungsnormen in der Provinz die Agitationen gegen Preußen zu bedauern und zu verurtheilen, und damit ſich ſelbſt auf die Wange geſchlagen.

Ueber die Gegenpartei nur wenige Worte. Sie beſteht aus einem rechten und einem linken Flügel. Zu jenem, der bis auf Weiteres bedingungslos dem Gange der Bismarck'ſchen Politik zu folgen bereit iſt, gehören die Oſtfrieſen, einige National-Conſervative, meiſt Beamte, und eine in den größeren Städten unter den gelehrten Ständen ziemlich verbreitete ſtille Gemeinde von Patrioten. Den linken Flügel bildet die Partei, deren anerkannter Führer Rudolph v. Bennigſen iſt, und welche die frühere Oppoſition gegen das Willkürregiment König Georg's und die zum Theil mit dieſer Oppoſition zuſammenfallenden Reſte des Nationalvereins umfaßt, ſoweit dieſelben nicht in der Verbitterung, die ſie in der Zeit zwiſchen dem erſten Auftreten Graf Bismarck's als Miniſter und dem Siege ſeiner deutſchen Politik ergriff, verblieben und unter die Particulariſten gegangen ſind. Die National-Liberalen Hannovers haben unter ihren Führern Talente und Charaktere, die jedem deutſchen Lande zur Zierde gereichen würden. Dennoch erweckte die Stellung, die ſie Anfangs zu der Annexion einnahmen, einige Bedenken. Offen bekannte man, daß man ein bundesſtaatliches Verhältniß Hannovers zu Preußen der Annexion vorgezogen haben würde, in der Hauptſache gewiß nur, weil man durch letztere eine Parteidoctrin nicht honorirt ſah. In der Frage wegen der zu erhaltenden „berechtigten Eigenthümlichkeiten," die eine Zeit lang viel Staub aufwarf, traten Einzelne von der Partei mit Forderungen auf, die von denen der Particulariſten ſchwer zu unterſcheiden waren. Schließlich begegnete man in dieſen Kreiſen nicht ſelten noch jener juriſtiſchen Auffaſſung politiſcher Dinge, die eine der weſentlichſten Urſachen der Mißerfolge unſerer deutſchen „Volkspolitik" war.

Aber dieſe Männer hatten gelernt und vergeſſen, ſie lernten und vergaßen in der Zeit von der Kataſtrophe bis zu der erſten Probe ihrer Geſinnung im

Reichstag weiter, und die Mehrzahl hat dieſe Probe in beifallswürdiger Weiſe beſtanden. Namentlich v. Bennigſen, das große Vermittlertalent, und Miquel, der brillante Redner, der liebenswürdige Sanguiniker, haben ſich durch ihre Haltung um das Verfaſſungswerk Verdienſte erworben, für die ihnen das Vaterland hohen Dank ſchuldet.

Die nationalgeſinnte Partei hatte, ehe ſeit der Einverleibung ein halbes Jahr in's Land gegangen war, die Majorität des Volkes für ſich, d. h. des Theils des Volkes, der überhaupt an politiſchen Dingen theilnimmt. Sie hat jetzt ohne Zweifel weitere Fortſchritte gemacht, wenn auch ſchwerlich hier in der Reſidenz. Und ich denke, ſo ſoll es nicht blos bleiben, ſondern ſich ferner entwickeln. Die Kriegsgefahr konnte dieſes Gedeihen des, ich wiederhole es, im Grunde ſeines Weſens durchaus braven und verſtändigen hannoverſchen Volkes zu immer richtigeren Anſchauungen nur in einzelnen Kreiſen aufhalten. Sonſt arbeitet die ganze Zeit für uns, und die Zeit iſt die beſte Ausgleicherin von Unebenheiten.

Die Niederlande und Preußen.

La Prusse et les Pays-bas. A mes Amis de Berlin. Par Mr. Groen van Prinsterer. Amsterdam 1867.

Die Niederlande und Preußen. Eine Antwort an Herrn Groen van Prinſterer von Erwin Naſſe, Profeſſor zu Bonn. Bonn 1867.

Man erzählt von Cavour, daß er in ſeinen letzten lichten Augenblicken, in denen er die weite Welt ſeiner Gedanken in kurzen abgebrochenen Worten umſchrieb, von Preußen geſagt habe, es ſei langſam von Entſchluß, „ſie werden funfzig Jahre brauchen für das, was wir in dreien gemacht haben.“

Und doch war Cavour von der Zukunft Preußens feſt überzeugt; den deutſchen Bund nannte er eine Anomalie, er ſah deſſen Auflöſung mit Sicherheit vorher und die Neugeſtaltung Deutſchlands unter Preußens Führung konnte von dem ſcharfſichtigen italieniſchen Staatsmann nur mit Sympathien begleitet werden, weil ſie das große Werk, an das er ſein Leben geſetzt, die Einigung und Wiedergeburt Italiens, nur fördern, und zwar unmittelbar fördern, niemals aber hemmen konnte. Wenn alſo ſelbſt Cavour den Zeitpunkt, in welchem Preußen handelnd auftreten und die ihm geſtellten großen nationalen Aufgaben löſen würde, noch in eine weite Ferne gerückt ſah, ſo iſt es erlaubt hieraus einen Schluß auf den Grad der Ueberraſchung zu ziehen, mit der andere Staatsmänner und andere Nationen, welche dem Vorgehen Preußens weniger ſympathiſch entgegenſahen, die Ereigniſſe von 1866 betrachten mußten.

Nicht in Paris allein herrſchte nach der Schlacht von Königgrätz jenes Gefühl unſicherer Ueberraſchung, welches der franzöſiſche Staatsminiſter immer noch glimpflich genug mit dem Ausdruck „patriotiſche Herzensangſt“ bezeichnete. Es gab noch andere Nachbarn und es gab kleinere Staaten, in denen das Ge-

fühl der Unbehaglichkeit über den neuen, völlig unerwarteten Stand der Dinge viel mächtiger war.

Man hatte in Deutschland anfangs nicht beachtet, daß auch in den Niederlanden sich allmählich ein volles Maß jenes Gefühles der Unbehaglichkeit angesammelt hatte, die holländische Tagespresse ist in Deutschland spärlich verbreitet und unsere Journalistik hat mit wenigen Ausnahmen bis jetzt nur vereinzelte Anknüpfungspunkte in diesem unserem Nachbarlande gefunden. Näher hätte es schon gelegen, die wahre Stimmung in den Niederlanden aus allerlei Aeußerungen französischer Blätter zu erkennen, bis das Auftreten der Luxemburger Frage jedem Zweifel und jeder Ungewißheit ein Ende machte.

Denn das wurde in Deutschland rasch erkannt, daß in der Luxemburger Angelegenheit sich direct zwar nur Frankreich und Preußen gegenüber standen, daß aber die überraschende Bereitwilligkeit, mit welcher man im Haag auf die französischen Anerbietungen einging, ihren letzten Grund in einer Gesinnung der niederländischen Staatsmänner haben mußte, welche der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland und dem mächtigen Aufschwung Preußens ungünstig und, wenn auch nicht mit offener Feindseligkeit, so doch mit entschiedenem Mißtrauen gegen Preußen erfüllt war. Und es war nicht die Staatsregierung allein, welche solche Gesinnungen gegen uns hegte, die Wogen des Mißtrauens und der Mißgunst gingen im Volke selbst noch viel höher, und es scheint, daß im ganzen Lande kaum irgend eine nennenswerthe Ausnahme stattfand. Irren wir nicht, so ist in den politischen Parteikämpfen Hollands einmal der Satz aufgestellt worden, „der König ist nur der Spiegel, in dem das Volk sich spiegelt," und es war jedenfalls eine eigenthümliche Fügung, daß dieses Axiom sich gerade bei dieser Gelegenheit bewähren sollte.

In solchen Zeiten erwirbt sich derjenige immer ein Verdienst, der die Gesinnungen einer Nation offen darlegt und sie der allgemeinen Beurtheilung zugänglich macht. Denn damit wird doch zugleich auch die Möglichkeit einer allgemeinen Verständigung geschaffen, einer Verständigung, welche durch diplomatische Noten allein nicht erreicht wird. Und es war demnach nur anerkennenswerth, wenn ein so hervorragender und ehrenwerther Staatsmann wie Herr Groen van Prinsterer jener allgemeinen Verstimmung, welche bei seinen Landsleuten gegen Preußen herrschte oder auch noch herrscht, einen offenen Ausdruck gab. Ist auch die Luxemburger Angelegenheit gegenwärtig friedlich beigelegt, so ist die Auseinandersetzung über die Ansichten und Beschwerden, welche Herr van Prinsterer gegen die ganze Haltung Preußens aufstellt, damit keineswegs überflüssig geworden. Denn es würde eine Täuschung sein, wenn man glauben wollte, daß die Luxemburger Angelegenheit um ihrer selbst willen eine besondere Bedeutung für die Niederlande gehabt habe. Ganz abgesehen davon, daß Luxemburg blos durch Personalunion mit den Niederlanden verbunden ist, so haben die Niederländer an Luxemburg überall nur geringes Interesse bewiesen. Was ihnen am Herzen lag, das war die Ablösung Limburgs vom deutschen Bund, und durch die Ereignisse von 1866 haben sie diesen Zweck erreicht. Lu-

xemburg dagegen war und ist ihnen ein fremdes Land; die diplomatische Vertretung Luxemburgs erfolgt in Berlin und Paris durch besondere luxemburgische Gesandte, ja bei den übrigen Staaten ist die Wahrung der Interessen der luxemburgischen Unterthanen einstweilen den kaiserlich russischen Gesandtschaften, nicht den niederländischen übertragen. Klarer kann man nicht sprechen, zu einer solchen Scheidung ist es in den europäischen Fällen der Personalunion kaum jemals gekommen.

Demnach mag die Auseinandersetzung über Luxemburg wohl eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Frankreich enthalten, allein eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und den Niederlanden, zwischen uns und unserem holländischen Nachbarvolke liegt darin mit nichten. Das niederländische „Beschwerdebuch" gegen Preußen, wenn es überhaupt ein solches giebt, ist trotz Luxemburg noch unerledigt.

Und als solche Beschwerdebücher können die Schriften, welche Herr van Prinsterer über die gegenwärtige politische Lage veröffentlicht hat, allerdings gelten.*) Die Schrift La Prusse et les Pays-bas ist an die Berliner Freunde des niederländischen Staatsmanns gerichtet, und aus dem Vorwort ergiebt sich, daß damit die Anhänger Stahl's gemeint sind, diese Bezeichnung ist ohne Zweifel etwas greifbarer als der von Herrn van Prinsterer ebenfalls angewandte Ausdruck antirevolutionäre Partei (Parti antirévolutionaire à Berlin). Denn die Eigenschaft, antirevolutionär zu sein, das Ziel, durch friedliche Reformen gewaltsame Staatsumwälzungen unmöglich zu machen, vindiziren sich mit voller Berechtigung auch die liberalen Parteien.

Man könnte nun meinen, daß es sich hier nur um eine häusliche Angelegenheit der Stahl'schen Schule handle. Herr van Prinsterer will von seinen Berliner politischen Freunden erfahren, ob es wahr sei, daß sie in der Mehrzahl dasjenige billigen, was geschehen ist, und ob man vielleicht ein Mittel gefunden habe, die Stahl'schen Principien mit der Bismarck'schen Politik zu vereinigen. Wenn aber der Zweck dieses offenen Briefes zugleich darin besteht, irrige Meinungen über die Gesinnungen Hollands gegen Preußen überhaupt zu widerlegen, wenn es sich dabei um die Frage der Berechtigung unseres ganzen nationalen Strebens, unserer höchsten nationalen Ziele, ja um einen großen Theil unseres nationalen Denkens und Fühlens handelt, so sind dies alles Gegenstände, welche über den Gegensätzen der politischen Parteien stehen und denen mit nichten der Charakter innerer Angelegenheiten irgend welcher Fraction zugesprochen werden kann. Und man kann es nur ein erfreuliches Zeichen eines starken politischen Gemeingeistes nennen, daß die Beantwortung des offenen Briefs des niederländischen Staatsmanns nicht den Anhängern der Stahl'schen Schule überlassen geblieben ist. Die Erwiderung Nasse's ist aus dem parteilosen Wunsche hervorgegangen, zur Verständigung zwischen zwei stammverwandten Nachbarvölkern nach Kräften beizutragen und der Entfremdung zwischen

*) Weitere Bemerkungen finden sich noch in den beiden Heften desselben Verfassers: Parlementaire Studien en Schetsen. XXXII, XXXVII (1866).

denſelben entgegenzuwirken; und wir zweifeln nicht, daß die Wärme, daß der tiefe Ernſt ſittlicher Ueberzeugung, mit welchem die innere Unhaltbarkeit der deutſchen Bundeszuſtände, die Nothwendigkeit einer Neugeſtaltung, vor Allem der deutſche Beruf Preußens in kurzer, ſchlagender Weiſe geſchildert iſt, auf auswärtige Leſer mindeſtens den Eindruck machen wird, daß es ſich hier nicht um eine einfache Anerkennung des Geſchehenen, nicht um eine bloße Lobrede auf das fait accompli handelt.

Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob denn eine Verſtändigung zwiſchen beiden Staaten und Völkern ſo ſchwer fallen könne? Prüft man die Sachlage mit voller Objectivität, ſo kann man an wirkliche Schwierigkeiten in dieſer Beziehung kaum glauben. Da iſt zunächſt ein Artikel der Kreuz-Zeitung (14. Februar 1867), der in den Niederlanden böſes Blut gemacht hat und der die äußere Veranlaſſung zu dem offenen Brief des Herrn van Prinſterer gegeben hat. Der in bizarrem Stile geſchriebene Artikel hatte den Niederländern den Text über ihren Groll gegen Preußen geleſen und ſchloß mit der Hoffnung, daß ſich das niederländiſche Volk bald beſinnen und daß es begreifen würde, wie es nur im engſten Anſchluß an Preußen den werthvollen Reſt ſeiner National-Eigenthümlichkeiten retten könne.

Wir glauben nicht, daß irgend ein preußiſcher Leſer dieſem Artikel eine beſondere Bedeutung beigelegt hat. Sicherlich hat man darin keine Aeußerung der preußiſchen Regierung erblickt, denn einerſeits iſt die Neue preußiſche Zeitung nicht Regierungsorgan und andererſeits liegt es mit nichten in der Natur und in den Traditionen unſerer auswärtigen Politik, durch Zeitungsartikel Händel mit anderen Staaten vorzubereiten. Und ebenſo wenig wird man bei uns darin Annexionsgelüſte gefunden haben. Es iſt doch ein gutes Theil allgemeiner Stimmungen und Meinungen, was ſich in der geſammten preußiſchen Preſſe von der ruſſiſchen bis zur franzöſiſchen Grenze ausſpricht, aber man wird wohl vergeblich etwas anderes in dieſer Preſſe ſuchen als ein gewiſſes Gefühl der Verwunderung, daß die Geſinnung in den Niederlanden weniger freundlich gegen uns iſt, hie und da auch Betrachtungen über die Frage, wie dieſe Stimmung entſtanden ſei, ſicher aber überall den aufrichtigen Wunſch, mit dem niederländiſchen Volke in Freundſchaft und in Frieden zu leben. Und zwar in Frieden und Freundſchaft als Gleiche neben Gleichen, weder mit dem Hintergedanken der Annexion noch der Subordination der Niederlande unter Preußen, noch endlich — und auch hierüber beſteht kein Zweifel — mit dem Hintergedanken einer Ausdehnung des norddeutſchen Bundes auf die Niederlande. Pläne und Gedanken dieſer Art würden nichts anderes ſein als ein Abfall von der Idee der deutſchen Bewegung. Wenn die Nation mit der Zerſplitterung ihrer Kraft zugleich auch den Grund ihrer politiſchen Schwäche für immer zu beſeitigen trachtet, ſo befolgt ſie damit nur die Lehren der Geſchichte. Und ſie befolgt ſie nicht einſeitig. Groß iſt für uns die Erinnerung an die alte deutſche Kaiſerzeit, aber wir haben die Augen nicht blos für die Größe des deutſchen Kaiſerthums, ſondern auch für ſeine Fehler und Schwächen offen. Unſere

Geschichtschreiber, die in ihrer Gesammtleistung einen so großen Antheil an unserer nationalen Einigung haben, und unter ihnen Herr von Sybel in erster Linie, sie haben nicht umsonst geschrieben. Concentration nach Innen, Ausbildung des deutschen Staates, Selbständigkeit Deutschlands, nicht aber Streben nach einem utopischen Reiche ohne Grenzen, blos um den Genuß der Herrschaft zu haben, das sind die Ziele, welche die gegenwärtige deutsche Bewegung sich stellt, und die Nation würde sich selbst untreu werden, wenn sie anders handeln und anderes wünschen wollte.

Deutschen Lesern wird der Gedanke, daß der norddeutsche Bund auf fremde, nichtdeutsche Staaten ausgedehnt werden könne, völlig fremdartig erscheinen. Nicht nur ist der Gedanke überhaupt in Deutschland nicht gefaßt worden, sondern man wird auch darin einverstanden sein, daß Ideen dieser Art unsere nationalen Interessen nicht fördern. Es scheint, daß Herr van Prinsterer die nationale Bedeutung, die ganze Grundlage des norddeutschen Bundes immer noch unterschätzt. Wenn es sich blos um eine Vergrößerung Preußens gehandelt hätte, wie wäre es zu erklären, daß auch Süddeutschland schon jetzt sich uns in einem Grade und in einer Weise nähert, welche man unmittelbar nach dem Ausgang des Krieges von 1866 kaum für möglich gehalten hätte? Das müssen andere, tiefer wirkende Kräfte gewesen sein, die den neuen Stand der deutschen Dinge hervorgebracht haben, andere Motive als die bloße Eroberungspolitik. Aber es war ein alter Fehler auswärtiger Staatsmänner, daß sie den deutschen Bund wirklich als diejenige Form ansahen, in welcher der Begriff Deutschland für immer aufgehen sollte, während in Deutschland selbst im Grunde Niemand mehr an den Bestand jener Form glaubte. Die Verhandlungen des Wiener Congresses hatten das föderative Band, welches der Art. VII des ersten Pariser Friedens für die deutschen Staaten in Anspruch nahm, schließlich nur in der unvollkommensten Weise gestaltet. Mit den größten Hoffnungen für Deutschlands Einheit und Macht war man in die Verhandlungen eingetreten und man mußte sich mit einem Resultate begnügen, welches kaum den nothdürftigsten Forderungen entsprach. Es war viel weniger ein höheres Maß politischer Freiheiten, was die deutsche Nation als Resultat der Freiheitskriege gehofft und erwartet hatte, als vielmehr ein höheres Maß nationaler Einheit. Der Umstand, daß diese Hoffnung nicht erfüllt worden war, bildete den gährenden Stoff unserer politischen Entwickelung seit 1815. Der Zustand, wie ihn der deutsche Bund geschaffen, war in Aller Augen etwas Unfertiges, anfänglich nur in den Augen der Bevölkerungen, zuletzt auch in denen der deutschen Regierungen. Aber die fremde Diplomatie mit Ausnahme vielleicht der englischen, ja das Ausland überhaupt wollte sich von der Unfertigkeit des Zustandes in Deutschland nicht überzeugen, man glaubte nicht daran, weil man die Vervollkommnung nicht wünschte. Wer die hergebrachten Anschauungen jener diplomatischen Kreise zu durchbrechen suchte, wurde einfach als Ketzer verschrien. So erging es in den höheren Kreisen vor Allem dem Prinzen Albert. Als Prinz Albert im Jahre 1849 mit seinen Sympathien

für die deutſche Einheit unter preußiſcher Führung offen hervorgetreten war, war man in den diplomatiſchen Kreiſen in Paris der Anſicht,*) der Prinz verkenne die wahren Intereſſen ſeines deutſchen Hauſes, er könne ſich von den falſchen Ideen über die deutſche Einheit nicht losmachen, die er von der Bonner Univerſität mitgebracht habe (méconnaissant les véritables intérêts de sa famille allemande et n'ayant su apparemment se défaire jusqu'ici de certaines idées fausses rapportées de l'université de Bonn sur l'unité germanique). So leicht ſuchte man ſich in der diplomatiſchen Welt mit Ideen abzufinden, von denen man ſich hätte ſagen ſollen, daß ſie tiefe Wurzeln im deutſchen Leben geſchlagen hatten.

Auch in den Niederlanden ſcheint man ſowohl hinſichtlich der Dauerhaftigkeit des deutſchen Bundes als hinſichtlich der Bedeutung der Selbſtändigkeit der einzelnen deutſchen Staaten anderer Anſicht geweſen zu ſein als wir in Deutſchland ſelbſt. Ja man ſcheint von dieſer Selbſtändigkeit ſo übertriebene Vorſtellungen gehabt zu haben, wie ſie nicht einmal mit den deutſchen Bundesverhältniſſen harmonirten. Herr van Prinſterer theilt uns mit, daß er das beſte Bündniß für die Niederlande lange Zeit in der Allianz mit England, Preußen und Hannover erblickt habe. Wir haben alle Anerkennung für den geſunden politiſchen Blick des niederländiſchen Staatsmanns, wenn er hier den Schwerpunkt der niederländiſchen Allianz nach anderen Orten als nach Paris verlegt und allerdings war dies von einem Staatsmann nicht anders zu erwarten, deſſen Ideen noch vielfach an die große Traditionen der Hogendorp und der Stein anknüpfen. Aber verwundert ſteht man vor dem vierten Factor in dieſer Quadrupelallianz, und dieſes eine Beiſpiel zeigt treffend, daß die Anſchauungen, welche unſere niederländiſchen Nachbarn über die ſtaatlichen Zuſtände in Deutſchland gehegt haben, den realen Verhältniſſen total widerſprachen. Es iſt wahr, daß Hannover, ungeachtet ſeiner Eigenſchaft als Bundesſtaat, das Recht hatte, Bündniſſe mit auswärtigen Mächten zu ſchließen, aber dieſes Recht war beſchränkt durch die rechtliche Natur des Bundes und durch poſitive Vorſchriften des Bundesrechts. Denn nach Art. XI der Bundesacte hatten die Bundesglieder zwar das Recht der Bündniſſe aller Art, ſie hatten jedoch die Verpflichtung, keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesſtaaten gerichtet wären. Art. XXXVI der Wiener Schlußacte hatte dieſe Abhängigkeit noch in einer ganz beſtimmten Richtung näher präziſirt. Dieſer Artikel beſtimmte, daß kein einzelner Bundesſtaat von Auswärtigen verletzt werden könne, ohne daß die Verletzung zugleich die Geſammtheit des Bundes treffe, dagegen traf aber die einzelnen Bundesſtaaten die Verpflichtung, von ihrer Seite weder Anlaß zu dergleichen Verletzungen zu geben noch auswärtigen Staaten ſolche zuzufügen. Beſtimmt doch auch die Luxemburger Verfaſſung (Art. 37): Le roi Grand-Duc commande la force militaire, déclare la guerre, fait les traités de paix, d'alliance et de com-

*) Fürſtin Lieven. Deutſcher Zuſchauer II, 119 (1862).

merce . . . Le tout sans préjudice aux rapports du Grand-Duché avec la Confédération germanique. Kamen nun noch die Beschränkungen hinzu, welchen Hannover durch die Bundeskriegsverfassung, durch die Eigenschaft seines Heeres als Bundescontingent unterworfen war, so war das Kriegsrecht eines Staates wie Hannover und sein Recht der Allianzen auch nicht entfernt in gleiche Linie mit den Rechten des unabhängigen Königreichs der Niederlande zu stellen. Preußen und Oesterreich waren nicht blos Bundesglieder, sondern sie waren zugleich europäische Staaten, sie besaßen Gebiete, die nicht zum Bunde gehörten, in dieser Hinsicht waren sie unabhängig und Herren ihrer Geschicke. Aber kein englischer Minister würde sich gefunden haben, in dessen Augen der Bundesstaat Hannover für England einen Alliirten wie die Niederlande und Preußen abgegeben hätte, nicht weil es ein kleiner Staat war, sondern weil es ein abhängiger Staat war.

Herr van Prinsterer gedenkt mit warmen Worten der historischen Beziehungen zwischen den Hohenzollern und den Oraniern, zwischen Holland und Preußen und der wechselseitigen Unterstützung beider Länder. Die Jahre 1672, 1813 und 1815 bezeichnen wichtige gemeinsame Actionen, welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal beider Länder bestimmt haben. Er gedenkt der gemeinsamen germanischen Abstammung, der geistigen Verwandtschaft und ferner auch des protestantischen Charakters des preußischen Staats. Wir möchten zu diesen gemeinsamen Beziehungen noch den lebhaften Handel und so viele persönliche Verbindungen unter den Gebildeten beider Völker zählen.

In der That, es giebt mehr als Eine dauernde Grundlage für eine offene und ehrliche Freundschaft zwischen beiden Ländern und es liegt in den Ereignissen des Jahres 1866 kein Grund für die Niederländer, ihre Gesinnung gegen uns in Feindschaft und Mißtrauen zu verkehren. Wie groß auch die Umgestaltungen sind, welche die gewaltsamen Ereignisse des Jahres 1866 für Preußen und Deutschland im Gefolge gehabt haben, diese Umgestaltungen sind eine innere, rein deutsche Angelegenheit, sie sind Fragen der Fortbildung des eigenen öffentlichen Rechts des deutschen Volkes. Kein fremder Staat hat ein Recht darauf erworben, daß die deutsche Bundesverfassung nicht umgestaltet werden sollte; ein solches Recht bestand Deutschland und Preußen gegenüber so wenig als es der Schweiz gegenüber bestand, als sich in Folge des Sonderbundskrieges die Bundesverfassung änderte. Daß die Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung eine Folge kriegerischer Ereignisse war, ist weder Preußens Schuld, noch ändert dies dem Ausland gegenüber den Charakter der Umgestaltung als einer inneren Angelegenheit. Als die Majorität des Bundestages den verhängnißvollen Beschluß vom 14. Juni faßte, war die Entscheidung über die Zukunft der deutschen Verfassung dem Schwanken des Kriegsglücks anheimgegeben. Die Staaten, die jenen Beschluß faßten, wußten, daß Preußen Farbe bekennen mußte wenn man in Frankfurt Roth ausspielte, und dieser innere Krieg konnte zum Resultat nur Sieger und Besiegte haben. Daß sich das Kriegsglück an Preußens Fahnen heftete, war für die Einen blinder Zufall, für Andere höhere Fügung, und

wieder für Andere eine innere Nothwendigkeit, die im Zusammenhang steht mit der ganzen geschichtlichen Entwickelung, mit dem innersten Kern unserer Nation. Wie fremdartig ist nun das Verlangen, daß Preußen als Sieger plötzlich ein ganz anderes Kriegsrecht einführen und gegen sich anwenden soll, als dasjenige ist, welches gegenwärtig noch allseitig gilt und die Geschicke der Völker bestimmt und nach welchem die völlige Unterwerfung feindlicher Staaten ein so vollgültiger Erwerbstitel für den siegenden Staat bildet wie der Friedensschluß? Preußen und die gesammte neue Gestaltung der Dinge in Deutschland enthalten keine Bedrohung für das Ausland, die neuen Institutionen sind nicht aggressiver Natur und es läßt sich friedlich und sicher neben ihnen wohnen. Daß die Neugestaltung der deutschen Dinge für unsere Nachbarn etwas Unbehagliches haben mag, wenn sie durch dieselbe überrascht worden sind, wer wollte das verkennen? Aber wir denken, von da bis zur Mißgunst ist noch ein weiter Schritt.

Die Niederlande sind nicht der einzige Staat, der durch die Ereignisse des Jahres 1866 überrascht worden ist. Um von Frankreich zu schweigen, so mußte selbst England, dessen Staatsmänner seit Palmerston sich über die Haltbarkeit des deutschen Bundes stets die wenigsten Illusionen gemacht haben, sich in die neuen Zustände erst finden. Allein England hat sich rasch in dieselben gefunden und wenn man im Ausland von Zeit zu Zeit immer noch fragt, wie es möglich sei, daß England die Machterweiterung Preußens so ruhig dulden könne, so wird man nicht oft genug auf die Worte Lord Stanley's im Hause der Gemeinen verweisen können, daß seiner Meinung nach die Aenderungen in Deutschland mit der Zustimmung der Mehrheit des englischen Volkes geschehen seien.

Und nicht England allein hat den richtigen Maßstab für die Beurtheilung unserer neuen staatlichen Verhältnisse gefunden, wir möchten die Niederländer auf das Beispiel eines anderen, minder mächtigen Staates verweisen, auf das Beispiel der Schweiz. Auf die Stellung dieses Landes mußten die politischen Veränderungen in Deutschland von großem Einfluß sein, neue Factoren sind entstanden, mit denen die schweizerische Eidgenossenschaft in ganz anderer Weise rechnen muß, als mit dem alten deutschen Bund und mit den bisherigen einzelnen Bundesstaaten an ihrer Landesgrenze. Und wer möchte behaupten, daß man in der Schweiz hierin sofort und allseitig einen Vortheil erkannt habe? Aber mit jenem praktischen politischen Blick, der die schweizerischen Staatsmänner so häufig auszeichnet, hat sich die Schweiz rasch auf den Boden der neuen Verhältnisse gestellt, sie beantwortet die Neugestaltung unseres deutschen Staatensystems weder mit Mißgunst noch mit einer kühlen Zurückhaltung, sondern sie tritt thatkräftig in die neuen Verhältnisse ein und beglaubigt zum ersten Male einen ständigen Gesandten in Berlin.

Wir suchen vergeblich nach einem Grund, der die Verstimmung der Niederländer gegen Preußen für die Dauer erhalten könnte. Man hat wohl auch von commerzieller Eifersucht gesprochen. „Wenn," schreibt in dieser Hinsicht Nasse mit Recht, „was wir Deutschen allerdings hoffen, in Folge unserer politischen Neugestaltung auch unsere gesammte Volkswirthschaft einen neuen Aufschwung

nehmen sollte, so sind die Holländer volkswirthschaftlich gebildet genug, um zu wissen, daß sie selbst aus der wirthschaftlichen Blüthe Deutschlands nicht geringen Gewinn ziehen werden; ebenso wie umgekehrt uns Deutschen jeder ökonomische Fortschritt im niederländischen Reiche nur vortheilhaft sein kann."

Der Schrift des Herrn van Prinsterer, welche die Veranlassung zu diesen Betrachtungen gab, ist inzwischen eine zweite von demselben Verfasser gefolgt: L'Empire prussien et l'Apocalypse. A mes amis de Berlin. Par Mr. Groen van Prinsterer. (Essais historiques sur les événements d'Allemagne en 1866. II.) Amsterdam 1867. Der Eindruck, welchen diese neue Schrift hervorruft, ist ein anderer als jener der ersten. Während die erste Schrift bei aller Parteilichkeit doch immer noch den Charakter des nationalen, wir möchten sagen, des historischen Programms trägt und gerade dadurch bei dem Leser den Wunsch nach einer Verständigung hervorruft, ist der zweite offene Brief des Herrn van Prinsterer mehr eine Sammlung subjectiver Bemerkungen, vielfach theologischen Inhalts, deren innerer Zusammenhang nicht immer ersichtlich ist. Der Verfasser wendet sich auch hier wieder an die Stahl'sche Schule und wir geben gern zu, daß die in dieser zweiten Schrift aufgeworfenen Fragen eine innere Angelegenheit dieser Schule bilden; der rein nationalen Seite der aufgeworfenen Fragen ist durch die deutsche Beantwortung der ersten Schrift Genüge geschehen. Nur eine Bemerkung drängt sich bei der Betonung des Gegensatzes zwischen Stahl und Bismarck uns auf. Herr van Prinsterer stellt Stahl in seiner Grundanschauung wie in seiner Tendenz neben Burke in England und neben Guizot in Frankreich. Allein auch Burke war nicht blos antirevolutionär, sondern er war antirevolutionärer Engländer und Guizot ist nicht Kosmopolit, sondern er ist Franzose. Jeder Politiker, der conservative wie der liberale, gehört einem bestimmten Volke an, in welchem er wurzelt, mit welchem er fühlt und denkt, mit welchem er hofft, leidet und strebt.

Am Schlusse der neuen Schrift gedenkt Herr van Prinsterer bereits auch der Erwiderung von Nasse, und es ist von allgemeinem Interesse, die Schlußerklärungen des niederländischen Staatsmanns auf diese Erwiderung kennen zu lernen.

Da ist zuvörderst der Vorwurf, in der Erwiderung werde die Anwendung von Gewalt für gerechtfertigt erklärt, wenn die Vervollkommnung des öffentlichen Rechts in normaler Weise nicht möglich sei. Herr van Prinsterer beruft sich hiergegen auf Stahl, welcher ausführt, daß es kein Recht zur Empörung gebe und daß die christliche Sitte gebiete, das Unrecht lieber zu leiden als es auf ungesetzlichem Wege abzuwehren. Allein Stahl spricht hier vom Verhältniß des einzelnen Individuums zur Staatsgewalt, nicht aber von dem Verhältniß der Staaten unter einander und mit keinem Worte gedenkt er des Kriegsrechts der Staatsgewalt. Und nur von dem Kriegsrecht der Staatsgewalt ist Herr Nasse in seiner Erwiderung ausgegangen, nicht von einem supponirten Rechte der Ge-

waltthätigkeit überhaupt, weder rücksichtlich der Individuen noch rücksichtlich der Staaten. Empörung der Unterthanen und Kriegsrecht des Staates sind zwei verschiedene Begriffe. Auch Stahl legt dem Staate die Pflicht, sich zu behaupten, als die höchste Pflicht auf. Der Krieg ist zweifellos ein gewaltsames Mittel, aber er ist ein erlaubtes und gerechtes Mittel, wenn die Staatsgewalt ihn zur Abwehr des Unrechts führt. Daß Preußen sich in dem Falle der gerechten Abwehr befand, daß es zu seiner Selbstvertheidigung genöthigt war, gerade das ist in der Erwiderung Nasse's bewiesen.

Auch in seiner neuesten Schrift hält Herr van Prinsterer ferner an der Behauptung fest, Graf Bismarck habe die französische Unterstützung gesucht. Man kann preußischer Seits mit Recht fragen, ob das ein Anlehnen an französische Unterstützung ist, wenn man auf die Gefahr eines Krieges mit Frankreich hin französische Forderungen von Gebietserweiterung in Deutschland wiederholt zurückweist? Man kann mit Recht nach den Thatsachen fragen, auf die der Vorwurf sich gründet. „Mir ist bekannt," schreibt Herr Nasse, „daß die österreichische Regierung sich nach der Schlacht von Königgrätz Hülfe suchend nach Paris wandte, daß Wilhelm III. über die Abtretung eines deutschen Landes an Frankreich unterhandelt hat, von unserer Regierung aber weiß ich nur, daß sie das Verlangen des französischen Cabinets nach Abtretung deutscher Landestheile in gefahrvoller Zeit zurückgewiesen hat." Herr van Prinsterer hält gleichwohl seine Behauptung fest, der Beweis der entente cordiale zwischen Preußen und Frankreich liegt für ihn in der Reise Bismarck's nach Biarritz und mit einer humoristischen Bemerkung über die Wirkung der Seebäder scheint er die ganze Frage für erledigt zu halten. Sollte es dem niederländischen Staatsmann so unbekannt sein, daß es sich bei den französischen Forderungen, welche Preußen in den Zeiten der Gefahr zurückgewiesen, nicht blos um ein paar Kilometer deutschen Grenzgebietes oder um ein paar Kohlengruben an der Saar gehandelt hat? Aber gerade im Haag hat man sich von dem Glauben, daß Preußen durch die Ereignisse von 1866 in Abhängigkeit von Frankreich gerathen sei, trotz aller Zeichen der Zeit nicht losmachen können. So viel auch in der Luxemburger Angelegenheit noch dunkel ist, das Eine ist wohl gewiß, daß man im Haag nicht daran gezweifelt hat, Preußen werde keinen Widerspruch gegen den französischen Handel über das deutsche Land Luxemburg erheben. Aber schon Lord Stanley machte die niederländische Regierung darauf aufmerksam, daß diese Voraussetzung eine höchst unwahrscheinliche sei und daß eben deshalb die Frage der Abtretung Luxemburgs an Frankreich in den Augen der englischen Regierung von selbst erledigt sei.

Herr von Prinsterer selbst geht auf die Möglichkeit eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich ein, aber in einer Weise, welche wir aufrichtig bedauern, weil sie einer Verständigung das größte Hinderniß in den Weg legt. „Wenn der Krieg," so fragt er, „jetzt ausgebrochen wäre, wenn er später, in drei Monaten, in einem Jahre ausbricht, wer trägt die Schuld (à qui la faute)? Genügt es, Anderen einen maßlosen Ehrgeiz vorzuwerfen, um seine eigene Ver-

antwortlichkeit zu decken? Wenn der Krieg, den man uns ankündigt, unbestreitbar die Folge des Krieges von 1866 ist, wird man sich dann auch diesmal an das französische Volk halten dürfen?" Wir antworten einfach, daß wir zu unterscheiden wissen zwischen Folge und zwischen Schuld. Es giebt kein Recht Frankreichs, welches durch die politische Neugestaltung Deutschlands und durch die ganze deutsche Politik Preußens verletzt worden wäre oder noch verletzt würde. Zieht demnach Frankreich aus den Ereignissen des Jahres 1866 für sich die Folgerung, daß es den Krieg an uns erklären muß, so wird Niemand sagen können, daß Preußen diese Folge verschuldet habe, sondern es ist klar, wo dann die Verschuldung liegen wird. Man liebt es gegenwärtig in den Niederlanden, sich auf französische Stimmen zu berufen und es ist deshalb anzunehmen, daß man einer Stimme aus Frankreich ihre natürliche Autorität dann nicht versagen wird, wenn es sich um die Frage handelt, welche Stellung Frankreich den Ereignissen von 1866 gegenüber einzunehmen habe. Herr van Prinsterer selbst ist des Lobes auf die Revue des deux mondes und auf die Betrachtungen Forcade's voll, allein er scheint übersehen zu haben, was Herr Forcade unmittelbar nach den Ereignissen über diese Frage schrieb. „Die Umwälzung in Deutschland," sagt die Revue des deux mondes,*) „ist eine innere Umwälzung; das Anwachsen Deutschlands ist kein eigentlich territoriales, es ist ein inneres Wachsthum (ce sont des augmentations intrinsèques), welches sich dadurch vollzieht, daß die Hülfsmittel und Kräfte des Stammes, der die numerische Ueberlegenheit unter den europäischen Völkern besitzt, in der Hand Preußens concentrirt werden. Das Aequivalent, welches in Wahrheit ein Gegengewicht gegen diese Verstärkung der Macht Deutschlands unter dem preußischen Scepter bilden kann, kann nicht in der Vermehrung unseres Gebiets um einige Quadratmeilen bestehen; nur in uns selbst können wir dieses Aequivalent finden." Daß die anderen Staaten ihre militärischen Kräfte höher als bisher ausbilden und anstrengen, ist ihr unbestreitbares Recht, und wenn dies eine Folge der Ereignisse von 1866 ist, so liegt es in der Natur der Völkergemeinschaft, daß die Veränderungen im staatlichen Leben des einen Volkes nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen bleiben können. Das innere Erstarken eines Staates kann einem oder dem anderen der Nachbarn unbequem sein, das Erstarken selbst ist darum nicht minder berechtigt.

Aug. Anschütz.

*) 1866, 15. August Chronique de la quinzaine.

Friedrich des Großen Wirthſchaftspolitik und die ſchwäbiſchen Colonien in Weſtpreußen.

Das vielfältige Unglück, das Friedrich der Große mit ſeinen Colonien gehabt hat, iſt nicht erſt ſeit Mirabeau allgemein bekannt; die Lande aber, wo er auf dieſem Wege wirklich Lebensfähiges und Dauerhaftes geleiſtet, namentlich Weſtpreußen, hatten eine eingehende Durchforſchung bis vor einigen Jahren noch nicht gefunden. Seitdem hat Dr. Beheim-Schwarzbach unter der Aufſchrift: „Friedrich der Große als Gründer deutſcher Colonien in den im Jahre 1772 neu erworbenen Landen" ein Werkchen erſcheinen laſſen, welches durch Thatſachen, die theils aus den Grundbüchern und Präſtationstabellen in den Departementsſtädten, theils aus der Beobachtung des Lebens und Treibens der noch heute blühenden Colonien geſchöpft ſind, den Beweis liefert, daß gerade die am meiſten angefochtene Richtung der Wirthſchaftslehre Friedrich des Großen, ſeine Coloniſationsweiſe, das harte Urtheil nicht verdient, welches faſt allgemein über ſie gefällt wird.

Der württembergiſche Geſandte, welcher einſt auf dem Wiener Congreß ſich ereiferte über die ſchlecht verhehlte Abſicht der deutſchen Einheitsfreunde, „aus verſchiedenen Völkerſchaften, wie Württembergern und Preußen, ſo zu ſagen eine Nation machen zu wollen," hat offenbar keine Ahnung davon gehabt, daß das in ſeinen Augen halsbrechende Experiment bereits vor einem Menſchenalter im Kleinen wenigſtens vollkommen gelungen war, daß derſelbe Staat, welcher unter dem großen Kurfürſten etwa 20,000 proteſtantiſche Flüchtlinge aus Frankreich aufgenommen und treue Unterthanen an ihnen gewonnen hat, unter Friedrich dem Großen gegen 2000 ſüddeutſche Familien aus Schwaben, Baden und der Pfalz unter Preußen und Polen angeſiedelt und ohne die mindeſte Schädigung ihrer „berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten" zu vortrefflichen Preußen gemacht hat.

Friedrich der Große gilt als Staatswirth bei Kennern und Laien, nicht wegen ſeiner Grundſätze, die bekanntlich nicht ihm eigenthümlich ſind, ſondern wegen der Art ihrer Anwendung für ein Original, von dem ohne Gefahr des Widerſpruchs behauptet werden darf, daß es dem in wirthſchaftlichen Dingen ſehr empfindlichen Geſchmacke unſerer Tage mit jedem Zuge zuwiderläuft. Den ſehr einfachen und faßlichen Satz, daß das preußiſche Geld im Lande bleiben und dem Luxus, welcher es aus dem Lande zieht, mit allen Mitteln geſteuert, im Nothfall ein Krieg bis an's Meſſer geführt werden müſſe, hat der große König mit einer Strenge und Rückſichtsloſigkeit gehandhabt, die trotz ihrer unbeabſichtigten Milderung durch einen ebenſo dreiſten als erfinderiſchen Schmuggel uns heute kaum mehr vorſtellbar erſcheint.

Nicht ohne eine Anwandlung gelinden Schauders leſen wir von den „Kaffeeſchnüfflern" und „Kellerratten" der franzöſiſchen Regie, die einundzwanzig lange

Jahre den Bürger und Bauer in Preußen auf jede erdenkliche Art gepeinigt und am Ende wirklich einen Mehrbetrag der mittelbaren Abgaben von 42 Millionen Thalern erzielt haben — eine Ziffer, bei deren erstem Anblick Mirabeau, wie er uns ernstlich versichert, vor Schreck über „die Verheerungen dieser Seuche von Fiskalität" das Papier auf die Erde fallen ließ. Für die harten Maßregeln gegen unprivilegirten Kaffeegenuß und den „schelmischen Handel" mit ähnlichen Luxusgegenständen, die uns heute Niemand mehr streitig macht, kann uns auch die liebenswürdige Zuvorkommenheit nicht gewinnen, mit der Friedrich nach seiner schönen Gewohnheit, jedem Unterthan Rede zu stehen, den Beschwerdeführenden Rechenschaft von seinen guten Gründen ablegt, wenn er u. A. 1779 den hinterpommerschen Landständen, 1781 den Berliner Kaufleuten auseinandersetzt, daß vermöge der „gräulichen Consumtion" von Kaffee jährlich Hunderttausende von Thalern aus dem Lande gingen und daß schließlich gar nicht abzusehen sei, warum gegenwärtig jeder Bauer und jede Dienstmagd ohne Kaffee nicht glaube leben zu können? Sei doch das einheimische Bier viel gesünder und hätten doch die „zum größten unwiederbringlichen Ruin des Adels, des Bürgers und des Landmanns abscheulich heruntergekommenen" Bierbrauereien den Absatz sehr nöthig — übrigens sei „Se. K. M. höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen," mithin könnte jeder Andere vollends den Kaffee entbehren.

Kleinlich und zugleich wenig zweckentsprechend erscheint uns eine Wirthschaftspolitik, die das eine Mal harmlosen Menageriebesitzern die preußischen Staaten verbietet, weil sie das Geld aus dem Lande ziehen, und das andere Mal sich über unfahrbare Straßen mit dem Gedanken tröstet, daß die fremden Fuhrleute, je langsamer sie von der Stelle kommen, desto mehr Geld im Lande verzehren müssen.

In der That, die Regierungsweise dieses Fürsten, der von seiner Größe Nichts verliert, wenn wir auch seine Schwächen aufrichtig besprechen, hatte nirgends einen schwierigeren Stand als im Kampfe mit den Wünschen und Bedürfnissen der Gesellschaft, die nun einmal nicht die Maschine ist, die sie nach allgemeiner Ansicht der Fürsten des vorigen Jahrhunderts sein sollte; der mechanische Staat dieser Zeit und die Gewohnheit seiner fähigsten, gewissenhaftesten Leiter, Alles von oben her durch Cabinetsbefehle zu lenken und zu gebieten, fand hier den zähesten Widerstand, erlebte hier tagtäglich die bittersten Niederlagen und Enttäuschungen, und die ungeheure Kluft, welche den organischen Staat unseres Jahrhunderts von dem mechanischen des vorigen trennt, lehrt schon die eine Thatsache, daß, was ein Mirabeau damals wesentlich aus Gründen der Vernunft unlogisch und widerspruchsvoll fand, uns heutzutage aus Gründen einer allbekannten Erfahrung unerträglich, widernatürlich und unmöglich vorkommt. Wer wie Mirabeau beabsichtigte, die neue Lehre von der unbedingten Freigebung der Arbeit und des Eigenthums, der Gewerbe und des Verkehrs recht eindringlich zu predigen, der that wohl daran, die entgegengesetzte Verwaltungsweise Friedrich's des Großen zu zergliedern und in ihren Wirkun-

gen oder vielmehr ihren Fehlſchlägen zu verfolgen; wenn irgendwo, ſo mußte hier ſich offenbaren, was dem alten Syſtem einer allmächtigen Bevormundung durch den fähigſten Kopf und den pflichteifrigſten Landesvater überhaupt möglich oder nicht möglich war, denn hier maß ſich an einem Rohſtoff, der ſelbſt große Anſtrengungen mit kargem Ertrage lohnte, eine ganz außergewöhnliche Kraft und ein geradezu leidenſchaftlicher Wille, das Beſte zu ſchaffen. Wenn ſolchem Manne das Problem mißlang, dann war es nach der alten Weiſe überhaupt unausführbar und der ſchlagendſte Beweis für die Unumgänglichkeit eines völlig neuen Verfahrens war gewonnen. Nach Mirabeau's feſter Ueberzeugung iſt das Problem mißlungen und durch die Thatſache, daß ein Friedrich damit unglücklich war, das ganze Syſtem für immer gerichtet.

Er ſagt am Schluſſe ſeines fünften Buchs von der preußiſchen Monarchie: „Nur die ausgezeichnete Ordnung in der Verwaltung, die Unwandelbarkeit der Grundſätze, die trotz der Unrichtigkeit ihrer Vorausſetzungen viel mehr taugt, als ein widerſprechendes, wetterwendiſches Umſpringen im Verfahren, und die Geſchenke des Königs halten die Maſchine in Gang und Bewegung; in Wahrheit aber ſind, was Handel, Ackerbau und Gewerbe angeht, die Staaten des Königs von Preußen, allgemein zu reden, lediglich mit Tagelöhnern bevölkert. Wie ſollte auch der Ackerbau blühen können in einem Lande, wo der Bauer nicht wagt, ſein Korn, ſein Vieh, die Wolle, die Häute, ja die Knochen und Hörner ſeiner Thiere zu verkaufen? Wie ſollte der Handel blühen in einem Lande, wo Alles dem Monopol unterworfen iſt oder tagtäglich demſelben unterworfen werden kann? Wie ſollen die Gewerke ſich heben können in einem Lande, wo ſie ſogleich bei ihrer Entſtehung Vorrechte des Kaufs und Verkaufs, Geldgeſchenke des Fürſten, aber dafür auch gewaltſame Richtung auf Dinge erhalten, die ihrer Natur widerſtreiten zum Schaden der Ziele, die in ihrem Weſen liegen?“

Mirabeau hatte Recht; blühend konnte der wirthſchaftliche Zuſtand des damaligen Preußens nicht genannt werden und daß dem leider ſo war, trotz der Hunderttauſende, welche der König jedes Jahr für Gründung von Bauerſtellen, Anſchaffung von Vieh, Erzeugung und Unterſtützung von Gewerbe- und Handelsunternehmungen jeder Art mit vollen Händen verausgabte, das war ja ſein eigener aufrichtigſter Kummer, wie er in ſo vielen, oft rührenden Beweiſen ſich ausgeſprochen hat. Und dennoch iſt die Nachwelt noch mehr in ihrem Recht, wenn ſie eine unſäglich mühevolle Arbeit, die ſich nie und nirgends genug thut, die kein Fehlſchlag und kein Mißlingen beirrt, in demſelben Maße dankenswerther und bewunderungswürdiger findet, je weniger der Urheber ſelbſt von den Früchten geerntet, je weniger Ermuthigung ihm mithin ein Lohn gewähren konnte, um den er ſich meiſt vergeblich bemüht, während er ſeinen Nachkommen faſt von ſelber und zwar reichlich zugefallen iſt.

Im Uebrigen iſt Friedrich II. als Staatswirth für eine unbefangene geſchichtliche Würdigung denn doch weit mehr als für das ſchnell bereite Urtheil der phyſiokratiſchen Heißſporne Mauvillon und Mirabeau; er iſt keineswegs der

Ritter von der traurigen Geſtalt, der Zeit ſeines Lebens mit Windmühlen kämpft, keineswegs der unbekehrbare Fanatiker, der ſich nicht geſtehen mag, daß er eine warme Begeiſterung an einen leeren Wahn, ein großes Talent an eine kleine Sache vergeudet habe, er iſt das nicht in der Lehre und nicht im Leben. Seine Unzufriedenheit mit ſich und ſeinen Erfolgen darf uns nicht irren; denn es iſt die Unzufriedenheit eines Mannes, der um das Höchſte ringt, der den letzten Faden ſeiner Kraft im harten Dienſt für das Wohl ſeiner Unterthanen aufbraucht und den immer und immer wieder das peinliche Gefühl verſtimmt, daß all' ſeine Mittel unzulänglich ſind und all' ſein Eifer ihn doch nur ſo wenig von der Stelle bringt, im Vergleich mit dem Ideale das ihm vorſchwebt. Auch dürfen wir nie vergeſſen, daß Mirabeau über den erſten modernen Staat Deutſchlands ſchreibt, um eigentlich ſeinen Landsleuten, den Franzoſen, die Augen zu öffnen über den Wuſt mittelalterlicher Mißbräuche, unter dem das Landvolk, dieſes „Saumthier" der franzöſiſchen Geſellſchaft wie es der ältere Mirabeau genannt hat, ſchmachtet und daß er den beſten unter allen mechaniſchen Staaten des Jahrhunderts einer ſcharfen Prüfung unterzieht, um den ſchlechteſten unter ihnen, den franzöſiſchen, in der öffentlichen Meinung vollends zu vernichten. Er hat das in ſeiner Vorrede wie in der Einleitung ſprechend angedeutet, und wo er immer auf die Gedrücktheit der arbeitenden Bevölkerung, auf die einzigen Mittel zu ihrer Rettung, die zugleich die Mittel zur wirklichen Hebung der ganzen Staatswirthſchaft ſind, zu reden kommt, da glaubt man nicht ihn, ſondern den Miniſter Turgot zu hören.

Friedrich der Große iſt viel mehr Phyſiokrat, als die Apoſtel dieſer neuen Lehre glauben. „Wahrer Reichthum," ſchreibt er am 5. Dec. 1775 an Voltaire, „iſt nur das, was die Erde hervorbringt. Wer den Boden verbeſſert, wüſt liegendes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei und ſchafft Anſiedlern Unterhalt." „Die Bauern ſind die Pflegeväter der Geſellſchaft," ſagt er ein ander Mal, „ſie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin beſteht der wahre Reichthum des Landes. Mit dem Ackerbau muß man anfangen, dann zu Manufakturen und endlich zu einem kleinen Handel übergehen." Genau nach dieſen Grundſätzen hat er gehandelt und das ſtolze Wort: „ich habe eine Provinz gewonnen," durfte er mehr als ein Mal ſagen, wenn er hinſchaute auf einen eben vollendeten Kanal, der durch eine abgelegene Wildniß eine Waſſerſtraße ſchuf, auf meilenlange Strecken Landes, die er den Sümpfen abgewonnen, auf freundliche Dörfer, die er mitten in ehemals wüſten Strichen angelegt, in die er fleißige Bewohner und geſchickte Arbeiter oft aus weiter Ferne herbeigezogen; lauter Leute, die wußten, daß ihres Königs Ohr für Jeden von ihnen offen ſei, daß der jede Beſchwerde wäge und prüfe, „denn dazu bin ich da."

Wohl iſt es ein künſtlicher Weg, Induſtrie und Handel zu erzeugen, dies Syſtem der Monopole, der Geſellſchaften, der Staatshülfe und der Einfuhrverbote; aber Erwägung verdienen doch wohl die Gründe, mit denen er ſich gegen Delaunay verantwortet, wenn er ſagt: „Was ſoll ich machen? Mein Land leidet

Mangel am Nöthigſten, mein Volk iſt arm, ſeine Arbeit kriecht am Boden, ſein Verkehr iſt der Handlanger fremden Handels; die Freiheit, die verlangt wird, würde ſeine Abhängigkeit vom Ausland verewigen, es ſoll lernen, ſelber zu fertigen und ſelber zu vertreiben was es nöthig hat, das thut aber Niemand ohne Ausſicht auf gewiſſen Abſatz, wie ihn Staatshülfe, Vorrechte und Schutz gegen übermächtige Concurrenz gewähren. Dieſe Schranken können fallen, wo Gewerbe und Handel bereits auf eignen Füßen ſtehen, aber nicht da, wo beide erſt gewiſſermaßen aus dem Nichts geſchaffen werden müſſen."

Wohl hat Dohm Recht, wenn er ſchmerzlich hervorhebt, wie die Quälereien der Regie dem viel bewunderten Fürſten einen großen Theil der Liebe ſeiner treuen Unterthanen entzogen hätten, und doch dürfen wir nicht außer Acht laſſen, daß dieſelben Gelder, um welche das Verlangen nach einem in unſeren Augen ſo unſchuldigen Luxus gebrandſchatzt wurde, dem Volke als reichliche Unterſtützung für die Zwecke ſeiner wirthſchaftlichen Wohlfahrt wieder zu Gute kamen, daß von all' den Summen, deren Einziehungsart uns ſo wenig gefällt, nicht ein Pfennig für die nichtigen Dinge verſchleudert wurde, für welche in den meiſten übrigen deutſchen Staaten jener Zeit der jährliche Steueraderlaß ſammt den noch weit ungerechtfertigtern mittelbaren Abgaben allein beſtimmt zu ſein ſchien. Den Fürſten, der während der 23 Friedensjahre allein aus ſeinen Privaterſparniſſen nach der Berechnung des Miniſters Hertzberg 24 Millionen Thaler unter die Nothleidenden ſeiner ſämmtlichen Staaten vertheilt hat, den kann allenfalls die Enttäuſchung eines franzöſiſchen Glücksritters oder die giftige Zunge eines beleidigten Höflings,*) aber kein Menſch von geſundem Gewiſſen einen filzigen Verwalter ſchelten. Die Lage Preußens nach den Greueln des ſiebenjährigen Krieges kann ſich heute Niemand mehr vorſtellen, allein an Menſchen hatte das Land von ſeinen 5 Millionen Einwohnern eine halbe Million eingebüßt nach Friedrich's eigner Schätzung, und doch hatte es noch nicht einmal die Verheerungen der Peſt von 1708—1710 verwunden, doch lagen noch 1740 allein in der Churmark 1317 Bauerſtellen völlig wüſte. Hier galt es einen Neubau des wirthſchaftlichen Lebens ganz von unten auf, hier galt es eine ſchöpferiſche Thätigkeit zu entfalten, wie ſie nicht Sache geiſtreicher Syſtematiker, ſondern jener rüſtigen, groß angelegten Naturen iſt, von denen Friedrich II. eine war.

Trotz ſeiner Ungeduld, auf preußiſchem Boden einen freien Bauernſtand zu ſehen, wie er damals in der ganzen Welt nirgends vorhanden war, hat Mirabeau nicht verſäumt mit unverhohlener Bewunderung auszuführen, was Friedrich in ſeinen, von Krieg, Mißwachs und Seuche ſchwer getroffenen Landen Alles gethan, um einen Bauernſtand überhaupt erſt wieder zu ſchaffen. In Pommern, welches die Ruſſen beſtialiſch mitgenommen, waren allein auf dem platten Lande 465 Häuſer, 442 Scheunen, 373 Ställe zerſtört worden;

*) Aus ſolcher Quelle ſtammen die ſog. Matinées royales; ſ. W. Lauſer, die M. r. und Friedr. der Große. Stuttgart 1865.

er bewilligt 1,330,100 Thlr., um sie wieder herzustellen, unmittelbar nach einem Kriege, der sieben Jahr lang die ungeheuersten Mittel verschlungen hatte.

Er beschafft 12,327 Pferde, 930 Wispel (zu 28 Scheffeln) Mehl, 5380 Wispel Roggen, 2044 Wispel Gerste, 7228 Wispel Hafer — und in 8 Jahren hatte Pommern nicht blos das Verlorene eingebracht, es ernährte 30,584 Bewohner mehr als vor dem Kriege.

Die an sich arme, dünn bevölkerte Neumark hatte durch den siebenjährigen Krieg am allerschwersten gelitten; sie hatte an Bewohnern 57,028 Köpfe eingebüßt und die Zahl der eingeäscherten oder zerstörten Häuser betrug 1974. Noch bedeckt mit dem edlen Staube „des eben beendigten" Feldzugs eilte Friedrich zu Hülfe; 760,149 Thlr. werden unverzüglich angewiesen, die Wohnungen wieder herzustellen, den Ackerbau wieder in Gang zu bringen. Er liefert 6342 Pferde, 68,166 Schafe und läßt drei große Sümpfe, den Netzebruch, den Friedbergerbruch, den Warthebruch trocken legen; der dadurch gewonnene Ackerboden schafft Raum für zusammen 2601 Colonistenfamilien (8729 Köpfe), die mit Pferden, Hornvieh und Geldunterstützung aufs Reichlichste ausgestattet werden.

In Pommern und in der Neumark, in Schlesien und in Westpreußen ist Friedrich's rechte Hand der ausgezeichnete Brenkenhoff, der sich in Dessau vom einfachen Pagen zum Finanzminister heraufgearbeit hatte, und als geheimer Finanzrath in preußische Dienste berufen wurde. Von Hause aus so ungebildet, daß er, wie Mirabeau versichert, kaum seinen Namen schreiben konnte, war er ein gebornes Talent für alle Zweige der Colonisation, insbesondere ausgezeichnet brauchbar für hydraulische Arbeiten und überdies ein wahrhaft edler Mensch, von unbestochener Redlichkeit und nie ermüdendem Pflichteifer.

Was ein großer Fürst unterstützt durch einen solchen Rathgeber und Gehülfen ausrichten kann, das haben namentlich die neuen Erwerbungen des preußischen Staates, Schlesien, der fürchterlich heimgesuchte Schauplatz einer langen Kriegszeit, und Westpreußen, dieses Trümmerfeld eines in Anarchie zerfallenen Staatswesens und einer in trostloser Armuth verkommenen Bevölkerung, im vollsten Maße erfahren. Als Schlesien preußisch wurde, trug es noch in seinen meisten Städten und Dörfern die Blutspuren des dreißigjährigen Krieges, und als Mirabeau das preußische Schlesien beschrieb, war nicht blos von den jüngsten Kriegen von 1740, 1756 und 1778 Nichts mehr zu sehen, sondern alle Städte befanden sich in sichtbarem Aufblühen und zeigten schon dem ersten Anblick alle Merkmale gesunden Gedeihens. Freilich hatte der neue Landesherr sogleich nach dem siebenjährigen Kriege auf sechs Monate alle Steuern erlassen, 17,000 Pferde herbeigeschafft, und große Mengen Getreide aus seinen polnischen Magazinen theils zur Aussaat, theils zum Lebensunterhalt der völlig Entblößten ausgetheilt. Freilich waren von 1763—1777 nicht weniger als 30,070 Colonisten mit einem Capital von 672,646 Thlr., 683 Pferden, 2312 Schafen, 2536 Stück Hornvieh, und 478 Schweinen angesetzt und 15 Städte, die aus polnischen Blockhäusern bestanden, fast ganz auf Kosten des Königs in Stein auf-

gebaut worden. Die Beredtſamkeit ſolcher Ziffern ſpricht am Beſten für den wirklichen Geiſt eines Staatshaushalts, der, obwohl nicht frei von den Irrthümern eines unvollkommenen Syſtems, trotz vieler Mißgriffe, unendlich wohlthätig und ſegensreich gewirkt und namentlich in ſchöpferiſcher Coloniſation das Menſchenmögliche geleiſtet hat. Was aber in Weſtpreußen geſchehen iſt, um eine menſchenleere, verlaſſene Wildniß durch deutſche Arbeit zu befruchten, das entzieht ſich jedem kleinlichen Tadel, das beſteht die ſtrengſte Prüfung auch der fortgeſchrittenſten Wirthſchaftspolitik.

„Hier können wir es halten, wie wir wollen," ſagte Friedrich der Große, und hob ſofort nach Beſitzergreifung dieſer durch die Feudalanarchie zu Grunde gerichteten Lande die Leibeigenſchaft auf, die ihm überall ein Dorn im Auge war, deren völlige Beſeitigung aber in den alten Provinzen ihm eine unausführbare Revolution dünkte. Auf zwölf Jahre blieb das Land von den Blutſaugern der Regie und dem Druck des Cantonſyſtems verſchont; kein vielſchreibendes Beamtenthum ſtellte ſich hier zwiſchen das Land und ſeinen neuen Herrn, Alles wurde unmittelbar vom König und ſeinem Brenkenhoff geleitet: die Anſetzung neuer Bewohner, die Unterſtützung des verarmten Adels wie des nothleidenden Landmanns, der Aufbau der Städte und Dörfer, die Anlage von Straßen und Kanälen ſo gut als die Veredlung der Schaf- und Pferdezucht, die Verbeſſerung des Landbaus durch Einführung neuer Sämereien und Gewächſe, die Anſtellung von Schulmeiſtern mit dem für jene Zeit beneidenswerthen Gehalt von 60 Thlrn., die Begründung geſetzlicher Sicherheit und jenes Comforts, der für den geſitteten Menſchen zum Leben gehört. Ein rüſtiges Bauen und Schaffen begann aller Orten und bereits im Oktober 1773 konnte Friedrich gegen Voltaire rühmen:

„Ich habe die Sklaverei abgeſchafft, barbariſche Geſetze reformirt, vernünftige zur Geltung gebracht, einen Kanal eröffnet, der die Weichſel, Brahe, Netze, Warthe, Oder, Elbe verbindet, Städte wieder aufgebaut die ſeit der Peſt von 1700 in Trümmern lagen, zwanzig Meilen Moräſte trocken gelegt und eine Polizei eingeführt, die dieſem Lande ſelbſt dem Namen nach unbekannt war."

Dem neu geſchaffenen Arbeitsfelde wurde ein breiter Strom deutſcher Einwanderung zugeleitet, über das menſchenarme Land eine neue Bevölkerung ausgeſät, welche „den polniſchen Mann zu deutſcher Landesart bringen" und den einheimiſchen Schlendrian durch die Macht des Beiſpiels und des wirthſchaftlichen Wechſelverkehrs beſiegen ſollte; die Handwerker und Kaufleute bezogen in den Städten, die Landwirthe in den Dörfern die für ſie bereit ſtehenden freundlichen Wohnungen, die häufig mitten zwiſchen elenden polniſchen Lehmhütten erbaut waren.

Die Stadt, die dieſer Aufhülfe am Meiſten bedurfte, war Kulm, wo ganze Straßen entlang in Kellerräumen die einzigen Unterſchlupfe verkümmernder Bewohner waren; 214,394 Thlr. gab der König für Straßenpflaſter, Bürgerwohnungen, Gebäude zu Gewerbsanlagen, für Kirche und Schule und namentlich für 43 Coloniſtenhäuſer. In ähnlicher Weiſe aber geringerem Umfang

wurden die fünf Städte Graudenz, Straßburg, Gollub, Schwetz, Conitz unterstützt.

2203 Familien (etwa 11,000 Köpfe) sind von 1772—1786 in Westpreußen und den Netzedistrikt eingewandert; fast jeder Ort des neu erworbenen Landes hat seinen größeren oder geringeren Antheil erhalten, ganz neue Dörfer und Neuassereien sind entstanden und der nützlichste und fähigste Ordner dieses großen Unternehmens war außer dem braunschweiger Domhard wiederum der öfter genannte Brenkenhoff, aus dessen monatlichen Berichten an den König das im Eingang von uns genannte Werkchen eine Nachweistafel über das ganze Ansiedlungsgeschäft mittheilt. Aus einer zweiten Nachweistafel über die Herkunft der Einwanderer ergiebt sich, daß dieselben ein überaus buntes Gemisch von deutschen und nichtdeutschen Bestandtheilen bildeten, daß von den 2203 Familien, welche der Verf. im Ganzen herausrechnet, die größere Hälfte auf Mittel- und Süddeutschland fällt und innerhalb dieser die Schwaben, deren Name sich heute noch für die meisten größeren Ansiedlungskreise behauptet, die bedeutendste compacte Masse bilden. Von ihnen sind im Jahr 1781 auf einmal 153, 1782 aber 258 Familien eingewandert, von den kleineren Zuflüssen in anderen Jahrgängen abgesehen.

Die schwäbischen Einwanderer, die Brenkenhoff bereits in Pommern erprobt hatte, erscheinen auch hier als ein besonders tüchtiges Element der Colonisation; das „schlimm und unversucht Gesindel," welches durch die glänzenden Bedingungen herbeigelockt, abenteuernd herbeikam und sehr rasch wieder wie Spreu nach allen Weltgegenden auseinanderstob, jene erste Saat von Einwanderern, — die hier wie überall zu Friedrich's großem Verdruß das ganze Ansiedlungswerk in Verruf gebracht und hinsichtlich deren der alte Schlosser sich noch von der ostfriesischen Nachbarschaft seiner Vaterstadt Jever her erinnert, daß sie eine arge Landplage gewesen sei — hatte Nichts zu schaffen mit den bedächtigen Württemberger Bauern, die sich die weite Reise zehn Mal überlegten, ehe sie der beengten Heimath, die aber doch immer ihre Heimath war, den Rücken kehrten. Jahrelang war bereits das Bevölkerungsgeschäft im Gang, jahrelang hatten bereits die unglücklichen Nachbarn der Schwaben, die leichtblütigeren Pfälzer, denen die Jesuiten Carl Theodor's die Freude an ihrem paradiesischen Vaterland vergifteten, ihren Namen durch ganz Europa und auch nach Westpreußen getragen, bis der „Pfälzer" in der ganzen Fremde „Auswanderer" bedeutete, als die Schwaben, denen die Scholle ihres übervölkerten Ländchens zu enge wurde, auf Gemeindeversammlungen noch mißtrauisch hin- und hererwogen, ob es auch wahr sei, was der große König versprochen haben solle? Ihm selber hätten sie's freilich sofort geglaubt, denn der Sieger von Roßbach und Leuthen war wohlbekannt auch in schwäbischen Bauerhütten, wo man mit Stolz der preußischen Waffenthaten und mit Hohn der lächerlichen Reichsarmee gedachte. Lange hätten ihre Voreltern, so erzählen die Colonisten, ungläubig den Kopf geschüttelt über all' die schönen Dinge, die der König Friedrich durch Zeitungen und Aufrufe bei ihnen verbreiten ließ und keiner habe so

recht gewagt, einzuſchlagen und mit Weib und Kind fortzuziehen. Da aber ſei ein Mann Namens Roth gekommen und habe ihnen ſchwarz auf weiß gezeigt, wie ſie es in Preußen ſo gut haben ſollten und nun hätten ſie ſich mit Kind und Kegel, Geld und Vieh in großen Schaaren auf den Weg gemacht. Von der preußiſchen Grenze an war der Transport umſonſt; kamen ſie haufenweiſe, ſo geriethen die Kammern in große Verlegenheit, oft waren täglich 60—100 Pferde für ſie erforderlich und manchmal war auch ein „wüſchter“ Menſch darunter, der etwas ungeberdig that, wenn nicht Alles nach Wunſch ging, der aber nach Friedrich's eigener Weiſung nicht anders denn „beſcheidentlich zur raison gebracht“ werden durfte. Waren ſie am Orte ihrer Beſtimmung angekommen, ſo wurde ihnen $^3/_4$ ihrer Reiſekoſten ausgezahlt, ihr Bedarf an Brod und Getreide „bis zum friſchen Einſchnitt“ vorgeſchoſſen, Geld zum Viehankauf eingehändigt und eine Wohnung ſammt Acker und Wieſengrund angewieſen. Reichten die zum Häuſerbau beſtimmten Gelder, ſo erhielt jede Familie ihr eigenes Haus; reichten ſie nicht, ſo ſetzten die Beamten zwei Familien in ein Haus, deſſen Schornſtein den Inſaſſen gemeinſam war. Solche Behauſung hieß und heißt bei den Coloniſten „Paartopf“ und iſt heute noch ein nicht ſeltener, drolliger Anblick. Für die eingewanderten Badener und Württemberger hatte Friedrich ſtets ein beſonderes Augenmerk; in einer Cabinetsordre vom 2. Mai 1781 ſchärft er noch ausdrücklich ein, die Leute ſollten auf den Aemtern „wie freie Leute, nämlich daß ſie keine Sklaven ſind, angeſetzt und jedem der gehörige Acker und Wieſen (gewöhnlich 15 Morgen Land) angewieſen werden. Und wenn ſie Dienſte thun müſſen, ſo muß das nicht mehr als höchſtens zwei Mal in der Woche geſchehen. Und dieſes iſt meine Intention bei allen den neu anzuſetzenden Leuten, denn da können wir es halten, wie wir wollen.“ Welch ein beträchtlicher Grundſtock von Schulbildung mit dieſen Süddeutſchen in das Land kam, beweiſen die Verträge, durch welche die Coloniſten ſeit 1798, gegen erbliche und eigenthümliche Ueberlaſſung von Haus und Hof, in gleiche Rechte und Pflichten mit allen preußiſchen Bürgern eintraten: von 10 Württembergern können immer 8—9 ihren Namen ſauber unterſchreiben, während von den einheimiſchen deutſchen Bauern unter derſelben Zahl immer 7, die Polen aber ſämmtlich ein Kreuz machen. Da die Anſiedlung der Schwaben meiſt in zuſammenhängenden Gruppen von Dorfanlagen geſchah, ſo konnte ſich von den hergebrachten Beſonderheiten dieſes ohnehin zäh am Alten hängenden Stammes gar Manches bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch immer heirathen die Coloniſten meiſt unter ſich und ganze Dörfer beſtehen aus lauter Verwandten. Auch der Typus iſt noch immer ſtark ausgeprägt: ſchwarze Haare, dunkle Augen, ſchlanker Wuchs bei den Männern, volle Formen bei den Frauen. Gut evangeliſch, wie ſie gekommen ſind, ſind ſie noch heute und dem eiſernen Fleiß, der den ſüddeutſchen Bauer ſtets vortheilhaft ausgezeichnet, verdanken ſie es allein, daß ein Boden, mit dem ſie Anfangs trotz aller Bemühungen faſt gar nicht fertig zu werden verſtanden, jetzt das Vier- und Fünffache des früheren Ertrags giebt.

„Geschickt sind sie zu allen Dingen. Die Schlächterei besorgt oft der Hausvater ebenso gut wie ein Fleischer vom Handwerk; nicht minder tüchtig sind sie als Maurer, Zimmerleute, Dachdecker u. s. w., ohne diese Geschäfte eigentlich gelernt zu haben."

Ein gut Stück ländlichen Aberglaubens haben sie sorgfältig conservirt; die Furcht vor „Unterirdschkes" ist allgemein und ein Zauberbuch, angeblich von ihrem großen Landsmann Albertus Magnus aus Bollstadt („bewährte und approbirte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh, für Städter und Landleute") findet sich in vielen Häusern.

Die schwäbische Tracht hat sich bis auf die Schnallenschuhe und langen weißen Strümpfe der Männer, die rothen Strümpfe und kurzen Röcke der Frauen, die an Festtagen noch hin und wieder vorkommen, ganz verloren; die Gewohnheit der Frauen und Mädchen, Krüge und Körbe auf dem Kopfe nach dem Markt zu tragen, fängt neuerdings an, schüchtern und lichtscheu aufzutreten, und die Sitte der jungen Burschen, ihrem heimlichen Schatz in der Weihnacht eine schlanke Birke mit Geschenken auf den Zweigen vor das Haus zu setzen, wird seltener und seltener, aber die „Kürbi," das Kirchweihfest, behauptet sich namentlich bei Kulm und Gniewkowo noch jetzt in ihrem ganzen ursprünglichen Charakter. Mitte Oktober gerathen die Dörfer in eine gewaltige Aufregung; in jedem Hause wird geschlachtet, gebraten und gebacken, um die Kürbigäste würdig zu empfangen. Nach der Kirche wird der „Kürbi," ein Strohmann, mit bunten Lappen umwickelt, der jedes Jahr beerdigt wird, ausgegraben und unter tollem Jubel herumgetragen, bis das Fest aus ist. Das Kürbilied beginnt mit den Worten:

Heut isch Kürbi, morgen isch Kürbi
Bis zu Mittwoch Abend u. s. w.

Noch feierlicher wird das Pfingstfest mit dem „Pfingstputz" begangen. Bei solchen Gelegenheiten tauchen die alten Tanz-, Trink-, Liebes- und Schelmenlieder in ihrer ungefälschten Derbheit und echt schwäbischen Sprache wieder auf, von denen Dr. Beheim-Schwarzbach eine recht anziehende Blumenlese mittheilt; so u. A. das allbekannte: „Fahr mi net über mei Aeckerle, fahr mi net über mei Wies' oder i prügle di wetterle oder i prügle di g'wieß," oder „Jetz gang i nit mehr heim, bis daß der Kuckuck Kuckuck schreit u s. w."

Zur Verdeutschung der mundartlichen Ausdrücke finden wir dann in unserem Schriftchen eine kleine Uebersicht, aus der der Süddeutsche zu seiner Ueberraschung entnimmt, daß sein „ßeller" für Jener, „ßelt" für dort, „Häfeläh" für Töpfchen, „Gauntsche" für Schaukeln, „Cluf" für Stecknadel, „Grumbier" für Kartoffeln, „Verzwatzle" für Bersten vor Lachen u. A. m., noch jetzt im fernen Westpreußen dem schwäbischen Colonistendeutsch unverwüstlich anklebt, wie sehr dasselbe sich auch sonst vor dem übermächtigen Hochdeutsch in das innerste Geheimniß der Familien zurückziehen muß.

Das sind einige der bezeichnendsten Eigenheiten aus Vergangenheit und Gegenwart der Schwabeninsel im ehemals polnischen Preußen, die für je-

den intereſſant ſind, der Sinn und Liebe für die merkwürdigen und doch noch immer ſo wenig bekannten Bewegungen des Unterſtroms der deutſchen Volksgeſchichte hat. W. Oncken.

Die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes.

Wenn einſt in jenen friedlichen Tagen, die den Wirren der Religionskriege folgten, ein hartnäckiger alter Kämpfe der katholiſchen Liga zornig fragte: wie es nur möglich ſei, daß dies rechtgläubige Paris heute jenem königlichen Bourbon zujauchze, deß weißer Helmbuſch ſoeben noch die Hugenotten zum Kampfe führte? — dann pflegten ihm ſeine Landsleute achſelzuckend zu antworten: que voulez-vous? c'est la révolution! Mit dieſem noch harmloſen Worte bezeichnete man jene ungeheure Umſtimmung, welche nach durchſchlagenden politiſchen Erfolgen widerſtandslos ſich der Gemüther bemächtigt. Auch in unſerem minder leichtlebigen Volke hat ſich ſeit den böhmiſchen Schlachten eine ähnliche Revolution der Meinungen vollzogen. Während in den letzten Jahren eine radikale Stimmung anſteckend in der Luft lag, Preſſe und Vereine in Tadel, Klagen, Forderungen ſich überboten, ſieht ſich heute der Liberalismus gezwungen, den Gegnern gerecht zu werden, ſeit eine Staatskunſt, die von dem conſervativen Lager ausging, die deutſche Revolution der Vollendung nahe geführt hat. Wir haben wieder gefunden, was die erſte Vorausſetzung jedes geſunden Parteilebens bleibt: die Parteien beginnen wieder einander zu verſtehen. Nachdem vor einem Jahre die lauteſten Wortführer der öffentlichen Meinung über die Lage, die Machtverhältniſſe, die Abſichten der Cabinette ſich ſo gröblich täuſchten und ihre zuverſichtlichſten Weiſſagungen ſich als bis zum Lächerlichen irrig erwieſen, ſind unſere beſſeren Köpfe vorſichtiger, maßvoller in ihren Urtheilen geworden. Man begreift, daß die Regierung eines wirklichen Staats, weil ſie regiert, in der Beurtheilung der Lage einen Vorſprung hat vor dem ſouveränen Publicum. Man verſucht ſogar, wozu unſer politiſcher Dilettantismus ſich bisher nur ſelten entſchloß, man unternimmt ſich auf den Standpunkt der Regierung zu ſtellen und außer den Wünſchen der Regierten auch die Mächte des Widerſtands zu erwägen, deren Reibung überwunden ſein will, bevor eine Kraft zu praktiſcher Verwendung frei wird. Die Bitterkeit geſchlagener Parteien, die ſouveräne Kritik, das Mißtrauen gegen Alles, was von oben kommt, die deutſche Neigung bei jedem begonnenen Werke das Vollkommene zu erſtreben, der Eigenſinn endlich, der das Gute zurückſtößt, weil ungeliebte Hände es bieten — Alles dies hält heute nicht mehr Stand vor der Beredtſamkeit der Thatſachen. Selbſt der unbelehrbare Radicale, der ſoeben noch mit pathetiſchen Abſchiedsworten in das berühmte brechende Sonnenauge der Freiheit ſchaute, fragt ſich doch im Stillen, ob ſeine beweglichen Klagen irgend einen nennenswerthen Widerhall im Volke

finden; auf jeden Fall ist er entschlossen auch in der Knechtschaft des norddeutschen Bundes dieselbe thätige Rolle zu spielen, wie bisher unter der Freiheit des Bundestags, und uns bleibt die angenehme Hoffnung, auf den Bänken des norddeutschen Parlaments die Demokratie ziemlich vollzählig vertreten zu sehen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die letzten Monate im Auslande verbrachte und heimkehrte, als der norddeutsche Bund gerade unter Dach gebracht war, dem mußte es auffallen, wie selten und wie leidenschaftslos über das vollbrachte Werk gesprochen wurde. Man nimmt die Arbeit des Parlaments im Ganzen als etwas Selbstverständliches hin und lebt bereits mit allen Sorgen und Wünschen in den bevorstehenden großen gesetzgeberischen Arbeiten dieses geschäftsreichen Jahres, das den preußischen Landtag dreimal, den norddeutschen Reichstag zweimal versammelt sehen wird. Das öffentliche Urtheil hat mit dem Werke des Reichstags nahezu abgeschlossen, und es ist ein erhebendes Gefühl, die große Mehrheit des norddeutschen Volkes so mit beiden Füßen in der Wirklichkeit stehen zu sehen.

Die neue Bundesverfassung wird nicht einen flüchtigen Ruhepunkt, sondern vermuthlich für ein Menschenalter die Grundlage unserer politischen Entwickelung bilden. Wir sind nicht einen Augenblick irre geworden in der Ueberzeugung, daß die Zeit der kleinen Monarchien vorüber ist und Deutschland gleich allen großen Culturvölkern des Welttheils dem Einheitsstaate entgegengeht. Die Frage ist nur, wann diese abermalige Vereinfachung der deutschen Politik erfolgen wird, und es leuchtet ein, daß der Anstoß dazu schwerlich von der Krone Preußen ausgehen kann. Die Regierung hat wiederholt in feierlichster Form erklärt, daß das Vertrauen auf Preußens Vertragstreue den sittlichen Halt des neuen Bundes bilden müsse. Mit vollem Rechte. Ohne solches eidgenössisches Vertrauen ist jeder Bund eine Lüge. Unsere Krone hat im Wesentlichen jene Machtbefugnisse erlangt, deren sie zum Schutze des Vaterlandes bedarf, und da ein Abfall der Bundesgenossen durch ihre eigene Ohnmacht, wie durch die Gesetze des Bundes nahezu unmöglich gemacht ist, so hieße es die ehrenhaften Traditionen des Hauses Hohenzollern verleugnen, wenn Preußen seine Macht mißbrauchen wollte gegen Staaten, die ihren Pflichten gern oder ungern nachkommen. Die unitarische Bewegung, welche uns unausbleiblich bevorsteht, wird ausgehen müssen von der Nation, insbesondere von der Bevölkerung der kleinen Staaten selber. Die Behaglichkeit des Kleinstaatenthums ist ein für allemal dahin; nur seine Lasten, seine Lächerlichkeiten sind geblieben. Schon jetzt hat sich das Militärbudget einzelner Herzogthümer auf das Vierfache vermehrt, und wenn erst die Organe des Bundes ihre Wirksamkeit beginnen und für die neue politische Arbeit neue Opfer fordern, wenn die Bewohner Thüringens und Sachsens erst entdecken, daß sie, Dank ihren unnützen Höfen und den nicht minder unnützen Beamtenschaaren, schwerer belastet sind als das preußische Volk, wenn ihre ehrgeizigen Talente immer häufiger von dem norddeutschen Bürgerrechte Gebrauch machen und den preußischen Staatsdienst dem heimischen Stillleben vorziehen, wenn der jetzt erst wirklich freie Verkehr die alten gehässigen land-

schaftlichen Vorurtheile vernichtet und die Theilnahme an dem Parlamente den Sinn für große Verhältnisse erweckt: dann wird die unitarische Gesinnung, welche schon in dem letzten Reichstage von einigen politischen Ketzern der Kleinstaaten unverhohlen verfochten ward, zu einer Macht werden in der Nation. Aber bei dem Charakter unseres Volkes wie der Dynastien wird diese Entwickelung einer längeren Frist bedürfen. Vorderhand mag die Verfassung des norddeutschen Bundes wohl in einzelnen Punkten abgeändert werden — wie denn solche vertragsmäßigen Aenderungen ausdrücklich vorbehalten und in den jüngsten Militärconventionen wirklich eingetreten sind: — ihre wesentlichen Sätze aber werden noch auf lange hinaus den Rechtsboden deutscher Politik bilden. Darum wissen wir diesen Band der Jahrbücher nicht angemessener zu schließen, als durch einen Rückblick auf das Werk des norddeutschen Reichstags.

Das preußische Abgeordnetenhaus wies dem Reichstage nur die bescheidenen Befugnisse einer berathenden Versammlung zu, die zwingende Macht der Lage erhob ihn zu einem vereinbarenden Parlamente. Die vollendete Verfassung enthält keinen Artikel, der nicht die formelle Zustimmung des „berathenden" Reichstags erlangt hätte. Diese Thatsache allein beweist, daß die Krone Preußen nicht entfernt daran dachte, die Macht des Reichstags zu unterschätzen und obschon aus den Reden ihres ersten Vertreters dann und wann ein dictatorischer Klang, ein begreiflicher Nachhall des alten Parteihasses hervorbrach, so zeigte doch seine ganze Haltung, wie sehr die Krone des Beistandes der Nation bedurfte. Der Reichstag selbst faßte von vornherein seine Aufgabe in einem stolzen Sinne. Während viele Abgeordnete mit sehr herabgestimmten Erwartungen in Berlin erschienen, steigerte sich bald, wie immer in großen Parlamenten, das Selbstgefühl jedes Einzelnen. Das Wort Stein's, der einer berathenden Volksvertretung nur die Wahl stellte ein turbulenter Haufe oder eine inerte Masse zu werden, hat sich diesmal nicht bewährt; auf der Versammlung lag das Gefühl einer schweren Verantwortung, das stolze Bewußtsein, daß sie ein entscheidendes Wort zu sprechen habe. Die Zusammensetzung des Hauses entsprach im Ganzen dem augenblicklichen Machtverhältnisse der Parteien, sie war auch — was für das moralische Ansehen eines Parlamentes vielleicht noch wichtiger ist — ein ziemlich getreues Abbild unserer socialen Zustände. Während einst die Frankfurter Nationalversammlung zu vollen vier Fünfteln aus Mitgliedern der gelehrten Stände bestand, zeigten diesmal Vertreter aller Volksklassen, daß die Deutschen aufgehört haben, ein Gelehrtenvolk zu sein.

Wenn wir auf die gehaltreichen Debatten zurückblicken, die uns mehrmals das packende Schauspiel parlamentarischer Kämpfe im großen Stile bieten, so fällt uns zunächst die erfreuliche Wahrnehmung auf, wie zahm und schwach, wie über alle Erwartung kümmerlich die zahlreichen Vertreter des reinen Particularismus sich mit ihrer Herzensneigung hervorwagten. Zwar die gemäßigte Haltung der sächsischen Particularisten hat ihre besonderen Gründe. Der Muth, eine von der Regierungsansicht abweichende Meinung zu verfechten, ist der großen Mehrzahl in jenem unglücklichen Lande ganz abhanden gekommen; so

betheuerten denn, da der Dresdner Hof sich gezwungen sieht an dem norddeutschen Bunde festzuhalten, eifrige Saxonen ihr herzliches Einverständniß mit der verhaßten preußischen Krone, ja, es ist uns bekannt, daß einzelne scharfsichtige Mitglieder der nationalen Partei in Sachsen in dieser untrüglichen Voraussicht ihre Stimme den particularistischen Candidaten gegeben haben. Aber auch der welfische, der augustenburgische Particularismus trat nur sehr schwächlich auf. Der Grund liegt nahe. Unsere neue deutsche Verfassung ist nicht der über Nacht entstandene Einfall eines geistreichen Kopfes, sondern eine in langen siegreichen geistigen Kämpfen gezeitigte reife Frucht, die nur des entschlossenen Armes harrte, der sie bräche. Der Particularismus ist auch mit geistigen Waffen geschlagen, er ist mit seiner Weisheit am Ende. Was ihn bisher stützte, war Oesterreichs Macht; nun diese zerbrach und die parlamentarische Bühne ihn zwingt, seine Selbstsucht, seine Grillen und Leidenschaften mit dem Mantel der Vernunftgründe zu bedecken, erscheint er alsbald in seiner Schwäche. Wir werden noch oft zu kämpfen haben mit jenen unklaren, grundlosen Leidenschaften, die in den Reden des Herrn v. Münchhausen und einzelner Schleswig-Holsteiner einen unbändigen Ausdruck fanden; aber wir sind berechtigt zu der Hoffnung, daß eine von geistigen Mächten so ganz verlassene politische Richtung in unserem denkenden Volke unrettbar dem Untergange verfallen wird.

Weit lärmender und anspruchsvoller, doch nicht minder unglücklich verfuhr der Radikalismus. Es war ein Irrthum, leider, wenn viele Wohlmeinende wähnten, jener Herr Frehse, den die Demokratie vor einem Jahre dem empörten patriotischen Instincte der Massen feierlich als einen Sündenbock opferte, zähle keine Anhänger mehr im Lande. Wir wenigstens vermögen den feinen Unterschied nicht zu entdecken zwischen einem Fanatismus, der aus Haß gegen die andersdenkenden Landsleute zu den Feinden des Staates überläuft, und einer Parteigesinnung, welche das Vaterland gleichmüthig den unberechenbaren Gefahren der Octroyirungen und verfassungsloser Zustände preisgeben wollte, blos weil nicht alle Glaubensartikel des demokratischen Katechismus in der Bundesverfassung Aufnahme fanden. Als die rührenden Klagen über die Einheit „ohne alle Freiheit" nur ungläubige Hörer fanden, da griff die Demokratie zu einem letzten Schreckmittel, zu einer Sophisterei, die in jedem weniger für pathetische Phrasen empfänglichen Volke unter homerischem Gelächter untergegangen wäre: man erklärte jede Aenderung der preußischen Verfassung für einen Eidbruch! Ob die Herren wohl wußten, was sie sagten? Unter den Radicalen befinden sich ja doch Einige, welche nach dem Geständniß eines ihrer Führer sich in ihren Mußestunden mit Politik beschäftigt haben; sollten nicht wenigstens diese die triviale Wahrheit kennen, daß eine neue Bundesverfassung undenkbar ist ohne Abänderung der Landesverfassungen? Seit Jahren verlangt der Radicalismus den Ausbau der preußischen Verfassung, das will sagen die gesetzmäßige Umbildung unseres Landesrechts nach belgischem Muster, und dieselben Männer rufen heute Wehe über den Eidbruch, da um der deutschen Einheit willen eine gesetzmäßige Abänderung einzelner Verfassungsartikel erfolgt! Keine andere Par-

tei hat so dringenden Grund bescheiden zu reden und in sich zu gehen, wie die Demokratie; denn wäre es nach ihr und ihren unpatriotischen Friedensadressen gegangen, so gäbe heute ein restaurirter Bundestag dem gedemüthigten Preußen seine Befehle, der Welfe und der Augustenburger thronten in Hannover und Kiel. Wenn diese Partei nach so schweren Sünden und Niederlagen sich heute noch als den Alleininhaber des öffentlichen Gewissens gebärdet, so bekundet solche Selbstüberhebung eher alles Andere als ein festes Selbstgefühl, eine ruhige Siegeszuversicht. Mit diesem kleinen Reste der Demokratie, an dem das Gottesgericht des deutschen Krieges spurlos vorüberrauschte, ist eine Verständigung bis auf Weiteres nicht möglich.

Weit mehr hat die conservative Partei gelernt. Es ist wahr, es mußte ihr etwas leichter fallen als der Demokratie, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen, denn Graf Bismarck stand einst in ihren Reihen, und manche ihrer Mitglieder haben sich gewöhnt, gedankenlos möglichst Alles anzunehmen, was von der Krone ausgeht. Immerhin mußten die Conservativen viele ihrer theuersten Glaubenssätze aufgeben um eine Verfassung zu billigen, die das Einkammersystem und das allgemeine Stimmrecht einführt, die uns, mit Herrn v. Kleist-Retzow zu reden, wieder in den Anfang des Jahres 1849 zurückwirft. Daß die Partei diesen Entschluß gefunden, daß das Herrenhaus die Verfassung einstimmig angenommen hat, das bleibt ein Zeugniß von politischer Einsicht und patriotischer Selbstüberwindung, die auch dem Gegner Achtung abzwingen.

Die treibende Kraft der Versammlung lag in den beiden neuen Mittelparteien. Wir haben schon im vorigen Jahre die Entstehung der freiconservativen Partei mit Freude begrüßt; die conservative Richtung, deren Berechtigung in Preußen nur der Haß leugnen kann, findet einen fruchtbaren Boden des Wirkens erst wenn sie, wie Graf Bethusy-Huc und seine Freunde thun, das constitutionelle System rückhaltlos anerkennt und ihre erhaltende Neigung auch auf das bereits angesammelte Capital von Volksrechten erstreckt. Das spätere Verhalten der neuen Partei hat unsere Erwartungen gerechtfertigt; durch ein Compromiß zwischen ihr und den Nationalliberalen erfolgte der entscheidende Schritt in dem Parlamente, der die Annahme der Verfassung herbeiführte.

Der Name der Nationalliberalen tauchte zum ersten Mal auf, als kurz vor dem Kriege, in einem Augenblicke fanatischer Parteiraserei, einige unserer Freunde in Halle die Unterstützung der deutschen Politik der Regierung auch von den Liberalen zu fordern wagten. Seitdem haben sich unter diesem Banner die Meisten aus den alten Fractionen der Altliberalen und des linken Centrums zusammengefunden. Dazu traten die bewährten Führer der Einheitspartei aus den neuen Provinzen, und das Auftreten von Männern wie Braun und Miquel bewies, welch' einen Zuwachs an geistiger Kraft der Staat durch die neuen Gebietserwerbungen erhalten hat, und wie frisch und unbefangen die von dem preußischen Verfassungskampfe nicht unmittelbar berührten Abgeordneten den Dingen in's Gesicht sehen. Endlich haben auch die gemäßigten Elemente der alten Fortschrittspartei sich zu den Nationalliberalen gesellt; die schon längst

nur mühsam niedergehaltene Zwietracht im demokratischen Lager ist in hellen Flammen ausgebrochen, und wir erleben heute das ekelhafte, aber nützliche Schauspiel, daß die Herren Twesten, v. Unruh und Lasker von den großen Bürgern des Organs für Jedermann aus dem Volke mit denselben wohllautenden Beiwörtern belegt werden, woran unsere Freunde sich längst gewöhnt haben. Es wäre ein Leichtes, mit kritischem Behagen einzelne politische Fehler dieser Gruppe, der an Talenten reichsten des Parlaments, hervorzuheben; es war noch ein Nachklang aus jener Zeit, da nur die höchstmögliche „Entschiedenheit" auf das Publicum Eindruck machte, wenn die Fraction mehrmals bei der ersten Lesung für ein Amendement zur Verfassung stimmte, mit dem stillen Vorbehalte, es bei der zweiten zu verwerfen. Die Fraction ist überhaupt noch keine geschlossene Partei, wie die Meinungsverschiedenheit ihrer Genossen bei der Berathung des Militärbudgets deutlich zeigte; und es wird noch eine lange Frist verstreichen, bis die erbitternden Erinnerungen aus den Tagen des Conflicts gänzlich überwunden sind und aus jenen beiden neuen Fractionen etwas entsteht, was den Whigs und den gemäßigten Torys von England ähnlich sieht. Aber die Anfänge sind allerdings vorhanden zu einer großen regierungsfähigen Mittelpartei mit positivem Programm, welche das Cabinet bei der Vollendung der Centralisation Deutschlands thatkräftig unterstützen und zugleich über den Verfassungsrechten der Regierten Wache halten soll. Wir halten es für die Pflicht der Jahrbücher, diesen Neubildungsproceß der Parteien zu befördern und in erster Linie die großen nationalen Gesichtspunkte, die unitarischen Gedanken zu vertreten, die den Fractionen der Mitte gemeinsam sind. Zwar haben einige unserer altliberalen Freunde es vorzogen, eine Fraction für sich zu bilden; aber die Zeit der kleinen, mehr persönlichen als politischen, Fractionen scheint uns überwunden, und wir bezweifeln, ob die Mitbegründer der preußischen Verfassung in den Strengconservativen, die alten Vorkämpfer der Einheitspartei in einigen gouvernementalen Sachsen eine probehaltige Bundesgenossenschaft finden werden. — Genug, unter allen Reibungen dieses noch unfertigen Parteilebens behauptete sich der frische Wille, die Gunst des Augenblicks zu ergreifen. Mit einer in unserer Geschichte beispiellosen Schnelligkeit, im Galopp wie die Gegner spotten, und dennoch gründlich wurde der Entwurf durchberathen und mit Aenderungen versehen, die wir fast durchweg für Verbesserungen halten; und wenn wir heute selbst aus hochconservativen Kreisen, wie jüngst noch aus dem Munde des Prinzen Friedrich Karl, das Lob des Reichstags laut verkünden hören, so dürfen wir uns freudig sagen, daß Deutschlands politische Lehrjahre beendigt sind, daß wir endlich gelernt haben das Nothwendige zu wollen.

Die landläufigen Urtheile über die Bundesverfassung beginnen gemeinhin mit der Tröstung, daß man das neue Gemeinwesen nicht mit dem Maße der staatsrechtlichen Theorie messen dürfe. Gewiß, die Kategorien des Staatsrechts werden an diesem Bau zu Schanden. Aber wenn wir ihn vergleichen mit den Formen, welche bisher das chaotische deutsche Staatsleben umschlossen, mit der Monstrosität des heiligen Reichs oder mit jenem Bunde, der sich den deutschen

nannte und zu Zeiten vier fremde Mächte umfaßte, so wagen wir die Behauptung, daß Deutschland noch nie eine so klare, einfache Verfassung besaß wie heute. Der norddeutsche Bund ist ein nationaler Staatenbund unter preußischer Hegemonie; nur sind die Rechte des führenden Staats so ausgedehnt, seine Macht so überwiegend, daß dem Fremden, der nur die Action des Bundes nach Außen in's Auge faßt, das Ganze als ein Einheitsstaat erscheint, und ein englisches Blatt kürzlich unseren Norden kurzab als a Kingdom bezeichnete. Betrachten wir vollends die Entstehung und den Inhalt der beiden Bundesacten, so erscheint der Fortschritt als unermeßlich. In Wien legte man einen österreichischen Entwurf zu Grunde — dies eine Wort sagt Alles — er ward berathen unter dem Eindrucke jener schweren diplomatischen Niederlage, die Preußen in der sächsischen Frage erlitten hatte, und jählings vollendet durch die Angst vor einem neuen Verrathe der Rheinbundsstaaten. Aus jedem Worte redet die innere Unsicherheit, das stille Bewußtsein, daß ein treues und tapferes Volk mit Undank belohnt worden sei. Heute ist es Preußen, das, siegreich in einem nationalen Unabhängigkeitskriege, die Verfassung schafft und alsbald an die Nation appellirt. Damals gab man Grundzüge einer künftigen Bundesverfassung, eine niemals eingelöste Anweisung auf die Zukunft, heute erhält die Nation sofort die gesetzlichen Organe ihren Willen durchzusetzen. Die Detailbestimmungen der alten Bundesacte beschäftigen sich in liebevoller Ausführlichkeit vornehmlich mit den Mediatisirten, der Reichsritterschaft und dem Hause Thurn und Taxis, die der norddeutschen Verfassung mit den materiellen Interessen der Nation. Der leitende Gedanke der Bundesacte ist die Wahrung der Souveränetät und Gleichberechtigung der Einzelstaaten, der des neuen Bundes die Centralisation unserer militärischen Kräfte. Der deutsche Bund war schlechthin unfähig sich zu entwickeln; die Beschlüsse seiner absolutistischen Centralgewalt konnten in den constitutionellen Gliedern nur durch mehr oder minder verhüllte Octroyirungen verwirklicht werden; und da die Mitwirkung fremder Mächte den Charakter des Bundes von Haus aus verfälschte, so zog sich Preußen bald von jeder gesetzgeberischen Thätigkeit des Bundes zurück, und die österreichische Partei entfaltete in den Bundestagsausschüssen jene marktschreierische Scheinthätigkeit, die ein redliches Volk niemals hätte dulden sollen. Der norddeutsche Bund dagegen besitzt nicht nur die Fähigkeit sich fortzubilden; es ist vielmehr unmöglich, daß er sich nicht entwickele; denn die Krone Preußen und das Parlament haben beide ein natürliches Interesse an der Verstärkung der Bundesgewalt. Das neue Gemeinwesen bedurfte schon zu seiner Entstehung der Wucht des nationalen Willens; die Centralisation der deutschen Staatskräfte bedeutet zugleich die Einigung der Kräfte der Opposition; daher kann es gar nicht fehlen, daß die weitere Entwickelung der deutschen Freiheit zu gute kommt.

Diese Gewißheit, daß der neue Bund nicht stationär bleiben kann, ist vielleicht sein bester Vorzug. Wie sie vorliegt, verräth seine Verfassung nur zu deutlich, welche verwickelte Verhandlungen, welche schwierige Compromisse ihr

vorausgingen. Die Formen des Staatenbundes sind so ängstlich festgehalten, daß sogar die Stimmordnung des alten Bundestags wieder auflebt, ja bei einzelnen Artikeln läßt sich nicht verkennen, daß das Familiengefühl der deutschen Souveräne, die Rücksicht auf den Fürstenstolz der kleinen Höfe heilsame Reformen verhindert hat. Trotzdem können wir nicht einstimmen in den Hohnruf der Radicalen, die einst über den Bruderkrieg jammerten und heute polternd fragen: warum so viele Umstände mit den Kleinstaaten? warum zwingt Ihr sie nicht kurzerhand? Wie wenig begreifen doch diese politischen Dilettanten, was der bestimmte Widerspruch auch eines kleinen Staates bedeutet. Wenn in den Verhandlungen zwischen Staat und Staat der Punkt erreicht ist, wo die Ueberredung aufhört und der Staatsegoismus nackt hervortritt, so steht nur der Weg der Gewalt offen. Aber gewaltsam vorgehen gegen die Bundesgenossen, das hieß nicht nur das Vertrauen zerstören, worin der neue Bund wurzeln soll, es hieß einfach den Boden der Nikolsburger Verträge wieder verlassen, dies nach Ordnung verlangende Deutschland abermals den Wechselfällen einer europäischen Verwicklung preisgeben, und schließlich eine Dictatur erschaffen, die unserem constitutionellen Leben verderblich würde. Erwägen wir dies ruhig, so müssen wir bekennen, daß im Wesentlichen das auf friedlichem Wege Erreichbare wirklich erreicht worden ist.

Wir halten die üblichen Klagen über den Untergang deutscher Freiheit für so grundlos, daß wir vielmehr meinen, die Nation, die zu dieser großen Bewegung von oben herab gezwungen werden mußte, habe niemals früher so wirksame politische Rechte besessen wie heute. Unsere Bedenken richten sich vornehmlich gegen jene Artikel der Verfassung, welche die Einheit des Bundes nicht genugsam sichern, und diese Klage gilt leider auch den Bestimmungen über das Bundesheer. Ein gleichmäßig organisirtes Heer unter preußischem Oberbefehl ist gebildet. Ein gewaltiger Fortschritt, ohne Zweifel, aber noch immer schwören die norddeutschen Truppen nicht den gleichen Fahneneid, die kleinen Höfe behalten das Recht die Mehrzahl der Offiziere zu ernennen, ja, das Königreich Sachsen bildet sogar ein selbständiges Armeecorps. Nicht offener Ungehorsam ist es, was wir als die Folge dieser weitgehenden Zugeständnisse an den Particularismus befürchten; vor dieser Gefahr sichert uns jener vortreffliche Art. 19 der Verfassung, welcher dem Bundesoberfeldherrn gestattet, über ein in Militärsachen widerspenstiges Bundesland ohne Weiteres die Execution zu verhängen. Aber ein kurz und gut deutsches Heer, wie wir es brauchen, ist doch nicht geschaffen. Die Offiziere der kleinen Contingente verharren in dem engen Horizonte ihrer Landschaft und Vetterschaft, es bleiben die particularistischen Traditionen der Truppen, und wir halten nicht für unmöglich, daß sich in Sachsen eine militärische Fronde bilde. Blätter wie „der Kamerad," daraus der sächsische Soldat seine militärische Bildung schöpft, verherrlichen noch immer die Großthaten der sächsischen Armee gegen den preußischen „Feind;" unter den Offizieren geht die Rede, daß die sächsische Armee durch das preußische Reglement um fünfzehn Jahre zurückgeschleudert werde; der Groll des jüngsten Krieges ist

keineswegs überwunden, und er wird schwerlich beschwichtigt werden durch die unzufriedenen hannoverschen Offiziere, die man jetzt in die Armee aufnimmt um die Bundesfreundschaft gegen Preußen zu beweisen. Wir wollen hoffen, daß der Bundesfeldherr bei jeder Regung feindseliger Gesinnung sein Recht, die Garnisonen der Bundestruppen zu bestimmen, rücksichtslos gebrauchen wird; auch bietet die Befugniß, zum Dienst für Bundeszwecke Offiziere abzucommandiren, ein wirksames Mittel die tüchtigeren Kräfte der kleinstaatlichen Contingente für Preußen zu gewinnen. Jedenfalls tragen diese Verhältnisse den Charakter des Unfertigen, und in dem Parlamente wird sich sehr bald das wohlberechtigte Bestreben regen, unserer Landmacht dieselbe einheitliche Form zu geben, die unsere Seemacht bereits besitzt.

Dasselbe gilt von den auswärtigen Angelegenheiten des Bundes. Mag es sein, daß ein kleinstaatlicher Gesandter in Paris oder Petersburg wenig Schaden mehr stiften kann, nachdem die Entscheidung über Krieg und Frieden ausschließlich dem Bundespräsidium zugewiesen ist: an dem Verkehr mit den fremden Höfen hat sich seit alter Zeit jene vaterlandslose Gesinnung genährt, die unsern hohen Adel allzulange auszeichnete, und die Nation wird nicht ruhen bis dieser uralte Schaden unserer öffentlichen Moral beseitigt ist.

Weit schwerer läßt sich eine andere Institution reformiren, welche der Kritik gleichfalls arge Blößen bietet, der Bundesrath. Diese seltsame Behörde vereinigt in sich einige Befugnisse eines Ministeriums, eines Staatsraths, eines Staatenhauses, einer Generalzollconferenz und ist zugleich der Vertreter der Gesammtsouveränetät. Die Einzelstaaten sollen durch Bevollmächtigte, die an Instructionen gebunden sind, vertreten sein; und die Nation wird abermals, wie in Regensburg und Frankfurt, die Erfahrung machen, daß die particularistische Selbstsucht durch den Mund solcher Vertreter sich weit rückhaltloser ausspricht als durch Minister, die mit ihrer Person für ihre Worte einstehen müssen. Das ist sehr unerfreulich, aber unvermeidlich. Mußte man einmal den staatenbündischen Charakter des Gemeinwesens bewahren, so ließ sich zwar allenfalls die vollständige Uebertragung der Militärhoheit und der Diplomatie an die Krone Preußen durchsetzen (— und dies halten wir, wie gesagt, auch heute noch für erreichbar und erstrebenswerth), doch eine selbständige über den Einzelstaaten stehende Staatsgewalt war damit unvereinbar. Ebendeßhalb konnte die executive Gewalt nicht die Verantwortlichkeit eines constitutionellen Ministeriums tragen; ein von seinem Cabinette instruirter Bevollmächtigter ist nur verantwortlich für die getreue Ausführung, nicht für den Inhalt seines Auftrages. Begreiflich genug, daß selbst gemäßigte Männer im Reichstage eine wirkliche constitutionelle Regierung verlangten. Es war das kein Doctrinarismus, wie die gouvernementale Presse ihnen vorwarf; seit den Erfahrungen, die Kurhessen in den dreißiger und vierziger Jahren sammelte, wissen die denkenden Liberalen sehr wohl, daß die juristische Verantwortlichkeit der Minister praktisch sehr wenig bedeutet, auch wenn der von der constitutionellen Schablone vorgeschriebene Apparat von Gesetzen und Behörden vollständig vorhanden ist. Um

so schwerer wiegt die politische Verantwortung vor dem Parlamente und der öffentlichen Meinung. Die politische Moral der Regierung wie der Regierten wird verderbt, wenn das Volk nicht weiß, welchen Männern Schuld und Verdienst an den Thaten des Staats gebührt; das hat Deutschland einst schmerzlich erprobt, da nach jedem gehässigen Bundesbeschlusse die instruirten Bundesgesandten ihre Hände in Unschuld wuschen, die kleinen Cabinette sich hinter dem Bundestage verschanzten und in diesem allgemeinen Versteckenspielen das Parteileben sich vergiftete und verbildete. Eine Erneuerung dieser verlogenen Zustände ist in dem norddeutschen Bunde undenkbar, trotz der Aehnlichkeit der rechtlichen Verhältnisse. Der Bundespräsident ist in allen sieben Ausschüssen des Bundesraths vertreten, zwei derselben ernennt er allein, er hat ein Veto in Militär- und Marineangelegenheiten, das Uebergewicht Preußens ist so stark, daß die Ausschüsse in der That preußische Commissionen sein werden, die mit der Beihülfe einiger kleinstaatlicher Beamten arbeiten. Kein wichtiger Schritt der Bundespolitik kann geschehen ohne die Zustimmung Preußens. Sind die preußischen Minister, wie die Regierung unbedingt zugestand, der preußischen Volksvertretung für ihr Verfahren im Bundesrathe verantwortlich, so heißt dies thatsächlich: sie tragen die Verantwortung für die Bundespolitik überhaupt. Die Rechte der Volksvertretung gegenüber der executiven Gewalt bleiben dieselben wie bisher, und es wird von dem Gange des constitutionellen Lebens in Preußen abhängen, ob zu der längst vorhandenen politischen auch die von der Verfassung verheißene juristische Verantwortlichkeit der Minister hinzutreten wird.

Die national-liberale Partei war mit Recht und in mehreren wichtigen Fällen auch mit Erfolg bestrebt, den Wirkungskreis der neuen Bundesgewalt zu erweitern. Das unschätzbare Gut, das unserem Volke durch das gemeinsame norddeutsche Indigenat geworden ist, könnte seine volle Wirksamkeit nicht entfalten, wenn nicht der Reichstag auch das Staatsbürgerrecht und die Fremdenpolizei der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Bundes unterworfen hätte. Nun erst haben wir die sichere Aussicht, jene elementaren Grundsätze der freien Bewegung der Arbeitskräfte bei uns verwirklicht zu sehen, welche selbst in dem bonapartistischen Frankreich längst bestehen und für die Mehrzahl des Volks den wichtigsten Theil der „Freiheit" bilden. Zu den nothwendigen Consequenzen des gemeinsamen Indigenats zählen wir auch eine gewisse Gleichmäßigkeit der öffentlichen Rechte in den Einzelstaaten. Wir wünschen keineswegs eine Liste deutscher Grundrechte, wir halten es vielmehr für einen Vorzug der neuen Verfassung, daß sie eine solche Aufzählung abstracter Sätze unterlassen hat, welche nur die Begehrlichkeit reizen und auch eine rechtschaffene Regierung leicht in dem Lichte eines säumigen Schuldners erscheinen lassen. Als Stein seine „Rechte der Deutschheit" für den Wiener Congreß zusammenstellte, und wieder als das Frankfurter Parlament über die Grundrechte berieth, da hatte die Welt soeben eine Zeit innerer Kämpfe überstanden, und es war ein Bedürfniß, die Ergebnisse dieser Gedankenarbeit in einigen monumentalen Sätzen zusammenzufassen; heute kämpfen wir in den meisten Einzelstaaten nicht mehr um die Prin-

cipien der Grundrechte, ſondern um ihre Verwirklichung im Einzelnen. Wir wünſchen daher lediglich, daß dem Bunde, wie der bekannte Antrag von Braun verlangte, das Recht zuſtehe, im Wege der Geſetzgebung ein Minimum der Preßfreiheit, des Verſammlungsrechtes u. ſ. f. feſtzuſetzen, welches jeder Einzelſtaat ſeinen Bürgern gewähren muß. Wir wünſchen dies vornehmlich um der deutſchen Einheit willen. Eine kräftige Föderation iſt nur möglich zwiſchen Staaten, die in ihrer inneren Entwickelung mindeſtens nicht durch die Kluft von Jahrhunderten getrennt ſind; nun gar das allgemeine Stimmrecht wird zur Lüge in einem Staate mit mecklenburgiſchen Zuſtänden. Soeben kommt uns eine Schrift zu: études sur le Mecklembourg et sur la question allemande, par M. Bonchard, erſchienen bei dem Verleger der Geſchichte Julius Cäſar's, alſo doch wohl auf einen größeren Leſerkreis berechnet, obgleich man verſucht iſt, das Ganze für einen ſchlechten Witz zu halten. Ein niederſchlagender Gedanke, daß ein ſo verwahrloſtes Gemeinweſen in dem neuen Deutſchland noch geduldet, ſein verrotteter Unfug dem Auslande angeprieſen wird! Der Braun'ſche Antrag iſt gefallen; unſer deutſches Zollweſen wird mindeſtens auf einem Gebiete den Mecklenburgern die Gleichheit vor dem Geſetze bringen, und vielleicht hält durch dieſe Breſche die moderne Zeit ihren Einzug in das unglückliche Land. Wahrſcheinlicher iſt leider, daß der Staat aus eigener Kraft nicht geſundet und der Bund ſich zuletzt doch entſchließen muß, ſeine Verfaſſung zu ändern und allen norddeutſchen Bürgern ein beſcheidenes Maß öffentlicher Rechte zu verbürgen.

Auch ohne dieſe wünſchenswerthe Erweiterung bleibt der Wirkungskreis der Bundesgewalt ein ſehr ausgedehnter, und mit Genugthuung hören wir die nur wenig übertriebene Klage der ſächſiſchen Particulariſten, daß kein einziges Hoheitsrecht der Einzelſtaaten ungeſchmälert ſei. Auf dem Gebiete der materiellen Intereſſen wird, wenn erſt die reichen Verſprechungen der Verfaſſung, die Einheit der Maße und Münzen u. ſ. f., in Erfüllung gehen, das neue Deutſchland einer Klarheit und Einfachheit des Verkehrs ſich erfreuen, wovon noch eine nahe Vergangenheit kaum zu träumen wagte. An dieſen glänzendſten Abſchnitten der Verfaſſung ſollte auch der grimmigſte Zweifler lernen, daß hier ein dauerhaftes Werk vertrauenerweckender Fürſorge, gründlicher Geſchäftskenntniß vorliegt. Auch die Reformen, welche ſich ſogleich verwirklichen, ſind hochbedeutſam. Am Straffſten erſcheint die Centraliſation in dem Poſt- und Telegraphenweſen, und hier allerdings war der Particularismus ſchlechthin von Uebel, er vermochte nicht einmal Scheingründe für ſein Recht aufzuweiſen. Poſten und Telegraphen werden Bundesſache, in einzelnen Staaten übernimmt Preußen die geſammte Verwaltung, in anderen ernennt es die höheren Beamten, in allen behält es die Leitung; die Einnahmen fließen in die Bundeskaſſe. In dem Eiſenbahnweſen laſſen ſich die traurigen Werke kleinköniglicher Staatsweisheit nicht gänzlich beſeitigen. Das hannoverſche Eiſenbahnnetz mit dem claſſiſchen Knotenpunkte Lehrte und der klaffenden Lücke zwiſchen unſeren beiden größten Emporien wird die Welt noch lange an den Segen des Welfenreiches erinnern.

Aber diese Lücke wird sich schließen, und ein Skandal wie jener berufene kleine Krieg gegen die Jahdebahn ist nicht mehr möglich, seit der Bund das Recht besitzt, die für den Verkehr und die militärische Sicherheit nöthigen Bahnen selbst bauen zu lassen. Wir übergehen die Fülle der Detailbestimmungen; sie verrathen in ihrer unsystematischen, aber praktischen Fassung überall die Hand kundiger Fachmänner; so sind die beiden neuerdings lautesten Klagen der Geschäftswelt über die Höhe der Tarife und den Mangel an Betriebsmitteln jetzt durch den Bund erhört.

Wir erhalten endlich eine deutsche Kauffahrtei, unter deutscher Flagge, vertreten durch Bundesconsuln, deren Anstellung unvermeidlich zu den längst ersehnten Reformen in unserem Consulatswesen führen wird. Norddeutschland wird ein einheitliches Zollgebiet bilden; bereits ist in Schleswig-Holstein durch Einführung des Vereinszolltarifs der erste Schritt geschehen zur Aufnahme der Provinz in die deutschen Zollgrenzen; und die Zollgesetzgebung wird sich nicht mehr stoßweise durch Krisen und Sonderbundsversuche, sondern stätig durch die Mehrheitsbeschlüsse der Bundesbehörden fortbilden. Wie das gemeinsame Indigenat uns noch nicht die vollkommene Freizügigkeit verschafft, so wird auch durch die Einheit des Zollgebietes nicht sofort die absolute Freiheit des inneren Verkehrs gegründet; den Bundesstaaten ist gestattet die inländische Consumtion mit Steuern zu belegen, mit Ausnahme einiger Artikel, deren Besteuerung dem Bunde zukommt. Eine vollständige Entlastung des Verkehrs von dem Ungemach der Accisen, der Mahl- und Schlachtsteuern u. dgl. hat bisher noch kein Großstaat des Continents erreicht, wir dürfen aber sehr bald auf den vollständigen Sieg der Verkehrsfreiheit hoffen. Dafür bürgen uns die guten Traditionen altpreußischer Freihandelspolitik, welche heute wieder in unserem Handelsministerium lebendig sind; dafür bürgt uns noch mehr das verwickelte Verhältniß des neuen Zollgebiets zu den Hansestädten.

Wir sahen den Debatten über die Handelspolitik Hamburgs und Bremens mit Spannung entgegen und mit dem guten Willen uns durch die Stimmen hanseatischer Sachverständiger belehren zu lassen; aber selbst die wohlerwogene Beredtsamkeit des Herrn H. H. Meier hat uns nicht überzeugt von der Nothwendigkeit die handelspolitische Sonderstellung der Hansestädte aufrecht zu erhalten. Es war kein glücklicher Gedanke, diese Sonderstellung zu rechtfertigen durch die angeblich ganz unerhörte Blüthe der beiden Städte. Wenn wir die lange Reihe mächtiger Emporien in Großbritannien und Nordamerica vergleichen oder auch nur die Menge blühender Handelsplätze in den rheinischen Niederlanden, so scheint es uns keineswegs wunderbar, daß an den Mündungen des gewerbfleißigen, dichtbevölkerten Weser- und Elbgebiets sich zwei reiche Handelsstädte gebildet haben. Noch weniger überzeugt uns der Hinweis auf die mächtige Zunahme des hanseatischen Handels in den letzten Jahrzehnten; Niemand wird diesen Fortschritten die Anerkennung versagen, aber sie erfolgten in einer Epoche allgemeinen Aufschwunges der Volkswirthschaft. Selbst in Bremen, das noch rascher aufwärts strebt als die bedachtsamere, des Erworbe-

nen frohe Schwesterstadt, selbst in der rührigsten der Hansestädte hat die Bevölkerung kaum halb so rasch zugenommen wie in Berlin, und sogar die unvergleichlich ungünstiger gelegenen preußischen Ostseeplätze sehen ihre Volkszahl weit schneller wachsen. Entscheidend bleibt die Frage: ist der hanseatische Handel wirklich so ganz eigenthümlicher Natur, daß er der Freihäfen bedarf, während alle anderen großen Handelsplätze der Welt innerhalb nationaler Zöllinien gedeihen und die hanseatischen Schiffe selber in fremden Häfen sich ohne große Beschwerde der Zollcontrolle unterwerfen? Eine befriedigende Antwort hierauf ist bisher im Parlamente noch kaum versucht worden. Es scheint uns an der Zeit, einmal zu erinnern an die Schattenseiten jenes hanseatischen Bürgerthums, dessen Tugenden immer ein Stolz der Nation bleiben werden. Es ist die Weise des Kaufmanns, in dem Staat nur den Dränger, den unberufenen Vormund zu sehen; der republikanische Dünkel schaut mißtrauisch auf die Monarchie, obgleich diese heutzutage dem Volke ungleich größere Rechte gewährt, als ein Kaufherrenstaat gestatten kann. Wenn in dem Parlamente ein hanseatischer Staatsmann alles Ernstes behaupten konnte, eine starke deutsche Kriegsflotte werde unseren Handel schädigen, so erinnern wir uns des Verlangens nach Neutralität der vaterstädtischen Flagge, das in Hamburg fast während jedes deutschen Krieges auftauchte, wir entsinnen uns jener blühenden Yankeephrase, die Präsident Jackson einst dem hanseatischen Gesandten in's Gesicht warf: „die Hansestädte sind Hühner, die das Pferd der vereinigten Staaten nur aus Mitleid nicht zertritt.“ So lange das Vaterland dem Handel der Hansestädte als Ausland gilt, ebenso lange werden sie auch politisch nicht vollständig mit uns verschmelzen, der weltbürgerliche staatlose Kaufmannssinn nicht durch kräftigen Nationalstolz verdrängt werden. Ihre Freihafenstellung steht und fällt mit der Zersplitterung Deutschlands. Sobald das deutsche Hinterland *ein* Zollgebiet bildet, hat die Nation gar keinen Vortheil mehr von der Absonderung ihrer Häfen, und immer fühlbarer werden die Nachtheile der Trennung hervortreten, der demoralisirende Schmuggel, die unleidliche Erschwerung des Kleinverkehrs mit der Nachbarschaft. Wenige Wochen strenger preußischer Zollcontrolle an den Grenzen der Provinz Schleswig-Holstein haben hingereicht, die Agitation in Lübeck für den Anschluß an den Zollverein zu verstärken. Aus den Klagen der Industrie und des Kleinhandels wird sehr bald auch der Großhandel die Einsicht gewinnen, daß die Absonderung so verkehrsreicher Gebiete auf die Dauer eine physische Unmöglichkeit ist. Schon jetzt äußert Altona laut den Wunsch nach Einschluß in die deutsche Zollgrenze; hält diese Agitation an, so kann die preußische Regierung einer preußischen Stadt die Gleichstellung mit den übrigen Plätzen der Monarchie schließlich nicht versagen; wie aber läßt sich eine Zöllinie zwischen zwei Nachbarstädten oder vielmehr inmitten der Straßen *einer* volkreichen Stadt aufrechthalten? Das Parlament hat nicht nur, was sich von selbst rechtfertigt, den unausführbaren sofortigen Eintritt der Hansestädte nicht verlangt, sondern die Nachsicht gegen sie noch weiter getrieben: ihre Aufnahme in die nationale Zöllinie ist ihrem eigenen Willen anheimgestellt. Wir denken, diese Lage werde die frei-

händlerische Richtung der preußischen Verkehrspolitik verstärken. Die in der Wissenschaft längst zum Gemeinplatze gewordene Erkenntniß, daß nur eine kleine Minderzahl der Waarenzölle einen erheblichen finanziellen Ertrag bringt, beginnt endlich in den Bureaus der Handelsministerien anerkannt zu werden; und wenn erst die Vereinfachung unseres Zolltarifs erfolgt ist, so wird die deutsche Zollcontrole ihre Schrecken für den hanseatischen Kaufherrn verlieren.

Die unsystematische Natur des Bundes zeigt sich sehr grell in seinem Finanzwesen. Seine Einnahmen bestehen 1) aus den Reinerträgen der Zölle und den gemeinsamen indirekten Steuern, welche von den Bundesstaaten nach gemeinsamen, also für einzelne Grenzländer sehr nachtheiligen, Grundsätzen verrechnet werden und in der Form als Beiträge der Einzelstaaten erscheinen; 2) — wenn anders man diesen imaginären Posten aufzählen will — aus den Ersparnissen der Bundeskriegsverwaltung bis zum Jahre 1871; 3) aus dem Ertrage der Posten und Telegraphen, die von dem Bunde ausschließlich verwaltet werden. Das Fehlende wird ergänzt 4) durch Matricularbeiträge. Dieser leidige Nothbehelf, eine ganz irrationelle Kopfsteuer, die das arme Detmold etwa mit der gleichen Summe belastet wie das reiche Bremen, ward in dem alten deutschen Bunde nur deshalb erträglich, weil die Summen geringfügig, und die Steuerzahler ohne Vertretung waren. In dem neuen Bunde wird die Ungleichmäßigkeit der Belastung bald sehr fühlbar werden; das Parlament erwarb sich daher ein Verdienst als es dem Bunde auch die Befugniß direkte Steuern aufzulegen gab. Die Ausübung dieses Rechtes wird sehr lästig in die Finanzverwaltung der Einzelstaaten eingreifen und noch einige Zeit auf sich warten lassen; aber ohne Störungen der Verwaltung der Glieder ist kein kräftiger Bund möglich, und die direkte Bundessteuer wird eine mächtige Klammer mehr bilden, um die Volkswirthschaft der Nation zusammenzuhalten.

Die heftigsten Debatten des Parlaments bewegten sich um die Rechte des künftigen Reichstags. Der Radicalismus hatte die berufene Uebertragungstheorie aufgestellt, wonach jedes Recht, das bisher einer deutschen Volksvertretung zustand, auch dem deutschen Parlamente zugetheilt werden sollte. Der Widersinn dieser Phrase liegt auf der Hand, da Werth und Sinn eines politischen Rechtes sich verändert, sobald man es in einen neuen Zusammenhang stellt. Das Parlament bedurfte einiger Zeit, bis in den bewegten Debatten diese Erkenntniß durchschlug, und ein Compromiß entstand, das heute, offen oder in der Stille, von allen Besonnenen gebilligt wird. Die Landtage der Kleinstaaten waren bisher verpflichtet, die durch Bundesgesetze geforderten Militärausgaben zu bewilligen; in Preußen beanspruchte die Krone kraft des Gesetzes vom 3. September 1814 das Recht die Stärke des Heeres nach den Staatsverhältnissen zu bestimmen, über die Consequenzen dieses Rechts brach der Conflict aus. Von jetzt an bis zum Jahre 1871 ist ein rechtlich und thatsächlich unüberschreitbarer Friedenspräsenzstand vorgeschrieben. Das lange ersehnte Wehrgesetz ist also provisorisch festgestellt, für die Zukunft steht ein umfassendes Bundesmilitärgesetz in Aussicht. Ein großer Gewinn, denn die allgemeine Wehrpflicht wird zur

unerträglichen Bürde, wenn die Pflichtigen nicht gegen die Willkür des Reichstags wie der Regierung gesichert sind. Es bildet ferner der feststehende Friedenspräsenzstand in unserer rasch anwachsenden Bevölkerung eine sinkende Last. Endlich ist nicht nur die bisherige Zeit der Dienstpflicht für Preußen erheblich vermindert — bis auf 12 Jahre —, sondern die Kriegsverwaltung ist gezwungen, auf eine Verminderung der Dienstzeit bei den Fahnen hinzuarbeiten, wenn sie die Zahl der militärisch ausgebildeten Mannschaften vermehren will. Nach dem Jahre 1871 sind allerdings Conflikte denkbar; da die für die heutige Friedenspräsenzstärke des Heeres bestimmten Beiträge der Bundesstaaten fortdauern, der Reichstag also nur die Ausgaben zu bewilligen hat. Aber die Organisation des Heeres steht verfassungsmäßig fest, eine Vermehrung des Friedenspräsenzstandes der Armee ohne Zustimmung des Reichstags ist rechtlich und thatsächlich verhindert, an eine Verminderung zu denken wird die Lage der Welt ohnehin der nächsten Zukunft nicht erlauben. Auch glauben wir, daß bis zum Jahre 1871 der Liberalismus sich der Regierung genähert haben wird. Schon heute beginnt man ernstlich die gewöhnlichen Vorstellungen über das sogenannte Budgetrecht zu prüfen und findet, daß sie nicht dem englischen, sondern dem französischen Vorbilde traurigen Angedenkens entlehnt sind; man erkennt, daß das gepriesene allgemeine Steuerverweigerungsrecht in dem regelmäßigen Gange des Staatslebens weniger durchschlagend wirkt als das bescheidenere Recht, neue Steuern, neue Ausgaben zu verweigern. Und dies bescheidenere Recht wird dem deutschen Reichstage in vollster Wirksamkeit zustehen. Der Bund hat nicht, wie bisher die Krone Preußen, reiche Einnahmen aus bestehenden Steuern zu seiner Verfügung, er beginnt mit dem Deficit, er kann nicht leben ohne die Bewilligungen des Reichstags. Uns deucht, das seien günstige Vorzeichen für unser constitutionelles Leben.

Bei den Verhandlungen über die Zusammensetzung des künftigen Reichstags kam der Gedanke ein Oberhaus zu bilden kaum ernstlich zur Sprache; Jedermann fühlte, daß die räderreiche Maschine des Bundes nicht noch verwickelter werden dürfe. Die Bitterkeit, welche der Streit über die Diäten hervorrief, die heftigen Invectiven gegen „die Bildung einer privilegirten parlamentarischen Kaste“ werden wohl schon einer nahen Zukunft unverständlich sein. Ein unbesoldeter Reichstag steht geachteter da nach oben wie nach unten, er darf auf die Mitwirkung der Aristokratie zählen, die man sonst der neuen Ordnung verfeindet. Die einzige unerfreuliche Erfahrung, welche Italien an seinem unbesoldeten Parlamente gemacht hat, wird dem Volke der allgemeinen Wehrpflicht und der Stein'schen Städteordnung erspart bleiben. Unsere Nation ist zu sehr an den uneigennützigen Dienst für das gemeine Wohl gewöhnt, als daß wir fürchten müßten, unsere Parlamentsmitglieder würden, wie die italienischen, saumselig und unvollzählig auf dem Platze erscheinen. Mit überwältigender Mehrheit wurde endlich das allgemeine Stimmrecht angenommen — ein merkwürdiger Beweis für die Umstimmung der öffentlichen Meinung. Wir unsererseits sind unserer alten Ueberzeugung treugeblieben und können dem suffrage

universel nur den einen Vorzug zugestehen, daß es häufig, keineswegs immer, der Volksvertretung ein großes moralisches Ansehen verleiht, gegenüber dem Auslande wie gegen den Radicalismus im eigenen Lande. Wir bewundern keineswegs das preußische Wahlgesetz, das dem Coterieweſen Vorschub leistet. Aber einen mäßigen Census, der mindestens die ganz abhängigen Bestandtheile der Gesellschaft von der Wahlurne ausgeschlossen hätte, konnte man mit einigem politischen Muthe sehr wohl feststellen. Es ist nicht wahr, daß das allgemeine Stimmrecht, einmal gegeben, nicht wieder genommen werden durfte; unsere Massen kennen den Gleichheitsfanatismus der Franzosen nicht. Der Satz, jeder Census sei eine Willkür, beweist zu viel, also gar nichts; alle Wahlgesetze bestimmen eine Grenze für die Wahlfähigkeit, und sei es auch nur die Grenze des Alters, und jede gesetzliche Grenzlinie muß sich in einzelnen Fällen als Willkür erweisen. Die letzten Wahlen haben ein nicht ungünstiges Ergebniß geliefert, aber sie geschahen unter der Einwirkung einer mächtigen nationalen Erregung: das Volk von Preußen wollte sich die Früchte der böhmischen Schlachten nicht verkümmern lassen. Ob bei neuen Wahlen in anderer Zeit dieselbe Mäßigung sich zeigen wird, ist keineswegs sicher. Die Taktik aller Parteien wird nunmehr, da sie auf die Massen zu rechnen haben, neue, schwerlich edlere Formen annehmen müssen; unter allen Parteien sehen sich die gemäßigten, auf deren Kraft jeder geordnete Staat zählen muß, am schwersten bedroht; und wir sind keineswegs sicher, ob nicht mit der Zeit, gefördert durch das allgemeine Stimmrecht, die socialistischen Elemente unserer großen Städte zu drohender Stärke anschwellen werden. Gebe Gott, daß die unverwüstliche Sittlichkeit unseres Volkes solchen Versuchungen widerstehe!

Wir haben unsere Bedenken gegen einzelne Bestimmungen der Verfassung scharf hervorgehoben, weil wir unsere Leser bestärken wollten in der Einsicht, daß die großen organisatorischen Arbeiten der nächsten Zukunft einem noch unfertigen Werke gelten und darum einer fleißigen, tiefeindringenden Vorprüfung durch die öffentliche Meinung dringend bedürfen. Indem wir aber noch einmal die Verfassung im Ganzen überschauen, können wir uns nicht begnügen mit dem selbstverständlichen Worte, daß das Beschlossene Achtung und Unterordnung verlangt, noch mit der mattherzigen Versicherung, der Tadel gegen einzelne Punkte berechtige nicht zum Verwerfen des Ganzen. Wir müssen rundweg die Ueberzeugung aussprechen: Diese Verfassung ist der Markstein des größten Fortschrittes, den das politische Leben der Deutschen je vollzogen hat; späte Geschlechter werden einst das Andenken des ersten norddeutschen Reichstags segnen und seine verblendeten Gegner belächeln. Wir Männer der nationalen Partei haben allzulange unsere Feder tauchen müssen in Zorn und Bitterkeit; auch jetzt noch finden wir nur schwer jenen Ton ruhiger, besonnener Zuversicht, der einer aufsteigenden Nation geziemt. Und wie sie aufsteigt, diese Nation, wie unablässig jene schöpferischen Kräfte, die der Krieg entfesselte, weiter bauen an dem deutschen Staate, das wird uns abermals bekräftigt durch die Schutz- und Trutzbündnisse und die jüngsten Zollvereinsverträge mit Süddeutschland.